Adalbert Stifters Werke.

[I.]

Briefe.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Vorrede.

Wie Stifters Leben dem innersten Gehalte nach in seinen Werken sich ausgesprochen findet, so sind auch die Briefe, welche hier in drei Bänden gesammelt den Freunden des Dichters vorgelegt werden, als ein unmittelbarer Ausdruck dieses inneren Lebens, ein Theil seiner Werke. Zwei Bände Erzählungen und ein Band vermischter Schriften, zum Theile dem noch ungedruckten Nachlasse, zum Theile verschiedenen Sammelwerken, in denen sie im Laufe der Jahre zerstreut erschienen sind, entnommen, werden in kürzester Zeit folgen und den Schluß derselben bilden.

„Briefe", sagt Göthe*), „gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins oder Zustandes

*) Band 24, Seite 5, Ausgabe in 30 Bänden.

sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam." Diese Worte, welche Stifter selbst an einer die Herausgabe seiner Briefe berührenden Stelle anführt, überheben wohl der Nothwendigkeit, das Erscheinen dieser Sammlung noch weiter zu rechtfertigen. Was den Besten aller Zeiten wie ein unwandelbares Gattungsmerkmal aufgeprägt ist, tritt uns auch in Stifter unverkennbar entgegen: er kannte ein Höchstes, und hatte den Muth es erringen zu wollen. Das Loos, daß es ihm doch nicht ganz gelungen, theilt er mit allen, selbst den Beglücktesten. Denn was dem Einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze, und auf den Lippen, wenn sie sich für immer geschlossen haben, schwebt noch etwas, wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimniß. Darum, in dem dunklen Gefühle, daß der Mensch stets unendlich mehr ist, als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeit lang mit und unter uns wandle. Zur Erfassung dieses Ersten und Wesenhaften in Stifter, aus dem sein Dichten erst wie ein Zweites hervorging, werden seine Briefe die unverfälschbaren Einzelzüge bieten, die im allmählichen Aneinanderschließen immer deutlicher die volle Persönlichkeit hervortreten lassen.

Da sich weder Konzepte noch Abschriften der Briefe im Nachlasse vorfanden, so wurde die beabsichtigte Herausgabe nur durch die Mitwirkung möglich, zu welcher die Besitzer der Originale durch Einsendung derselben sich freundlich bereit finden ließen, und es möge erlaubt sein, an dieser Stelle hiefür den wärmsten Dank auszusprechen. Vieles ist freilich unwiederbringlich verloren — an drei Orten sind zahlreiche, höchst werthvolle Briefe, die zusammen vielleicht einen Band gegeben hätten, durch Feuer zu Grunde gegangen —, einiges mußte auch für jetzt noch von der Aufnahme ausgeschlossen bleiben; dennoch aber dürfte keine der wichtigeren Beziehungen des Dichters und keine bedeutsamere Seite seines Wesens in der Sammlung ganz unvertreten sein. Sein äußeres Leben hatte nichts, was die Neugier zu reizen vermöchte, und sogenannte interessante Aufschlüsse über Personen und Verhältnisse, wie sie manche derartige Werke bringen, würde man also hier vergebens suchen; wer aber zu erkennen strebt, wie ein edler und reicher Geist in dem andrängenden Gewirre der Außenwelt sich zu behaupten und sie durch sein eigenes Licht zu verklären und zu erheben sucht, wird gerne mehr als einmal zu ihnen zurückkehren. Sie enthalten zudem die vollständige Darlegung dessen, was dem Dichter bei seinen Arbeiten vorschwebte, und geben so einen zuverlässigen Kommentar, und den einzig berechtigten Ausgangspunkt für die Würdigung derselben.

Die den Briefen vorangehende biographische Skizze soll für sie den Werth einer Einleitung haben und das Zusammenfassen der in denselben sich darlegenden Einzelheiten erleichtern.

Linz, Januar 1869.

Der Herausgeber.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Adalbert Stifter.

Adalbert Stifter wurde am 23. October 1805 in dem Städtchen Oberplan in Böhmen geboren. Der Ort, wie auch die nächste Umgebung ganz von Deutschen bewohnt, liegt vier Wegstunden westwärts von Krumau am nördlichen Abhange des Böhmerwaldes, jenes langgestreckten Bergrückens mit dem breiten, traulich dunklen Waldbande, zu dem Stifter in seinen Dichtungen mit fast rührender Pietät immer wieder auf's Neue zurückkehrt.

Sein Vater war Bürger und Hausbesitzer daselbst und Leinweber von Gewerbe, das er jedoch nicht ausübte. Statt dessen trieb er einen kleinen Flachshandel und beschäftigte sich, wie es in kleinen Orten, wo noch Feldbau und städtische Gewerbe mit einander gehen, gewöhnlich ist, nebenbei mit Feld- und Wiesenbau. Seine Mutter, die er auch später, als er schon in Amt und Würden stand und sein Name weit und breit bekannt war, mit kindlicher Liebe ehrte, hieß Magdalena Friepeß.

Schade, daß die Erinnerungen aus der frühesten Kindheit so dürftig sind! Bei Naturen, wie die Stifters, welche nebst einer ungemeinen Empfänglichkeit für Eindrücke auch die Gabe leben-

digen Bildens und Gestaltens empfangen haben, müßte sich uns da eine Poesie enthüllen, die uns mit dem Zauber eines ahnungsvollen Märchens umfinge und gefangen hielte. So plagte Adalbert als Knabe und [illegible] später noch, wenn er in den Ferien nach Hause kam, die Mu[illegible]ngzahlige Male, ihm doch zu sagen, was es denn gewesen sei, was er als Bild unauslöschlich in der Seele trage. Er sei hoch oben gewesen, und habe niedergeblickt auf eine unaussprechliche Herrlichkeit von Lichtern, Farben und Flammen; Gestalten in weißen und goldenen Gewändern seien hin- und hergewandelt und wundervolle Töne und Klänge in den Räumen geflossen. Aber immer vergeblich sann die Mutter, bis es ihr endlich einmal plötzlich einfiel, daß Adalbert sich der Auferstehungsfeier erinnere, zu der ihn Onkel Simon, als er noch nicht ganz ein Jahr alt war, in die Emporkirche mitgenommen hatte. Eine ähnliche Wunderwelt ging für den Knaben aus dem unscheinbaren Worte Schwarzbach hervor. So hieß ein Schloß in der Nähe von Oberplan, das er von Leuten, die dort zu thun hatten, öfter nennen hörte. Aber er übertrug den Klang des Wortes in das Reich des Sichtbaren, und bald war es auf der Gasse seine Lieblingsbeschäftigung, aus Steinchen und Spänen Schwarzbach zu bauen. Wenn dann die Gänse an ihm vorüber schritten, oder ein Hund vorbei lief, so gingen sie nach Schwarzbach, und wenn der unheimliche, schwarze Geselle, der die Töpfe der Mutter mit dem künstlichen Drahtgitter umgab, vor der Thüre saß, so war auch dieser von Schwarzbach gekommen, und es war ihm immer, er selbst werde auch einmal nach Schwarzbach gehen, und sehen, was für ein Ding das sei.

Ganz besonders anregend wirkte auf ihn die Großmutter väterlicher Seite, Ursula Kary aus Glöckelberg, eine Frau, die

Stifter ſelbſt „eine lebendige Chronik und Dichtung“ nennt (Brief an Louiſe Stifter, 21. April 1855). Sie wußte eine Unzahl von Sprüchen, erzählte Geſchichten, ſo voll von Wundern und ſo ſchön, daß ſie gleich wieder von vorne anfangen mußte, wenn ſie zu Ende war, und ſang eine Menge der herrlichſten Lieder. Der Knabe wollte Alles wiſſen und fragte um Alles, und die Großmutter hatte für Alles eine Antwort, ein Bild, ein Gleichniß. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem blauen Himmel, und insbeſondere die Abendröthe betrachtete er mit immer neuem Staunen und kindlich friſcher Freude, aber auch da war es Frau Urſula, welche über das bloße Staunen hinweghalf, und der Phantaſie des Knaben Anregung und Befriedigung zugleich gab. Es ſeien die Kleider unſerer lieben Frau, ſagte ſie, welche dieſe jeden Abend aushänge*), und ſie habe deren ſo viele. Freunde der „Studien“ werden ſich der alten Großmutter im „Haidedorf“ erinnern, die den Schemel in die Wieſe trägt und dem Enkel prophetiſche Segensworte nachruft. In ihr hat Stifter der eigenen Großmutter ein Denkmal geſetzt.

Dieſe Frau Urſula war es auch, welche die erſte Verkündigung von Stifters dichteriſcher Begabung erhielt. Adalbert erzählte gerne, und man konnte ihm keine größere Freude machen, als ihm zu erzählen oder ihm zuzuhören. Als er nun leſen gelernt hatte, war es beſonders die bibliſche Geſchichte, welche ihn anzog. Einſtmals, als er die Großmutter und noch eine andere Frau, da ſie nach Glöckelberg gingen, dahin begleiten durfte, erzählte er die Geſchichte vom egyptiſchen Joſeph ſo ausführlich und rührend,

*) Auf dem Lande findet man häufig die Gewohnheit, daß die Leute ihre Feſttagskleider zur Lüftung vor das Haus hängen.

daß die Frau voll Verwunderung ausrief: „Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der heilige Geist selber!“

Wie der blaue Himmel und die Abendröthe, so waren Farben überhaupt für den Knaben eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Fand er eine Feder, ein glitzerndes Steinchen, einen grünen oder blauen Glasscherben, so trug er den Schatz tagelang mit sich, hielt ihn gegen die Sonne, netzte und glättete ihn und ging lächelnd unter den Kameraden herum, bis ihm endlich doch ein „ich hab' was!“ entfuhr. Sehr bald erregten auch die schönen Linien und Farben des großen heimatlichen Wälderzuges seine Aufmerksamkeit und legten in seinen lebhaften Naturſinn das Gefühl für einfache und ruhige Größe (Brief vom 21. Juni 1866).

Diese Freude an der Schönheit der Dinge, und den reinen Blick, welcher diese Schönheit überall findet — diese beiden höchsten Dichtergaben, die für die ersten Kinderjahre wohl jedem Menschen geschenkt sind, bewahrte sich Stifter für sein ganzes Leben, und sie bilden einen charakteristischen Zug seines Wesens. Darum war ihm nichts klein und niedrig; alles Wirkliche war und blieb ihm ein hohes, unbegreifliches Wunder. Damit verband sich aber schon früh der Trieb nach dem Erkennen des Zusammenhanges der Erscheinungen. Woher der Wind komme, warum das Gras grün sei, wie Gott den Donner mache, mit diesen und ähnlichen Fragen verfolgte er wie ein nie ruhender Quälgeist seine Umgebung. Am leichtesten, aber keineswegs auf eine den Knaben befriedigende Weise zog sich der Knecht Simon aus der Sache, ein in den Legenden der Heiligen sehr bewanderter Mann, der Alles durch Wunder erklärte. Schwerer fiel es dem Vater, wenn er eine natürliche Erklärungsweise versuchte. Am

hilfloſeſten aber war die Mutter, der in der Regel ſchließlich nichts anderes übrig blieb als ein: „Jetzt gehſt und gibſt einmal Ruh', du Grundſchuhhieſel“ *).

Mit dem ſechſten Jahre begann für den Knaben die eigentliche Lernzeit. Der Schulmeiſter des Ortes (Joſeph Jenne war ſein Name) war ein ganz ausgezeichneter Mann, und Stifter gedachte ſeiner auch ſpäter bei jedem Anlaſſe mit dankbarer Verehrung. Anfangs war er ſchüchtern, doch machten ihn ſeine guten Fortſchritte bald muthiger, zuweilen auch etwas übermüthig; aber ein ernſtes Wort war hinreichend, ihn wieder in ſeine Schranken zu führen. In Oberplan war es, wie auch heute noch auf dem Lande, üblich, daß die aus größerer Entfernung kommenden Kinder über Mittag in der Schule blieben, um den Weg Nachmittags nicht noch einmal machen zu müſſen; ſie verzehrten dann etwas, was ihnen die Eltern mitgegeben hatten. Da geſchah es denn einmal, daß Adalbert, als er Nachmittags zur Schule kam, einem Mädchen das Butterbrot, das dieſes eben zum Munde führte, aus der Hand ſchlug. Wie es dabei gewöhnlich geht, fiel das Brot mit der fetten Seite auf den Boden, was die Unbill für die Betroffene noch kränkender machte. Sie führte beim Lehrer Klage, und Adalbert wußte ſich nur dadurch zu helfen,

*) „Hieſel“ in bairiſch-öſterreichiſcher Mundart Deminutiv von Mathias, Mathieſel. — Im „Nachſommer“ läßt Stifter den jungen Naturforſcher ſagen: „Ich war ſchon als Knabe ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge, wie ſie ſich ſo in der Schöpfung oder in dem geregelten Gange des menſchlichen Lebens darſtellte. Dies war oft eine große Unannehmlichkeit für meine Umgebung. Ich fragte unaufhörlich um die Namen der Dinge, um ihr Herkommen und ihren Gebrauch, und konnte mich nicht beruhigen, wenn die Antwort eine hinausſchiebende war.“

daß er sagte, es sei nicht wahr. Aber wahrscheinlich sagte sein Gesicht unverkennbar das Gegentheil, denn der Lehrer sprach ernst: „So, nicht wahr! das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du lügst!“ Diese Worte fielen ihm unsäglich schwer aufs Herz; „sie waren,“ sagte er einmal, „der erste große Seelenschmerz, den ich empfand.“ Aber noch bedeutsamer wurde diese Begebenheit für ihn dadurch, daß ihm damals zum erstenmale der Sinn für männliche Würde und Schönheit aufging. Denn, wie der Lehrer so vor ihm stand, fast allwissend, und streng aber doch ruhig sein Urtheil sprechend, da fiel es dem Knaben auf, „wie schön und herrlich doch der Mann sei.“

Auch Musik wurde in der Schule getrieben. Adalbert lernte geigen und die Klarinette blasen, vor Allem aber singen. Er hatte eine Altstimme und ein vortreffliches Gehör, so daß ihm jede falsche Note bei Andern auffiel; doch sang er sehr häufig selbst falsch und wurde oft scharf genug zurechtgewiesen. Für den vortrefflichen Geist der Schule zeugt es, daß, als Adalbert in der zweiten Klasse war, der Schulmeister Haydn's Schöpfung zur Aufführung brachte, wobei auch er mitwirkte. Aus dieser Zeit noch stammt die hohe Verehrung, die Stifter sein ganzes Leben hindurch für dieses Tonwerk hegte. Seine naturwissenschaftlichen Studien begann er mit Raffs Naturgeschichte. Er erblickte einmal das Buch auf dem Tische des Lehrers und ruhte nicht eher, als bis der Vater Herrn Jenne bat, dem Buben das Buch zu leihen, was dieser auch gerne that. Es wurde von vorne nach rückwärts und dann wieder von rückwärts nach vorne und immer wieder aufs neue gelesen, und unbeschreiblich war die Freude des Knaben, als er bei dem ersten Maikäfer, dessen er jetzt habhaft wurde, sich überzeugte, daß es ein legitimer Mai-

käfer ſei, weil ſich alle Merkmale an ihm fanden, die Raff von einem ſolchen fordert.

Auch der Vater las gerne, und ſo kam dem Jungen manches Buch in die Hände, das gerade nicht für ihn beſtimmt war. So unter anderm eine Erzählung, das „Bruſtbild“, wo ein junger Graf, der gegen alle Schönheit unempfindlich bleibt, endlich an einer Quelle auf einer Wieſe eine Jungfrau findet, ſchön „wie die Göttin der Blumen“. Dieſes große Wort trug nun der Knabe grübelnd viele Wochen lang mit ſich herum, und bemühte ſich herauszubringen, wie ſchön denn die Göttin der Blumen geweſen ſei. Auch ein Trauerſpiel, „Ludwig der Strenge“, wurde geleſen und zwar Vorſicht halber im Taubenſchlage; ja, Adalbert wurde dabei ſelbſt in die Handlung gezogen. Als er nämlich bis zu Ende vergebens gehofft hatte, daß Gott die offenbare Unſchuld der Gemahlin Ludwigs doch noch an den Tag bringen werde, kam er endlich ganz verweint ins Zimmer. „Haſt gewiß wieder gerauft!“ ließ ihn der Vater an; und da er, jetzt auch ſelbſt ein Opfer ungerechten Verdachtes, nichts antwortete, was ihm wieder als Verſtocktheit gedeutet wurde, ſo mußte er knien und ohne Abendſuppe zu Bette gehen.

Sogar zu dichten begann er bereits in dieſen Jahren. Er betrachtete nämlich ſchon als Kind, wie auch ſpäter immer, ein aufſteigendes Gewitter mit der größten Bewunderung, fürchtete ſich aber auch ganz entſetzlich vor demſelben. In dieſer Bedrängniß fing er an Gewitter zu beſchreiben, wobei er den Vortheil hatte, daß er ſie außerordentlich bewundern konnte, ohne ſich vor ihnen fürchten zu müſſen. In einem ähnlichen Zwieſpalte, wie mit den Gewittern, lebte er auch mit Geſpenſtern. Es beſtand in Oberplan, wie auch anderwärts, die

Gewohnheit, daß einer der älteren und verläßlicheren Knaben Abends das Gebetläuten besorgte. Im Frühjahr und Herbste fiel es schon in die Zeit der Dämmerung, und da war es denn auch Adalbert, welcher sich regelmäßig vor dem Schulhause einstellte und den Lehrer um Übertragung des Geschäftes bittend anging. Mit einem großen Bund Schlüsseln, darunter den großen Kirchenthürschlüssel, ging es nun zur Kirche. Er sperrte auf, stieg zuerst über eine steinerne Treppe zur Emporkirche, und dann über eine hölzerne in den Thurm. Alles das ging noch so so. Aber mit dem Brummen der großen Glocke kam das Grauen immer stärker, und zuletzt vereinigte sich mit ihr zum Entsetzen auch noch die kleine. Doch jetzt war's aus — der letzte Zug am Strange, unten sein und den Schlüssel einmal umdrehen, das Alles war eines. Alles Andere geschah schon in ruhigerem Tempo, denn jetzt war er sicher. Triumphirend brachte er die Schlüssel zurück, um sie am nächsten Abend als Belohnung wieder zu empfangen.

Auf das Andringen des Schullehrers, welcher dem Vater vorstellte, Adalbert müsse studieren, er habe noch keinen so begabten Knaben in der Schule gehabt, wurde er zum Kaplan des Ortes in den lateinischen Vorunterricht gegeben. Aber dieser wollte bei ihm so wenig anschlagen, daß der geistliche Herr nach einigen Monaten erklärte, es sei Schade um jeden Groschen, der Junge sei gänzlich talentlos.

Ende November 1817 traf die Familie ein schweres Unglück. Der Vater war mit einer Ladung Flachs in Oberösterreich; er war am Morgen vom Wirthshause zwischen Wels und Lambach weggefahren, und eine halbe Stunde später fand man nicht weit davon den Wagen umgestürzt, und unter diesem den Mann

erschlagen. Ein Wirth aus der Gegend von Oberplan brachte die Kunde nach Hause. Als die Mutter mit den Worten ins Zimmer stürzte: „Kinder, euer Vater ist todt, jetzt habt ihr niemand, der für euch sorgt!“ erhob sich der Großvater Augustin und sagte: „Versündige dich nicht, der Vater im Himmel stirbt nicht, und der wird sorgen!“ Indeß war die Lage der Mutter traurig genug; nebst Adalbert waren noch vier Kinder da, die essen wollten, mancher Gulden, der im Geschäfte ausstand, mußte verloren gegeben werden, weil nichts Schriftliches da war, und manche Forderung, die man bereits beglichen glaubte, wurde erhoben, so daß die arme Frau gar oft nicht aus und ein wußte. Was Adalbert betrifft, so schien es ihm im ersten Schmerz und aus Trotz gegen Gott das Beste zu verhungern, welchem Vorsatze er auch wirklich treu blieb, bis ihn zu hungern anfing. Dann aber schien es ihm doch besser, wieder zu essen, und, wie sich bald zeigen wird, war es auch wirklich das bessere.

Denn als im folgenden Sommer (1818) der Großvater mütterlicher Seite Franz Friepeß nach Oberösterreich ging, um die in Folge des Todes des Vaters nöthigen Geschäftsausgleichungen zu treffen, trat er den Tag vor der Abreise zur Mutter ins Zimmer, und fragte: „Nun was ist's mit dem Studieren beim Adalbert?“ „Damit ist's aus,“ antwortete sie; „der Kaplan sagt ja, er hat kein Talent.“ Aber der Großvater entgegnete: „Der Bub' ist findig wie ein Vogel und soll das bischen Latein nicht lernen können! das glaub' ich nicht! Gib mir ihn nur mit!“ So geschah es denn auch, und Adalbert kam mit dem Großvater nach Viechtwang, wo ein Neffe desselben, Bernhard Koch, Kaplan war. Der gab ein Schreiben an Professor Romuald in Kremsmünster, und dieser wies sie wieder an Pater

Placidus Hall, der im nächsten Jahre die erste Grammatikalklasse bekommen würde. Dieser nahm nun mit dem anfangs äußerst verlegenen und befangenen Jungen ein Examen vor, welches sich aber zuletzt für ihn zu einem wahren Triumphe gestaltete. Der Herr Professor fragte also zuerst, woher Adalbert sei, und wie die Ortschaften in der Umgebung von Oberplan heißen, und die Antworten waren vollständig befriedigend. Er fragte dann um die Bäume und Sträucher, um Wässer und Berge der Heimat, und Adalbert nannte sie alle mit großer Genauigkeit. Und selbst, als er gefragt wurde, ob er den Wirth und den Fleischer und noch andere Leute im Orte kenne, ob sie Pferde und Hunde hielten, und wie diese heißen, selbst da stockte er nicht, sondern gab über alles dies und noch über manches Andere, worüber er nicht gefragt worden war, ausführlichen Bescheid. Da erhob sich der Professor und sagte: „Nun, es ist schon gut, es wird schon gehen; bringt mir nun den Buben zu Allerheiligen wieder!“ Zögernd nahm der Großvater seinen Hut, aber in der Thüre faßte er doch noch ein Herz, wandte sich um und bemerkte bedenklich: „Aber das Latein, Herr Professor!“ Dieser aber erwiderte: „Nun, da habt ihr mir ja selbst gesagt, daß er nichts weiß! Aber es wird schon gehen, bringt mir ihn nur gewiß!“

So war es denn entschieden, daß Adalbert studieren sollte. Der Kaplan versicherte zwar noch immer, es sei jeder Kreuzer hinausgeworfen; aber die Mutter richtete Wäsche und Kleider zusammen, und zu Allerheiligen befand sich Adalbert in Kremsmünster, mit noch vier oder fünf andern in der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer. Hier begann nun für ihn ein schönes, fröhlich bewegtes Leben, und wir begegnen in seinen Schriften mehrmals einer halb wehmüthigen Erinnerung an den Ort, wo

ſich ihm zuerſt der Blick in eine reichere Welt, als die engbegrenzte ſeiner Kindheit, öffnete. Die erſten vierzehn Tage war er freilich noch ſchüchtern und hölzern, aber das gab ſich, und bei den lateiniſchen Aufgaben, welche wöchentlich am Freitag in der Schule, wie es ſchulmäßig hieß, pro calculo gemacht wurden, hatte Stifter gewöhnlich keinen Fehler. Nur ein einziges Mal begegnete es ihm, daß er drei Böcke hatte. Aber mit ſeinem Takt verſtand es der Profeſſor, der den lebhaft ſtrebenden Schüler liebgewonnen hatte, auch diesmal weiſe zu vermitteln. Während die Rangordnung der Leiſtungen ſonſt immer gleich am Montage bekannt gemacht wurde, verkündete er ſie diesmal erſt am Mittwoch Nachmittags, und Stifter mußte, da auch die Plätze nach den Leiſtungen angewieſen wurden, in die dritte Bank zurück. Hier blieb er jedoch nur über den Freitag (der Donnerſtag war ſchulfrei), denn am Samſtag ſchon verkündete der Profeſſor, Stifter ſei wieder der erſte. Doch war für dieſen die Schmach eine ſo ungeheure und nach ſeiner Überzeugung ſtadt- und weltbekannte, daß er ſich an jenem verhängnißvollen Nachmittage nicht getraute bei der Portier-Lieſel, die an der Kloſterpforte mit Äpfeln, Birnen, Lebkuchen-Dragonern und ähnlichen nützlichen Gegenſtänden und Schulrequiſiten einen einträglichen Handel trieb, vorüberzugehen, und lieber einen weiten Umweg durch den Kloſtergarten nahm.

Trotz des Eifers, mit dem ſich Stifter den Studien ergab, wurde doch die ſchöne Literatur keineswegs vernachläſſigt. Die Frau Stiftsamtmann war eine große Verehrerin und eifrige Förderin derſelben und füllte die ganze Zeit, die ihr die Geſchäfte des Haushaltes frei ließen, mit Lektüre aus. Es machte ihr große Freude bei einem ihrer Schutzbefohlenen ein ähnliches Intereſſe

wahrzunehmen, und ſie machte es ſich zur angenehmen Aufgabe, ihm dabei hilfreich die Hand zu bieten. So geſchah es denn, daß Adalbert in kurzer Zeit die ſämmtlichen Werke von Lafontaine, Spieß, Kramer und noch eine Menge anderer Ritter-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten geleſen hatte. Auch mit Schillers Räubern wurde er in dieſer Zeit bekannt, die, wie wohl bei jedem in dieſem Alter, einen ungeheuern Eindruck auf ihn machten.

Als das Schuljahr um war, ſchnürte auch Stifter ſein Bündel, um die erſten Ferien zu Hauſe zuzubringen. Er war erſter Preisträger geworden. Das Preisbuch wurde zuerſt in feines weißes, dann in ſtärkeres Papier geſchlagen und wohlverſchnürt, und ſo trug er es in der Hand von Kremsmünſter bis nach Oberplan. Unweit des väterlichen Hauſes ſah er den Großvater Franz auf dem Felde arbeiten. Der junge Student, überzeugt, er habe jetzt ein ganz anderes Anſehen, und der Großvater kenne ihn ſicher nicht mehr, ging ſchweigend auf ihn zu und freute ſich im Stillen der Überraſchung des Alten. Aber dieſer erhob nur den Kopf ein wenig und ſagte: „Wart' ein bischen, wir gehen dann gleich mit einander!“ Als jedoch das Prämium enthüllt war, bemächtigte er ſich desſelben, ging damit von Haus zu Haus und machte allen Leuten bemerklich, wie Recht er gehabt habe.

Stifter abſolvirte in Kremsmünſter die ſechs Gymnaſialklaſſen und die zwei philoſophiſchen Jahrgänge mit gleich gutem Erfolge. Es war eine ſchöne, freudenreiche Zeit. Die Lehrer liebten ihn, und ein großer Kreis von Freunden ſchloß ſich an den offenen, zu jedem luſtigen Streiche aufgelegten und immer dienſtbereiten Jungen. Sein unwandelbarer Gönner, P. Placidus,

wies ihm ſchon in der zweiten Klaſſe ſchwächere Schüler zu, um ihnen nachzuhelfen; ſo ward der Mutter die Sorge für den Unterhalt bald gänzlich abgenommen, und es blieb noch ein kleines Taſchengeld für extra Auslagen. Die herrliche Gegend, die ſich wie ein reizender Garten um die Abtei ausbreitet, im Süden die Alpenkette, welche Stifter von den Fenſtern der Wohnung, die er in den letzten zwei Jahren inne hatte, überſehen konnte, und beſonders die prachtvollen Gewitter, welche im Sommer dort aufſteigen, regten ſeinen lebhaften, empfänglichen Sinn mächtig an. Auch für das körperliche Gedeihen der Schüler wurde Sorge getragen, namentlich durch Unterricht im Schwimmen, und Stifter rechnete es ſich noch in ſpäteren Jahren zur Ehre an, einer der tüchtigſten und ausdauerndſten Schwimmer geweſen zu ſein. Durch gute Muſik, die in Kremsmünſter damals, wie auch jetzt noch, eifrige Pflege fand, war für den edelſten Kunſtgenuß geſorgt, und die Gemäldeſammlung des Stiftes, welche er ſich zugänglich zu machen wußte, zog ihn immer auf's Neue an. Auch mußte ſich ſchon damals bei ihm entſchiedenes Talent für das Zeichnen und Malen gezeigt haben. Denn der Lehrer ließ ihn, während alle ſeine Mitſchüler ſchon längſt zu Landſchaften übergegangen waren, immer und immer nur Bäume zeichnen, und da er ihn bat, ihn doch auch eine Landſchaft anfangen zu laſſen, erhielt er die treffliche Antwort: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen und nicht auf die andern ſchauen; die können machen, was ſie wollen, ſie bringen es ſo wie ſo zu nichts!“ In den ſpätern Studienjahren hat er denn auch wirklich eine große Menge von Landſchaften in Waſſerfarben ausgeführt, aber ſie ſind ſämmtlich verloren gegangen oder von ihm ſelbſt vernichtet worden. Dieſe Beſchäftigung war ihm jedoch nicht ein bloßer Zeitvertreib, ſondern ein von ſeinem

Wesen gefordertes Bildungsmittel. „Es war," sagt der junge Mann im Nachsommer (II. S. 42), „ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen strebte, desto schöner wurde auch dieses Unnennbare vor mir selber."

In den Humanitätsklassen (so hießen damals die zwei obersten des Gymnasiums) war P. Ignaz Reischl, ein ausgezeichneter Mann, Stifters Lehrer. Unter seiner Leitung wurde genauere Bekanntschaft mit Schiller gemacht. Auch Göthe's „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie" wurden gelesen. Daß es Meisterwerke seien, ahnte er schon damals und sprach es auch mit großer Entschiedenheit aus, obgleich er denen, die anderer Meinung waren, nichts entgegen zu setzen wußte; aber sein ganzes Herz besaß doch Schiller. Auch zu einer recht innigen Freundschaft mit den Alten kam es jetzt noch nicht; sie schienen ihm zu kalt und ruhig. Später änderte sich dies freilich, und dem gereiften Manne galten Göthe, Homer und Äschylos als die schönsten Sterne an dem Dichterhimmel.

Auch an Anregung zu eigenem Schaffen ließ es die Schule nicht fehlen. Gewöhnlich wurde die beste Arbeit vorgelesen, und es war immer die Stifters. Nur ein einziges Mal kam ihm ein anderer vor, und der Fall ist merkwürdig genug, um hier erzählt zu werden. Der Unterricht begann um 8 Uhr, um 7½ war die Schulmesse, und eine Viertelstunde früher wurden die Lehrzimmer geöffnet. Da jedoch natürlich die Hausuhren mit der Klosteruhr nicht immer gleichen Schritt hielten, und die Schüler sich in kirchlichen Dingen nicht gerne ein Versäumniß zu Schulden kommen ließen, so fanden sich die meisten schon um 7, ja um ¾ auf 7 und noch früher im Klosterhofe ein. Um die Zeit

der ſommerlichen Sonnenwende kam aber ein noch tiefer liegender Grund hinzu, nämlich die Kirſchen, welche einige vortreffliche Mädchen der Umgebung hieher brachten, ſo daß ſich zwiſchen dieſen und den Herren Studenten ſehr lebhafte kommerzielle Beziehungen entwickelten. Stifter hatte ſich nun eines Tages beſonders früh hier eingefunden. Der nächſte Ankömmling war ein Verzweifelnder. Ein Thema war in Jamben zu bearbeiten, aber trotz der vorgeſchriebenen vier Füße wollte das Ding nicht gehen. So bedrängt wendet er ſich an Stifter; wenn er ihm aus der Klemme helfe, werde er ihm ewig dankbar ſein. „Ja, das läßt ſich nur ſo hinſchreiben," meint dieſer; „ich bin geſtern ſchier den ganzen Tag über meiner Arbeit geſeſſen, und jetzt iſt's gleich 7." „Nun, was das Abſchreiben betrifft," erwiedert der Andere, „die erſte Stunde haben wir Religion, da geht es ganz leicht, wenn du mir's nur machſt." „Na," ſagt Stifter, „ich probier's halt, muß halt recht einfach werden." Und ſo ſetzt er ſich auf die Thürſtufe und macht die Jamben. Am nächſten Tage, wie der Herr Profeſſor mit dem Pack Aufgaben in der Hand in die Klaſſe kommt, lächelt er und ſagt bedenklich: „Schaut, dasmal iſt der Träger der erſte; der Stifter hat mir ein bischen zu viel gekünſtelt!" Es war die letzte Vormittagsſtunde, und nachdem das Schlußgebet geſprochen war, drängte der Schwarm gleich hinter dem Profeſſor zur Thür hinaus. Aber im Hofe wendet ſich dieſer um, winkt mit dem Finger und ruft: „Stifter! Träger!" So folgen ihm denn die beiden auf ſein Zimmer. Hier ſtellt er ſich vor ſie hin und ſagt langſam: „Alſo, Träger, du biſt heute der erſte!" Und nach einer Pauſe fährt er fort: „Soll nicht ſein! — Iſt nicht in der Ordnung! — Will die Sache aber auf ſich be-

ruhen lassen. — Wissen's ohnehin alle andern auch! — Jetzt gehe!"

Einmal gab Professor Reischl das auf die Gründung Kremsmünsters sich beziehende Thema: „Das Freudenfest am Trauerdenkmale" *) in Jamben zu bearbeiten. Stifters Arbeit war die beste. Sie hatte als Motto den Spruch des Egesippus: »Dulce est, inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria,« denselben, welchen er später der „Mappe" vorsetzte.

In den philosophischen Jahrgängen begann Stifter auch aus eigenem inneren Antriebe zu dichten, aber er hielt es so geheim, daß keiner seiner Freunde oder Lehrer etwas davon erfuhr. Es ist auch keine Zeile aus jener Zeit erhalten. So wenig ahnte er damals, welche bedeutende Stelle er einst in unserer Literatur einnehmen würde.

Im Jahre 1826 ging er nach Wien, um sich durch die vorgeschriebenen juridischen Studien die Beamtenlaufbahn zu erschließen; aber mit größerem Eifer und mehr Vorliebe trieb er Mathematik und Naturwissenschaften unter Ettingshausen, Baumgartner und Littrow. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich hier wie in Kremsmünster durch Ertheilung von Unterricht; die Ferien wurden gewöhnlich in Friedberg, einem Städtchen nahe bei Oberplan, im Hause der Eltern eines Studiengenossen zugebracht. Das Burgtheater, an welchem damals Künstler wie Anschütz, la Roche, Costenoble, Korn, Wilhelmi, Herteur und die Frauen Schröder, Sophie Müller und Julie Gley wirkten;

*) Kremsmünster wurde vom Herzog Thassilo zur Erinnerung an seinen Sohn, der hier bei einer Jagd um's Leben kam, gestiftet.

Konzerte, namentlich Oratorien (Haydn's Schöpfung ward nie versäumt); endlich der Besuch von Bilder- und andern Kunstsammlungen boten Genüsse der edelsten Art. Durch das Theater erst öffnete sich ihm das Verständniß Shakespeare's, und das entscheidende Merkmal jedes echten Kunstwerkes, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze", trat auf das eindringlichste vor seine Seele. Wie in dieser Hinsicht namentlich Anschütz auf ihn wirkte, hat er im Nachsommer, wo von der Aufführung des Lear die Rede ist, erzählt: „Mir kam es beinahe sonderbar vor," heißt es dort, „daß sie und ich selber in diesem unfreundlichen Wetter einem Raume zustrebten, in welchem eine erlogene Geschichte vorgespiegelt wird" (I. 298) — und dann (304): „Mein Herz war in dem Augenblicke gleichsam zermalmt, ich wußte mich vor Schmerz kaum mehr zu fassen. Das hatte ich nicht geahnt; von einem Schauspiele war schon längst keine Rede mehr, das war die wirklichste Wirklichkeit vor mir."

Zu Anfang der dreißiger Jahre griff er nach Jean Paul, und das Unergründliche, Wesenlose in dessen Werken fesselte ihn so, daß er einen Sommer lang fast nichts that, als auf dem Divan liegen und Jean Paul lesen. Dies hing aber mit einem großen Schmerze zusammen, der damals in ihm arbeitete, und dessen er nicht Herr werden konnte, lange vielleicht auch nicht wollte, so daß er nur mit den schattenhaften Gestalten jenes glühendsten, aber auch unklarsten und dämmerigsten aller Dichter denken und leben mochte.

Es sollte nun an dieser Stelle eine Geschichte erzählt werden, wie aus kindischem Beginnen und neckenden Scherzen allmälig die tiefsten Gefühle emporwuchsen, und wie dann jener

große Schmerz von dem oben gesprochen wurde, über zwei Menschen kam. Aber diese Geschichte ist schon erzählt, und zwar von Stifter selbst im dritten Bande des Nachsommers, innig und wahr, nur von dem Staube der Vergänglichkeit befreit und in das Reich der Dichtung gehoben. Sie ist wohl den meisten Lesern dieser Blätter bekannt, und es ist daher erlaubt, den Faden der Erzählung erst dort, wo sie endet, wieder aufzunehmen.

Es war ein sehr trauriger Tag, als er in einem offenen Wagen aus dem Städtchen hinausfuhr, und, an der Ecke der Gasse noch einmal zurückblickend, sie noch am Fenster sah — zum letztenmale in diesem Leben. Zwar hatte er ihrer Mutter, die den Tag vorher verständige Worte zu ihm geredet hatte, Recht geben müssen, und der Vater war dann, als es schon dunkelte, noch einmal zu ihm ans Fenster getreten, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und selber bewegt ihm Muth zugesprochen: „Lassen Sie nur, Herr Stifter, es wird schon Alles recht und gut werden!“ — aber dieser hatte doch das Gefühl, es sei nicht recht, und es könne nicht mehr gut werden. So kehrte er nach Wien zurück. Es kam nun jener Sommer, wo er, wie erwähnt, nichts that als Jean Paul lesen; dann kam der Winter und er entschloß sich allmälig doch wieder, Abends nach der „blauen Weintraube“ zu sehen, wohin noch einige andere wackere junge Männer kamen, „Gefühle zu haben“ *) und Leib und Seele zu erquicken. Gewöhnlich brachte Stifter durch seinen frischen Humor und den immer anregenden Inhalt seiner Worte auch an den andern Tischen das Gespräch zum

*) Brief vom 17. Juni 1836.

Stillstand, und hielt seine Zuhörer, auch solche, die eigentlich nicht zur Gesellschaft gehörten, bis weit über die Sperrstunde hinaus gefangen. Auch im Reuner'schen Kaffeehause, welches damals den Sammelpunkt ziemlich Aller bildete, die mit Kunst und Literatur in irgend einer Weise, sei es nun schaffend und bildend, oder nur lebhaft genießend, näher zusammenhingen, war er ein täglicher und stets willkommener Gast. Einige Briefe aus jener Zeit (so namentlich an Freiherrn v. Brenner vom 4. Febr. und 9. Dez. 1836 und an Freiherrn v. Handel vom 17. Juni 1836) geben Zeugniß davon, welch' lebendigen Antheil er an dem, was auf diesem Gebiete sich zu entwickeln begann, genommen, und gewähren überhaupt einen ziemlich tiefen Einblick in das Wogen und Drängen seines Innern.

Malerei und Poesie besaßen damals sein Herz noch zu gleichen Theilen; vielleicht stand er der ersteren sogar näher als der letztern. Der Einfluß, welchen die Naturwissenschaften, denen er sich, wie schon erwähnt, mit Eifer hingegeben hatte, auf seine künstlerische Begabung üben mußten, führte ihn nothwendig zunächst zu einer künstlerischen Auffassung der Natur, dann aber auch zu Versuchen, das Aufgefaßte auf das Papier oder die Leinwand zu bringen. So schon in Kremsmünster; und so auch jetzt wieder, jetzt aber mit der ganzen Kraft und Innigkeit eines tief erschütterten, nach Sammlung ringenden Gemüthes. Es waren größtentheils nur Studien; einiges jedoch wurde auch ausgeführt und kam in den Besitz von Freunden und Gönnern; eine größere Felsenpartie, die sich anfangs der vierziger Jahre auf den Kunstausstellungen zu Wien und Pest befand, brachte Herr Heckenast an sich. Weit höher aber als selbst der künstlerische Erfolg war der moralische anzuschlagen.

Die bei solchen Bestrebungen nothwendige Hingabe an ein bestimmtes, äußeres Objekt hatte nämlich das Gute, ihn die Jean-Paul-Stimmung leichter überwinden zu lassen und sein Wesen wieder zu größerer Ruhe und Klarheit zu führen.

Dazu kam endlich noch die Nachricht, daß Fanny die Gattin eines rechtlichen und ehrenhaften Mannes geworden sei, und so kam zuletzt auch wieder einmal ein rechter Fasching, und mit ihm kamen viele sehr preiswürdige Hausbälle, zu denen Stifter geladen war, und unter diesen auch einer von besonderer Wichtigkeit. Er wollte sich anfangs entschuldigen, er habe gestern die ganze Nacht getanzt und eben so vorgestern; aber endlich entschloß er sich doch hinzugehen. Zu den mancherlei glücklichen Ereignissen dieses Balles gehörte ganz besonders auch ein heftiger Platzregen, der gegen den Morgen vom Himmel fiel. Wägen waren nirgends mehr zu bekommen: also wurden die Damen von der Frau des Hauses mit gröberem Schuhwerk versehen, und in die Obhut der Herren gegeben. So brachte auch Stifter ein Fräulein und die ältere Begleiterin, bei welcher sie in Wien wohnte, nach Hause. Nach einigen Tagen erhielt er von der Frau, die jenen Ball gegeben hatte, ein Briefchen des Inhals: Fräulein Amalie vermisse ihre Ballschuhe, und man glaube sich zu erinnern, sie Herrn Stifter anvertraut zu haben. Dieser besann sich im Augenblick, setzte sich hin und antwortete, es sei wirklich so, die Schuhe befänden sich richtig in der Seitentasche seines Mantels, wo er sie bis jetzt vergessen habe; er werde sie selbst der Eigenthümerin übergeben. Dieses Versprechen hielt er wirklich. Beim Weggehen aber kam es ihm so vor, als wäre er zum Wiederkommen eingeladen worden, folglich kam er in drei Wochen wieder und dann noch öfter, was endlich die Folge hatte, daß er am 15. November

1837 in der Auguſtinerkirche der Vorſtadt Landſtraße mit Fräulein Amalie Mohaupt, der Tochter eines in Ungarn lebenden, penſionirten Artillerie-Offiziers, getraut wurde. In dieſer Vorſtadt war auch eine beſcheidene, aber freundliche Hofwohnung mit zwei Zimmern gemiethet und dem neuen Stande gemäß eingerichtet worden.

An dieſer Stelle ſcheint es nothwendig, die Frage nach den Subſiſtenzmitteln des Ehepaars zu beantworten. Damit nun verhielt es ſich ſo: Stifter hatte die juridiſchen Studien abſolvirt und wäre, wenn er Hoffnung gehabt hätte, Fanny zur Gattin zu erhalten, wie die meiſten ſeiner Collegen in ein Amt getreten, um ſo bald als möglich zu Brot zu kommen. So aber ſchien es ihm keine Eile zu haben; er wollte ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft leben, und erwarb ſich durch Ertheilung von Unterricht die Mittel zum Unterhalt. Als Lehrer im Hauſe des Grafen Colloredo war er in Verbindung mit einer einflußreichen Familie gekommen, und durch dieſe öffnete ſich ihm die Ausſicht auf eine Profeſſur an der Forſtlehranſtalt zu Mariabrunn, die aller Wahrſcheinlichkeit nach bald in Erledigung kommen mußte. Mit dieſem Gedanken zog er im Sommer 1837 nach Hadersdorf und ging von da täglich nach Mariabrunn, um die dortigen Hilfsmittel zu ſeiner weiteren Ausbildung zu benützen und namentlich Studien in der Forſtbotanik zu machen. Mit dieſer Ausſicht hatte ſich Stifter an Amaliens Vater, der damals in Miskolcz lebte, um die Hand ſeiner Tochter gewendet, und ſie ward dem künftigen Profeſſor nicht verſagt. Indeſſen geſtaltete ſich aber das Verhältniß zu der Verwandten, bei welcher Amalie in Wien lebte, immer unangenehmer, und ſo entſchloß man ſich kurzweg auch auf die bloße Ausſicht zur Profeſſur hin den Schritt zu wagen.

So standen die Dinge im November 1837. Aber gleich der nächste Winter brachte mancherlei Hauskreuz. Stifter hatte sich in Hadersdorf durch eine Erkältung ein Fußleiden zugezogen und lag den Winter über krank im Bette. Mittlerweile wurde für die Stelle in Mariabrunn, die nun wirklich frei geworden war, die Konkursprüfung ausgeschrieben. Er konnte sie natürlich nicht mitmachen, und als er wieder zum erstenmale ausging und, an einer Tischlerwerkstätte vorüberkommend, fragte, wem die Möbel gehören, die man da auflade, erhielt er zur Antwort, dem Herrn so und so, dem neuen Professor in Mariabrunn. Amaliens Schwester, Josephine, die man nach der Vermählung ebenfalls ins Haus genommen hatte, erkrankte an einer Lungenentzündung, die in eine schnell verlaufende Lungensucht ausartete und dem jungen Leben ein Ende machte. Amaliens Vater hatte versprochen, zur Tochter nach Wien zu ziehen, und man hatte bereits eine größere Wohnung aufgenommen; allein er starb in demselben Winter. Von den ungarischen Gerichten in Verlassenschafts-Angelegenheiten Aufschlüsse zu erhalten, war damals keine leichte Sache, und als sie endlich kamen, da hatten sich bei seinem Tode weder bares Geld, noch Werthsachen, noch Papiere gefunden, die in dieser Hinsicht irgend welche Andeutungen hätten geben können. Man wußte wohl, daß seine Mutter in Prag ein Haus besessen hatte, allein bei einem Besuche war es zwischen ihr und ihm zu schweren Mißhelligkeiten gekommen, und bei ihrem ebenfalls kürzlich erfolgten Tode befand sich das Haus in fremden Händen. Das Vermögen Amaliens von mütterlicher Seite war schon längst aus der, den Großeltern gehörigen Handlung in Tabor gezogen worden und hatte sich in Forderungen verwandelt, schwer nachzuweisen und noch schwerer einzubringen. Überall

drohten nur langwierige Prozesse; der Erfolg war höchst unsicher, aber sicher der Verdruß und bedeutende Auslagen. Also entschloß sich Stifter kurz, all die Sachen als abgethan zu betrachten und zu sehen, wie weit man auf eigenen Füßen kommen könne.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1840, als Stifter in den schattigen Gängen des Schwarzenberggartens auf der Wieden auf und ab ging, einige Blätter Papier in der Hand, schreibend und sinnend. Er machte dann noch einen Besuch bei der Baronin Mink. Hier zog ihm die Tochter Ida eine Rolle, für welche die Rocktasche nicht tief genug war, unvermerkt aus derselben, und hielt das Papier, nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, mit den Worten: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt ein Mädchen in die Luft!“ der Mutter vor. Stifter mußte das Ding vorlesen, und die Frau Baronin entschied kurzweg, dazu müsse ein Anfang und ein Ende gemacht werden, und Witthauer (Redakteur der damaligen Wiener Zeitschrift) müsse es drucken. Das alles geschah denn auch wirklich. Witthauer dankte, schickte das Honorar und bat um neue Beiträge. Im Sommer desselben Jahres kam Graf Joh. Majláth (der bekannte Geschichtschreiber), der damals das Taschenbuch „Iris“ herausgab, in großer Verlegenheit zu Stifter. Eine Erzählung, auf die man gerechnet hatte, war ausgeblieben oder von der Censur beanstandet worden, kurz, man brauchte etwas, und Stifter wurde gefragt, ob er nichts fertig habe. Er antwortete: Nein. Dann aber erinnert er sich plötzlich, im Schreibtisch liege doch etwas: eine Erzählung, die er im Winter krank im Bette mit Bleistift flüchtig aufs Papier geworfen hatte. Der Schreibtisch wird geöffnet und die Erzählung hervorgezogen.

Aber sie hat keinen Titel, nur jedes Kapitel trägt den Namen einer Feldblume als Überschrift. „Nun, so sind es Feldblumen," sagt Majláth; und als solche kamen sie in die Iris. Von da an erschienen in rascher Folge nach und nach in der Wiener Zeitschrift, in der Iris, im Novellen-Almanach und anderen Zeitschriften die Erzählungen: das Haidedorf, Abdias, der Hochwald, die Mappe, die Narrenburg und andere, die alle durch Wahrheit und Tiefe der Empfindung, und ein, auch die leisesten und zartesten Regungen erfassendes Naturgefühl allgemeines Aufsehen und die höchste Bewunderung erregten.

So war Stifter aus einem heimlichen ein offenbarer Dichter geworden. Aber er wollte diesen Dingen doch nicht recht trauen, und richtete sein Auge immer noch auf eine Professur. Allein in Betreff derselben stand es nun völlig so, als wären sämmtliche Professoren der österreichischen Monarchie unsterblich geworden; es wurde nirgends eine Stelle frei. Indessen, er lebte jetzt in äußerst angenehmen Verhältnissen, und es fiel ihm nicht schwer zu warten. Durch die Baronin Mink war er mit der Fürstin Schwarzenberg (der Gemahlin des Feldmarschalls) bekannt geworden, die ihn einlud, mit ihr täglich vor der Tafel die Allg. Zeitung durchzugehen und das Wichtigste daraus zu besprechen. Sie war eine herrliche Frau, und noch in späteren Jahren erzählte Stifter gerne von ihr, wie sie mit Anmuth und ruhiger Klarheit in die Gegenstände einging, und rechnete die Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte, zu den schönsten seines Lebens. Ihre Züge hat er im Nachsommer zu einem mild ansprechenden Bilde gestaltet. Die dort erwähnte Vorleserin ist die Dichterin Betty Paoli, mit der er bei der Fürstin bekannt geworden war; der mit dem jungen Forscher befreundete Juwelier

ist Hofjuwelier Türk. Bei der Baronin Pereira lernte er Zedlitz und durch diesen Grillparzer kennen, die beide damals schon auf dem Gipfel ihres dichterischen Ruhmes standen und es an aufmunternden Worten nicht fehlen ließen. In freundschaftlichem Verkehre stand er mit der Familie Collin und mit dem Hause des berühmten Augenarztes und damaligen Leibarztes bei Metternich, Friedrich Jäger. Etwas später fand auch er selbst Zutritt in dem Hause des Staatskanzlers und unterrichtete durch mehrere Jahre den Fürsten Richard in der Mathematik und Physik.

Rückhaltslose Anerkennung, wie sie da, wo ein geschäftliches Interesse ins Spiel kommt, nicht gar häufig ist, fanden Stifters Arbeiten auch bei dem Verleger der Iris, dem Buchhändler Heckenast in Pest, und auf dem Boden gegenseitiger Hochachtung wuchs eine Freundschaft empor, die sich durch vertrauensvolle Offenheit und freundlichstes Entgegenkommen immer mehr befestigte. Bei diesem Verhältniß war es wohl natürlich, daß sich der Dichter bald veranlaßt sah, das bisher zerstreut Erschienene gesammelt einem größeren Leserkreise vorzulegen. So erschienen 1844 die ersten zwei Bände der „Studien" (III u. IV 1847, V u. VI 1850) und der Erfolg war ein so außerordentlicher, daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage nöthig wurde. Was er an seinen Bruder Anton bei Übersendung seiner Bücher schrieb (22. September 1844): „Denke, daß mein ganzes Herz und alle meine Gesinnungen in dem Buche niedergelegt sind" — das gab und sichert den Studien in der That ihren großen und eigenthümlichen Werth. Aus welcher Tiefe sie flossen, darüber gibt — neben vielen andern — besonders die schöne Stelle Aufschluß, in der er sich einmal hinsichtlich der

Mappe äußert (Brief an Heckenast 9. Febr. 1847): „Wenn ich so die freundlichsten, geweihtesten Stunden darauf verwenden würde," sagt er dort, „so würde es sich zusammen finden, einfach, klar, durchsichtig, und ein Labsal wie die Luft. Der Leser würde in dem Buche fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden." Wie bescheiden er aber über das Erreichte dachte — was er irgendwo die Sünde der Erfolggenügsamkeit nennt, war nicht seine Sünde — davon gibt fast jeder seiner Briefe aus dieser Zeit Zeugniß. So schreibt er an Heckenast (9. Jänner 1845): „Auf die entgegengesetztesten Parteien machen sie*) denselben Eindruck. Ich kann es mir nur dadurch erklären, daß die tiefe, sittlich schöne Absicht der Bücher auf die widrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut; denn in künstlerischer Hinsicht kenne ich selber die Fehler sehr gut, an denen die Arbeit leidet, und hoffe, daß es mir mit energischem Streben gelingen wird, sie zu verbessern" — und über die Mappe (in dem oben angeführten Briefe): „Es ist möglich, daß die Leser mich mit Lob beschämen, wie bei den ersten Bänden, aber dann rührt es einzig davon her, daß sie nicht wissen, wie alles hätte werden sollen; aber ich weiß es und sehe die Kluft beständig offen."

Im Sommer 1845 machte er mit seiner Gattin eine Reise nach Oberösterreich und in seine Heimat. Fanny war todt, aber ihre Eltern schickten ihm den Wagen entgegen, und sie blieben im

*) die Studien

Hause derselben bis zum folgenden Tage. Man dachte wohl auch der früheren Zeiten, aber es schwebte ein milder Geist über ihnen, und alles war friedlich und gelassen. Von Friedberg ging es nach Oberplan. Er sah die Mutter wieder und das Haus, in welchem er als Kind geweilt hatte, saß an demselben Tische wie damals, besuchte Freunde und Verwandte und blickte vom Kreuzberg gegen den Wald hin, wo hie und da eine Rauchsäule aufstieg. Schon früher hatte er mit Vorliebe Studien in der böhmischen Geschichte gemacht, und das Geschlecht der Rosenberge, das einst mit Glanz in seiner Heimat wirkte, hatte ihn besonders angezogen; jetzt begegnete er überall den Spuren ihres Waltens. So entstand in ihm der erste Gedanke des „Witiko", des letzten seiner Werke, das zu vollenden ihm vergönnt war.

Nach seiner Rückkehr lebte er in Wien in der gewohnten Weise, gab Unterricht, beschäftigte sich mit Mathematik und Physik, studierte nebenbei Geschichte und Staatswissenschaften, und arbeitete an den Studien und für die Iris, welche 1846 „die Schwestern", 1847 „den Waldgänger", und 1848 „Procopus" von ihm brachte.*) Jetzt wurde auch hie und da wieder eine Lehrkanzel frei, aber er konnte sich nicht entschließen Wien mit einer Provinzstadt zu vertauschen. Dafür faßte er den Gedanken eine Reihe öffentlicher Vorträge über Literatur und Kunst zu halten und traf mit großem Eifer die nöthigen Einleitungen; die Sache zog sich jedoch immer aufs neue hinaus, bis sie in den Wirren des Jahres 1848 unterging.

Den Sommer 1847 verlebte er zum größten Theile in Linz, wo er jenseits der Donau in einem größeren Bauernhofe eine

*) 1841 Feldblumen, 1842 der Forstwolf, 1843 die Narrenburg, 1845 der Hagestolz.

Wohnung genommen hatte. Sein Bruder Anton war hier in einem angesehenen Lebergeschäfte bedienstet, alte und neue Freunde fanden sich zusammen, Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, auch nach dem unvergessenen Kremsmünster, wurden gemacht, und eine hohe, schöne Zukunft schien in die Gegenwart hereinzuleuchten. Die Rosenberge, für welche er jetzt Material zu sammeln begann, und andere dichterische Stoffe auf eine lange Reihe von Jahren hinaus lagen vor ihm, die Studien harrten des Abschlusses, und ein paar Bände Kindererzählungen sollten fertig werden. Und über all der schönen Thätigkeit schwebte, wie ein schöner Lohn: Italien. Es war ein seit langem von ihm gehegter Wunsch (in einem Briefe an L. v. Collin vom 11. März 1842 geschieht seiner zum erstenmale Erwähnung), in diesem Lande ein paar Jahre zu verleben, der wachsende Ertrag seiner Arbeiten konnte die Mittel dazu gewähren, und wer die gründlichen und weitblickenden Erörterungen über bildende Kunst im Nachsommer zu würdigen weiß, wird ermessen, was für herrliche Früchte ein solcher Aufenthalt getragen hätte.

Die Ereignisse des Jahres 1848 aber waren es, welche die Verwirklichung dieses Wunsches, der nie ganz aufgegeben wurde, aber doch unerfüllt blieb, zunächst hinausschoben. Wie es bei so tiefen Erschütterungen immer der Fall ist, daß kaum irgend ein Einzelner davon verschont bleibt, so schnitten sie auch tief in alle Lebensverhältnisse Stifters ein, rückten das Nächste in die Ferne und brachten, was längst fest und gesichert schien, wieder ins Schwanken. Aber nicht nur in seine Pläne, sondern auch in seinem Herzen machte dieses Jahr einen tiefen Riß. Wie aus der bisherigen Darstellung zu ersehen, war Stifter in den höheren Gesellschaftskreisen kein Fremdling, und die Personen, mit denen

er hier verkehrte, gehörten größtentheils zu den hervorragendsten und edelsten Menschen. Dennoch verläugnete er seinen Ursprung keinen Augenblick, und sein Herz blieb mit der innigsten Liebe dem Volke zugewandt. Daher begrüßte auch er die ersten Bewegungen jener Zeit mit großer, unverholener Freude. Aber der Verlauf entsprach seinen Hoffnungen und Erwartungen nicht. Er war nicht der Mann der Gewalt, sondern der ruhigen Einsicht, und als Parteien und Massen mit der Kraft elementarer Mächte zu wirken anfingen, stand er mit seiner Vernunft allein und verlassen da. Als er sah, wie auch Männer, die ihm doch sonst als ruhig und verständig erschienen waren, ja sogar nahe Freunde sich dem wilden Strome überließen, war es ihm wie ein Räthsel, und eine düstere, verzweifelnde Stimmung bemächtigte sich seiner. Da ihm die Dinge in Wien endlich ganz unerträglich wurden, ging er im Mai 1848 wieder nach Linz, um hier seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Er miethete eine an der Donau schön gelegene Wohnung, ließ sie in Eile in Stand setzen und die Frau nachkommen. Aber es war nicht mehr das Linz, und er nicht mehr der Stifter vom vorigen Jahre. Auch hier sah er überall nur ein verworrenes Durcheinander; er verstand die Menschen nicht mehr und wurde von ihnen nicht verstanden. Der wachsende, bis zu völliger Hoffnungslosigkeit sich steigernde Unmuth spricht sich in den Briefen aus jener Zeit deutlich aus. Am 4. Mai 1848 schreibt er noch an Heckenast: „Als gewählter Wahlmann meines Bezirkes wurde ich durch Sitzungen ꝛc. so in Anspruch genommen, daß ich jetzt wie gerädert bin.“ Aber schon am 25. Mai (an denſ.): „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet. So lange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan

zu haben glaubt, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht blos Meinungsgenossen." Der tiefste Seelenschmerz aber bricht in den Briefen vom 6. März und 4. September 1849 (beide ebenfalls an Heckenast) hervor: „Ich habe", schreibt er, „in diesem Sommer unsäglich gelitten. Selbst der Tod ist süßer als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben meint hervorzubrechen." — „Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, die Schlechtigkeit, die Leerheit und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten und die Welt in Besitz nahmen, da brach mir fast buchstäblich das Herz."

Zu dem Kummer über die allgemeinen Zustände gesellte sich noch die Unsicherheit der eigenen Lage, da die Verwirrung und später der Krieg in Ungarn nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse seines Verlegers bleiben konnte. Das Schmerzlichste für ihn aber war, daß er nicht mehr zu arbeiten vermochte. „Was ich geschrieben habe," sagte er damals, wenn die Rede darauf kam, „konnte ich schreiben, weil ich die Menschen liebte und ehrte. Aber ich habe mich getäuscht. Jetzt ist mein Herz leer. Ich weiß nichts zu sagen und habe Niemand, dem ich etwas sagen möchte." Diese krankhafte Verstimmung machte zwar später wieder einer ruhigeren Auffassung Platz, aber vollständig ist die Freiheit und Heiterkeit seiner Seele, der frische, keine Gefahr kennende Lebensmuth nie wieder zurückgekehrt, und Freunde, die vor und nach dem Jahre 1848 mit ihm persönlich zu verkehren Gelegenheit hatten, behaupten, dieses Jahr bilde einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Er selbst erkannte diese Wandlung und

sprach sich auch später nicht selten ganz bestimmt darüber aus. „Ich liebte die Menschen," schreibt er an eine Freundin, „und war bis 1848 heiter wie die antiken Völker" (an Baronesse Eichendorf, 23. März 1852).

Doch ruhte seine dichterische Thätigkeit niemals ganz, und selbst während in der neuen Wohnung in Linz noch Maurer und Anstreicher beschäftigt waren, arbeitete er provisorisch in der Küche an den Kindergeschichten*). Und wie sich in Zeiten innerer Wirrsale eine äußere, auf die Erfüllung eines bestimmt abgegrenzten Pflichtenkreises gerichtete Berufsthätigkeit immer wohlthätig erweist, so leitete auch Stifters gesunde Natur ihn jetzt zu einer solchen hin. Bildung, Unterricht — das war das Feld, auf welchem er sich stark fühlte, und daß hier etwas Gründliches geschehe, davon hing nach seiner Meinung geradezu Alles ab. Auf diesem Felde wollte er arbeiten. „Es erzeugte sich in mir eine krankhafte Sehnsucht," schreibt er (an Heckenast, 6. März 1849), die da sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen! denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie!" Und die Zeit, welche ihm so tiefe Wunden geschlagen hatte, brachte ihm wenigstens in dieser einen Hinsicht das Gewünschte. Schon im Spätherbst 1848 hatte man bei ihm brieflich angefragt, ob er nicht geneigt wäre in das Unterrichts-Ministerium zu treten, Stifter jedoch die Antwort gegeben, er könne sich darüber nicht aussprechen, so lange er nicht die Art und den Umfang der

*) Geschichten aus dem Kinderleben. Erschienen unter dem Titel „Bunte Steine"

Geschäfte kenne, die er übernehmen solle. Damit war es zwar für diesmal abgethan, aber im November des folgenden Jahres schrieb Ministerialrath Exner abermals im Auftrage des Ministers Thun und trug ihm die Stelle des Schulraths und Inspektors der Gymnasien für Wien und Unterösterreich an.

Er dankte, erklärte aber, die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich wäre ihm lieber. Diesen Posten bekam er denn auch wirklich; doch zog sich die Sache noch bis zum Juni 1850 hin. Das Amt, das er nun verwalten sollte, schien in der That Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht. Der Schulrath hatte bei der obersten politischen Landesstelle die Interessen der Schule zu vertreten, er hatte die sämmtlichen Volksschulen des Landes zu überwachen, sich von Zeit zu Zeit persönlich von dem Zustande derselben zu überzeugen, Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzustellen. Stifter faßte die Sache mit Ernst und Eifer an. Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit den äußern Bedingungen zu, von denen der Unterrichtserfolg zum großen Theil abhängt. Zu diesen gehörten insbesondere auch die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte mitunter in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden. Zur Veranschaulichung möge eine Stelle dienen, die einer von ihm angefangenen Schrift über die Volksschule entnommen ist. Er schreibt dort: „In Niederthalheim, bei Schwanenstadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte

buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Unter solchen Verhältnissen konnte es ihm nicht an Arbeit fehlen. Glücklicherweise war der Statthalter von derselben Liebe zur Schule wie er selbst beseelt, und so schritt man rüstig ans Werk, bei dem auch der damalige Referent in Schulsachen, Statthaltereirath Fritsch, ein wissenschaftlich äußerst gebildeter Mann, mit Verständniß und Eifer zur Seite stand. Über das Schulhaus, das oben geschildert wurde, waren durch zwanzig Jahre Verhandlungen gepflogen worden; jetzt kamen sie endlich zum Abschluß, und ein Neubau wurde aufgeführt. So geschah es auch anderwärts, und Stifters persönlicher Einfluß bewirkte, daß manche Gemeinde aus freien Stücken größer und stattlicher baute, als die gesetzlichen Bestimmungen es verlangten. „Wäre es nur noch ein paar Jahre so fortgegangen," sagt er in der oben angeführten Schrift, „so wäre in ganz Oberösterreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr gewesen."

Wie er überhaupt über Volksbildung dachte, zeigt sich deutlich in der folgenden Stelle, die gleichfalls der oben genannten Schrift angehört. „Ich habe," erzählt er, „einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?" Ich erwiederte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all

den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entſpringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüte und Macht haben ſie noch obendrein. Wer die Beſtimmung der Menſchheit auf dieſer Erde nicht in einen ewigen blinden Wechſel von Tugend und Laſter, von Recht und Gewalt, von Emporſteigen und Niederſinken ſetzt, ſondern wer glaubt, daß ſie ſich entwickeln ſolle, wie Alles ſich entwickelt, der wird überzeugt ſein, daß einer der wichtigſten Faktoren in dieſer Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demſelben Punkte beharren könne und unausgeſetzt die höchſte Beachtung der Staatsmänner verdiene." Und am 26. April 1849 ſchreibt er (an Türk): „Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberſte Prinzip ſteht noch nirgends feſt, daß nämlich Erziehung die erſte und heiligſte Pflicht des Staates iſt; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menſchen ſeien, und darum muß er uns zu Menſchen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat ſei, keine Strafanſtalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen." Daß ein Mann, wie Stifter, ſeine Aufgabe von einem höheren als dem gewöhnlichen Beamtenſtandpunkte auffaſſen mußte, iſt klar. „Meine Pläne ſind nicht flicken," ſchreibt er (an Heckenaſt, 6. März 1849), „ſondern organiſch belebend und beſeelend zu erzeugen . . . . . Unter einem Miniſter arbeiten, der die Weite und Größe rein menſchlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menſchheit zuſammenfaßt und ſie als Endziel der einzelnen Strebungen hinſtellt, welche Seligkeit! Um einen ſolchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß ſie ihn

begriffen und die Theile ausfüllten, welch' ein Bild!" Als eine solche Kraft zu wirken, dazu aber war gerade er, wie wenige, geeignet. Er besaß nicht nur ein ausgebreitetes Wissen, wie es sich in solcher Vereinigung nicht gar häufig zusammenfindet; er hatte auch jenen tiefen Blick des Erziehers, der die psychische Entwicklung als einen Naturprozeß auffaßt, der zwar an Großartigkeit alle uns sonst bekannten weit übertrifft, aber doch auch bestimmten, feststehenden Gesetzen unterworfen ist, so daß der Mensch, wo er voll und wahrhaft zur Erscheinung kommt, stets als das Produkt aller seiner Verhältnisse sich kundgibt, wobei allerdings er selbst als der erste und bedeutendste Faktor mitzählt. Er hat diesen Gedanken in künstlerischer Form, aber mit der vollkommensten Klarheit in den bunten Steinen in der Erzählung „Katzensilber", tiefer und breiter angelegt aber im „Nachsommer" ausgesprochen; doch tritt er auch in den Studien schon unverkennbar zu Tage. Denn eben dieses, daß seine Menschen nirgends willkürlich als bloße Staffage in irgend welche Naturverhältnisse gestellt sind, sondern daß sie aus diesen Naturverhältnissen emporwachsen, so daß die Schwestern im „Hochwald" nur die schönsten Blumen des Waldes, der Bube im „Haidedorf" das edelste Erzeugniß der Haide ist; das eben gibt diesen Erzählungen jenes schöne Zusammenstimmen, das den Leser in so hohem Grade beruhigt und befriedigt. Darum war Stifter der entschiedenste Feind aller jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen. „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln," sagte er oft, „und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." Mit solchen Ansich-

ten war er in den Staatsdienſt getreten, und er hielt eine Zeit lang an dem Glauben feſt, daß es höchſtens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen, wenigſtens in den Kreiſen, in welchen er zu wirken hatte, überall zur Anerkennung zu verhelfen. Daß man ihm aber jemals zumuthen könnte, ſie ſelbſt zu verleugnen, lag ſeiner Meinung nach ganz außerhalb der Grenzen des Möglichen.

Im Jahre 1851 wurde in Linz eine Realſchule gegründet. Die Freude, die er darüber empfand, war wohl die größte, die ihm während ſeiner Amtsführung zu Theil wurde. Er war ſchon vor ſeinem Eintritte ins Amt unter dem Statthalter Fiſcher als Vertrauensmann den in Betreff der Errichtung dieſer Anſtalt geführten Verhandlungen beigezogen worden, und das Gedeihen des neuen Inſtitutes, über das er als Organ der Regierung die Aufſicht zu führen hatte, lag ihm ſehr am Herzen. Allein die Hoffnungen, die er auf dasſelbe geſetzt hatte, gingen nicht in Erfüllung. Auch hinſichtlich der Volksſchulen ſchwanden ſie von Jahr zu Jahr, ſo daß er endlich allen Muth verlor. Was in der erſten Zeit ſeiner Amtsthätigkeit für Herſtellung entſprechenderer Schulräumlichkeiten geſchah, wurde bereits angeführt und gibt Zeugniß von der Energie, mit welcher er an ſeine Aufgabe ging, und dem Umfang, in welchem er ſie zu löſen gedachte. Als es ſich aber dann um die eigentlich inneren Fragen der Schule handelte, ſtieß er auf einen Widerſtand, der nicht zu brechen war. Er mußte es jetzt noch einmal erfahren, daß die Vernunft eigentlich doch nur wieder auf die Vernunft zu wirken vermöge, daß aber in den menſchlichen Dingen, wie ſie nun einmal ſind, außer ihr noch ganz andere Kräfte den jedesmaligen Erfolg mitbeſtimmend ins Spiel kommen. Beſchränktheit, Starrſinn

und Leidenschaftlichkeit vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. So ward ihm das Amt eine erdrückende Last; seine Briefe sind voll der bittersten Klagen und der schwersten Anklagen, und immer drängender wird der Ruf nach Erlösung. „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal," schreibt er an Heckenast (24. August 1859); „Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß." Die meiste Anerkennung und das willigste Entgegenkommen fand er noch beim Lehrstande selbst, und dies entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte (s. Br. an Heckenast vom 12. Febr. 1864).

Unter solchen Verhältnissen suchte und fand er Trost und Erheiterung im Reiche der Dichtung, vor allem im eigenen Schaffen. Sogar über körperliche Leiden hob ihn dieses empor. „Dann griff ich noch zu einem andern Heilmittel," schreibt er an Heckenast (12. April 1864), „das alle Heilerfahrnen verdammt hatten, dessen labsalbringende Wirkung ich aber recht gut kannte — das Dichten. Das, wovon sie sagen, es greife am meisten die Nerven an, wiegte sie bei mir in [illegible]lige Wonne." Dichten war ihm eine ernste, heilige Arbeit [illegible] Eile noch Lässigkeit duldet; es war die schönste, würdigste Erfüllung [illegible] Lebens, und der Mittelpunkt, um den sich alle seine Kräfte bewegten. Etwas aus der Hand zu geben, so lange es noch einer Verbesserung fähig sei, erschien ihm als Frevel und Versündigung an dem Höchsten. Er konnte sich nie genug thun, und

ſelbſt in den Korrekturbogen änderte er oft noch, Zeilen und Buchſtaben zählend, um die neue Faſſung in den Raum der früheren zu bringen. Aber ſtets war es ihm dabei nur um die eigene künſtleriſche Überzeugung zu thun; ihr gegenüber hatten Zeitgeſchmack und Tageskritik kein Recht und keine Geltung. Sein Streben war vollkommen rein und lauter, unbeirrt von irgend einer Nebenrückſicht. „Wäre ich ein bloßer Büchermacher geweſen," ſchreibt er an Heckenaſt (17. December 1864), „ſo wäre ich vielleicht auch ein reicher Mann. Eine blendende Darſtellung wäre mir wahrſcheinlich gelungen; wenn nun nichts hinter derſelben zu ſein gebraucht hätte, ſo wären Bücher auf Bücher gefolgt und den leichtfertigen Schriften wäre eine leichtfertige Leſermenge nachgezogen. Doch ich muß enden, ſonſt kommt ein Gefühl der Verachtung in mich, daß ich nur einen Augenblick bei dieſem Gedanken verweilen konnte. Der Dichter dichtet, wie der Vogel ſingt und die Blume blüht. Oft iſt Armuth und Unſterblichkeit ſein Theil, oft nur die Armuth." Und der tiefſte Schmerz, den ihm ſein Amt bereitet, iſt der, daß es ihm ſo oft die Stimmung raubt für das, was ihm als Höchſtes gilt. „Oft arbeitet ſich ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüſte verdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, klare Götter ſtehen. Aber wenn ich in meine Amtsſtube trete, ſtehen wieder Körbe voll Heu, Häckerling, Glasſcherben und Korkſtöpſel für mich bereit, die ich mir ins Haupt laden muß" (Br. an Heckenaſt, 13. Mai 1854). An heiteren Sonntag-Vormittagen, oder wenn zum Dichten die rechte Stimmung gar nicht kommen wollte, griff er nach Pinſel und Palette. Immer hatte er etwas auf der Staffelei, aber was er in einem ſeiner Briefe ſagt, „daß er an ſeinen Bildern ſtets ſo

lange beſſere, bis er ſie wegwerfe," trat jetzt faſt buchſtäblich ein. Es iſt nichts mehr fertig geworden.

Im Jahre 1853 erſchienen die „bunten Steine", Erzählungen, die zum Theile aus der tiefſten Auffaſſung des kindlichen Gemüthes und Lebens hervorgegangen ſind und ſich in würdigſter Weiſe den Studien anſchließen. 1857 vollendete er den Nachſommer. Über die künſtleriſche Intention dieſes Werkes hat er ſelbſt ſich an mehreren Stellen ſeiner Briefe, am ausführlichſten in dem vom 11. Februar 1858 (an Heckenaſt) ausgeſprochen. Das Werk hat aber noch eine andere Bedeutung. Es ſteht nämlich, wie in dieſen Blättern bereits zu verſchiedenen Malen angedeutet wurde, in naher Beziehung zu dem inneren und äußeren Leben des Dichters; er hat das Weſentliche ſeiner Vergangenheit, ſeine Anſichten und Beſtrebungen darin niedergelegt. Es iſt ein Nachſommer, wie er ihn ſelbſt zu leben wünſchte; einfach, ruhig, klar, im milden Sonnenlichte die letzten Früchte reifend.

Auch die Liebhabereien des alten Freiherrn, den er dort zeichnet, waren zum Theile ſeine eigenen. Auf ſeinen Inſpektionsreiſen hatte er oft Gelegenheit, bei Schullehrern, Geiſtlichen und Wirthen von alterthümlichen Geräthen zu hören, die da und dort in einem dunkeln, vergeſſenen Winkel ſtünden, unbeachtet, halb zerfallen, ſeit langem ungebraucht. Er ließ ſich dieſe Dinge zeigen und fand oft in einem Futterkaſten das herrliche Werk einer auch im Handwerke kunſtſinnigen Zeit. Er brachte, was noch hergeſtellt werden konnte, an ſich, und ſein Arbeitszimmer wurde bald auch eine Werkſtätte, in welcher er ſelbſt und ein Tiſchler, den er ſich ſelber erſt heranbilden mußte, emſig bemüht waren, die alten Formen wieder herzuſtellen, barbariſche

Anſtriche zu beſeitigen, Hölzer einzupaſſen u. dgl. Das dauerte oft Monate lang; an einem Schreibkaſten von freilich ganz außerordentlicher Schönheit (es iſt der im „Nachſommer“ beſchriebene) wurde mehrere Jahre gearbeitet, allerdings mit Unterbrechungen, wenn anderweitige Geſchäfte es heiſchten, oder die Mittel nicht langen wollten.

Auch Größerem wendete ſich in dieſer Hinſicht ſeine Sorgfalt zu, und ſein Amt als Conſervator für Baudenkmale in Oberöſterreich machte es ihm wenigſtens manchmal möglich, dort, wo Privatkräfte nicht ausreichten, die Hilfe des Staates zu gewinnen. So wurde auf ſeine Anregung der altdeutſche Flügelaltar zu Kefermarkt (im Mühlkreiſe), ein Kunſtwerk von hervorragender Bedeutung — im „Nachſommer“ geſchieht ſeiner ebenfalls Erwähnung — vor dem völligen Untergange bewahrt und wiederhergeſtellt. Auf ſeine Veranlaſſung wurde dem Bildhauer Rint, einem damals noch in größter Verborgenheit lebenden Manne, die Arbeit übergeben, und dieſer erhielt dadurch zum erſtenmale Gelegenheit ſeine Künſtlerbegabung in einem größeren Werke zu entfalten. Mit welcher Freude Stifter überhaupt jede auf dem Gebiete der Kunſt, ja, jede in was immer für einer Richtung hervortretende edlere Kraft anerkannte und zu fördern ſuchte — es mögen hier nur Simony, Spaun, Armann, Geiger genannt werden — davon finden ſich in den vorliegenden Briefen unzählige Beweiſe.

Eine ganz beſondere Sorgfalt widmete er auch einer nicht unbedeutenden Kaktusſammlung. Die drei Fenſter ſeines Arbeitszimmers hatten nach innen große Glasverſchläge und ſtanden voll der wunderbaren Gebilde, die er gerne als die Kriſtalle der Pflanzenwelt bezeichnete. Er ſuchte die Bedürfniſſe ſeiner Zög-

linge zu erforſchen, führte über alle Vorkommniſſe bei denſelben genaue Aufſchreibung, und wenn ſich eine der wunderbaren Blüten entfaltete, ſo war es immer wie ein frohes Familienereigniß, und Freunde und Blumenliebhaber wurden eingeladen daran Theil zu nehmen.

In dieſen Jahren kamen ihm häufig und aus allen Gegenden Deutſchlands Beweiſe der höchſten Anerkennung ſeiner dichteriſchen Werke zu. Fremde Menſchen, deren Briefe oder perſönliche Beſuche ihn trafen, fanden ſich bewogen dem Dichter der Studien und des Nachſommers ihre Verehrung und ihr Entzücken auszudrücken. Solche Anerkennung, ſei es, daß ſie von ganz jungen, unbefangenen Menſchen herrührte, ſei es, daß ſich darin das Urtheil eines gereiften, geiſtig über der Menge ſtehenden Mannes ausſprach, machte ihm ſtets die größte Freude, und entſchädigte ihn reichlich für ſo manches ungerechte und unreife Urtheil der journaliſtiſchen Kritik. Dieſe Freude leuchtete ihm aus den Augen, und er trug kein Bedenken ſie in lebhafteſter Weiſe auch in Worten auszuſprechen; aber es war die reine Freude am Guten, nicht Dichtereitelkeit, was ihn beglückte. „Nicht der Ruhm reizt mich," ſchreibt er an Heckenaſt (29. Juli 1858), „nicht der Gewinn, nicht die Eitelkeit in guter Geſellſchaft glänzen zu wollen; denn wie kurz iſt des Menſchen Leben, und im Grabe ſind alle Flitter aus: ſondern was mir als das Höchſte, Herrlichſte, Wünſchenswertheſte dieſes Lebens erſcheint, die Vernunftwürde des Menſchen in ſeiner Sitte, in ſeiner Wiſſenſchaft, in ſeiner Kunſt ſoll dauern, ſoll geehrt werden und ſoll die reinſte Herrſchaft führen. Dies gründen zu helfen, dies auszubreiten erſcheint mir ein unſterbliches, ein glückliches Leben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei ſolchen,

die in dieſem Leben wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in dieſem Leben geführt werden, freuet es mich." Er kannte die Würde ſeines Strebens und hatte Ehrfurcht vor demſelben, aber er überſchätzte ſich nicht. „Ein Mann," ruft er einmal aus, „der mit mir die Einfachheit und das ſittliche Bewußtſein gemein hätte, mir aber an Dichterbegabung weit überlegen wäre, ſollte aufſtehen, er würde der Erneuerer unſerer geſunkenen Kunſt ſein und die Ehre des Jahrhunderts retten" (Brief an Heckenaſt, 13. Dec. 1855).

So floſſen die Tage dahin, zwar nicht ohne Genuß, aber doch im Ganzen ziemlich einförmig und ohne jene Anregung, deren auch die tiefſten und bedeutendſten Menſchen von Zeit zu Zeit von außen her bedürfen. Eine größere Reiſe, die er im Sommer 1857 machte, wirkte daher äußerſt wohlthätig auf ihn. Zwei junge Mädchen aus Klagenfurt, die ebenfalls den Namen Stifter trugen, hatten, voll der innigſten Verehrung für den Dichter, endlich ein Herz gefaßt, an ihn geſchrieben und manche Andeutung gegeben, aus der ſich ſchließen ließ, daß ſie mit ihm verwandt ſein könnten. Ihre Briefe zeigten eine nicht gewöhnliche Begabung, und ſo gewann er die beiden zutraulich zu ihm aufblickenden Weſen bald gar lieb; er ſchrieb nach Oberplan an die Mutter und fragte und forſchte ſo lange, bis ſie ſich wirklich in zwei liebe Muhmen verwandelten. Aber bald nach dieſer Entdeckung ſtarb die eine, und Stifter, dem ſich das Verhältniß bereits tief in die Seele gelegt hatte, nahm den innigſten Antheil an dem Schmerze der Familie. Die Trauernden in Klagenfurt zu beſuchen, die Reiſe dann noch etwas weiter auszudehnen, bei der Heimkehr Joſephine, die Schweſter der Verſtorbenen, mitzunehmen und ſie, wenn es ſich füge, im Hauſe zu behalten: das

war der Plan, der im Winter in ihm gereift war und nun wirklich zur Ausführung kam. Er miethete den Wagen, den er gewöhnlich bei seinen Dienstreisen benützte, und machte den Weg in kurzen Strecken, bequem und behaglich, wie er es liebte, und sein überall gern länger verweilender Natursinn es verlangte. Auch ging alles nach Wunsch; er verbrachte in Klagenfurt ein paar freundliche Tage, ging dann nach Triest und sah von Optschina aus zum ersten Male das Meer, den Gegenstand seiner fortwährenden, in der letzten Zeit aufs höchste gestiegenen Sehnsucht.*) Auf dem Rückwege durchschnitt er einen Theil venetianischen Gebietes, und berührte so, nachdem er lange vorher in den Schwestern (Studien) die italienische Natur mit wunderbarer Treue geschildert hatte, hier zum ersten Male italienischen Boden. Auch Josephine ward mitgenommen, und brachte mit Julie, der Bruderstochter der Frau, welche die kinderlosen Gatten schon vor mehreren Jahren ins Haus genommen hatten und als ihre Tochter erzogen, frisches Leben und jugendliche Lust in die wohnlichen Räume an der Donau.

Stifter selbst war überaus heiter und fühlte sich aufgelegt, wieder hier und da anzugreifen; oft sagte er, eine solche Reise müsse er von nun an öfter machen, die wohlthätigen Wirkungen ließen sich vorher gar nicht ermessen. Aber die folgenden Jahre brachten Schlag auf Schlag, und das Geschick, das ihm Vaterfreuden versagt hatte, erließ ihm nicht den herbsten Vaterschmerz.

Zuerst, im Februar 1858, starb ihm die Mutter. Als er die Nachricht erhielt, war sie bereits bestattet. Das Ereigniß kam

*) Der Brief an Heckenast vom 20. Juli 1857 enthält eine herrliche Schilderung.

nicht unerwartet, und er trug es mit Gelaſſenheit; aber wie tief es ihn traf, zeigt noch ſein Brief vom 5. Mai. „Ich lebte," ſchreibt er an Heckenaſt, „in einer Öde, gegen die nichts vorgekehrt werden konnte, weil ſie aus einer Verrückung vielſeitiger und langgewohnter Verhältniſſe entſtand . . . Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner beſten Gefühle, meiner Vorſtellungen und meiner Wünſche in dem Herzen meiner Mutter zuſammen . . . Alles, was ich ſtrebte, alles, was mir Gutes widerfuhr, bezog ich auf ſie und ihre Freude . . . Dieſes goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorſtellungen war nun gelöſt, und die Fäden lagen beſtimmungslos und hindernd herum." Noch nach Monaten, wenn man ihm begegnete und ihn fragte, wie es ihm gehe, erhielt man keine andere Antwort als: „Nun, ich ſuche mich ſo langſam wieder zuſammen zu klauben."

Im Sommer desſelben Jahres erkrankte Joſephine. Das Übel ward beſſer und ſchlimmer und dann immer ſchlimmer, bis es in Siechthum ausartete. Alles ward verſucht, und da die Ärzte die Seeluft anriethen, wurden endlich auch die Mittel für einen Aufenthalt in Venedig zuſammengebracht. Aber die Kranke kam nur nach Klagenfurt, dort, in dem Hauſe des Schwagers, der ſelbſt Arzt war, zeigte es ſich deutlich, ſie würde von Venedig nicht wiederkehren. So ſollte ſie wenigſtens bei den Ihrigen ſterben. Den Winter zog ſie noch hin, das nächſte Frühjahr raffte ſie weg. Stifter hatte es mit täglich ſteigender Beängſtigung beobachtet, wie die Krankheit immer zerſtörender um ſich griff, und ſo lange das Mädchen durch ſeine Zimmer wandelte, wichen Kummer und Sorge ihm nicht von der Seite.

Aber furchtbar erſchütternd traf ihn wenige Wochen darauf

der Verluſt der Ziehtochter Juliana. Es war ein raſches, flüchtiges Mädchen, das ſich niemals recht zur feſten Ordnung des Hauſes bequemen wollte. So konnte es wohl an mancher ernſten Mahnung nicht fehlen, aber das ſtörte ihre gute Laune ſo wenig, daß ſie, ſchon 18 Jahre alt, gewöhnlich nicht die Treppe hinabſtieg, ſondern, am Geländer ſich haltend, nur im Fluge hinabglitt. Eines Morgens jedoch ward ſie beim Frühſtück vermißt, man rief und fragte nach ihr, aber niemand wußte etwas, niemand hatte ſie geſehen. Endlich fand man einen Zettel von ihrer Hand, „ſie ſei zur Mutter gegangen." Das Wort — denn die Mutter war ſeit langem todt — erweckte eine furchtbare Ahnung. Aber es war doch noch nicht Gewißheit. Noch war es möglich: vielleicht lebt ſie noch und erwartet, nur von Scham zurückgehalten, ein Wort der Verzeihung. Ach, wie gerne hätten es die armen Pflegeeltern ihr geſendet und ein Päckchen mit Wäſche und Kleidern, deren ſie ſo bedürftig ſein mußte! Aber endlich, nach vier Wochen einer unſäglichen Angſt, war kein Zweifel mehr: man hatte ihren Leichnam am Donauufer bei Mauthauſen gefunden. Er war unverletzt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte das Mädchen in einem Anfalle momentanen, von heftigem Blutandrang erzeugten Wahnſinns die That begangen.

Stifter litt unausſprechlich. Aber der tief in ſeiner Natur wurzelnde Trieb nach Klarheit*) duldete auch in ſeinen Gefühlen nichts Dunkles, Unaufgelöſtes, Maßloſes. Indem er ſie zur

*) „Seit meiner Jugend iſt es mir eigen geweſen nach Klarheit zu ſtreben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, ſpäter nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir ſelber iſt mir das peinigendſte Gefühl" (Brief an Heckenaſt, 31. Okt. 1861).

Klarheit brachte, verklärte er ſie; indem er ſie in Gedanken verwandelte, nahm er ihnen ihre unheimliche Macht. So ſuchte er auch diesmal den Schmerz in ſeiner ganzen Tiefe zu faſſen, und gewann dadurch allmälig die Faſſung wieder. Aber um den alternden Mann ward es doch immer einſamer und trauriger; er zog ſich immer mehr auf den Raum ſeines Arbeitszimmers zurück, und es war nicht zu verkennen, daß er ſich auch innerlich täglich mehr abſchloß. Immer jedoch blieb er zugänglich, und wer kam, fand die freundlichſte Aufnahme, ein heiteres Antlitz, und, bedurfte er Rath oder Beiſtand, theilnehmendes Eingehen auch in die kleinſten Anliegen und Verhältniſſe. Gegen ſeine Freunde war und blieb er vollends die lauterſte Herzlichkeit und Innigkeit. Hatte man ſich in ſeinem Zimmer zwiſchen ein paar alten, in der Herſtellung befindlichen Käſten, einigen Gartengeſchirren, etwa auch über eine Kiſte mit Erde für die Kaktus und hinter einer Staffelei hervor bis zu ihm durchgearbeitet und endlich auch einen Sitz gefunden, was nicht immer gerade leicht war: dann ſchien es, er habe jetzt nichts mehr zu thun als zu reden und zu erzählen. Zuerſt kamen die kleinen Begegniſſe des Tages an die Reihe, und nicht leicht ward etwas Thörichtes, was der Kleiderputzer oder die Köchin geſagt oder gethan hatten, vergeſſen, und die Klage, wie es unmöglich ſei, ihnen die einfachſte Schlußfolge begreiflich zu machen, war eine ſtehende. Man that da am beſten, ihn nicht zu ſtören; denn war einmal der Ballaſt über Bord, ſo erhob ſich die Rede allmälig zu Höhen und Ausblicken, daß man ihm Stunden lang mit Wonne zuhören mochte. Niemals fehlte es ihm an Stoff, niemals ſtockten die Worte, und man bedauerte nur, daß die herrlich gerundeten Sätze nicht auch gleich auf dem Papiere ſtanden. Zuweilen,

wenn es bereits dunkelte, zündete er die drei Kerzen auf seinem Schreibtische an und las die Briefe vor, die seit dem letzten Besuche des Freundes gekommen waren; dann, nachdem er gewissenhaft zwei wieder ausgelöscht hatte, überging das Gespräch gewöhnlich auf Kunst und Literatur. Aber auch auf andern Gebieten bewegte er sich mit Leichtigkeit, besonders gern sprach er über Geschichte und Naturwissenschaftliches. Bei Gegenständen der letzteren Art zeigte sich sogleich die Eigenthümlichkeit, die man auch an Göthe bemerkt hat, daß Naturgesetze sich ihm immer in einer konkreten, oft ganz nahe liegenden, aber eben darum von Andern kaum beachteten äußeren Anschauung darstellten. Weniger gern folgte er in das Bereich der Politik und der sozialen Fragen. Alles Verworrene und Verwirrende war ihm verhaßt; er wollte das Walten des Sittengesetzes sehen, und wo er es nicht zu erblicken vermochte, wandte er am liebsten den Blick ganz ab.

In diese Jahre fallen die planmäßigen Vorarbeiten zu „Witiko", die er um so eifriger und gewissenhafter betrieb, je größer die Ehrfurcht war, mit der er die geschichtlichen Thatsachen zu betrachten sich gewöhnt hatte. Ein historisches Ereigniß zu verfälschen, das, was durch wissenschaftliche Forschung festgestellt ist, wäre es auch nur in scheinbar ganz unwesentlichem, abzuändern, es gleichsam für seinen Zweck herzurichten, war ihm ganz unmöglich. Wo ihm die Fäden fehlten, suchte er, bis er sie fand; erst wo die Geschichte aufhört, begann für ihn das Recht der Dichtung. Wie er in dieser Hinsicht dachte, zeigen deutlich seine Briefe an Heckenast, aus denen einige Stellen hier einen Platz finden mögen. „Das historische Mitleben gibt den Gestalten Fleisch und Blut . . . Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist

das Schwerſte; es ſetzt große hiſtoriſche Vorarbeiten, inniges Eingehen, Liebe zur Vergangenheit des Menſchen und Vergeſſen ſeiner ſelbſt voraus" (9. Juni 1853). – „Der Unterſchied zwiſchen einem Phantaſieſtoff und einem gegebenen iſt für mich ungeheuer . . . Mir ſteht das Geſchehene feſt wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage iſt nicht: was will ich mit ihm thun, ſondern was iſt er? Die Weltgeſchichte als ein Ganzes, auch die ungeſchriebene eingerechnet, iſt das künſtleriſcheſte Epos, und wenn Theile davon als Dichtung gegeben werden, ſo ſind ſie am ſchönſten, wenn ſie in Einfalt hervorgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden" (7 März 1860). — „Mir erſcheint im hiſtoriſchen Roman die Geſchichte als die Hauptſache, die einzelnen Menſchen als Nebenſache; ſie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden" (8. Juni 1861). — „Hier iſt der Stoff ein gegebener, und ſeine Form hängt nicht von mir, ſondern von dem Stoffe ab; ich muß ſie finden, nicht erfinden. Das Finden aber macht mir Freude wie dem Naturforſcher, wenn er unbekannte, aber längſt vorhandene Erſcheinungen entdeckt" (6. Febr. 1861). — Zu dieſen Vorarbeiten wurden aus öffentlichen und Privatſammlungen Bücher zuſammengetragen, Stühle und Käſten lagen voll davon, und wenn man ſeinen Arbeitstiſch anſah, ſo konnte man nicht begreifen, wie er da noch Platz zum Schreiben finde.

Was ihm dieſe Arbeiten und Beſchäftigungen — ein wenig Malen an heiteren Tagen mitgerechnet — und ſeine Amtsobliegenheiten an Zeit noch ließen, gehörte faſt ausſchließlich den Dichtern. Die Worte, die er im Nachſommer (II. 51 u. ff.) dem Freiherrn in den Mund legt, ſind ſein eigenes Bekenntniß,

und ſo warm und rührend fromm iſt das Gefühl, das in ihnen lebt, daß ſie zu den herrlichſten gehören, die Stifter geſchrieben hat. Sie ſtellen ſein ganzes Weſen in ein helles, auch nach den Tiefen hin dringendes Licht, und es iſt kaum möglich, ſie an dieſer Stelle ganz zu übergehen. „Ich habe in dieſen Büchern," ſagt er dort, „viel Glück gefunden und in dem Alter faſt noch mehr als in der Jugend . . . Ihr werdet ſelber einmal ſehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geiſtes leuchtet, als die feurige Morgenſonne der Jugend, die Alles mit ihrem Glanze färbt . . . Im Alter werden ſelbſt ſolche Glanzſtellen der Jugend, die ſchon ſehr ferne liegen, wie etwa die Sehnſucht der erſten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenloſigkeit, oder die holde und berauſchende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Thaten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches, erſt kommendes Leben, oder das erſte Stammeln in irgend einer Kunſt von dem Greiſe in dem ſanften Spiegel ſeiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jüngling, und an der grauen Wimper mag manche beſeligendere und mitunter ſchmerzlichere Thräne hängen, als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings ſpringt. Ich leſe jetzt ſelten mehr die größten Geiſter im Zuſammenhange, aber ich leſe immer in ihnen, und werde wohl bis zu meinem Lebensende in ihnen leſen. Sie begleiten mich mit ihren Gedanken wie große Erquickungen durch den Reſt meines Lebens und werden mir wohl, wie ich ahne, an der dunklen Pforte Kränze aufhängen, als wären ſie von meinen eigenen Roſen geflochten."

Sein liebſter Dichter aber war Göthe. Immer lagen einige

Bände von deſſen Werken auf ſeinem Tiſche, und auf ſeinen Amtsreiſen, ſollten ſie auch nur wenige Tage dauern, war Göthe ſein ſteter Begleiter. Wenn Widerwärtigkeiten beunruhigend und ſtörend ſich an ihn drängten, wenn ein dunkler Schatten nicht weichen wollte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu dem Manne, „der Gedanken und Gefühle gab, die wie eine Löſung in holder Umhüllung waren und wie ein Glück ausſahen“ (Nachſommer II. S. 39). „Ich leſe,“ ſo ſchreibt er nach den erſchütternden Ereigniſſen des Jahres 1866 (an Heckenaſt, 13. Okt. 1866), „täglich einige Blätter aus Göthe's italieniſcher Reiſe. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieſes Mannes iſt meiner Seele ein erhebenderer Troſt als Alles, was in mich hineingeredet werden könnte.“

Aber er liebte in Göthe nicht blos den Dichter; er zollte ihm auch als Menſchen eine tiefe und aufrichtige Verehrung. Wenn deſſen Schwächen hervorgezogen wurden, konnte er ernſtlich böſe werden. „Das iſt ein erbärmliches Geſchlecht,“ rief er dann wohl, „das von der Sonne nichts zu ſagen weiß, als daß ſie Flecken hat.“ Aber in wahrhafte Entrüſtung gerieth er, wenn Göthe der Vorwurf gemacht wurde, er ſei ein unſittlicher Dichter. „Haben denn dieſe Leute,“ ſagte er einmal, „nur eine Ahnung von dem unergründlichen Geheimniß einer rechten Menſchennatur? Weil ſie Zwerge ſind, ſchreien ſie, jener ſei ein Ungeheuer. Weil ſie keinen Maßſtab für ſeine Sittlichkeit haben, nennen ſie ihn unſittlich.“

Er ſelbſt ſtellte die unabweisliche Forderung, daß „der Welt des Dichters der Gott nicht fehle“, und niemals gab er zu, daß etwas ſchön ſein könne, wenn es nicht zugleich ſittlich ſei. Als unſittlich und unkünſtleriſch zugleich galt ihm aber vor Allem

jede ſubjektive Unwahrheit, die Übertreibung, das falſche Pathos. Dieſe Anſicht ſtand unerſchütterlich feſt, denn ſie war nicht eine gemachte Theorie, ſondern hing auf das innigſte mit ſeiner ganzen Welt- und Lebensanſchauung zuſammen. „Wem das nicht heilig iſt, was iſt, wie wird der Beſſeres erſchaffen können, als was Gott erſchaffen hat? In den Naturwiſſenſchaften war ich gewöhnt worden, auf die Merkmale der Dinge zu achten, dieſe Merkmale zu lieben und die Weſenheit der Dinge zu verehren. Bei den Dichtern des Schwulſtes fand ich gar keine Merkmale, und es erſchien mir endlich lächerlich, wenn einer ſchaffen wollte, der nichts gelernt hat“ (Nachſommer II. S. 40). „Das halten ſie für Kraft, was nur klägliche Schwäche iſt. Das Sittengeſetz allein in ſeiner Anwendung iſt Kraft (darum, weil es in Shakeſpeare's Stücken über den Leidenſchaften thront, ſind ſie groß, nicht weil Leidenſchaften darin ſind). Gelaſſene Pflichterfüllung, genaue Gewiſſenhaftigkeit und ein Blick in das Leben, über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverpraſſungen hinaus, das iſt Kraft; darum ſind ihrer ſo wenige, die auf dem feſten Boden der Pflicht und höherer Lebensanſchauung ſtehen, und ſo viele, die Leidenſchaften haben“ (Brief an Heckenaſt, 11. Febr. 1858). Alle Tendenzpoeſie war ihm gründlich verhaßt und zwar ſchon zu einer Zeit, wo ſie noch in voller Blüte ſtand. „Ich bin mit denen,“ ſchreibt er ſchon 1845 (an Heckenaſt, 9. Januar), „die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die ſchöne Literatur miſchen, ganz und gar nicht einverſtanden, ſondern meine, daß das Schöne gar keinen andern Zweck habe als ſchön zu ſein, und daß man Politik nicht in Verſen und Deklamationen macht, ſondern durch wiſſenſchaftliche Staatsbildung, die man ſich vorher aneignet ... Ich nenne

Friedrich List. Ist er durch nationalökonomische Gedichte eine Autorität geworden? . . . Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mann, der Gefühl hat (das ich mir zutraue), ohne Partei zu nehmen bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einzumischen." Bei solcher Entschiedenheit war es natürlich, daß er sich nicht leicht entschloß, ein neueres Buch, wenn es nicht gerade ein wissenschaftliches war, in die Hand zu nehmen. „Möglich, daß es gut ist," pflegte er zu sagen, „aber die Wahrscheinlichkeit, daß es schlecht ist, ist größer. Mir fehlt es an Zeit, sie an ein so Ungewisses zu wenden." Grillparzer gehörte die erste Stelle nach Göthe in seinem Herzen, aber er rechnete ihn noch zu den Alten. In dem Dunkel längst vergangener Zeiten aber leuchtete ihm vor Allem Homer, „der göttliche Sänger göttlicher Helden".

So war Stifters Leben, je älter er wurde, desto mehr ein ruhig gleichmäßiges Dahinschreiten, äußerlich vielfach eingeschränkt, innerlich auf ein einziges großes Ziel, die Befestigung, Abklärung und Erhebung des eigenen Wesens gerichtet.

Eine Reise, die er bei Gelegenheit der Eröffnung der Westbahn nach München machte, ist noch zu erwähnen; dann kamen und gingen die Tage, einer wie der andere, bis der letzte Abschnitt seines Lebens den Erzähler wieder zum Verweilen zwingt. Aber er thut es nur ungern. Denn nicht ein Nachsommer ist es, von dem er noch zu berichten hat; es sind trübe, kalte Herbsttage, wo der Wind die Haide fegt und die letzten Blätter von den dürren Ästen schüttelt.

Im Dezember 1867 erkrankte er. Es schien eine katarrhalische

Affektion, zu denen ſeine Natur überhaupt neigte, ſo daß er in den letzten Jahren zwei- oder dreimal mehrere Wochen im Bette zubringen mußte. Das Übel trat anfangs ohne Heftigkeit, nur mit mäßigem Fieber auf, und geſtattete ihm außer Bette zu bleiben und mancherlei wie gewöhnlich zu thun. Aber weichen wollte es nicht; es ward vielmehr immer räthſelhafter. Die Ärzte ſprachen von ſchleichendem Typhus, von Leberleiden, Magenkatarrh u. dgl. und verordneten dies und jenes, Alles mit gleich geringem Erfolge. So verging der Winter. Wie die beſſere Jahreszeit kam, packte er zuſammen und ſuchte ſein Aſyl am Rande des bairiſchen Waldes in der Nähe des Dreiſeſſelberges wieder auf. Dort beſaß ein Freund, Herr Roſenberger aus Paſſau, ein ſchönes Anweſen, und im erſten Stocke des freundlichen Wohnhauſes wurden ihm die Zimmer, die er ſchon in früheren Jahren ein paarmal bewohnt hatte, auch diesmal gerne wieder eingeräumt. Hier nun brachte er den Sommer zu und erholte ſich ſichtlich; aber die Krankheit ſchlummerte nur und trat im nächſten Winter, den er wieder in Linz verlebte, mit neuer Heftigkeit auf. Dieſer Winter war für ihn ſelbſt, wie für ſeine Hausgenoſſen und Freunde ein wahrhaft qualvoller. Die Krankheit lag erdrückend über ſeinem ganzen Weſen. Der Mann, der ſonſt in ſtrammer Haltung kräftigen Schrittes einhergegangen war, wandelte jetzt gebeugt und gebrochen durch die Gaſſen, auch für den, der nie ſeinen Namen gehört hatte, ein Gegenſtand des Mitleids. War er allein, ſo grübelte er nach Sitz und Urſache der Krankheit, zergliederte ſie und vertiefte ſich in ihre kleinſten Einzelnheiten; kam ein Freund, ſo war die Krankheit ſein erſtes und letztes Wort, und man machte nur ungern den Verſuch, ihn von dem traurigen Gegenſtande abzubringen, weil er doch

erleichtert schien, wenn er davon sprechen konnte. Dazu kam jetzt noch die Noth der Arbeit. Die Gestalt, welche seine geschäftliche Verbindung mit dem Verleger allmälig angenommen hatte, machte nämlich für diesen das rasche Erscheinen der versprochenen Werke höchst wünschenswerth, und für Stifter selbst die baldige Vollendung wenigstens des ersten der drei großen Romane, die einander folgen sollten (Witiko, Wok, Zawesch), fast zu einer Ehrensache.

Gegen Ende des Winters beendete er den ersten Band des Witiko, und nun konnte er wieder freier aufathmen. Er ging nach Wien, um dortige Ärzte hinsichtlich seines Zustandes zu konsultiren. Sie empfahlen Karlsbad, und in den letzten Tagen des April trat der Kranke, jetzt wieder Muth und Hoffnung im Herzen, die Reise an. Der Erfolg war ein guter. Von Karlsbad ging er nach Prag, um sich mit dem Schauplatze, auf welchem der zweite Band des Witiko zum Theile spielt, durch eigene Anschauung bekannt zu machen; den Rest der schönen Jahreszeit brachte er wieder am Fuße des Sefselberges zu; der Herbst sah ihn wieder in Linz. Aber die Erinnerung an den letzten Winter, den er hier verlebt hatte, und ein instinktives Verlangen nach Höhen trieb ihn bald wieder fort, und er ging nach Kirchschlag, einer Ortschaft von wenigen Häusern in der Nähe von Linz, auf einem etwa 3000′ hohen Bergrücken, von den Linzern wegen des vortrefflichen Trinkwassers und einer gesunden, kräftigen Luft in den Sommermonaten gerne auf einige Zeit besucht. In dem sogenannten Badhause — eigentlich nur ein sehr einfaches Gasthaus mit ein paar Fremdenzimmern — miethete sich Stifter für den Winter ein. Seine Wahl war, wie der Erfolg zeigte, eine höchst glückliche und seinem Zustande ganz

angemeſſen, ſo daß die Zeit, die er hier verlebte, einen faſt freundlichen Abſchnitt in dieſen Jahren der Krankheit bildet. Gerade dieſer Winter brachte hier faſt unausgeſetzt helle, ſonnenwarme Tage, daß er mit Luſt ſich im Freien ergehen konnte und das Gewoge der Nebel, die täglich in der Tiefe und über der Stadt lagen, beobachten oder die Wolkenhaufen verfolgen mochte, die ſich an den fernen ſüdlichen Gebirgen thürmten und in einander ſchoben. Zwei Familien aus Linz, die Landhäuſer in Kirchſchlag hatten, brachten ebenfalls den Winter oben zu, und ein penſionirter Hauptmann, Baron Marenholz, früher Profeſſor in einer Militär-Akademie, ein ſehr gebildeter Mann, theilte mit Stifter die Räume des Badehauſes.

Dazu kam noch, daß in dieſem Winter auch die Sorge, wie ſeine Zukunft ſich geſtalten würde, von ihm genommen wurde. Er war ſeit Beginn ſeiner Krankheit nicht mehr dienſtfähig geworden und daher genöthigt, zuerſt um einen Urlaub, dann um die Verlängerung desſelben anzuſuchen. Auch dieſe Verlängerung lief jetzt ab, und wenn nun der Arzt, wie er wohl mußte, erklärte, die Dienſtuntauglichkeit daure fort, und es laſſe ſich über den Zeitpunkt, wann die Amtsübernahme wieder möglich ſein werde, nichts Beſtimmtes ſagen, ſo ſtand die Penſionirung, und zwar nach dem damaligen Penſionsgeſetze mit einem Drittel des Gehaltes, zu befürchten. Da war es denn für Stifter eine glückliche Fügung, daß kurz vorher Hofrath Kriegs-Au von Linz ins Staatsminiſterium berufen und mit der Leitung des Unterrichtsweſens betraut wurde. Dieſer erwirkte auf Grund und in Anerkennung der literariſchen Verdienſte des Dichters und in Berückſichtigung ſeines erſprießlichen Wirkens im Staatsdienſte die Penſionirung desſelben mit dem vollen Gehalte und dem

Hofrathstitel. Es war ein Fest, als Stifter von Kirchschlag mit der frohen Kunde, die ihm dorthin war gemeldet worden, nach Linz kam, den Tag in seinem Hause zu begehen. Was er immer sehnlichst gewünscht hatte, frei von jeder andern Verpflichtung ganz nur dem Genusse der Kunst und dem eigenen Schaffen des Schönen leben zu können, war nun möglich geworden und schien mit dem wachsenden Wohlbefinden, das die baldige völlige Genesung mit Zuversicht hoffen ließ, täglich näher zu rücken.

So ging er im Frühjahre wieder nach Karlsbad, und nach Ablauf der Kurzeit, wie in den beiden Vorjahren, abermals nach dem bairischen Walde. Auch diesesmal waren der Kurerfolg, so wie die Wirkung des Landaufenthaltes höchst günstig. Aber da brach der Krieg aus, und obgleich er fest an dem Vorsatze hielt, um jede Aufregung zu meiden, keine Zeitung in die Hand zu nehmen, so drang doch zuerst der Lärm der Vorbereitungen, dann mancherlei Zweifel und Befürchtungen, und endlich die Kunde von der Niederlage seines innig geliebten Österreichs auch in seine Einsamkeit. Der Schlag erschütterte ihn heftig, aber er war doch schon stark genug, ihn auszuhalten. Als er im Juli zum Geburtstage der Gattin nach Linz kam, war er gefaßt, und in Kirchschlag, wohin er sich, um den Abschluß des Waffenstillstandes abzuwarten und dem Gewirre in Linz zu entgehen, zurückgezogen hatte, sprach er mit vollkommener Ruhe und Klarheit über die Ereignisse. „Uns hat der Schlag überrascht und betäubt," sagte er damals zu einem Freunde, „weil wir die Sachlage vor Ausbruch des Krieges nicht kannten. Aber darum ist es doch weder blinder Zufall noch ein dunkles Verhängniß, sondern, was geschah, ergab sich wie das Produkt aus seinen Faktoren. Wer die Verhältnisse bei Beginn des Feldzuges kannte,

mußte die Kataſtrophe vorausſehen. Wo die Bedingungen fehlen, daß etwas werde, da wird auch nichts. Aufgabe unſerer Staatsmänner wird es ſein, jetzt wieder ſolche Faktoren zu ſetzen, aus denen vermöge der in ihrer Natur gegründeten Wechſelwirkung als Produkt die Macht und Wohlfahrt des Reiches ſich ergibt. Gleich das Produkt haben wollen iſt Thorheit."

Nachdem der Friede geſichert war, ſuchte er wieder ſeine Waldeinſamkeit auf, mit der Abſicht dort zu bleiben, ſo lange es die Witterung nur immer erlaube. Anfangs November jedoch erkrankte in Linz die Frau, die Briefe, die er erhielt, ſuchten ihn wohl zu beruhigen, aber es litt ihn doch nicht länger. Alſo richtete er ſich Mitte des Monats zuſammen, und beſtimmte den Tag der Abreiſe. Aber in der Nacht vor derſelben begann ein Schneeſturm, der faſt ununterbrochen durch acht Tage mit einer auch in jenen Gegenden unerhörten Heftigkeit wüthete.*) An ein Fortkommen mit Schlitten und Pferden war nicht zu denken. Da bemächtigte ſich des überall von ungeheuren Schneewällen Eingeſchloſſenen eine Nervenaufregung, die er nicht länger bemeiſtern konnte. In der höchſten Angſt, nachdem er ſchon vorher einmal Bahn hatte ſchaufeln laſſen, die aber in der Nacht wieder war verſchneit worden, ſchritt er endlich zum einzigen noch übrigen Mittel. Er ließ Männer auf Schneereifen vorausgehen, folgte ihnen Schritt für Schritt in ihren Spuren und ließ ſich das Gepäck in einem Handſchlitten nachziehen. So kam er endlich auf

*) Die Erzählung „Aus dem baieriſchen Walde" gibt eine Schilderung dieſes Naturereigniſſes, wie ſie nur Stifters Feder zu geben vermochte; noch lebendiger aber, weil von der unmittelbaren Gegenwart erfüllt, iſt ſie in den hier mitgetheilten Briefen an ſeine Gattin.

die Hauptſtraße, und nach dem erſten öſterreichiſchen Grenzorte, von wo an der Weg offen war, ſo daß er ungehindert nach Linz gelangen konnte. Aber ſeine Geſundheit hatte einen Stoß erlitten, deſſen Folgen er den ganzen Winter über nicht verwinden konnte. Seine Hoffnung war das Frühjahr und Karlsbad, wohin er nun zum dritten Male ging. Die Heilquelle bewährte ſich auch diesmal, und als er von ihr Abſchied nahm, ſagte der Arzt: „Ich glaube, Sie ſind geſund und werden es nicht nöthig haben noch einmal zu kommen.“ Er ſelbſt fühlte ſich recht wohl, und obgleich er diesmal den ganzen Sommer in Linz zubrachte, wuchſen ſeine Kräfte von Tag zu Tag. Aber es war doch kein gutes Zeichen, daß er die Gegend am bairiſchen Walde, die ihm doch ſo ins Herz gewachſen war, nicht mehr ertragen konnte; wie er an ſie dachte, ſtand auch ſogleich der Schneeſturm vom vorigen Jahre mit allen ſeinen Schreckniſſen in ſeiner Einbildung. Auch Kirchſchlag, wohin Freunde ihm zu gehen riethen, ſagte ihm nicht mehr zu. „Je geſunder ich werde,“ erwiederte er, „deſto weniger fühle ich das Bedürfniß nach Höhen, zu denen es mich während meines Krankſeins immer zog, und deſto mehr empfinde ich den Mangel des häuslichen Behagens, dem ich außer meinem Hauſe überall ausgeſetzt bin.“

Zwar ging er Ende September doch wieder hinauf, aber er blieb diesmal nur einige Tage. „Ich bin jetzt faſt völlig geſund,“ ſagte er, „und fühle mich am wohlſten zu Hauſe, unter dem, was mein iſt, und am allerwohlſten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein iſt. Witiko, Gottlob, iſt fertig, und ſchenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, ſo werde ich dieſe Zeit der Krankheit ſegnen als eine Wohlthat und Gnade, und es wird ſich auch in meinen Arbeiten die

größere Reife und Läuterung zeigen. Muth und Arbeitsfreudigkeit ist da, wie schon lange nicht."

Im Oktober machte er noch eine Reise nach Oberplan. Die Geschwister hatten für die verstorbene Mutter in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen, und diese sollte nun zu Häupten des Grabes an der äußeren Kirchenmauer aufgerichtet werden. Er leitete noch selbst die dabei nöthigen Arbeiten und freute sich der würdigen Ausführung des Denkmales. Bald nach seiner Rückkehr, anfangs November, befiel ihn eine Grippe. Er beachtete sie nicht besonders, und wenn Freunde ihre Theilnahme bezeigten, sagte er wohl halb scherzend, halb ärgerlich: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ist's wieder gut. Es ist doch ganz anders als früher; ich behalte diesmal meine Eßlust." Aber es vergingen einige Wochen, und das Übel wurde nur schlimmer. Eine starke Heiserkeit trat ein, die Eßlust minderte sich, er wurde ängstlich. „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen," erwiederte er, wenn man ihn trösten wollte; „es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!" Gegen Weihnachten verlangte der Arzt, daß er einige Tage im Bette zubringe. Aus den Tagen wurden Wochen, Fieber und Nachtschweiße traten ein. Ein zweiter Arzt wurde gerufen, aber er konnte keine Hilfe bringen. Am Morgen des 28. Jänner, nachdem der Kranke einige Zeit ohne Zeichen des Bewußtseins dagelegen hatte, öffnete er die Augen noch einmal, und sie füllten sich mit Thränen. Dann schlossen sie sich für immer. Aber das heiterste Lächeln, das erst am folgenden Tage der Erstarrung des Todes wich, lag auf seinem Antlitz.

Er starb (1868) im 63. Jahre seines Alters, wie der ärztliche Befund sagte, an Atrophie der Leber. Wenige Tage vor

seinem Tode ließ er sich noch das Manuscript des unvollendeten zweiten Bandes der „Mappe", mit deren Umarbeitung er sich seit ihrem Erscheinen und noch während dieser Krankheit beschäftigt hatte, reichen, blätterte darin, und legte es endlich mit den Worten aus der Hand: „Hieher wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben." Seine irdische Hülle ruht auf dem Gottesacker in Linz, rechts an der Seite des Hauptweges.

Stifters Werke

nach der Zeit ihres Erscheinens.*)

1840. Der Condor. Erschien zuerst in der Wiener Zeitschrift, dann in den Studien.
1840. Das Haidedorf. Wiener Zeitschrift. Studien.
1841. Feldblumen. Iris. Studien.
1841. und 1842. Die Mappe meines Urgroßvaters. Wiener Zeitschrift. Studien.
1843. Der Hochwald. Iris. Studien.
1843. Die Narrenburg. Iris. Studien.
1843. Wirkungen eines weißen Mantels. Wiener Zeitschrift. (Bergmilch.) Bunte Steine.
1843. Abdias. Novellen Almanach. Studien.
1843. Der späte Pfenning. Album aus Oesterreich o. d. Enns. Erzählungen.
1843. Brigitta. Gedenkemein. Studien.
1844. Studien. I. und II.
1844. Das alte Siegel. Novellen-Almanach. Studien.
1844. Drei Schmiede ihres Glückes. Wiener Zeitschrift. Erzählungen.
1844. Ein Gang durch die Katakomben. Wien und die Wiener. Erzählungen.
1845. Der Waldsteig. Oberösterreichisches Jahrbuch. Studien.
1845. Der Hagestolz. Iris. Studien.
1846. Der Weihnachtsabend. Gegenwart. (Bergkristall.) Bunte Steine.
1846. Zwei Schwestern. Iris. Studien.
1846. Der beschriebene Tännling. Rheinisches Taschenbuch. Studien.

---

*) Da die als „Studien" und „bunte Steine" gesammelten Erzählungen in der Form oft sehr wesentlich von jener, in der sie ursprünglich erschienen, abweichen, so wird in der obigen Zusammenstellung die Angabe, wo sie in ihrer ersten Gestalt zu finden sind, manchem Wunsche entgegenkommen. Wo der Titel geändert wurde, ist der spätere in Klammern beigefügt.

1847. **Studien.** III. und IV.
1847. **Der Waldgänger.** Iris. Erzählungen.
1848. **Prokopus.** Iris. Erzählungen.
1848. **Der arme Wohlthäter.** Austria. (Kalkstein.) Bunte Steine.
1849. **Der Pechbrenner.** Vergißmeinnicht. (Granit.) Bunte Steine.
1850. **Studien.** V. und VI.*)
1853. **Der Pförtner im Herrenhause.** Libussa. (Turmalin.) Bunte Steine.
1853. **Bunte Steine.** 3 Bände. Neueste Ausgabe in einem Band mit Holzschnitten.
1857. **Der Nachsommer.** 3 Bände.
1864. **Der Waldbrunnen.** Düsseldorfer Künstler-Album. Erzählungen.
1864. **Nachkommenschaften.** Der Heimgarten. Erzählungen.
1865. **Witiko.** 3 Bände.
1868. **Der Kuß von Sentze.** Gartenlaube für Oesterreich. Erzählungen.

* * *

1869. **Briefe.** 3 Bände.
1869. **Erzählungen.** 2 Bände.
1869. **Vermischte Schriften.**

---

*) Spätere Ausgaben der Studien in 3 Bänden und 2 Bänden, letztere mit Stahlstichen nach Geiger'schen Zeichnungen.

Briefe.

Erster Band.

1832–1833.

1832—1840.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Oberplan, 16. Auguſt 1832.

Ich wirke ordentlich Wunder, indem ich gleich nach meiner Ankunft, nämlich acht Tage nach derſelben, auf dieſem ſchlecht geleimten und unbeſchnittenen Papier Dir die ſchönſten Sachen nicht ſowohl ſchreibe, als ſchreiben will. Habakuk Mugrauer und ich haben um X Uhr Abends, d. h. in der Nacht vom 4. Auguſt, Friedberg erreicht, wo ich bei Herrn Schiffler übernachtete. Ich blieb vier Tage zu Friedberg und war Dir nicht nur recht luſtig, ſondern ſo zu ſagen rein närriſch, und frug nach nichts. Jetzt ſitze ich hier, und bin. — „Leben" kann ich faſt nicht ſagen, da der inſpirirten Augenblicke ſo wenige ſind, daß ſie verſchwindend klein werden. Hätt' ich nur um Gotteswillen einige Jean Paule da, aber ſo lieg' ich oft Stunden lang unter wehenden Föhren, oder blätternden Birken, und leſe nichts, als mich ſelber, d. h. ich denke und jage den ſcheckigſten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir Abends die Pfeife anzünde. Wann wird denn einmal dieſer Vulkan ausbrennen? Ich ſehe hier rings ſo ſanfte Fruchthügel, auf denen blauer Himmel und Sonnenſchein liegt, und ich ſtehe darunter ein blitzender Krater, auf dem gar wohl ſüße Weine wachſen, aber zitternd unter der Drohung vielleicht

morgender Vernichtung. Links und rechts und oben und unten ſtehen Kräfte auf und ſchwanken und können in keiner Reſultirenden ausruhen. Es ſind viele Studierende in Oberplan, aber Du biſt nicht darunter, und alle ſagen Vieles über ein Einleuchtendes, und wiederholen es dann noch ein Mal, und wenn mir ein Hoffmann'ſcher oder Jean Paul'ſcher Gedanke entfährt, ſo preiſt ſich jeder in ſeinem Herzen und iſt froh, daß er geſcheidter iſt und ſolider und geſetzter, als ich, der abſurde Dinge ſagt, und ſatiriſch iſt und wieder ſchwermüthig. Täglich Nachmittags ſchwimme ich in der Moldau bis zur Ermüdung, und ſchweife dann durch die Dämmerung unſerer Wälder, die wirklich in dieſer Jahreszeit ausnehmend ſchön ſind. Eben iſt der Bote nach Krumau da, und will abgehen. Es ſteht alſo die Alternative, Dir entweder dieſes Blatt allein zu ſchicken, oder gar nichts bis über acht Tage. So möge es hingehen, nächſtens fange ich früher an, damit nicht den Brief in ſeiner Blüthe der Tod überraſche.

Lebe wohl.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Krumau, 10. September 1832.

Dein Schreiben habe ich durch Schuld unſeres Boten um vieles verſpätet erhalten, da er ſelbes an einen Fleiſcher in Oberplan gegeben, der mit mir gleichen Tauf- und Zunamen führt. Die Ferien ſcheinen ganz anders gehen zu wollen, als ich dachte,

jedoch ich komme mir vor wie ein Fuhrmann, der den ſchnell abwärts rollenden Wagen, wenn er ihn nicht mehr aufhalten kann, ſeitwärts wendet, nun rollt er wohl nicht mehr, aber er fällt um. Mich umgeben lauter freundliche Geſichter und gütige Blicke, aber doch muß ich durchführen, was vorgeſetzt wurde, und ich that es bisher auch, mir ſelber zum Trotze, denn ich wollte immer gerne nicht; aber wozu die Thorheiten, die doch zuletzt das kindiſche Herz verſtimmen und zerſtören. Wir waren alle in Ernſtbrunn, und hatten auf dem Wege dahin das Schauſpiel eines bei tiefer Nacht gewitterflammenden Waldes. Wir waren im Urwalde auf einem Wege, der elend genug war, in ſolcher Finſterniß, daß auch nicht einen Zoll weit geſehen wurde, und unter ſtrömenden Güſſen. Es iſt ein eigener, großartiger Anblick, wenn es unter ſolchen Umſtänden blitzt. Jetzt iſt es finſter, und Du biſt allein, die übrige Schöpfung iſt nicht, und plötzlich ſiehſt Du die Rieſentannen mit ihren ſchwarzen Armen am flammenden Himmel hangen, und biſt in noch dickerer Nacht, die athemlos lauſcht, bis das platzende Krachen durch die Wolken bricht. Ich bedaure nicht, in dieſer Lage geweſen zu ſein, obwohl ich durch und durch naß war, 3—4 Stunden auf einem Wege, von dem wir nicht wußten, führt er an's gehoffte Ziel oder nicht, den Pfad mit Stöcken greifend oder ſuchend, und endlich irgend wo hin gelangend, wohin wir nicht wollten. Wir grüßen Dich Alle.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Friedberg, am 20. September 1833.

Schlecht genug ist die Feder, mit der ich dieses kratze, aber ich habe ex more consueto kein Messer. Dein erstes hätte ich längst beantwortet, allein ich bekam es viel zu spät, da ich in Ernstbrunn war, und überhaupt in jenen Westwäldern, wo mich niemand zu finden wußte. Dein zweites bekam ich gestern durch Herrn Greipl, als ich eben erklecklich durchnäßt nach Friedberg kam. Über die Poesien soll nichts geschrieben, aber sehr viel gesagt werden. Die ersten las ich auf einem sehr hohen Felsen, an einem trüben, aber schwülen Vormittage, während die Orgeltöne des sonntäglichen Amtes aus der Christianberger Kirche zu mir herauf schwammen, und kein einziges Wesen in Feld und Wald war. — Soll ich Dir noch viel weiteres sagen? Es wäre kurz und lang — — — — ich bin still und ernst und froh und schmerzhaft und sehnlich — — — warum bin ich denn nicht so glücklich, als Du mich wähnst? Mir thut noth zu produciren, und ich werde es. — — — Ich sehne mich schon sehr nach Dir, mir bist Du nicht „hochverdächtig“ oder ꝛc. . . . Ich schriebe mehr, aber in drei Tagen reise ich ab, und dann alles.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Wien, am 24. September 1834.

Hier iſt meine Hand, du treuer Menſch, mit aller Liebe, deren das Herz fähig iſt, ich bitte Dich herzinnig, denke der Sache nicht mehr, und laſſe Deine Liebe nicht abnehmen durch mein thörichtes Betragen, das Du mir ja wohl verzeihen wirſt, da es ja nur ein Vergehen des Verſtandes war, der ſich in albernen Hipotheſen herumtrieb, — nicht aber ein Vergehen der Liebe. Du beſchämſt mich in Deinem Schreiben durch Deine Güte. Wie gerne ich Dir antworte, und mit welcher Liebe ich beim ſonſt ſo verhaßten Briefſchreiben ſitze, kannſt Du daraus entnehmen, daß ich mich ſogar befleiße, ſchön zu ſchreiben, eine geſchnittne Feder und feines Papier habe, was ich Alles ſonſt nur bei meinen Geiſteskindern that, in die ich verliebt bin; ferner mach' ich denn im ganzen Briefe ein tz oder ein y oder ein ph? Über Deine fehlgeſchlagene Römerhoffnung weiß ich wirklich nicht, ſoll ich frohlocken, oder klagen — thät' ich lezteres, ſo wär' ich weniger eigennützig (das verdammte t) — aber, offen, mein Gemüth treibt mich zu erſterem, es hüpft auf, und will jauchzen. Wir wollen die Neige unſeres Beiſammenſeins noch recht ſo tief innig ausſchöpfen — ſonſt wußt' ich nie, wie Du mir theuer biſt, da ich die Abweſenheit von Dir durch jene geliebten Augen verkläret und verſüßet fand, die ich nie, nie vergeſſen werde — — aber heuer fühl' ich's! O, was ſind alle Liebſchaften und Mädchen gegen

ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund, wie Du eins trägst, wie Sigmund eins trägt, wie Pepi — und hol' mich der Teufel, wie ich! Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle, klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiters nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein. — Freilich der schönste Bund ist es, wenn ein Mädchen oder eine Gattin groß genug sein kann, nicht vor dem weiten Tempel des Mannes, oder vor seiner großen Alpe zu erschrecken, sondern bewundernd und jubelnd — hineinzutreten oder hinaufzuklettern, und Alles freudenreich, als ihr verwandt, an's große Herz zu drücken, und nicht zu sinken, — — — und Alles ihm, dem Glücklichen, aus der Sonne ihres Auges keck zuzuspiegeln — — — — —

— — — — — Du, wo ist die? — — — — — — die Deine Geliebte und Dein Freund zugleich ist? die durch unsere Donnerwetter schiffet, an unsern Gletschern sich nicht spießt, an den wackern Stachelgewächsen, Cactis und Aloen sich nicht zerreißt (die doch so süß blühen werden), Alles in Allem nimmt, und versteht und vermildert wiedergibt. — Ich könnte niederknieen vor der großen Seele, sie wäre größer als ein großer Mann!

Da schwärm' ich nun wieder!!

Laß blühn die Blümelein und duften, so gut sie mögen. Eines war einmal doch recht süß. Ich hatte in M. Brunn einen Traum. Folgendes ist wörtlich wahr:

Ich kannte zwei schwarze Augen,
Und liebte sie gar so sehr.

Wohl hab' ich ſie längſt verloren,
Aber vergeſſen nimmermehr.

Und heut' im Traume ſah ich ſie wieder,
Das ſüße Paar, es war traurig und trüb,
Und ſchaute mich an ſo freundlich,
Als hätt' es mich wieder lieb.

Sie hielt mich feſt an ihren Händen —
Und Geigen erſchallten rings ſo laut —
Ihr Vater war da und Mutter und Schweſtern,
Und ſagten ſo freundlich: Sie ſei meine Braut.

„Du tanzeſt ſo gut, mein Lieber."
„„Lieb Mädchen, denkſt wohl zurück?""
Und leiſ' erſtanden die alten Worte,
Und ſchüchtern Lieben, und altes Glück.

Und Schweſterchen kam geſchritten,
Und fordert mich auf zum Tanz,
Und walzte wie ehe mit mir, und ſagte:
Biſt doch der Alte geblieben ganz.

— — — — — — — — — — —

Wohl iſt der Traum entflogen,
Die Sonne ſcheinet klar:
Aber alle Lieb' iſt aufgeglommen,
So heiß ſie einſt im Herzen war.

Noch am ſelben Tage Abends dichtete ich hinzu

Nur einmal möcht' ich ſie noch ſehen,
Die nie mein Herz vergißt.
Wie ſie mir einſtens gut war,
Ob denn noch etwas übrig iſt?

Ich ſähe ſie nur von ferne,
Ob ſie noch die Alte blieb,
Und thäte ihr nimmermehr ſagen,
Wie ſehr ich ſie noch lieb'.

Das ſind die verlangten zwei Gedichte, von denen ich nicht begreife, wie Du weißt, daß ich ſie gemacht habe.

Lebe wohl.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Einen Tag nach Empfängniß Deines Briefes i. e. 4. Februar 1836 zu Wien.

Ich wollte ſogleich den ganzen Roman mitſchicken, aber wird er denn fertig? und wenn ich im beſten Zuge bin, läuft nicht eilig ein Proſa-Individuum daher, und redet ſehr mit mir? und hab' ich nicht endlich ſelber ſolche kapitelloſe Tage, nein, Tage, die mit einem negativen Kapitel angefüllt ſind, weil es von andern wieder ausgeſtrichen und neu gemacht werden müßte? Wie der Mörder in der Schenke, wenn einer ſagt, was gibt's Neues, ſchon meint, jetzt werde ſofort ſeine That erzählt werden: ſo rief ich, als Alexander ſagte, er habe etwas für mich, ſogleich aus: Einen Brief von Adolf? und welch' einen Brief — ich danke Dir zu tauſendmalen für dieſen Brief, oder vielmehr ich danke Gott, daß er Dir ein ſolches Herz gegeben, welches derlei

Briefe diktiret. Es iſt ſchändlich und ſchmachvoll, daß ich Dir ſo lange nicht ſchrieb, aber nicht aus Mangel an Liebe, ſondern aus Überfluß derſelben entſtand immer und immer kein Brief; denn ich hatte Dir ſtets ſo viel zu ſagen, daß 2 Stunden, ja 3 oder 4 Stunden nicht hinreichten, das alles zu ſchreiben, wenn ich nun 1 oder $1^1/_2$ Stunden Zeit hatte, ſo war es ja gar nicht der Mühe werth anzufangen, und ich verſchob es, bis ein Tag ſei, wo ich mich recht breit niederſetzen könnte, und ſo viel Zeit vor mir hätte, mich auf dem unendlich gedehnten, weißen Oceane einzuſchiffen, und zu ſegeln, wie's mir beliebte, — — — aber dieſer Tag, dieſes Jubiläum des Herzens begann nie, und ſo muß ſelbſt dieſes Gegenwärtige eitel Stückwerk werden. Wo ſoll ich nun anfangen — was ausleſen — was zurückhalten? Ich fange gleich, um konſequent zu ſein, von hinten an. Seit 3 Tagen habe ich die Grippe, die hier wieder nebſt der Cholera beſeſſen wird, und Schutt von Anaſtaſius Grün liegt vor mir. — Hätte ich nur ein bischen ein Geld, ſo würde ich dieſes Buch kaufen, und Dir ſenden — aber ich hab' halt keines. Könnt' ich nur (die grüne Broſchüre in der Taſche) auf den hohen Markt gehen, die Fenſter zählen, im fünften Licht ſehen — freilich iſt Licht, aber ich darf nicht hinaufſtürzen und ſagen, um Gottes willen, ſtopf' Dir eine Pfeife, und ſetze Dich nieder und merk' auf. Deine Leute will ich bitten, daß ſie Dir das Buch ſchicken, und geht dieſes nicht, ſo bin ich raſend genug und ſchreibe nach und nach den Band ab und ſende ihn Dir in Rationen zu. Nichts in der ganzen Welt hab' ich ja mehr, als mein bischen Poeſie und den Pinſel — Deine Freunde ſind 200 Meilen von Dir, die meinen 200 Erdbahndurchmeſſer, d. h. ich fange an, an dem Wahne zu ſiechen, man liebe mich nicht, ſondern nur

allenfalls ein wenig das kleine Vergnügen, das mein Umgang gewährt; denn wen ich nicht suche, der sucht mich nie, und seit Du fort bist, hab' ich noch keinen Besuch empfangen, außer einen citirten, jetzt citire ich auch nicht mehr.

Wie ich mich sonst befinde? Ei, seit ich in Wien bin, nie so miserabel. Das Nervenfieber, welches sehr stark hier epidemisirte, hab' zwar ich selber nicht gehabt, aber zwei meiner Schüler, wovon einer richtig von hinnen ging, der andere aber für heuer aussetzte. P. Mathäus wurde Sekretär des Erzbischofes der Armenier, d. h. nur zeitlich, weil der eigentliche eine Zeit in Konstantinopel zubringen muß, Baron Braun ist zum Militär gegangen — willst Du noch mehr, um zu begreifen, daß es zum Teufelswerden ist ganz und gar — kann ein Christ derlei Ungemächer voraus sehen oder ihnen mitten im Curse abhelfen? ich bin auch wirklich in eine Lage gerathen, daß ich manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde, und daß es vor Ostern sich ändere, ist gar keine Rede — sieh' und dies wissen Alle, müssen es wissen, ob ich gleich gegen keinen klage, aber nicht einmal gefragt werde ich darnach, ja, in Bewerbung um etwas, wo ich einem von uns sagte, ich wolle mich um Protektion umsehen, ging er hin und holte diese Protektion früher für sich, — ich natürlich mußte nun stille bleiben — das ist doch ziemlich schwer rechtfertigbar? Natürlich bekomm' ich durch dieses plötzliche Solstitium meines Glücks eine Menge Zeit, die ich nun auch zum Malen und zum Dichten anwendete; denn natürlich zum Wirthshausgehen hatt' ich keine. Aus Gustavs Zeichenbuche habe ich drei Landschaften gemalt, aber nur mit der letzten, dem Gesäuse, bin ich zufrieden, aber auch vollständig zufrieden, und ich bin so eitel, zu sagen: auch ich bin ein Landschaftsmaler.

$^2/_3$ Trau[illegible]iel und $^1/_2$ Roman iſt fertig, und werden nächſtens nach den ſieben Hügeln wandern, und Dich ſchüchtern grüßen. Elend iſt Alles ohnehin, wie ich mir's täglich vorſage, aber aufhören zu ſchreiben kann ich doch nicht, weil es mir an ſich ſo viel Vergnügen macht, ich kann da die Leute machen, wie ich will, und kann ſie ſich zu Tode lieben, opfern, freuen, unſchuldig und luſtig und herrlich über die Maßen ſein laſſen, und dann leb' und web' ich mit ihnen, und vergeſſe, daß Andere um mich herum ſind. — Sigmund geht am 12. Februar nach Innsbruck, allwo er angeſtellt wurde, Pepi wird deshalb kommen, und ich freue mich ſchon unſinnig darauf. Von dem, wie Du mir abgingſt, kann ich Dir keine Silbe ſagen, es war entſetzlich einſam in Wien, und am allertraurigſten war der hohe Markt, er war der Grèveplatz der Freundſchaft, und anfangs gemahnte es mich tauſendmal zu Dir zu gehen, Dir dies zu zeigen, jenes zu ſagen ꝛc. . . . ., bis ich mir's wieder vorſagte, er iſt ja fort. — Deine Reiſeſkizze habe ich mit ſehr viel Vergnügen geleſen, laſſe ja doch bald die Fortſetzung folgen. Schreibe unausſprechlich viel, auch von Rom, Du mußt denken, daß ich es nicht, ſo wie Du, täglich vor der Naſe habe, ſondern daß es 200 Meilen und 3000 Jahre von mir, und noch mit allerlei Nebenzauber eingeflort iſt: Peterskirche, Frauen, Cäpitol, Amphitheater ꝛc. . . . . Karneval ꝛc . . . . . ꝛc. . . . . Römer, Römerinen ꝛc. . . . . .

Wenn es Dir recht wohl geht, oder wenn Du wehmüthig biſt, ſo richte Deinen Blick nordwärts und denke über die Alpen an Deinen traurigen Freund, der es Dir von ganzer Seele und ganzem Herzen iſt, und Dir im grammatiſchen Sinne gerne einen Tropfen Herzblut ſchicken würde, wenn es überhaupt mög-

lich wäre. Lebe wohl und ſchreibe mir recht bald wieder, denkend, daß es warme Sonne in tiefen Herbſttagen iſt.

Ich werde Dir eben ſo gewiſſenhaft antworten.

Lebe wohl und 1000 Mal wohl.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 17. Juni 1836.

Ganz elend iſt es ohnehin, daß ich ſo unerhört lange nicht antwortete, ſuche aber die Urſache in allen möglichen phyſiſchen, geiſtigen Verhältniſſen, Lumpereien, Laſtern, und in Allem, was Du willſt, nur in keinem Mangel an Liebe zu Dir. So eigentlich iſt die Sache. Jedem Fremden ſchreibe ich ſchnell und gleich und wenig, jeden Freund vernachläſſige ich, denn mit dem will ich am Papier wohnen, eſſen, ſchlafen, ſpazieren gehen, — — kurz, recht zu Hauſe ſein — ihn lieben und weit und breit kein Ende machen mit Plaudern. Aber allerwege iſt immer keine Zeit. Man frißt ſich erſt nach einer halben Stunde ſo recht hinein und dann muß ich wieder heraus und krumme und gerade Linien dociren und anderes derlei Zeugs, deshalb ängſtet's mich, wenn ich ſoll zum Papiere ſitzen, und nicht unabſehliche Zeit vor mir habe, um ſo tief hineingerathen zu können, als ich immer will, ſondern immer darauf aufſehen und paſſen muß, daß jetzt die Uhr ſchlägt, und ich abſchnappen muß mitten in den kordialſten Gefühlen. Daher, wenn ich oft eine Stunde oder mehr Zeit

hätte, ſo iſt's ja nicht der Mühe werth, anzufangen; denn der Herrliche in der Ferne verdiente ja halbe Tage ausgeſchoſſen zu kriegen, und dann verpfeif' ich die Zeit und denke recht wacker an die, an die ich nicht ſchreibe. Seit ich aber dieſe Schreibfaulheitstheorie heraus habe, ſeitdem kehre ich auch gegen die Praxis aus derſelben vor, und lege ein Blatt auf den Tiſch und ſchreibe, als wär' es nicht wahr, daß ich in einer halben Stunde fort muß, und plötzlich fahr' ich auf und davon — und im Wiedernachhauſegehen fang' ich auf der Gaſſe ſchon an mentaliter weiter zu ſchreiben, und fahre dann im Zimmer freundlich fort. — Eben las ich Deinen Brief wieder durch und finde, daß ich doch gar zu ſchmählich geſündiget habe, jedoch eins iſt noch, was mich entſchuldigt, nämlich, daß wir einem Aufſatze über die Kunſtausſtellung, der in der allgemeinen Zeitung ſtand, antworten wollten, und deshalb ich mit Fiſchbach zu wiederholten Malen die Ausſtellung beſuchte; da dieſe aber bis Ende Juli dauerte, ſo verging gar ſo viel Zeit, da ich nicht früher antworten wollte, bis ich nicht auch den Aufſatz mitſenden könnte. Es wurde aus Allem nichts, weil ich trotz meinen Bemühungen auf keinen Menſchen ſtieß, der mir jene Nummern der allgemeinen Zeitung verſchaffen konnte, worin jener myſtiſche Aufſatz ſtand, der keine andere Kunſt gelten ließ, als chriſtliche katholiſche, nur das ſei würdig, jedes andere Genremalerei — — Gauermann mit ſeiner Urtragödie, Fiſchbachs liebheiterer Ernſt des Hochgebirges, ... Ammerlings Unſäglichkeit — — das alles Genremaler: die Nägel könnten einem blau werden und die Haare ausfallen, und das verdammteſte iſt, daß der Laie, ja ſelbſt der Künſtler beirrt wird, und werden muß. Ich verdanke dem Fiſchbach viel, ja Alles in dieſer Hinſicht. Er ging mit mir jene

ſo gelobten, altdeutſchelnden Bilder durch, und zeigte mir das Kunſtwidrige daran mit wahrhaft philoſophiſcher Schärfe.

Es iſt doch verdammt, daß es jetzt 11 ſchlägt! Siehſt du??!! 18. Juni. Dieſer Tage hatte ich viel Herumlaufens, weil es doch den Anſchein hat, als wollte ich Aſſiſtent für Phyſik und Mathematik werden, ich glaub' es aber nicht eher, als bis ich es deutlich vor mir geſchrieben ſehe. Über die Kunſtausſtellung ſchreib' ich Dir in dieſem Blatte nichts, weil ich Dir den Aufſatz ſelber ſchicken werde und falls er nicht fertig wird, einen eigenen Brief dazu verwenden werde.

24. Juni. Mehrere Tage ſind wieder hin, ohne daß ich Dir das Schreiben fortſetzen konnte. Daß Pepi hier war, wirſt Du wiſſen, daß ich unſägliche Streite mit ihm hatte, vielleicht nicht; denn er verachtet jedes Wiſſen und Philoſophiren, und philoſophirt doch gerne; und ſtellte wieder Einſeitigkeiten auf, daß man aus der Haut fahren wollte — es iſt ſo jammerſchade um ein ſolch' herrlich Gemüth, daß es in ſeinen Umgebungen verrohet, und meint, ein ſanfter Schmuck des Herzens ſei keiner, weil er ſanft iſt, und die Kraft benimmt, — und dennoch wieder iſt er unglaublich zart, daß mich der Teufel holt, wenn ich nicht abwechſelnd gegen ihn erglühe und ergrimme. Bei ſeinem letzten Hierſein war er aber ſo liebenswürdig, daß ich mir innerlich Ziegel und Marmor zu einem recht tüchtigen Altar zuſammentrug für ihn, für Dich, für Alle. Meine himmelſchönen Ideale der Frauenliebe ſind elend hin, das Herz, närriſch und warm, einſt pochend in Überluſt, und die Herrliche, Schwärmeriſche, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenloſeſten, unſäglichſten Überſchwenglichkeit lieben wollend, mußte lächerlich verpuffen zwiſchen Himmel und Erde, und niemand war entzückt

über ſeine ſchönen Raketen, niemand wärmte ſich an ſeinem ſtillern Fortbrennen, höchſtens die eine oder andere Suppe wurde daran gekocht, und aller Satan. Selber alle Afterwüchſe jener Wolluſtspoeſie, zu deren Kelch ich griff, waren doch nur dumme Wülſte an demſelben Kaktus, an dem die wunderbare Gluthblume hätte blühen und leuchten können, das dürftige Herz vergriff ſich nur am Tranke, und goß Feuer ſtatt Kühlung hinunter. O theurer, lieber Sigmund, ich fühle oft eine Einſamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind, wenn ich nicht nebſtbei doch ein ſo närriſcher Teufel wäre, der flucht, wenn er weich wird, und kläglich ſchlechte Witze macht, wenn er gerne ſeiner Rührung Herr werden möchte; — denk' an jenen letzten Abend unſeres Beiſammenſeins. Wie hätte ich ein geliebtes Weib geliebt und geſchmückt mit den Schönheiten, die Gott ſo unerhört in ſeiner Welt aufhäufte, und die in der Kunſt wiederſpiegeln, und dann hätt' ich gejubelt und zu Gott geſagt, er ſolle mich nur gerade todtſchlagen, weil ich doch des Glückes unwerth bin, wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in ſeine Wunderblüthen, lauter Schönes, Herrliches, köſtlich Liebendes in ſeinem Kelche tragend, das doch ich ſelber wieder vorgelocket habe — es muß koſtbar, himmliſch ſein, ſo ein Tuch um das andere wegzuhüllen, und nun zu erſtaunen, welch' abgrundlich tiefe Schätze in dem unſcheinbaren Dinge lagen, das nun ſeinerſeits auch ſtaunt, und dann ſo liebt und nichts als liebt. — — Aber dumm iſt's, daß ich Dir da vorthränodire — es kommt ja immer zu nichts ſolchem, da ich's höchſtens zu einer oder der anderen Lächerlichkeit bringe und gar keine Ausſicht habe, in Zukunft glücklicher zu werden, da dieſer Schoppicismus*

* Schoppe, die bekannte Jean Paul'ſche Figur.

mit den Jahren zunimmt. Aber euch Alle lieb' ich, wie ein toller, redlicher Schoppe, in euch find' ich den lieben Anklang, ihr ſtoßt euch nicht an meinen Diſteln — aber eure Weiber werden's thun, und jeder wird heirathen, und ich kann's nicht hintertreiben, ſo gern' ich's thäte, und dann liebt ihr die Frau und die Kinder und habt keine Zeit, daß wir einmal Abends recht wacker Gefühle hätten — und ein alter Eſel wird man auch.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Wien, 1836.

Erſtarre nur nicht gleich, daß ich mir heute den Donnerſtag vormittags den 10. November des Jahres 1836 aufſuchte und eigens aufputzte, um Dir zu ſchreiben; denn er wird eigens gewärmt, licht iſt er ohnehin genug, und mein Kanarienvogel ſingt, und keinem einzigen Menſchen ſage ich a + b vor. Elend iſt es ohnehin genug, daß ich Dir faſt ein Jahr nicht ſchrieb, aber noch elender iſt der Spruch: Doch von Einem thut's mir weh. Es iſt aber wahr, weh thät's mir auch, man müßte ein Brett ſein, um über ſo langes Freundesſchweigen gleichgiltig bleiben zu können, ja, man wäre nicht einmal ſelber ein Freund, wenn man's könnte, jedoch wenn Du ſagſt, wer hätte das vor einem Jahre gedacht, ſo thuſt Du himmelhohes Unrecht, und wahrhaftig ich trüge es, wenn Du teufelstoll und rein vor Zorn beſeſſen wäreſt, aber wenn Du zweifelſt und

wehmüthig an vergangene Zeit denkeſt, der nun die Gegenwart nicht mehr gleicht, dann brichſt Du mir das Herz, und das thateſt Du in dem Briefe an Ludwig, Du brachſt mein Herz, daß es in alle alten Thränen überfloß; denn nichts iſt rührender, als ein ſtarker Mann, der arm wird und weich, weil er an ſeinem Freunde zweifelt. Mir war von Kind an jene Stelle des Carlos die rührendſte, wo er an Poſa zweifelt und ihm die alte Freundſchaft im Bilde rückkehrt mit den ſchönen, treuen Augen. Lieber Bruder, verzeih' den Irrthum meines Herzens, nicht deſſen Schuld (die hatte es nie) und laſſe dieſes Blatt an Deinen Hals fliegen mit tauſend Thränen und ſagen: „ich lieb' Dich ja immer, und kann Dich ja nie vergeſſen, und nie laſſen von meinem Herzen, denn ſind wir denn nicht einſt zuſammengewachſen in Allem, was groß und gut und ſchön und herrlich iſt, und kann das Herz denn je in hunderttauſend Jahren es vergeſſen, daß es liebte und feſt hing an dem Herrlichen, der es wieder liebte? Ich hab' Dir weh gethan, aber ich habe Dich immer geliebt." Laß Dir's ſagen und reiche mir die Bruderhand von dem Apenin herüber, und ſage, daß Du nicht mehr zürneſt. Warum ich ſo lange nicht ſchrieb?? — Adolf! fielen Dir denn nicht eher alle Schoppeismen meines Charakters ein, als der Gedanke an Erkaltung? Ich hielt es für unmöglich, daß Du an Abfall denken konnteſt. Aus Liebe ſchrieb ich nicht. Es iſt entſetzlich lächerlich, und keine Seele glaubt es, und ich ſelber begreife es nicht, aber das iſt von jeher der Fluch meiner ſchönſten und zarteſten Empfindungen, daß ſie an mir nichts ſind als Andern lächerlich, und ſo ungefügig und ſpießeckig. Kennſt Du denn nicht von jeher meine Eigenſchaft, daß ich nie etwas leiſte, eben deshalb, weil ich ſonſt nichts will, als das Ungeheuerſte und Überſchweng-

lichſte und Schönſte und Erhabenſte und Alles?! So iſt immer ein namenlos ſchöner Wolkenhimmel da, um hinein zu fliegen, aber an Schwingen fehlt's. Wie ich auch verkannt werde und verhöhnt, das eine weiß ich feſt, und Du weißt es auch: ein gutes, ſchönes und großes Herz habe ich, aber ſeiner ewigen Sehnſucht fehlt die Schwinge des Genies, d. h. die geiſtige Souveränität, um zu herrſchen, und meine Seele bleibt dann wieder immer und ewig ein ſchönes Frauenbild, das liebet, aber ſtumm iſt. — Es ging ſo: Auserleſenes, Unendliches, Liebes, Theueres, Herrliches, endlos Langes und die Welt und den Sternenhimmel und Alles wollt' ich Dir ſchreiben — aber heute war unmöglich Zeit, was thäte ich denn mit der elenden Stunde, die mir frei zufällt, ich fertige ja kaum ein Exordium an? dann morgen in dieſer Werktagsſtimmung, das wär' die rechte Höhe, mit derlei Alltagsgefaſel unſre Seelen ſchänden — da muß ein Tag ausgeſchoſſen werden, der eben ein ausgeſchoſſener iſt, ſogar ganz blau muß er ſein, innerlich müſſen Sabbathswochen eingeläutet ſein, im Zimmer Alles aufgeräumt und nett, viele Federn geſchnitten, ſchönes, zartes Papier, um recht darauf mit dem Abweſenden zu Hauſe ſein zu können, mit ihm ſpeiſen, ſpazieren gehen, ſchlafen, — einen allerhöchſten Feſttag beginnen und ausfeiern. — — Aber ſolche Tage kamen allerwege nicht, und dann wuchs die Nothwendigkeit, noch ganz Himmliſcheres zu ſchreiben, um das lange Schweigen quitt zu machen, und noch paradieſiſchere Tage wurden vonnöthen und dieſe kamen eben wieder noch weniger, — und ſo ging die verfluchte Geſchichte parallel mit ſich ſelber fort. Begreifſt Du ſie nicht?? Ja, ich ſogar muß mir einreden: „nur unterdeſſen ein Gabelfrühſtück ſende nach Rom, die veritable Krönungstafel wird ſchon folgen"

— ſonſt paſſe ich immer (auch in Zukunft wieder) auf dieſe, und ſende nichts, — aber — in Zukunft, und habe ich nur ½ Terzie Zeit, ſo ſchreibe ich an dem Angefangenen um ein I-Tüpfchen weiter, und in Kürze kommt doch ein Brief zuſammen — aber ausſehen mag er!! Sei ſo gut, und begreif' nur das, warum ich ſo lange nicht ſchrieb: in Zukunft will ich (ja, vermög' meines närriſchen Temperamentes muß ich ſogar) in das andere Extrem verfallen, und Dir unaufhörlich ſchreiben — — — — dieſer Brief läuft immer fort, ich breche nur hier ab, um ſo ſchnell als möglich die erſte Lieferung fort zu kriegen, morgen ſchreib' ich weiter, und trage in einem fort in die Staatskanzlei, vielleicht bekommſt Du 20 ſolche Blätter auf einmal, aber dann thue mir den Gefallen, und leſe ſie nach den Nummern, ohnehin hätte dieſer Brief vor einen andern gehört, den Du jetzt vielleicht ſchon in Händen haſt, und in welchem kein Wort von einer Urſache meines langen Schweigens ſteht. Und nun, dächte ich, wäre dieſer Punkt im Reinen; denn daß Du nicht mehr zürneſt, weiß ich ſo gut, als Du weißt, daß an mir kein Arges gegen Dich iſt. Du warſt in meinem Herzen von je der erſte, und wirſt es bleiben in Ewigkeit. Bei Collin und Lebzeltern werfen ſie mir ohnehin vor, daß ich meine Freunde fleißig mit Carmin färbe, daß ſie roſig ausſehen — ich aber ſagte: „Wer ſeine Freunde ſich nicht färbt, der verdient keine."

Es iſt zwar noch nichts zurück, aber ich fahre fort. Natürlich weiß ich nicht, was die einzelnen Worte bedeuten, die ich mir auf der Überlage neulich notirte, als Gegenſtände, worüber an Dich zu ſchreiben iſt. Insbeſondere quält mich ein Kirchhof unſäglich. „Deutlich" fällt mir ein, nämlich, daß ich Dich ſchönſtens bitte, wenn auch nicht ſchöner, doch deutlicher an mich, als an Scher

zu ſchreiben, ich kann's Dir wahrlich und wahrhaftig nicht leſen, und ſtehe bei Schers Briefen von Dir ſehr viel Zorn aus, und habe ich das erſtemal lächerlich fehl geleſen, ſo verfängt die Schönheit des Gedankens gar nichts mehr, es bleibt mir doch immer lächerlich, daß er einmal ein Hanswurſtengewand angehabt hat. Dein „Auf ewig" gefiel mir unausſprechlich, aber freilich war's auch nett von Deiner Schweſter geſchrieben; von Dir hätte mir's der Teufel ſchon durch Gift über unkenntliche Silben verſalzen. — — —

Nun einige Perſonalien. Mir geht es heuer ſehr gut, nur ſind noch einige Wunden i. e. Schulden von dem vorigen dummen Jahre da, aber mein Herz iſt guter Dinge, da ich im Verlaufe dieſes Jahres ſchon wieder heraus komme. Für die Aſſiſtentenſtelle aus der Phyſik, die mir ſehr zugeſagt war, und wofür ich ſchon am Schundigen hinſtreifend Protektionen ſuchte, iſt mir ein erſt vor zwei Jahren die Philoſophie abſolvirt Habender vorgezogen worden. Drei Concurſe hab' ich wieder gemacht ꝛc. . . . Die Kunſt hat mein Herz noch immer ſo feſt, wie eine erſte, ewig unvergeßliche Jugendgeliebte. Du wirſt zufrieden ſein, wenn ich Dir nächſtens, d. h. ich weiß nicht wann, ein Bildchen nach Rom ſende. In Kurzem werden zwei Fiſchbache hervenommen werden. Die Bleiſtiftzeichnungen des Guſtav ſind heuer zum Entzücken, ich habe bereits 15 Blätter nachgezeichnet, wovon die letzteren ſeinen erſteren ſchon gleich kommen (wie's mir mit Zeichnen nach der Natur gehen wird, weiß ich noch freilich nicht). Auch die Poeſie feiert nicht, inſonderheit, da neue Erſcheinungen Furore machen, denen ich mich überlegen fühle, — ſtaune nicht, darunter iſt der Verfaſſer der Griſeldis. Ich möchte Dir einiges über dieſes Produkt ſagen: Percival von Wales, ein

Held und Riesentödter, freit die Tochter eines Köhlers, und ist später am Hofe Königs Artus, wo er viel Spott über seine Bärenkleidung und Bärensitten, hauptsächlich aber über seine Vermählung erfährt. Er wird toll und vermißt sich gegen die Königin Ginevra, Griseldis sei die Krone ihres Geschlechtes, und herrschte Recht der Seelen, so müßte sie vom Throne steigen und der Gr. huldigen. Staunen. Ginevrens Wuth. Erhitzung bis zu Vorschlägen von Proben. Ungeheurer Stolz von Perc. geht den Versuch ein, und achtet nicht des Schmerzes seines Weibes. Bis hieher ist der Gang wahr und natürlich, aber jetzt fängt das Elend an. Zwei parallele Kerle werden abgeschickt, um die Proben zu kontrolliren, welche bestimmt sind, die „Perle" und Höchste ihres Geschlechtes darzuthun. Percival sagt ihr, sie müsse ihren Sohn hergeben an den König, der mit der Vermählung unzufrieden sei, sonst werde er (Perc.) getödtet. Die Perle hat so schwache Rechtsbegriffe, und glaubt sogleich diese Forderung, und dringt auch nicht auf Vertheidigung mit den Waffen in der Faust, wie es dem Riesentödter, dem Herrn unzähliger Vasallen, dem mit Artus locker verbundenen, fast unabhängigen Fürsten in Wales zugestanden wäre, sondern sie sieht nur des Gatten Tod, oder des Kindes Auslieferung (vielleicht Tod), schreit und perorirt lange, und gibt das Kind her. (Erste Probe.) Blieb ihr eine Wahl? Thäten nicht gerade die gemeineren des Geschlechtes dasselbe? denn die Hohe verachtet den Mann, der sein Kind nicht bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt, und sagt, sie willige nie ein, nur Gewalt könne sie erdrücken. — Perc. erklärt vor allen Vasallen, daß der König ferner verlange, sie solle von ihm sich trennen, und wieder zu ihrem Vater gehen, er sei gezwungen sie zu verstoßen ꝛc. . . . — und sie geht, nachdem sie

ſagt, ſie wolle nichts ſagen, aber unendlich lang ſagt, wie ſie ihn geliebt habe. (Zweite Probe.) Hätte ſie bleiben ſollen? es war phyſiſch unmöglich. Wäre ſie nur edel gegangen, hoch oder gemüthstief, aber nein, ſie hört ja kaum zu reden auf, und dies rührt die Leute, weil ſie denken: ein ſo liebendes Weib verſtößt er ꝛc... Sie geht zu ihrem Vater, der ſie höhnt, weil ſie einmal, da Perc. krank war, denſelben pflegte, und zu ihrer ſterbenden Mutter nicht ging, obwohl dringende Boten geſendet wurden. (Iſt dies Übermacht der Liebe? verdient ſie ein Mann, dem ſie dies nicht zu ſagen wagt [ſonſt thäte ſie's] und der ſie nicht ſelber zur Mutter zu gehen heißt? oder kann die Perle einen ſolchen Mann nicht erkennen und nothwendig haſſen?) Alſo der noch zürnende Vater höhnt ſie, aber nicht tragiſch, ſondern blos widerwärtig. — Nun erſcheint Perc. und ſagt, er ſei flüchtig vor des Königs Leuten, die ihn tödten wollen (warum? frägt ſie nicht); ſondern ſie glaubt es ſofort, und zeigt ihm eine Grotte, wo er ſicher ſei. Die Königin kommt, und droht ihr den Tod, wenn ſie nicht ſagt, wo Perc. ſei. Sie thut es nicht. (Dritte und letzte Probe.) Sollte ſie ihn jetzt nicht mehr lieben (wenn ſie überhaupt ihn je lieben konnte)? Er that ihr nichts, der König iſt der unmotivirte Wauwau; er leidet gewiß ohnehin unſäglich, alſo muß ſie ihn doppelt lieben, und dies thäten aus 100 gewiß 80. Bei all dem ſind nur die nackten Facta da. Man ſieht nirgends eine rührende, ſchöne Gemüthsblume auseinander blühen, ihr Inneres bleibt uns ſo unbekannt, als das Innere von Afrika. All die naive Unbekanntheit mit der Macht eines Königs, der ſo toll gegen ihren Gatten verfährt, würden wir verzeihen, ja lieben, wenn ſonſt in dieſen ſchrecklichen Lagen eine engelvolle Wunderwelt aus verſtecktem, kleinem, verachtetem, unbekanntem Gemüthe glorreich

hervorblühte — aber mit nichten thut ſie das. Und nun kommt das Widerwärtige, daß die Königin, ihre erbitterte Feindin, auf einmal einſieht, was der geneigte Zuſeher nicht einmal einſehen kann, daß ſie wirklich eine Perle ihres Geſchlechtes ſei, die, wenn Recht regierte, auf dem Thron ſitzen ſollte, und die Königin ſich vor ihr neigen. Sie wird ins Schloß geführt, Alles ſoll gut enden, man ſagt ihr, es ſei nur Probe geweſen — aber jetzt verſtößt ſie den Perciv., was unſtreitig die pikanteſte Idee des Ganzen iſt, aber ſtatt durch Kürze zu erſchüttern, zerfaſert ſie ſich durch Auseinanderſetzen, warum ſie geht, und wird peinlich durch ſein Dringen, ſie ſolle nicht gehen. — Charakter iſt in dem ganzen Stücke keiner. Perc. nimmt wohl im erſten Akte einen Anlauf, aber eben der tragiſche Kampf zwiſchen dem feſten Willen, das Angefangene durchzuführen, und dem Schmerze um ſein Weib wird flach durch keinen einzigen energiſchen, originellen Zug, oder durch Riſſe, die in ein ungemeines Gemüth blicken laſſen, das ſich nur kärglich mit dem Ruhme der Feſtigkeit panzert, nirgends ein Exponent der Leidenſchaft, ſondern der Gemeinplatz des Herumſchwankens, des Herumlehnens, Kopfhaltens, Aufſeufzens ꝛc. . . . Eine einzige Nebenfigur wäre bald ein Charakter geworden, weil er, den wir ſeit dem erſten Akte ſchon vergeſſen haben, plötzlich ſagt, er gehe nach Frankreich, da er nicht fürder der Ritter ſeiner Dame, der Königin, ſein könne; denn ſeine Dame müſſe rein ſein wie ſein Schild, dieſe Handlungsweiſe aber beflecke ſie. (Es iſt Lanzelot vom See.) Griſeldis iſt ein mittelmäßiges Stück, das ganz in die Klaſſe des poetiſchen Materialismus fällt.

Dies iſt meine Anſicht und die meiner Freunde einſtimmig. Warum es ſo gefällt, iſt mir bis dato ein Räthſel, dazu muß

ich es einmal lesen. Zum Sehen werde ich mich nicht mehr entschließen können, da ich ohnehin schon so viel litt. Die Sprache erhebt sich nicht zum Idealen.

O Grillparzer! O Grillparzer!!!

Lebe wohl, Theurer, es ist heute schon zu spät, sonst schickte ich Dir einige Gedichte, wovon Du den Verfasser errathen solltest.

Ewig der Deinige.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, 8. Februar 1837.

Hast hübsch lange warten lassen, ich auch — — die Zungen, oder eigentlich nur eine, in schönen, rundlichen Scheibchen liegt sie auf dem Teller, Bier steht da, Tabak genug und Faschingsdienstagnacht ist's ohnehin, was will denn der Mensch noch mehr, um einem fernen Geliebten sehr zu schreiben und toll und zärtlich zu sein? Meine Werke werden alle in Briefen geschrieben, und ich beschwöre meine Freunde, bei denen die Kapitel ad mea opera omnia herum liegen, in denen ich witzig, verständig, schwärmerisch und Alles bin, nach meinem Tode Alles herauszugeben. Sonst fahre ich ab und bin kein Schriftsteller gewesen. Dein Blättchen freute mich recht herzlich, und daß ich Deiner Bitte nicht genügte, war doch einzig der Mangel einer allgemeinen Zeitung schuld, denn daß sie Colloredo hat, wußte

ich wohl, aber er war ſo ſelten da, und wenn, ſo ſah ich ihn nicht, oder vergaß, und bei Lebzeltern dachte ich gar nicht daran. Kurz, mein Erbübel hatte mich wieder; ich wollte wohl ſehr, aber kam nicht dazu. Was thateſt Du denn mit jenem embrioniſchen, mißgeburtigen Bilde, das Du mir entführteſt? Haſt Du es noch, ſo verbrenne es, dann bekommſt Du ein neues, deſſen Gegenſtand Du Dir ſelber beſtimmen kannſt, d. h. in ſo ferne er möglich iſt. Aus unſern Alpen darfſt Du ſo ziemlich die bedeutendſten Namen nennen und ich kann Dir genügen, da ich davon Skizzen beſitze. Ich bin auch jetzt viel fleißiger, da ich einige Fortſchritte machte und Fiſchbach bei mir war und mir Talent zuſprach und mich aufmunterte, und mir Studien lieh, was mich in ein horribles Entzücken verſetzte. Bei Lebzeltern wirſt Du bei Deiner Zurückkunft nach Wien, die wir auf höchſtens zwei Jahre definitiv feſtſetzen, wahrſcheinlich einen großen Dachſtein von mir finden, den ich zum Anſehen hingab, und von dem er durch Kner mir ſagen ließ, daß er ihn zu beſitzen wünſche. Stimmte nur die Hand mit meinem Herzen überein!!! Lauter Göttergröße und Zartheit und Glorie und aller Teufel wäre auf der Leinwand. Doch davon Punktum.

Programm über meine Schülerinen.

Sie ſind bei weitem mehr, als ich ihnen bei meiner erſten Bekanntſchaft zumuthete. Meine Schuld iſt es nicht, wenn Du Dich jetzt rückwärts in eine von ihnen raſend verliebſt, ich muß doch die Wahrheit ſagen. Ich fragte wenig darum, was ich ſie lehren ſoll, ſondern fing auf eigene Fauſt an, ſie zu bilden. Mit S. fing ich Geographie, Naturgeſchichte, Diktandoſchreiben, Briefſtellen und Rechnen an, und in letzterem befriedigte ſie mich ſo, daß wir jetzt in allem Feuer in einer compendiöſen Algebra

begriffen ſind, die ſie recht artig verſteht und mir die Beweiſe bündiger liefert, als es mancher Schüler that. Mit den beiden andern begann ich Seelenlehre, die ich jetzt für ſie ſchriftlich verfaſſe, um ſie ihnen als Andenken zu hinterlaſſen. Dann nahm ich die Grundzüge des Naturrechtes als Vorbereitung zu Rottecks Geſchichte, in der wir jetzt ſind. Dieſe und Phyſik, und Äſthetik (nach J. Pauls Vorſchule, die ſie entzückt) wechſeln ab. Ich traf ſo guten Grund und Boden, daß ſie Dinge verſtehen und nota bene lieben, die ich Mädchen nicht zugetraut hätte, und nicht nur ich, ſondern auch Rolph bemerken ſchon die Früchte an ihnen, was mich unſäglich freut. Ein liebes, treues, unſchuldvolles Gemüth iſt der Antheil Aller, und Rolph und ich ſind ſummariſch in beide verliebt. Beide ſind tauſendmal beſſer, als ich ſelber, und ich liebe ſie beide recht anenehmend herzinniglich und freue mich allemal auf unſere Unterredung. Nur habe ich mir eine lächerliche Angſt aufgeladen, nämlich, daß ſie einem Manne zufallen, der ſie nicht verdient. Es verfängt nichts, daß ich ſie jede einem meiner Freunde zudenke, er erhält ſie doch nicht, und auf jeden Fremden bin ich ſchon im Voraus eiferſüchtig, und mag ihn nicht leiden. Überhaupt iſt die ganze Familie recht offen und natürlich und gut, und ich und Rolph bringen manchen Abend ſehr vergnügt dort zu.

Bei den Pepiſchen*) war ich öfters Abends, und fand halt immer wieder die liebe, herzliche Güte, Herzlichkeit und Seelenſchönheit dieſer Familie. Der alten Frau habe ich ihr Schweizerzimmer mit der Ausſicht auf die Jungfrau gemalt, und dafür von ihr einen wunderſchönen Meerſchaumkopf erhalten. Wie

*) Haus des Grafen Joſeph Pellegrini.

ſtehſt Du denn mit Pepi? mit Adolf? mit Alexis? Ich bin Allen Briefe ſchuldig.

Lebe wohl und denke manchmal an einen Menſchen, der voll Fehler und Irrthümer ſteckt, aber ein heißes Goldherz hat, und ſeine Freunde außerordentlich liebt.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 14. Juni 1837.

Glücklich wär' ich, wenn mir einer ſagte, wann dieſer Brief wird geendigt werden, oder ob er nicht das Schickſal zweier Vorgänger theilt, die begonnen, aber nie vollendet wurden, ſondern nachträglich blos zerknittert, weil ich ſpäter ganz trefflicher ſchreiben wollte. In Schnelle werfe ich nur her, um Dich an der Schwelle zu gewinnen (denn ich antwortete wieder ſehr lange nicht), daß für Dich ein Bild bereits fertig iſt, und nur des Trocknens und Firniſſens harrt, um ſofort abzugehen. Du wirſt ſchon zufrieden ſein müſſen, da meine Flügel noch zu kurz ſind. nur denke Dir es nicht wieder gar gleich ſchlecht, ſondern ſtelle es in Gedanken in die Kunſtausſtellung und laſſe es gegen nur nicht gar bedeutende Notabilitäten nichts verlieren, ſo haſt Du ungefähr ſeinen Werth. — — Elend bin ich heute zu Allem disponirt, deshalb ſehe ich nicht ein, weshalb Du darunter leiden ſollteſt.

Gute Nacht.

15. Juni. Guten Morgen. Sigmund!! ich habe einen tollen Gedanken, der köſtlich iſt: Du mußt . . . heirathen. Laß Dir nur Zeit, und ſei ſpäter etwas betroffen, oder, was Du anders willſt — aber lieber, theurer Bruder! ſie iſt ein herzliebes, grundlos reines Herz, und wär' ich 20 Jahre alt, ſo ſäße ich ſchon auf dem Kobenzl, oder Kahlenberg, oder in flüſternden Lauben, und machte Gedichte, die vor Liebesluſt und Schmerz und Sehnſucht und Schwärmerei und Qual und Seligkeit ſchwöllen und überſchäumten — und dennoch regt ſich in meinem alten Herzen oft etwas, wenn ich ſie mir ſo gegenüber ſitzen ſehe mit dem treuen, guten Auge, es regt ſich etwas, wie wehmuthsvolles Nachklingen von frommen Frühlingskinderglocken — und ich bin auch wieder gut und glühend, wie dereinſt, als noch ein Wald von ſchönen Blumen aus meinem Innern aufwuchs und ineinander duftete — — gebärde Dich nicht kläglich, ich bin nicht verliebt in ſie, und wäre ich es, ſo biſſe ich mir eher die Zunge ab, als ſie davon eine Ahnung bekäme, deshalb war mir Deine Warnung, „auf meiner Hut zu ſein", ſehr lächerlich. Du kennſt mich doch noch wenig, wenn Du glaubſt, ich hätte ſo wenig Gewalt über mich. Aber Du biſt unter allen Menſchen der beſte Mann für ſie. Sie weiß ſich ſelber nicht zu helfen, darum braucht ſie ein ſchonendes Herz, ein ſanftes, aber ein hohes auch, und ich glaube gewiß, ein höheres, weil ich ſie dahin bilde — und um ihr gutherziges, zutrauendes Gemüth zu lohnen, muß gerade Deine Innigkeit zu ihr treten, und ſie dort empfangen, wo ich ſie muß ſtehen laſſen, um ſie der humanen Schönheit des Geiſtes immer näher zu führen, und dann kannſt Du Dir eine Geiſtesgattin in ihr ziehen, die jung und herrlich bleibt bis in ihr 90ſtes Jahr.

Ja, ſelber dann, wenn ich ſie ſelbſt liebte, würde ich doch

ſagen: Nimm ſie, und liebe ſie recht, denn Dein Herz iſt beſſer und klarer, als mein wildes, humoriſtiſches — und nicht Du, und nicht ſie, und gar kein Menſch würde es je erfahren, was in mir vorgegangen wäre, aber NB. es iſt nicht, ſondern ich liebe ſie und die andern wie Schweſtern, deshalb müßte ich einen zerreißen, der einmal meine zarten Blumen mit zwei rohen Fäuſten in ſeine Wohnung trüge. Sed de hac re punctum!!

Aber was noch weiter anderes?

Gar nichts, als dies noch. Ein Rahmen mußte auf das Bild ſein, da die letzte Hand im Rahmen erſt daran gelegt werden kann, da ein Rahmen ferner ſo ziert, daß Du das Bild erſt ſammt demſelben zu ſehen bekommſt, und da endlich die Verpackung ohne Rahmen faſt nicht angeht. Ich beſtellte einen nach der jetzigen Art mit Eckarabesken und breit, aber flach, und Du wirſt gewiß nicht böſe ſein, wenn ich Dich um Vergütung desſelben bitte, da Du ja weißt, daß alles andere ich mehr habe, als Gulden. Lege daher einmal 5 fl. C.M. an mich bei; denn das wird er koſten, da er die Hälfte an Volumen des Lebzeltern-ſchen beträgt, welcher 12 fl. C.M. koſtete, und ich werde mich beeilen, die im Rahmen nöthigen Verbeſſerungen anzubringen, und Dir das Produkt zuſenden.

Lebe wohl und ſchreibe bälder, als ich.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 20. September 1837.

Recht haſt Du, wenn Du Dir allerlei Unvortheihaftes denkſt — aber du haſt doch wieder nicht Recht, weil es doch nicht wahr

ist. Der unglückselige Vergolder ist an Allem Schuld. Als ich Dir schrieb, versprach er schon, daß längstens in 14 Tagen der Rahmen fertig sei. Zum Unglück bekam er eine unermeßliche Kirchenarbeit für die evangelische Kirche und ließ deshalb alle Currentien liegen, — jedoch mir verhieß er von 14 zu 14 Tagen den Rahmen, weil er fürchtete, daß ich ihn sonst wo anders machen ließe. Dies hatte mehreren Zorn zur Folge, und noch etwas anderes. Dammarafirniß läßt sich leicht mit den Fingern durch Reiben wegnehmen, deshalb kann man ja leicht eine Luft, die zu licht gehalten ist und überhaupt dies und jenes hat, was einem nicht gefällt, von dem Firniß befreien und sie selber mit Terpentin und Bimsstein wegreiben. Scher und Roche kamen just dazu, als ich's that. Freilich viel schöner war die neue Luft, die statt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felsen, die nun wie Koth in die reine, klare Luft standen! es konnte unmöglich so bleiben, — darauf zu malen macht nur Alles dick und patzig, also mußten auch die Felsen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder — — Alles zu matt!! — — Kurz, ich kam in die lächerliche Nothwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben, und ein neues, nämliches, besseres darauf zu malen. — Besser ist es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort ist und der neue noch nicht da. Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe. Gebe nur Gott, daß, wenn ich von den Ferien, die ich in Hadersdorf verlebe, zurückkomme, der Rahmen auch fertig und da ist. Was nützt es, wenn es Scher gut findet, wenn mir immer wieder neue Colorite einfallen, die so schön im

Kopfe ſind und wie oft ſo elend auf der Leinwand im Konflikt mit andern. Sei froh, Lieber, daß Dir der Teufel kein ſolches Ei in die Wirthſchaft legte, das man dann nicht ausbrüten kann, oder ſtatt luſtiger Vögel kriechen Fröſche aus. Aber brütet denn nicht unſere ganze Cotterie? Welche nette Igel brachte nicht ſchon Pepi aus? Brenner? Du? Alle?? Thaten, Adler — ja — aber ſind's Windeier, oder ganz anderer Gattung, oder fehlt die rechte Brütigkeit, oder die Ausdauer, oder aller Teufel? — — Dieſer Tage habe ich wieder mehrere gute Vorſätze angefertigt, die gerathen mir allemal ſehr gut. — — Lebzeltern habe ich ſchon lange nicht geſchrieben, da ich eine Reiſe ins Pinzgau vor hatte, aber um das beſtimmte Reiſegeld betrogen wurde, und dann um Ferienurlaub bat, um wenigſtens die Waldpartien des Wienerwaldes aufzunehmen, zu zeichnen, zu malen, zu ſtudiren. Ad vocem ſtudiren muß ich Dir melden, daß ich ſehr fleißig — — Forſtbotanik ſtudire, weil man ſich ſehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel in Maria-Brunn bekomme. Sie enthält Phyſik und Chemie und Forſtbotanik als Soll und 1500 fl. als Haben. Wenn's gelingt, ſo jauchze ich!! Einen Concurs will ich machen, dem nichts mangeln ſoll, — wenn nur nicht wieder der alte Satan eine größere Protektion daherführt, die ſich auf wen andern als mich bezieht, oder ſonſt ein Malheur, z. B. daß ich gerade am Concurstage an der Cholera ſterbe, oder eben geſunde — oder daß der Himmel einfällt oder der jüngſte Tag iſt — ich bin auf die ſonderbarſten Unfälle gefaßt, und paſſe darauf, daß mir das Fatum etwas tückiſch iſt, und ſich mit Hinderniſſen rüſtet. — Oben ſagt' ich „ſtudiren", nämlich Landſchaften — — ja — ſagt' ich Dir nicht, das Fatum laure? Der Himmel iſt ſtets wolkig, und noch dazu ſo langweilig, grau-

schuppig, daß kein handgroßes Fleckchen desselben malerisch ist. Die Zeichnung kann ich ohnehin, und Colorit ist heuer gar keines. Über die grauen Schindeldächer, die im Glase meiner Fenster stehen, steigt ein Stückchen grauer Wald, dann fängt der graue Himmel an, und längs der Dächer wallt zeitweise im kalten Winde dünne ein grauer Rauchstoß, eine Trauerweide, die grau ist, regt ihre Zweige zum öftern, als klaubte sie dieselben im Traume durcheinander.

Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unsäglicher Liebe zu Dir und den Andern des gewesenen Rundkreises bin, wirst Du ja doch endlich auch wissen — — daß ich ferner ein Narr bin, der sich nur ein einzig Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben solches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geistigen Abgrund aufzuthun, in den man sich mit Lust und Grauen stürze — und eine Trillion Engel singen hörte — Jesus Maria! ich könnte mich mit ihr Arm in Arm in den Niagarafall stürzen — — aber sie sind Gänse, die derlei für Fantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen.

Lieber, fürchte nicht, daß ich überschnappe, und denke Dir mich recht heiter und gutmüthig — aber das Herz thut mir doch immer leise weh.

Schreibe mir bald, das Bild bekommst Du gewiß und gewiß kein häßliches.

1841—1845.

An den Grafen Johann Mailáth.

Wien, 6. März 1841.

Ich gebe mir die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich zwölf Dukaten von Ihnen als Ausgleichung des Honorars für die „Feldblumen“ erhielt. Was Ihren Wunsch der Übersendung des Wildschützen anlangt, sehe ich mich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, Sie um einen kleinen Aufschub angehen zu müssen. Das Manuscript lag am 15. Jänner bereit, wo ich Sie erwartete, und da ich es immer in Händen hatte, fing ich daran zu feilen und zu wirthschaften an, so daß zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete, und in dieser stecke ich nun mitten drinnen, so daß weder der neue Theil, noch der alte übersendet werden kann. Nach meiner Zeiteintheilung werde ich bis halben April fertig, jedoch mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort getraue ich mir nur zu versprechen, daß es am 1. Mai 1841 auf die Post wird gegeben werden. Von der Censur wird nichts zu fürchten sein, denn es ist kein anstößig Wörtlein darinnen — und die Zeit, die mir noch gegönnt ist, kommt dem Werke zu Guten; denn ich will die unverdient günstige Beurtheilung der „Feldblumen“ in hiesigen Blättern erst

zu rechtfertigen suchen, da ich die Fehler der Unruhe und theilweisen Haltlosigkeit, die darin waren, recht gut einsehe, obwohl mir's niemand sagte, und sie im nächsten vermeiden will. Es dünkt mich, der Hochwald (so will ich es statt Wildschütz heißen) gehe im milden Redefluße fort, ein einfach schön Ergießen, ohne dem koketten Herumspringen, das mich in den Feldblumen ärgert. Ich bin so kindisch, daß mich der Hochwald stellenweise selber rührt und freut. Wäre die Kraft, wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen — aber . . . . . ut desint vires . . . . . .

Sie werden mit einem Menschen nicht ins Gericht gehen, der ein gutes Herz in die Welt hineinschwärmt, ohne ein Göthe zu sein, der sein Gold rein, schön, unbegreiflich im breiten Zauberflusse strömen lassen könnte, keine falsche Ader und kein Stäubchen drinnen, so den Glanz stört.

Antworten Sie mir, daß Sie mit dem 1. Mai zufrieden sind, damit ich auch zufriedener arbeiten kann. Ich schließe mit Dank für das Übersendete.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 21. Juli 1841.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieſen Zeilen behellige, es betrifft unſer Unternehmen „Wien und die Wiener“. Stelzhammer, Langer und ich ſind zuſammengetreten, und beſchloſſen das Werk zu liefern, und zwar in je 14 Tagen zwei Bogen, allein da Stelzhammer nun durch Umſtände veranlaßt wird, von hier fort zu reiſen, und einige Monate abweſend zu ſein, ſo übertrug er ſeine Verpflichtungen auf mich, und dies iſt es eigentlich, was ich Ihnen anzeige, um Sie zu fragen, ob Sie nichts dagegen haben. Ich würde alſo die Redaktion und Ordnung der Stoffe über mich nehmen, Stelzhammer und Langer ſenden ihre Beiträge an mich ein, ich leſe ſie, und gebe ſie dann an Prandel bei Gerold ab, dieſer, glaube ich, hat die zweite Abſchrift zu beſtellen, und die Cenſur zu beſorgen. Wir haben die erſten Nummern von Reiberstorffer geleſen und ſind da auf Schwierigkeiten geſtoßen, er ſcheint keinen Plan gehabt zu haben; denn ſo wie er anfängt, tödtet er das Buch und den Leſer, ehe er zu dem fünften Bogen gekommen iſt. Lauter ſolche einzelne Figuren würden, ſelbſt wenn ſie viel beſſer und markiger wären, die Sache eintönig und ſeelenlos machen. Wir entwarfen daher einen Plan, und wenn die Ordnung ſo möglich wäre, ſo würden wir Sie bitten, ſelbſt mit Unkoſten, dieſelbe ſo zu ſtellen, wie wir es angaben, weil

dadurch das Buch gewinnen muß. Daß der Umschlag ein anderer werden muß, ist natürlich, da noch Reiberstorffers Ankündigung darauf steht — ferner kann ja das Buch nicht plötzlich mit einer einzelnen Figur, und noch dazu mit der kläglichen eines Ladendieners beginnen, hat denn Wien nichts Größeres, Massenhafteres? Wir meinen daher, daß die Ordnung die sein sollte: 1) Vorrede und Einleitung von Stelzhammer, dann folgt ein Aufsatz von mir: Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes, wo dem Leser das Tableau der Stadt auseinander gerollt wird, dann kommen die Aufsätze und zwar zuerst massenhafter, dann einzeln die Sache behandelnd, und da würden die Nummern des Herrn Reiberstorffer eingelegt werden. Stelzhammer sagte mir, daß Sie an Herrn Reiberstorffer schon Honorare anticipando gegeben haben, was freilich die Sache etwas verschlechtert; denn sonst würden wir stimmen, daß die Aufsätze ganz wegblieben; denn sie sind sehr seicht. Fast noch schwächer ist die erste Probe von Herrn Langer ausgefallen, der Mann scheint noch viel zu jung für solchen Stoff zu sein. Da wir, d. h. Stelzhammer und ich, uns der Sache hingaben, so fordert es schon unsere Ehre, daß wir für gute Aufsätze sorgen, daher bitten wir uns die Befugniß aus, jedes zurückweisen zu dürfen, was schwach ist. Dies wird nicht hindern, daß Sie alle 14 Tage zwei Bogen bekommen. Da Sie ein liberales und ehrenhaftes Honorar zusicherten, so dürfen Sie auch etwas fordern, und wir wollen unsere Namen auch nur in ein gutes Werk setzen. Für Stelzhammer und mich kann ich bürgen, daß Sie keine schwachen Arbeiten bekommen, Langer muß sich sehr bessern, sonst dürfte er gar nicht annehmbar sein.

Ich wiederhole noch einmal die Bitte, die Aufſätze ſo folgen laſſen zu wollen, wie ſie Ihnen numerirt zukommen werden, und ſchließe dies Schreiben mit der Verſicherung, daß wir unſere Verbindlichkeit pünktlich erfüllen werden.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 28. Juli 1841.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ſchon wieder mit einem Schreiben läſtig fallen muß, aber die Sachlage zwingt mich dazu. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir bei Ihrem letzten Aufenthalte in Wien verſprachen, mir am 17. Juli 100 fl. C.M. zu ſenden und zwar auf Rechnung des Manuſcriptes „Der Hochwald", und daß Sie ſich zu dieſem Zwecke meine Adreſſe notirten. Da Sie mir Ihr Wort gaben mit dem Zuſatze, ich dürfe mich darauf verlaſſen, ſo muß ich glauben, daß ein von Ihnen unabhängiger Zufall das Schreiben, worin Sie mir vielleicht eine Anweiſung ſandten, betroffen habe; denn ich habe bis heute, d. i. am 28. Juli, noch nichts erhalten. Am 21. Juli hatte ich, wie ich Ihnen ſagte, eine Zahlung, und kam daher in ſehr große Verlegenheit, da ich mit ruhiger Zuverſicht bis auf den letzten Augenblick wartete. Auf Anſuchen wurde mir eine Zeit bewilliget, und zwar bis auf den 7. Auguſt. Ich erſuche Sie daher auf das freundſchaftlichſte, mir jene Summe

zukommen zu laſſen; denn ich käme in eine Verlegenheit, deren Folgen ich nicht bemeſſen kann, da ich auf Ihr Verſprechen baute, und nun nicht in der Lage wäre, mir augenblicklich zu helfen. Ich that im vorigen Jahre der Iris den Gefallen und arbeitete Tag und Nacht an den „Feldblumen“, weil mir Graf Mailáth ſagte, daß ein großer Artikel geſtrichen wurde, und daher die Iris die „Feldblumen“ benöthige. Ich erwarte daher auch, daß meine Bitte berückſichtigt werden möge, wie Sie es auch bereits gethan haben. Da ich, wie natürlich, in großer Unruhe ſchwebe, ſo bitte ich Sie ſchönſtens, mir auf dies Schreiben mit umgehender Poſt zu antworten, und mich zu beruhigen. Ohne höchſter Noth hätte ich die Bitte nicht gethan und werde ſie auch in Zukunft nicht wieder thun; denn meine Sache iſt es nicht, unbeſcheiden zu ſein.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 2. Auguſt 1841.

Es ſcheint, als ſollten wir durch fortlaufende Mißverſtändniſſe gar nicht aus unſerer Correſpondenz herauskommen, indeß hoffe ich, wird dieſes Schreiben Alles löſen, in ſo fern es ſich überhaupt löſen läßt.

Wenn ſich ein Mann übereilt, und einen andern falſch beurtheilet, aber den Fehler einſehend dann ſagt: Herr, ich habe Ihnen Unrecht gethan, vergeben Sie es, ſo wird der andere in

der Regel befriediget ſein — und, ſo ſcheint es, muß ich zu Ihnen ſagen; denn Sie müſſen zwei Briefe auf einmal von mir bekommen haben*), wovon der eine im höchſten Zorn geſchrieben war und ſogleich auf die Poſt gegeben wurde, der andere etwas ſpäter bei ſchon ein wenig kühlerem Kopfe. Sind Sie dadurch beleidigt worden, ſo kann ich nur ſagen: Vergeben Sie es; denn ich ging von einer falſchen Vorausſetzung aus, die ſich durch Ihr am 30. Juli Überſendetes löſete — aber ich darf mich doch auf Sie ſelber berufen, daß Sie mir zugeben mögen, wie nahe dieſe Vorausſetzung lag, da mit einem Schlage zwei eingegangene Verbindlichkeiten nicht erfüllt wurden. Es iſt möglich, ja, es iſt mir jetzt klar, daß Ihnen die Sache unter einem ganz andern Geſichtspunkte erſchien, als mir, der ich einfach hoffte, daß das Contrahirte, ſo wie es eben contrahirt wurde, auch in Erfüllung gehe. Es war mir im allerhöchſten Grade ſchmerzlich, als ich heute früh die 100 fl. bekam; denn es ſollte durchaus nicht den Anſchein gewinnen, als ſei es dieſe Sache, die mich ſo afficirte; denn obwohl ich das Geld dringend brauchte (denn ſonſt hätte ich ja die Bitte gar nicht gethan), ſo fand ich doch einen Freund, der es mir vorſtreckte, und ich wußte auch, daß er es thun werde: aber weitaus empfindlicher war es mir, und dies erregte eigentlich meinen ſo heftigen Affect, daß der „Hochwald" heuer nicht erſcheinen ſolle. Ich hoffe, nein, ich weiß es, daß dieſe Dichtung ein großes Aufſehen machen müſſe, ich habe meine Pläne darauf geſtellt, ſie wurde von G. Mailáth für heuer nicht blos beſtellt, ſondern auch für heuer angenommen, alle Welt weiß es hier, und nun erſcheint ſie nicht, ich bin compromittirt, und bin

*) Einer fehlt.

im Erſcheinen meines Namens unterbrochen, denn jedermann erwartet ihn wieder in der Iris, und habe ſonſtigen Schaden, da ich um ein Jahr verrückt bin. Der Gedanke iſt mir ſo unleidlich, daß er mich verfolgt und für alle Arbeit untüchtig macht; denn ich habe keine Liebe zu einer Sache, wenn ich nicht darauf rechnen kann, daß ſie ſo erſcheint, wie es contrahirt wurde. Ich bin daher genöthigt, noch immer auf dieſer Forderung zu beſtehen, daß der „Hochwald" in der Iris 1842 erſcheine. Wahrſcheinlich iſt es ſo, daß Sie, obwohl Sie wußten, daß meine Novelle komme, ſich doch im Raume verrechnet haben, das iſt nun freilich übel, aber nirgends meine Schuld, da G. Mailáth bei Übergabe der Erzählung ſelbe für 1842 annahm, was außerdem, daß es geradezu geſagt wurde, noch aus dem Umſtande erhellet, daß G. Mailáth wieder eine für 1843 beſtellte, ja ſogar ſich anfragte, ob ſchon viel davon fertig ſei, was auch bereits der Fall iſt. Wenn die Aufnahme des Hochwaldes bereits mit Opfern verbunden wäre, ſo iſt das nicht meine Schuld, aber ich erbiete mich ſogar, einen Theil davon zu tragen, wenn er nicht meine Kräfte überſteigt, und ein Theil, denke ich, wird ſich auch dadurch vergüten, daß ſich der „Hochwald" gewiß empfehlen wird, ſo daß man ſeinetwegen das Buch nehmen wird, und daß auch in Zukunft mein Name dem Buche einige Abnehmer mehr zubringen wird; denn das weiß ich mit Gewißheit, daß dieſe Dichtung innig und warm iſt, und warme Herzen ergreifen muß, und das weiß ich auch, daß ſie, außer Tieck, keiner ſchreiben kann. Man mag mir das als Eitelkeit ꝛc. . . . auslegen, aber ich denke ſo: der Mann, der ſich fühlt, weiß was er taugt, er kennt die Reihe unter ſich, aber auch die über ſich, nur der Tropf weiß das nicht, und erkennt meiſtens keinen über ſich. Es

wäre mir ſchmerzlich, wenn ich die Iris, die ſo viele ſchöne Hoffnungen erregte, verlaſſen ſollte, und nicht mehr in dem Kreiſe ſo ſchöner Namen, die ſie ſchmücken, erſcheinen, aber ich müßte es doch thun, da mich ganz gewiß die Liebe hiezu verlaſſen würde, und ich kann meine Sache nie anders, als nur mit der innigſten Liebe machen.

Ich bitte daher, ſuchen Sie es möglich zu machen, daß auch dieſe Verbindlichkeit in Erfüllung gehe, ich will dann auch in Bezug des Buches „Wien und die Wiener" Alles thun, was meine Kräfte vermögen; denn ich halte hierin immer Wort, wie es auch bereits geſchah, daß ein Mitarbeiter ſein Contingent nicht fertig hatte, und ich ſofort hinſaß und Tage lang ſchrieb, bis ich ſelber den Mangel ergänzt hatte. Da noch Raum iſt, ſo will ich gleich denſelben benützen, um auch hierüber meine Anſicht zu ſagen. Es iſt ſo ſchon recht, wie Sie vorſchlagen. Es werden zwei Bogen Einleitung erſcheinen, und dann folgt das von Reiberstorffer, und dann die andern Aufſätze. Den Ihnen empfohlenen Langer bin ich genöthigt zurückzuweiſen; denn die Sachen ſind viel ſchaler als Reiberstorffers, ich wollte gewiſſenhaft ſein, und ließ ſie verſchiedene, ſelbſt ſehr untergeordnete Perſonen leſen, aber allen waren ſie fade. Daß die Dinge allgemein verſtändlich und humoriſtiſch ſein müſſen, haben wir wohl gewußt, und es ſind die Aufſätze auch ſo gehalten. Eine Bedingung bin ich ſo frei, vorzuſchlagen, die die Sache bedeutend fördern dürfte, nämlich, wenn Sie das Honorar hier irgendwo anweiſen, daß es gleich mit Übergabe des Manuſcriptes empfangen werden könnte. Der Grund iſt, weil jeder emſiger arbeitet, wenn er den Tag, wo er das Geld bekommt, von ſich abhängig machen kann, und nicht erſt die Cenſur abwarten muß. Mir iſt es einerlei,

aber es sind zwei, und zwar gute Mitarbeiter, von denen ich gewiß weiß, daß diese Anspornung helfen wird.

Ich wiederhole meine Bitte um Vergebung meiner Heftigkeit und die um Aufnahme des Hochwaldes.

An Gustav Hedenast.

Wien, am 28. Dezembe 1841.

Am 12. Dezember erhielt ich 140 fl. C.M. von Ihnen in einem Wechsel an Herrn Philippi, der ihn mir am selben Tage noch auszahlte. Ich sende in diesen Zeilen die vierte Rechnung in Bezug auf: „Wien und die Wiener".

Für den Rest des Honorars für den „Hochwald" per 80 fl. C.M., der mir von Ihnen in einem mit obigen 60 fl. C.M. gesendet wurde, sage ich meinen herzlichen Dank, aber noch einen herzlicheren sage ich Ihnen für die freundlichen Worte der Anerkennung, die Sie dem Honorare für den „Hochwald" beigegeben haben. Mich freute es recht innig, und da ich selber recht wohl durchdrungen bin von Erkenntniß der Fehler, die im „Hochwalde" sind, so glaube ich meinen Dank für Ihre Anerkennung nicht besser aussprechen zu können, als wenn ich das für die Iris 1843 bestimmte mit solcher Liebe und Umsicht mache, daß es den „Hochwald" übertreffe. Ich versprach es dem Grafen v. Mailáth am 31. Dezember, aber diesmal war ich mit dem besten Willen nicht im Stande, es zu leisten; denn drei Monate war meine

Frau sehr schwer krank, was mich, da ich sie außerordentlich liebe, so occupirte, daß ich nicht so heiter und ruhig arbeiten konnte, weshalb ich auch alle für die „Wiener" bestimmten Aufsätze zweimal machte. daher ich mit der Erzählung „die Narrenburg" für die Iris 18 3 nicht fertig bin. Am 1. April 1842 werde ich sie auf die Post geben, und sie wird, wenn es Ihnen nicht zu groß ist, vier Bogen nicht überschreiten. Ist dies zu groß, so bitte ich, es mir mit Umgehendem zu melden, obwohl ich aufrichtig sage, daß ich mich im kleinen Raume etwas unbehaglich bewege, daher auch unter allen meinen Sachen die größeren die besten sind.

Ich werde auch an Herrn Grafen Mailáth in der Sache schreiben. Schließlich noch eine Bitte: Wenn Sie mir drei Exemplare der Iris für 1842 unter der Bedingung geben könnten, daß der Betrag derselben pr. 15 fl. C.M. von dem nächsten Honorare für den Beitrag zur Iris 1843 abgezogen würde, so thäten Sie mir einen sehr großen Gefallen; denn ich möchte dieselben gerne in die Gegend des Hochwaldes schicken, wo ich Freunden eine große Freude mache, aber die großen Auslagen für die Krankheit meiner Frau erlauben nicht, daß ich jetzt 15 fl. zu einem Geschenke auslegen kann.

An Ludwig von Collin.

Wien, am 11. März 1842.

Erſchrecken Sie nicht, es iſt kein Unglück geſchehen, daß Sie dieſe Schriftzüge ſehen, ſondern ich habe mich blos niedergeſetzt, und tunke ein (Jean Pauliſch zu reden) und ſchreibe an Sie einen Brief. Ich hätte eigentlich ſchon fünf geſchrieben, wenn nicht das Federnſchneiden wäre, und das Hinſitzen und Eintunken und dann das Buchſtabenverfertigen — dieſe ſchleppenden, ſchleichenden Blöcke freſſen einem die ſchönſten Briefe hinweg, die man ſonſt geſchrieben hätte, und ſo bleibt einem armen Teufel nichts übrig, als an den entfernten Freund recht wacker zu denken. Dies that ich denn in Bezug auf Sie auch redlich genug, und wenn Sie mir's nicht glauben, ſo iſt ja eben dieſer Brief ein Beweis davon, da Sie wiſſen werden, wie ungerne und ſelten ich einen Brief ſchreibe. Aber da komme ich vor lauter Einleitung nicht zur Sache. Alſo: „Wie geht es Ihnen denn in der Schweiz, wie entbehren Sie Wien — Sie Glücklicher, daß Sie nicht mehr in dieſem Civiliſationsknopf leben müſſen! Freilich wäre es meiner Meinung nach beſſer geweſen, wenn Sie zur Geſandtſchaft nach Texas gekommen wären — aber Sie ſind leider in der Schweiz lieber. Es iſt Ihre Pflicht, mir einmal einen langen Brief zu ſchreiben, ein Stück Biographie, nämlich von jenem Abend an, als wir im Bürgerſpital ade ſagten, bis zu dem Augenblicke, als

Sie ſchreiben: „Im Übrigen verharre ich ꝛc.“ .. Daß Sie geſund ſind und Klavier ſpielen, auch ſchon Ausflüge machten, weiß ich, wie es ſonſt mit Ihnen ſteht, hoffe ich bald zu erfahren, und ſomit gehe ich zu einem andern Gegenſtande über, von dem Sie vielleicht auch ein bischen wiſſen möchten, nämlich auf mich ſelber. Welche äußere Veränderung ſich neulich mit mir ergeben habe, wiſſen Sie durch die Ihrigen bereits — innere begaben ſich leider keine, d. h. ich möchte immer gerne herrliche Sachen machen, aber wenn ſie fertig ſind, ſo ſind es wieder der alte Strumpf, an dem ich nun ſchon 36 Jahre ſtricke — und wenn auch parteiiſche Freunde ſagen, Garn und Arbeit werde nun reſpektabler, ſo weiß ich doch, daß es nicht wahr iſt, allein der ärgſte Betrüger bin ich ſelber; denn ich mache mir weis, nächſtens wird es ſchon ganz auserleſen werden — und ſo ſchleicht ſich's fort. Einen himmliſchen Plan habe ich ausgeheckt. Da ich nun auf ziemliche Arbeiten Beſtellungen erhalten habe, nämlich zu kratzen und zu patzen, ſo dachte ich mir, dies könne ich ja ſo gut zu Rom als zu Wien thun, und darum werde ich gewiß einmal mit einigem erſparten Gelde nach Rom gehen, und dort der Jahre einige ſammt Gattin verleben. Gehen die Arbeiten dort gut, ſo muß Neapel und Sizilien an die Reihe. Ihre Mutter war neulich heftig gegen den Plan, weil ſie meinte, ich gehe ſchon ungeſäumt davon, und werde dort ſogleich erhungern, und dies wäre für meine Frau ſehr unangenehm, und je mehr ich es ihr zu beweiſen ſuchte, um ſo eher erhungerte ich. Daß ich die ewige Stadt ſehen und fühlen muß, daß ich das Meer, Italien und den Süden ſehen muß, werden Sie am erſten begreifen; denn ſonſt müßte ich ja gar nach Spanien gehen oder in die Türkei. Ich bin ſehr fleißig, ſehr luſtig und ſehr geſund. Meine Frau iſt

jetzt sehr wohl, und grüßt Sie viele hundert Mal. Gebe der Himmel, daß Sie diese Zeilen recht heiter und glücklich treffen mögen, und senden Sie mir sehr bald eine viel längere Antwort, als dieser Brief ist. — Die Bilderausstellung ist vor der Thür, sonst schriebe ich noch viel mehr, und in Bälde werde ich wieder ein Sendschreiben an Sie erlassen.

Leben Sie recht wohl und denken Sie zuweilen in Liebe und Güte an Ihren unveränderlichen Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 21. Juni 1842.

Ich danke recht schön für Ihre Güte, wovon Sie mir in Ihrem letzten Schreiben wieder einen Beweis gegeben haben, ich werde in jeder meiner Arbeiten bemüht sein, meinen Dank thatsächlich zu beweisen. Die Arbeit für die Iris 1844, wozu mich Graf Mailáth in einem Schreiben eingeladen, wird gewiß bis im Jänner 1843 fertig sein, nur die Krankheit meiner Frau hatte mir heuer so viel Zeit und Disposition geraubt. Vielleicht gelingt denn doch einmal das Meisterstück, was mir Graf Mailáth immer zumuthet, und was bis jetzt immer nicht gelang.

Anliegend folgt das Recepisse, gegen das Ihnen das Bild vom Pester Kunstverein ausgehändigt werden wird. Sollte es nicht mehr in den Katalog kommen, wie der Spediteur vermuthete, so ist die Veränderung schuld, die ich anbrachte, und die

dem Urtheile der Kenner nach dem Bilde noth that, dann mußte es gut trocknen und gefirnißt werden; denn ich hätte es um keinen Preis ungefirnißt noch einmal vor ein Publikum bringen mögen, weil es ihm in Wien schon Schaden that, zwar nicht bei Kennern, aber doch bei andern. So war z. B. ein Herr bei mir, der es gefirnißt sah, NB. er ist selbst ein Dilettant und ein Liebhaber, der sagte: „Schade, daß dieses Bild nicht in der Ausstellung war, es müßte Aufsehen gemacht haben.“ Gebe nur Gott, daß es in Pest tief genug und in hellem Lichte hängt. Sollten an der Oberfläche des Glanzes matte Stellen werden, so lassen Sie einmal bei Gelegenheit noch eine leichte Schichte Mastixfirniß darüber geben.

Für die „Wiener“ arbeite ich selber fleißig an den Bildern, auch liegen schon welche bei der Censur, ich hoffe in zehn Tagen ein Paket expediren zu können.

Wenn Sie im Juli herauf kommen, werde ich auch über ein literarisches Projekt mit Ihnen sprechen, von dem ich recht viel erwarte, während gar nichts dabei gewagt ist.

Wenn Sie zufällig Graf Mailáth sehen, so bitte ich ihn schönstens zu grüßen, ich werde ihm selber über seine Kritik der „Narrenburg“ schreiben. Sie hat mir unter allen seinen Bemerkungen über meine Arbeiten am meisten eingeleuchtet. Noch einmal viel Dank.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 8. Dezember 1843.

In Erwiederung Ihres Geehrten melde ich Ihnen, daß mir die fertigen Bogen der „Studien" zugestellt worden sind. Ich danke Ihnen auf das Herzlichste, daß Sie das Buch so schön machen, es gefällt mir außerordentlich, auch die Vignette, der Haidebube, wird wunderschön, ich sah sie nicht ganz fertig, aber doch genug, um damit vollkommen zufrieden zu sein. Morgen wird sie fertig. Sollte Axmann mit dem Stiche nicht leicht zu bestimmter Zeit fertig werden können, so könnte ja die zweite Zeichnung Geigers von jemand anderem zur selben Zeit gestochen werden, als die erste unter Axmanns Händen ist. Ich werde Ihnen darüber berichten. Durch Prandel erhalten Sie einen Theil der Manuscripte der Studien, nur bitte ich, da ich vergessen habe, unter den Titel „Narrenburg" 1841 und eben so unter den Titel „die Mappe ꝛc." 1841 setzen zu lassen, weil unter den ersten gedruckten Titeln auch die Jahreszahl steht. Lesen Sie die Manuscripte, ich glaube, daß Sie zufrieden sein werden. Das folgende wird diesem gleich sein.

In Bezug der Novelle für die Iris dürfen Sie außer aller Sorge sein. Bis 14. d. M. ist das Manuscript der Studien fertig und wird copirt, während dem revidire ich den „Hagestolzen" und denke bestimmt um Neujahr, vielleicht eher, fertig zu

ſein. — Über L. G. Neumann kann ich Ihnen eigentlich nichts Ausführliches ſagen, als daß mir alle Gedichte, die ich von ihm bisher geleſen habe, als ſogenannte hübſche Gedichte vorgekommen ſind, aber ſie haben mich nicht erwärmt, da ſie nur bekannte Phraſen enthielten. Wenn Sie mir etwa dieſelben mittheilen wollen, ſo würde ich ſie leſen, und Ihnen aufrichtig meine Meinung ſagen. Nordmann hat aus Troppau an mich geſchrieben, ich möchte Ihnen einen Band „Lieder der Nacht" empfehlen, die er geſchrieben hat, allein da ich die Lieder gar nicht kenne, ſo kann ich weiter nichts thun, als Ihnen die Sache anzeigen, damit Sie den Sachverhalt kennen, wenn er ſich mit den Liedern an Sie wendet.

Am Schluſſe hinkt noch eine Bitte nach, die mir freilich ſehr unangenehm iſt, aber erfüllen Sie dieſelbe auch nur, wenn es ſehr leicht ſein kann, nämlich ſenden Sie mir auf Rechnung der Studien 50 Gulden, ich ſtehe ſehr darauf an. Ich weiß nicht, wie man es bei M. mit mir hält, aber zu der Zeit, wo es ſein ſollte, und ich darauf rechnete, bin ich nicht ausgezahlt worden, und es ſind nun ſchon vierzehn Tage darüber. Daß ich darüber nichts ſage, verſteht ſich von ſelbſt, aber ich leide darunter, und wende mich daher an Sie. Gewiſſermaßen ſind ja die Studien ſelber daran ſchuld, da ich ſeit meiner Zurückkunft ſonſt gar nichts vornahm, ja ſogar alle beſtellte Malerei liegen ließ. — Was ich von Neumann ſagte, bitte ich geheim zu halten, da man ſich nicht leicht einen größeren Haß zuziehen kann, als wenn man junge Dichter verletzt. Ich habe bisher jede Polemik vermieden, aber daß ich in einem Falle, wie der gegebene, meine ehrliche Meinung ſage, iſt ja ganz klar. Die Kindererzählungen ruhen für den Augenblick, bis die „Wiener", die „Studien" und der

„Hageſtolz" in die See geſtochen, dann athme ich ein wenig freier, und arbeite an meinen Abenden daran fort. Ein Schauſpiel muß ich morgen machen: „Der ſcheußliche Rieſe Scharmak, oder der Sieg der Amazonen", ein Ritter- und Amazonen-Schauſpiel in einem Akte. Die Kinder bei Hofarchitekt Koch werden es am heiligen Abende aufführen, und da ſind ſieben Mädchen, die alle Rollen haben wollen, der Couſin iſt der Rieſe. Es wird ſich wohl ſelten ein Dichter rühmen können, daß er in einem Tage ein Drama gemacht hat.

Mit meinen beſten Wünſchen zum Jahreswechſel und mit der Bitte um baldige Antwort ſchließe ich dieſes lange Schreiben und verſichere, daß ich ſtets ſein werde Ihr ergebener und aufrichtiger Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 17. Juli 1844.

Ich muß Ihnen einen langen Brief ſenden. Zuerſt von Ihren Angelegenheiten. Beifolgend ſind neun Druckſeiten „Hageſtolz". Der Setzer ſoll nicht erzürnt ſein, ich muß ſo klein ſchreiben, damit er viel bekommt. Dieſer Tage her waren alle möglichen halb und ganz verſchollenen Freunde in Wien und bei mir, dazu noch gerichtliche Angelegenheiten vom Hauſe. Sie haben keinen Begriff, wie ich in Wuth war, daß mich Alles abhielt. Jetzt aber bin ich ſo frei, daß mir faſt der ganze Tag zu

Gebote ſteht. Morgen Abends gebe ich ein folgendes Blatt auf die Poſt, und längſtens nächſten Dienſtag das Letzte. Der „Hageſtolz" ſelbſt ſollte ein grandios düſter prächtiger Charakter werden, aber er ſchwoll mir ſo über alles Maß der Iris hinaus, daß mir jetzt das Abkürzen nicht weniger Mühe machte, als früher das Concipiren. Ich freue mich nur für die Geſammtausgabe, da ſoll er in ſeiner urſprünglichen Tiefe und Gewalt auftreten können, wenn er auch einen Band füllt. So wie z. B. bei Witthauer die ganze Einleitung in „die Mappe" wegen Mangel an Raum wegbleiben mußte, und jeder, der ſie jetzt geleſen hat, iſt entzückt darüber.

Arxmann iſt wohl ſehr fleißig, aber wenn auch Geiger in dieſem Monate noch die dritte Vignette zeichnet, ſo iſt es doch unmöglich, daß die drei Bände zu Ende Auguſt fertig ſind. Ich dachte mir: wenn Sie die zwei Bände, ſo wie Arxmann fertig iſt, ſofort verſendeten und ankündigten, daß die zwei weitern Bände Studien bis zum neuen Jahre erſcheinen werden. Dies hätte den Vortheil, daß auch noch die letzteren Novellen (Abdias, Brigitta, altes Siegel ꝛc.) zu den Studien kämen, welche mehr Aufſehen gemacht haben, als die erſten. Der dritte Band wäre alſo die Mappe mit dem Doctor als Vignette, und der vierte wäre Abdias, Brigitta, altes Siegel und wenn noch Platz iſt, die Wirkungen eines weißen Mantels, und die drei Schmiede ihres Schickſals. Aber ich glaube, daß das nicht alles Platz hat, ſondern, daß wohl die drei erſten den Band füllen werden. Außer einzelnen Ausdrücken wird in ihnen nichts geändert, wie mir Zedlitz gerathen hat, weil ſie ſo in einem Guſſe ſind, daß ich ſie nur verſchlechtern könnte. Geiger wird den Juden zeichnen, wie er die Schakale füttert. Mit dieſem vierten

Bande ſchlöſſen wir die Studien. Wenn ſich im Laufe einiger Jahre wieder mehrere Novellen ſammeln, ſo können ſie unter einem neuen Titel erſcheinen, und der Hageſtolz den Reigen beginnen. Künftige Woche ſetze ich die Mappe fort. Zugleich arbeite ich die Novelle für die Iris 1846 (damit ich ja nicht zu ſpät komme). Zu Oſtern oder etwas ſpäter kann ich Ihnen die zwei Bändchen (oder einen Band) meines „Mädchens“ geben. Dann meinte ich, noch den Maximilian Robespierre (hiſtoriſcher Roman in drei Bänden) herauszugeben, ehe ich die zweite Sammlung ſchon erſchienener Novellen veranſtaltete, damit ich mit ernſteren und größeren Sachen auftrete. Der letzte Stoff iſt ſchön und hinreißend, daß ich oft ſelber beim Leſen von Memoiren und beim Notizenmachen in einen Schauer komme, und das Gewicht jener furchtbaren Zeit fühle. Hätte ich Muße, ich würde mich ſogleich niederſetzen, und dieſen Stoff in jener einfachen, quaderartigen Größe hinzuwerfen verſuchen, wie er es verdient. Ich glaube zwiſchen zwei und drei Jahren fertig zu ſein. Gelingt es, ſo muß gerade ein ſolches Werk großes Aufſehen machen. Im Verbrechen und in ſeinem Sturze trotz aller übermenſchlichen Kraft (wie ſie oft in Danton ſichtbar wird) liegt eine erſchütternde moraliſche Größe, und der Weltgeiſt ſchaut uns mit den ernſteſten Augen an — wie ſchön müßten neben dieſen Männern einfach ſchöne, ſittliche Frauencharaktere ſtehen? — — Doch ich gerathe da ins Schwärmen, ſtatt ins Briefſchreiben.

Von Schumacher iſt es mir ſchwer etwas Befriedigendes zu ſchreiben. Ich bin mit ihm bekannt, und will ihm wohl, aber Sie ſtehen mir noch näher. Ich weiß nicht, ob er ein Publikum hat, und wie groß es iſt, auch hinſichtlich ſeines Rufes weiß ich nichts zu ſagen. Groß iſt beides in keinem Falle; denn ſonſt

wüßte ich es, jedoch ich könnte mich auch irren. Mein individuelles Urtheil über Schumacher kann ich Ihnen ſchreiben, welches im Allgemeinen dahin geht, daß ſein bedeutendes Talent wegen Mangel thatkräftiger und geſunder Durchbildung verworren geblieben iſt, was zur Folge hat, daß er über ſeine innere Welt nicht herrſcht, ſondern von ſeinem Feuer hingeriſſen wird, und ſich ſeine Zuſtände als die Objectivität vorſpiegelt, wodurch er ins Zerriſſene, Übertreibende und Formloſe verfällt. Er ſagt und fühlt immer Alles zugleich, daher erzeugt er im Leſer nicht ein einiges, fortgehendes Gefühl, d. h. keine Stimmung. Mir haben von ihm ſchon ſehr viele Sätze, nie aber ein Ganzes gefallen. Dieſes Urtheil kann irrig ſein, aber ich glaube Ihnen Wahrheit ſchuldig zu ſein, ſoweit ich ſie verſtehe; auch das muß ich noch nachholen, daß er mir in ſeinen philoſophiſchen Dingen nie neu war. Ob die Bücher gehen werden, darüber habe ich nicht die geringſte Vorſtellung, und kann daher keine Muthmaßung aufſtellen. Ich habe dieſes Urtheil über Schumacher ſchon Jahre lang in mir, habe es aber nie ausgeſprochen. Er iſt ſehr reizbar, hat viel Unglück gehabt, daher ſchonte ich ihn, und werde auch in Zukunft nie ohne Noth etwas gegen ihn ſagen, ich recenſire nicht, und ſo kann mich Niemand zwingen, mein Urtheil abzugeben — Ihnen aber vertraue ich es an, weil ich Ihre Discretion kenne.

Über unſer projectirtes Novellenbuch mündlich, wenn Sie herauf kommen. Betty Paoli habe ich darüber verſtändigt, und wenn ſie ſich zuſammen nimmt und etwas lenken läßt, ſo verſpreche ich mir etwas Vortreffliches von ihr; denn ſie iſt durch und durch Genie, und es fehlt nur noch an Ruhe und Beſonnenheit.

Zum Schluſſe noch ein paar Worte von mir. Sie müſſen mir zu Ihren vielen Freundſchaftsdienſten noch einen hinzu fügen, dafür gebe ich Ihnen hiemit mein Wort, daß ich nie, wenn mir Gott die Gnade gibt, das zu werden, was mir mein Herz manchmal in höheren Stunden ſagt, und wenn meine Werke zu meiner Nation reden, und ſie mir mit Anerkennung vergilt — daß ich nie einen andern Verleger ſuchen werde als Sie. — Daß Sie mich nie drücken werden, davon habe ich jetzt ſchon die unumſtößlichſten Beweiſe und ein anderes Hinderniß gibt es nicht. Für inländiſche Almanache arbeite ich nur mehr für Sie, für ausländiſche habe ich blos an Sauerländer ſchon früher ein Verſprechen gegeben und muß es halten. Alſo zur Sache': Aus Mangel eines ſonſtigen Anwärters mußte ich unſere Realität zu Hauſe übernehmen; denn verkauft darf ſie einmal bei Lebzeiten meiner Mutter nicht werden, weil dies der alten Frau das Herz bräche, die gewohnt iſt, in dem Hauſe zu leben und zu ſterben. Ich gebe aber die ganze Sache meinem Schwager in Pacht. Allein ich muß in ſogenannten Währungen an meine Geſchwiſter etwas hinauszahlen. Belaſten kann ich die Sache nicht zu ſehr, da ohnedem manches darauf iſt, daher erſuche ich Sie um eine kleine Summe, die Sie mir gefälligſt in Terminen anweiſen mögen und zwar jetzt, ſo bald als möglich 100 fl.; dann am 20. Auguſt 200, und am 20. September ebenfalls 200 fl. — Wenn es Ihnen ſo möglich wäre, ſo thäten Sie mir einen ſehr großen, unausſprechlichen Dienſt. Als Deckung gebe ich Ihnen am 1. September den vierten Band Studien, und im halben October einen Band vermiſchter Schriften (oder ich habe einen andern Titel im Sinne; nämlich es wird ein ältlicher, freundlicher, ſpaßhafter Herr gedichtet, der in Wien lebt,

und ſo ſeine Anmerkungen über Alles macht). Da kommen die beſſern Sachen aus „Wien und die Wiener" hinein, dann habe ich zwei Aufſätze (ungedruckte) über das Schöne und über Politik in der Poeſie, dann die Sonnenfinſterniß, und endlich ſoll als Fortſetzung dieſes Buches die St. Stephanskirche kommen, in der Art, nur ernſter, wie die Alhambra von Waſhington Irving, wo als Grundton immer die Kirche bleibt, und an ihr ſich Situationen und Begebenheiten aus der Geſchichte und dem Leben abwickeln. Ich habe nämlich in neuer Zeit viel in und auf dieſer Kirche gelebt mit einem Menſchen, der zu allen Grabſteinen, Altären, Glocken, Arabesken ꝛc. Geſchichten wußte, und der mir auch den Zutritt zu den Kirchenarchiven verſchaffen kann. Jene Schriften leſen Sie, und wir vertragen dann darüber. Ich werde in der Zukunft nicht mehr Ihre Güte plagen dürfen, da ich ſo gut geſtellt bin, daß ich es nicht bedarf, aber dieſes Mal ſchicken Sie mir keine Abſchlagung.

Leben Sie recht wohl, denken Sie in Freundſchaft meiner, ſo wie ich mit erneuter Freude für Sie arbeiten werde, da mich etwas anderes auch noch ſehr freut, nämlich, daß Sie geiſtig ſo hoch ſtehen, an dem Inhalte der Manuſcripte Theil nehmen zu können, daß mich Ihre Anerkennung mehr freut als Ihr Honorar, während Andere Krämer ſind, denen das Buch nicht näher am Herzen iſt, als dem Handelsmanne ſein Hut Zucker, der ſo und ſo viel gelten muß.

An seinen Bruder Anton.

Tatzmannsdorf in Ungarn, am 22. Sept. 1844.

Ich mache mir das Vergnügen, Dir die ersten zwei Bände meiner „Studien" zu freundschaftlichem, brüderlichem Andenken zu schenken. Wenn ich vor Dir sterbe, so lese noch manchmal in diesen Zeilen, und denke, daß es mein ganzes Herz ist, und alle meine Gesinnungen, was in dem Buche niedergelegt ist. Du wirst im Haidedorf schöne elterliche und kindliche Gefühle finden. Es war meine Mutter und mein Vater, die mir bei der Dichtung dieses Werkes vorschwebten, und alle Liebe, welche nur so treuherzig auf dem Lande, und unter armen Menschen zu finden ist, wie sie im Haidedorf geschildert sind, alle diese Liebe liegt in der kleinen Erzählung. Es ist ein Mann, der aus Liebe zur Dichtkunst die Liebe seiner Braut opferte, und in dem glücklich war, was ihm Gott verliehen, und in dem, daß er bei den Eltern ist. Die Bücher werden unter Deinem Namen bei Fink in Linz zu finden sein, ich weiß den Tag nicht, wann sie mein Verleger versenden wird, aber er glaubt, noch in diesem Monate. Frage Dich bei Fink an. Lasse Dir die Bücher binden, und wenn ich im nächsten Sommer hinauf komme, so schreibe ich Dir auch mit meiner Handschrift ein Andenken hinein. Die „Studien" werden sechs Bände geben. Die zweiten zwei Bände erscheinen im Winter, weil der Stich der Vignetten so aufhält, und die zwei

letzten über ein Jahr. Du wirst sie alle bei Fink für Dich vorfinden.

Aus der oberösterreichischen Reise ist doch nichts geworden, weil wir immer auf schönes Wetter warteten. Im heurigen Sommer ist man seinem Gelde Feind, wenn man eine Reise macht. Gegen Ende August gab ich mit Schmerzen die Linzerreise auf und folgte der Einladung eines Freundes in eine Gegend unweit Wiener-Neustadt an der ungarisch-steierischen Grenze, wo er ein Schloß hat und wo ein Sauerbrunnen ist. Ich dachte nur einige Tage bei ihm zu bleiben, aber man hat uns nicht fortgelassen, und jetzt werde ich wohl nicht eher nach Wien kommen als am Anfange Oktobers, wo auch meine Fürsten ankommen. Ich danke dem Herrn Hoizl für das Bier in diesen Zeilen und werde mich mit ihm verrechnen, wenn er herabkommt. Wie gut es ist, kann ich noch nicht recht beurtheilen, weil ich gleich nach dem Abziehen fort mußte, aber jetzt, wenn ich nach Hause komme, muß es wie Gift sein.

Im künftigen Jahre bleibe ich drei Monate in Oberösterreich, es ist schon beschlossene Sache, nämlich Juli, August, September und halben Oktober. Es geht mir im Ganzen sehr gut, aber Wien habe ich satt, und alle meine Wünsche stehen in mein geliebtes Oberösterreich. Eben arbeite ich an einer Erzählung, welche für das nächste oberennsische Jahrbuch gehört, und Waldsteig heißt.

Lebe wohl, ich und meine Frau grüßen Dich viele tausendmal.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 25. Dezember 1844.

Ich habe an Prandel ein Päckchen Manuſcript für die Mappe abgegeben, und es wird mit dem Samſtagballen an Sie abgehen. Sie können den Druck nun fortſetzen laſſen; denn außer dem Abgegebenen, das gegen drei Druckbogen beträgt, iſt auch ſchon das nächſte Kapitel „Margarita“ fertig, welches ganz neu iſt, daher nur ein wenig liegen muß, daß ich es dann in einem Kreiſe meiner Freunde vorleſe, und ihm den Schliff gebe, durch den es zu einer Einheit ſchmilzt. Was Sie in den Nummern Gelöbniß und der ſanftmüthige Obriſt corrigirt ſehen werden, iſt Alles erſt nach einer Vorleſung hineingekommen; denn bei einer ſolchen erſcheint es ſogleich, wenn etwas aus Geiſt und Hauch des Ganzen heraustritt, und hinzuzuſchmelzen iſt. Der Obriſt (denn das Gelöbniß iſt nur ein Blatt) hat ſehr großen Beifall erhalten, und ich glaube, daß der leipziger Recenſent nun Lügen geſtraft werden wird, der ſagte, daß Stifter kein Freund von geſchloſſenem Erzählen iſt; denn die Erzählung des Obriſts muß graniten ſein, ich glaube, daß dieſe Epiſode das erſte von mir iſt, was man etwa klaſſiſch nennen könnte. In anſpruchloſer Einfachheit und in maſſenhaft gedrängtem Erzählen muß ein ganzes Leben, und einer der tiefſten Charaktere liegen. Leſen Sie recht bald das Ding, und ſagen Sie mir Ihren Eindruck. Ich

habe aber gerade an der Erzählung des Obriſts gefeilt, wie ſonſt gar nie, und aus einem Bogen Material iſt ein Blatt Text geworden, damit nur die Figur ſo eiſenfeſt bleibe, wie ich ihre Form beabſichtigte. Nach der „Margarita“ kommt die Geſchichte der „zween Bettler“, die zwei Bogen gibt, und auch ſchon faſt in ihrer Geſtalt iſt. Die Margarita laſſe ich acht Tage ruhen, indeſſen ich den Abdias revidire. Dann kommt der letztere an.

Der Stich des Urgroßvaters iſt noch nicht fertig, dafür muß ich Sie verſichern, daß das, wofür mir am meiſten bange war, der Duft in den hintern Dingen auf der Platte wundervoll iſt. Armann nimmt ſich ſehr zuſammen, aber er wird wohl ſtark in den Jänner hineinkommen. Laſſen Sie es ſich nicht kränken, wenn nur die Sache ſchön wird. Danken wir Gott, daß Geiger ſo lange warten ließ; denn meine Änderungen, die ich mit dem Manuſcript unterdeſſen vornahm, tragen nun ihre Früchte. Haben Sie die Recenſion vom 24. d. M. in der Wiener Zeitung geleſen? Der Recenſent J. G. S. (J. G. Seidl?) bemerkt es ſehr genau, wie die Sachen gewonnen haben. Herr v. Klauzál, ein ſehr ernſter Geſchäftsmann, hat an einem Abend beim Schlafengehen die Narrenburg zu leſen begonnen, und hat dann die ganze Nacht daran verleſen. Dieſe Thatſache freut mich mehr, als ein Dutzend ſolcher emphatiſcher Recenſionen, deren wir eine mit einander geleſen haben, und ſie ſoll mich anſpornen, durch immer ernſtere Arbeiten den Beifall von ſolchen Männern mit abgeſchloſſenem Geiſte zu verdienen. Die Virtuoſin (mir gefällt aber der Titel nicht)*) für die Iris wird ganz beſtimmt bis 15. Februar fertig. Am 15. Jänner ſende ich Ihnen das

*) In den Studien: „Zwei Schweſtern“.

erſte Drittel davon. Für unſer Novellenbuch iſt nichts eingegangen. Ich werde aber die Herrn urgiren. Ein neues Talent habe ich hier entdeckt, und verſpreche Ihnen viel davon. Mündlich mehr darüber.

Zum Schluſſe meinen Dank für die Exemplare, und eine Menge Bitten. Ich bin wirklich in den Künſtlerpenſionsfond, der auf einer ganz ſoliden Baſis ſteht, nämlich auf Realitäten, aufgenommen worden, ferner ziehen mir die Studien manche Beſuche zu, und meiner Frau zu Liebe, die doch auch gerne die Gäſte zu einem ſchönen Sopha führt, habe ich derlei Zeug angeſchafft, daher ich heuer viel gebraucht habe. Weiſen Sie mir freundſchaftlich die 150 fl., die dann den Betrag der Studien voll machen, auf den 2. oder 3. Jänner an, Sie thun mir einen Gefallen, den ich Ihnen mit Fleiß und Liebe für die Arbeit belohnen werde. Ich habe heuer viel gebraucht, es hat ſich aber zufällig Alles zuſammen gedrängt. Ich arbeite jetzt, daß ich mein und meiner Frau Alter verſorgt weiß, recht vergnügt und ruhig darauf los. Ich bin auch von Ihrer Freundſchaft ſo überzeugt, daß, wenn mich Gott vor der Zeit abriefe, Sie rückſichtlich der Verlegung meiner nachgelaſſenen Werke für meine Frau ein treuer Freund wären, da ſie von dieſen Dingen gar nichts verſteht. Ferner bitte ich Sie unbeſcheidener Weiſe noch um zwei Exemplare Studien. Sie ſind nicht verloren, denn alle, die ich weggebe, kommen in Hände, die ſie nicht kaufen könnten, die es würdig ſind, und die uns in ihrem Kreiſe viel nützen, weil ſie das Verſtändniß und die Verbreitung vermitteln. Endlich (ich ſchäme mich ſchon des Bettelns) ein Exemplar „Wien und die Wiener" mit dem netten Umſchlage für meine alte Mutter. Ich werde Ihnen wieder für dieſe Freundſchaften recht aufmerkſam

arbeiten. Das in meiner Wohnung beginnende Meublement freut mich selber auch, weil ich es ästhetisch einrichte.

Gott gebe Ihnen recht glückliche Feiertage, antworten Sie mir gefälligst bald, und seien Sie von meiner größten Hochachtung und innigsten Freundschaft überzeugt. Heute gehe ich nach Schließung dieses Briefes zu Geiger, um Abdias zu holen oder zu fördern. Geiger und ich stehen sehr gut.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 9. Jänner 1845.

Ich sage Ihnen viel Dank für Ihre Güte und Ihr herzliches Schreiben, besonders freute es mich, daß Sie sich an meine Frau erinnern, und sie mit einem so schönen Neujahrsgeschenk erfreuten, wofür sie sich recht herzlich bedanken läßt.

Hinsichtlich der Studien kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft wie im Traume bin. Sie erinnern sich des enthusiastischen Briefes, den wir zusammen lasen, — nun sagen mir ältere, ruhige und verständige Männer fast dasselbe. Auf die entgegengesetzesten Parteien machen sie denselben Eindruck, ich kann mir es nur dadurch erklären, daß die tiefe, sittlich schöne Absicht der Bücher auf die widrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut; denn in künstlerischer Hinsicht kenne ich selber die Fehler sehr gut, an denen die Arbeit

leidet, und hoffe, daß es mir mit energiſchem Streben gelingen wird, ſie in Zukunft zu vermeiden. Sie werden wohl in Ihrem Leſeverein die Grenzboten und den Telegraph (erſteres von Kuranda, letzteres von Gutzkow) aufliegen, und vielleicht die Recenſionen ſchon geleſen haben. Die Grenzboten widmen meinem Namen einen eigenen Artikel, und es ſtehen Dinge darinnen, die ich ſelber keineswegs unterſchreiben kann. Das junge Deutſchland habe ich am meiſten gefürchtet, indem ich mit einer Schattirung desſelben, die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die ſchöne Literatur zu miſchen, ganz und gar nicht einverſtanden bin, ſondern im Gegentheile meine, daß das Schöne gar keinen andern Zweck habe, als ſchön zu ſein, und daß man Politik nicht in Verſen und Deklamationen macht, ſondern durch wiſſenſchaftliche Staatsbildung, die man ſich vorher aneignet, und durch zeitbewußte Thaten, die man nachher ſetzt, ſeien ſie in Schrift, Wort oder Werk. Solche Thaten dann, die aus der Wärme des Herzens und aus der Competenz des Kopfes hervorgehen, werden jederzeit ein Gutes ſtiften, wenn ſie auch ohne ſichtbare, unmittelbare Folge bleiben. Ich nenne Friedrich Liſt. Iſt er durch nationalökonomiſche Gedichte eine Autorität geworden? oder weil er feſt in der Sache drinnen ſteht, und ſie mit Gründen packt? Ferner: iſt er die Autorität geworden (den Engländern gegenüber faſt die ſechſte Großmacht), weil Alles befolgt wurde, was er ſagte? Nein. Wie manches iſt fruchtbringend geworden, blos, weil er es ſagte. Es hat in anderer Art, wenn auch nicht befolgt, weiter gewirkt und ein Gutes gefördert. Auf die Qualität des Geſagten kommt es hiebei freilich an, und dieſe Qualität wird durch ledigen Enthuſiasmus nicht hervorgebracht, ſondern durch ſehr viele Arbeit, die ſich mit dem Enthuſiasmus verbinden

muß. Solche Thaten wirken dann, ob ſie der Oppoſition angehören, oder nicht; denn ich kann nur wenige Menſchen denken, die dem Vaterlande ſchlechthin übel wollen; ſie differiren daher blos über die Güte der Mittel, und da liegt die Schuld im Verſtehen, oder in der obbenannten, mehr oder minder gethanen Arbeit, die das Verſtehen vereitelt. Ich habe viele Jahre Staatswiſſenſchaften getrieben, leſe immerdar politiſche Journale, und es wäre in der That ſeltſam, wenn ein Menſch mit Gefühl (das ich mir zutraue) da ohne Partei zu nehmen bliebe, nur iſt er ſtark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darſtellen will, ſeine Anſichten über den Zollverein einmiſchen zu wollen. Vielleicht kann ich einmal mit den bischen Kenntniſſen über Staatsweſen, die ich geſammelt, meinem Vaterlande nützen, aber ich gehöre nicht zu denjenigen, die ſich ſtets berufen glauben, auch nicht zu denen, die der Weltſchmerz frißt, und nicht zu denen, die, wo ſie ſehen, daß ein Kind noch keine Zähne hat, die Zange nehmen, um denſelben hervor zu helfen. Aber ich ſehe gar nicht ein, wie ich da in einem freundſchaftlichen Briefe ins Politiſiren komme, und den Fehler begehe, den ich rüge. Alſo zu Anderm.

Dr. Rizy, ein ſehr guter Freund von mir, und vielleicht der beſte Kritiker Wiens, hat nun die Angſt bekommen, daß ich ſofort von dem Beifalle verblendet ſein, und auf derſelben Stufe ſtehen bleiben werde. Allein auf mich macht die Sache gerade die entgegengeſetzte Wirkung, ich habe das Gefühl, jetzt erſt recht zu ſtreben, damit ich des Beifalls, der mir jetzt unverdient entgegen kommt, würdig werde, und einſt auch den der Beſten erringe, und vielleicht auch den meinigen. Ich bin im Arbeiten viel ſorgſamer, ängſtlicher und genauer, als früher, damit die Sache nur

annähernd den Glanz und die Feile bekomme, wie es ihr Noth thut und wie ich es wünschte. Wenn daher manches später zu Ihnen und auf die Welt kommt, so zürnen Sie nicht; denn es ist von meiner Seite nicht Nachlässigkeit, sondern gerade Aufmerksamkeit und Liebe zum Werke, es bringt auch nie Schaden, sondern Nutzen; indem die Verbesserungen sogleich ihre Procente unter dem Arme mitbringen, und noch Anweisungen auf Erfolg liegen haben. Wie wenig ich mein eigenes Urtheil durch die Freundlichkeit des Publikums beirren lasse, geht schon aus der Thatsache hervor, daß, wie lockend auch die Tantième ist, und wie sehr auch schon Freunde in mich gedrungen sind, ich doch noch kein Drama verfaßt habe, weil die Zeit noch nicht da ist, und weil ich die jetzigen Stücke nicht für groß halte und gerne ein besseres machen möchte; das vielleicht einmal, vielleicht auch nicht gelingt. Der erste Bogen der Mappe wird wohl schon ausgedruckt sein, und ich muß also mit Schmerzen die Verbesserungen, die ich schon wieder als nöthig einsehe, auf die zweite Auflage lassen, wenn der Himmel dem Buche eine schenkt. Ich arbeite mit vielen Freuden, und arbeite auch viel, wenn auch nicht immer vieles hervorgeht; denn es handelt sich nicht darum, wie vieles, sondern wie viel die Sache ist. „Und ich bleibe leider immer hinter dem von mir selbst Erstrebten zurück. Weil der „Obrist" nicht abgegangen ist, so bekam er auch noch Änderungen, für die ich Gott danke, daß sie noch angebracht werden konnten. Künftige Woche bringt ihn Koch. Für die Iris bin ich sehr fleißig, und in der Hälfte dieses Monats erhalten Sie schon Resultate. Das neue Talent heißt Friedrich Simoni. Wir haben sogar Pläne mit Ihnen, d. h. ich möchte wenn das Werk so wird, wie ich hoffe, es Niemanden lieber gönnen, als Ihnen, es ist ein Salzkam-

mergut-Album mit Zeichnungen (es waren noch weitaus keine solchen da) und Text. Wenn Sie herauf kommen, werde ich Sie zu ihm führen, und es können die Präliminarien festgesetzt werden. Er hält viele Stücke auf mich, und wird Rath annehmen, so daß die Sache vielleicht ganz trefflich werden kann. Die Zeichnungen sind ganz treu, und sehr charakteristisch, alles Stahlstichwesen weit überbietend, — im Texte, den er auch selbst macht, ist er oft so ähnlich mit mir, daß ich meinte, er müsse mir den Gedanken gestohlen haben, und er hat doch damals keine Zeile von mir gelesen gehabt. — Mit größter Liebe und Hochachtung wünsche ich Ihnen alles Gute, bitte an Otto Wigand für seinen Gruß den herzlichsten Gegengruß zu melden, freue mich sehr auf seine Bekanntschaft, und zeichne mich Ihren aufrichtigen Freund.

An Ignaz Hirkenast.

Wien, Abends am 1. April 1815.

Mir ist Ihr Schreiben (wenn ich die Ziffer recht gelesen habe) vom 4. März, worin Sie mich um einen kleinen Beitrag für das erste Blatt Ihrer Zeitung ersuchen, erst am 31. März zugestellt worden, und am ersten April erhielt ich das andere. Ich würde Ihnen gerne etwas geschickt haben, wenn die Verspätung des Briefes nicht gewesen wäre. Bezüglich der versprochenen Beiträge „über das Schauspiel" muß auch ein Irrthum sein; denn ich erinnere mich, als hätten wir ausgemacht, daß diese Aufsätze

in die ersteren Nummern kommen sollen, nicht aber in die erste. Aber ich kann mich darin irren. Was den Punkt des zweiten Schreibens anlangt, so sage ich es offen, daß es mir allerdings ein unangenehmes Gefühl macht, daß der dritte Band, den ich für meine beste Arbeit halte, und der mir eine Art Heiligthum war, zum Theile veröffentlicht wird, und daher für Viele den Reiz der Ganzheit und Neuheit verliert — aber wie konnten Sie nur einen Augenblick zweifeln, daß ich gegen Sie, den ich stets als edel gegen mich erkannt habe, und den ich so gerne nicht Geschäftsverbündeten, sondern Freund nennen möchte, minder edel sein würde, und daß ich nicht ein noch größeres Opfer bringen könnte, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen und ein Vorschub geschieht. Wenn Sie Zeit gehabt hätten, sich vorher bei mir anzufragen, würde ich ebenfalls ohne Zaudern meine Einstimmung dazu gegeben haben, außer, wenn es mir möglich gewesen wäre, noch etwas Neues fertig bringen zu können. Ich wünsche nur von Herzen, daß das Publikum über die „Antiken“ *) eben so günstig urtheilen möge, als Sie es thun, und daß der Zweck, den Sie vor Augen haben, erfüllt werde. Wenn ich mit meinen Kräften etwas zum Gelingen des neuen Werkes beitragen kann, so freut es mich sehr, und ich werde nicht säumen, bald mit etwas aufzutreten. Wenn die Irisnovelle auch nicht eben der erste Artikel des Buches ist, so ist es für heuer kein Unglück. Ich werde an dem ersten Blatte der Zeitung sehen, wie stark das Feuilleton ist, und wann wieder ein Artikel von mir stehen kann, und dann sollen Sie einen haben. Erschrecken Sie darum nicht, die Irisnovelle kommt doch bald genug — ich habe

*) In den Studien: „Die Alterthümer“, das erste Kapitel der Mappe

ſogar zwei, wovon ich Ihnen die Wahl laſſen werde; denn „der beſchriebene Tännling (eine wahre Benennung eines Baumes im Böhmerwalde), den ich für Sauerländer in Frankfurt arbeite, erregt mir zuweilen den Verdacht, daß er ſchöner wäre, als „die Schweſtern" für die Iris. Aber ich werde meine Freunde und Sie ſelber über die Arbeit urtheilen laſſen. Ich bin recht fleißig, und kann Ihnen ſagen, daß der dritte Band ſo weit vor den zwei erſten voraus iſt, daß mir neulich die Narrenburg, die ich der Fürſtin Schwarzenberg vorleſen mußte, gar nicht gefiel. Sind die Schweſtern (der Titel iſt mir auch noch nicht recht) und der beſchriebene Tännling von der Hand, was gewiß bis halben Mai der Fall iſt, dann arbeite ich ausſchließlich den dritten Band, der dann zu Ende Juni aus ſein kann. Ich habe ſo viel Bauholz zuſammen gefahren, daß ich zweihundert Jahre zur Verarbeitung brauche, aber wenn ich darüber Contract hätte, ſo käme dann wahrſcheinlich neues nach, daß ich dann fünfhundert Jahre brauchte ꝛc.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 15. Juli 1845.

Damit Sie nicht verweifeln, nur in Kürze Folgendes: Ich habe vor Arbeiten keine Zeit. In vier Tagen kommt für Sie ein Druckbogen auf die Poſt, und jede vier Tage wieder, alſo in ſechzehn Tagen die ganze Novelle. Mein Linzer Freund hat mich

angeſchmiert, und ſtatt Muße fand ich lauter Störung, daher ich Alles andere machen mußte, wo ich [illegible] in dem nettesten Bauernhaus in abſoluter Muße und Stille. Wegen M. konnte ich die ganzen letzten vierzehn Tage in Wien nichts mehr arbeiten. Kurz, ich werde Ihnen das mündlich auseinander ſetzen. Laſſen Sie mich Ihre Adreſſe wiſſen, wenn ſie von Peſt weg gehen. Bezüglich der zweiten Auflage haben Sie mir eine ganz außerordentliche Freude gemacht, und gewiß auch darum, weil Sie in Ihrer Vorliebe und freundſchaftlichen Schätzung meiner Arbeiten keine unglückliche Spekulation gemacht. Ich werde beinahe nichts ändern. Die Gründe mündlich. Wenn es Ihren Geſchäften zufolge bei der verabredeten Reiſe bleibt, ſo erfragen Sie mich in Linz in der Lederhandlung von Aloiſ Kaindl, wohin Sie auch Ihre Briefe adreſſiren mögen. Wegen des dritten Bandes muß ich Ihnen nothwendig ſchreiben, daher ich Ihre Adreſſe wiſſen muß. Jetzt iſt aber keine Zeit mehr. Kommen Sie bald, ich ſehe Ihnen mit Sehnſucht entgegen; denn Oberöſterreich iſt himmliſch. Ich habe hundert Stoffe.

An Julius Hartmann.

Kiel, am 8. August 1851.

Meinem Versprechen getreu sende ich Ihnen einen Brief nach London, den ersten, den ich in meinem Leben nach dieser Stadt schreibe, möge er Sie gesund und fröhlich treffen. Heute ist der 8. August. Ich habe jeden Tag, seit Sie hier waren, ½ Druckbogen gewissenhaft geschrieben und abgeändert. Freilich ist die Sache wieder länger geworden, als ich dachte. Ich bin mit in drei oder vier Tagen fertig, konnte aber dennoch nicht länger warten, Ihnen zu schreiben, weil Sie sonst der Brief nicht mehr in London treffen möchte. Das liebe, praktische und gesunde Mädchen, das ich heute schrieb, muß Ihnen sehr gefallen, ich liebe sie selber fast zu sehr. Seien Sie wegen der Zeit ganz ruhig. Die Schwestern gehen Dienstag mit Schiff nach Pest. Ich habe das Äußerste gethan, und werde Ihre edle Freundschaft gegen mich dadurch vergelten, daß diese Verspätung nie mehr eintreten soll. Mit wahrem Troste gehe ich an den dritten Band, und Sie werden sich wundern, wie die Sache gefördert ist, wenn Sie zurückkommen. Ich weiß nicht, ob es eine Thorheit ist, oder nicht, oft gewährt mir das Arbeiten wahren Enthusiasmus — freilich auch oft Pein, wenn es nicht wird, wie es sich anfangs im Haupte so schön vorgespiegelt hat — — aber das muß wohl so sein, nur einer hat etwas gemacht, das das Höchste ist, und ohne Schmerz gelang: Gott die Welt.

Seien Sie recht fröhlich, schauen Sie alles Schöne an, denken Sie zuweilen an Ihren armen Freund, der indessen in Linz sitzt und alle Tage den Pfenningberg betrachtet.

Weil Sie so gütig waren, mir eine Bitte zu gewähren, sende ich in diesem Blatte ein Maß für das Armband, daß es nicht etwa zu klein sei, was einen wahren Jammer erzeugen würde. Die Linie, die Sie auf der andern Seite finden, ist die innere Länge desselben um den Arm herum. Halten Sie sich gefälligst darnach.

Noch einmal meine schönsten Grüße und Küsse, alles Freundschafte an Herrn Landerer und an Ihren liebenswürdigen Begleiter, von meiner Frau alles Schöne, und gedenken Sie an Ihren unterthänigsten Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. September 1845.

Ich wünsche Ihnen schon in Pest und sende Ihnen daher diese Zeilen mit herzlichstem Gruße und Glückwünsche zur Zurückkunft ins Vaterland. Mailáth hat mich in Linz getroffen, und mich recht ungeheuer ausgemacht, aber mehr noch mein eigenes Gewissen treibt mich Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich jedesmal am 2. Jänner zur Arbeit sitzen, und nie länger als längstens bis 1. März brauchen werde, damit ein Drei-Bändchen zu Stande komme. Heuer kann es nicht anders sein, weil der dritte und vierte Band Studien fertig werden muß, aber für

folgende Jahrgänge kann ich sogar früher dienen, und Sie werden sehen, daß ich Wort halte. Sollten Sie mit dem Drucke der zweiten Auflage beginnen wollen, so schreiben Sie es mir, daß ich die Bogen sende. Ich ändere so viel wie nichts, damit nicht die Besitzer der ersten und zweiten Auflage in Collision kommen, und überhaupt die Umänderungen nicht ins Endlose gehen. Nur eine zweite Vorrede mache ich zur zweiten Auflage noch hinzu. Radikale Änderungen behalte ich mir vor, wenn einmal meine Gesammtwerke erscheinen, wozu Sie, wenn Gott und das Publikum günstig bleibt, eine rechte Eleganz und einen erlesenen Geschmack entfalten mögen.

Gereist bin ich nirgends. Ich war nur bei meiner Mutter und meinen Geschwistern. Das Elend, welches im vergangenen Jahre Hagelschlag und Viehseuche gemacht haben, überstieg meine Vorstellung so, daß ich mit meiner Gutherzigkeit, um zu helfen, Alles hergab, was ich hatte. Wenn ich auch selber dann in Noth gekommen wäre, so hätte ich es doch gegeben, weil es so rührend war, daß ich die Noth sah, und doch Niemand bat, und Mutter und Schwester die Unterstützung nicht einmal annehmen wollten. Die heurige Ernte wird in jenen Gegenden gut, sie hatten aber im August erst angefangen zu schneiden. Freilich habe ich auf Ihre Güte wieder gebaut, aber ich konnte einmal nicht anders.

Zürnen Sie Ihrem Freunde nicht, daß er verschenkt, was er selber braucht, aber kennten Sie die unerschöpfliche Herrlichkeit meiner Mutter, Sie würden mich eher segnen. Ich werde ein sparsames Leben führen, und weil ich wahrscheinlich kinderlos sterbe, die Güte meiner Mutter in ihren Enkeln, den Kindern meiner Schwester, lohnen, denen ich Alles hinterlassen werde, wenn nämlich Gott seinen Segen gibt. — Nehmen Sie es nicht

übel, daß ich Ihnen da allerlei Zeug von meinen Leuten ſchreibe, aber ich ſehe Sie nicht als meinen Verleger an, ſondern als meinen Freund, der Sie ſich bewährt haben, und dem ich es wieder von ganzem Herzen bin. Wären Sie nicht zum Theile wie ich, ſo könnten Ihnen meine Schriften nicht ſo gefallen.

Wir haben unzählige Male von Ihnen geredet, wo Sie ſein werden, und was Sie ſehen werden — — wir haben blos Gmunden geſehen, und waren wieder entzückt.

Ich hätte einen Plan. Nur die Skizze: Ich würde nach zwei Jahren oder nach einem Jahre Italien beſuchen. In Rom zwei Jahre bleiben, in Neapel eines, um recht viel Geſchichte, Landſchaft, Meer, Himmel und Leute zu ſehen und zu verarbeiten. Beſtreiten Sie mir hiezu nur das Reiſen (die Bewegung), das Bleiben an jedem Orte trage ich ſelber. Die Früchte erſcheinen in Ihrem Verlage. Schaden dürfen Sie keinen haben, das verſteht ſich. Denken Sie ein Jahr über das Ding nach, ich will auch ein Jahr nachdenken und mich ſehnen. Wenn ich etwa ſo Meer-Novellen, oder italieniſche machen könnte, wie jetzt Hochgebirgsleben? Oder ein Drama? — — Völker, Länder, Maſſen ſollte ich ſehen.

Leben Sie wohl, Gott der Herr ſegne Sie, denken Sie manchmal an Ihren Freund, der Sie mit Gattin tauſendmal grüßt.

1846.

An Guſtav Heckenaſt.

Jänner 1846.

Entſchuldigen Sie, daß ich auf Ihr letztes Schreiben ſo ſpät antworte, aber ich wollte Alles eher in Ordnung haben, um Ihnen ausführliche Nachricht geben zu können. Bevor ich aber zu Geſchäften übergehe, erlauben Sie, daß ich mein innigſtes, wahrſtes, freundſchaftlichſtes Beileid zu Ihrem neulich erlittenen Verluſte ausſpreche. Ich kann es ganz ermeſſen, wie ſchmerzlich das Ereigniß Sie getroffen hat, da ich ſelber eine ſo gute, treffliche Mutter habe, deren Verluſt, wenn ſie auch uralt wird, doch immer als friſche, unerwartete Wunde empfunden wird. Mein erſter Gedanke war gleich, daß es denn Gott nicht zugelaſſen hat, daß die liebe Frau das freudige Ereigniß hätte mitfeiern können, das Sie und Ihre Angehörigen im Frühjahre erwartet. Aber wie betrübend es auch ſei, es iſt ein Naturgeſetz, daß Menſchen ſterben, und haben ſie recht gelebt, und ihr Alter in Kindern verherrlicht, ſo ſterben ſie nicht ganz; denn in den ihrigen lebt die Erinnerung fort, bis ſie erſt in Enkeln und Urenkeln nach und nach ausbleicht. Und ſo iſt es recht, daß die Welt immer als ein friſches, urſprüngliches, herrliches Ganzes daſteht, als wäre ſie erſt geſtern aus dem Haupte des Schöpfers geſprungen.

Nun zu Geschäften. Ehe ich Geiger traf und das Nöthige mit ihm beredete, verging so viel Zeit, daß ich mich jetzt ärgere, daß ich nicht früher geschrieben habe, da ich auch Manuscripte zu senden gehabt hätte. Ich gebe Ihnen mit Freuden „den heiligen Abend“ *) zu dem genannten Zwecke. Geiger wird die Illustrationen machen, und Sie haben nur zu bestimmen, in welcher Art, ob Steinzeichnung (mit der Feder Geigers), oder Radirungen, oder Stahlstich. Wir werden darüber mit Ihnen, wenn Sie kommen, berathschlagen. — Rizy hat zufällig die Novelle in die Hände bekommen, und erklärte, daß er sie für eine der besten meiner Arbeiten halte. Überhaupt hat sie hier sehr viel Beifall erhalten, und die Blätter gingen in den Kreisen herum. Die zu wählenden Momente werde ich mit Geiger besprechen. Den Text werde ich mit Rizy durchgehen, und ihn vervollkommnen, daß keine Lücke, kein Sprung und keine Härte sei. Zur Iris macht Geiger ein Bild zu meiner Novelle „der Waldgänger“, nur wissen wir beide das Format nicht, senden Sie sogleich bei Empfang dieses Schreibens ein weißes Blättchen, welches die Größe der Blätter der künftigen Iris angibt, dann wird die Zeichnung (ein alter Mann und ein Knabe an der Moldau im südlichen Böhmen) noch im Februar fertig. Schreiben Sie auch, ob die Vignette zur Iris eine beständige, oder in jedem Jahre wechselnde sein soll; denn davon hängt die Wahl des Gegenstandes ab. „Der Waldgänger“ wird bis zum 15. März ganz gewiß in Ihren Händen sein, Sie dürfen darüber den Grafen Mailáth beruhigen. — Ich habe die Novelle gestern der Fürstin Schwarzenberg und Betty Paoli erzählt, und sie hat

*) In den bunten Steinen Bergkrystall

ihnen im Stoffe ſehr gefallen. Ich arbeite ſie mit großer Liebe, und will Alles, was meine ſchwache Kraft vermag, thun, daß ſie der neuen Iris keine Schande mache. Bei Daffinger habe ich morgen die letzte Sitzung, und noch an demſelben Tage wandert das Bild in M. Hände. Daffinger iſt ein erſtaunlicher Meiſter im Aquarell, und ſeine botaniſchen Malereien, die er mir bereitwillig zeigte, dürften vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt haben. Ich hoffe, daß das Portrait beſſer wird, als in den Händen jedes andern Menſchen.

Rizy hat hinſichtlich Grillparzers geſagt, daß er ſich herbei läßt, daß Sie ihn bei Ihrer nächſten Anweſenheit in Wien beſuchen, und mit ihm perſönlich die Angelegenheit beſprechen. Gebe Gott, daß Sie ihn überraſchen, und die Sache einmal ans Licht kommt.

Indem ich hoffe, daß ich von den vielen Dingen, die ich zu ſchreiben hatte, nichts vergaß, zeichne ich mich mit der größten Liebe und Hochachtung Ihren wahrſten und ergebenſten Freund.

N. S. Sie verſprachen mir Ritters Novellen, man redet hier ſehr gut von dem Buche. Laſſen Sie Ihr Verſprechen bald in Erfüllung gehen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 17. März 1846.

Die Iris-Novelle ist am 15. März fertig geworden. Das Manuscript ist aber so durch Verbesserungen entstellt, daß ich es eben abschreibe. Hier sende ich ein Viertheil der Erzählung. Sie können den Druck beginnen. Alle vier Tage wird wieder ein Druckbogen folgen, Sie können sich darauf verlassen. Das Ganze dürfte 5 Bogen, oder 5½ enthalten. Ich habe seit Langem an keinem Stoffe mit solcher Liebe gearbeitet, lesen Sie nur keine Theile, lesen Sie auch nicht im Manuscript, sonst ärgern Sie sich über die kleine Schrift, und es gefällt Ihnen der Text nicht. Eine große Bitte: Kann es denn nicht sein, daß Sie mir die Correcturbogen schicken? Ich würde keine Secunde zaudern, sondern gleich lesen und fortschicken, daß die Iris nicht warten darf. Geht es nicht, so lassen Sie auf die Correctur ja viel Aufmerksamkeit verwenden; denn es sind die gefährlichsten Versuchungen für die scheußlichsten Druckfehler im Texte vorhanden. Der dritte Band der Studien ist so viel besser als die ersten zwei, daß mir der Hochwald, den ich eben für die zweite Auflage gelesen habe, gar nicht mehr gefällt. Leider hat Prandel das letzte Paket nicht fortschicken können, weil es am Samstage zu spät zu ihm kam. Über Ritter habe ich doch etwas geschrieben, lauter Lobendes (mit ganz winzigem Tadel), Zedlitz wird es nach Augsburg senden.

Schreiben Sie mir auch, wenn Sie das Manuſcript des heiligen Abend brauchen; denn ich will es zu dem Zwecke, den Sie vorhaben, überarbeiten. Erſchrecken Sie nicht, Sie werden darum nicht aufgehalten, aber ſchöner, viel ſchöner, einfacher und edler muß die Sache werden, und wenn ein Druckbogen oder dergleichen zuwächſt, ſo ſchadet es auch nicht. Ich reiche Ihnen im Geiſte die Hand, grüße Sie herzlich, ſo wie auch meine Frau Sie grüßt, und bitte überzeugt zu ſein von der Liebe Ihres aufrichtigſten Freundes.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 26. April 1846.

Sie haben Recht zu zürnen, allein zum Theile ſind Sie ſelber Schuld, zum Theile gar niemand; denn erſtens ſchrieben Sie, daß Sie heimlich mir respiro gegeben hätten, und ſo fing wieder das unglückſelige Umarbeiten an (beſſer iſt es doch geworden), und zweitens hatte ich die Grippe und war unſäglich dumm, wobei ich viele Tage verlor. Hier folgt der Schluß des erſten Kapitels, gebe Gott, daß es Ihnen gefalle. Das erſte Kapitel ſchildert die Armuth und gänzliche Verlaſſenheit des Waldgängers. Bis jetzt ſind 55 Seiten, es folgt noch ſo viel, und von heute in zwölf Tagen iſt gewiß Alles auf der Poſt. Drucken Sie in Gottes Namen ohne Cenſur, der Cenſor ſoll ſpäter imprimatur darauf ſchreiben; denn es iſt am Ganzen kein einziges

censurwidriges Härchen. In sechs Tagen sende ich drei Blätter, und in den nächsten sechs Tagen wieder drei. Es verbleibt verläßlich so, eher gehe ich keinen Schritt aus. Dann folgen dritter und vierter Band in sehr großen Lieferungen, ebenfalls ganz sicher. M. begegnete mir dieser Tage, und erzählte, daß er drei Wochen krank gewesen sei, und daß mein Bild nicht fertig werden könne. Ich sagte, daß Sie ihm gewiß drei Wochen weitere Frist geben, und dann sei die Sache im Alten, aber er machte doch Bedenken, es könne doch nicht sein, weil das und das sei, und das und das — —. Diese Schleicherei und Unehrlichkeit machte mich wild, und ich sagte ihm, so wird es ein Anderer machen. Es wäre mir am Ende lieb, wenn er es nicht bekäme. Erschrecken Sie nicht. Ihnen thue ich von Herzen gerne einen Gefallen. So sehr es mich gefreut hat, daß mit der neuen Gestalt der Iris mein Bild an der Spitze steht, und Sie mir vor meinem Publikum diese Ehre anthun, ich kann sagen, so kindisch ich mich darauf freute, so verzichte ich doch darauf, wenn Ihnen dadurch die geringste Unannehmlichkeit erwächst und schreibe es Ihnen hiemit, daß Sie darnach Ihre Einrichtungen treffen. Daß es M. absichtlich verzögert, liegt zu Tage. — Von Geiger kann ich für den Augenblick nichts sagen, als daß ich stündlich die Vignette erwarte. Ich habe ihn wieder zweimal nicht getroffen, er geht auch nicht auf die Akademie. Das letztemal schrieb ich ihm die dringendsten Dinge auf, und hoffe, daß ich in sechs Tagen die Vignette fertig melden kann. Ich bat ihn um eine Unterredung, und erwarte seine Antwort. Am Freitage sollte er in den Bazar kommen, aber ich konnte selber nicht, weil ich die Grippe hatte, und heute zum erstenmale wieder frei im Kopfe bin und schreiben kann. Armann macht den Jupitertempel

himmliſch. Der Mann wird täglich beſſer, und ich ſetze ihn (ohne Übertreibung) hoch über M. — Fiſchbach äußerte ſich auch ſehr günſtig. Ich ſchätze mich glücklich, wenn ich etwas beigetragen habe. Fiſchbach hat ein Bild gemalt, welches das ſchönſte iſt, das ſeit meinem Denken in Wien gemalt worden iſt. Sie werden nächſt der über die Ritter'ſchen Novellen eine Beurtheilung dieſes Bildes von mir in der Allgemeinen Zeitung leſen.

Mit größtem Dank für das Übermachte (meine Frau dankt auch ſehr für den Kupferſtich) und mit tauſend Grüßen Ihr unveränderlicher Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 5. Mai 1846.

Ich habe heute Ihren Brief erhalten, und werde Alles beſorgen. Daß Axmann den Stich nicht machen kann, iſt mir ohnedem klar. Daß ich zwiſchen Ihnen und M. um keinen Preis einen Bruch veranlaſſen möchte, kann ich Ihnen auch von ganzem Herzen verſichern. Ich werde die Sache mit größter Schonung behandeln. M. wird den Stich wohl angefangen haben, und ich werde auf gar nichts beſtehen, wodurch irgend ein fremdes Intereſſe verletzt werden könnte. Ich wüßte in der That auch keinen andern Künſtler, den ich vorſchlagen könnte. So muß die Sache ſchon den Lauf haben, den ſie den Verhältniſſen gemäß haben kann. Mit nächſter Manuſcriptſendung bekommen Sie ausführ-

liche Nachricht. Daß Sie mir den Waldgänger bröckelweiſe leſen, iſt ein wahres Unglück, er kann Ihnen keinen Eindruck machen. So werden Sie jetzt wieder einen ganz falſchen Begriff von dem „Mädchen" bekommen, blos weil ſie einen unſinnigen Vater hat. Auf den zwei Blättern ſtehen zehn Druckſeiten. Am Montage gebe ich wieder zwei ſolche Blätter auf die Poſt, und am Samſtage darauf den Reſt. Höchſtens kann Sonntag werden. Alles Liebe und Freundliche an alle Bekannte.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 22. Mai 1846.

In Eile. Ich wollte durchaus den Schluß des Waldgängers mit der Vorrede ſenden, aber es kommt mir Gewiſſensangſt, und ich ſende lieber gleich etwas, und den Schluß in vier Tagen ganz gewiß. Er iſt fertig, aber er genirt mich in etwas, und ſoll ich ruhige Sonntertage haben, ſo muß das noch heraus, und das Beſſere hinein. Mit M., glaubte ich, ſeien Sie im Reinen, da Axmann einen Brief von Ihnen ſah, wo Sie ihm bis Ende Juli Friſt geben, allein geſtern erfuhr ich, daß er das Bild durchaus nicht macht, daß auch bereits die Iris-Auflage der Erzherzogin gedruckt wird. Ich ging zu ihm, traf ihn nicht, ſchrieb ihm einige ſchwere (aber Dienſtboten unverſtändliche) Worte auf, daß er ſehe, daß ich ſeine Perfidie empfinde, werde aber jenen Worten keine weitere Folge geben, als daß ich nie mit ihm etwas zu thun

haben will. Da ich überzeugt bin, daß von Ihrer Seite keine Unaufrichtigkeit dahinter iſt, ſo laſſen wir die Sache lieber, und er ſoll thun, was er will. Es wäre mir lieb geweſen, aber ſei es, wie es ſei. Ich war von Kindheit an heftig gegen Intriguen. Wenn ich ein Hölzchen zu gar nichts brauchen konnte, und es vielleicht gleich weggeworfen hätte, zerſchlug ich einem andern Knaben doch das Geſicht, wenn er mir es ſchnipfen wollte.

Zu meinem Sommer bitte ich Sie freundlich um Beihilfe. Wenn Sie auf Folgendes eingingen, wäre es ſehr gut für mich. Jetzt 200 fl., Anfangs Auguſt 150, Anfangs September 100 und Anfangs October 150. Weiſen Sie es gefälligſt wie Sie wollen, an, ich kann es auch in meiner Abweſenheit in Wien erheben laſſen. Ich werde meine Dankbarkeit ſchon durch mein Leben hindurch in Thaten zeigen. Meine Arbeiten werden ſich von Ihrem Verlage nie trennen, und wie ich von Herzen Ihr Freund bin, wiſſen Sie vielleicht ohnedem. Ich müßte vielleicht eine kleine Reiſe nach München machen; denn ich lechze ſchon nach den Kunſtſachen dort, und nach manchem Meiſter, der mich wieder zu neuen Dingen begeiſtere. Von jetzt an wird ohne Unterbrechung an den Studien dritter und vierter Band gearbeitet, daß Sie ſie bald haben. Für 5 und 6 haben wir ſchier keine Arbeit. Neulich ſagte mir Kaliſch, der Hageſtolz ſei die ſchönſte deutſche Novelle. Wenn es auch nicht wahr iſt, ſo iſt es doch günſtig gemeint. Ich hoffe von dem Waldgänger noch mehr, da der Schluß das Schlagendſte und Ergreifendſte iſt, und die Empfindung am Ende eines Buches entſcheidet die Aufnahme.

Der Haideknabe von Armann iſt jetzt ſchöner, als in der erſten Auflage, geſtern war er da, heute wird ſchon gedruckt, er hat ſich mit Schleifen und Stimmen der Luft ſehr Mühe

gegeben. Die Perücke, die er Ihnen sandte, ist weg, und ein feiner, zarter Duft schwebt über dem Haupte des Buben. Kommen Sie doch bald, ich habe sehr viel mit Ihnen zu reden. Die Mädchen zum zweiten Bande sind auch besser. Alles Schöne. Die Gedichte folgen bald.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 3. Juni 1846.

Ich muß Ihnen gleich auf Ihr Schreiben antworten, obwohl ich in drei Tagen wieder einen Brief an Sie abgehen lasse, wo die Gedichte drinnen sind; ich bitte Sie nämlich, lassen Sie die Sache mit dem Portrait auf künftiges Jahr. Mir ist die Sache als solche nicht so wichtig, Ihre Theilnahme an dem Dinge genügt mir so sehr, freut mich so sehr, daß ich Ihnen nicht genug danken kann: nicht Thatsachen bringen mich auf, oder freuen mich, sondern Gesinnungen. Ihre hat sich mir so lieb und gut gezeigt, wie ich es auch jeder Zeit gegen Sie bin, das genügt mir ganz und gar. An M. liegt mir nichts, ich nehme diese Dinge als bestehende Thatsache, und es ist gut. Gegen mich hat er keine Freundschaft verletzt; daß er so ist, wie er ist, ist eine Sünde gegen seine eigene Person. Sagen Sie ihm, daß ich Sie gebeten habe, die Sache ruhen zu lassen. Ärgern Sie sich gar nicht mehr darüber, thun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie es ihm auch nicht entgelten, so wie ich es auch nicht thue, er ist ohnedem schon hart gestraft dadurch, daß er so ist. Also ich bitte Sie, lassen

wir es. Verzögern Sie Ihr Buch um keine Secunde, Sie thun mir einen Gefallen. — Sie zeigen in Ihrem Schreiben an, daß Sie den Schluß vom Waldgänger nicht haben. Er muß aber in Ihren Händen sein, ich gab ihn vorigen Freitag auf die Post. Wie tief ich gekränkt bin, daß Sie dadurch aufgehalten sind, können Sie kaum glauben; denn heuer wollte ich es gar nicht. Ich werde für 1848 schon im October anfangen. Die verdammten Sachen wachsen mir immer so an, ich male an meinen Personen fort, bis sie mit dem Kopfe oben an den Rahmen anstoßen — und da muß ich ihnen dann ein bischen Kopf wegschneiden. Gott erbarme es! Die Beurtheilung Ritters muß jeden Augenblick kommen. Die Censur hält auf. Den ersten Band „Eulenspiegel" hab' ich gelesen. Er scheint mir matt und gemacht, zwei üble Dinge. — Aber ich will nicht vorlaut sein, etwa wird es besser.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 8. Juni 1846.

Die Iris wird heuer mit Schmerzen geboren. Geiger hat das Bild gemacht, so schön, wie nicht einmal der Abdias ist, es ist ein herrliches Bild, aber es ist keine Vignette; sondern er vergaß darauf, richtete sich nach dem beigegebenen Blatte, und machte ein Bild in geschlossenem Raume. Es ist auch nicht aufzulösen, da die Figuren zu groß sind. Ich schlage daher vor, es in den Text einzureihen, da es zum Waldgänger gehört, und für ein anderes Jahr unnütz wäre. Dafür könnte die Alt'sche

Landschaft (das Wasser) auf künftiges Jahr warten, insbesondere, da das Gedicht zum Ruinentempel besser paßt. Als Vignette müßte dann etwas Kleineres kommen, wie wäre etwas Landschaftliches (eine sich oben verlierende Felswand, unten Steintrümmer, brausendes Wasser, und eingeklemmte Stämme ꝛc. (die Teufelsmauer des Waldgängers) —)? Ich will aus Spaß die Zeichnung entwerfen. Daß heuer als erster Jahrgang der neuen Gestalt die Iris ganz schön, und nicht ohne Vignette, sein muß, begreife ich. Armann würde, da das Geiger'sche Bild groß ist, bis Ende Juli damit fertig sein. Ich schreibe Ihnen in der Bedrängniß meines Herzens, antworten Sie sogleich, was zu thun sei, daß keine Zeit verloren geht. Nur das eine kann ich Ihnen sagen, daß das Bild so schön ist, daß alle in der letzten Iris, die wir daneben legten, verschwanden. Es hat ein paar Unzukömmlichkeiten, die Geiger sogleich ändern muß, sonst hätte ich es Ihnen mit einem Dampfschiffkapitain geschickt. — Nun sagen Sie, was thun?

Auch mit der Vorrede meiner Studien hat es ein nisi. Sie gefällt mir gar nicht mehr. Der närrische Autor redet in der Vorrede der zweiten Auflage des ersten und zweiten Bandes immer von dem dritten und vierten Bande — bramarbasirt allerlei und verspricht, wie die schön werden sollen — — ist das nicht toll? Es sind so viel Fehler im Satze, daß es vielleicht nicht zu anmaßend ist, wenn der arme Autor bittet, ihn ganz weg zu werfen, und die beifolgende kurze Vorrede neu zu setzen. Corrigiren Sie aber gefälligst selber den Satz, sonst straft mich etwa Gott, daß ich gar noch eine dritte Vorrede mache. Wegen der Iris sehe ich Ihrer Ankunft mit Schmerzen entgegen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 4. Auguſt 1846.

In lauter Angſt, was aus Ihnen geworden iſt, ſchreibe ich dieſe Zeilen. Sie haben mir geſagt, daß Sie mich Ihren Vermählungstag werden wiſſen laſſen, allein ich ſchätze Sie ſchon vermählt und wußte den Tag nicht. Wenn ich nun ſtatt mit Fink und Eurich an dem Tage auf Ihr Wohl eine Flaſche zu trinken, Krebſen gegeſſen habe, und daher in Ihrer Ehe Alles rückwärts geht, haben Sie ſich es nur ſelber zuzuſchreiben. Von Prandl & C. iſt bis heute nichts an mich gelangt, wie es doch laut Verabredung im halben Juli ſollte. Axmann ſandte mir Probedrucke vom 26. Juli datirt, und ſchreibt nichts, daß Sie in Wien waren, am 22. ſandte ich ein großes Paket Manuſcript nach Peſt, erhielt durch Ihre Leute Anfangs dieſes Monats Antwort, alſo waren Sie damals nicht mehr in Peſt. Am 31. Juli ſandte ich wieder drei Bogen, und dieſen Samſtag gehen wieder vier ab, und Ende nächſter Woche der Reſt des vierten Bandes. Noch von Wien aus ſandte ich von einem Herrn „In Anſpach" ein Gedicht, gefiel es Ihnen? Ich hegte ſchon die freundliche Hoffnung, daß Sie blos aus dem Grunde über Alles und Jedes nicht ſchreiben, weil Sie mich etwa in Linz überraſchen, und einige Zeit mit Ihrer jungen Frau in unſerem ſchönen Gebirge zubringen wollen, wo ich mich dann als Begleiter und Erklärer

aufdringen würde. Sollten Sie dies wollen, so kommen Sie nur um Gottes Willen nicht zwischen 9. und 14. August, sondern später, weil ich diese fünf Tage zu einem Besuche bei meiner Mutter verwende. Ich wäre untröstlich, wenn Sie und Ihre Frau, oder etwa gar auch O. Wigand nebst Andern unsern Traunsee zum erstenmale ohne mich sähen. Ich prahle gerne mit unserm Gebirge und führe es gerne Fremden auf. Sollten Sie gesonnen sein vor 14. d. M. zu kommen, so schreiben Sie mir sogleich nach Empfang dieses Schreibens, bis Sonntag kann der Brief da sein, und ich unterlasse dann den Besuch bei der Mutter. Überhaupt wäre es mir sehr lieb, sehr bald etwas von Ihnen zu hören. Schreiben Sie mir auf jeden Fall. Ich bin noch nirgends gewesen, und habe unausgesetzt gearbeitet.

Wenn es mir zustünde, Ihnen eine Lehre zu geben, und von Ihrem mir bekannten guten Herzen nicht ohnedem Alles zu erwarten wäre, so würde ich sagen: „Behandeln Sie Ihre Frau gut, schonen Sie mit freundlicher Nachsicht ihre Schwächen, und es hängt nur von Ihnen ab, sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen.“ Ich rathe allen Leuten zu heirathen.

Möge Ihnen beiden Gott ein langes Leben schenken, und dasselbe durch viele, schöne, begabte und gut gerathene Kinder verschönern. Mit diesem Wunsche auf ewige Zeiten Ihr wahrer Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 18. October 1846.

Haben Sie Geduld mit einem langen Briefe, den ich ſchreiben will. Anliegend folgt Manuſcript für den vierten Band Studien. Es hat ſich ein Unglück und ein Glück damit zugetragen. Das Unglück war, daß ich den Schluß des vierten Bandes, der im September ſchon fertig war, wieder las, und daß er mir nicht gefiel — daß ich daher darüber ging und ihn neu machte, was Verzögerung hervorrief. Das Glück iſt, daß ich das Alles that; denn jetzt iſt er viel ſchöner, ſo daß ich ihn mit Freuden abgeſendet, was ich ſonſt mit Jammer hätte thun müſſen. Das dritte und vierte Kapitel der Brigitta muß der Glanzpunkt der Erzählung ſein, und, ich glaube, er iſt es auch. Leſen Sie das Kapitel „Rückblick" und urtheilen Sie. Ich glaube ſogar, daß Brigitta weitaus das Beſte in den zwei Bänden ſein muß. Wollen wir ſehen, was die Kritiker ſagen. Daß es nicht erlogen iſt, was ich ſage, und ich etwa überhaupt noch nicht fertig war, als wir uns ſprachen, zeige ein mit einem Bleiſtift-Kreuze verſehenes Blatt, das ich ſende, welches eines des früheren Manuſcriptes iſt, und Ihnen zeigen kann, wie ich wirthſchaften mußte. Ein Schelm war ich deshalb doch, als Sie in Linz waren. Ich ſagte Ihnen nämlich nicht, daß das Manuſcript, um welches es ſich hier handelt, damals nur einige Häuſer weit von Ihrem Gaſthauſe lag,

nämlich bei Kaindel, weil Sie mir es sonst weggenommen hätten, und ich doch immer ein unheimliches Gefühl in mir trug, es dürfte nicht Alles drinnen recht sein, weshalb ich die Lesung wieder vornahm, und ich danke Gott dafür.

Ich möchte mit Ihnen recht gerne für das kommende Jahr (von 1. November 1846 bis 1. November 1847) einen Vertrag abschließen. Schreiben Sie mir Ihre Meinung. Die Sache ist so. Ich kann bei Metternich ein Jahr, oder auch zwei Jahre aussetzen, weil ich mit Richard fertig bin, und Paul noch zu jung ist. Ich habe daher den Plan, jede Nebenbeschäftigung, die mir von sonst woher angeboten wird (außer meinen ästhetischen Vorlesungen zweimal die Woche Abends), abzulehnen, und alle meine Zeit den Schriftstellerarbeiten zu widmen. Ich habe meine Zeit sündhaft zerstreut, und es kam doch nichts recht Reelles dabei heraus. In Linz, wo ich frei war, habe ich jedesmal in drei Monaten mehr ausgerichtet, als im übrigen ganzen Jahre hindurch. Ich will es nun hier auch so machen. Zu dem Behufe frage ich Sie, ob Sie mir auf Verrechnung für jeden Monat (vom 1. November an) 100 fl. (immer am 1. erhebbar) anweisen können. Ich wäre dann für jeden Bedarf gedeckt, und könnte das ganze Jahr mit Ruhe fortarbeiten. Ich habe unsere Rechnung angesehen, und sie ist wohl dieses Jahr etwas stark geworden, allein ich habe Dinge anschaffen müssen, die ich für's ganze Leben brauchte, und nun ist es vorüber, und ich habe derlei Ausgaben nicht mehr. Dafür hoffe ich in Kurzem Alles ins Reine zu bringen. Jetzt liefere ich den dritten Band Studien nach, der bis Hälfte Dezember längstens fertig sein muß. Dann arbeite ich die Iris-Erzählung, und schreibe in den Abenden am Rande des Hagestolzen ꝛc. . . . , daß der fünfte und sechste Band

Studien noch im Winter zu drucken angefangen werden kann. Im Herbſte 1847 händige ich Ihnen einen einbändigen Roman ein. (Es iſt die Erzählung, deren Held ein Kind iſt, das ſich ſelbſt erzieht, oder vielmehr durch Kindlichkeit einen ſchon alternden, zerworfenen Mann erzieht.) Ich ſpiegle mir vor, ich könnte außerdem noch mein Drama fertig machen, allein ich mißtraue mir, ich möchte mich etwa belügen. Von den Studien hoffe ich, daß der dritte und vierte Band in ein paar Monaten vergriffen ſein werden. Dasſelbe erwarte ich vom fünften und ſechſten Bande. Sind meine Vorleſungen ſo beſucht, wie ich hoffe, dann bedarf ich Ihrer Zuſage nicht, aber das iſt etwas Ungewiſſes, ich kann jetzt nicht darauf rechnen, und könnte deßwillen andere Anträge nicht abweiſen. Wenn es ſein kann, erfüllen Sie meine Bitte, Sie machen mich glücklich, wenn ich ſtatt tauſend widrigen Zeuges lieber bei meiner geliebten Arbeit ſitzen bleiben kann. Am Ende hat ſie auch die meiſte Zukunft vor ſich. Daß ich Ihnen für alle Ihre Liebes- und Freundſchaftsdienſte von Herzen ergeben bin, und daß ich jeden Ihrer Wünſche recht gerne erfülle, wiſſen Sie ohnedem. Ich werde Ihre Freundſchaft, die Sie mir angedeihen ließen, da mich noch niemand kannte, nie vergeſſen, wenn auch Andere jetzt durch eigennützige Motive zu mir kommen, und mich bethören wollen. Wenn Ihre Gattin nicht eiferſüchtig wäre, würde ich allen denen antworten: „Ich bin mit Heckenaſt verheirathet.“ Ich hoffe, daß für alle Zukunft mein Name mit Ihrer Firma verbunden ſein ſoll.

Geiger werde ich ſchon treiben, daß er ſich mit den Zeichnungen ſputet. Ich weiß etwas, das ihn ſehr freuen wird, ich halte ihn nämlich für einen größeren Compoſiteur, als Cornelius und Kaulbach.

An Ihre ſchöne, und was noch mehr iſt, liebenswürdige Gattin alles Schöne und Freundliche. Sie möge mir nicht zürnen, daß ich mehr an Sie denke, als an ſie, d. h. daß ich mehr Manuſcripte mache, als daß ich das verſprochene Brautgeſchenk fertige, ich arbeite aber doch immer daran, ehe die Sonne untergeht (denn den Vormittag brauchen die Muſen der Dichtung), und ich hoffe, Gott wird mir die Gnade ſchenken, daß, wenn es fertig iſt, es noch ein Hochzeitsgeſchenk heißen kann, und nicht etwa gar ſchon einen ganz andern Namen verdient. Von meiner Frau an Sie, und (als eine durch meine Schilderung auch nicht mehr ganz Unbekannte) an Ihre Gattin viele Grüße.

Der Platz iſt aus, ich hätte noch Vieles, ich weiß es aber auch zum Theile nicht mehr.

An Guſtav Heckenaſt.

3. November 1846.

Ich kann heute nicht viel ſchreiben, weil die Poſt ſchon drängt. Nur ſo viel: Meinen Dank für Ihr Schreiben. Es hat mich gekränkt, nicht aus Ihrer Schuld, aus meiner, ich machte mir Vorwürfe, und habe zwei Tage nichts arbeiten können. Vielleicht kann ich bald die Sache ſo ſtellen, daß die Vorwürfe, die ich mir mache, doch geringer werden. — Die Iris iſt wunderſchön. Hier folgt der erſte Druckbogen Mappe — ich kam tief hinein, dieſes Rechnen iſt eine fürchterliche Arbeit, und

ich brauchte mit dieſem Bogen doppelte Zeit. Schicken Sie mir ihn zur Correctur. Es folgt bald mehr nebſt einem Briefe. — Ich werde keine Minute, wo ſonſt es der Kopf aushält, verſchwenden.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 16. November 1846.

Ich habe Ihnen in einem Zettel geſagt, daß mich Ihr letztes Schreiben in eine traurige Stimmung verſetzt hat, nicht durch Ihre, ſondern durch meine Schuld. Es kam mir vor, als ob ein leiſer Unwille in dem Schreiben wäre, der mir klar machte, daß ich meine Pflicht gegen Sie nicht ſo erfüllte, wie ich ſollte. Es kann in der That auch ſo ſein, aber erſtens wußte ich dies wirklich nicht, und zweitens kam es gerade aus zu großer Delikateſſe, und (was ſonderbar klingen mag) aus Pflichtgefühl her. Ich wollte Alles ſo vortrefflich machen, als es nur immer möglich iſt, ich konnte mir ſelber nicht immer genug thun, ich wollte Ihnen zeigen, daß Sie Ihre Rückſichten an keinen unwürdigen Gegenſtand verſchwendet haben — und ſo ging ſo viele Zeit hin. Wie oft habe ich die Arbeit manches Tages, mancher Woche, ja Monate rein verworfen und neu begonnen. Es mag thöricht ſein, aber es iſt künſtleriſch edel; denn wenn ein Theil dann gelang, wie ich es ungefähr wünſchte, ſo war ich für alle verlorene Zeit belohnt. Davon hatten Sie aber freilich für

die Gegenwart nichts, aber ich weiß, daß aus der Verzögerung Gewinn entstehen muß. Wie wenig in letzter Betrachtung auch die Zeit, die auf doch wieder weggeworfene Sachen verwendet wurde, verloren war, weiß ich selber auch recht gut; indem ich mich wachsen sehe — tausend verschossene Kugeln machen nichts, wenn gerade aus ihnen dann eine hervorgeht, die mitten ins Centrum trifft. Wer sich nicht wachsen empfindet, der wirft keine frühere Arbeit weg, weil sie ihm alle gleiches Gewicht haben. Das können Sie aber ebenfalls nicht wissen, da Sie nicht in mir sein können, und Ihnen jede Vorzeit nothwendig als eine verlorene erscheinen muß. Mir war es nicht so. Ich sah die Schätze kommen, dachte sie Ihnen zu, und wußte nicht, daß in der Gegenwart derweile nichts ist, und daß ich, von einem andern Gesichtspunkte angeschaut, als dem meinen, nothwendig unbescheiden erscheinen muß. Ich habe mir das Alles klar gemacht, und werde darnach handeln. Um Ihnen davon einen Beweis zu geben, diene Ihnen folgende Thatsache. Ich habe bei Bürkel in München ein angefangenes Bild gesehen, das mir außerordentlich gefiel. Da der Preis unvermuthet klein war, bestellte ich es für mich, unter der Bedingung, daß ich es zurücksenden darf, wenn es mir fertig nicht so gefiele, als in der Anlage. Das Bild ist noch nicht da, aber ich werde es auf alle Fälle zurücksenden, damit ich keine andern, als nur die materiell nothwendigen Auslagen mache. So werde ich es in allen Dingen halten. Was der Körper braucht, ist das Nothwendige, wodurch die Seele blühender wird, das kann warten. Ich habe das Meer noch nicht gesehen, ich habe Italien nicht gesehen, ich sehne mich nach beiden. Ich hoffe, es wird auch noch möglich sein — aber wehmüthig wäre der Gedanke, wenn

es geſchähe, da es zu ſpät iſt und in die erhärtete Seele nichts mehr hinein geht. Wenn ich auch in Ihren Augen unbeſcheiden war (wie es auch gar nicht anders ſein kann), ſo glaube ich doch, daß ich gegen die Freundſchaft nicht gefehlt habe. Ich thue Ihnen gerne Alles, was Sie wünſchen, zu Gefallen, und zog ſich manches in die Länge, ſo wollte ich es eben recht gut machen. Von dem Kummer können Sie ſich keine Vorſtellung machen, den es macht, etwas unvollſtändig, d. h. bewußt unvollſtändig aus der Hand zu geben. Wie hätte ich denn ſonſt die Mühe übernommen, den erſten Bogen der Mappe, alle Buchſtaben zählend, wieder ſo umzugießen, wie ich es that. — Doch gehen wir ab von dieſen traurigen Sachen, und kommen wir zu den Geſchäften.

Es iſt mir ſehr leid, daß durch Geiger der Chriſtabend nicht erſcheinen kann, da hätten Sie auch ſchon Material gehabt. Er verſprach mir, ſehr bald daran zu gehen. Ich bin jetzt ſehr glücklich, daß ich mehr Zeit zur Arbeit habe. Sonſt konnte ich nur einige Vormittagsſtunden verwenden, jetzt arbeite ich von 9 bis 1 Uhr und von 4 bis 7 oder 8. — Einen Tag der Woche habe ich frei, wo ich Briefe ſchreibe ꝛc. Sie können mit dem Drucke der Mappe ſchon raſch fortfahren, ich kann jede Woche über zwei Bogen ſenden. Der mit dieſem Briefe folgende Text hat circa 2½ Bogen. Da ich immer etwas zurückhalten muß, ſo wird die letzte Lieferung ſtärker werden. Schicken Sie mir gefälligſt die ausgedruckten Bogen der Mappe, daß ich immer nachſehen kann, und in Nebendingen nicht etwa einen Widerſpruch mache. Könnte denn Axmann nicht den Druck des Abdias machen laſſen? Eine kleine Änderung in der Platte iſt wohl nöthig, aber ich denke, daß er dazu höchſtens zwei Tage brauchen wird. In Bezug auf die Aufſätze in den Wienern muß ich

bekennen, daß ich Bedenken habe. Es mangelt ihnen nach meinem jetzigen Standpunkte zu vieles, ich fürchte, daß ich bei der Umänderung zu viel hinein geriethe, und dafür etwas Anderes, Schöneres, zu kurz käme. Wenn das Gedränge minder dicht iſt, und man mit mehr Ruhe an ſie gehen kann, dann mögen ſie mit einigen neuen Dingen bereichert zwei artige Bändchen geben, die die übrigen Werke heiter unterbrechen. Ich möchte ſolche Dinge daraus machen, wie Börne's vermiſchte Schriften, aber natürlich, der Geſinnung nach, ganz anders. Wenn Sie in den Zeitungen leſen, daß ich ein Bild gemalt habe, ſo glauben Sie es nicht, ich habe weder ein gutes noch ein ſchlechtes gemacht. Wie die Lüge entſtanden iſt, weiß Gott, ich weiß das Blatt nicht, das ſie brachte, ſonſt würde ich einen Widerſpruch einrücken laſſen, aber ſo erzählen mir viele von dem Bilde, aber keiner entſinnt ſich, in welchem Blatte er es geleſen hat. Ich hatte ſchon ſeltſame Beſuche, die alle das Bild ſehen wollten. Neulich ſpeiſte ich mit der Frau v. Binzer bei Zedlitz. Es war auch Grillparzer da, und einer der heiterſten Abende verfloß uns. Was mir Grillparzer ſagte, machte mich ſehr glücklich. Die Anerkennung eines ſolchen Mannes wiegt hundert der lobendſten Artikel auf, welche in Tagesblättern ſtehen mögen. Ernſt Ritter iſt eine recht liebenswürdige, unterhaltende Dame. Leſen Sie die Gedichte der Anette Droſte. Das ſind Gedichte. Ich habe erſt angefangen, hoffe aber, daß ſie mir außerordentlich gefallen werden. Ich weiß nicht, was ich wieder vergeſſe Ihnen zu ſchreiben, ich vergeſſe etwas, aber es fällt mir durchaus nicht ein, was. Ich ſchließe daher dieſes Schreiben mit der Verſicherung jeder freundſchaftlichen Geſinnung, und mit der Bitte, alles Schöne und Herzliche Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu melden.

N. S. Theurer Freund! Ich ſende das Beiliegende. Es iſt weniger, als ich wollte. Der Brief wurde vor zwei Tagen geſchrieben, und nach ihm hätten noch vier Manuſcript-Seiten — 18 Druckſeiten — beigelegt werden ſollen. Aber ich konnte dieſe vier Seiten nicht weggeben, weil ſie mit dem Folgenden in Zuſammenhang ſind, den ich nicht entbehren kann, das Folgende aber durch zwei Tage nicht vorrückte; denn ein junger Menſch, der vor einem Jahre mit uns von Linz herab in die Rechtsſtudien ging, den wir wie einen Sohn liebten, deſſen Eltern mit uns in inniger Verbindung ſind, liegt die zwei Tage im Sterben. Die Mutter iſt hier, iſt in einem fürchterlichen Zuſtand, und wir ſelber kommen nicht aus den Thränen. In drei Tagen ſende ich ſchon etwas nach. Schreiben Sie mir, ich halte Sie für meinen wahren, edlen Freund, mir thut Theilnahme noth, ich hänge mein Herz zu ſehr an gute Menſchen, die mich lieben, und dieſer Jüngling liebte mich faſt übertrieben, daß mir faſt das Gemüth zuſammenbricht, wenn ich an ſeinen Tod denke, der gewiß heute Vormittag noch eintritt.

An seinen Bruder Anton.

Wien, am 17. November 1846.

Deinen Brief mit den Messern habe ich erhalten. Ich werde das Geld etwas später bei Heimann erlegen, ja sogar ich muß Dich bitten, mir 30 fl. vorzustrecken, wenn es sein kann. Ich habe eine ungeschickte Rechnung gemacht. Die zwei Bände sind fertig, Heckenast stellte mir die Zeit der Einnahme des Honorars frei, und ich ließ mir eine Anweisung auf ersten Jänner geben, weil ich früher nichts brauchte. Aber ich vergaß, daß dringende Winterbedürfnisse kommen, die mehr in Anspruch nahmen, als ich meinte. Ich muß nämlich für Bruder Jakob einen Winterrock machen lassen; denn ich kann ihn nicht so erfroren sehen, da plötzlich eine große Kälte eingetreten ist. Er ist so brav und macht mir so viele Freude, daß ich es Dir gar nicht beschreiben kann. Er ist ungemein begabt, und ich hoffe, daß wir an ihm in unserem Alter einen großen Ruhm erleben werden. Unter 500 Schülern haben bei der ersten schriftlichen Prüfung nur fünfzehn Eminenz bekommen, und er ist dabei. Seine Manieren sind auch so bescheiden und gutmüthig, daß wir ihn beide lieben. Unsere Rechnung gleiche ich zum neuen Jahre aus. Meine Vorlesungen werden nicht auf der Universität sein, weil der Platz vielleicht zu klein würde, so viele haben sich schon vorgemerkt; sondern wir werden den landständischen Saal wählen. Ich werde das Nähere dieser Tage erfahren, weil ich wegen Halsweh schon einige Tage nicht ausgehe. Das Holz wurde in Wien so theuer, daß

ich mit einem Vorrathe von 60 fl. C.M. nicht bis Februar reiche, namentlich, da der Winter so schnell und so stark herein bricht. Wir haben immer gefroren, daß es klingt. Brot ꝛc. ist sehr theuer, daß wir vielleicht vor Unruhen nicht sicher sind, wenn ein strenger Winter auch noch erscheint, wie es sich zeigen will. Der Jakob wohnt in der Vorstadt Wieden, und speist auch dort, außer Samstag und Sonntag, wo er frei ist und zu uns kommt. Es ist mir jetzt nicht möglich, aber zum neuen Jahre kaufe ich ihm ein vorzügliches Reißzeug (ein nothwendiges Instrument für ihn), denn auch im Zeichnen ist er vortrefflich. Er hat als Aufgabe die Kettenbrücke über die Wien bekommen, und hat sie mit seinen stumpfen, elenden Zirkeln, die er von Krumau brachte, so gut gemacht, daß mir der Assistent sagte, wenn er nicht selber gesehen hätte, daß er die Zeichnung gemacht hat, er hätte geglaubt, es hätte sie ihm ein Schüler der höheren Klassen gemacht. Ich zeige es ihm nicht, daß ich ihn so liebe, ich halte ihn auch strenge, aber ich glaube, daß ich jetzt einen Sohn statt einen Bruder habe, und, wie es scheint, beginnt er mich auch wie einen Vater zu lieben. Neulich wurde ihm ein Buch gestohlen, das 4 fl. C.M. gekostet hat, er kam ganz bleich, und sagte es mir, ich gab ihm einen ruhigen, ernsten Verweis, aber innerlich erbarmte er mir, denn das Buch wurde ihm nur gestohlen, weil er so gut ist und nicht ahnte, daß es auch Diebe gebe. Er sagte, er habe ja seine Kappe darauf gelegt, zum Zeichen, daß das Buch nicht für ein anderes angeschaut werde. Ich antwortete ihm, daß der Dieb noch redlich gewesen sei, denn sonst hätte er auch die Kappe genommen. Ich kaufte ihm hierauf das Buch wieder neu.

Zürne nicht, daß ich Dich um das Geld bitte, ich habe gestern meine Rechnung sehr genau gemacht, und gesehen, daß.

wenn ich das thun will, was ich vor habe (Holz will ich ihm auch im Vorrathe kaufen), ich nicht genug habe, bis der erste Jänner kommt. Ich hätte hier genug Leute, die mir etwas geben, ich könnte mir auf meinen Wechsel eine à conto Zahlung leisten lassen, aber ich will es nicht; denn mein Kredit ist hier sehr groß, und ich will niemanden zeigen, daß ich etwas brauche. Insbesondere müssen meine öffentlichen Vorlesungen, wofür ich mir von der Person 10 fl. C.M. zahlen lasse, nicht als Spekulation angesehen werden. Sondern jeder, der zu mir kommt, muß sehen, der Mann steht nicht darauf an.

Was die L. betrifft, so hoffe ich, daß Du keine Schuld hast, dann ist Alles gut. Ich muß Dir das Geständniß thun, daß ich in Linz oft schweren heimlichen Kummer um Dich hatte. Meine Liebe zu Dir ist größer und uneigennütziger, als Du glauben kannst. Du bist so edel und gutherzig, daß Dir Falschheit und Betrug ein fremdes, unglaubliches Ding sind. Du verdienst ein reines, treues Herz, das Dir aus freien Stücken wegen Deiner innerlichen Güte ergeben ist, dem Dein Wohl und Dein Glück das höchste Gesetz und die höchste Freude ist. So ein Herz findest Du an Deinem Bruder — gib es nicht für Afterschein hin! gib es nicht hin! Du wirst auch ein weibliches Herz finden, das Dich erkennt, und dann wirst Du sehen, welch' ein Abstand das ist. Sie wird Fehler haben, wie alle, und wie auch wir Männer, aber rechtschaffen muß sie sein, häuslich und ohne Falschheit gegen Dich, Dein Glück, Dein inneres Wohl muß ihr Alles sein. Ich werde sie dann lieben, wie eine Schwester, und mit Freuden auf jenen Augenblick warten, wo ich euch allemal wieder sehen kann.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 22. November 1846.

Ich ſende hier noch eine Kleinigkeit, weil ich nicht zuſammen rechnen konnte, wie viel das Neuliche macht. Am Donnerſtag gebe ich ſo viel auf die Poſt, daß das Ganze nach Bogen 4 geſendete über drei Bogen macht. Es iſt dieſe Woche eine der tiefſten Störungen geweſen. Mein ſo lieber und mich ſo liebender junger Menſch, faſt mein Adoptivſohn, Guſtav hieß er wie Sie, iſt am Freitag halb 6 Uhr früh geſtorben. Mehrere angſtvolle Tage gingen vorher. Seine Mutter iſt hier, und ganz in unſern Händen, daß wir ſie tröſten. Heute iſt um halb 4 Uhr der Leichenzug. Morgen reiſt die Mutter ab. Ich werde ſchon Alles einbringen, das Buch ſoll deshalb nicht hinausgeſchoben werden. Ich werde morgen gleich zuſammenrechnen, was an Text da iſt (ich habe in der That nicht einmal zu dieſer Rechnung kommen können, weil ich ſo viel zu beſorgen hatte), und jeden folgenden Tag ſchreibe ich neun Seiten ab, macht in 20 Tagen 180 Seiten, was mit dem Fertigen das Buch ſein wird. Es können ohne weiteres die Bände Ende Dezember ausgegeben werden. Ich hoffe, daß ich am 15. Dezember die letzte Rate in Ihre Hände gebe, wie ich es verſprach. Ich thue nicht das Geringſte andere, bis die Studien da ſind. Dieſe Woche war hart genug, und der Kummer der aufgeſchobenen Arbeit kam dazu.

Die nächſte Iris-Arbeit wird ſchon kürzer werden, ich ſchreibe Ihnen und dem Grafen Mailáth das nächſte Mal darüber.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 14. Dezember 1846.

Hier sende ich Ihnen, was ich vermag. Es ist wirklich heuer des Teufels. Seit fünf Tagen bin ich arbeitsunfähig, und werde es wohl noch ein paar Tage sein. Deshalb kommen hier statt sechs Blätter blos drei. Sie sind selber Schuld, daß ich mir das Übel zuzog. Wir sitzen nämlich alle Wochen einen Abend als Vehmrichter bei Dr. Gartner, der uns seine ob der ennsischen Gedichte liest. Dann wird kritisirt, vorgeschlagen, geändert ꝛc... Ich habe noch ein paar Freunde und Kenner zu der Sache geladen, daß ein recht schöner Band zusammen kommt; denn dieses Buch ist unter vielen, die mir aufgenöthigt wurden, das erste, das ich Ihnen von Herzen empfehle. Die Gedichte sind weit über Castelli, Seidl, Klesheim, Kaltenbrunner, Robell, und wenn sie auch vielleicht noch nicht so plastisch und kernhaft sind wie Stelzhammers, so sind sie poetischer und geben Hoffnung, daß ein nächster Band auch in der Kürze und Stärke der Form den Stelzhammer erreichen, vielleicht übertreffen wird; denn die letzteren Arbeiten dieses Mannes übertreffen an Bündigkeit immer die vorhergegangenen. Neulich las er uns den Entwurf eines neuen Gedichtes „der lachende Lipp (Philipp)", dessen Anfang so compakt ist, daß er eine raketenartige Lach-

wirkung in uns hervor brachte, wir platzten unſer vier zugleich los. Dann ſagte er uns noch mehrere Stoffe, die alle ungemein poeſiereich und innig ſind. Leider hat der Mann, da er anfängt Praxis zu bekommen, ſo wenig Zeit. Ich rieth ihm, daß er auf dem Gange zwiſchen je zwei Kranken allemal dichte, da lachte er, und meinte, er hätte da etwas anderes zu denken. Wenn Sie doch einmal kämen, daß Sie einer ſolchen Leſung beiwohnen könnten. Ich möchte von dem Fertigen, von dem manches noch jugendlich heiß und etwas zu ſubjectiv empfindſam iſt, nur das Beſte für einen Band auswählen, deshalb geht es ſo lange her. Der Mann begreift jeden gegründeten Einwurf ſogleich, und iſt, wie jeder ſchönheitsempfindende Menſch, zu vielfältigem Ausfeilen freudig bereit. In der letzten Leſung nun zog ich mir, der ich ohnedem an Halsaffectionen litt, einen ſolchen Stockſchnupfen und Katarrh zu, daß ich ſogar zum Zeichnen zu dumm bin, und mit dickem Kopfe und dampfendem Fieber da ſitze. Ich hoffe, da ich nicht ausgehe, in zwei bis drei Tagen doch ſchon abſchreiben zu können.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, Dezember 1846.

Meine Grippe iſt ſo weit gut, daß ich wieder arbeiten kann, nur der Huſten plagt mich noch. Doch wenn nur der Kopf frei iſt. Hier folgt ein bischen (18 Druckſeiten). Ich werde ſchon noch in dieſem Monate, oder längſtens in den erſten Tagen des Jänner fertig: allein die Mappe hat zwei Bände. Ich fürchtete es gleich. Das Charakterbild des Doctors, wie ich es mir dachte, iſt nicht anders zu gewältigen, oder ich muß feicht werden, und in gewöhnlichen Novellen- und Taſchenbuch- und Liebesphraſen fort ſchlendern, ſtatt einen wirklichen, plaſtiſchen, nach allen Seiten thätigen, gütigen und ſtarken Mann zu geben. Mit dem ſechſten Bogen war ich nicht ganz zufrieden, der ſiebente gefiel mir ſehr. Aber ich war ſo frei, manche Kleinigkeit zu ändern. Ich glaube, die Eisgeſchichte im ſiebenten und achten Bogen muß viel wirken. Die erſten vier Bogen brachten neulich bei einer Leſung unter Männern große und ernſte Wirkung hervor. Der Band ſchließt des Doctors Jugendleben ab, und geht (wie jeder ehrliche Roman) bis zu ſeiner Heirath. Dann kommen Anmerkungen des Verfaſſers über manches Weitere, und das Verſprechen des nächſten Bandes über die Mappe. Wir werden ſchon die Eintheilung treffen. Der Humoriſt ſoll mich, wie mein Bruder mir ſchreibt, angegriffen haben, ich weiß nichts, weil ich

nicht anders, und auch das Blatt nie bös. Wahrscheinlich wegen des Waldgängers. Ich las erst das erste Kapitel, und glaube, daß die tiefe, ernste, männliche Einsamkeit dieses Menschen darin liegt, der zeigt, daß er höher ist, der aber nicht mit Todtschlagschmerz oder dergleichen kokettirt, sondern verschlossen ist. Der Schluß muß wieder den Anfang erläutern. Das Politische scheint günstig, Frankl und Hillt sagten mir heute, daß sie sehr viel Avis verkauft haben. Nun folgt ein Geschäft, das aber sehr jetzt Geheimniß ist, ich bitte es zu bewahren. Der hiesige Kunstverein will außer dem Gewöhnlich jährlich [illegible] die acht Stahlstiche) mit Text verlegen. [illegible] die Redaction der Kunstchronik und den Text übertragen bekommen, d. h. ich bin schon zu diesem Projecte bestellt. Es sollen 1400 Exemplare zu dem Preis von 1000 fl. C. M. an den Verein jährlich abgeliefert werden. Wahrscheinlich wird der Verleger noch mehrere verkäufliche Exemplare produciren können (wogegen ich aber eigentlich bin). Wenn das Ganze [illegible] den Actionären gehört, werden sich hierüber mehrere, und da jeder gehörte gewinnen soll, dringt die Auflage von selbst (wie es im Plan ist). Sind z. B. 8000 Actionäre, so werden 9000 Exemplare bestellt. Ich frage Sie nun, ob ich Sie als Verleger vorschlagen darf? Natürlich mit Vorbehalt einer weiteren Verhandlung von beiden Seiten, wo Sie dann mehr einen Einfluß darauf thun möchten. Ich benachrichtige jetzt nur Sie vorläufig. Das Detail wird unterhandelt, wenn erst das Ganze überhaupt angenommen ist. Ich hoffe, das Ding bringt Ehre und Geld genug. Schweigen Sie aber möglichstens, daß diese Details und Einschiebungen besonders kommen. Wenn ich hier Hand bekomme, lasse ich wunderschöne Stahlstiche nach einer Zeichnung

machen machen, und dann ist die Idee eine glückliche. Alles erdenkliche Schöne zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gemahlin. Letzterer bitte ich herzlich zu seiner Verlobung Glück wünschen. — Freitschings grüßen Sie, und geben ihm gefälligst die Adresse.

Von ganzem Herzen der Ihrige.

N. S. Von meiner Vorlesung nächstens. Brandis sagt mir, daß schon viele Anfragen geschehen. Wär' ich nur nicht krank gewesen. — Für die Zeit bekommen Sie „Prokopius der Sternseher" aus der Nannenberg.

1847.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 6. Jänner 1847.

Ich muß schon wieder an Sie schreiben und Ihnen einen Theil Ihrer Zeit rauben, weil es nothwendig ist. Ich habe mit Pereira, der an der Stelle des Habermann Director des Kunstvereines ist, gesprochen. Es wird nicht nöthig sein, daß Sie im Jänner kommen, weil die Verlosung des Albums doch nicht eher als im Jahre 1848 beginnen kann. Da es aber gut ist, daß an Materiale vorgearbeitet wird, so muß doch die Sache so bald als möglich in den Gang kommen; denn im Sommer 1848 sollte doch schon das erste Album fertig sein. Das Detail der Sache kann nicht leicht durch Briefe gemacht werden.

Meine Gattin dankt Ihnen auf das Herzlichste und Schönste für das prachtvolle Weihnachtsgeschenk. Aber Ihr schönes Anerbieten hinsichtlich des Rahmens müssen wir ablehnen, weil es doch in der That viel zu unartig wäre, es anzunehmen, und dann, weil wir aus Bescheidenheit einen so einfachen Rahmen bestellen würden, der uns dann doch nicht gefiele. Weil, wenn die Zeiten günstig werden, meine Frau auch in Aquarell dazu gemalt wird, so werden wir dann gleich zwei Rahmen bestellen. Dafür bitte ich um ein anderes Geschenk, nämlich um eine broschirte Iris,

daß ich sie manchem meiner Bekannten leihen kann; denn das Prachtexemplar gibt mir meine Frau nicht in die Hände. Ich glaube die Bitte um so eher stellen zu können, da ich die Freude erlebte, daß neulich Prandel, der schon einmal den guten Abgang der Iris besprochen hatte, vermöge Nachrichten von Gerold zu mir wörtlich sagte: Heckenast macht mit der Iris ein ungeheures Geschäft. Es war mir eine Freude, weil ich wirklich nicht ganz ohne Sorge war, wie die Umstaltung des Buches auf den Abgang wirken wird. Eine Unannehmlichkeit ist es wieder auf der andern Seite, daß ich erfahren, daß man allgemein den Christabend als Weihnachtsgeschenk erwartete. Es ist eine Art Nothwendigkeit, [redacted] er wenigstens zu nächsten Weihnachten erscheint. Ich werde bei Geiger mein Möglichstes thun, schreiben Sie ihm aber selber auch. Die Einleitung zu Gartners Gedichten schreibe ich recht gerne, nur frage ich noch an, ob eine Einleitung oder eine Kritik in einem verbreiteten Blatte vorzuziehen ist. Oder ist es das Beste die Einleitung, und in der Anzeige die Bemerkung, daß ich das Buch eingeführt habe. Wäre nicht eine ganz leichte, kleine Steinzeichnung Geigers auf das Titelblatt eine erwünschte Schönheit? — Die Sendung für die Studien folgt in drei Tagen, weil ich sie augenblicklich nicht weggeben kann.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 10. Jänner 1847.

Ich ſende Ihnen das Wenige, vielleicht ſtehen Sie darauf an; denn ſchreiben müßte ich ohnehin.

Zuerſt was mich gar ſo freut. Ich habe durch unendliche Gänge und Bitten und Verſicherungen, daß er's recht macht, durchgeſetzt, daß Axmann den Kunſtvereinſtich für 1848 ſtechen darf. Pereira gibt ihm 300 fl. gleich, 100 fl. jeden Monat, und nach Beendigung des Stiches (nach zwölf Monaten) 1000 fl. — Der Contract wird übermorgen aufgeſetzt. Das Bild, welches er ſticht, iſt der ſchönſte Dannhauſer, der exiſtirt (Eigenthum Pereira's), ein Bild, faſt ſo ſchön, wie ein alter Niederländer, und noch dazu voll ſolcher Dinge, die Axmann beſonders ſchön kann, ähnlich dem Bilde zur Mappe. Er ſticht es in Stahl, daher es zarter und feuriger wird als die bisherigen in Kupfer, und da der Gegenſtand auch ſchöner iſt, ſo kann es der ſchönſte bisherige Vereinsſtich werden. Ich habe ihm zugeredet, daß er ſich Mühe gibt, werde ihn oft beſuchen, ihm Rathſchläge geben, und dann mit Freude ſagen: „Seht, daß er es recht gemacht hat.“ Er wird dann weitere Aufträge größerer Art bekommen, und ſeine Zukunft iſt geſichert. Unſere Vignetten macht er neben dieſem Stiche auch, ſonſt nichts. Ich ſchreibe Ihnen dieſes, weil ich weiß, daß Sie Freude darüber haben werden, und daß Sie daher nicht ärgerlich ſind, daß ich geſchlagene

zehn Tage mit dieser Sache versäumt habe, ich mache mir aus den zehn Tagen nichts. Ich glaube auch, daß Sie noch nicht auf dem Sande sind; denn mit dem Gesendeten müssen Sie 13 Bogen haben.

Nun zum zweiten von Geschäften, weshalb ich eigentlich schreiben muß. Ich habe mit Pereira weiter geredet, und die Sache in unsere Hände gespielt. Die Wahl der Gegenstände zum Stiche ist so ziemlich mir allein überlassen, z. B. aus vorzüglichen Bildern alter Meister, aus schönen Stücken der jedesmaligen Ausstellungen ꝛc. Wir können, wenn Sie in Wien sind, nach Gauermann, Reinfeld, Enders, Waldmüller, R. Alt ꝛc. . . Gegenstände gemeinschaftlich wählen (da Sie hiebei auch das Finanzielle in Rechnung bringen können), dann schlage ich Pereira die Gegenstände vor, der großes Vertrauen zu mir zu haben scheint, er proponirt sie dem Ausschusse, der nimmt in der Regel an, und die Sache ist aus. So haben wir eigentlich mit einigen gelegentlichen Kleinigkeiten, die nicht ausbleiben werden, die Sache in unsern Händen. Ich habe zu P. gesagt, daß Sie in Bezug auf Ausstattung den besten Geschmack unter unsern Buchhändlern haben, und daß Sie aus Ehrgefühl auch trachten werden, daß etwas Vollkommenes zu Stande kommen wird. Er meint, daß das Album sechs Stiche enthalten soll, nächst einigen Bogen Text (z. B. 3—4), das Ganze vielleicht in groß Quart (dies ist meine Meinung).

P. hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben, daß Sie einen Vorschlag machen, den er dem Kunstverein vorlegen kann; denn der Ausschuß will immer gleich fertige Dinge, über die er ja und nein sagt.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, Jänner 1847.

Als ich ſiegeln wollte, erhielt ich Ihren Brief. Ich danke für Alles. Ich glaubte nicht, daß Sie mit Manuſcript preſſirt ſind. Ich habe wegen Arnmann und wegen des Albums Zeit verloren. Sollte es nöthig ſein, ſo ſende ich den Reſt bogenweis. Schreiben Sie mir darüber. Senden Sie nur ja gleich den Brief, den ich P. geben kann, daß die Sache einmal im Allgemeinen feſt ſteht. Das Detail können wir immer noch nach den Umſtänden beſtimmen. Bezüglich des Rahmens warten wir ohnehin noch ein wenig, weil, wenn die Vorleſungen viel tragen, Daffinger ohnedem meine Frau dazu malt. Sie läßt Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken, und Ihnen ſagen, daß Sie uns durch Ihre Hartnäckigkeit ſchamroth machen.

N. S. Daß ich die Alternative ſtellte, iſt kein großes Verdienſt; denn wenn ein Anderer die Sache macht, und nicht Sie, ſo zwackt er an Papier und weiß Gott wo, und bringt dann ein räudiges Kind zur Welt, darüber ich mir dann die Haare ausraufen müßte. Alſo entweder wir beide, oder gar keiner von beiden.

An ſeinen Bruder Anton.

Wien, 13. Februar 1847.

Ich habe Deinen lieben, freundlichen Brief erhalten, und muß Dir ſagen, daß mich ſein Inhalt ſehr erfreut und erquickt hat. Erſtens iſt es der edle, gute Ton, der darin herrſcht und der mich ſo freute, und zweitens iſt es die Beruhigung, daß ich Dich nicht mehr mit Deinem Glauben an einem Weſen verſtrickt ſehe, das keinen Glauben verdient. Wie es Dich ſchmerzen muß, begreife ich ſehr wohl und kann Dir keinen Troſt ſagen, als die Zeit. Sich getäuſcht haben, iſt ſehr oft und gerade meiſtens der beſſern Menſchen Los. Du ſagſt, daß Du nicht heirathen wirſt. Das weißt Du jetzt noch nicht. Sollte aber einmal der Fall ſein, daß Du daran denkſt, ſo ſehe, ob ein Mädchen ſtille, einfach, ſich ſelbſt treu, d. h. nicht in Dich eingehend, ſondern ihre Art und Weſenheit ſtets fort behauptend, wenn ſie Dich ſogar auch tadeln ſollte, ob ſie reinlich und wirthſchaftlich iſt. Wer die größte Reinheit und Einfachheit in ſeinem Körper hat, hat ſie meiſt auch in der Seele, und wer ſeine Habe rechtlich zuſammenhält, hält auch ſeine Sitten zuſammen, und wer ſich ſelber endlich immer treu iſt, der hat entweder Grundſätze, oder angebornen Charakter, und in beiden Fällen rechnet man ſicher auf ihn, während der, der ſtets in Dich eingeht und Dir zu Sinne iſt, es eben ſo gut einem Andern thun kann, daher Du nie weißt, wie

er morgen oder übermorgen ſein wird. Hat ſie übrigens Fehler des Weibes, ſo ſchone ſie; denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Weſenheit des Weibes in ihm aufgehe, iſt wahrlich nicht der kleinſte darunter. Laſſen wir aber jetzt dieſe Sache, und verbannen wir ein Weſen aus unſerer künftigen Korreſpondenz, das mit dem Inbegriffe ſeiner Eigenſchaften unglücklich genug iſt, und das ich von ganzem Herzen bemitleide, weil ſie noch unglücklicher werden wird, und einen großen Theil der Schuld nicht in ſich allein hat, ſondern in den Umſtänden, unter denen ſie aufgewachſen iſt und ſich verbildet hat.

Daß Du ſo lange krank warſt, wußte ich eigentlich nicht, und bedaure Dich herzlich. Halte Dich ja recht gut, und laſſe vorzüglich das Nachtausgehen. Gewöhne Dich Abends ein Buch zum Unterricht oder zur Erheiterung zu nehmen, und Du wirſt ſehen, wie hoch dieſe Unterhaltung über jeder andern ſteht. Huber wird Dir wohl geſagt haben, daß Gichtübel ſich gerne wiederholen und daß man deshalb ſehr vorſichtig ſein ſoll — und Du biſt alles andere eher, als vorſichtig mit Deinem Körper. Ich ſelber litt den ganzen Herbſt und Winter an Heiſerkeit, Huſten und Grippe — lauter ſchlechte Dinge für einen Vorleſer — ich konnte daher meine Vorleſungen nicht halten, und werde erſt jetzt in der Faſten eine kleine Reihe derſelben vornehmen. Es iſt nun Alles ziemlich in Ordnung, mit dem Polizeiminiſter ſprach ich ſelbſt, den Landmarſchall Graf Montecuculi lernte ich unlängſt kennen, und daher bekomme ich zu dieſen Vorträgen den landſtändiſchen Saal. Es geht nun nur ab, daß ich wieder heiſer werde. Als Antwort auf den Humoriſten oder ſelber auf Laube's närriſches Urtheil in der allgemeinen Zeitung über den Waldgänger kauft das Publikum die Iris recht fleißig, Prandel ſagte

mir neulich wörtlich: „Heckenast macht heuer mit der Iris ein ungeheures Geschäft.“ Mir selber sagen die Leute, wo ich hinkomme, die größten Freudenbezeugungen. Deshalb ist etwa die Erzählung nicht fehlerfrei, ich kenne die Fehler sehr gut, nur sind sie zum Glücke andere, als die obgenannten Recensenten angeben. Der dritte und vierte Band der Studien muß jetzt jeden Augenblick erscheinen. Ich bekomme die Exemplare früher, als sie in dem Buchhandel sind, werde sie binden lassen, und euch gleich schicken, ohne einen Tag zu verziehen. Ich muß jetzt wieder eine Iris-Erzählung machen; denn Heckenast bittet mich, ich bin es ihm schuldig, und 200 fl. sind nicht zu verachten, oder 250 fl.

Leider kann ich Dir Dein Geld noch nicht in dem Augenblicke senden; denn meine Sache verzog sich noch, aber gewiß nicht mehr lange. Ich werde Dir das schon mündlich sagen. In diesem Monat, hoffe ich, ist noch Alles in Ordnung zu bringen.

Die Schinken und das Schmalz haben wir erhalten. Ich danke Dir für Deine Mühe, beide sind vortrefflich, und ich werde es den Eltern schon vergelten. Jakob ist noch immer in seinen Schulsachen so gut wie früher, wahrscheinlich der erste unter 600 Mitschülern. Der Professor Salomon ließ ihn neulich nicht mehr zur Tafel, da er sich auf eine Aufforderung, wer das neulich Vorgetragene wiederholen könne, stellen wollte, indem er sagte: „Von Ihnen weiß ich es ohnehin schon, daß Sie es können, ich muß einen andern auch einmal hören.“ Mich freut das sehr, und ich thue Alles gerne für ihn.

Die Akademie der Wissenschaften zieht sich sehr hinaus, wer weiß, ob sie in Jahr und Tag auch noch zu Stande kommt. Es ist dies in mancher Beziehung gut. Ich habe mit verschiedenen Männern wegen dieser Sache ausführlich geredet.

Jetzt lebe wohl, ich glaube Alles geſchrieben zu haben, was ich weiß. Grüße alle Freunde und Bekannte. Dir verſichere ich und meine Frau unſere ungetheilte, volle, brüderliche Liebe, bewahre uns die Deinige auch, ſchone Deine Geſundheit, und denke zuweilen an uns.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 16. Februar 1847.

Sie werden ſich wundern, daß Sie ſo lange keinen Brief von mir bekommen haben, aber die Sache erklärt ſich dadurch, daß ich von P. keine weitere Nachricht geben kann, und täglich darauf hoffte, daß in der Sache ein Schritt weiter geſchehe. Er hat Ihr Schreiben in Händen, und ſagte nur, daß er mir ſchon etwas Weiteres zu wiſſen machen werde. Dieſes Weitere iſt aber bis heute noch nicht erfolgt. Ich kann alſo in dieſem Dinge nichts melden.

Aber einen andern Jammer muß ich Ihnen mittheilen, nämlich wegen der Mappe. Das iſt eine heilloſe Geſchichte. Das Buch gefällt mir nicht. Es iſt ſo ſchön, ſo tief, ſo lieb in mir geweſen, es könnte in der Art hold und eigenthümlich und duftig ſein, wie das Haidedorf, aber tiefer, körniger, großartiger, und dann ganz rein und klar und durchſichtig in der Form. Ich wollte drei Charaktere geben, in denen ſich die Einfachheit, Größe und Güte der menſchlichen Seele ſpiegelt, durch lauter gewöhn-

liche Begebenheiten und Verhältniſſe geboten — wäre es gelungen, dann hätte das Buch mit der Größe, mit der Einfachheit und mit dem Reize der Antike gewirkt. — — So aber iſt es nicht ſo. Es iſt möglich, daß die Leſer anders urtheilen, und mich mit Lob beſchämen, wie bei den erſten Bänden; aber dann rührt es einzig davon her, daß ſie nicht wiſſen, wie Alles hätte werden ſollen, und mit dem ſchon zufrieden ſind, was geworden iſt — — aber ich weiß es, und ſehe die Kluft beſtändig offen ſtehen, die nun einmal da iſt, und die man nicht mehr wegbringen kann dadurch, daß man einen Berg hinein wirft. Das Abſcheulichſte aber iſt, daß ich es in mir empfinde, daß ich das Ding ſo machen könnte, wie ich es wollte, daß es mir in Haupt und Herzen liegt, deutlich, greifbar, darſtellbar — und wenn ich ſo die freundlichſten, geweihteſten Stunden darauf verwenden würde, ſo würde es ſich zuſammen finden, einfach, klar, durchſichtig, und ein Labſal, wie die Luft. Der Leſer würde in dem Buche fortgehen zwiſchen allbekannten, geliebten Dingen, und ſachte gebannt und eingezirkelt werden, ſo wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allſeitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückſelig wird, ohne ſagen zu können, wodurch man es geworden. Die erſten vier Bogen (mit Ausnahme des Hängeverſuches, der we muß, weil der Doctor das nicht thut) ſind ſo ziemlich gut, beſonders die Erzählung des Obriſts, welcher Charakter überhaupt der beſte iſt, dann muß der Eisſturz und manche Scene mit Margarita gut wirken. Das andere — — wie wird es ſein? Etwa iſt die Heimkehr des Doctors und ſein anfängliches Wirken mit Vater und Schweſtern rein genug, dann kommt aber beſtimmt eine Leere und Öde. — — Es iſt doch ein ganz einziges Verhältniß, daß ein Schriftſteller vor ſeinem Verleger ſein

Werk herabſetzt; aber was geht mich der Verleger an, ich ſpreche zu dem Freunde, der wird's dem Verleger nicht ſagen. Ich habe mich nicht umſonſt ſo auf das Buch gefürchtet — und ſchreiben mußte ich es, weil es eine Seite, und ich bilde mir ein, eine gar ſo ſchöne Seite meiner Seele iſt. — Laſſen wir nun dieſes Bruchſtück, wie es iſt, als eine Studie in den Studien ſtehen. Ich werde die „freundlich-geweihten" Stunden zuſammen ſuchen, allmälig an dem Dinge arbeiten, kein Blatt aus der Hand geben, und endlich das ganze Werk rein gefeilt, geordnet, vollendet und geklärt in Ihre Hände geben, daß Sie in zwei Bänden ein ſelbſtſtändiges Buch daraus machen und es den Leuten geben. Wenn dann auch ein Bruchſtück, völlig anders und noch nicht aus dem Rohen herausgearbeitet in den Studien geſtanden iſt, ſo glaube ich, wird das nichts machen, und die Leute werden bei der Schönheit des Neuen (wenn es gelingt) darauf vergeſſen, daß ſie das ſchon einmal geleſen haben. Ich denke daher, wir geben im fünften und ſechſten Bande nicht die Fortſetzung der Mappe, ſondern andere Erzählungen, und ſchließen mit 6 die Studien ab.

Ich arbeite jetzt an Procopus für die Iris. Ich habe an Gr. Mailáth geſchrieben, daß der Beitrag vier Bogen haben wird (einige Blätter geben Sie mir wohl zu) und daß bis Ende März das Ganze in ſeinen Händen iſt. Dieſe Zuſage wird in ſo fern pünktlich gehalten, daß das Ende des März allenfalls auch der vierte, fünfte April ſein kann. Mehr aber wahrlich nicht. Der Chriſtabend wird auch in Ihre Hände kommen, und 5 und 6 der Studien. Geiger verſprach die Zeichnungen mit Gewißheit. Ich werde ſchon treiben; denn mir liegt ſo gut daran, wie Ihnen. Schreiben Sie mir bald, ob Sie kommen, oder ob der

Beſuch unſerer Stadt noch lange hinaus geſchoben wird. Ich hätte eine Menge mit Ihnen zu ſprechen, weiß auch mit Beſtimmtheit, daß ich in dieſem Briefe etwas vergeſſen habe, kann es aber nicht finden. Meine Vorträge beginnen in der Faſten, denn ich war wegen Grippe bisher ſchier immer heiſer, und daher unfähig.

Mit Fräulein Lind bin ich perſönlich bekannt und befreundet (ich kann faſt den Ausdruck gebrauchen), und da doch jede Gabe ein Geſchenk Gottes iſt, der Charakter aber ein Produkt der eigenen Seele, weshalb Gaben entzücken, Charaktere aber geliebt werden, ſo muß ich ſagen, daß mir ihre Perſönlichkeit faſt noch lieber iſt, als ihr Geſang.

Leben Sie recht wohl, mir iſt ſchon leichter, da ich das geſchrieben habe, und ganz leicht wird mir ſein, wenn die erſten gelungenen, vollendeten und edlen Hefte in ihrem Behältniſſe liegen.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 1. März 1847.

Ich habe Ihr liebes Schreiben erhalten, und beeile mich, Ihnen darauf zu antworten, um Sie über alle Punkte zu beruhigen. Was die Mappe anlangt, ſo iſt gewiß doch einiges Liebe und Freundliche darin; ich habe auf Aufforderung, doch auch einmal von mir vorzuleſen, den zweiten und dritten Bogen bei Dr. Jäger geleſen, und es kam eine ſehr ſchöne Wirkung zum

Vorſcheine, Jenny Lind, mit welcher ich bei Jäger oft zuſammen komme, enthielt ſich der Thränen nicht, trocknete ſie anfangs mit ihrem Tuche, und ließ ſie endlich reichlich aus ihren ſprechenden und gefühlvollen Augen hervor dringen. Mir war der Beifall dieſes in hohem Grade gefühlvollen Mädchens, dieſer Künſtlerin, welche das Schöne und das ſittliche Maß ſelber ſo entzückend darſtellt, mehr werth, als tauſend Beifallszeichen der Recenſenten, die leider oft gar ſo einſeitig, und von einer eingebildeten Richtung befangen, urtheilen, und einen mit Lob nicht minder geißeln können, wie mit Tadel. Man verlangte durchaus die Fortſetzung des Buches, ich hatte aber nur zufällig den zweiten, dritten und vierten Bogen, die Sie mir einmal als Probe mitgebracht haben, und konnte daher den Wunſch nicht befriedigen. Wollen Sie mir wohl die Freundſchaft erweiſen, mir ein Exemplar des erſten und zweiten Bandes erſte Auflage, und eben ſo des dritten und vierten Bandes für die Lind zu geben, welche ich ihr ſchön gebunden als Erinnerung an unſere mannigfaltigen Unterredungen über Kunſt, Poeſie, Leben, Weiblichkeit ꝛc. mitgeben möchte, wozu ich einige herzliche Worte hineinſchreibe. Daß ich die Mappe, mein Lieblingskind, wie Sie ſagen, ſo ſtrenge beurtheile, kommt eben daher, weil ſie mein Lieblingskind iſt, und ich an demſelben nur das Klarſte, Edelſte, Schönſte ſehen möchte. Daß Andere nicht ſo ſtreng ſein werden, weiß ich wohl, aber die Andern wiſſen dafür auch nicht, was mir vorgeſchwebt iſt, und was ich erreicht habe.

Da Sie ſo gut und freundlich ſind, will ich recht gerne Ihrer Bitte willfahren, und die Aufſätze aus den Wienern zuſammenſtellen, obwohl ich mich ſonſt nicht dazu entſchloſſen hätte. Ich arbeite eben an „Procopus“ für die Iris. Er wird zu Ende

März (ganz gewiß) fertig, dann gehe ich an die drei Sachen: Fünfter und sechster Band, Christabend, Wienerskizzen (oder ähnlich). In welcher Ordnung sollen die Dinge vorgenommen werden? Ich denke: Vormittags (vom April an) Christabend, Nachmittags fünfter und sechster Band, und sind diese zwei Arbeiten im Reinen, dann die Wiener in einem Flusse fort. Ich habe auch ein paar neue Aufsätze, die hinein kommen können. In geweihten Tagen arbeite ich an dem Romane (noch ohne Titel), und manchmal wird ein Stückchen neuer Mappe fertig. Wir können also im Laufe dieses Jahres noch gewiß die drei Sachen ausgeben (wenn Geiger mit dem Christabend fertig wird). Ich werde ihn sehr bitten und drängen.

Wenn Sie im März kommen, so hören Sie die Lind noch und meine Vorlesungen. Ich muß sie wegen der größeren Menge Zuhörer, die sich bereits gemeldet haben, im Musikvereins-Saale halten.

Wegen der Hogarth'schen Sammlung werde ich Donnerstags bei Bauernfeld, wo sich alle 14 Tage die Notabilitäten (aus Landständen, Industriellen, Literaten) versammeln, sprechen, und Leute vom Fache aufmerksam machen.

Dr. Gartner wird Ihnen seine Gedichte hier übergeben, sobald Sie kommen. Er freut sich, Ihnen einige vorlesen zu können. Ich glaube, daß der Verlagsartikel nicht blos sehr gut, sondern hervorragend und ausgezeichnet gut ist. Sonst würde ich ihn nicht bevorworten.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 18. April 1847.

Wir warten alle mit Geſpanntheit auf Sie. Dr. Bernſtein ſagte, daß Sie mit ihm kommen wollten, aber wegen Unwohlſeins Ihrer Gattin noch ein paar Tage warten müſſen. Nun ſind es wieder acht Tage, und Sie ſind noch nicht hier. Ich hätte ſehr viel mit Ihnen zu reden. Hier nur das Dringendſte. Der Procopus für die Iris kommt noch im April in Ihre Hände. Theilen Sie ihn Graf Mailáth mit. Die Urſache, daß er im März nicht fertig wurde, lag darin, daß ich den ganzen März mit Fiakern verfahren mußte, und Alles vergeblich! Es war Bezugs meiner Vorleſungen. Das Detail mündlich. Hier nur ſo viel. Lauter Nebendinge, namentlich die Entwürfe des Inhalts, mußten durch ſo viele, ſo unglaublich viele Hände gehen, daß man erſtaunen muß. Jeder Chef rieth mir, die Sache perſönlich zu betreiben, dann würde ſie im März erledigt. Ich that es, und machte manchen Tag meine vier bis fünf Beſuche, und verſaß manchmal vier Stunden in Antichambren. Überall die Zuſicherung der Bewilligung, und überall nur der Rath, die Zeit der Betreibung in Acht zu nehmen. Dazu all die Gänge und Aufwartungen hinſichtlich des Locales. Und nun erhalte ich doch Alles zu ſpät, ſo daß ich die zwölf Vorträge, die ich heuer als Minimum geben wollte, auch nicht mehr beginnen kann, und bis

künftigen Herbſt warten muß. Bei mir waren 305 Karten vorgemerkt, was noch genommen worden wäre, kann ich nicht ſagen. Ich habe für dieſen Augenblick reſignirt, und arbeite wieder ruhig an meinen Sachen fort. Aber, theurer Freund, ich muß noch um eine kleine Zulage an Geld bitten. Seien Sie nicht ungehalten, ich konnte mit dem Bedungenen heuer nicht reichen. Die Theurung ſpürte ich ſtark, da nur die Menage bei mir faſt das Doppelte koſtet, dann für mich und die Frau den Arzt unendlich lange im Hauſe. Ferner die Garderobe, welche, da ich, und ſehr oft auch die Frau, in die verſchiedenſten Kreiſe gezogen werde, viel mehr in Anſpruch nimmt, als in früheren Jahren, und hiezu die Wagen; denn wenn es übles Wetter iſt, kann die Frau nicht gehen, und dann die Trinkgelder an Dienerſchaft. Zurückziehen von dieſen Kreiſen kann ich mich nicht (ich folge ohnedem ſehr vielen Einladungen nicht), weil die vielen Berührpunkte mit meiner Perſon viele Freunde und viel Ruf gewinnen, dieſes Ding daher eine Art geiſtiger Betrieb meiner Arbeiten iſt. Bücher werden gerade ſo geſucht, wenn man den Verfaſſer kennt und liebgewinnt, wie ein Arzt, deſſen Perſon in vielen Geſellſchaften gekannt und geliebt iſt. Zudem ſind die meiſten dieſer Kreiſe ſo geiſtig und anregend, daß ich ſtets mit innerem Gewinne nach Hauſe komme, und dies iſt der höhere Punkt der Sache. Zu allem Unheil kommt noch das unbeſchreibliche Unglück meines Schwagers, dem ich tüchtig helfen wollte, wenn meine Vorträge zu Stande gekommen wären, dem ich aber auch ſo, wenngleich noch ſo mager, beiſtehen muß. Sie werden es ſelber fühlen, wenn Sie ſeinen letzten Brief leſen werden.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Privatjammer behellige, aber ich bin durch Ihre Güte und Freundlichkeit gewohnt worden, Sie

als meinen Freund, nicht blos als meinen Verleger zu betrachten, und einem Freunde ſagt man ja manchmal, was einen drückt. In Bezug auf Abrechnung wird wohl bald dritter und vierter der Studien vergriffen ſein, dann kommt jetzt ſogleich wenigſtens das Manuſcript des Chriſtabend, dann die Wiener, dann ein Roman. Ich werde unausgeſetzt für Sie arbeiten, und es wird ſich Alles ins Gleiche ſtellen, wenn meine Vorträge beginnen, die außerordentlich viel Anklang, als nur die Abſicht bekannt wurde, gefunden haben. Sie werden dann ſeiner Zeit einen guten Verlagsartikel geben.

An ſeinen Bruder Anton.

Linz, am 15. Mai 1847.

Du haſt Dich umſonſt gekränkt und geärgert. Ich bitte Dich recht ſchön, denke Dir in Zukunft immer, wenn Dir eine Handlung von mir wie eine Zurückſetzung erſcheint, daß Gründe hinter derſelben ſtecken, die Du nur im Augenblicke nicht weißt. Wie ſollte ich denn nicht wiſſen, daß Du als Bruder und die Söhne Kaindl als vortreffliche Menſchen und als aufrichtige, theure Freunde es mit mir beſſer und edler meinen, als alle andere Menſchen? Das weiß ich ſehr gut, und habe Dir die Beweiſe meiner aufrichtigſten Liebe ſo oft gegeben, ja ſogar in den Fällen, wo ich wußte, daß Dich dieſe Beweiſe kränken werden, und meine ausgezeichnete Hochachtung vor dem Charakter

der beiden Kaindl habe ich oft mit Wort und That an den Tag gelegt, und meine innerſte Liebe und Zuneigung zu ihnen beweiſt ja die Thatſache am beſten, daß ich ſie immer aufſuche, und die Geſellſchaft ihres edlen, wohlwollenden und ſtrebenden Weſens ſo vielen andern vorziehe. Ich hätte es gerade unter ſo bewandten Umſtänden für gar keine Zurückſetzung gehalten, jemandem andern ein Buch eher zu ſchicken, als euch. Hier ſind aber auch die Umſtände ganz andere. Das Exemplar dritten und vierten Bandes für die Scheibert war zufällig früher da, und weil meine Frau der Scheibert meine Bücher als Neujahrsgeſchenk verſprochen hatte, und bei dem Buchbinder ſchon viel früher einmal geredet hat, ſo und ſo ſoll er ſie binden, ſo fing er ſofort an, und die Scheibertiſchen Bücher waren gebunden, als Landacher da war; die andern nicht, nämlich die der Kaindl. Daß Du Dein Exemplar nicht haſt, erfuhr ich erſt durch Deinen Brief; denn es iſt, wenn kein Irrthum herrſcht, durch die Buchhandlung Heckenaſt an Fink angewieſen. Heckenaſt iſt hier, ich traf ihn heute nicht, werde aber morgen gleich mit ihm reden. Daß wir den Scheibertiſchen ſo manche Aufmerkſamkeit erweiſen, hat einen menſchlichen Grund, den Du ſollteſt errathen haben, wenn Du mich kennſt. Sie haben einen hoffnungsvollen Sohn verloren, an dem ihr Herz faſt abgöttiſch hing und den ich ſelber wegen ſeiner Unſchuld und Güte liebte — ich habe hier Gelegenheit gehabt, den Schmerz der Mutter zu ſehen, und der des Vaters ſpricht ſich in jedem Briefe friſch und unvermindert aus: Liebe haben ſie verloren, und Liebe iſt es, was ſie bedürfen. Eine Aufmerkſamkeit, dieſen Leuten erzeigt, iſt jetzt eine unendlich größere Wohlthat, als irgend eine große, große Gutthat, die man einem andern Menſchen erweiſt. Der Schmerz veredelt die

Menſchen und führt ſie näher. Die Scheibertiſchen mögen auch früher gegen uns die aufrichtigſten Geſinnungen gehabt haben, wie wir ſie gegen ſie hatten; allein durch den Schmerzensfall haben ſich dieſe Geſinnungen klarer ausgedrückt und ſind bis zu höheren Gefühlen der Freundſchaft und Theilnahme geſtiegen.

Dann iſt noch ein entſcheidender Umſtand, daß ich die Bücher nicht ſchickte und auch nicht ſchrieb. Du ſchriebſt mir, daß Du noch im April oder Anfangs Mai herab kämeſt, ferner ſagte Albert Kaindl, daß von ihnen wahrſcheinlich jemand im April komme. Was war natürlicher, als daß ich wartete? Ich blieb Deinethalber ſogar ſchon durch drei Wochen täglich nachmittags zu Hauſe, wenn Du kämeſt, und wenn ich dringend ausgehen mußte, ſagte ich immer, wo ich bin, daß ſie mich holen. Nun noch zuletzt: ich wollte ſelber im April noch hinauf kommen und euch überraſchen. Allein mein Schwager, den ein neues Unglück traf (davon mündlich), ſollte im April nach Peſt kommen, wo ich mir ſein ſechsjähriges Töchterlein Julie holen wollte, um dann allein nach Linz zu reiſen, dort mit Dir zu berathen, was Deine Angelegenheiten betrifft, dann für die Frau eine Wohnung zu ordnen, daß ſie mit dem Kinde nachkomme, und wir den ganzen langen Sommer bei euch bleiben. Jedoch ſeit 5. April wartete ich vergeblich auf eine Antwort vom Schwager. Ich ſchrieb unlängſt wieder, weil ich ſchon gar ſo gerne fort wäre, und in acht Tagen muß ſich Alles entſcheiden, ob er mir das Kind ſchickt (dann kann es in 10—12 Tagen hier ſein), oder ob ich es in Peſt hole, wozu vielleicht 14 Tage darauf gehen, dann komme ich ſogleich. Wenn Du nicht dringende Geſchäfte in Wien haſt, ſo komme lieber nicht; denn dadurch wird die Sache verwirrter, wenn mir z. B. mein Schwager ſchriebe, das Kind habe er nach

Peſt geſchickt, und wir ſollen es dort holen, wo die Sache nicht aufſchiebbar wäre, und gerade in Deine Ankunft fallen könnte. Betrifft es meinen Rath (wenn er ein annehmbarer wäre), ſo kann ich ihn an Ort und Stelle gewiß beſſer geben, als hier. Doch wie Du willſt. Melde mir nur Deine Ankunft ein paar Tage vorher, ſo wie ich Dir melden will, wann ich etwa nach Peſt gehe. Oder komme und mache die Peſterreiſe mit.

Als Neuigkeit: Geſtern Abends habe ich eine ausgezeichnet ſchöne Cylinderuhr zum Geſchenke bekommen, und zwar von der Baronin Pereira (der Mutter). Nun habe ich einmal eine.

Lebe wohl, grüße alle, ich muß enden, weil kein Papier mehr iſt.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, Juni 1847.

Ihr Schreiben machte mir wahrhaften Schmerz, weil ich Ihren Unwillen, obwohl er nirgends ausgeſprochen iſt, daraus erſah. Ich bin wahrhaftig nicht Schuld. Eine Zögerung von ein paar Tagen, wo mir mein Bruder aus Linz unglückſelige Gäſte zuſendete, abgerechnet, habe ich ſehr fleißig gearbeitet — aber ſo viel Zeugs läßt ſchreiben — und nun erſt das Erſinnen — Alles ſchwebte mir anders, herrlicher vor. Sollte ich ſo ausarbeiten, wie ich wollte, wäre ich noch nicht fertig. In Gottes Namen! mit wahrer Wehmuth gebe ich das Ding weg. Weiß

Gott, ob es so ist, wie ich gerne möchte. Runden, abwägen, ändern, Form geben ꝛc. macht unsäglichen Zeitaufwand nöthig. Zu viel geben, macht wässerig, — zu wenig, zerhackt. Wo mag die ergreifende, erschütternde Mitte liegen? Ich habe keine Zeit, sonst schriebe ich mehr, aber die Poststunde drängt. Schreiben Sie mir bald ein freundliches Wort. Jetzt gehe ich auf den dritten und vierten Band Studien.

N. S. Für „Eulenspiegel" danke ich, konnte noch nichts lesen. Wenn ich die Welt erschaffen müßte, könnte ich nicht mehr zu thun haben, als sich jetzt häuft — und die Visiten, die Visiten!! — Bitte, lassen Sie ja gute Correctur machen.

An Gustav Heckenast.

Linz, 20. Juni 1847.

So eben ist meine Gattin in Linz eingetroffen, und hat mir von einer sehr fatalen Geschichte erzählt, die sich mit ihrer sechsjährigen Nichte in Pest zugetragen hat. Sie sagte mir auch, daß sie sich an Sie gewendet hat, um ein gesetzliches Zeugniß über die Beschaffenheit des Hundes zu erhalten. Ich weiß es sehr gut, daß diese Anforderung an Sie sehr groß ist, aber der Fall ist auch sehr bedenklich, indem auf der einen Seite Beruhigung gewonnen ist, auf der andern das Kind in augenblicklichen medizinischen Gewahrsam zu nehmen wäre. Es muß in Österreich jeder Hundebiß angezeigt werden. Ich ersuche Sie in diesen

Zeilen, mir die Freundschaft und Güte zu erweisen, die Sache amtlich ins Reine bringen zu lassen. Ich werde Ihnen diese und die unzähligen andern Liebesdienste nie vergessen und Sie dürfen in Allem unbedingt auf mich rechnen und bauen. Was in meinen Kräften steht, will ich zur Vergeltung aufwenden, und ich glaube, daß wir nicht blos in dem Verlagsverhältnisse, sondern in dem der besten und innigsten Freundschaft bis in den Tod verharren werden.

Ich habe diesen zweiten Brief geschrieben, weil ich mich nicht so ganz auf das Concept meiner Frau verlasse. Wo das Kind gebissen wurde, hat sie genau angegeben, kann es mir aber hier nicht wiederholen, weil die Adresse in Wien liegen blieb.

Der fünfte Band wird Ende Juli in Ihren Händen sein, der sechste Mitte September.

Schreiben Sie mir gefälligst sehr bald. Kennen Sie die Recension über 3 und 4 in der Gegenwart?, Sie ist die bisher gediegenste.

An Joseph Türk.

Linz, 30. Juni 1847.

Gestern ist ein Brief von Pest mit dem amtlich ärztlichen Zeugnisse über den Hund gekommen, der meine Ziehtochter bei der Durchreise gebissen hat. Das Thier war vollkommen gesund und ist es bis auf diesen Augenblick geblieben. Also ist kein Grund zur Besorgniß vorhanden. Das Kind stolperte bei dem

Hundshüttchen, und dadurch iſt der Hund erſchrocken und biß ſie. Ich melde Dir dieſe Thatſache, weil Du, wie mir meine Frau ſagte, Dich um die Angelegenheit ſehr thätig und freundſchaftlich angenommen haſt. Wie ſoll ich Dir denn für alle Deine Güte und Freundſchaft danken, die Du nicht müde wirſt, auf mich zu häufen? Wie verdiene ich denn alle dieſe Liebe und Güte? Es iſt, als wäre es mir im Geiſte vorgegangen, daß wir Dich während meiner Abweſenheit werden in Anſpruch nehmen müſſen. Meine Gattin konnte mir nicht genug ſagen, wie ſehr Du Dir die Sache angelegen ſein ließeſt. Ich danke Dir recht herzlich und freundſchaftlich für Deine Güte. Ein wirklicher und aufrichtiger Freund iſt nächſt der treuen Gattin das größte Gut des Herzens, das ein Mann auf dieſer Erde haben kann. In den Eltern haben wir von Gott gegebene Freunde: aber ſo treu und unverfälſcht dieſelben ſind, ſo ſind ſie uns nicht ebenbürtig, ſondern ſtehen über uns als Gegenſtände der Verehrung, daher unſere Liebe zu ihnen doch nicht wagt mit all' den kleinen Thorheiten und Lappalien zu kommen, womit wir den ebenbürtigen Freund behelligen und in dieſer Behelligung unſer Glück mit ihm finden. Der Bruder iſt der angeborne Freund: aber die Blutsverbindung hat eine Art Anrecht auf Liebe, ſie erſcheint daher wie Schuldigkeit, und gewährt nicht die unverhoffte Freude, wie freiwillig von dem Fremden an uns geſchenkte Liebe. Wie rein, groß, uneigennützig Geſchwiſterliebe auch iſt, ſie füllt das Daſein noch nicht aus, und wird uns von edlen Geſchwiſtern auch oft ohne unſer Verdienſt zu Theil. Die Freundſchaft ſchließt erſt völlig den Ring des Glückes, und gibt uns (wie edel und gut auch der Freund ſei) doch die Verſicherung eigenen Werthes; der Unwürdige hat nur Spießgeſellen, nicht Freunde. Ich weiß zwar den

Grund nicht, weshalb Deine Güte ſo groß gegen mich iſt, aber einen Theil des Grundes weiß ich doch: es iſt mir ein gutes Herz eigen, das nach Höherem ſtrebt, und nie falſch iſt. Das magſt Du erkennen, und das gleiche Streben geſellt uns zuſammen. Was Du darüber an Zuneigung und Freundſchaft gibſt, das gibſt Du aus eigenem guten Herzen als Geſchenk, und ich danke Dir recht dafür. Meine Freundſchaft und Liebe bleibt Dir für alle Zukunft. Wäre ſie nur recht viel werth, daß ich Dir zeigen könnte, welch' hohen Werth ich auf Deine Freundſchaft lege. Ich ſegne den Tag, der mich in Deine Familie einführte. Deine Eltern ſind gütig und freundlich gegen mich, und ich verehre ſie, und an Dir und Deinem Bruder hoffe ich lebenslänglich treue Freunde zu haben (ich werde ſtreben dieſe Freundſchaft nie zu verlieren) und werde euch auch immer ein treuer Freund bleiben. Deine Schweſter und ihren Gatten kenne ich zwar weniger, aber ich hoffe, daß nie eine Zeit kommen ſoll, wo ſie es unangenehm empfinden, mich in eurem Kreiſe zu ſehen.

Zu dem Danke, den ich Dir ſchuldig bin, folgt ſchon wieder eine Bitte. Kannſt Du (wie man ſie wenigſtens früher bekommen hat) für 2 fl. 30 kr. C.M. ein Loos für die nächſte Güterziehung (am 12. Juli, glaub' ich) bekommen, ſo ſende mir eins. Es gehört für die Mutter des jungen Menſchen, der mir im vorigen Spätherbſte geſtorben iſt. Sie will es aus meiner Hand haben und glaubt dadurch an Glück. Koſten die Looſe mehr, ſo ſollſt Du die Sache gehen laſſen.

Wir haben hier abſcheuliches Wetter, höchſtens zwei Tage ſchön, dann ein Gewitter mit drei daran hängenden Regentagen. So macht ſich der Landaufenthalt nicht zum Erſprießlichſten — aber immer noch beſſer, als in der Stadt.

In der nächſten Woche erhaltet ihr von mir ein Oberländer Bier. Trinkt es einmal in einer traulichen Verſammlung und denkt meiner. Es wäre ſchon früher gekommen, aber ich hänge von dem Bierwagen ab, der ſeine Zeiten zur Ankunft hat.

Melde alles ehrfurchtsvolle Schöne an Deine Eltern und Geſchwiſter, und ſei viel tauſendmal gegrüßt von Deinem unveränderlichen Freunde.

An Auſtan Heckenaſt.

Wien, Juli 1847.

Wenn Sie von mir Manuſcripte empfohlen erhalten, wie es ſchon manchmal der Fall war, ſo berückſichtigen Sie ſonſt nichts, als Ihren Geſchmack; ich werde leider ſo oft angegangen, Ihnen zur Durchleſung und allenfalls Annahme Manuſcripte zu empfehlen. Nur im Falle mir die Sachen wirklich ſehr gut gefielen, würde ich ſie Ihnen dringend empfehlen, welches „dringend“ nichts als meine Billigung des Buches ausſprechen ſoll. — Neulich erhielt ich von der Allgemeinen Zeitung einen Brief um gelegentliche Beiträge, ich werde mich in der Antwort ein klein wenig ausſprechen, daß ich in die traurigen Hände Schückings gefallen bin, der als Kritiker kein Schönheitsprinzip hat, ſondern nur hie und da Verſtand, daher er in ſeiner Bücherſchau die Poeten abthut wie Krautköpfe, die er blättert, und unter denen er keinen Unterſchied ſieht, weil ſie alle Kraut ſind, als daß der eine etwas dicker iſt, als der andere. Ferner ſteht er nie auf dem-

Standpunkte des Werkes, der eben nur aus den Merkmalen des Werkes hervorgeht, ſondern er ſieht an dem Werke nur Stoff, und urtheilt ſofort, wie er die Sache gemacht hätte, wenn er ſie ſollte bearbeitet haben — — und Gott möge mich da lange bewahren, daß ich es ſo thue, und etwa die Poeſie ſo ausdrücke, wie ſeine Novellen es thun. Da er die Tiefe der Schönheit nie ſchaut, ſo ſind ſeine Kritiken kalt, und ſeine eigenen Sachen verzerrt, da der, welcher die einfache Größe des natürlichen Menſchenherzens nicht kennt, immer, um Wirkung zu machen, nach äußerem ſtofflichen Zeugs greift, das er wo möglich ſehr abſonderlich und abenteuerlich und ganz beſonders verrückt macht, damit es nur wirke. Ich fürchte immer, daß ſolche Leute, wenn ſie aus dem Buche herauskommen, in dem ſie ſtehen, im Falle ſie Millionäre ſind, an den Bettelſtab kommen, oder im Falle ſie nichts haben, in das Narrenhaus gerathen. Ihr Fortkommen finden ſie auf dieſer Welt nicht. Ich werde in der Allgemeinen Zeitung Grillparzers Novelle für die Iris 1848 vorläufig anzeigen, und auf deren hohen Werth hinweiſen, mittelſt deſſen ſie alles übertrifft, was die neue Zeit in dieſem Fache hervorgebracht hat. Hier iſt menſchliche Größe in dem ſchwächſten, zerbrechlichſten Gefäße, und wenn andere ihre Helden recht groß machen, oder überhaupt ihr ſogenanntes Großes ſchildern wollen, ſo können ſie nicht genug Gebirgszüge von Kröpfen und Höckern anbringen, und nicht ſchnell genug den Menſchenverſtand über Bord werfen, damit es nicht alltäglich und klein ſei. Jede Größe iſt einfach und ſanft, wie es ja auch das Weltgebäude iſt, und jede Erbärmlichkeit poltert, wie Piſtol in Shakeſpeare, und die Unkraft lärmt auch und ſchlägt um ſich, wie es die Knaben in ihren [redacted] thun, wo ſie Männer darſtellen.

Genug des Plauderns. Mailáth hat mir einen Brief geſchrieben, der mir das Iris-Schreiben noch mehr verleidet. Er gebärdet ſich ſehr als Redacteur, und mir ſind manche Gedichte und andere Arbeiten ſo ſchal, die er aufnimmt — alſo iſt er mir nicht als Redacteur imponirend, und dann lieſt er mir den Text über meine Fahrläſſigkeit des ſpäten Einſendens, was doch bei Gott im Himmel nicht der Fall iſt, ſondern jedesmal nur darum eintraf, weil ich theils zu ſehr mit den Studien beſchäftigt war, theils die Sache ja recht gut machen wollte. Schließlich meinte er, er hätte mich die Arbeiten, bei gehöriger Zeit, ſo verbeſſern machen können, daß ſie nicht den Tadel erfahren hätten, den ſie erfuhren. Ich kenne große Fehler an den Arbeiten, aber in Wahrheit, was daran getadelt wurde, hätte ich nicht abgeändert; denn wie erbärmliche Tröpfe ſind dieſe Recenſenten (mit wenig Ausnahme), und an der Weltanſicht und ſittlichen Größe ſolcher Menſchen, die eben Recenſenten ſind, weil ſie zu ſonſt nichts taugen, ſollte ich mich erbauen? Selbſt Mailáths Anſichten, ſo ſehr ich dieſelben hochachte, nehme ich nur nach Überzeugung an, und wer weiß, ob er mir die Überzeugung hätte beibringen können. Gewiß hätte er aber auch reelle Fehler gefunden, nicht die der Recenſenten, und wir wären demſelben Tadel anheim gefallen, — ja, wären wir rein, wie der neugeborne Schnee: der Humoriſt hätte uns doch vielleicht nicht dulden können; denn ihm erſcheint es oft, wenn auch + a im Buche ſteht, als ſtünde — a darinnen. Es mag ihm dieſes im Hinſteuern auf ſein Ziel, das ohne Zweifel höchſte Gerechtigkeit iſt, in der zu großen Schnelle geſchehen. Ich gebe Ihnen jährlich einen Beitrag zur Iris, und will ihn mit größter Liebe arbeiten, wenn ich auch in noch lieberen Arbeiten abbrechen muß, ſorgen Sie,

daß solche Anspornungen edler Mitarbeiter öfter sind, wie im Jahre 1848, aber sagen Sie mir es viel früher; denn so sehr man auch aus Freundschaft und Liebe gerne gut arbeiten möchte, so sind doch so begeisternde Motive, wie das Lesen eines unbestrittenen Meisters und die Gesellschaft desselben noch höher, und können sich nicht willkürlich hervorrufen lassen. Ich werde übrigens trachten, den nächsten Beitrag bis Jänner zu liefern, daß ich den Grafen Mailáth nicht absichtlich erzürne, wie ich es leider bisher unabsichtlich that. Nur möge er mir gütig sagen, was ihm nicht recht ist, gegen Textlesen werde ich jedesmal verstockt, und lasse (sei's zu meinem größten Schaden) die ganze Sache fallen. Ich werde ihm später antworten, wenn ich nicht mehr ärgerlich bin.

An Julian Heckenast.

Linz, am 3. August 1847.

Eine neue Erwerbung habe ich für Sie gemacht. Anton Ritter von Spaun, hiesiger landständischer Syndicus, ist vielleicht geneigt, seine Schriften bei Ihnen zu verlegen. Sie sind sämmtlich polemischen, philosophischen (aber in Herders Art) und althistorischen Inhalts. Das Hauptwerk, von dem schon Glieder hie und da gedruckt sind, betrifft die altdeutsche Heldensage, und führt den Beweis, daß einige der schönsten altdeutschen Heldenlieder, die der Sage entsprossen sind, aus Österreich

ſtammen, und faſt mit Gewißheit von Heinrich von Oſterdingen ſind, der am Hofe Leopold des Glorreichen, des Babenbergers, lebte. Dieſe Lieder ſind: das Nibelungen-Lied, die Klage, die Rabenſchlacht und Biterolf. Eben las ich ein Manuſcript, welches die Klage behandelt. Es iſt vortrefflich, und würde ein Bändchen geben. Mir ſind die Leute, welche zu Spaun ſagten, es ſei luſtig und lächerlich, für Öſterreich den Dichter des Nibelungenliedes zu vindiciren, ſelber ſchon —, aber eben Öſterreich kennen Grimm und Lachmann nicht, darum hängt ihnen das Gedicht in der Luft, und ſie martern ſich vergeblich mit kritiſchen Meſſern und Waffen ab. Schloſſer in Heidelberg fällte ein ſehr günſtiges Urtheil über Spaun. Mir iſt er hier im Umgange ein ſchätzbares Juwel. Da er in ſehr guten Verhältniſſen lebt, ſo werden ſeine Anſprüche gewiß ſehr beſcheiden ſein, wie er ſelber die perſönlich gewordene Beſcheidenheit iſt. Ich werde durch ihn für den hiſtoriſchen Roman aus unſerer babenbergiſchen Heldenzeit vorbereitet. Über den Gegenſtand erhalten Sie noch näheren Bericht.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 16. November 1847.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 13. d. M., und beantworte ihn zugleich mit dem von voriger Woche. Rückſichtlich Armanns bin ich völlig Ihrer Meinung, er wird die Sache gleich nach Vollendung ſeiner jetzigen Arbeit vornehmen. Für den

Einſchluß danke ich recht ſchön. Allerlei Rau*) habe ich noch nicht angefangen zu leſen, hoffe aber gewiß, daß ich über den Verfaſſer, wie es mein Herz wünſcht, und wie ich ihn bereits kenne, ſehr gut werde in die Allgemeine Zeitung berichten können. Eben ſende ich einen Brief dahin, und werde vorläufig das Erſcheinen anzeigen. Grüßen Sie gefälligſt den Verfaſſer, ich werde ihm für ſeinen freundlichen Brief eine lange Antwort ſenden, nur heute kann ich nicht, da ſich Alles ſo drängt. Er ſoll ſich über Saphir nicht ärgern, erzählen Sie ihm Ihre Geſchichte von dieſem gewiſſenhaften Kritiker. General Radowitz (Verfaſſer der Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche) hat meine Bekanntſchaft gewünſcht, und hat mich ſehr aufgerichtet, was mir jetzt wahrhaftig äußerſt noth thut, wo zu Lügen in unſerer leidigen Journaliſtik, zu Neid und Cabale einerſeits, und zu Aufdringlichkeit andererſeits noch das häusliche Unglück kommt, das eben macht, daß ich gegen Dinge empfindlich bin, die mich ſonſt völlig unberührt ließen, ja Lachen erweckten. Die Krankheit meiner Frau, ein Übel, das von einer Grippe in der Naſe zurückblieb, wendet ſich nicht. Ich ließ ſie den Sommer über in Linz behandeln, ohne Erfolg — bei unſerer Zurückkunft wendete ich mich an den erſten hieſigen Chirurgen Dr. Schuh, Profeſſor an der Klinik, auf den wir alle Hoffnung ſetzten. Zehn Wochen nimmt die Frau von ihm Jod, er iſt ſehr theilnehmend, aber das Übel weicht nicht, ſo daß die Kranke zu verzweifeln beginnt, und ich ſie faſt immer mit in Thränen ſchwimmenden Augen ſehe. Wie mich dieſes langſame Fortſiechen angreift und niederdrückt,

*) Der Titel einer Sammlung von Erzählungen und humoriſtiſchen Aufſätzen, 3 Bände, bei Heckenaſt erſchienen 1818.

können Sie ſich denken. Dazu allerlei andere Sorgen. Ich ſitze oft mit faſt zerquetſchtem Herzen zu der Arbeit, und das Papier flimmert vor den Augen. Am beſten geht noch die Arbeit der Roſenberger; denn dieſe beſteht jetzt (ich arbeite ſchon immer fortlaufend an dem Werke) im Zuſammenſtellen des Materiales und im Färben desſelben mit dem Dufte des Zeitalters. Ich war bei Chmel, derſelbe hat mich nicht nur ſehr freundlich aufgenommen, ſondern mein Vorhaben höchſt glücklich genannt, und hat mir alle zu Gebote ſtehenden Quellen zugewieſen. Ja, da er ſelber über die Ottokarzeit die ausgebreitetſten Studien gemacht hat, kamen wir darin überein, daß ich eine Reihe Werke über dieſe Zeit arbeiten werde, wozu er mir das Material und die Quellen zugänglich machen wird.

Ach Gott! nur Ruhe und vor allem Heiterkeit! Ich habe eine Maſſe Stoff in mir, der nach Geſtalt verlangt, und es wird mir ſchon bange, daß mir das Leben zu kurz wird, ehe nur ein Theil aufgearbeitet werden kann.

Wann bedürfen Sie denn der Iris-Erzählung? Ich möchte ſie gerne bei völliger Freude und Ruhe arbeiten. Ich ſoll etwas ſehr Klares und Verſtändliches in dieſelbe liefern, es thut noth. Dürfte ich jetzt meine Materialarbeit in den Roſenbergern fortſetzen, ſo wäre es beſſer; denn meine Stimmung taugt zum Textiren und Stiliſiren wenig. Ich werde ſehen. An dem erſten guten Tage meiner Gattin arbeite ich ja gerne. Sagen Sie mir, daß ich im Februar fertig ſein muß, ſo iſt es mir recht. Die Roſenberger verlieren nichts; denn ich arbeite an ihnen fort. Dieſe Arbeit iſt leicht, weil ſie in lauter Auszügen, Zuſammenſtellungen, Scenengerippen ꝛc. beſteht, und nicht die Anſtrengung der Phantaſie bedarf, wie Detaildichtung. Hätte ich nur den ganzen

Waldsteig vor Gesicht gehabt, wie schön wäre das geworden, der erste Theil ist so lebendig (noch freudige Hoffnung überall), der zweite, wo die herrliche Stellung mit dem Mädchen gewesen wäre, ist mehr angedeutet, als ausgebeutet — (die trübste Stimmung in Wien). Hätte ich Alles in einem Flusse durchgelesen, so hätte sich das zweite in gleicher Tiefe dazu fügen müssen. Die Verirrung im Walde dürfte das beste sein. Denken Sie, wenn die Scenen mit der Geliebten in derselben Kräftigkeit und Individualität durchgeführt wären. Wer weiß, ob die Leute die Naivetät und Züchtigkeit begreifen. [illegible] Sie die Schwestern (sie sind schier ganz neu), wenn sie g[illegible]t sind. Ich hoffe, daß die Erzählung jetzt sehr fließend, edel und voll Innigkeit sein muß. Die Blätter, die bei mir liegen, haben mir bei Durchlesung ein warmes Herz gemacht.

Der größte Wunsch, die innigste Bitte an Gott ist nur die Gesundheit meiner Frau. Sie wissen es noch nicht, wie es ist, wenn man zehn Jahre mit einem Menschen gelebt hat, der zuletzt doch der einzigste und unverfälschteste Freund ist, der es vom Urgrunde des Herzens gut meint.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 16. November 1847.*)

Geiger hat beide Vignetten geliefert. Die eine, welche wir gesehen haben, hat bedeutend gewonnen, die zweite, der Hagestolz, ist aber außerordentlich schön. Die Figur drückt vollendet den Charakter des Hagestolzen aus, wie er im Gedichte ist. Meine Gattin und Aymanns meinen, dieses Bildchen sei das schönste, ich glaube fast auch, möchte aber erst die anderen damit vergleichen. Sie bekommen eine schöne Sammlung zusammen.

Wissen Sie schon, daß der Humorist sich heuer sehr genommen hat, die erste Novelle über die Zeit zu bringen, einige Tage nach Erscheinen des Buches. Grillparzer und ich sollen sehr hergenommen sein, ich habe den Artikel nicht gelesen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 1. Dezember 1847.

Ich muß an Sie schreiben, wenn ich auch ein paar Stunden verliere, meine Wonne ist zu groß. Ich habe an Sie nach Preßburg geschrieben, weiß aber nicht, ob Ihnen der Brief zu Händen gekommen ist. Ein lieber Gott legt mir immer mit Ein-

*) Das Datum wahrscheinlich unrichtig.

Sie seien nicht mehr der warme, liebe Freund, der Sie mir waren, und es sei einige Kälte eingetreten. Ist es so, ist es nicht so, ich weiß es nicht — aber ist Gleichgültigkeit, Verdrießlichkeit, weiß Gott was eingetreten, das ich nur wissenne. Ich bin mir nicht bewußt, daß meine Gesinnung gegen Sie im Geringsten anders geworden ist; wenn das aus irgend einer Handlung von mir hervorgegangen wäre, so ist diese Handlung gewiß ohne eine solche Absicht geübt worden. Könnten Sie in mein Inneres sehen, so würden Sie gewiß die größte Zuneigung und Freundlichkeit erblicken, die für jede Güte und Freundschaft empfänglich ist, aber auch wieder Güte und Freundschaft verlangt, sei es in den leisesten Zügen. — Aber vielleicht habe ich nur Phantasien vor Augen. Ich bin auch krank und niedergedrückt, weil eine wüste Grippe auf mir lastet, zu der ich seit Pfingsten über ein Jahr, wo ich sie mir stark zuzog, eine nasskalte Disposition habe. Dies macht den Kopf viel, hat mir manche Stunde zu der gründlichen Arbeit geraubt, und verdüstert das Herz. Vielleicht hätten einige Worte Trost hierüber auf immer — aber ich habe keine Zeit.

Ich habe nämlich bei Professor Schuch (im alten Kran[illegible]haus) mit unendlichem Beifalle vorgelesen. Wenn Gott Gesundheit und Heiterkeit gibt, sollen Sie ein Buch bekommen, das die Herzen der Menschen rührt.

1848.

—

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 4. Mai 1848.

Ich gehe übermorgen nach Oberöſterreich, um endlich in Ruhe zu kommen. Es liegt viel Manuſcript vor, aber es war keine Stunde Zeit, um etwas durchzuleſen; denn ich hatte ſo viel zu thun, welches mir in Anbetracht der Zeitlage entgegen kam, und wurde als gewählter Wahlmann meines Bezirkes durch Sitzungen ꝛc. ſo in Anſpruch genommen, daß ich jetzt wie gerädert und zerſchlagen bin. — Ich werde daher in der Muße des Landes ſogleich das Vorräthige durchleſen und ſenden. Auch konnte ich zu keinem der verſprochenen Briefe kommen (welche jetzt ſchon folgen werden), ſo wie ich überhaupt nichts ſchrieb, als zwei Zeilen an meinen Bruder in Linz. In Bezug auf das große Werk iſt dieſer Zeitverluſt von keinem Einfluſſe, weil er eingebracht werden kann. In Oberöſterreich ziehe ich mich zurück und arbeite ſehr fleißig; denn ich habe einen faſt heißen Durſt nach meinen ſtillen, den Muſen geweihten Stunden, da mich jetzt ſo lange das Geſchrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geſchrei! das lauteſte von denen, die von Staatsſachen nichts verſtehen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 25. Mai 1848.

Sie dürften vielleicht ſchon Manuſcript für die Iris*) brauchen. Ich ſende Ihnen den erſten Theil. Sie ſehen an dem Papier, daß ich die Erzählung wieder abſchreibe. Sie hat zu viel Correcturen, als daß ich ſie ſo laſſen könnte. Ich ſchreibe von heute an den Reſt, der ebenfalls ſchon fertig iſt, ab, und ſende denſelben in nächſter Woche. Hier iſt es ſehr ſtille. Die Abreiſe Seiner Majeſtät hat zwar große Beſtürzung in unſerm Oberlande hervorgebracht, aber das gute Verhalten Wiens beſänftiget die Gemüther wieder. Gebe Gott, daß man anfange einzuſehen, daß nur Rath und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht ſtets einreißen, thut noth. Jeder Mißſtand, jedes Übel (von jeder Seite) wird nur durch das geſänftigte, edle, ruhige, aber allſeitig beleuchtende Wort gut — durch dieſes wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, dieſen „ſanften Ölzweig", ſo heiß erſehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt ſo ſelten recht, oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz bei Seite geſchoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüther von jeder Seite mißtrauiſcher macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügelloſigkeit, Deſpotie und Reaction hervorruft, und in vielen

*) Für 1849; doch erſchien ſie wegen der Zeitverhältniſſe in dieſem Jahre nicht mehr.

Fällen nicht einmal die gewünſchte Frucht, ſondern oft die Mißfrucht erzeugt. Ich habe Ihnen manchmal Briefe aus dem öſterreichiſchen Oberlande zugeſagt, aber leider konnte ich keinen ſenden. Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides iſt jetzt leider gefährdet, und Viele meinen, die Freiheit erſt recht zu gründen, wenn ſie nur ſehr weit von dem früheren Syſteme abgehen, aber da kommen ſie an das andere Ende der Freiheit. Nicht in der Alleingewalt, ſondern in der Vertheilung liegt ſie. So lange die Leidenſchaft forthaſtet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, iſt meine Stimme nicht vernehmlich und ſind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich ſtumm, bis man Meinungen überhaupt ſucht, nicht mehr blos Meinungsgenoſſen. Das Wenige, was ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geſchichtsſtudien eigen gemacht habe, möchte ich gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich muß geſtehen, daß entweder Vieles, was ich mir als Reſultat aus den Geſchichten und Verfaſſungen der Völker gezogen habe, falſch iſt, oder daß vieles andere, was jetzt praktiſch oder theoretiſch gilt, irrthümlich ſei. Bis ich dieſen Zwieſpalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urtheil aufſchieben. Betrübend iſt die Erſcheinung, daß ſo Viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun ſelber von Deſpotengelüſten heimgeſucht werden; es iſt auch im Gange der Dinge natürlich; wer den Übermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, ſobald er frei iſt, nicht etwa gerecht, ſondern nur ſeinerſeits übermüthig; das iſt der große Unterſchied, aus Gehorſam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Geſetze. Die früher blos gehorſam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man ihnen gehorſame; die ihrem innern, eigenen Geſetze Genüge

thaten, thun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst, wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können, und die ihnen im Übermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, ins Befehlen statt ins Organisiren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen copiren können. Durch Überwachung seiner selbst, durch fleißiges Studiren der Engländer, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben. Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen constitutionellen Gebahren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Thatsache kommt auch jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren blos gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein echter, innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja, sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten, als früher. Er gab sich auch im alten Systeme seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich;

denn sonst kann es nur als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter Manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste, freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja, er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen.

Ich arbeite schon an „Rosenberg", im hiesigen Museum sitze ich wöchentlich zweimal unter Kolben, Äxten, Schwertern ꝛc. und studire in Horneks Reimchronik.

Schreiben Sie Geiger, daß er gespornt werde. Den sechsten Band erhalten Sie in ein paar Wochen ganz corrigirt. Ende Juli eine Kindererzählung. Daß nur Geiger die Zeichnungen macht!

Wollen Sie obenstehende Gemüthsergießung für Ihr Blatt benützen, so thun Sie es. Vielleicht findet sich bald wieder etwas. V. Paoli hat eine sehr schöne Erzählung geschrieben. Ich hoffe Vortreffliches, wenn sie sich auf den socialen Roman verlegt.

Leben Sie recht wohl, bleiben Sie mir gut, wie ich es Ihnen von ganzem Herzen bin.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 28. Mai 1848.

Ich bitte Sie, antworten Sie mir ſogleich, ob Sie von mir ein Manuſcript erhalten haben. In Wien ſollen ſehr unruhige Auftritte ſein, die mich für meine Sendung beſorgt machen. Ferner erſuche ich Sie, meinen Brief nicht zu drucken, da er ſehr leicht mißverſtanden werden könnte, und ich meinen Namen durchaus nicht zum Anlaſſe dazu werden laſſen möchte.

Mögen alle Wirren und Mißverſtändniſſe bald zur Ruhe und Reife jeder guten Sache ausſchlagen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 26. Juni 1848.

Ich habe Ihnen Manuſcript und ein Schreiben geſendet. Beides fiel zwar in die Barrikadentage Wiens, ich hoffe es aber doch in Ihren Händen. Ich habe das Folgende abſchreiben laſſen, um keiner Ungewißheit ausgeſetzt zu ſein, aber der Mann hat andere Arbeit vorgenommen und mich ungebührlich vertröſtet. Der Schluß (etwas über einen Bogen) iſt mir heilig auf die nächſte Woche verſprochen.

Ich habe in freien Stunden eine Reihe Aufsätze über das gesammte Unterrichtswesen begonnen, wollen Sie dieselben für Ihre Zeitung? oder muß die Atmosphäre noch etwas ruhiger werden? Schreiben Sie mir einige liebe, gute Zeilen; denn derlei thut jetzt sehr wohl, wo so mancher Charakter, auf den man bisher baute, plötzlich umschlägt, und sich von den kühnsten Leidenschaften beherrschen läßt. Bei Ihnen wird das wohl nie der Fall sein, so wie ich jetzt, so feurig ich mich sehne, meinem Vaterlande zu dienen, doch noch warten muß, bis die Zeit für jene Fächer gekommen ist, in denen ich mich einigermaßen stark fühle. Hieher gehört namentlich das Unterrichtswesen. Ich muß schließen, weil die Post drängt. Nächstens bekommen Sie einen sehr langen Brief, ich möchte doch etwas über die Zeitlage unserer Länder zu Ihnen sprechen.

An Joseph Türk.

Linz, 28. Juni 1848.

So viele Freunde versprachen mir bei meiner Abreise Briefe, und kein einziger hat Wort gehalten. Von Dir habe ich einige Zeilen erhalten, die ich beantworten wollte, aber anfänglich nicht dazu kam, und dann wartete, bis ich überhaupt mehr zu schreiben hätte — allein ich habe nichts zu schreiben; denn hier geschieht nichts von Belang, als daß sich die Natur mit unermeßlichem Schmuck und, Gott sei Dank, auch mit unermeßlichem

Ernteſegen beladet, aber wer ſchaut jetzt auf die Natur; ich ſelber kann Sie nicht genießen, wie ſie es ihrer heurigen, beſonderen Schönheit wegen verdient; meine Gedanken ſind ausſchließlich (ich kann faſt mit gutem Genieſſen ſagen ausſchließlich) in Wien, in meinem geliebten, theuren Wien, das meine zweite Heimath geworden iſt; meine Gedanken ſind dort und meine Beſorgniſſe auch. Möge der Himmel das ſchöne Land und die herrliche Stadt beſchützen, daß ſeine Bewohner, die faſt den ſchönſten Schatz von Gemüth und Herz unter allen deutſchen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren, daß ſie (auf beiden Seiten) die Leidenſchaft nicht hören mögen, die hier zu Befürchtungen, dort zu Rache anſpornt, ſondern daß ſie wie entzweite Freunde anfangen, nicht mehr das Böſe an einander, ſondern das Gute zu ſehen, und daß ſo die Einigung, die Verſöhnung und als ſchönſte Tochter beider, die Kraft, hervorgehe. Selbſt die Tſchechen, die uns aus Verblendung und Verkennung ſo ſchwere Stunden bereiten, und die in letzter Zeit eine traurige Erfahrung gemacht haben, ſollen wir mit Vergeſſenheit alles Geſchehenen als Brüder aufnehmen, wenn ſie ſich uns wieder nähern, und von uns die Gewährung aller ihrer Sitten, Gewohnheiten, Sprache empfangen, ſo wie ſie dem Deutſchen, wo er vereinzelt in ihrer Mitte iſt, nach ſeiner Art und Weiſe gewähren laſſen ſollen. Ich weiß recht gut, daß ich viel verlange, und daß ſich das Menſchengemüth nicht über das Knie brechen laſſe: aber wenn nur vorerſt die Schwankenden, Wankenden, Unentſchiedenen ſich feſt und für immer auf Seite der Charakterfeſtigkeit und Selbſtbezwingung ſtellten, wenn ſie den Grundſatz der Einigung und kraftvollen Beruhigung durchweg als den ihrigen befolgten, ſtatt zu warten, bis ſie ſich für

das oder das erklären, dann wäre schon viel gewonnen, nach und nach ziehen sich die ihnen angrenzenden Schattirungen auch zusammen, und die sich überall und nie versöhnen wollenden äußersten Theile müßten zuletzt sich fügen — freilich müssen sie das zuletzt allemal, aber wenn nur dieses zuletzt nicht zu spät ist. Was uns durch das ganze deutsche Land noth thut, ist Charakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen und Phantasien herum irren, und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies nur auch mit solcher Gewißheit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das, was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen — so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen. Ich halte das Frankfurter Werk für ungeheuer schwer. — Möge Gott seinen Segen geben, und möge er ihn auch unserer jungen Versammlung verleihen, die jetzt in Wiens Mauern zusammentritt.

Verzeihe, daß ich immer von Staatsdingen schreibe und nicht von Dir und mir, aber jene sind ja wichtiger als wir beide.

Ich hoffe, daß Du gesund bist, wie wohl, mag ich nicht fragen. Mein Gemüth ist betrübt; die Dinge gehen nicht, wie sie sollen — oder ich fordere vielleicht zu viel —

Grüße Deine lieben Eltern von uns beiden, mir und meiner Gattin, sehr schön. Sind sie in Wien, und wie geht es ihnen? Grüße Deinen Bruder und alle Freunde. Könnte ich nur einen

Abend bei euch ſein. Ich fuhr den Wiener Garden mit dem Dampfboot bis Mauthauſen entgegen, als ſie hieher auf Beſuch kamen, in der leiſen Hoffnung, daß Du oder ein anderer meiner Freunde dabei ſein könnteſt — aber ich täuſchte mich. Ich arbeite fleißig, und zwar in lauter Fehden des Mittelalters. Lebe recht wohl, ſchreibe ſehr viel, d. h. wenn es Deine Zeit zuläßt, und höre ja nie auf zu glauben, daß ich Dein treueſter, aufrichtigſter Freund bin.

Sei ſo gut, erhebe mir die inliegende Anweiſung, und ſende den Betrag auf die Poſt.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 8. Juli 1848.

Möchten dieſe Zeilen das Bezweckte völlig erreichen, nämlich Ihnen einen Theil Ruhe zurückzugeben. Vor allem meinen wärmſten, innigſten, unverfälſchteſten Antheil an Ihrem Geſchicke. Zweifeln Sie nicht, daß ich es tief und mit voller Freundſchaft empfinde. Dann zu dem Verhältniſſe zwiſchen uns beiden. Nie haben Sie mir ſo ſehr Unrecht gethan, wie dieſesmal, freilich wie ich ſehe, nur durch Mißverſtändniſſe — aber warum ſchreiben Sie denn gar nicht? nur eine Zeile hätte Alles gelöſt. Hören Sie mich freundlich an. Ayrmann hat mir ſchon im Mai geſchrieben, daß keine Almanache erſcheinen, daß er keinen Auftrag in dieſer Beziehung habe, ich ſendete Ihnen zweimal Manuſcript

mit einigen Zeilen, in denen ich den Zweifel aussprach, ob die Iris erscheinen könne, und um Antwort bat. Sie gaben mir keine. Es wurden unsere politischen Verhältnisse düsterer, ich hätte Ihnen selber den freundschaftlichen Rath gegeben, die Iris heuer nicht erscheinen zu lassen, wenn ich nicht die völligste Überzeugung gehabt hätte, daß Sie es in Anbetracht der Verhältnisse dieses Buches, die Sie mir im vorigen Jahre mittheilten, ohnehin nicht thun werden. Demzufolge ließ ich den Schluß, der mir gar so schwer ankam, den ich etliche Male umänderte (er ist nämlich das Heiterste, Zarteste der Novelle, die ich im Herbste anfing, und nach dem März, vermög' gänzlich geänderter Stimmung, nicht mehr zur Zufriedenheit abschließen konnte) gänzlich liegen, nachdem ich selbst in der Copie wieder Umänderungen gemacht hatte, und wieder nicht zufrieden war. Ich fragte mich im Juni an, ob Sie 5 und 6 der Studien herausgeben wollen, und wann der Druck beginne, ich würde Manuscript senden, wenn Sie es wünschten: allein auch darauf bekam ich keine Antwort. Es war die politische Lage in Europa und namentlich in Deutschland so ungewiß, daß gräßliche Katastrophen nicht in der Unmöglichkeit lagen, ich dachte daher bei Ihrem Schweigen, es liege Ihnen vor der Hand nichts an diesen Unternehmungen, da ihr Erfolg zweifelhaft sein könne, und ließ das Manuscript bei mir, da man so etwas nicht gerne weg gibt, so lange man es haben kann, und so lange man einen Blick hinein zu thun und etwas abzuändern vermag. Ich habe das Letztere auch gethan. So gewiß war ich meiner Ansicht, daß ich sogar vor hatte, Sie, wenn Sie etwa zu sehr ein Schwarzseher wären, zur muthigen Herausgabe der Bände für diesen Winter zu bereden, und Ihnen meine Gründe hiefür anzugeben. (Ich werde weiter unten hierüber reden.)

Da ich nun dieſe Anſicht gebildet hatte, da mir aus der Stimmung der ganzen Welt und der meines eigenen Innern klar war, daß Dichtungen in jetziger Zeit ganz andere Motive bringen müſſen, wenn Sie hinreißen ſollen, als vor den Märztagen: ſo werfe ich mich ganz auf den hiſtoriſchen Roman der Ottokarzeit, die gewaltthätig und groß war, wie die heutige, und die daher ſelbſt mitten im Krieg und Umſturz geleſen würde, ſo wie ich ſie mitten in heftigen politiſchen Gefühlen zu arbeiten vermochte. Ich habe das Gerippe von ſechs Bänden zuſammen getragen, nämlich zwei Romane. Alle Scenerie und Handlung iſt geordnet, der Organismus iſt gegliedert, und es fehlt nur die Textirung, die hier das unendlich Leichtere iſt, als bei der Phantaſieerzählung, weil hier das Weſentlichſte und Schwierigſte die Herausfindung des Körpers des Mittelalters iſt, der aber, wenn er einmal gefunden iſt, ſofort für ſich ſelber daſteht, und keines Kleides mehr bedarf, da er's ſchon an hat. Wenn Sie wüßten, welche Arbeit es iſt, aus den alten Urkunden und Documenten den Körper des Mittelalters zu conſtruiren, und ihm das poetiſch-hiſtoriſche Materiale unterzubreiten — wie man oft tagelang in der widerſtrebendſten Sprache leſen muß (in einer oft verzweifelten Weitſchweifigkeit), um nur ein paar Züge für ſich zu erhaſchen: ſo würden Sie meinem Fleiße gewiß Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Bei folgenden Studien wird die Sache immer leichter, weil der Grundton einmal da iſt. Den erſten Roman werden Sie viel früher bekommen, als die Vertragszeit lautet.

Dies war meine Anſicht, ich hielt ſie für richtig, ja, für ſo richtig, daß ich meinte, jeder müſſe ſie haben. Mit der Iris iſt heuer nur Verluſt, und 5 und 6 (meinte ich) müſſe für den Winter kommen, eher wäre es Thorheit, dort aber mit einer

begleitenden Vorrede wohl zu wagen. Habe ich geirrt, ſo war gewiß der Irrthum näher liegend als das Gegentheil.

Nun eine Bitte: Antworten Sie mir in Zukunft auf jede Anfrage, wenn Sie auch nur eine Zeile ſchreiben; denn mein Lebenselement iſt Zutrauen und Freundlichkeit, wo das fehlt, bin ich gelähmt, die Freude und die Heiterkeit iſt dahin, und ſo kann gerade die Verzögerung herbeigeführt werden, die vermieden werden ſollte. Die Dichtung iſt ja die Sprache der Herzen, und dem Dichter muß ein Herz gezeigt werden.

In Bezug auf Ihr Geſchäft muß und wird ſich die Lage ändern, ja gewaltig ändern. Der Menſch kann nicht leben ohne dem ſittlich Großen, ja, wenn es ihm entzogen wird, verlangt er darnach mit heftigerem Hunger, als nach jedem andern Dinge dieſer Erde. Schon jetzt iſt eine Entrüſtung über die Schandliteratur unſerer Tage in allen Gemüthern, und ſie verlangen mit Sehnſucht wie nach einem Tropfen Quellwaſſer in der Wüſte nach dem Edleren. Wenn einmal die Welt im Grimme aufſtehen wird, um all das Bubenhafte, das in unſern äußern Zuſtänden iſt, zu zertrümmern, dann wird die geſchändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, ſtatt der bisherigen blos lieblichen oder naiven Miene wird ſie das höhere, würdigere und ſiegesreichere Angeſicht der wahren Göttin tragen. Geſchähe das nicht, ſo wären wir alle ohnehin verloren, und das Proletariat würde, wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Muſen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenſchung prangen. Das iſt aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Aber auch Stilleres, Einfacheres aus früherer Zeit wird noch ſeine Leſer finden. Drucken Sie jetzt recht raſch

Nr. 6 (ich werde Manuſcript in hinreichender Folge ſenden), der Adel und viele Reiche bleiben in dieſem Winter auf dem Lande, und da leſen ſie wohl etwas aus Stifters früherer Zeit.

Was die Zukunft betrifft, werde ich nie von Ihnen weichen, ich werde Ihnen alle meine Kraft widmen, um Ihnen vielleicht als Entgeltung etwas für das Viele thun zu können, was Sie mir bisher Gutes geleiſtet haben. Bauen Sie auf mich als Ihren wahrhaften Freund, und trauen Sie mir aber auch. Wenn meine Muſe etwas thun könnte, Sie über dieſe Zeit leichter hin zu bringen, ſo wäre es mir eine ſehr (ja außerordentlich) große Beruhigung.

Geigers Bild zu dem alten Hofmeiſter*) iſt herrlich, ja ganz vortrefflich, aber zu der Erzählung unbrauchbar. Ich werde zwei Bändchen Kinderſchriften zuſammenſtellen, und zwar gleich nach 6, da werde ich eine Dichtung zu dem Bilde machen, es wird herrlich verwendet werden können. Kinder müſſen auch leſen (ſelbſt wenn Krieg und alles Mögliche iſt), daher ſtatt dem einen Chriſtbüchelchen zwei Kinderbücher. Dieſe noch im Winter. Dann die drei Bände Roſenberg. Ich werde ſo raſch als möglich ſein. Folgen Sie mir ein wenig in dieſer Anordnung. Ich bin nicht ganz unpraktiſch.

Wann kommen Sie wieder nach Wien? Ich werde, wenn die Cholera dort ausbricht, wohl vor November nicht zurückkehren können. O könnte ich immer im himmliſchen Oberöſterreich bleiben!

---

*) Die Hauptfigur einer Erzählung, die Stifter zu ſchreiben die Abſicht hatte. Aus ihr entwickelte ſich dann „der Nachſommer". Die Vignette ſtellt einen alten Mann dar, wie er Vögel füttert, daher in ſpäteren Briefen auch „der Vogelfreund".

Tröſten Sie ſich, lieber, theurer Freund, Alle leiden in dieſer Zeit, es wird beſſer werden, wir reichen uns die Hand, und denken nicht mehr daran, wenn einer dem andern wehe gethan hat, es kam aus den Verhältniſſen, nicht aus dem Herzen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 2. October 1848.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten. Es iſt, als ſollten wir aus den Mißverſtändniſſen nicht herauskommen. Freilich wußte ich, daß Sie 5 und 6 gerne ſo bald als möglich herausgeben wollten, und ich habe ja durch Geigers Verzögerung ſelber den größten Schaden; aber das war vor der Revolution, nach den Märztagen hielt ich jedes Herausgeben eines belletriſtiſchen Buches für eine Thorheit, weil es in einen bodenloſen Brunnen fällt und dahin iſt. Ich mußte nothwendig denken, daß man die erſte Verwirrung der Köpfe vorübergehen laſſen müſſe, darum fragte ich an. Daß man ein Manuſcript gerne behält, geht aus dem Umſtande hervor, daß man ihm gerne die beſte Geſtalt geben möchte.

Ich mußte mit meiner Frau zwei Tage auf Beſuch zu ihrem Arzte auf das Land gehen, deshalb verzögerte ſich dieſe Sendung etwas. Welche Ruhe, welches Glück, ſo abgeſchieden zu ſein! Ich denke täglich an Peſt und an Sie. Gebe Gott und

Öſterreichs guter Engel eine baldige Löſung einer Verwirrung, die durch Ungeſchick und Aufblaſung mit haarſcharf vorauszuſehender Nothwendigkeit erfolgt iſt. Möchte das Manchem die Augen öffnen.

An Joſeph Türk.

Linz, 2. October 1848.

Du biſt ſehr gut, ich danke Dir für Deine Mühe. Der arme Sauerländer wird wohl auch in der Noth ſein, wie wir alle. Es wäre wohl hier wieder eine Anweiſung. Laſſe einige Zeit vergehen, ehe Du ſie vorzeigſt, namentlich wenn er die alte decken ſollte.

Ich bin ſehr erfreut, daß Du wieder geſund biſt. Schone Dich und laſſe Dich nicht zu ſehr im Gemüthe angreifen. Aber was hilft alles Abwehren, man kann ſich nicht erwehren. Ich bin oft tief ergriffen und ſchmerzlich niedergeſchlagen. Hätte jemand im deutſchen Volke (ſelbſt in der Hefe) ſo Niedriges vermuthet, als jetzt zum Vorſchein kommt? Ich hoffe auf den beſſeren und gewiß auch größeren Theil. Ruhe habe ich auch hier keine, ich wirke ſo viel ich kann, und ſo viel mir mein Broderwerb, den ich doch den Meinigen ſchuldig bin, überläßt. Vielleicht kann ich in beſonneneren Zeiten mehr thun. Könnte ich dem deutſchen Vaterlande und Allen, die ich liebe, ihr volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein Leben opfern. Halte das für keine Redensart, es iſt bitterer Ernſt.

Lebe recht wohl — heitre Dich einmal ein paar Tage aus und komme zu mir. Ich hätte sehr viel mit Dir zu reden. Fischbach schrieb mir, er sehnt sich auch nach uns und nach einem Gespräch. Er scheint auch über das Nichtbegriffenwerden der Zeit entmuthigt.

Grüße recht schön Deinen Vater, Deine Mutter und Deine Geschwister. Meine Frau sendet alles Schöne.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. October 1848.

Ich muß Ihnen plötzlich in einer wichtigen Angelegenheit schreiben, die ich in der Erregung, die sie mir machte, nicht bis zu der nächsten Sendung verschieben kann. Sie müssen aber Ihres eigenen Nutzens willen *schweigen*. Stelzhammer brachte mir vor mehreren Tagen einen Band (vielleicht bedeutend stark) im Manuscripte, um mein Urtheil zu wissen. Er hat das Manuscript schon fast zwölf Jahre in der Lade, und wollte es endlich doch herausgeben. Es ist ein *Liebeslebenslauf in hochdeutschen Gedichten*. Ich fiel in das höchste Erstaunen, da ich las, und mein Entzücken und meine Freude wuchs immer mehr. Ich habe jetzt über die Hälfte gelesen, und etwa die Minnesänger des Mittelalters ausgenommen, ist mir nie etwas so Zartes, Naives, Lieblichkräftiges vorgekommen, wie diese Gedichte, sie sind so originell, daß sie mit nichts Dagewesenem

Ähnlichkeit haben, und ſie ſind ſo von Reinheit und Gluth durchdrungen, daß ſie Lenau z. B. weit hinter ſich laſſen. Dies iſt meine Meinung.

Es werden einige Copien gefertigt, eine wird anonym Zedlitz und eine Grillparzer zugeſchickt und um die Meinung gefragt. Die Antworten werde ich Ihnen mittheilen. Stelzhammer will das Manuſcript Cotta zuwenden und verlangt dafür 200 Dukaten. Die Sache iſt aber vor der Hand noch nicht ſo dringend, da er auf mein Anrathen Änderungen vornimmt, und da Zedlitz und Grillparzer gefragt werden. Er hat die Größe der Auflage bei ſeinem Preiſe nicht beſtimmt. Vielleicht läßt er bei einer kleineren Auflage etwas nach. Nun die Frage: Wenn ich ihn beſtimmen kann, das Manuſcript Ihnen zuzuwenden, wenn Sie die Urtheile von Zedlitz und Grillparzer befriedigend finden, darf ich die Unterhandlungen eröffnen? — Natürlich werden Ihnen die Bedingungen und das Manuſcript zugeſendet, worauf Sie erſt Ihren Entſchluß offenbaren mögen. Auch können ſich bis dahin die Verhältniſſe wieder ſehr gebeſſert haben. Ich ſchreibe Ihnen das, daß Sie ſehen, daß ich es mit Ihnen gut meine; denn die Sachen ſind ſo ſchön, daß ſie mich, obwohl mein Kopf und mein Herz von düſteren politiſchen Dingen voll ſind, und ich Liebesgedichten und Gedichten überhaupt nicht mehr ſehr hold bin, dennoch in die innigſte, tiefſte, bezaubernd̈ſte Welt verſetzten, und daß ich meine eigenen Sachen dagegen blaß und abgeſchwächt empfinde.

Warten wir auch noch das Urtheil anderer Männer ab. — Nur muß ich wiſſen, ob ich für Sie zu wirken anfangen darf. Wir wollen aber ſchweigen, daß niemand entgegen wirke.

Wäre es denn für Sie nicht beſſer, wenn Sie in Wien anſäſſig wären?

Leben Sie recht wohl, wir reden beſtändig von Ihnen und erwarten täglich mit Bangen Nachrichten von Peſt.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 21. November 1848.

Ich ſende Ihnen ein Päckchen, obwohl ich nicht weiß, ob es Sie trifft. Wir ſind hier über Ungarn in den widerſprechendſten Gerüchten, oder eigentlich, wir wiſſen gar nichts. Es ſollen große Truppenkörper dahin gehen. Wie ſchrecklich mich die Wiener Ereigniſſe angriffen, können Sie ſich gar nicht vorſtellen, beſonders da hieher immer die verworrenſten und entſtelltеſten Nachrichten kamen. Ich war im October ganz gebrochen. Möge Vernunft und Menſchlichkeit ſiegen — zwei Dinge, die jetzt faſt aus der Welt geflohen zu ſein ſcheinen. Nun bangt mir wieder um Sie ſo ſehr; denn Peſt wird der Schauplatz von Kämpfen werden. Ich laſſe alle Manuſcripte an Sie copiren, habe im October alle Zeit verloren, bin jetzt ſehr fleißig, und werde ſehr bald wieder etwas ſenden. Von Stelzhammers Gedicht gefällt mir der zweite Theil bedeutend weniger, und wenn er ihn nicht ganz umändert, wird wohl kein Geſchäft zu machen ſein. Von Prandel weiß ich ſeit Ende September gar nichts.

Leben Sie wohl, Gott ſchütze Sie. Ich bleibe über Winter in Linz, da Wien ſehr theuer werden und mir keine Aushilfe gewähren wird. Wenigſtens kann ich hier ungeſtört arbeiten, was ich gewiß redlich thun will, wenn mir nicht gar zu traurige Begebenheiten das Gemüth zerrütten.

1849.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 6. Februar 1849.

Warum erhalte ich denn auf meine Zuſchrift aus Wien gar keine Antwort? Oder liegt ſie bei Prandel in Wien? denn Sie müſſen wiſſen, ich bin jetzt wieder in Linz. Die Frau konnte ich damals nicht mitnehmen, und da ſich meine Angelegenheit in die Länge zog, kehrte ich lieber wieder hieher zurück, und wartete hier ab, weil es geringere Koſten macht, und meine Lage in dieſer Hinſicht können Sie ſich wohl denken. Wenn Sie in Blättern geleſen haben, ich ſei zu einer Anſtellung im Miniſterium des Innern berufen worden, ſo iſt das falſch. Ich bin wohl von Stadion und Exner gerufen worden, allein es hat ſich bisher wenigſtens nichts gemacht. Sie müſſen wirklich keine Vorſtellung von der Angſt haben, die wir um Sie ausgeſtanden, weil Sie es ſo lange aufſchieben uns zu beruhigen. Ich dürfte wohl in dieſer Beziehung Ihrer Freundſchaft einige Vorwürfe machen, aber ich denke, Sie werden alle Hände voll zu thun haben, und kommen nicht dazu zu ſchreiben. Senden Sie wenigſtens zwei Zeilen. Wie weit haben Sie die Schweſtern? Ich habe noch ein Päckchen geſandt, als ſchon die Sperre war.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 6. März 1849.

Zu Eingang meines Briefes muß ich einen Irrthum berichtigen. Nicht an Prandel habe ich einen Brief an Sie zur Beförderung gegeben, ſondern Ihre Antwort bat ich an Prandel zu ſchicken, weil ich während meiner Anweſenheit in Wien zur Zeit der Briefaustragung nie zu Hauſe war. Ihr Schreiben hat mich ſehr betrübt, da dieſe Zeit Ihnen ſo hart mitgeſpielt hat. Was an mir iſt, Ihnen jeden Freundſchaftsdienſt zu leiſten, werde ich gewiß und treulich thun. Ich vergaß Ihre Liebe und Güte nie, und werde ſie nie vergeſſen. Ich werde ſehr fleißig arbeiten, und Ihnen die Arbeiten ſchicken.

Das war ein fürchterliches Jahr! Ich habe mich in Bezug der Dinge, die da kommen werden, keinen Augenblick getäuſcht, als ich nur einmal von der Haupttäuſchung frei war, nämlich von der, von unſern ſogenannten gebildeten Leuten etwas zu halten. Von da an habe ich faſt buchſtäblich die Ereigniſſe vorausgeſagt, in Linz ſind viele Zeugen über dieſe Thatſache, die mich damals ausgelacht haben. Den ungariſchen Krieg ſagte ich am 15. März 1848 zu Grillparzer voraus (ich glaube an dieſem Tage wurden die Separatminiſterien bewilligt). Ich ſagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journaliſten und

Professoren. Gewiß wird sich Zedlitz dieses Satzes jetzt oft erinnern. — Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten im Grenzboten ꝛc. ꝛc. recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner, und wer ein schlechter Dichter, ein ruinirter Student u. s. w. war, wird jetzt Staatsmann. — Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung. Darum erzeugte sich in mir eine ordentliche krankhafte Sehnsucht, die da sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen," denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie! — „Unsere Schule wird eben die Übung sein," sagte ein Freund. „Ja" — antwortete ich — „mein Knabe muß schwimmen lernen, dazu muß er ins Wasser, also werfe ich ihn von der Brücke in die Donau!" Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja, nicht blos hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: „Bildung!"

Ich habe im Mai, Juni, Juli fleißig in der Geſchichte zu meiner Erzählung gearbeitet. Später war ich unmächtig. Ich habe einmal zu Ihnen geſagt: „Nur Krankheit kann mich hindern," aber Krankheit wäre ein Labſal geweſen in Vergleich mit dieſen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigſtens äußere Ruhe iſt, lebe ich ſehr zurückgezogen, arbeite ſehr viel, und lebe von meiner eigenen, innern Geſtalt. Wenn Sie etwa dieſen Frühling nach Wien kommen, ſprechen wir uns vielleicht, ich komme Anfangs Mai hinab, um ein paar Wochen zu bleiben. Ich hätte viel mit Ihnen zu reden. Faſt komme ich in Verſuchung zu glauben, ich verſtehe die Dinge, weil ich mir ihren Gang vorausſagte, und derſelbe im Detail eintraf. Auch in Frankfurt. Ich möchte recht gerne in Unterrichtsſachen arbeiten, es iſt eine Einleitung angebahnt, aber die Sache iſt noch nicht recht im Reinen. Meine Pläne ſind nicht flicken, ſondern organiſch belebend und beſeelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geiſtigen muß erſt das Leibliche einmal beſtehen. Dann kommt die Zeit gewiß. Viele Menſchen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden ſo iſt, daß ein Samenkorn ſittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, ſo weit werden Sie mich kennen (ich hätte ſonſt wohl ſchon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menſchliche Bildung weſentlich fördern möchte, das wiſſen Sie auch. Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menſchheit mit einem Rucke auf die Stufe ſittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich ſie wünſchte. Unter einem Miniſter arbeiten, der die Weite und Größe rein menſchlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menſchheit

zuſammenfaßt, und ſie als Endziel der einzelnen Strebungen hinſtellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen ſolchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß ſie ihn begriffen und die Theile ausfüllten — welch' ein ſchönes Bild. Aber dann müßte es kein Unterrichtsminiſterium geben, das immer mit den andern abdankt, ſondern eine Unterrichtscommiſſion (oder dergleichen), die bleibt. Ich habe einen ganzen Plan über Volksſchulen (Unterricht — [Fachſchule]) und Erziehung — (Humanitarſchule) ins Detail ausgearbeitet. Meine jetzige Lage iſt ſehr ſchlecht, alle Beſtrebungen ſind im Augenblicke unmöglich. Wenn ich nur auf einige Monate Vorräthe hätte, wäre es gut; denn es wird ſich gewiß für mich eine Stellung ergeben, die eben eine zweckmäßige iſt — ich ſage nicht, daß ich Sie um etwas bitte, ich ſage Ihnen das nur als Freund, dem man ſeine Angelegenheiten erzählt. Wenn Sie heuer keine Iris herausgeben, ſo ſenden Sie mir den „alten Hofmeiſter", ich werde das Manuſcript zu verwerthen ſuchen, das hält doch einige Zeit an. Mit dem Heutigen ſende ich Manuſcript für 6 der Studien.

Nach 6 erhalten Sie zwei oder drei Bändchen für Kinder, die Sie bandweiſe ausgeben können, Kinder revolutioniren nicht, und Mütter auch nicht, alſo ſchauen Sie auf das Werk. Zu 5 und 6 ſende ich eine Vorrede, die zu 5 oder auch zu 6 gebunden werden kann, nur muß ich wiſſen, ob 5 ſchon broſchirt iſt. Mittlerweile wird der Roman fertig, und vielleicht auch die Ordnung der Welt und der Leſer ein wenig.

Mit dem heißeſten Wunſche, daß ſich Ihre Lage beſſere, und daß manches verloren Geglaubte doch wieder zurückkehre, und

mit der aufrichtigsten Versicherung unwandelbarer Freundschaft (was wäre denn Freundschaft, wäre sie's nicht in der Noth) schließe ich dieses Schreiben.

An Joseph Türk.

Linz, am 26. April 1849.

Da ich von Dir Abschied nahm, dachte ich wahrlich nicht, daß es auf so lange sei. — — Das arme Erziehungswesen! der Sündenstuhl seit zweitausend Jahren!! Wenn man irgendwo Alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen — dann muß man Revolutionen überstehen, und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Blut und Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest; daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen. Man bessert jetzt in den bereits bestehenden Anstalten immer herum, als wie wenn jemand am

Senegal einen eisernen Ofen hätte, der ihm in der Regenzeit allemal verdirbt, und den er allemal mit neuem Bleche flickt. Ich habe hier manche derlei Arbeiten gehabt. Wie war ich dabei traurig. Ich bin von dem hiesigen Landeschef, mit dem ich auf einem sehr freundlichen Fuße stehe, zum allgemeinen Referenten (oder er wollte eigentlich haben: Chef) der obderennsischen Schulen und Studien vorgeschlagen, die Sache liegt bei dem Ministerium. Wenn seine und meine Gedanken in Erfüllung gingen, dann hoffen wir viel, aber man wird unserem Wirken Hindernisse genug legen. — Gartner hat mir einen Auftrag von Dir ausgerichtet. Ich danke Dir innigst für Dein freundschaftliches Herz. Wenn Ihr ein Werk für Volksbelehrung stiften wollt, so thut Ihr daran, was das Preiswürdigste und Dringendste für diese Zeit ist, nur soll es ganz volkswahr und ganz tüchtig und von reinen Gesichtspunkten ausgehend sein — um Gotteswillen nichts Halbes. Wenn meine Kraft in was immer für einer Richtung bei diesem Unternehmen nützlich sein kann, rechne unbedingt darauf; denn, wenn ich auch schon fünfzehn Jahre immer über schlechten Unterricht klagte, so ist seit einem Jahre die Sehnsucht, Volk und Jugend zu heben und zu bilden, zum herrschenden, innigsten Gefühle in mir geworden, wenn ich nicht die Freude an der Welt verlieren soll, und das Grab als ein gutes, ruhiges Bett ansehen; denn wo ich nicht lieben kann, mag ich nicht leben. Wenn Du einige Augenblicke findest, schreibe mir einmal das Nähere; Gartner wußte soviel wie nichts.

Alles herzlich innigste Liebe und Schöne an Deine Angehörigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. September 1849.

Wie eine Taube mit dem Ölzweige erschienen gestern von Ihnen zwei Bogen Correctur. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Thränen in die Augen traten, als ich das Papier ansah, und ich muß Ihnen sogleich schreiben, ehe ich noch die Bogen lese. Was liegt seit der Zeit, als wir uns zum letztenmale sahen, und zwischen heute!! Ich möchte gerne mit Ihnen sprechen, was haben Sie gelitten, und wie haben Sie gelebt? Schreiben Sie mir doch bald, und erzählen Sie mir Ihre Lage während unseres Getrenntseins. Unzähligemale habe ich von Ihnen gesprochen, und als ich in Wien war (Ende Mai), habe ich mich vergeblich bei S. nach Ihnen erkundigt. — Jetzt, hoffen wir, soll eine Trennung solcher Art nicht mehr eintreten. Könnte ich Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nehmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit, und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten, und die Welt in Besitz nahmen: da brach mir fast buchstäblich das Herz, wie es meinem

edlen Freunde Spaun in der That gebrochen ist, der jetzt von der Ewigkeit au uns herüber schaut. Oft habe ich ihn, der ich selber wenig Trost hatte, getröstet. Er unterlag und sah die wiederkehrende Ermannung nicht mehr. Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth schnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenschuß ging ja eigentlich in Österreichs Herz selber.

Die Verhältnisse sehen, und doch die Verwirrung und Schlechtigkeit geschehen lassen müssen, ist ein Schmerz, der sich kaum beschreiben läßt. Ich habe in diesem Jahre Gefühle kennen gelernt, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüth war zerrüttet, die Poesie gewichen. Erst langsam kehren die schönen Gestalten wieder zurück, der Fels, der Baum, der Himmel beginnen wieder zu sprechen, und edle Menschen gibt es ja auch, die man lieben kann, und die man mit desto heißerer Liebe liebt, je treuer sie geblieben waren, als so viele zu den Schlechten abfielen.

Könnten Sie mir denn nicht schreiben, wenn Sie nach Wien kommen, ich käme vielleicht auf ein paar Tage hinunter; oder wenn Sie das nicht wissen, könnten Sie von Ihrer Wienerzeit nicht drei Tage missen, um nach Linz zu kommen, wenn Ihnen nämlich nur ein Halb so sehr darum zu thun ist, mit mir zu sprechen, wie mir, mit Ihnen zu sprechen. Nicht blos über Geschäfte, sondern auch über die Haltung unseres ganzen Wesens uns zu verständigen, ist mir Bedürfniß. Ich denke, wenn auch über äußere Dinge eine Meinungsverschiedenheit vorhanden sein kann, über innere werden wir gewiß gleich denken. Schreiben Sie mir bald. Wenn Österreich befestigt ist, und es ist es, so kehren die Musen wieder. Ich sehne mich unglaublich darnach, mich wieder mit Schönem zu beschäftigen, und so wird es auch

Andern gehen, denen das Wüste und das Chaotische der Vergangenheit das Herz getrübt hat. Wenn Sie Verlaste gehabt haben, so betrachten Sie mich als Freund, ich werde sehr fleißig und thätig arbeiten, um mein Scherflein durch meine Arbeiten beizutragen, daß Sie die Vergangenheit verschmerzen. Oft ist es mir, als erwache ich aus einem tiefen Traume. Betti Paoli traf die Sache noch viel härter. Sie hat nicht meine festen Nerven, und am Ende doch nur mehr ein Vermächtnehmen, als ein Vermächtewissen, daher sie fast ganz gebrochen ist. Ich suchte sie zu trösten, es gelang mir aber nicht sehr.

Ich bin jetzt in Linz, beziehe einen kleinen Gehalt, der eben ausreicht das Nöthigste zu bestreiten, und man hat vor, mich im Unterrichtswesen zu verwenden. Ob es geschieht, weiß ich nicht, ich komme Alles nicht entgegen, weil es mir etwas vertragen muß, wenn es von mir Hoffnungen hegt.

Ich werde den Rest von G bald schicken, es lag seit Monaten Alles darnieder (ich gestehe es offen); denn wo die Ruhe herrscht, was doch noch kommen kann — ja, wo die klare Weisheit des Innern nicht ist, da ist es mit der Dichtung aus.

An Hugo Hofmannsthal.

Linz, am 16. October 1901.

Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht, da ich aus ihm ersehe, daß Sie von Zeit der Regierung unbehelligt geblieben sind. Was Privatanfeindungen betrifft, so ist wohl in dieser Zeit nur der völlig Unbekannte davon frei. Sie werden sich

Seien Sie gesund und heiter, wir wollen sehr thätig sein, und Gott wird helfen. Vertrauen Sie mir, meine Kräfte sind aus dem Sturme der Zeiten fester hervorgegangen, als sie früher waren, wie man nach einer Krankheit oft gesünder ist, als vorher. Sie waren immer gut und edel gegen mich, ich will Ihnen zeigen, daß ich es Ihnen nicht vergesse.

An Gustav Heckenast.

Linz, 11. November 1849.

Im Fluge nur ein paar Zeilen. Ich bin schrecklich aufgehalten worden. Von Wien aus bekam ich einen Antrag in Staatsdienste zu treten, mit der Verfügung einer Obliegenheit, die mir nicht ganz behagt; auch habe ich meine ganzen Hausgeschäfte in Linz — ich war also in einer Lage, daß mir den ganzen Tag der Kopf herumging. Deshalb haben Sie den so kleinen Rest noch nicht erhalten. Einen Tag brauche ich noch, ich hoffe morgen; dann sende ich Alles zugleich. In der letzten Correctur mußte ich eine Seite neu machen. Ende dieser Woche treffe ich in Wien ein und halte mich mehrere Tage dort auf. Senden Sie aber die Correctur doch hieher, denn es könnte noch Alles anders werden, und ich habe schon Anstalten getroffen, daß ich sie sogleich nachgesendet erhalte. Nächstens erhalten Sie Ausführlicheres und Deutlicheres. Jetzt kann ich noch nicht, auch müssen Sie meine Berufung nach Wien noch als ein Geheimniß behandeln.

An Julius Hartmann.

Linz, am 20. November 1849.

Gestern hat ich Schiffbruch auf dem Dampf. Ich hatte den Schluß des Manuscriptes von 6 im Koffer, das ich in Wien auf die Post geben wollte, durch Rohheit eines Schiffscapitains wurde ich von dem Koffer getrennt, er ist mir zwar auf morgen Abend versprochen, aber es könnte doch ungewiß sein. Senden Sie zur Vorsicht die Abschrift der letzten Seite des Manuscriptes, das Sie haben, daß ich, falls der Koffer nicht sogleich zum Vorschein käme, den Schluß neu mache. Für Ihren und meinen Schaden, der aus der Sache hervorgehen könnte, haftet Herr Reisenauer, der Kapitän des Schiffes Freeway. Der Dampf ist verunglückt. Ich kehrte hieher zurück. Nächstens Näheres, ich habe heute alle Hände voll zu thun.

Mit gemachter Liebe.

An Julius Hartmann.

Wien, am 15. December 1849.

Ich kann Ihnen nur in einigen Zeilen melden, daß ich von dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts den Antrag erhalten habe, die Schulrathstelle für die Gymnasien für Wien und Unteröesterreich zu übernehmen. Ich zöge Oberöesterreich vor, und werde dahin wirken. Was aber auch geschehe, so bin ich für

die Übernahme des Amtes, für Übersiedlung, Reisen ꝛc. (das Amt wird erst in einiger Zeit übertragen) in größter Noth. — Könnten Sie mir diesmal bei Gerold 300 fl. anweisen, so wäre es sehr gut. Alles, was jetzt gedruckt werden wird, rechnen Sie ab. Ich erbitte mir auch darum Oberösterreich von dem Minister, weil ich dort einen kleinern Wirkungskreis und also mehr Zeit zu meinen literarischen Arbeiten habe. Das Amt deckt mich reichlich für alle Zukunft, ich wählte daher (nebst andern entscheidenden Gründen) ebenfalls Oberösterreich, weil dort mein Wirkungskreis keinen Schwankungen ausgesetzt ist. Ich kann also alle Manuscripte in Zukunft in Abrechnung bringen. Noch einen andern Vorschlag habe ich. Ich stelle Ihnen ein Verzeichniß aller meiner bisherigen Arbeiten zusammen, und sende es Ihnen, daß Sie mir die Arbeiten ganz und gar abkaufen können, wenn Sie wollen, wobei Sie ein Anbot machen, und die Art der Zahlung und Abrechnung vorschlagen können. Wollen Sie lieber die nach und nach folgenden Ausgaben und Auflagen haben, ist es auch recht. Wie Sie wollen.

Jetzt arbeite ich an den zwei Bänden Jugenderzählungen, dann folgt der erste Roman. — Ich bitte um baldige Antwort; denn die Zeit drängt. Senden Sie die Antwort nach Linz; denn ich reise in drei Tagen dahin. Ich hätte Ihnen viel zu schreiben, aber es ist kaum so viel Zeit, daß ich esse und schlafe.

1850.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 9. Januar 1850.

Ich möchte Ihnen recht viel ſchreiben, aber es iſt ſo wenig Zeit, und im Grunde noch wenig entſchieden. Es würde mich unendlich freuen, Sie ſprechen zu können; denn viele Bogen umfaſſen nur das Allgemeinſte nicht, was ich ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft erlebt, geſchweige des Beſondern. Ich komme gegen Ende März wieder nach Wien, wann werden Sie es beſuchen, — könnten wir uns nicht dort ſehen? Sie kommen gewiß im Frühjahre nach Wien, ſchreiben Sie mir ja gewiß die Zeit. Warum ich bei dem Miniſterium dahin wirkte, lieber in Oberöſterreich das Unterrichtsweſen theilweiſe zu leiten, als in Wien über den Gymnaſien zu ſtehen, kann ich Ihnen nicht auseinander ſetzen, da es zu weitläufig iſt, aber meine Gründe haben nicht nur das Miniſterium überzeugt, ſondern auch jeden andern, mit dem ich darüber ſprach; einer, der uns beide angeht, iſt, daß ich meine literariſche Thätigkeit fortpflegen will, was in Wien vielen Zweifeln unterlegen wäre, hier nicht. Aber ich komme ſchon noch nach Wien, und vielleicht eher als man denkt. Es müſſen vorher nur noch einige Thatſachen eingetreten ſein, die ich vorausſehe. Bisher habe ich die Zukunft ſo ziemlich errathen,

und baue auch in Zukunft auf ein auf Gründen beruhendes Vorhersehen, und will nur demselben meine Zukunft anvertrauen. Ich erwarte täglich mein Decret als obderennsischer Schulrath.

Bezüglich der Jugenderzählungen bin ich nicht ganz Ihrer Meinung, indem mir das kleine Format doch zu klein erscheint. Könnten wir nicht das Format der Studien beibehalten, indem jeder Besitzer derselben das Jugendbuch gerne dazu stellen würde, und indem der Inhalt der Erzählungen doch nicht für Kinder, sondern für Jünglinge paßt und ernst genug ist. Auch gefällt mir das Format der Erzählungen von Emilie Binzer*) (die, nebenbei gesagt, wunderschön sind, und die ich recensiren werde).

Die erste Erzählung werde ich Ihnen bald senden. Was sagen Sie zu dem Titel: „Flursteine, gesammelt von A. St."? Vorrede: Meine Liebhaberei als Bube, alle möglichen bunten Steine von Feld und Haide nach Hause zu tragen, zu bewundern, daran zu schaben ꝛc.... Ähnlichkeit dieser Steine mit den Erzählungen, die ich hier der Jugend als bunte Steinchen zum Spielen gebe ꝛc. Jede Erzählung hat dann den Namen eines Steines. Es wird sich schon finden.

Können Sie mir nicht auf meine Rechnung ein Exemplar Studien, alle sechs Bände lauter erste Auflage, zukommen lassen, und zwar für den Kaiser. Man hat mir gesagt, es würde ihn sehr freuen, wenn ich sie ihm überreichte. Ich lasse sie schön binden, und thue es. Wegen der Briefe aus der Gegenwart schreibe ich Ihnen mit Nächstem. Ich muß sie durchgehen und gewiß ändern. Meine Worte als Privatmann dürfen nicht so abgewogen sein, als wenn ich eine öffentliche Stelle habe, wo dann jedes schnelle Wort,

*) Pseudonym Ernst Ritter.

das ich morgen vielleicht als irrig erkenne, beachtet, und mir als Glaubensbekenntniß [illegible]rechnet wird. Ich darf daher nur so reden, wie ich es nach reifer Erwägung thun kann.

Gebe Ihnen und Ihrer theuren Gattin Gott ein recht glückliches neues Jahr und recht viel Segen in aller Zukunft.

An Joseph Türk.

Linz, am 22. Februar 1850.

Ich wollte persönlich bei Dir erscheinen, aber erstens hatte ich eine kleine Grippe, und zweitens darf ich jetzt nicht fortreisen, da täglich die Einsetzung der Landesschulbehörde bevorsteht und ich da sein muß. Es ist auch Zeit, denn ich bin durch die Unkenntniß des amtlichen Wortes „sehr bald", das der Antrag vom 5. November enthielt, in die schiefste provisorischste Lage gerathen, da ich „sehr bald" in „sogleich" übersetzte und jedes andere hintan setzte und mich auf das Warten verlegte. Aber Scherz bei Seite. Es ist mir leid, daß ich mit dem ersten Dampfschiffe nicht nach Wien konnte (ich hoffte es schon als Schulrath zu thun), aber nicht völliges Wohlsein, das schlechte Wetter, und endlich die Rücksicht auf die Auslagen ließen es nicht zu. Nach Erhaltung des Decretes komme ich und mache den Dank und die Aufwartung. Meine Bücher sind in Linz angelangt, aber mein Päckchen naß. Heckenast muß mir ein paar austauschen. Prandel wird Dir 5 und 6 übergeben, und Dein Bruder (daß Du nicht sagst, Du habest Scherereien) soll gefälligst folgenden Auftrag

übernehmen, was Du ihm ſagen mögeſt, nämlich er ſoll die zwei Bände zu dem Buchbinder tragen (Rothenthurmſtraße) nebſt einem Muſterbande und ſie für mich (für Dich) binden laſſen. Wenn ich hinab komme, ſchreibe ich Dir etwas hinein. Der Buchbinder muß mir dann auch alle ſechs Bände ſehr geſchmackvoll (Du wirſt rathend beigezogen werden [heute komme ich aus den Einklammerungen nicht heraus]) binden, um ſie dem Kaiſer zu geben. Meine Bücher ſind nicht Dichtungen allein (als ſolche mögen ſie von ſehr vorübergehendem Werthe ſein), ſondern als ſittliche Offenbarungen, als mit ſtrengem Ernſte bewahrte menſchliche Würde haben ſie einen Werth, der bei unſerer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetiſche; in dieſem Sinne ſind ſie eine Wohlthat der Zeit, ſind ein patriotiſches Werk, und in dieſem Sinne kann ſie der Kaiſer in die Hand nehmen als etwas, das mit ſchwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menſchheit gethan wird. Endlich müſſen alle Guten feſt zu dem Kaiſer ſtehen, in Wort und That ihn als den Mittelpunkt des Wirkens erklären, von dem das Ganze des Baues ausgeht und zu ihm zurück leitet. Im conſtitutionellen Leben iſt er noch mehr das Haupt der Ehre und des Glanzes, als im abſoluten, wo er die unbeſchränkte, häufig mißgönnte Macht hat. Gerade jetzt, wo man dieſen Anker untergraben wollte, müſſen die Feſten und Guten zeigen, wie ſie ihn ehren und halten, und müſſen dieſe Darlegung öffentlich thun.

Lebe recht wohl, grüße auf das Ehrfurchtvollſte Deine Eltern, grüße Deinen Bruder und alle Freunde und ſei tauſendmal von mir auf das Freundſchaftlichſte gegrüßt.

Im März ſehen wir uns.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. März 1850.

Was Sie mir in Hinsicht der Erzählungen vorschlagen, hat seine Bedenken. Natürlich, daß diese Arbeiten so lange unfruchtbar sind, so lange sie im Schreine liegen, aber die Gegner haben doch darin Recht, daß nicht immer solche idyllische Sachen kommen sollen, und man muß sie nicht herausfordern, namentlich, daß nicht auch das Publikum sage: es ist doch wirklich so. Mein Plan wäre der: Im Juli kann ich Ihnen zwei Bändchen Erzählungen für die Jugend geben, welche fortgesetzt werden. Ich hoffe, sie sollen recht schön ausfallen. Aber ich gebe die zwei Bände auf einmal, beide zusammen ungefähr 18 Bogen Studien. — Zur selben Zeit oder etwa Ende August werde ich mit einem andern Werke fertig, das das gesammte Gebiet des Rechtes und des Staates in den allgemeinsten Grundlinien und allgemein verständlich behandeln soll, ein Handbuch für das Volk. Endlich könnte ein Broschürchen, Briefe über verschiedene Zeitfragen (im Prinzipe), folgen. Auf alles dieses der Roman, dem ich mich wieder zugewendet habe, der des Tragischen, das die Gegner fordern, schon genug enthalten, und eine Antwort auf die Anschuldigung sein wird. Dann mögen wieder die Erzählungen an die Reihe kommen. Was sagen Sie denn jetzt zu den zwei Schwestern? Ich glaube, daß diese Schilderung die reinste, ruhigste, verstan-

des- und kunstgemäßeste sei, die ich gemacht habe. Aber daß solche Behandlungen in Feinheit, Verstand und Sitte Leuten, wie dem Lloyd-Recensenten, nicht verständlich sein, also ihm als Unsinn erscheinen müssen, ist klar, wenn man sich seines Romans in der Presse „Eine Ehe der Zukunft" erinnert, der es zweifelhaft läßt, ob man sich mehr mit Ekel von diesem Unverstande oder dieser Unsittlichkeit abwenden solle. Wenn Sie die Sache nicht gelesen haben, thun Sie mir den Gefallen, und lesen Sie dieselbe, es ist merkwürdig, wenn Blätter, die sich zu den ersten zählen wollen, Solches bringen. Da steht es schlecht um die Kunst. Übrigens ist die Recension, soviel man mir davon erzählte, eine sogenannte demokratische. — Meine Richtung muß diesen Leuten anstößig sein, die sich für Volksmänner geben, aber das Volk, das ich gewiß mit meinem Herzen liebe, wie aus meinen Schriften erhellt, schlecht und unglücklich machen, da es in seiner Hilflosigkeit dem Gifte nicht zu widerstehen vermag.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1850.

Ich muß Ihnen heute schon wieder ein paar Zeilen schicken. Erstens, wenn wieder in der Angelegenheit des Sohnes der Frau von Binzer ein Schreiben zu schicken ist, senden Sie selbes an mich; denn die Frau ist über den Verlust des hoffnungsvollen jungen Mannes noch so gebeugt, daß ihr Blätter dieser Art nicht

plötzlich vor Geſicht kommen dürfen. Zum Glücke iſt ſie in dieſem Augenblicke in Wien, und das Blatt kam in die Hände der Töchter. Zweitens: Wären Sie denn nicht geſonnen, zur leichteren Rangirung unſerer Verhältniſſe mir vor der Hand das Eigenthum der Studien ganz abzukaufen? Wenn Sie darauf eingehen, ſo thun Sie mir einen Vorſchlag, da Sie die Handelsverhältniſſe beſſer kennen, als ich. Was ſpäter erſcheint und abgeſchloſſen iſt, darüber können wir uns dann wieder vertragen. Ich bin freilich geſonnen, aus der Mappe des Urgroßvaters ein eigenes Werk in zwei Bänden zu machen, und den dritten Band Studien mit ein paar andern Erzählungen zu füllen; aber das ſteht noch in weitem Felde, und wir können im Falle der Realiſirung ja wieder übereinkommen. — Wären dieſe unglückſeligen zwei Jahre nicht geweſen, ſo läge jetzt „Der ſchwarze Knappe", der Vorläufer der „Roſenberger" und „Schaumberger", in drei Bänden vor dem Publikum, und Alles ſtünde anders. Aber faſſen wir Muth und die Scharte wird ſich ausſchleifen laſſen. Ich bitte Sie, antworten Sie mir ſehr bald, ich bin durch dieſe zwei Jahre viel ernſter geworden, ſehe die irdiſchen Verhältniſſe nicht mehr mit ſo poetiſcher Leichtfertigkeit an, und halte jede geordnete Angelegenheit und einen von der Welt abgeſchloſſenen und geregelten Familienhaushalt für ein großes Glück. — Ihnen die freundlichſten und beſten Oſtern wünſchend, bleibe ich Ihr ergebenſter Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. April 1850.

Um Sie in Ihren anderweitigen Unternehmungen nicht aufzuhalten, schreibe ich Ihnen auf Ihr Letztes im Kurzen Folgendes, das ich nach unparteiischem Nachdenken als nothwendig gefunden habe.

Ich kann trotz meiner Lage (alle Quellen sind erschöpft, da ich auf den Antrag des Ministeriums vom 5. November 1849 jeden Erwerb aufgab, einen langen, kostspieligen Wiener Aufenthalt machen mußte und nun sechs Monate auf die Gehaltsanweisung und das Decret warte) — trotz dieser Lage kann ich Ihren Antrag nicht annehmen. Von den Studien dürften später noch manche Auflagen vorkommen; denn trotz Angriffen, die viel Größeren, namentlich Göthe und Schiller, geschehen sind, trotz der Fehler in den Studien, von denen niemand lebhafter durchdrungen sein kann, als ich selber, werden doch dieselben in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit noch existiren, wenn die gesammte Revolutionspoesie, Tendenzroman, Parteidichtung, Cotterieansicht ꝛc. ꝛc. untergegangen ist, oder höchstens als Curiosum von dem nachwachsenden Geschlechte betrachtet wird, das die damaligen Gefühle nicht wird begreifen können; denn Dichtung ist in diesen Dingen keine; in den Studien aber (die natürlich nur kleine, harmlose Dinge sein sollen) ist ein warmes Gefühl, ist Sittlichkeit, ist menschlich dauerndes

Benehmen, und dies sichert die Rückkehr der Leser zu den Büchern, und um so mehr, da die schon seit Jahrzehnten herrschende Tendenz jetzt so eifrig arbeitet, durch heillose Ausgeburten der Unvernunft und der Einseitigkeit verrannter Affecte und selbst durch verbrecherische Kundthuungen den Ekel und also den nothwendigen Umschlag herbeizuführen. Weine, Liqueure ꝛc. mögen ein reizendes, stachelndes Getränke sein, das Quellwasser siegt doch wieder, insbesondere nach starkem, vielem Genusse obiger Dinge. Radowitz sagte mir einst: „Unter dem Wenigen, was von der jetzigen Literatur bleibt, werden Ihre Studien sein.“ Es freute mich dieser Ausspruch von dem Verfasser der Gespräche über Staat und Kirche. Classische Werke aller Nationen wissen nichts von Modepoesie, und ein Studium der Alten hat mir die Richtigkeit solchen Funkulirens recht lebhaft gezeigt, das in jedem Zeitalter ist, und nie in ein folgendes übergeht; denn jedes macht sich seine neue Narrheit.

Wäre ich mit Ihnen ausgeglichen und unabhängig, so würde ich stets mein Werk feilen wie ich kann, und erst dann, wenn es gefällt, anbieten. Ich hätte Ihnen so schon die Jugenderzählungen mögen sehr rein übergeben. Noch gearbeiteter die Romane, in denen die Leute schon des Tragischen finden werden, von denen einige meinen, es sei allein Poesie.

Indem ich Ihnen diese meine Ansicht sende, erkläre ich zugleich, daß ich sehr eifrig sorgen werde, daß wir ausgeglichen werden, was ohne die bittern und resultatlosen (im poetischen Sinne) letzten zwei Jahre schon der Fall wäre.

Von uns beiden an Sie und Ihre liebe Frau alles Herzliche und Schöne.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 24. Mai 1850.

Nach langem Berathen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es meine Umſtände nicht erlauben, eine koſtſpielige Wienerreiſe zu machen. Die beiſpielloſe Verzögerung meiner Amtswirkſamkeit hat mir ſehr geſchadet. Ich hätte hier eine leichte Beſchäftigung mit 100 fl. C.M. für den Monat fortſetzen können, aber ich mußte ſie bei dem Rufe nach Wien aufgeben, und der hieſige Statthalter braucht in dem Augenblicke noch einen Mann für dieſe Stellung (Ausarbeitung künftiger Vorlagen für den Landtag, Einrichtungen für das Land ꝛc.), aber er trug mir den Poſten nie an, weil wir täglich mein Decret erwarteten, und ich ſagte natürlich auch nichts darüber, obwohl ich viele dieſer Arbeiten nun doch unentgeltlich mache, z. B. einen Realſchulplan von 81 Folioſeiten. So ſteht die Sache der Erwartung. Daher muß ich ſehr ſparſam ſein, um ſo mehr, da bei dem Unverſtande der Leute und bei der doch bedeutenden Stelle, die ich einnehmen ſoll, nichts nach Außen verlautbaren darf.

Ich kann Sie alſo nicht ſehen, ſo ſehr ich es wünſchte. Aus derſelben Urſache konnte ich bisher Seiner Majeſtät meine Bücher nicht überreichen, was ich gerne perſönlich gethan hätte.

Möge einmal in Frankreich der Ausbruch geſchehen, der doch nicht zu vermeiden iſt, daß nach demſelben eine feſtere und beſſere Ordnung eintrete, der kein Volk, als dieſes, unter allen das leichtſinnigſte, ſo bedarf, ein Volk, das immer mit dem Feuer ſpielt, und dann doch ſo wenig den Brand zu leiten und zu

regeln verſteht. Es wirkt auf den Unverſtand und die lediglich Nachahmungsſucht unſerer Völker ſo ſchrecklich zurück, indem die meiſten, die unleugbar vorhandenen Übel fühlend, ſchnell in der Nachahmung franzöſiſcher Zuſtände die Heilung ſehen, weil ſie, nicht nachdenkend, nicht einſehen, daß jedes Übel nur ſeine eigene, ihm congruente Heilung fordere, und daß es mir nichts nützt, mir Pelze zu kaufen, wenn mich hungert. Von Frankreich aus muß uns die Heilung kommen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, 6. Juni 1850.

Ich habe an Gerold für Sie ein Schreiben gerichtet, aber keine Antwort erhalten. Ich habe darin den Preis für die Studien beſtimmt und für die Auszahlung Friſten eingeräumt. Ich meine, der Preis ſei nicht hoch, da das Werk ſich in Kurzem rentiren wird. Ich hätte nie in einen Verkauf um dieſen Preis gewilligt, wenn ich nicht durch den Antrag des Miniſteriums und die Annahme von meiner Seite und durch die nun ſo lange dauernde Verzögerung (während welcher ich ganz ohne Einnahme war) dahin gebracht worden wäre.

Wenn Sie auf das Project eingehen, will ich gerne in Hinſicht der in einigen Wochen verfügbaren zwei Bände die äußerſte Billigkeit eintreten laſſen. Auch können wir, wenn ich einmal in Beſoldung ſtehe (was doch nun nicht länger als bis Oktober dauern kann), die Friſten nach Ihrer Bequemlichkeit größer machen, oder die Summen kleiner. Nur jetzt klemmt es mich ſehr.

Wenn Sie daher in ein Geſchäft eingehen und in der Lage ſind, ſo thäten Sie mir einen Gefallen, wenn Sie mir für den Augenblick etwas ſendeten, wenn es auch nicht viel iſt. In dem ſteten Erwarten ließ ich die Dinge auf das Äußerſte kommen. Oft bin ich recht ärgerlich und mißmuthig, und oft erkenne ich an, daß das Miniſterium keine Schuld habe, und gewiß die Verzögerung nicht voraus zu berechnen im Stande war. Auch können ſie ja nicht ahnen, welche Unannehmlichkeit mir daraus erwachſen iſt.

Ich habe mich faſt der Vermuthung überlaſſen, daß Sie mich auf eine kleine Zeit hier beſuchen würden. Ich kann nicht einmal nach Wien gehen, dem Kaiſer meine Bücher zu überreichen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 23. Juni 1850.

Drei Tage nach Ihrem Briefe erhielt ich mein Decret. Ich kann Ihnen nur in Eile ſchreiben, und verſpare mir das Wichtigſte auf Ihre ſehnlichſt erwartete Ankunft. Zeigen Sie mir ja ſelbe an, daß ich gewiß zu Hauſe bin, und richten Sie es ſich ſo ein, daß unſer Beiſammenſein nicht gar zu kurz iſt. — Mit dem übermachten Vertrage bin ich völlig einverſtanden.

Daß jede Ausgabe der Studien ein gefälliges Äußere haben wird, dafür bürgt Ihr Charakter. Den Vertrag unterſchreiben wir in Linz, wenn Sie herauf kommen. Ich werde jetzt in den Morgenſtunden, die mir unverkümmert ſind, recht fleißig dichten, da die Ungewißheit und Unruhe ein Ende hat.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 6. December 1850.

Ich habe Ihnen nicht antworten können, weil ich auf einer Amtsreiſe war, und Ihren Brief bei der Heimkunft fand. Ich hätte Ihnen eine Menge zu ſagen, und weiß es eigentlich nicht anzufangen. Vor Allem trotz Ihres Verbotes: Vertrauen Sie der Zeit, und kommen Sie ſich ernſtlich ſelber zu Hilfe. Das iſt das unſäglich Wohlthätige von der Natur, daß Seelenwunden wie körperliche heilen, nur mit dem Unterſchiede, daß die geheilte Seelenwunde, wenn ſie eine unverdiente war, ſtatt Nachwehen, wie die körperliche, vielmehr eine geſtählтere, geſteigerte und reinere Seelengeſundheit zurück läßt. Sie werden es empfinden: durch Schmerz geht man zu einem größeren Charakter hervor. Daß ich den tiefſten Antheil nahm, werden Sie mir glauben. Dieſes Wenige mußte ich ſagen, und Sie werden es mir verzeihen — nicht wahr, Sie verzeihen es, wenn es Ihnen auch Schmerz macht?

Wir wollen — denn ich glaube nicht an die Unvernunft eines Krieges — recht nach der Literatur ſehen, ihre Flügel in dieſer trüben, ſchmutzigen Zeit rein zu erhalten ſuchen, uns ihrer Größe, ihrer Schätze, ihrer ſeelenerhebenden Kraft recht verſichern, und dies um ſo mehr, je abgeſchmacktere, widrigere Dinge ſie in der Außenwelt treiben (warum ſoll man ſich das Höchſte des Lebens vergällen laſſen, oder es gar ausſetzen, weil man rings von dem aufſliegenden Staube und dem rollenden Schutte abgebrochener und

zum Neubau beſtimmter Wohnungen umgeben iſt?) — und wenn wieder ein ſchöneres Morgenroth anbricht, haben wir die Zeit inzwiſchen gewonnen, deren Verluſt manches beſſere Herz betrüben wird, und können friſcher und beruhigter und mit heiterem Gewiſſen die reine Luft athmen, die nach den Schlacken zurückbleiben wird. Ich habe jüngſt „die Matadore“ geleſen, der Roman hat mich ſehr gehoben. Verſtehen Sie mich recht. Wenn ich ſo einen Titel in den Zeitungen leſe, ſo ſchiebe ich dem Verfaſſer tiefe, eingreifende, erſchöpfende Dinge unter. Aber welch' ein Gebräu von Unwahrheit, Unnothwendigkeit und Zerfallenheit ſind dieſe „Matadore“! Um das einzige, nicht ganz liebloſe Bild der Giuditta thut es uns leid, daß es unter dieſen fratzenhaften Unmöglichkeiten iſt, unter denen ſich nur das einzige Poſitive herausſtellt: Niedrigkeit des Geiſtes, der in dem Buche weht. So bleibt doch am Ende unſer theures Öſterreich das Land der Lerchen, welche, die wenigen ſchreienden Sperlinge abgerechnet, auf die Niemand hört, mit dem alten, goldenen Klange ihren Landsleuten in das Herz ſingen. Wie groß wird Grillparzer in ſolcher Zeit, wie rieſenhaft größer wird er immer, wenn Zeugs, wie die kläglichen Literaturbriefe in der Allgemeinen Zeitung und die neuen, poſaunten Dinge in die Welt treten. Aber trefflich iſt's, daß ſie kommen, und deſto trefflicher, in je dichterer Maſſe ſie kommen; ſie werden das Menſchenherz wieder reinigen, das durch einige hochbegabte und begabte, aber herzensſchlechte Menſchen auf Abwege gelockt, durch dieſe Nachzügler und Zerrbilder angeekelt, wieder zu dem reinen Gotte zurückkehren wird. Merkwürdig wäre es, wenn das geſchmähte Öſterreich, in dem aber noch naturwahre und ſtarke Herzen ſchlagen, die anderſeits zerblaſen und gedunſen ſind — wenn dieſes geſchmähte Öſterreich,

das Deutschland ein paar Male vom politischen Untergange gerettet hat, es auch eben durch jene naturwahren und starken Herzen vom literarischen Wahnsinne retten müßte. — Merkwürdig wäre es! Auffallend ist es, daß der einzige in Österreich lebende, groteskeste und sittlich verkröpfteste und widernatürlichste Poet (Hebbel) kein Österreicher. Mir ist es fast Trost, daß, wenn wir auch schlechte Dichter haben, diese windigen Mühlsteine, die Hebbel für Größe hält, die aber, weil sie aus Wind bestehen, und doch Mühlsteine heißen wollen, nur lächerlich sind, keinem aus Österreich eingefallen sind. Sie sehen, wie ich fast in eine poetische Sonderbündlerei falle; aber in tiefem Ernste: ich möchte eben den tiefen Ernst in unsere Dichtungen zurück retten, und ein großes Werk, das zeigt, es sei deutsche Größe nicht ausgestorben, wenn es aus dem entferntesten Winkel oder der sandigsten Mark kommt, werde ich kniend und anbetend empfangen. — Darum sage ich: „Sorgt für tüchtige Schulen und Schüler"; denn Hohlheit, Unwissenheit und daraus hervorgehende Ungediegenheit sind das Übel unserer Zeit. Aber es sei dieser Dinge, die mein Herz bewegen, genug.

Aus Ihrem Schreiben sehe ich, daß Ihnen ein Brief, den ich nach Gmunden poste restante schickte, nicht zugegangen ist. Ich kam des sehr tiefen Barometerstandes wegen, der mich in jener Zeit öfter täuschte, nicht nach; aber es mochte in der Abgeschlagenheit meines Wesens, die mir das Reisen verleidete, schon eine Vorahnung gelegen sein; denn ich wurde zwei Tage darnach krank (entzündliches Fieber mit Phantasiren), und blieb es bis Mitte September, wo ich zu früh eine Amtsreise machte, und deshalb im October wieder 14 Tage an einer Halsentzündung liegen mußte. Jetzt bin ich aber sehr wohl. Ich gehe täglich

ſchon vor 8 Uhr in mein Amt, wo ich in der tiefſten Stille, ehe die andern kommen ($9^1/_2$—10), dichte, und wenn dieſes ſüße Tagewerk gethan iſt, kommt das ebenfalls nicht ſaure der Schulenſchreiberei bis 2 Uhr. Der Nachmittag iſt den Vorbereitungen auf morgen, der Erholung und allerlei Lieblingsſachen (Zeichnen, Malen) gewidmet. Wenn ich Vormittags in Schulen bin, iſt der Dichtungstermin von 6—8—9 Uhr Abends.

Ich arbeite die zwei Bände Erzählungen für die Jugend zuſammen. Sie erhalten ſie nur ganz fertig, ich hoffe bis Frühjahr, daß ſie im September erſcheinen können. Manche Partien haben mich nach neuer Durchleſung ſehr gerührt, manche geärgert — daß denn nichts ſo wird, wie es urſprünglich bei der Empfängniß vor der Seele ſteht! Gott gebe Geſundheit für mich und Heil für Öſterreich; dann arbeite ich gerne und freudig, und trage, wenn auch einer der unbedeutendſten Schreiber unſeres Vaterlandes, zum oben beſprochenen, anbrechenden Morgenroth Öſterreichs bei. Mein Amt freut mich ſehr, und ich hatte ſchon manche ſehr dankbare Momente. Könnte ich auch von Ihnen Günſtiges aus Ihrer Lage erfahren!

Leben Sie wohl, nehmen Sie meine unveränderliche Freundſchaft als kleine Gabe, und denken Sie manchmal Ihres Freundes.

N. S. Ein paar ſehr ſchöne Briefe aus Deutſchland habe ich erhalten.

1851.

An Guſtav Heckenaſt.

Wien, am 11. Jänner 1851.

Ich habe geſtern eine Unterredung über Sie mit Ihrem Freunde S. gehabt, und fühle mich deshalb gedrungen, Ihnen zu ſchreiben und Sie zu bitten: Kommen Sie zu uns nach Wien herauf. Sie haben an S. den theilnehmendſten, wahrhaftigſten Freund, und da meinerſeits die Verbindung, in der ich mit Ihnen ſtehe, ſchon ſo lange dauert, da Ihr Weſen mir ſo verwandt iſt, und ich Ihnen ſo viele Dienſte verdanke, ſo bin auch ich Ihr wärmſter, aufrichtigſter Freund. Wenn Sie es jetzt auch ſollten für Zudringlichkeit halten, ſo darf mich das nicht hindern, in Ihrer traurigen Angelegenheit noch einmal und vielleicht noch öfter das Wort gegen Sie zu ergreifen und es zu verſuchen, Ihnen ohne zu großer innerlicher Einbuße über dieſe dunkle Stelle hinweg zu helfen. Aus S. Worten hat mir wieder das Herz recht um Sie geblutet, und ich bildete mir ein, wenn ich Sie nur ſähe, und mit Ihnen ſprechen könnte, ich würde durch Liebe, die Sie an mir ſähen, durch freundliche und erhebende Unterredungen, die wir führten, Ihnen von Nutzen ſein können. Der Schmerz hat zwar das Eigene, daß er ſich in ſich zurückzieht und verſenkt, aber man thut da ein Unrecht gegen ſich — die Rede, die Freundesrede, löſet ihn, und führt ihn in ein ſanfteres

Geleiſe, namentlich wenn man an Freundesliebe ſieht, daß, ſo viel man auch verloren, doch noch viel und Werthvolles geblieben iſt. Ich möchte gerne, gerne mit Ihnen ſprechen. Ich kann nicht früher nach Peſt kommen, als nach Beendigung meiner Geſchäfte, und da noch zweifelhaft und auf kurze Zeit; wenn aber Sie kämen, könnten wir trotz meiner Sitzungen mit einander umgehen und manches beſprechen und entwerfen. Schreiben Sie mir. Ich wohne im König von Ungarn, und würde Ihnen in demſelben Gaſthofe ein Zimmer beſtellen. Wie ſchön wäre das! Alſo thun Sie es, eilen Sie auf den Schienen herauf.

Ich ſah hier Leſſings Huß, und derſelbe hat mich ſo begeiſtert, daß ich mitten in den Gedanken an poetiſch-hiſtoriſchen Stoffen bin, und etwas Ernſtes, Würdiges, Großartiges leiſten möchte. Daneben legte ich Hand an das kleinſte Werklein, das aber das wichtigſte Weltbuch und für uns von großer Bedeutung werden könnte — an ein Abc-Büchlein und Lehrbüchlein für Volksſchulen. Das letztere Werk aber muß Geheimniß bleiben.

Meine Zeit ruft mich ab, ich muß enden. Acht bis zehn Tage bleibe ich ganz gewiß noch hier. Schreiben Sie bald.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. Juli 1851.

Ich bin am 8. Juli von einer Amtsreiſe zurückgekehrt, und habe Ihr liebes Schreiben vorgefunden. Obwohl ſchwer, wäre es mir vielleicht doch möglich geweſen, auf ein paar Tage nach

Wien zu kommen, aber die Zeit war vorüber. Es hat geheißen, daß wir im Frühlinge nach Wien werden berufen werden, da hatte ich mir vorgenommen, Urlaub zu nehmen und Sie auf Ihrem Landsitze zu beſuchen. Aber ein Frühlingstag verging nach dem andern, und kein Einberufungsdecret erſchien. Dies iſt auch die Urſache, daß ich nicht ſchrieb, da ich Sie perſönlich zu treffen wünſchte. Überhaupt iſt mir das Briefſchreiben jetzt doppelt ſauer. Schriftſtellerſchreiben, Actenſchreiben, woher noch Möglichkeit zu Briefen? Ihre Sendung habe ich richtig erhalten, Sie ſchreiben aber, ich dürfe über den Reſt verfügen: nach meiner Rechnung habe ich keinen Reſt mehr anzuſprechen, ſollte ich irren, ſo werden Sie mir es ſchon ſagen.

Was die Schriftſtellerei anbelangt, ſo kehrt die Zeit derſelben wieder. Die Herzen der Menſchen beruhigen ſich, die Augen gehen auf, daß, was auch die Mächtigen gefehlt haben mögen, die lauten und zudrängenden Beglücker doch viel ungeſchickter und verderblicher geweſen ſind, und daß durch vernünftige, ruhige Reform und Anſtrebung des erreichbaren Guten allein ein feſter und glücklicher Zuſtand erzielt werden kann. Da fangen denn nun auch die Lerchenſtimmen, die während des Ungewitters geſchwiegen haben, in welchem ſich die Möven und Raben hatten hören laſſen, wieder an, ihre Töne zu verſuchen, und einer der herrlichſten Verſuche (ich ſage Verſuch, weil ich den Verfaſſer für ſehr jung und der ſchönſten Zukunft fähig halte) iſt Amaranth von Redwitz. Freilich drängt ſich auch Hebbel und die ihm verwandten Narren auf die Bühne, und bringen ihr naturwidriges Gezerre und ihre ſeltſamlichen, ungethümlichen Auswüchſe zu Markte, erwiſchen ſtatt des Tragiſchen immer nur das Widerwärtige, weil ſie unſittlich ſind, daher nicht wiſſen, daß ungeheures

Unglück, ſchaudervolles Verhängniß nur poetiſch und verklärt erſcheint durch die Größe und Erhabenheit des Herzens, auf das es ſtößt, und daß das Schauderhafte an und für ſich allein, das ſie immer in ausgeſuchter Schlechtigkeit und Raffinerie bringen, nichts weiter als eine Fleiſchbank iſt. Ich ergrimme immer über dieſe Unreinen im Tempel, und es fällt mir das Evangelium ein, wo der Sanfteſte der Sanften in Wuth gerieth, da er die Käufer und Verkäufer im Tempel ſah, daß er ſich Stricke flechten, und ſie hinausjagen mußte. Aber es thut nichts, ſolche Dinge ſind immer geweſen, und immer vergangen. Das durch Schlamm verunreinigte Waſſer verfließt, die reinen Quellen ſprudeln ewig.

Ich arbeite jetzt wieder mit leichterem, reinerem Herzen — (denn wilde menſchliche Dinge der jüngſten Vergangenheit haben mich ſehr getrübt gehabt) und unſer jetziger Statthalter muntert mich dazu ſehr auf. Täglich arbeite ich in den Morgenſtunden vor dem Amte, auch wenn ich auf Reiſen bin. Die erſte Zeit meines Amtes hatte ich wenig Muße, jetzt aber iſt der Gang geregelter, und, was die Hauptſache iſt, das Gemüth beruhigter. Im Herbſte bekommen Sie die Jugendgeſchichten, zwei Bände (ich werde Ihnen ſchon bald wieder eine Partie zur Einſicht ſenden), im nächſten Sommer erſcheint der Anfang der Roſenberger, als erſter Band (für ſich ſelbſtſtändig) der grüne Knappe (aus dem ſchwarzen iſt ein grüner geworden) — — doch es iſt ſchriftlich nicht möglich über alle Beſtrebungen zu reden, etwa bekomme ich doch nach den Prüfungen etwas Luft, um Sie beſuchen zu können, da werde ich Ihnen Alles darlegen. Da die Studien Ihr Eigenthum ſind, ſo bin ich geneigt, auch das Fernere Ihnen als Eigenthum abzutreten, oder auch nach Auflagen, wie es dann

unter uns mündlich wird abgemacht werden. Wenn es Ihre Umstände erlauben, ersuche ich Sie um 400 fl. a conto, 200 Anfangs August, 200 Anfangs September; ich habe nämlich Gelegenheit ein allerliebstes Gärtchen in meiner Nähe zu erwerben, für mich Blumen- und Pflanzenfreund längst ein sehnlicher Wunsch. Erwähnen Sie in Ihrer Antwort nichts; denn für die Frau soll es eine Überraschung sein. Ich will für Ihre Güte dann auch recht gerne bei Abschluß des Vertrages auf für Ihre Bequemlichkeit entsprechende Raten eingehen. Ich bitte aber um baldige Antwort, da der Eigenthümer mir zu Liebe wohl ein wenig wartet, bis ich ihm Bestimmtes sagen kann, aber vielleicht doch, wenn es zu lange würde, andern Anträgen sein Ohr leihen könnte.

Wo werden Sie im September sein? Da wäre eine Zusammenkunft möglich.

Wir haben jetzt hier einen Kunstverein. Die Münchner haben Meisterwerke geschickt, die Wiener bisher Unbedeutendes. Zum Malen oder Zeichnen habe ich höchstens alle 14 Tage einmal Zeit.

Die Poststunde drängt, ich sende Ihnen tausend Grüße von mir und der Frau. Möchten Sie nicht mit uns eine Alpenpartie machen? Vom 20. August bin ich frei. Es wäre mir etwas unendlich Liebes.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 11. September 1851.

Ich denke, Sie werden nun von London zurück ſein, und ich kann daher nicht länger warten, an Sie zu ſchreiben, da ſo mächtige Gründe vorliegen, es zu thun. Ich wollte Ihnen wohl auch eine kleine Freude bereiten, und Ihnen das fertige Manuſcript von zwei Bänden überſenden; aber leider muß dieſes Schreiben allein abgehen; es wird hier eine Realſchule gegründet, ſie ſoll am 1. October beginnen, vielleicht auch erſt am 15. October, und die ganze Sache hat der Statthalter faſt einzig in meine Hände gelegt, ſo daß ich vor November keinen Federſtrich an der Vollendung des Manuſcriptes thun kann; denn die Arbeit (Bauleute, Tiſchler, Schloſſer, Zimmerleute, Inſtrumente, Naturalienſammlungen, Lehrerconcurſe ꝛc. ꝛc.) iſt ſehr zerſtreuend und Gedanken verwirrend. Im November werde ich dazu ſitzen, und mit größter Freude und Liebe die Sache zur Vollendung führen, um Ihnen einigermaßen den Dank zu bezeigen, den ich Ihnen ſchuldig bin. Lieber Freund! was haben Sie denn gethan? Wie komme ich denn dazu, daß Sie mir ein ſo prachtvolles Gemälde zum Geſchenke machen! Ich habe gar kein anderes Verdienſt um Sie, als daß ich Ihnen von Herzen gut bin, und Ihr Wohl wünſche, was Sie durch unzählige Freundſchaftsdienſte um mich ſo verdient haben, daß eher ich Ihnen etwas

ſchuldig bin, als Sie mir. Ich kann daher dieſe neue Gabe nur als ein unverdientes Geſchenk anſehen, und als eine neue Veranlaſſung, Ihnen dankbar zu ſein. Vorerſt in Worten den wärmſten, beſten Dank, ich weiß nicht, ob es etwas gegeben hätte, was mir eine größere Freude zu machen im Stande geweſen wäre. Nach dem Auspacken bin ich einen ganzen Nachmittag vor dem Bilde geſeſſen. Ich habe vielfach hin und her gedacht, was ich Ihnen denn für ein Gegengeſchenk machen ſolle? Das Hauptſächliche ſoll Folgendes ſein, und vielleicht erregt es Ihnen auch einiges Vergnügen: ich werde ſehr thätig, fleißig und aufmerkſam arbeiten, um Ihnen eine Reihe Manuſcripte ſenden zu können, von denen Ihre Kennerſchaft und Ihr Gemüth nicht unbefriedigt bleiben ſoll; die Begeiſterung für die Arbeit haben Sie ſelber geſchaffen, theils in meinem Dankgefühle, theils in der Betrachtung und dem Genuſſe dieſes Gemäldes, das mir ſchwunghaftere, tiefere und feurigere Gedanken einflößt, als wenn ich nur ewig meinen alten Kaſten zu betrachten verurtheilt wäre. Hätte ich einen Rottmann (Arthaber beſitzt einen — den Thorſtein — den ich ihm einſt abkaufen werde), einen Bürkel, Marko und Leſſings Huß in meinem Zimmer — — ich bilde mir ein, nichts anderes, als höchſte Meiſterſtücke machen zu können. Huß hat mich unerhört ergriffen, und ich ging damals in Wien mit den großartigſten hiſtoriſchen Schriftſtellercompoſitionen ſchwanger. Hier hungere ich ſo aus, daß ich wie ein Kind nach Bildern, Theatern ꝛc. haſche, wenn ich nach Wien komme. Aber auch etwas Materielles denke ich Ihnen zu. In unſerem Lande gibt es noch alterthümliche Kunſtwerke an Schnitzereien, eingelegter Arbeit ꝛc. oft von größter Schönheit. Ich ſah in Klöſtern ſchon wahrhafte Meiſterwerke dieſer Art: da ich nun viel im Lande herum komme,

ſo ſollen Sie das erſte Meiſterliche dieſer Art, das ich auffinde, als Ausſteuer in Ihr neues Landhaus haben. Wenn ich nicht zum Ankauf von phyſikaliſchen Inſtrumenten nach Wien muß, und dort ein paar Tage erſpare, werde ich Sie wohl auch in dieſem Herbſte nicht ſehen, daran iſt die verwünſchte und doch ſehr erwünſchte Realſchule ſchuld.

Im Nächſten etwas über unſere Kunſtausſtellung. Wenn das Comité nicht ſo gar ungeſchickt wäre, würde ich die Hoffnung hegen, durch Artikel in der Allgemeinen Zeitung der Sache ſehr Vorſchub thun zu können — aber .... Doch iſt ein ſchöner Bürkel angekauft.

An Joſeph Türk.

Linz, am 8. November 1851.

Du wirſt über alle meine Unordnungen böſe ſein. Leider fügen oft die Schickſale das Gewiſſeſte ins Ungewiſſeſte hinüber. Gewiß war es, daß ich nach Wien reiſen ſollte (ja der Tag war ſchon feſtgeſetzt), um die Inſtrumente für die hieſige Realſchule einzukaufen, da kam die Nachricht, daß der größte und wichtigſte Theil derſelben noch nicht vorräthig ſei, da von allen Realſchulen Beſtellungen vorliegen, worauf die Reiſe rückgängig wurde und der Miniſterialrath Koller die Beſtellung und Sendung für Oberöſterreich übernahm. Ferner hielt ich mich für ſehr gewiß, daß ich bis Juli mit einem Manuſcripte fertig ſein werde —

nun, da habe ich wohl ſelber einen Fehler gemacht, daß ich die Ameiſen, welche das Amt oft im Kopfe anhäuft und dafür die Singvögel in ſelbem nicht aufkommen läßt, zu gering anſchlug, und nur die freie Zeit berechnete und die Möglichkeit in ihr ſo und ſo viel Bogen anzufüllen — — aber, mein Gott, was dann darin ſteht! Die Gründung der Realſchule endlich nahm mir faſt alle und jede Zeit ſchon durch vier Monate. Nun iſt ſie von uns aus fertig, und wie ich hoffe prächtig, nur die Beſtätigung einiger Lehrer fehlt noch von Seite des Miniſteriums. Es werden ein paar ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden. Wäre nicht manche Amtsfreude, ich müßte endlich in dieſem kunſt- und wiſſenſchaftsloſen Böotien verzweifeln. Auch im Kunſtvereine, wo man mir Alles verſprach, wo man in Alles eingehen wollte, was ich vorſchlug, thun ſie nun ſo dummes Zeug, daß ich meine Hand ganz zurückhalten muß. Es war ein ſchöner Anfang und wird durch die unüberwindlichſte Dummheit verzettelt. Ich ſtehe faſt allein. Wenn ich etwas ſage, ſtaunen ſie, und ich vermuthe, ſie halten mich für dumm, weil ſie immer gegen alle mathematiſchen Beweiſe doch das thun, was ſie ſich denken, wenn es auch unmathematiſch iſt, und ſie in den Sumpf fahren. Das Schönſte iſt, daß ſie aber das Nämliche wieder thun, und zum zweitenmale in den Sumpf fahren.

O goldene Zeit meiner früheren Unabhängigkeit, meines Wirkens, meiner Stellung. Ich lebe und athme nur in der Klarheit, Reinheit, Ungeſtörtheit und Erhebung des Geiſtes und Gemüthes — und wo iſt all' das hin ſeit 1848? Meine theure Freundin, die mich ſo oft erfreut, getröſtet, geliebt hat, die Natur, auch dieſe hat ihr Antlitz geändert, ſeit man weiß, daß Menſchen

in ihr herumgehen, die ſo ſind, wie ſie eben ſind. Thoren und Schlechte ſind in viel größerer Zahl, als ich je dachte. Eins iſt wahr, was wieder hebt, die Beſſeren ſind deſto beſſer erſchienen — aber meine Freunde ſind dort, ich hier. Jedoch ich will Dir kein Lamento weiter machen. Ein paar ſehr liebe Zuſchriften habe ich aus Norddeutſchland erhalten, die mich freuten, aber Anregung fehlt mir hier — Anregung durch herrliche Menſchen. Vielleicht, wenn ich im Jänner, wie ich hoffe, mit meinem Manuſcript fertig bin, gehe ich auf Urlaub nach Wien.

Die Poſtſtunde naht, ich muß ſchließen. Denke Dich tauſendmal gegrüßt von mir, der ich Dich mit der wahrhafteſten Freundſchaft liebe, weil Du auch unter jene Beſſeren gehörſt, die mir ſo wohl thun, grüße Deinen trefflichen Bruder, melde meine Ehrfurcht Deinen lieben Eltern und laſſe auch einmal etwas von Dir hören.

Hat Dir Pechwill ausgerichtet, daß ich im Winter in Wien krank wurde (Grippe) und krank abreiſte, weshalb ich niemand mehr beſuchen konnte. Meine Schrift wird auch ſchon gehörig ſchlecht.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. November 1851.

Ich ſchreibe Ihnen heute nur ein paar Worte, weil ich es nicht mehr aushalten kann. Entweder ſind Sie auf mich böſe, oder haben ſehr viel zu thun, daß Sie mir gar nicht ſchreiben. Böſe könnten Sie nur ſein, weil ich für Ihr liebes Geſchenk ſo ſpät dankte — aber da können Sie ja doch nicht böſe ſein; denn ich meine, daß der Brief all das Warum muß ausgeſprochen haben, was in meinem Herzen iſt, und warum es ſo ſpät wurde, weiß ich ſelber nicht; erſtens muß man bei ſo mächtigen Eindrücken ſich vom erſten Durcheinander der Gefühle erholen, und eigentlich wiſſen, wie einem ſei, zweitens vermuthete ich Sie Ihren Worten nach in London, und drittens geht es mir mit dem Briefſchreiben überhaupt oft ſo, daß ich meiner eigenen Mutter monatelang nicht ſchreibe, ohne ſie deswegen minder im Herzen zu haben, und letztlich und ſchließlich bildete ich mir im Traume nicht ein, eine Beleidigung oder Kränkung zu verurſachen. Sei es, wie es ſei. — Unſere unſelige Realſchulangelegenheit iſt zwar noch immer nicht in Ordnung, deßungeachtet habe ich jetzt mehr Zeit, und faſt die Hälfte des erſten Bandes liegt ſchon bereit. Möge das Ganze jenen Duft und jene Durchſichtigkeit haben, die ich beabſichtige. — Ich kann nun täglich zwei Morgen- und zwei Abendſtunden dazu verwenden, und thue es gerne — wenn ich nur einen einzigen Menſchen hätte, der mit mir

poetischen Umgang pflegen könnte! Mit Ende des November hoffe ich eine Partie zu haben.

Leben Sie recht wohl, tausend Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. November 1851.

Ich zeige Ihnen an, daß morgen mit dem Postwagen ein Kistchen an Sie von hier abgehen wird, welches einen aus Birnholz von dem hiesigen Bildhauer Rint geschnitzten Becher enthält. Der Becher ist [illegible], desgleichen der Deckel, der mit dem obersten Knopfe, welcher aufgelegt ist, weil der Holzstock nicht ausreichte. Das im Innern befindliche Glas ist in den Becherrand eingelegt, und ist heraus zu schrauben. Der Künstler ist in seiner Arbeit über die Bestellung hinaus gegangen, da ihn der Stoff verführte, mehr zu arbeiten, als die Bedingung erlaubte. Er spricht daher den Preis von 80 fl. C.M. an. Da Sie ihm 60 fl. gegeben haben, so wären, falls Ihnen die Arbeit gefällt, noch 20 fl. zu entrichten sein. Wenn Sie auf diese Bedingung die Arbeit nicht annehmen sollten, so will er Ihnen entweder um 60 fl. etwas anderes machen, oder Ihnen die 60 fl. in Wirklichkeit zurückgeben. Ich schreibe über das Werk kein Urtheil, weil ich sehr begierig auf das Ihrige bin. Wenn ich selbst in den Händen habe, werde ich Ihnen das meinige schreiben, wie ich es gestern Rint sagte. Heute ist der Becher bei dem Herrn Statthalter. Rint wird ein Schreiben in den Becher einlegen.

[illegible] gibt morgen den Eindruck Abwechslung von sich an Ein ist. Ich werden jetzt wiederholt einen Ich Ihnen [illegible] [illegible]. Ich werde bald wieder einen Brief [illegible].

Wenn ich bei einem, meinen Lese mit Wissen, Fall mit Interesse gewollen habe, wie ich sie wollte, kann mein Ihnen Wissen weiß, aber ich bleibe [illegible] [illegible] [illegible] Rath bei voller Ergebung [illegible] [illegible].

An Julius [illegible]

Frag, am 16. September 1821.

Ich [illegible] [illegible] [illegible]

Kindheit und Jugend bewußt vorüberging, wohl etwas Ähnliches zu erinnern. Seit gestern sitze ich wieder bei meiner Arbeit, und die Heiterkeit und Stille der Poesie thut meinem trüben Herzen wohl. Ich denke, daß diese Arbeit einen tiefen und reinen Eindruck machen soll. Lesen Sie den Anfang, der Geist des ganzen Buches soll ein edler, klarer und menschlicher sein, auf das Dauernde im Herzen gegründet, nicht einer Zeit und einer Tendenz angehörig. Ich hoffe auch, daß die Arbeit frei von jeder Manier ist. Ich sehe mir wenigstens keine Übereilung und Nachlässigkeit nach, und sitze mit ruhigerem und ungetheiltem Gemüthe bei der Arbeit.

Die größte Freude bereiteten Sie mir durch die Nachricht, daß Sie hoffen, wieder eine liebe Hausfrau zu gewinnen. Ich segne und ehre sie im Voraus, die Ihnen die Tage des Unglückes vergessen machen und vergüten wird. Ich frage nicht nach ihren anderen Eigenschaften, nur darnach, wie gut sie ist; denn Güte ist das erste und beste Gut der Frauen; und (schlenken Sie dem Freunde die Bemerkung) geben Sie Ihrer künftigen Gattin ein Hauswesen und Hausbürgern, und sie wird darin glücklich sein; denn den Guten ist ihr Haus ihr Königreich. Ich werde Sie gewiß im Sommer besuchen, und freue mich sehr darauf.

Ich lege bei dieser Gelegenheit ein Schreiben bei, das ich vorige Tage erhielt, und das mich freute, senden Sie es mir bei Gelegenheit zurück.

1852.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Januar 1852.

Ihr letztes Schreiben hat mich sehr erfreut, ich schätze Ihr Urtheil als das eines empfindenden Menschen, der nicht von Tendenzkram und andern Zeugs eingenommen ist, sehr hoch, und daß Sie den Anfang der Jugendgeschichten herrlich geheißen haben, that mir sehr wohl, ich wollte etwas Reines, Einfaches und doch tiefer Gehendes machen, und Ihr Ausspruch bestätiget, daß es nicht mißlungen ist. Für den Mittelpunkt dessen, was Sie in Händen haben, halte ich die Erzählung des Großvaters von dem Einbruche der Pest. Schreiben Sie mir darüber, ob es Ihnen auch so war. Es freut mich um so mehr, eine Äußerung des Mitempfindens zu empfangen, als ich hier von der höheren Welt so ziemlich abgeschnitten bin, und wenn ich nicht Äußerungen von der Ferne her empfange, oder auf meinen Reisen vereinzelte, höhere Menschen finde, wie neulich in Braunau die Tochter des Obersten Seidl, so dürfte ich der Masse der Linzer gegenüber eben so gut ein Seifensieder als ein Dichter sein, ja, ersteren dürften sie bedeutend höher schätzen. In dem Augenblicke erhalte ich ein Schreiben, daß mir ein Werk dedicirt sei, aus Duisburg, aber ich kann gerade den Namen des Briefschreibers nicht lesen. Ich hoffe

daß der Verlauf der ersten Geschichte Sie nicht minder befriedigen wird als ihr Anfang. Hat mich die Arbeit schon früher erfreut, so erfreut sie mich nach Ihrem Briefe doppelt, nur müssen Sie sich nicht vorstellen, daß sie sehr leicht sei. Die Sache im Charakter und in den Weltanschauungen des Großvaters zu halten, nicht über die Linie seines Gesichtskreises hinaus zu gehen, einfach, naiv, natürlich und doch tief und poetisch zu sein, ist unendlich schwerer, als moderne poetische Redensarten aneinander reihen, obwohl das Letztere bei einem gewissen Publikum des Beifalls sicher ist, aber ich wäre betrübt über diesen Beifall. Der Großvater soll als ganze Figur dastehen, der Bube als ganze Figur dastehen, und über der Erzählung soll der Hauch der Innigkeit und Reinheit schweben. Darum ist auch nicht jede Stunde ergiebig. Wenn Geist und Gemüth in Erhebung und Ruhe sind, dann fließt es von selbst, sonst will es sich nicht fügen und gestalten. Ich bin sehr fleißig, werde bald ein Päckchen schicken, sollten aber kleine (gewiß nicht große) Pausen sein, so ist es eben darum, weil ich über Partien nicht einig werden kann. Geistige Kinder brauchen, um ausgetragen zu werden, nicht immer eine bestimmte und die gleiche Zeit; die Bälge haben wie ihre Väter die seltsamsten Launen, und springen oft frisch und gesund in die Welt, und liegen ein andermal wie Blei in ihrem Behältniß und sind nicht zu regen.

Bis hieher war ich vor mehreren Tagen gekommen, wurde unterbrochen und konnte bis heute nicht zu dem Blatte gelangen. Ich schließe Ihnen den Brief von Elise Polko bei, welche mir, wie ich oben andeutete, ein Werkchen widmete: „Musikalische Märchen, Skizzen ꝛc. von Elise Polko", das ich seitdem empfangen

und auch theils gelesen habe. Ich kann Ihnen das Büchlein dringend empfehlen (bei Barth — glaube ich — in Leipzig). Sie werden oft lachen über das Übergestripp von Schönheit, Duft, Herz ꝛc., aber es ist ein junges Weib, welches schreibt, welches all dieses üppige Überwuchern selbst noch in dem schwellenden, glühenden Gemüthe hat, aber auch die einfache Kraft wie glänzenden, geschliffenen Stahl, den Tiefblick des Dichters. Ich mache Sie aufmerksam auf Seb. Bach (mit Ausschluß der Beschreibung seiner Musik), auf Gluck (wo ein wahrhaft tragischer Dichterblitz vorkommt: die Worte Ludwigs XVI. nach der Aufführung der Iphigenie), auf Mozart, wo Alles ganz schön ist bis auf den Schlagfluß des alten Cantors, der wegbleiben sollte, auf Santa Lucia, was fast ganz schön ist. Diese Frau hat Alles, was man nicht lernen kann, und hat Alles fast nicht, was man lernen kann. Ich baue auf ihre oft siegreich durchleuchtende, gesunde Kraft; ein Kleinod hat sie, das fast unserer ganzen Zeit abgeht: **sie spricht nur das Leben ihres Herzens aus**, und das ist gesundes Wachsthum, während hundert Dichter unserer Zeit ihre Sachen nur machen, geschickte Wendungen, geistreiche Blicke, überraschende Augenblicke ꝛc. und wie die Pappe weiter heißt, dann wird's ein papierner Rasen, ein (wenn auch aus riesenhaften Stücken) ausgeschnittener Park, den der Alpenwanderer auslacht, und in dem kein Vogel ein Nest baut. Ich wünschte mit dieser Frau näher bekannt zu sein, wünschte ihren Umgang zu genießen (der labendste Eindruck ist für mich ein warmes Herz), wünschte ihr vielleicht in ihrem Bildungsgange nicht unnütz zu sein, und möchte sie mit Ihnen in Verbindung bringen. Ich schreibe ihr heute noch, und sage ihr meinen herzlichen Dank.

Ich komme nun vor dieſer Eliſe Polko wieder nicht dazu, mit Ihnen von dem Becher zu ſprechen, was ich doch eigentlich in dieſem Briefe wollte. Nur das: Ich halte das Ganze (als ſolches) für ein Meiſterwerk in Einfachheit und Reinheit der Auffaſſung, man kann kaum einen klareren und wohlthuenderen Grundgedanken haben, als dieſe Bechergeſtalt ausſpricht, ſelbſt im Einzelnen iſt wieder der Hauptumriß künſtleriſch (wie prachtvoll die Figur des Jägers — wie wirklich todt die Füße des Schweins) ꝛc., aber die Ausführung im Kleinſten iſt nicht techniſch richtig und weich genug, wäre ſie das, dann wäre der Becher ein Kunſtwerk, aber unendlich theurer. Die Haarbreite, die dieſen Menſchen immer von einem wirklichen, wahrhaften und entzückenden Kunſtwerke abhält, iſt entweder, weil er wirklich nur bis zu dieſem Haare gelangte, oder, was ich faſt glaube, weil er wegen ſeiner ſechs Kinder Alles unreif aus den Händen geben muß, damit ſie wieder Suppe haben. Es iſt faſt mit Gott zu hadern, daß er mir nicht irgendwo mehrere Millionen zufallen läßt, ich würde dieſem Manne helfen, natürlich vielen andern auch — wenigſtens den Verſuch machen, ob er nicht ein Meiſterwerk zu Stande brächte. Wir berathen über einen lebensgroßen (oder größeren, wenn der Birnbaumblock zu haben iſt) Moſes, ſitzende Figur, Geſetzgeber, Seher, Gottesfreund, Führer, reicher Bart, reiche Draperie, Ernſt und Majeſtät . . . aber woher den Fond, um drei Jahre ungeſtört modelliren und ſchnitzen zu können?

Noch eins, das Mittelſtück des Bechers hat einen andern Styl, als Fuß und Deckel.

Die Poſt geht bald ab, ich kann den Brief nicht wieder auf morgen ꝛc. verſchieben. Die Ausſtattung unſeres nächſten Werkes

lege ich ganz in Ihre Hände, sie ist dort am besten aufgehoben. Suchen Sie ja bald mit Elise Polko in Verbindung zu kommen. Könnten Sie ihr nicht etwa gar schreiben?

Leben Sie recht wohl, seien Sie tausendmal gegrüßt, und wenn jenes liebliche Angesicht, von dem Sie mir schrieben, daß das Herz daraus spricht, und dem ich schon aus dem Grunde gut bin, weil es Ihnen aus Leid Freude bereiten will, etwas davon weiß, daß Sie ausgeplaudert haben, und wenn es die Erlaubniß dazu gäbe, würde ich an selbes einen recht herzlichen Gruß mitschicken, und bitten, ihn gütig aufzunehmen.

Heute habe ich wieder einmal recht schlecht geschrieben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. Februar 1852.

Ich nehme in Ermanglung von Briefpapier dieses Blatt meines Schriftstellerpapieres, um Ihnen sogleich auf Ihr Schreiben in einem Punkte zu antworten, und eine Besorgniß zu zerstreuen, die Sie zu haben scheinen, nämlich, daß ich Sie zur Geduld vorbereiten wolle. Es sollten meine Worte jenen Sinn nicht haben, im Gegentheile meinte ich Sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß ich recht fleißig arbeite, und daß Sie aus einer etwaigen Verzögerung nicht gleich an Aufschub denken mögen, und ich führte das Beispiel von den Bälgen an. Ich bin in der That selber, ohne daß es einen Antrieb bedurfte,

so sehr für diese Arbeit, daß ich in größte Ungeduld gerathe, wenn sich das leiseste Hinderniß für meine Schriftstellerzeit (5—9 Uhr Abends) am Horizonte blicken läßt, was um so natürlicher ist, da von außen jede Anregung fehlt, und ich nur auf mein Inneres angewiesen bin. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, von meinem Willen hängt es gar nicht ab, daß ich mit Leib und Seele bei der Sache bin, aus Unfleiß oder Ähnlichem schiebt sich nichts auf, der Verbrauch an Zeit liegt nur in der Schwere der Sache, die das fordert, was sie braucht, und im Gemüthe, dem man öfter die Blumen ausreißt, die dann freilich in demselben nicht duften können. Ihre Besorgniß hat mir Unruhe gemacht, ich bitte Sie daher, vertrauen Sie mir, es ist besser, weil das Drängen mir die so gewünschte Ruhe nimmt, und die Freudigkeit des Schaffens, und also das Schaffen selbst verzögert. Ich schreibe durchschnittlich täglich fünf Seiten (Irisformat) rein. Aber oft kann man über Stellen nicht weg, Sie glauben nicht, wie ich mich abquäle, ich weiß das Höhere, und es gestaltet sich nicht. Nur die völlige Poesielosigkeit arbeitet ganz leicht weg, und bringt Massen zu Tage; gerade die letzte Ausfeile ist das feinste, und bedingt die Schönheit allein. Ich kann also mit völliger Gewißheit drei Seiten auf den Tag rechnen. Für diese kann ich einstehen. Übereilung brächte noch bei Weitem mehr Schaden als Nutzen. Ich werde die jetzige Erzählung ganz vollenden, und Ihnen dann senden, weil ich sie gern zum Überblick und Vergleichen vorliegen haben möchte. Der alte Vogelfänger (wozu ich die Zeichnung ja gar nicht kenne) wird ein selbstständiges Buch, er paßt in die Jugendschriften nicht, und dürfte als mitlaufende Arbeit mit dem historischen Roman zugleich gearbeitet werden. Wenn bessere Zeiten sind, d. h. leichtere Partien, versteht es sich

von ſelber, daß weit mehr als drei Seiten fertig werden. Alſo ich bitte Sie noch einmal recht ſchön, vertrauen Sie mir, es wird Alles recht werden. Das Köſtlichſte, was ich haben kann, iſt Ruhe und Heiterkeit, das war ja die Urſache meines Stillſtandes ſeit 1848, daß dieſe beiden fehlten. Das Papier geht aus, tauſend Grüße.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 7. Februar 1852.

Machen Sie mir keine Vorwürfe, daß kein Paket gekommen iſt, ich hätte ſie nie weniger verdient als jetzt; denn ich arbeite ſehr fleißig, die Sache fördert ſich, ich hoffe, daß ſie ſehr gelungen ſein wird. Sie werden der erſte ſein es anzuerkennen, wenn Sie einmal die Schriften in Händen haben, laſſen Sie mich das Ding nicht halb vollenden, helfen Sie mir eine heitere, gehobene Stimmung erhalten; denn dieſe iſt für das Gewächs Boden, Luft und Sonne, ſo wie Verdruß Mehlthau und Gift dafür iſt. Es liegt genug Materie bei mir, ich könnte ſie ſenden, ein ganzer Pack iſt's — aber dann bricht mir das Herz, weil ich die Reife vermiſſe. Wie ſehr das wahr iſt, ſah ich dieſer Tage, wo ich die unmittelbare Fortſetzung deſſen, was Sie in Händen haben, nach langer Ruhe (weil ich viel weiter hinten arbeite) zum Behufe der Fortſetzung an Sie (daß Sie nicht gar zu ungeduldig werden) wieder durchſah, im Großen überblickte, rundete, körniger und natürlicher machte, und über das Fügen, In-

einanderſchmelzen und Adeln eine ſolche innere Freude hatte, daß ich die Tage her immer mich gehoben fühlte. Wenn ich nun die Sache im früheren Zuſtande fortgeſchickt hätte! Ich werde Ihnen einen Theil, den ich, ohne den Überblick zu ſtören, entbehren kann, ſenden, und Sie werden ſelber ſehen, und wenn der Druck vollendet iſt, werde ich Ihnen alle Vorarbeiten zeigen, Sie ſollen vergleichen, und Sie werden die Verbeſſerung erkennen, und werden die Menge der Arbeit erkennen. Hat doch Göthe ſeine Iphigenie fünfmal abgeſchrieben. Gebe Gott, daß ich mit manchen meiner ſchon gedruckten Arbeiten es einmal noch ſo machen kann. Welche Glätte, welche Durchſichtigkeit, welche Feile!

An Guſtav Heckenaſt.

Freiſtadt, 12. Februar 1852.

Ich ſende Ihnen hiemit von Freiſtadt aus (denn ich arbeite auch alle Abende auf meinen Amtsreiſen) einen Bogen (ungefähr), der ſich an das, was Sie! haben, anſchließt, den ich revidirt abgeſchrieben habe, und der doch noch revidirt werden ſollte; denn ich weiß, wie er verbeſſert werden kann. Es nützt nichts, dieſe Erzählung iſt ſo ſchwer, ſie ſoll ſo ſehr aus einem Guſſe ſein, daß ich nothwendig das Ganze vorliegen haben und im Ganzen überblicken muß, um jenen Schmelz und jene Rundung zu geben, die noth thut, und die ſie dann recht lieb machen ſoll. Ich muß Sie daher bitten und Sie dürfen es mir durchaus nicht abſchlagen,

daß Sie mir das, was Sie bereits haben, wieder ſenden, nicht gleich, ich arbeite die Erzählung ganz aus, dann werde ich ſchreiben und Sie um den Anfang bitten und gewiß nicht lange warten laſſen. Ich werde Alles im Allgemeinen überblicken und runden, ſonſt hat mein Herz keine Ruhe. Wenn auch nicht 30 Seiten, ſo werden 20 gewiß in jeder Woche fertig, aber ſenden ſollte ich eigentlich immer nur die fertige Erzählung. Sende ich frühere Theile (wenn Sie es wünſchen), ſo müßten Sie mir bei jeder folgenden Erzählung verſprechen, zu thun wie bei dieſer, und mir zum letzten Überblick Alles geben.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, 29. Februar 1852.

Ich kann nur ein paar Worte ſchreiben. Senden Sie mir gefälligſt Alles von den Jugenderzählungen (auch die Vorrede und Einleitung), ich bin mit der erſten Erzählung fertig und möchte Alles durchſchauen und ſtimmen. Fürchten Sie nichts, ich verändere nur im Kleinen und ſtimme und ſchmelze zuſammen. Höchſtens *vier* Tage wird die Arbeit dauern, und dann ſchicke ich Alles. Das verſprechen und dann leider nicht fertig werden, hat ſeinen Grund in lediglicher Selbſttäuſchung, und es bleibt kein Mittel als in Zukunft nur das fertige Manuſcript zu übergeben. Für 20 Studienſeiten wöchentlich bürge ich von jetzt an. Ich werde jedoch immer nur die *fertige* Erzählung ſchicken, aus

deren Umfang Sie durch Nachzählen immer ſicher die 20 wöchentlichen Seiten finden werden. Habe ich Ihnen nicht in dem erſten Briefe die Studienbogenzahl jedes Bandes genannt? Ich bitte, ſchreiben Sie mir darüber.

An Louiſe Baroneſſe von Eichendorf.

Linz, am 23. März 1852.

Ich habe Ihre liebe Zuſchrift vorgeſtern erhalten, und beeile mich, ſie zu beantworten. Vor Allem ſage ich Ihnen tiefſten Dank für Ihre Geſinnungen gegen mich und noch tieferen für das ſchöne Gefühl, das Sie mir erregten. Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien ſagte, nie auf Schriftſteller- oder Dichterruhm Anſpruch gemacht; Ruhm iſt etwas ſo Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederſtehenden Geiſte zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Prieſter der Menſchheit) iſt wieder etwas ſo Erhabenes, daß ich beides nicht anſtrebe: aber guten Menſchen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Anſichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menſchen zu erproben, ob dieſe Gefühle wirklich hohe ſind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, ſondern auch aus dem Leben zu verſchwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unſchönen Geſtalt vor die Leſer treten zu laſſen, das war und iſt das Streben meiner Schriften. Daher iſt es mir immer

eine große Freude, wenn ich an höheren Menſchen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein ſchönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine ſittliche Freude, die mir entgegen kommt, und ſich als Frucht meiner Schriften ankündigt, iſt meinem Herzen weit wohlthuender, als alle gelehrten und lobſpendenden Kritiken. Namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünſtelten Gemüthern, denn ſie ſtehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menſchen menſchlich ſein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung ſich freuen, die feſtgegründete Erde nicht verachten, ſich einem praktiſchen Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schweſtern ſelbſt Gemüſe zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer, opferfreudiger Menſch zu ſein, endlich mit fühlenden, geiſtigen Menſchen gleichſam einen unſichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.

Sie haben mir ſo lieb und dankbar geſchrieben, daß mir Ihr Brief theuer iſt, und wenn ich Ihnen einen Theil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menſchen auch noch zu thun vermag, ſo iſt ja das ein Lohn, der weit das Verdienſt meiner anſpruchloſen Bücher überſteigt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen, und Dinge niederzuſchreiben, wie ſie mir ungefähr im Gemüthe waren. Ich habe kein Verdienſt an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem geſunden Körper ausgeſtattet, ſchloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menſchen die Äußerungen unverdorbenen Gemüthes, liebte überhaupt die Menſchen, war (bis 1848 wenigſtens) heiter wie die

antiken Völker — und dieſe Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen ſein. Leider kann ich nicht mehr ſo einfach dem Reiche des Schönen leben wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerſeits wirkliches Gutes zur Verbeſſerung heranwachſender Geſchlechter vollbringen möchte, und weil ich andrerſeits einer ſehr geliebten Gattin bei den ungewiſſen Weltzuſtänden und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas ſichreres Auskommen verſchaffe. [illegible]chte — da, ſage ich, dieſes Amt theils die Zeit, theils die reine, edle Stimmung raubt, die mich ſonſt ſo beglückte. Ich weiß jetzt erſt, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines ſehr einfachen, aber ſehr guten Weibes in Beſchäftigung mit lauter ſchönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt iſt es anders. Dieſes Amt hindert mich auch Ihr liebes Anerbieten anzunehmen, denn ich kann nicht auf längere Zeit Oberöſterreich verlaſſen. Meine Gattin wird im Frühlinge nach Wien kommen, wird Sie dann in Baden beſuchen, und perſönlich für Ihre Güte danken. Vielleicht kann ich die Frau begleiten, aber es iſt für den Augenblick wenigſtens nicht gewiß. Bis 1848 lebten wir in Wien, nur im Sommer der letzten Jahre waren wir öfter in dem ſchönen Oberöſterreich, und ſind nun ganz hier. Wenn es Ihnen eine Abwechslung in Ihrer Einſamkeit macht, ſo ſchreiben Sie mir wieder und öfter, nur müßten Sie dann nicht zürnen, wenn die Antwort nicht jederzeit ſogleich erfolgt; denn oft bin ich auf Amtsreiſen abweſend, oft iſt der Geſchäftsdrang der Zeit und der Stimmung feindlich. Auf dieſes Schreiben aber bitte ich um eine kleine Antwort, damit ich beruhigt bin, daß es in Ihre Hände kam; denn Sie haben keinen Namen unterſchrieben (darf

ich nicht um denſelben bitten?) — und wenn ich in 14 Tagen keine Antwort erhalte, ſchreibe ich einen anderen Brief, und ſende ihn durch einen meiner Wienerfreunde nach Nr. 169; denn der Gedanke, daß Sie glauben könnten, ich antworte auf ein ſo liebes Schreiben nicht, wäre mir unerträglich. Wenn Sie der Zufall oder beſſer freier Wille einmal nach Linz führt, ſo verſchmähen Sie es nicht in Nr. 1313 an der Donau zwei Treppen zu ſteigen, da finden Sie mich nebſt Gattin und Ziehtochter in einer freundlichen Wohnung, umgeben von einer herrlichen Natur. Der Empfang ſoll aber noch freundlicher ſein. Ich und meine Gattin ſenden Ihnen die herzlichſten Wünſche zu Ihrem Wohle.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. Juni 1852.

Ich muß Ihnen gleichſam auf einen Amtsbogen ein paar Worte ſchreiben, viel kann ich nicht, weil ich aus Ihnen begreiflichen Urſachen bis Ende Auguſt keine Zeit habe. Ich habe Ihren Brief erhalten, und beantworte hievon nur den Punkt Auguſt. Haben Sie keine Sorge, das Manuſcript haben Sie Ende Auguſts in Ihren Händen. Ich habe nichts mehr zu thun als abzuſchreiben, was aus dem Grunde kein Anderer thun kann, weil keiner das Concept leſen kann und verſteht. Ich bin mit dem Manuſcripte zufriedener als ſonſt, und Sie wiſſen, daß derlei Zufriedenheit ſonſt eben mein Fehler nicht iſt, daher kommt

ja das ewige Ändern und Zuſpätkommen. In der Bogenzahl treffen wir ſchon zuſammen, in der Rechnung auch. Den Hochwald habe ich in vier Exemplaren bekommen und danke recht ſchön. Leider ſind im erſten Kapitel mehrere Druckfehler, weiter habe ich noch nicht geleſen. Wollen Sie mir nicht gelegentlich den Vogelfreund von Geiger zur Anſicht ſenden, daß ich mich mit Ihnen über den etwaigen Stich verſtändige. Das Buch wird ein Roman aus einem oder zwei Bänden, und ſoll die zarteſte, reinſte und heißeſte Liebe mit Glutfarben ſchildern. Ich ſetze aber keinen Termin der Beendigung. Iſt es fertig, wird es Ihnen vorgelegt. Doch darüber nächſtens mehr. Tauſend Schönes.

An Joſeph Türk.

Linz, am 16. Juli 1852.

Nach langer Unterbrechung und nach beinahiger Verödung meines Gemüthes in Folge der bitteren Erfahrung, daß ich faſt Menſchenverächter geworden bin, habe ich wieder zu arbeiten begonnen und werde Ende Auguſts mit meiner Arbeit fertig. Dann, geliebt's Gott, ſehen wir uns auch; denn ich werde zu Heckenaſt auf ſeine Beſitzung bei Gran auf die Weinleſe kommen, und einige Tage dort in Urlaub und Muße zubringen. Wenn nur Frieden bleibt, ſo können auch bei mir die Schäden der Revolution wieder ausgebeſſert werden, und wenn ich auch zu jener Liebe nicht mehr zurückkehren kann, mit der ich einſt alle

Menſchen, ſelbſt die geringſten, umfaßte, ſo ſteht doch manches Herz da, das es gut meint; es ſteht mancher Charakter da, der ausgehalten hat, und mancher Menſch, der rüſtig zum Baue des Großen den Arm hebt, und an dieſe muß man um ſo wärmer die Seele wenden, die man nicht mehr dem All geben kann. Es iſt möglich, daß in mir viele Blumen getödtet wurden, es iſt aber auch möglich, daß ſie vielleicht gar nie da waren. Von ein paar Seiten ſind mir liebe Briefe zugekommen, die mich aufgerichtet haben. Könnte ich den Umgang meiner Freunde und ſo manches bedeutenden Mannes, beſonders des edlen Grillparzer, genießen, ſo dürfte vielleicht manches kleine Schöne ſprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeiſternde, mit dem ich mich einſt im Übermuthe trug, und das wohl nur eine fata morgana geweſen iſt.

Lebe wohl, melde Deinen Eltern meine Verehrung, grüße Deinen Bruder und alle andern Freunde herzlich.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 27. Juli 1852.

Da haben Sie endlich den Kalkſtein. Sie ſehen, wie ich gewirthſchaftet habe. Die letzten zwei Blätter mußte ich ganz neu ſchreiben. Es dauerte darum länger, weil ich beim Durchleſen die andere Arbeit nicht unterbrechen durfte. Ich werde jetzt ſogleich die dritte Erzählung hernehmen und auch ſo durchgehen. Sie heißt Turmalin.

Mein Schmerz iſt nur der, daß ich jetzt dieſe Erzählung nicht ein Jahr kann liegen laſſen, um an eine neue Umarbeitung zu gehen. Ich bilde mir ein, ſie würde ein einfaches, klares, inniges Meiſterwerk werden.

Ich muß ſchließen, weil ich keine Zeit habe. Was die Weinleſe anbelangt, wäre es wohl mein ſehnlichſter Wunſch, ich hoffe auch Urlaub zu bekommen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 30. Auguſt 1852.

Da ſende ich die zwei nächſten Erzählungen. Ich hätte ſie längſt ſenden ſollen, aber da kamen Dinge dazwiſchen, für die ich nicht kann. Ich arbeite ſehr fleißig, aber ſeit 3. Juli ſind Prüfungen, die wohl in meine Rechnung gezogen waren, die mich auch nicht hinderten, weil ich täglich um 4 Uhr aufſtand, aber beim Schriftſtellern ſaß ich, bei der Prüfung ſaß ich, bei der Amtsarbeit ſaß ich — es ſtellten ſich (ein häßliches Wort, das Ding hatte ich im Leben nie) Obſtructionen ein, die ſehr übel waren, aber in Folge derſelben ein Abſceß auf der rechten Schulter (der Arzt erklärte dieſe Ablagerung aus den nicht verarbeiteten Säften), der noch übler war. Großer Schmerz, Fieber. Vom 16. — 21. Realſchulprüfungen, große Hitze, Heiſerkeit. Ich kann Ihnen auf das Heiligſte die Verſicherung geben, daß ich an keiner Verzögerung Schuld trage. Seit 21. bin ich frei. Die zwei Erzählungen

wurden geleſen. Zwei ſind noch zu leſen, leider iſt übermorgen der erſte. Ich bitte nur um zehn Tage. Soll wegen ſolcher Zeit der Schluß verdorben werden? Hätte ich nur zum Bergkriſtall (heiliger Abend), der durch die Reviſion erſt einen Schliff bekommen hat, nur die Möglichkeit, in ſpäterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu faſſen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden. Aber, Scherz bei Seite, ich habe wirklich viel Kummer, daß die Sachen übereilt ſind. Ich ſehe Fehler über Fehler, ich ſehe Schönheiten, mancher Stoff iſt ſo innig — — ſollte es denn ganz unmöglich ſein, etwas Meiſterliches daraus zu machen. Aber Zeit, Zeit! Ich muß mich mit der Zukunft tröſten, ſonſt wäre ich betrübt. Das nächſte Werk brüte ich ganz für mich allein aus, und gebe es Ihnen erſt, wenn ich fertig bin.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 13. September 1852.

Ihr Briefchen hat mich ſehr erfreut. Den Reſt des Manuſcriptes wollte ich Ihnen ſelber bringen; aber die Gründung einer Oberrealſchule in Linz ſchiebt meinen Beſuch hinaus, ich werde daher in einigen Tagen den Schluß auf die Poſt geben. Das Beſte dürften die zwei Stücke **Bergkriſtall** und **Katzenſilber** ſein. In letzterem kommen Märchen vor, und geſtern hörte ich von einer Frau ein Märchen voll Herrlichkeit erzählen.

Wäre es nur 14 Tage früher geschehen, so hätte ich es aufgenommen.

Da gegen Ende d. M. (24.) der Besetzungsvorschlag für die Professorenstellen der Oberrealschule zu machen ist, und ich die Sache vorzunehmen habe, wäre mir sehr erwünscht, zu wissen, ob und wann Sie nach jener Zeit auf Ihrer Besitzung sind, und an welchem Punkte man das Dampfschiff verlassen muß, um zu Ihnen zu gelangen. Ich möchte sehr gerne und sehr viel mit Ihnen sprechen. Ich habe für das gegenwärtige Buch auch gute Hoffnungen; aber ich bereite viel Wichtigeres vor, und möchte das gerne besprechen. Jedoch gebe ich künftig nur das fertige Buch ab, und schlage den Contract vor. Sie sind äußerst billig in Terminstellung gewesen, aber doch habe ich noch Wünsche an das Manuscript gehabt. Sie dürfen darum nicht fürchten, daß das neue Manuscript erst am jüngsten Tage fertig wird.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Gattin. Ich bitte um baldige Antwort.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 24. September 1852.

Erlauben Sie mir den Ausdruck „Freundin"; aus Ihren Briefen bin ich Ihr Freund von ganzem Herzen geworden, und aus denselben Briefen sehe ich, daß Sie die Freundin meiner Schriften sind, und da ich diese Schriften nicht mit dem Ver-

ſtande, ſondern mit dem Herzen geſchrieben habe, ſo bilde ich mir ein, Sie werden auch die Freundin meiner Perſon ſein, die zwar viele Fehler hat, aber im Grundzuge mit den Schriften eins iſt. Ich bitte Sie daher recht ſchön, alle „Wohl-“ und ſonſtigen „Geboren“ in Ihren künftigen Briefen, deren ich mir recht viele erbitten möchte, wegzulaſſen.

Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich ſo lange an Sie nicht ſchrieb, und würde es mir zur größten Sünde rechnen, wenn ich Ihren lieben, ſchönen Brief nicht augenblicklich beantwortete. Leider drängt die Poſt (denn Ihr Schreiben wurde mir erſt vor einer Stunde zugeſtellt) und ich kann nicht ſo viel ſchreiben, als ich wünſchte. Zuerſt eine Entſchuldigung, wenn eine möglich iſt. Im Frühjahre wollte ich nach Wien kommen, konnte aber nicht, und trug der Frau die Reiſe dahin an; ſie willigte ein, reiſte nicht, reiſte immer nicht, und gab es endlich aus dem närriſchen Grunde auf, weil ich nicht mitreiſe. Ich ſelber war amtlich beſchäftigt und ſchrieb an einem Buche. Meine Zeit war zwiſchen beiden zwar nicht ſo eingetheilt, daß ein Brief unmöglich wurde (ich ſchrieb deren in Geſchäften ſehr viele), aber daß ein Herzensbrief, zu dem man ſein Selbſt und viele Zeit braucht, unmöglich wurde; denn immer ſchob ich auf, bis ich ſo recht vom Grunde aus ſchreiben könnte, und jetzt erſchrecke ich, daß dieſer Grund ſo lange nicht gekommen iſt. Morgen wird mein Werk (zwei Bände) fertig, dieſen Herbſt wird es ausgegeben. Dann iſt meine Zeit zu Briefen gekommen, und ſie wird genüglich benützt werden.

Wenn ich es wagen könnte, würde ich ſagen: „Am 2. October d. J. komme ich nach Wien;“ denn auf dieſen Tag iſt meine Hinreiſe feſtgeſetzt; aber das war auch im Frühlinge der Fall,

und doch kam etwas dahinter, was auch jetzt, zwar nicht so wahrſcheinlich, doch nicht unmöglich wäre. Komme ich, ſo werde ich Sie mit meiner Gattin beſuchen. Sie werden zwei ſehr einfache, aber ich hoffe gute Menſchen kennen lernen. Von meiner Gattin kann ich es mit völliger Gewißheit, von mir mit Vermuthung behaupten. Kommen wir nicht, ſo kommt ein Brief, und wenn Sie es erlauben, ein ſehr langer. Ich möchte vieles mit Ihnen reden, beſonders über Ihren letzten Briefabſatz, zu dem ich nur ein Wort ſage: „Der Schmerz (oft auch der phyſiſche) iſt ein weiſer Engel für das menſchliche Herz.“ Darum hat ihn Gott uns auch in ſeiner Güte gegeben. Nächſtens, wo möglich perſönlich, mehr. Ich freue mich kindiſch, daß Sie die Schweſter des edlen, warmen, von mir hochverehrten Dichters Eichendorf ſind, den ich auch perſönlich kennen lernte, als er in Wien war, und dem ich leider nicht den Muth hatte, zu ſagen, wie ſehr mir ſeine aus dem Herzen kommenden Lieder wieder zu Herzen gingen. Ich hoffe, Gott wird uns noch einmal zuſammen führen. Ich muß ſchließen, damit der Brief noch heute abgeht. Tauſend Dank für Ihr ſchönes Herz, und innigen Dank für Ihr liebes Geſchenk der Trauben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. October 1852.

Ich habe nur auf ein paar Worte Zeit. Von Wien bekommen Sie ein ausführlicheres Schreiben. Nicht bald hat mich etwas so tief gekränkt, als Ihr letzter Brief. Sie sind wohl ohne Schuld, ich weiß das recht gut; aber schmerzen mußte es doch, daß die Sache so war. Ich habe mein Versprechen bezüglich der Correctur besser gelöst, als ich es Ihnen gab. Nur wenn drei Bogen auf einmal kamen, verwendete ich einen Tag, sonst, wenn die heutige Post Bogen brachte, gingen sie mit der morgigen fort. Wigand schrieb mir gestern, sagte aber von einer Verzögerung durch meine Sendungen sowohl an Manuscript als auch an Correctur kein Wort, wohl aber durch den Stich der Vignetten. Der Satz, schreibt er, wird bis Ende d. M. ziemlich vollendet sein (also meine vier am 15. gesendeten letzten Blätter werden nicht aufgehalten haben), aber vor Ende November dürfte das Buch kaum ausgegeben werden, meint er.

Alles, was ich that, war ja einzig nur für die Sache. Ich hätte das Manuscript schon im Winter abgeben können. Geschrieben war es. Ich habe äußerst fleißig (selbst wenn ich täglich acht Stunden bei Prüfungen war) gearbeitet, nie weniger als sechs Stunden unter den heftigsten Schmerzen, da ich einen Abscess auf der linken Schulter hatte. Widrige Amtsdinge ꝛc. verzögerten wohl etwas; aber das einzige Hindernde war mein Wunsch, die Sache recht einfach und recht gediegen zu machen. Partien davon

sind es auch, aber andere sind es leider nicht. Was dem Leser das Einfachste und Natürlichste scheint, ist das Werk der größten Kunst und Sorgfalt; wer es anders meint, der versteht von Kunst und ihren Hervorbringungen nichts. Mit dem Titel ist Wigand nicht einverstanden, ich auch nicht. Sein Vorschlag „Aus der Kinderwelt" ist zu sehr Johanna Schopenhauer ꝛc. Ich werde versuchen Sie zu befriedigen, aber Titel thun so viel nicht, als er meint. Wenn Sie einen Vorschlag haben, schreiben Sie, aber einfach soll der Titel sein.

Morgen komme ich nach Wien. Die Erlaubniß ist so spät gekommen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 29. October 1852.

Seit Montag Abends bin ich in Wien. Ich sollte Ihnen vielerlei schreiben, aber ich habe schier keine Zeit. Besonders liegt mir am Herzen, daß einige Theile unseres jetzigen Buches sehr schön sind, und daß es nicht alle sind. Wäre Alles so, wie die ersten Bogen von Katzensilber, oder wie einige Partien des alten Pfarrers — was könnte das für ein Buch sein! Ich habe wirklichen Schmerz über diesen Umstand. In der Libussa (Prag) erscheint ein Portrait von mir, wo ich wie ein streitsüchtiger Schuster aussehe. Mir bleibt nichts über, um aus dem jetzigen Kummer heraus zu kommen, als mein nächstes Buch sehr, sehr schön zu machen, und zu Ihnen kein Wörtlein zu sagen, als bis Sie das gesammte Manuscript in der Hand haben.

Da ich so lange nicht in meinem geliebten Wien war, und wieder sehr lange nicht herkommen werde, so möchte ich doch Einiges sehen und genießen, besonders an Kunst, Theater ꝛc., aber ich habe zu wenig Geld und hier ist es theuer. Die Reise wird mir wohl vom Staate gezahlt, aber erst wenn ich zurückkomme. Könnten Sie mir die 50 fl. pro November und die 100 pro December zu Gerold senden, so wäre es sehr lieb und schön. Die nächste Rate fiele dann auf 1. Jänner. Ich bitte Sie recht schön, es möglich zu machen. Ich hoffe, wenn auch mir das bisher titellose Buch nicht durchaus gefällt, daß doch das Publikum

ders urtheilen, und Ihnen Alles vergüten wird. Einer unserer Künstler wird das braune Mädchen aus dem „Katzensilber" malen. Wenn das Bild gut wird, so nützt das dem Fortgange des Buches sehr. Mit dem Titel hoffe ich bald zu Stande zu sein

---

An Auguste Jäger.

Linz, 20. December 1852.

Ich muß Ihnen zwei Zeilen schreiben. Ich wollte Ihnen zum Christabend meine neuen Bücher schicken, aber der Buchbinder kann nicht fertig werden, weil andere Christgeschenke früher bestellt worden sind. Erlauben Sie also, daß das Christgeschenk nach dem Christtage komme. Es wird Göthe's Leben und ein längerer Brief mitkommen.

Wegen Mangel an Zeit habe ich erst jetzt Gustavs Schriften zu lesen anfangen können. Ich habe drei Hefte gelesen, diese sind ausgezeichnet. Es sind hie und da Unbeholfenheiten, Ungeschick-

lichkeiten, manches Formloſe und Kindiſche, allein das iſt leicht auszurotten; ferner iſt eine große Ähnlichkeit mit einem andern Dichtungswerke vorhanden, welche ebenfalls weg muß. Es iſt ſo viel eigener Grund- und Boden da, daß der fremde, vielleicht unwillkürlich hineingetragen, nicht noth thut.

Wenn die Folge ſo iſt wie der Anfang, ſoll Guſtav erlauben, daß ich mit ihm das Werk beſpreche und die Kleinigkeiten glätte, dann bürge ich für den Erfolg. Jedenfalls aber iſt ſchon gewiß, daß dieſes Werk ein außerordentlicher Fortſchritt gegen das mir früher mitgetheilte iſt, und Guſtav ſoll das Wort eines ihm von ganzem Herzen zugethanen Mannes und Freundes nicht übel nehmen und es beachten, nämlich: er ſoll jede Leidenſchaft aus ſeinem Herzen tilgen und dasſelbe in einziger, ruhiger Liebe der Schönheit zuwenden. Sie iſt ſeiner, er iſt ihrer werth, und als angeſchautes Gutes iſt es die höchſte Liebenswürdigkeit, iſt es das Beſtändigſte und das Beſeligendſte. Religion und Kunſt, auf der höchſten Stufe in Eins zuſammenfallend, ſind das einzige Gut des Menſchen; Alles: Wiſſenſchaft, Gewerbe, der Staat ſelbſt ſind nur Mittel. Theilen Sie den Brief Guſtav mit; aus Ihren Händen wird er das Angenehme noch angenehmer, das etwa Unangenehme minder unangenehm empfinden. Alles Liebe und Schöne an alle die Ihrigen. Sie gehören zu meinen lieben Menſchen, hier habe ich keine ſolchen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Adalbert Stifters Werke.

[I.]

Briefe.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

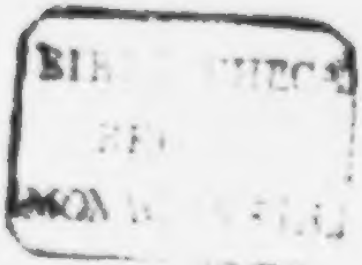
Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.



Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast

1853.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Jänner 1853.

Ich bitte mir zu einem Plane Ihre Vollmacht aus. Mein nächstes Buch wird der Vogelfreund (aber unter einem Titel, der erst zu erfinden ist), dann folgen die Rosenberger. — Beide Werke sollen je zwei Bände haben (die Rosenberger vielleicht drei). — Wenn Sie nun gesonnen sind, die Bücher illustriren zu lassen, und ich dächte, es wäre vielleicht gut, wie Ihnen beiliegender Brief anzeigen könnte, den ich mir wieder zurück zu senden bitte, so machen Sie mir es zu wissen, und ich reise nach Wien zu Geiger und berede folgende Zeichnungen mit ihm:

1. Zwei Vignetten zu den bunten Steinen (zweite Auflage).

2. Die Figur der alten Frau zu dem alten Vogelfreunde (mild und liebreich); so daß im ersten Bande der Vogelfreund ist, dessen Zeichnung Sie besitzen, im zweiten die Frau.

3. Drei Scenen zu den Rosenbergern, die kein Mensch so historisch, naturtreu und gegenständlich machen kann als Geiger. Wenn wir in den Scenen zusammentreffen, so können die Zeichnungen Meisterstücke werden.

Sollte durch irgend ein Hinderniß, z. B. wenn Sie oder ich stürben, eine Zeichnung bestimmungslos werden, so ist sie als

[illegible]

[illegible]

[illegible]

geben Sie Ihnen Befehle, ich glaube, Sie können es in einem sehr reichen Maße, auch nicht nur den Eltern werden Sie eine Zukunft gegeben haben, sich selber werden Sie eine gegeben haben; Sie werden erkennen, wie Sie glücklich sein werden, und Sie werden auch eine theure Geschlechte auf der Bahn des Lebens führen, deren Glück wieder Glück in Ihre Seele strahlen wird.

Kommen Sie zu mir, lieber Gustav, vertrauen Sie mir Alles, ich will mit Ihnen empfinden, ich thue es ja ohnehin, ich will Ihnen helfen, wo ich kann, ich glaube nun an Sie, Sie müssen auch in ein bedeutendes Leben kommen, ich weiß es; nur Sie wissen es nicht, Sie wissen nicht einmal, daß sie den Willen dazu haben. Ich glaube nur eins an sich an Sie — wollen Sie, und es geht. Wenn ich mit Ihnen zusammen komme, wollen wir besprechen. Ihnen fehlen nur Dinge, die jeder Mensch leicht haben kann, nur müssen auch er sich bemühen, selbst haben Sie bemerkt, was Gott sehr wenigen Menschen gibt. Um so mehr haben Sie die Pflicht, in Wirklichkeit einer dieser Wenigen zu sein, für die vielen Andern eine Leuchte und ein Wohlthäter.

Schreiben Sie mir sehr bald, und geben Sie mir die Erlaubniß, in Ihrer Schrift nachzulesen. Es ist rührend, wie ich sehen kann Gedichten, daß in der Brust mit ursprünglicher Fülle vorhanden ist, ganz kindliche Fehler, selbst Sprachfehler stehen. Wir müssen einmal über das Buch ausführlich sprechen, und es zur Herausgabe vorbereiten.

Sagen Sie Ihren Eltern, daß mich der Tod des lieben Knaben tief erschüttert hat, daß ich keine Trostesworte geben kann, als die in beiden Briefe liegen. — Sie können Ihren Eltern allein Trost sein. Liebe haben sie begraben, doppelte Liebe

wollen Sie Ihnen gewiß kaum wird der Schmerz nie irgendwo [illegible] genügen sein.

Wenn Sie zu Jägi kommen, sagen Sie doch meine herzlichen Grüße an alle. Sagen Sie, wenn ich mit meiner trefflichen Gattin spreche, wie hier wie ich vereinsamt ist, eben weil wir mit unserer gemeinschaftlichen Herzensbildung wenig Anklang finden, und auf Neid, Unkunst und ähnliche Dinge stoßen, so ist die Familie Jägi und Pestalozzi sehr häufig in unserm Gedächtniß. Wir kommen wohl wieder zu guten, freundlichen Verhältnissen, wie es auch wir sind.

Der Buchbinder hat leider nicht Wort gehalten; Gustl's Bücher kommen später.

Herzlichen Gruß.

An Julius Fröbel.

Trog, am 5. Februar 1853.

Die Überfülle Korrektur hält mich unbeschreiblich zu machen; ich habe in mehreren Jahren viel Dummes gehört und gelesen, daß ich anfange, mich für recht gescheid zu halten. Was so einfach ist, aber mir erscheint, was am Tage liegt, sehen andere nicht. Der gute Kurnfest meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos, und sagt dann wieder, daß außerordentlich viel Berechnung darinnen sei; er meint, diese Tendenz verliere sich im Plane, und doch hält er den Inhalt (der componirt ist) für „real wirklich" (beiläufig närrisch gesagt, als ob es ein real

Unwirkliches gäbe) und nur mit Phantasie umkleidet, was ein Widerspruch ist. Er ahnt also gar nicht, daß diese Dinge mit Bewußtsein (freilich auch nicht ohne Gefühl) hervorgebracht sind, wie sie sind, daß sie vollkommen abgeschlossen sind, aber innerlich, nicht, was bei ihm etwa Abschluß sein könnte, durch einen äußeren Rahmen. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenschaft da sei. Hier streckt sich das Ohr heraus. Also wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurtheilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist. Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Gefühl kann gut und schön sein. Übermaß aber schwächt auch ab. Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche. Der Mann scheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat sich seine Journal-Ästhetik aus Gemeinplatzschriften in ein Bündelchen Phrasen eingeschnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. Da die Kritiken immer (wenigstens in der Regel) von der untersten Stufe der Literatur ausgehen, es sei mir der Name erlaubt, von Eunuchen, die nicht zeugen können, so habe ich einen solchen Ekel davor, daß ich nie mehr eine lese, auch über fremde Sachen nicht, so wenig als über meine. Ich lese die fremden Sachen lieber in natura. Dies war zu Horaz' Zeiten so (er klagt darüber) und ist bei Göthe so gewesen, den Merkel recensirte (Jean Paul sagt: die Spinne Merkel bekroch den großen Kraken aus Weimar), und wird bei uns kleinen Nachfolgern auch nicht anders werden. O göttliche Kunst, wie bist du hoch, daß kaum ein Sterblicher in tausend Jahren an deinen Gipfel klimmt und Schacherer wollen dich messen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen dich bewußtlos auf, wie sie die Schöpfung aufnehmen, die sie beseligt: wer hundert Brillen

aufstellt, sieht die Welt nicht mehr. — Ich schreibe jetzt eine Reihe von Kunstbriefen für die Landeszeitung (auf Wunsch des Statthalters) und werde sie Ihnen gefeilt zur Herausgabe vorlegen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1853.

Ihr Schreiben und 200 fl. habe ich erhalten, und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, Güte und Freundschaft. Wegen Mangel an Zeit kann ich heute in nichts weiter eingehen als in Geschäfte. Zuerst: Der hiesige Professor an der Realschule, Joh. Aprent, will im Vereine mit mir ein Lesebuch für die Oberrealschulen herausgeben, zusammengestellt aus klassischen Mustern deutscher Literatur, so wie Auszüge aus den Alten. Ich werde dabei die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersetzen, und überhaupt die Auswahl und Anordnung der Stücke leiten. Das Buch soll 20—25—30 Bogen enthalten. Dazu wird Aprent einen Leitfaden von circa 10 Bogen verfassen, der seinen Vorgang in diesem Fache enthalten soll.

Wollten Sie das Buch auflegen, und unter welchen Bedingungen für die erste Auflage? bei der zweiten ein neuer Vertrag. Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg, daher mein Antrag, vorläufig die Probe zu machen.

Zweitens. Herr Sektionsrath Krombholz (Referent des Volksschulwesens im Ministerium des Unterrichtes) hat im Sinne ein Buch im Vereine mit Schulrath Becker herauszugeben, für die Jugend bestimmt, mit Beiträgen verschiedener Schulmänner und Schriftsteller versehen, und stellte an mich die Frage, ob er die erste Erzählung der bunten Steine abdrucken dürfe. — Da die Frage an Sie gerichtet werden muß, richte ich sie an Sie.

Drittens. Eine Dame will mir ein Landhaus und einen Garten in Baden bei Wien schenken, gegen dem, daß ich für die Zeit die noch unbedeutenden Reparaturen (das Haus ist neu) trage, und ihr für ihre Lebenszeit die Nutznießung lasse. Ist das nicht ein seltsamer Antrag? Erwogen muß er doch jedenfalls werden. Die Dame liebt meine Schriften über die Maßen, und daher der Entschluß, daß ihr Eigenthum gerade in meine Hände übergehen soll. Auch da könnten Sie mir vielleicht ein wenig mit Rath beistehen, da Sie ja mehr Erfahrungen haben müssen, als ich.

Ein Päckchen Briefe, und darunter recht schöne, werde ich Ihnen vorlegen. Warum ist denn so ein Herz kein Kritiker, es trifft oft das Wahre so scharf, daß ich erschrecke, als hätte mir es in die eigene Seele geschaut, und daß ich mich freue; denn es ist ein Zeichen, daß für gewisse Menschen doch das in den Schriften liegt, was ich hatte hinein legen wollen, und daß jene gelehrten Menschen Unrecht haben, welche das Schöne mit dem Verstande wie eine Mathematik auflösen wollen, oder mit belehrenden und heilsamen Absichten, als könnte man aus Blumen einen Salat machen.

Oft ist ein solcher Drang nach Schöpfungen in mir, daß ich den heißen Wunsch hege, hätte ich nur ein mäßiges bestimmtes

Einkommen, das mir die Unabhängigkeit des Schaffens ermöglichte, ich säße in Wien, ginge mit trefflichen Männern um, schaute mir im Sommer Berge, Seen und Wolken an, und machte einige Meisterwerke (verdammen Sie mich nicht, oft ist es mir leibhaftig, als könnte ich in größeren Dichtungen etwas hervorbringen, was neben den größten Werken unserer Meister Bestand hätte, und oft drängt es mich, zu beginnen, alles bei Seite zu lassen, und rastlos fort zu arbeiten, so lange das tiefe, innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe die Asche des Alters auf die erloschenen Kohlen fällt) — — aber was muß ich jetzt thun? Dort trinkt ein Schulmeister Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrerköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — — u. s. w. u. s. w. und ich muß diese Dinge bearbeiten.

Leben Sie wohl, denken Sie in Liebe und Freundschaft Ihres unveränderlichen Freundes.

Ich bitte um baldige Antwort.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. April 1853.

Ihr liebes Schreiben vom 31. v. M. habe ich erhalten, und erwiedere in Kürze (wegen Zeitmangel), daß Professor Aprent und ich mit den Bedingungen einverstanden sind.

Mein Name wird auf dem Titelblatte stehen, den Leitfaden

macht Aprent allein; da er aber zu dem Lesebuche gehört, so wird mein Name auf dem Titelblatte des Lesebuches wohl auch nicht ohne Einfluß auf den Leitfaden sein.

Alles Liebe und Herzliche von meiner Gattin und mir. Die überschickte Kritik freute mich sehr.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. Mai 1853.

Daß ich nicht gleich auf Ihren sehr freundlichen Brief, der mir das glückliche Ereigniß Ihrer Vermählung anzeigte, antwortete, schreibt sich daher, daß ich Ihren Brief im Bette an einem Katarrhalfieber krank empfing. Ich mußte drei Wochen das Bett bewohnen, worin auch der Grund liegt, daß ich nicht nach meinem Plane im April nach Wien kam. Heute bin ich zum zweiten Male wieder in meinem Amtszimmer. Daß mich diese Wendung Ihres Schicksals von Herzen freut, können Sie mir glauben. Nach dem, was Sie mir über Ihre Gattin sagten und schrieben, habe ich die zuversichtliche Hoffnung, daß Ihr Glück auf einem guten Grunde steht, wie Sie es verdienen, und wie es einer, der jene höchste, uneigennützigste und in seinem Genossen völlig aufgehende Freundschaft, wie sie sich zwischen rechten Eheleuten einstellt, nicht kennt, gar nicht ahnen kann. Da Sie das Herz Ihrer Gattin so hervorhoben, so ist jener Grund gefunden. Güte, häusliche Tugend und Einfachheit der

Sitten macht jeden Mann glücklich, und wenn er es durch diese Eigenschaften eines Weibes nicht wird, so ist er selbst schuld und verdient das Weib nicht. Als höchsten Wunsch kann ich nur ausdrücken: Gott gebe Ihnen das Glück der Ehe, das er trotz meiner Fehler und wohl auch der Fehler meiner Frau uns zu Theil werden ließ. Wir freuen uns beide, Ihre Gattin kennen zu lernen.

Ich möchte gerne am künftigen Dienstag nach Wien fahren, und mich dort bis Ende der Woche aufhalten. Wenn Sie etwa ohnehin eine Wienerreise vorhaben, und sie in diese Zeit könnten fallen lassen, wäre es gar schön. Wir könnten dann mündlich besprechen, was ich vorhabe, und was lange Briefe erfordert, und die Hauptsache: wir sähen Sie und Ihre Gattin. Lange kann ich mich in Wien nicht aufhalten; denn ich habe Amtsgeschäfte aufgehäuft, und muß auch die Erzählung für Ihren Kalender beendigen. Mit Geiger werde ich Titelblätter für den historischen Roman (Rosenberger) bereden, und Ihnen dann den Vorschlag machen. Welcher Stoff für seinen Griffel?! Über das Volksschul-Lesebuch werde ich mit Krombholz sprechen. Für den socialen Roman dürfte zu dem alten Vogelfreunde für den zweiten Band noch seine Jugendgeliebte als Matrone ein schönes Seitenstück abgeben. Ich werde auch mit Geiger sprechen.

Ich bin dagegen, daß das Lesebuch im August erscheint, es müßte überhudelt werden, und ein Entschluß im Ministerium würde doch kaum rechtzeitig kommen, um das Buch für 1854 in Anwendung zu bringen. Es läuft uns niemand den Rang ab, und im Ministerium werde ich auf das Erscheinen des Buches aufmerksam machen, und es wird gewiß darauf warten. Das Buch soll sehr gediegen werden. Eine mündliche Besprechung

mit Ihnen würde freilich trefflich sein. Das Unternehmen ist bei dem Aufschwunge aller Bürger- und Handelsschulen nicht unbedeutend. Antworten Sie sehr bald, wenn Sie auch den Vertragsentwurf nicht senden können. Leben Sie recht froh und glücklich, alles Heil, allen Segen und alle Wohlfahrt wünschen wir beide Ihnen beiden von ganzem Herzen. An Ihre Gattin von mir und meiner Gattin alles Herzliche, eben so an Sie. Wien ist das Ziel meiner Wünsche, dann sind wir näher, und können für unsere Weinberge Reben austauschen. — Tausend Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Mai 1853.

Meine Ahnung ist eingetroffen. Eine nicht verschiebliche Sitzung auf Donnerstag, bei welcher ich auf den Wunsch unseres Herrn Statthalters sein soll, macht, daß ich erst Samstag von hier abreisen kann, da vielleicht die Sitzung sich bis Freitag hinein erstreckt. Wir werden am Sonntage „Pfingsten das liebliche Fest“ bei Ihnen sein, und Montags wieder in die Stadt gehen. Sonntags früh kommen wir zu Ihnen, aber gewiß zum allerletzten Male, wenn Sie nur die geringste Unruhe in Ihr Haus bringen. Ein Bett über Nacht, und zu Mittag eine einzige Speise, und für die Frau Nachmittags eine Tasse Kaffee ist das, um was wir bitten. Das Beste, ein freundliches Angesicht, ist uns gewiß, und das andere ist Nebensache.

Alles Liebe und Gute von uns beiden.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 9. Juni 1853.

Von einer der ſchönſten Amtsreiſen aus dem Gebirge zurückgekehrt, ſchreibe ich Ihnen dieſe Zeilen. Noch voll von den herrlichen Bildern unſerer Alpen, möchte ich am liebſten dieſe Eindrücke ſchildern, allein ich laſſe dieſe Dinge auf das Roſenhäuschen und die Alpenumgebung unſeres Vogelfreundes einfließen, und ſetze mich zurecht, von Geſchäften zu ſprechen. Das Buch, welches ich gerne Nachſommer heißen möchte, iſt faſt ſchon ganz fertig, die Zuſtände darin ſind mir geläufig, und liegen mir als Materiale in großem Vorrathe im Herzen, was auch der Grund ſein mag, daß ich nicht nur leichter arbeite, als im hiſtoriſchen Romane, ſondern daß ich auch zur Erholung von demſelben gerne eine Partie des Nachſommers des Vogelfreundes hernehme und entweder neu arbeite oder feile. Der hiſtoriſche Roman hat eine wiſſenſchaftliche Seite, die von vorn herein in keines Menſchen Seele liegt, ſondern die er ſich erwerben muß, das Geſchichtliche. Dieſes muß ſo treu angeeignet werden, daß Dichter und Leſer in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für ſie nicht iſt; dies allein gibt Wahrheit. Aber zu dem iſt nicht das hiſtoriſche Wiſſen allein genug, dies gäbe nur ein hölzernes Gerippe, ſondern das hiſtoriſche Mitleben, dieſes gibt den Geſtalten Fleiſch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieſes Leben finden werden. Selbſt die erfundenen Figuren müſſen in die Zeit paſſen, daß der Leſer

ſie nicht weg zu denken vermag. Dieſe Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters iſt das Schwerſte, es ſetzt große hiſtoriſche Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menſchen und Vergeſſen ſeiner ſelbſt voraus. Das Leichteſte iſt dann die dichteriſche Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menſchen entzückt und erhebt — ich ſage das Leichteſte, weil es in der Seele des Dichters ohne ſein Zuthun waltet und webt, freilich für den, in dem es nicht waltet, iſt es das Schwerſte, oder es iſt ihm geradezu unmöglich. Wie viel, wie wenig ich da leiſten werde, liegt in des Himmels Schoße, ich weiß es nicht, aber aus dem Ernſte und der Ergriffenheit, die oft während der Arbeit in mir iſt, und mich, ohne daß Gegenwehr hilft, überkommt, dürfte zu ſchließen ſein, daß auch andere Seelen werden erfaßt werden. Ich will Ihnen den Nachſommer, wenn er fertig iſt, zum Leſen ſchicken. Herausgeben dürfen wir ihn erſt nach dem Roman, ich bitte, folgen Sie hierin meinem poetiſchen Inſtinkte, und dringen Sie nicht auf die Herausgabe. Die Urſache iſt die in einem einzigen Werke, ſo wie in dem Leben eines ganzen Dichters nothwendige Abwechslung, der Gegenſatz, welcher Wärme, Klarheit und Friſche verleiht. Darum iſt jetzt die ernſte, ſtrengere Geſchichtsarbeit vorzuführen.

Die Bedingungen werden wir feſtſetzen, wenn Sie die beiden Werke geleſen haben. Sie werden nicht unbillig ſein, und ich auch nicht. Nur zwei Bedingungen ſchreibe ich Ihnen jetzt, und bitte um Annahme. 1) Rückgabe des Manuſcriptes nach dem Drucke (ich will ſie mir alle ſammeln, daher ich auch um das Manuſcript der bunten Steine bitte, was ich, wie Sie ſich erinnern werden, zu einer Bedingung machte). 2) Auszahlung

einer Monatsrate von jetzt bis nach vollendetem Drucke. Ich will gerne zu heiterer und ruhiger Arbeit von materiellen Dingen unbeirrt sein, und das Lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tödtende Gefühl (wenigstens bei mir) ist der Gedanke: werde ich diesen Monat mit dem Gelde auskommen? Mein Gehalt, 1500 fl. wäre für Hausbackenheit vollkommen hinreichend, wenn höchstes Streben Haushaltungsseligkeit wäre, und man sich mit der Gattin hinsetzte, und vertheilte, wie man es diesen Monat einrichten werde, und sich freute, wenn es an der Schnur mit Essen, Trinken, Kleiden geht, wie vorberechnet. Das ist bei mir nicht. Das Amt macht Ehrenanforderungen (ich bin als der Schule angehörig der schlechtest besoldete Rath), die ich wie die andern Räthe, ja oft, um nicht einen hindernden Stachel in der Brust zu haben, freigebiger erfülle, so ist es namentlich mit allen Wohlthätigkeitsforderungen, welche jetzt weit mehr an mich kommen, und bei welchen mein Herz mich öfter bethört. Endlich ist bei einem Künstler (wenn er's auch nur in Worten ist) Kunstgenuß ein Brotbedürfniß, ohne dessen Befriedigung er abstirbt, und dann selber statt Brot kaum mehr Kleien hervorzubringen im Stande ist. Hiezu gehören kleine Ausflüge, Reisen zu edlen Freunden in die Hauptstadt und anderwärts (ich muß des Romans halber nach Prag, um die Örtlichkeiten des Hradschins zu studiren, in der Hin- und Rückreise in Rosenberg verweilen — — und Nürnberg — Nürnberg habe ich noch nicht gesehen — das Meer noch nicht (von dem ich mir einen ganz großen Reichthum von Bildern verspreche), und endlich, daß ich einem Freunde, der mich überrascht, eine Suppe und eine Flasche guten Weines vorsetzen kann, ohne fürchten zu müssen, in den Säckel ein heilloses Loch zu reißen — wo sind nun Bücher, Bilder, ein

alterthümlicher Schrein? Die Preiſe ſind in Linz faſt in Conv.-Münze, wie vor ſechs Jahren in W. Währung. — Ich bedarf daher eines Zufluſſes. Die ſechs Bände der zwei Romane ſollen ein Kapital geben (über deſſen Auszahlung wir übereinkommen werden), und die Rente von dieſem Kapitale ſoll in Zukunft die mir bisher von Ihnen gezahlten Monatraten erſetzen; der Nachſommer ſoll bis zur Flüſſigmachung jener Rate aufgezehrt werden. Alles in der darauf folgenden Zeit wird dann kapitaliſirt, daß die Rente größer wird, und allenfalls auch ohne Amt hinreicht. Wenn Ihnen daher wie in der Vergangenheit 100 fl. per Monat möglich ſind, iſt es mir ſehr lieb. Nur müſſen Sie nicht bringen, daß der Roman fertig ſei, ich arbeite fleißig, und ob nach einem Jahre noch fünf, ſechs, ſieben Monate hingehen, muß Sie nicht ungeduldig machen. Ich werde Ihnen von dem Manuſcripte große Theile zu leſen geben, aber gedruckt darf erſt werden, wenn alle drei Bände fertig ſind, dann kann der Nachſommer (zwei Bände) ſogleich folgen. In der Zeit aber erhalten Sie das Bändchen Phyſik für die Realſchule.

Die größte Neugierde iſt in mir, wie Ihnen der Roman gefallen wird. Aber ich ſende nur einen ganzen Band. Für Geiger ſchicke ich dieſer Tage einen ausführlichen Theil zu den Zeichnungen. Wenn ich nach Prag reiſe, komme ich über Wien, und halte mich zwei Tage dort auf, und werde da wieder zu Geiger gehen und ihn zu begeiſtern ſuchen. Ich glaube, wenn ich jetzt kein Amt hätte, ich würde etwas Tüchtiges leiſten, eine ſolche Arbeits- und Schaffensfreudigkeit iſt in mir. Gott gebe Gedeihen.

Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute zu Ihrem Eheſtande, und Gott gebe Ihnen alles Glück, das Sie ſo reichlich verdienen.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Juli (Namenstag meiner Frau) 1853.

Ich habe heute ein Schreiben von Ihnen erhalten, das mich und meine Gattin in große Unruhe versetzt, weil wir daraus ersehen, daß Sie krank waren, und daß Sie mit einer tiefen Betrübniß Ihres Gemüthes behaftet sind. Obwohl ich sehr viele Geschäfte habe, die mir oft des Tags kaum eine Stunde für mich lassen, muß ich Ihnen doch in Schnelligkeit einige Zeilen schreiben, und Sie unsers tiefsten, herzlichsten Antheiles versichern, die Frau sagte, daß, wenn Sie in Wien wäre, sie sogleich zu Ihnen hinaus fahren würde. Daß ich die Frau begleiten würde, können Sie sich wohl denken. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie wieder vollkommen genesen werden, und daß sich dann die trübe Stimmung, die offenbar die Folge Ihres Unwohlseins ist, heben werde. Wir sind Ihnen durch die Zuneigung, die Sie uns, ohne daß wir eine Veranlassung dazu gegeben hätten, geschenkt haben, sehr nahe gebracht, und müssen Ihnen dafür dankbar sein. Wenn Ihnen meine Schriften Freude gemacht haben, so sind Sie mir keinen Dank schuldig, so wenig Sie der Sonne Dank schuldig sind, daß sie scheint, sondern dem, der sie gemacht hat, und endlich macht mir Ihre Freude wieder Freude, und somit bin ich eigentlich eigennützig. Wenn trotz unserer Fehler der persönliche Umgang mit

uns Ihnen angenehm ist, wie aus Ihrem ganzen Benehmen gegen uns hervorgeht, so mag es wohl Überschätzung der unbedeutenden guten Eigenschaften, die wir haben, sein, was Sie zu dieser Stimmung bringt, wir wünschten nur sehnlichst, daß wir näher bei Ihnen sein, und öfter mit Ihnen zusammenkommen könnten. Sie sollten sich Ihren trüben Stimmungen nicht so hingeben und sollten mehr dagegen kämpfen. Besonders ist irgend eine körperliche Arbeit, oft selbst ein Spaziergang ein gutes Mittel dagegen. Wäre ich in Wien, so würde ich es mir zu einer Freude machen, Sie öfters zu besuchen, und, wenn ich es vermag, Sie zu trösten. Ich hoffe viel von Ihrem Umgange mit Ihrem vortrefflichen Bruder. Die Tiefe Ihres Gefühles, die Richtigkeit Ihres weiblichen Blickes macht mir viel Freude, und zieht mein Gemüth zu Ihnen; aber die Erregbarkeit Ihrer Nerven, vorzüglich zu schmerzhaften Empfindungen, beunruhigt mich, obwohl leider dieses Übel sehr oft gerade bei tieffühlenden Gemüthern ist.

Ihr Schreiben über unsere Angelegenheit hat mich so erfreut, als wenn mir thatsächlich fünf Häuser geschenkt worden wären. Es ist sehr gut, daß Sie mit Ihrer Familie mehr in Verbindung kommen, und daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie sehen hieraus auch, wie gut es war, daß ich mich an Ihren Bruder wendete. Die Klarheit seines Innern ist für den Menschen das höchste Gut.

Die mir übersendete, mit Ihrem Siegel gesiegelte Abschrift Ihres Testamentes habe ich aufbewahrt, und hoffe und glaube, daß ich noch recht lange nicht nöthig haben werde, die Eröffnung zu veranlassen.

Auf längere Zeit werden wir Sie wohl nicht besuchen können. So oft mich aber mein Weg nach Wien führt, werde

ich an Ihre Thür klopfen, und mich sehr freuen, Sie wohl zu finden.

N. Sch. Ich wollte von der armen weißen Mirz nichts schreiben, um Sie nicht an sie zu erinnern; aber die Frau, die diesen Brief las, billigt es nicht. Wenn ein Mensch, besonders ein einsamer, sich an etwas erfreut, sei's eine Blume, sei's ein Thier, so ist es unmenschliche Roheit, ja Niederträchtigkeit, ihm dieses Ding zu zerstören oder zu tödten, ich wäre in Ihrem Falle ebenfalls in die tiefste Entrüstung gekommen. Reisen Sie, sobald es Ihre Gesundheit zuläßt, zu Ihrem Bruder.

An P. J. Reiger.

Linz, am 18. August 1853.

Die Tiefe und Gesundheit Ihres Gefühls hat mich immer auf das Innigste an Sie gezogen, und hat in mir die Empfindung von Freundschaft gegen Sie erregt. Auch Sie haben gegen mich immer ein solches Benehmen befolgt, daß ich zu schließen den Muth bekam, Sie dürften gegen mich mehr Güte hegen, als gegen jeden andern guten Menschen überhaupt. Darum verlangt es meine Feder, daß ich Sie mit dem Worte Freund anrede. Der große Künstler, den ich in Ihnen verehre, hat an diesem Worte keinen Theil, gegen den kann ich nur Bewunderung empfinden.

Daß ich Ihnen schreibe, und bei diesem Schreiben nach einer

Aufſchrift ſuchte, und keine andere fand, als die mir mein Herz eingab, und die an der Spitze dieſes Briefes ſteht, hat eine beſondere Veranlaſſung. Meine Gattin iſt ſchwer krank. Armanns Tochter Katharina iſt ſeit drei Monaten bei uns auf Beſuch, und entwickelt eine ſolche Liebe, Anhänglichkeit und Treue gegen meine Gattin, und pflegt ſie ſo ſehr, ich kann ſagen mehr als töchterlich, daß ich heute bei einer beſonderen Gelegenheit, wo ſich ihr gutes, ſchönes Herz zeigte, in Thränen ausbrach. Nun weiß ich aber, daß ich, der ich ſo gerne dankbar gegen dieſes Mädchen wäre, ihr eine Freude machen kann, die ihr über jede andere geht. Hiezu aber brauche ich Sie, ſonſt bin ich unmächtig, und an Sie richte ich die innigſte Bitte um Unterſtützung. Ihrem künſtleriſchen Haupte und Ihrer in der Gegenwart von niemand übertroffenen Hand iſt es ein Leichtes. Zeichnen Sie eines der verſprochenen Bildchen, daß Armann eine Arbeit bekommt. Entweder die ernſte, einfache, ſinnende alte Frau (das Gegenſtück zu dem Vogelfreunde) etwa in ſitzender Stellung, oder die zwei Bildchen zu den bunten Steinen (vor der Hand nur eines). Armann bekommt, ſobald er zu arbeiten anfangen kann, eine a conto-Zahlung von Heckenaſt. Ich habe neulich einen Brief geleſen, der mich erſchütterte, und mir damals ſchon vorgenommen, an Sie zu ſchreiben; aber Geſchäftsdrang und in neueſter Zeit die Krankheit meiner Gattin lähmten mir alle Thatkraft. Ich halte Armann trotz mancher Fehler, die er unläugbar hat, für einen großen, wo nicht der Anlage nach für den erſten Kupferſtecher Wiens. Schade, daß dieſe herrliche Anlage nicht zu jener hohen Entwicklung kam, zu der ſie berufen war. Aber darum müſſen wir doch alles thun, was wir können, dieſem Manne, in deſſen Haupte ſo viele ſchöne Blumen

gedeihen und ſo wenig praktiſches Heu wächſt, unter die Arme zu greifen. Wäre er ein geringerer Künſtler, ſo wäre er vielleicht ein wohlhabenderer Mann. Sei es aber, wie es ſei, ſuchen wir ſeinem herannahenden Alter ein kleines, ſanftes Kiſſen unter das Haupt zu ſchieben. Wenn ich fleißig ſchreibe, und Sie zu jedem Bande ein Bildchen zeichnen, ſo hat Armann auf fünfzehn Jahre Arbeit. Ich habe Sie nie zu meinem Nutzen drängen wollen. Wenn, ſo ſehr Ihre Zeichnungen zur Verherrlichung meiner Schriften beitragen, und ſo ſehr ſie ihnen auch von materiellem Nutzen ſind, Sie ſagen, Sie können mir nichts mehr zeichnen, weil Sie höhere Arbeiten haben, ſo bin ich der erſte, der dieſes begreift, und Ihren Entſchluß ſegnet, obwohl meine Schriften dann ohne Bild bleiben müſſen, da ich Heckenaſt erklärt habe, nur aus Ihrer Hand Bilder zu meinen Werken zulaſſen zu wollen, oder gar keine: aber zur Unterſtützung einer Familie, die es wegen des künſtleriſchen Hauptes des Familienvaters und wegen der Sorgſamkeit der Mutter verdient, und die es auch ohne dem wegen der Güte und Trefflichkeit der Tochter verdienen würde — zur Unterſtützung und zu einer namhaften Unterſtützung laſſen Sie Ihren ſchöpferiſchen Geiſt und Ihre unerreichte Hand alle Jahre einige Nebenſtündchen widmen, und Sie haben ein Kunſtwerk (denn im ſchönſten Sinne ſind Ihre Vignettenzeichnungen ſolche) und eine Wohlthat hervorgebracht. Laſſen Sie mich keine Fehlbitte thun. Ich verehre Sie ſo, daß wenn Sie eine Bitte an mich ſendeten, ich die wichtigſte Beſchäftigung bei Seite legte, und Ihre Bitte erfüllte. Dasſelbe von Ihnen zu fordern, bin ich bei weitem nicht unbeſcheiden genug, aber es einen Hebel ſein zu laſſen, einmal ein paar Nebenſtunden anzuwenden, bitte ich. Meine innigſte, meine herzlichſte

Bitte geht für Axmann. Erfüllen Sie mir ſelbe. Ich werde, ſo lange ich lebe, dafür dankbar ſein.

Sie werden ſtaunen, wie der Text zu Ihrem alten Vogelfreunde paßt. Die Frau, ſeine Jugendgeliebte, wird auch recht werden. Den Stoff zu Zaweſch (von Roſenberg) werde ich nächſtens ſenden. Könnte ich doch Ihre zwei Bilder „Salm" und „. . . . ." (mir fällt der Name nicht ein), von denen ich hier nicht ganz gelungene Abdrücke ſah, in Wirklichkeit ſehen! ich wünſchte ſo gerne einmal über Sie etwas in der Allgemeinen Zeitung zu ſagen. Wäre die Überſendung hieher unmöglich? etwa für unſern Kunſtverein zu einer vierwöchentlichen Ausſtellung? Es wäre mir ein großes Feſt, Sie einmal (ich glaube, daß ich es nicht ganz ohne Sachkenntniß thäte) der Welt mit der Feder vorzuführen, wenn ich ſie gleich zum Schreiben nicht ſo gut handhabe, wie Sie zum Zeichnen. Glauben Sie nicht, daß dieſe letzten Zeilen eine Beſtechung zu Gunſten Axmanns ſein ſollen. Sie kennen meine Geſinnungen und Anſichten über Sie ohnedem, wenn dieſe Zeilen aber nebenher doch ein wenig beſtechen, ſo iſt es mir ganz recht.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 14. October 1853.

Ich konnte Ihr Schreiben nicht ſogleich beantworten, weil ich theils abweſend war, theils recht viel ſchreiben wollte, und nicht dazu kam. So geht es mir leider auch heute, alſo kann ich nur

Einiges berühren. Morgen gehe ich zu einer Prüfung nach Sirning und komme am Dienstage zurück.

Über A. Zinsings Besprechung der bunten Steine in den Bl. f. l. U. kann ich nur sagen, daß, wie einseitig und nur vom subjectiven Standpunkte eines Lesers, nicht vom objectiven des Werkes aufgefaßt die Besprechung auch ist, doch meine Meinung gerechtfertigt erscheint, daß es für den Erfolg der Herausgabe meiner Arbeiten in materieller Hinsicht eben wegen der Menge solcher subjectiver Leser vortheilhafter ist, daß jetzt eine Abwechslung im Stoffe eintrete. Für mich liegt noch ein höheres Motiv zu Grunde, nämlich Abwechslung in Beschäftigung der dichtenden Kraft, was sie hebt und stärkt. Ich arbeite sehr gerne und sehr fleißig.

Wenn der „Zaweſch" (nicht Zawisch) vollendet in Ihren Händen ist, dann will ich Sie in Maroth überfallen, und einige Tage recht vergnügt sein.

An Ihre, uns zwar noch unbekannte, aber darum doch hochverehrte Gemahlin von uns beiden sehr viel Schönes, und an Sie tausend Grüße.

An Julius Hechenast.

Linz, am 29. October 1853.

Anliegend folgt das Buch zurück. Meine Amtsreise hat sich weiter ausgedehnt, als ich anfangs vor hatte, daher die Verzögerung. Ich vermuthe, daß der Verfasser der fraglichen Gedichte noch sehr jung ist, und in so ferne berechtigt er zu Hoffnungen,

vielleicht zu bedeutenden; aber Gewißheit geben die Gedichte noch nicht. Wenn mit den Jahren bildende Kraft und ein weiter Weltblick dem Verfaſſer zuwächſt, dann dürften die Hoffnungen in Erfüllung gehen. Nach meiner Anſicht gehen ihm beide Dinge noch ab. Die Gedichte, ſtatt runde Gebilde zu bringen, ergehen ſich in muſikaliſchen, blos *ſehr* ſubjectiven Zuſtänden, welche häufig nicht gewachſen, ſondern gemacht ſind, daher ſie meiſt trotz der hoch hinaufſtrebenden Worte kalt ſind, keine innere Ganzheit, keinen Charakter, nicht einmal den des Verfaſſers abſpiegeln, welch' letzteres der ſicherſte Beweis iſt, daß die Gedichte nicht unbewußt aus ſeinem Innern geblüht ſind, ſondern *ausgeſonnen*. Er erinnert in ſeinen oft ſpitzfindigen Hauptpunkten an Levitſchnigg und Heine, beide haben Schönes, und beide ſind in ihren Fehlern gefährliche Muſter. Eine Gedichtſammlung ſoll eigentlich das abgeſchloſſene Leben des Dichters bezeichnen, ein weiter Kreis von Erfahrungen darin liegen, man ſoll einzelne Gedichte, nicht Bände von Gedichten herausgeben, und geſammelt ſollen ſie erſt in ſpäten Jahren werden. Dies macht die großen Dichter noch größer. Dann dürfen Jugendgedichte da ſein, ſie dienen zu ſanfter Zierde des Baues, wenn aber lauter Zierde ohne Bau da iſt, wie meiſt in der Jugend, ſo geht das nicht. Der Verfaſſer möge ſein Talent üben, möge fortfahren an dem Adel ſeiner Geſinnung ausbildend zu arbeiten, möge in andern Künſten Einſichten zu einem Erfahrungsreiche ſammeln, möge in den Wiſſenſchaften tüchtig werden — dann, wenn er 40—50—60 Jahre alt wird, wird er herzlich den Unwillen bereuen, den er jetzt wahrſcheinlich über mein ihm hart dünkendes Urtheil haben wird. Er muß einen Unwillen haben, ich verdenke es ihm nicht, das Feuer der Jugend treibt ihn zu Gedichten, der

Jüngling hat noch nicht die Geſtaltungskraft, ſein eigenes Innere auszuprägen, daher greift er nach himmelſtrebenden Worten, er hat noch nicht die Lebenskenntniß, daher bringt er ſtatt der ſittlichen Höhen und erhabenen Größen des Lebens ſeine abſonderlichen Träume, und meint immer, er habe ſich und das Leben in den Gedichten gegeben, während er es nur gewollt hat, und in dem Leſer das nicht erzeugt, was in ihm ſelber bei ſeinem Dichten war. Das Merkmal eines Kunſtwerkes aber iſt einzig das, daß es im Leſer jede Stimmung aufhebt, und ſeine hervorbringt. Ich glaube nicht, daß die vorliegenden Gedichte eine nachhaltige Kunſtwirkung hervorbringen werden. Der Verfaſſer ſoll mir nicht gram ſein, ich bin ihm freundlich geſinnt, dies beweiſt mein Eingehen auf ſein Werk, und mein offenherziges Urtheil, dem ich natürlich nur das Gewicht einer Meinung beilege. Wen man nicht achtet, den fertigt man mit einigen unbedeutenden Redensarten ab. Wenn es dem Verfaſſer nicht unangenehm iſt, wird es mir Freude machen, öfter von ihm ein Blättchen eingeſendet zu erhalten, ich werde darauf eingehen, und ihm meine Anſichten ſchreiben, er wird nach Verlauf einer Zeit ſehen, ob es ihn fördert oder nicht, und im letzten Falle kann er die Sache immer beiſeit liegen laſſen. Mir iſt die Kunſt das größte irdiſche Heiligthum, darum mag ich ſtrenger ſein als ſolche, die ſie als ergötzenden Luxus betrachten. Ich bin auch ſtrenge gegen mich, vielleicht noch mehr als gegen andere. Dies möge der mir unbekannte Verfaſſer bedenken. Ich möchte ihn gerne herzlich grüßen, und ihn noch einmal bitten, mir nicht zu zürnen. Sollte ich einmal perſönlich mit ihm zuſammenkommen, und er darauf eingehen, ſo bin ich erbötig, ihm an einzelnen Gedichten, die er ſelber auswählen mag, den Beweis des oben

Gesagten zu liefern. Vielleicht verständigen wir uns. Wenn er es einmal versuchte, nicht etwas Außerordentliches, sondern etwas Gewöhnliches zu machen, wie es in jedem Gemüthe liegt, vielleicht gelänge es sehr gut.

An Auslan Herkenatt.

Linz, am 11. December 1853.

Anliegend übersende ich Ihnen den Brief Culemanns, der mich sehr erfreut hat, ich habe ihm selber geschrieben und ihm ein Blatt als Handschrift beigelegt. Gleichzeitig mit Ihnen erhält er ein Schreiben. Ihr Brief hat mich in mehrfacher Hinsicht entzückt, der lieben Gesinnung wegen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gattin in demselben ausdrücken, wofür ich Ihnen herzlich danke, die ich in vollem Maße erwiedere, und die ich, so weit es meine Kräfte zulassen, in keinen andern Thaten ausdrücken kann, als in solchen, die man druckt, und darin (ist mein sehnlichster Wunsch) will ich nichts sparen, was Sie erfreuen könnte. Hätte ich nur mehr Kräfte — mehr Kräfte — was bin ich gegen Homer, dessen Odysseus ich eben gelesen habe — ja, das heißt dichten — nun, ich gebe eben, was ich habe. Zweitens erfreut mich Ihr Brief des Geiger'schen Vorhabens willen. Hiebei habe ich den einzigen Wunsch, persönlich in mehreren Zusammenkünften mit Geiger sprechen zu können, wir würden mit dem ästhetischen Entwurfe bald im Reinen sein (wenn er denn meint, daß ich etwas beitragen kann, ich meine, daß er alles ohnedem

tauſendmal beſſer verſteht, als ich), und was dann die Verkörperung dieſes geiſtigen Grundgedankens betrifft, ſo lebt kaum ein Künſtler, der es mit Geiger aufnehmen könnte. Vielleicht gehen im Februar ſchon Dampfboote, und ich kann auf eine Woche nach Wien gehen. Bis dahin werden wir einige Briefe über die Sache wechſeln. Ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, wie ich mich auf das Bild freue. Das wird eine Wahrheit, eine Treue, eine Kraft werden. Aber wer wird es denn ſtechen?? Die alten großen Kupferſtecher leben nicht mehr! — Kurz die Sache freut mich außerordentlich, es müſſen nicht blos die geiſtigen Wirkungen jener Zeit hervortreten, ſondern welcher Stoff, welche Pracht für einen Pinſel in den Waffen und Kleidern der Führer jener Kriege, die herrlichen Halskrägen, Binden, Panzer ꝛc. ꝛc. Ich muß von dem Gegenſtande ſchließen, ſonſt ſchreibe ich Ihnen, was ich Geiger ſchreiben ſollte. Wäre ich in Wien, ich bilde mir ein, ich hätte durch Begeiſterung einen Einfluß auf das Bild, ſo wie ja Geigers Genius auf mich einen großen Einfluß hat, und derlei Sachen ſind in der Regel gegenſeitig. Ich halte Geiger für den größten hiſtoriſchen Künſtler der Gegenwart, wenn er auch noch ſo wenig in Öl ausgeführt hat. Seine Blätter aus der ungariſchen Geſchichte übertreffen weit, was in neuer Zeit componirt wurde. Sie verhalten ſich zu der Abdankung Carls V. (z. B.) von Gallait, wie die Wahrheit zu einem von ſehr guten Schauſpielern vorgeſtellten Schauſpiele. Doch genug hievon. Ich hoffe nicht ewig von Wien verbannt zu ſein, und dann werde ich dieſen Mann beſſer und inniger hegen, als ich es früher gethan. Wenn man großen Menſchen, wie z. B. auch Grillparzer, nahe iſt; nimmt man ſie wie tägliches Brot, und erkennt ſie erſt dann, wenn man getrennt iſt.

Vielleicht ſchicke ich Ihnen den Nachſommer, wenn er durchgeſehen iſt, aber es darf davon beileibe nichts gedruckt werden, bis der Zaweſch in den Händen des Publikums iſt. Ich ſtärke mich zu letzterem Werke durch die große, unglaubliche Kraft und Gewalt Homers. Leſen Sie doch Voſſens Überſetzung des Odyſſeus. Obwohl holperig und dem Originale weit nachſtehend, iſt das Werk auch in dieſer Geſtalt ſo groß, daß alle neueren Dichter nicht davor beſtehen können. Die Alten heißen ihn darum auch den göttlichen Homer.

Leben Sie recht wohl, alles Herzliche und Schöne von uns beiden an Sie und Ihre liebe Gattin. Wenn mir Gott die kräftige Geſundheit erhält, die ich habe, und mehr Zeit ſchenkt (hätte ich nur einmal das Amt weg), ſo wird ſie noch viele neue Bücher von mir leſen. Ihr treuer, ergebener Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 27. December 1853.

Es iſt, als ob ein böſer Feind meine Briefe an Sie zu verkürzen ſtrebte; ſeit mehreren Tagen ſuche ich ſchon einen zu ſchreiben, der ſehr ausführlich iſt, aber immer kam etwas dazwiſchen, und heute iſt es ſchon 11 Uhr, und um 12 Uhr ſoll der Brief auf der Poſt ſein. Ich muß daher abermal nur das Weſentliche melden. Morgen geht unſer Leſebuch mittelſt Poſtwagen an Sie ab.

Aprent erklärt es für das beſte dieſer Art. Nach meiner

Weiſe, die Sie kennen, hätte ich Alles noch einmal von vorne begonnen und durchgeſehen, aber Aprent lacht mich aus, und iſt dagegen, alſo mag es abgehen. Es iſt auch beſſer. Obwohl wir nur beſtimmte Abende arbeiteten, beirrte die Sache doch einigermaßen die größere Arbeit, die ich nur ungetheilt im Herzen haben kann.

Mein Hauptſtreben geht jetzt dahin, wieder einmal zu meinen edlen und geiſtreichen Freunden und zu allen den anregenden Momenten nach Wien zu kommen. So ſehr iſt meine Natur vorwiegend künſtleriſch, daß, ſobald ich nur eine Rente von 1000 fl. habe, ich beſtimmt dem Amte entſage, und nur der Kunſt lebe. Ohne Rente aber wage ich es jetzt, bei meinem Alter von 46 Jahren, nicht mehr. Könnte ich alle Entwürfe ausführen, die ſich in meinem Haupte drängen, wie glücklich, wie überglücklich wäre ich! Iſt es denn nicht ſchmählich, der dummen Materie willen an Kleinerem kleben zu müſſen und gezwungen zu ſein, das Größere liegen zu laſſen. Kommen Sie etwa im Frühlinge nach Wien, vielleicht wohne ich 14 Tage in Baden bei meiner edelmüthigen Freundin, die mich und meine Gattin gar ſo herzlich eingeladen hat. Da ließe ſich in Muße Vieles beſprechen. Eben kommt wieder jemand mich zu ſtören, ich muß ſchließen. Leben Sie recht wohl, denken Sie mit derſelben Liebe und Freundſchaft auch im künftigen Jahre meiner, wie bisher, und nehmen Sie von mir und meiner Gattin für ſich und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin alles erdenkliche Herzliche zum Jahreswechſel hin, wie Sie ja überzeugt ſein müſſen, daß wir nur Gutes für Ihr Haupt und Ihr Haus von Gott herab wünſchen.

1854.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 13. Jänner 1854.

Ich muß mich heute in meinem Amte einſperren, um an Sie ſchreiben zu können. Zwei Tage war ich wieder belagert, und konnte nicht vor das Briefpapier kommen, und eine Zeit mir von der, der Schriftſtellerei beſtimmten abbrechen durfte ich nicht, weil es einem Gelöbniſſe entgegen iſt, das ich gemacht habe, die von dem einengenden Amte den Muſen überlaſſene Zeit nicht im geringſten mir verkümmern zu laſſen. Nach Wien konnte ich Ihnen nicht ſchreiben, weil ich den Brief erhielt, da es ſchon zu ſpät war, daß Sie eine Antwort noch in Wien getroffen hätte.

An Geiger ſchreibe ich heute ausführlich. Ich habe den Wallenſtein ſehr genau ſtudirt, und werde meine Anſichten auseinander ſetzen. Den Nachſommer habe ich vor Abſendung einer Durchſicht unterworfen, und finde vieles zu feilen. Ich darf ihm nur Abends manche Stunde gönnen, daß er mich nicht zu ſehr einnimmt, und dem nöthigeren Werke fremder macht. Dringen Sie nicht ſehr, am wenigſten mit freundſchaftlichen Worten, weil ich denen am wenigſten widerſtehen könnte, und mich etwa zu dem Nachſommer ſetzte, und alle Ritter und Rüſtungen gehen ließe, was ja ganz verkehrt wäre. An Geiger ſchreibe ich einen

zweiten Brief mit Auseinanderſetzungen des Nachſommers und Anhaltspunkten für die Vignetten. Darf ich fragen, wer den Wallenſtein ſtechen wird?

Eben kommt Graf Barth und will durchaus mit mir reden, ich muß ſchließen, und verſpare mir ein herzliches, gemüthliches Plaudern, das ich noch anfügen wollte, auf weiter. Hätte ich nicht das niederziehende, beſchwerende Amt, wie gerne würde ich einen Sommer in Maroth arbeiten, und manchen Abend bei Ihnen mit Lecture, Muſik, Geſpräch ꝛc. zubringen.

An P. J. Heiger.

Linz, 1854.

Heckenaſt hat mir geſchrieben, daß Sie einen Wallenſtein für ihn malen wollen, und daß Sie nicht abgeneigt wären, meine Meinung über die Wahl des Zeitpunktes ſeiner Geſchichte anzuhören. Auch hat Heckenaſt mir bereits einige Scenen aus der Schiller'ſchen Tragödie bezeichnet, auf die Sie gedacht haben. Ich bedaure nur auf das Tiefſte, daß ich nicht bei Ihnen bin; denn im Wechſelgeſpräche würde ſich ein weit anderes entwickeln und heraus arbeiten (da einer den andern entzündet), als durch einſeitige ſchwarze Zeilen, die auf einem weißen Papiere ſtehen. Ich habe lange gedacht und erwogen, um einen Augenblick zu finden, der weit genug iſt, Wallenſteins Leben zu enthalten, und doch wieder begrenzt genug, um durch die Mittel der Malerei

erſchöpft werden zu können. Die Aufgabe iſt eine ſehr große, und wenn Geiger ſich ihr unterzieht, muß ſie ſeiner würdig und ruhmreich ſein. Ich habe bis jetzt noch keinen ſolchen Augenblick gefunden, glaube auch, daß deſſen Auffinden das Künſtleriſcheſte an der Sache ſei, und daß man lieber warten als ſich übereilen ſoll. Nur verneinend wage ich vor der Hand einen Rath zu geben, nämlich Schillers Trauerſpiel gar nicht zu Grunde zu legen, ſondern den hiſtoriſchen Wallenſtein. Schiller iſt ſo ſubjectiv, daß ſelbſt in dieſem bedeutenden Werke trotz aller Objectivität, die er hier anſtrebte und mehr als in andern Stücken erreichte, alle Perſonen lauter Schiller ſind, und mit ſeiner Sprache reden, nicht mit ihrer. Das ſind modern denkende, fühlende, ſprechende Figuren, keine des 30jährigen Krieges. Das Lager erſcheint mir noch am beſten. Ihre Natur, theurer Freund, aber iſt ſo objectiv, ſo in die Sache als ſolche eingehend, daß Sie Göthe und Shakeſpeare näher ſtehen, mit Schiller aber in geradem Gegenſatze ſind. Sie vermögen gar keine ſolchen Phraſenfiguren zu machen wie Schiller. (Ich will darum Schiller nicht überhaupt tadeln, ich table nur dieſes Stück an ihm, begreife, wie er unſerem Phraſenzeitalter ſo gefallen konnte, daß es ihn zu oberſt ſetzen wollte, und daß er ſelber wieder ſehr viel zum Phraſenthume der neuen Zeit beitrug, das ſich in jüngſter Vergangenheit völlig ekel machte.) Sie ſind ein hiſtoriſcher Menſch, Ihnen gelingt es, einen hiſtoriſchen Wallenſtein zu malen, darum dürfen Sie (nach meiner Anſicht) durchaus nicht blos eine Illuſtration zu Schillers Trauerſpiel malen. Auf der Bühne zeigt ſich das Hohle erſt recht, wir werden nicht von der Wahrheit ſo ſehr ergriffen wie bei Shakeſpeares Dramen, ſondern wir ſehen

eben nur ein Theater, in welchem die Perſonen ſpielen. Nur die Frage noch: warum geht denn Thekla in die weite Welt, und wohin, und wie läßt ſie gegen Natur und Sitte die Mutter zurück? in ſolcher Lage?! Und Max — wie kann er ſo ſinnlos ſein, das ihm anvertraute Regiment geradezu in den Tod zu führen, weil er verliebt und wegen Wallenſtein in tiefſtem Schmerze iſt. Heute würde man das gewiſſenlos und knabenhaft heißen, und auch damals hätte man es ſo geheißen. Bei Schiller ſoll es heldenhaft, empfindungsvoll und groß ſein. Wie es jetzt, wenn es ſo wäre, Entrüſtung über den unfähigen Oberſt hervorrufen würde, ruft es bei Menſchen, die durch tönende Reden nicht verführt werden, auch beim Leſen Entrüſtung hervor. Das iſt ein ſchwacher, ſchlechter Menſch, der ſich ſo wenig beherrſchen kann. So könnten noch viele ſchwache Stellen des Stückes bezeichnet werden. Ich ſchließe aber, und bemerke nur noch, daß auch in dieſem Stücke, wie bei Schiller häufig, die Perſonen von den Gefühlen reden, ſtatt ſie zu haben, über Liebe philoſophiren, ſtatt liebend zu handeln (ſiehe 12. Auftritt 5. Act). Senden Sie gütigſt dieſes Schreiben an Heckenaſt, er möge es leſen, mir darüber ſchreiben, und es Ihnen zurück ſenden. Ich ſchreibe Ihnen bald wieder. Wäre nicht eine Berathung im Feldlager in Baiern angezeigt, wo er Guſtav Adolf ſo lange gegenüber lag? oder anderes? Vor der Schlacht bei Lützen?

Alles Schöne.

An Julius Hartmann.

Wien, am 21. März 1854.

Ihr letztes Schreiben habe ich erhalten, worin Sie sagen, daß Sie eine Nachtragsendung erhalten haben. Sie müssen zwei erhalten haben, und bis einschließlich der Anzeige aus Livius ist alles, was in Ihrem Verzeichnisse steht, beglichen. Ich bitte nachzusehen, es wäre übel, wenn etwas verloren gegangen wäre. Da nach Aprents Rechnung vielleicht nicht genug Materiale sein dürfte, so entschlossen wir uns, ein Stück, über welches wir zweifelhaft waren, doch aufzunehmen — „Märchen und Sagen" (von Th. Vischer). Ich sende es beiliegend und bitte um gelegentliche Rücksendung. Dieses Stück soll aus dem Haidebuben, aber nach Göthe's Novelle kommen, wenn erstere wegen vorgeschrittenen Satzes nicht mehr möglich wäre. Aprent läßt bitten, da die Aufschriften nicht mehr zu ändern sind, wenigstens, wenn es möglich ist, unter jedes Stück einen Strich zu setzen, in den folgenden Lagen die Zwischenräume ein klein wenig größer zu machen, es fällt nicht auf, und befriedigt ihn. Er ist ein wenig ängstlich, wie man es bei den ersten Büchern ist. Nehmen Sie es ihm nicht übel. Zur zweiten Richtung fehlt nur noch das Vorwort, das Sie mir Klem in einigen Tagen bekommen.

An Geiger, der mir bereits geantwortet hat, habe ich

[illegible] [illegible] [illegible] [

gegenüber von einer einzigen Gestalt des Alterthums steht. Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und lieblich bildet. Darum wäre die Amaranth die unleidlichste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheits-gestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen. — Ich komme ins Plaudern, aber es zieht mich etwas so Verwandtes zu Ihnen, daß ich glaube, Sie müssen das alles auch fühlen, und die Kunst so über Alles lieben wie ich, und sich freuen, wo eine wahre Blüthe von ihr zum Vorschein kommt; und das scheint mir eben in Ihrem Buche der Fall zu sein. Die Idee des sittlich Großen ist da, und auf dieser Grundlage, deren Größe allein die Werke groß oder klein macht, bewegen sich die Gestalten, und dieselben sind eben mit der Gestaltungskraft, wie ich sie eben nannte, gebildet, mit einer Gestaltungskraft, die die Alten so sehr hatten, und die uns so mangelt, ohne welche mit je größerer Begeisterung nur desto größere Ungeheuer geschaffen werden. Sie müssen sehr viel nach der Natur arbeiten (wie die Maler sagen), weil Ihre Gestalten so rund gebildet sind, daß man um sie herumgehen kann, daß man sie von der Sonne beleuchtet in den Gassen der kleinen Stadt oder auf den Feldern herum gehen sieht; besonders aber gefällt mir, daß Sie einer Klippe unserer Zeit aus dem Wege gegangen sind, die ich so sehr hasse, und die ich doch leider selber in der Jugend aufsuchte, der Überladung. Maßhalten dürfte das schwerste aber sicherste Merkmal des wahren Künstlers sein. Wie schön ist die Gestalt Ihrer Schulmeistersfrau! ich bringe sie nicht aus dem Herzen und aus dem Haupte. Wie nahe lag hier

der Afterkunst die Verführung zu Nebelsteln, und mit wie sicherem, kunstsinnigem Gefühle haben Sie es vermieden. Fast dürftig sind die Züge dieser Gestalt, aber so inhaltlich, daß jeder ihr ganzes Leben und zwar immer dasselbe Leben enthüllt und weiter entwickelt. Diese Frau, der Eide, welcher ein gar glücklicher Griff in dieser Geschichte ist, der Schuster und der ganze Hintergrund der Verwandtschaft und des Städtchens erscheint mir als ein Meisterwerk der Kunst. Alles ist organisch, alles greift gesetzmäßig in einander, nichts spreizt sich oder beansprucht ein vermeintes Talent, und doch erfüllt sich das tragische Geschick, was jedesmal eintritt, so wie man den sittlichen Gesetzen Kampf bietet. Wenn ich auch einem Tadel anhängen darf, so fehlt diesem herrlichen Werke der endliche Abschluß, die Strafe des Schusters, nicht eben durch weltlichen Arm, das ist sogar trefflich gerichtet, daß er dem entrinnt, er hat Alles berechnet, er kann sich von dem Weibe befreien, das er für die Ursache seines Unglückes hält, er wird von seinem Gesetze verfolgt; denn er rettet sich heraus, alles ist gut, nur eins hat er nicht bedacht, das Gesetz in seinem Herzen, und diesem muß er verfallen, dieses muß ihn strafen. Diese Strafe muß in dem Gedichte ersichtlich werden, und zwar so ersichtlich werden, daß aus der jammervollen, im höchsten Grade verfallenen Gestalt des Schusters und aus anderen Anzeichen seiner Verkürzungen für das Auge des Gewissens (wenn auch nicht als richterlicher Beweis) die Wahrheit hervorgeht, daß alles nichts geholfen hat, daß der Schuster in einem Zustande ist, gegen den sein früheres noch Himmelglück war, und daß, wenn ihm auch das körperliche Hochgericht erspart war, er es täglich vor sich selber und vor seinen Mitbürgern erleidet. Wie Sie die andern Züge so trefflich fanden, werden die

auch finden. Daß er blos dem Richter ausweicht, und sonderbar und seltsamlich ist, scheint mir zu wenig; auch das Benehmen der Mitbürger gegen ihn scheint am Abschlusse nicht ganz wahr; denn sie müssen ihn für den Mörder halten. Wer sich im Trübsinne oder halben Wahnsinne das Leben nimmt, gibt nicht einen anderen als Mörder an. Dann muß es ja Leute geben, die wissen, ob die Thür des Schlafzimmers des Vide immer von außen verschlossen war. Die Thatbestanderhebung und die Ausarbeitung der Umstände soll hier sehr genau sein, daß der Leser die Überzeugung gewinnt, das äußere Gericht habe dem Manne nichts anhaben können; dann wird die Strafe des Innern desto fürchterlicher. Verzeihen Sie meine Anmaßung; aber sie beweise Ihnen, wie nahe mir die Sache geht, und wie tief sie auf mich gewirkt hat.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes unterbrochen worden, und er ist leider zwei Tage unvollendet geblieben. Seither habe ich das liebe Dortle gelesen. Wenn Ihnen einige Zeilen an mich keine zu große Last sind, würde ich darum bitten, sei's auch nur, daß Sie sagen, daß Sie nicht böse sind über das lange Nichtschreiben früher und über das viele Schreiben jetzt.

Ich sende den Brief an Ihren Verleger, da einmal die Allgemeine Zeitung die Vermuthung aussprach, daß Wildermuth nicht Ihr Name sei. Die besten, herzlichsten Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. März 1854.

Nur der ungeheuerste Wust von Geschäften ist Schuld, daß ich noch nicht an Sie geschrieben habe, täglich sprechen wir von Ihnen, und Ihre Briefe, die mich so freuen, liegen in einem Fache meines Kastens, das die Überschrift hat: „Briefe theuerer Personen" — aber zum Schreiben komme ich so schwer gerade gegen solche, denen ich recht viel schreiben möchte. Wären wir in Ihrer Nähe, so besuchten wir Sie täglich und plauderten über verschiedene Dinge; aber alles in einen Brief bringen, was ich mit Ihnen reden möchte, ist eine Unmöglichkeit: über das prächtige Gedicht Eichendorfs, das Sie mir sandten, in dem ich das ganze romantische Talent Ihres edlen Bruders fand, das mir aber doch, wenn ich mir einen Tadel erlauben darf, noch schöner erscheinen würde, wenn es mehr Bestimmtheit des Zweckes hätte und mehr Klarheit der antiken Welt — über die lieben Worte, die Sie über meine Arbeiten selbst sprechen, die einen verschönernden Nachhall in Ihrem Herzen finden — über Natur, Menschenschicksal u. s. w. u. s. w. Gewiß ich nehme mir nächstens einen Tag, an dem ich schon um 7 Uhr Morgens mein Schreibzimmer zusperre, damit niemand herein kommt, und an dem ich kein Geschäft vornehme als ein Werk zu verfassen, das nur einen Leser hat, nämlich Sie. — Ich habe auch noch andere Briefe erhalten, die mich freuen, ich werde Ihnen manche

zeigen, aber die Ihrigen freuen mich am meisten, und dieser Lohn meiner gut gemeinten Worte, daß sie das „süße Naß in die Augen treiben" (wie mir eine Frau Solger aus Dresden schreibt), ist mir der schönste, den ich erwarten kann; denn er ist der edelste. Schreiben Sie mir recht oft und recht viel (natürlich wenn es Ihnen Freude macht), es ist immer ein Fest für uns, wenn wir Ihre Schrift auf der Adresse eines Briefes sehen, worauf wir uns zusammen setzen und das Blatt lesen. Meine Gattin gibt mir die abscheulichsten Namen, daß ich so undankbar gegen so viel Güte bin, und so selten schreibe; aber mir ist, Sie müßtens schon wissen, wie ich gegen Sie gesinnt bin, und Sie müßten alles lesen können, was ich gegen Sie hinab denke — aber das ist eben das Verkehrte, daß ich meine, Sie hätten schon von meinem Gedanken etwas — doch eines haben Sie allerdings, das Bewußtsein müssen Sie haben, wie gut wir Ihnen sind, und welche Gemeinschaft des Geistes zwischen uns obwaltet, die eben das Verhältniß eingeleitet hat, die uns schöne Stunden gibt, die wir nicht uns, sondern eigentlich Gott verdanken.

Nun zu etwas Anderem: ich komme wahrscheinlich im April nach Wien, dann nehme ich Sie ohne Barmherzigkeit mit mir zu uns herauf. Können Sie nach Schlesien reisen, warum nicht mit einem Dampfschiffe nach Linz. Dann wollen wir Sie sehr hätscheln (Sie müssen sogar die Miz mitnehmen, wenn Sie wieder eine haben), wir wollen Sie sehr in unserer [illegible]n Gegend herum führen, und wenn nichts „am Schnürl" geht, wollen wir sehr lachen. Denken Sie ein wenig an den Plan.

Ich schreibe eben an einem Zawesch (von Rosenberg) und an dem Nachsommer, der das Glück einiger alter Menschen schildert. Vielleicht machen Ihnen die Dinge Freude. Zawesch

wird drei, der Nachſommer zwei Bände enthalten. Das Blatt iſt zu Ende. Wenn ich im April komme, ſo bringe ich den langen Brief mündlich, komme ich nicht, ſo folgt er ſchriftlich. Möge Ihnen der Winter gut vergangen ſein, und dieſer und viele Sommer recht freundlich erſcheinen.

Alles Liebe und Gute von meiner Gattin und mir. Üben Sie keine Rache an mir undankbarem Menſchen, und ſchreiben Sie ſehr bald.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 6. April 1854.

Ich ſchrieb an Geiger, daß „Wallenſtein in Eger" zu malen ſei. Er wird Ihnen die Auseinanderſetzung mittheilen. Vor den Vermählungsfeierlichkeiten kann ich nicht nach Wien kommen; aber etwa nachher bald. Sollten Sie in der Zeit dort ſein können, ſo wäre es ſehr ſchön, wir könnten vieles beſprechen. Ich arbeite ſehr fleißig, ſehne mich aber unausſprechlich nach der Zeit, wo mir eine geſicherte Rente möglich machen wird, ohne Amt zu ſein; denn es zerreißt mir faſt das Herz, wenn ich in eben dieſes Herz zu den lieben, ſchönen, hohen Dingen, die ſich nach und nach in dasſelbe finden, das Heu, Stroh und den Häckerling des Amtes laden, und die Götter dadurch beſchmutzen muß, und es iſt nicht anders, und ich kann mir leider für jetzt nicht helfen.

Sehr Vieles hätte ich mit Ihnen zu beſprechen, aber die Zeit drängt, und ich hoffe, daß wir uns doch bald ſehen, und aus dem Grunde plaudern können.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. April 1854.

Ich habe eigentlich keine einzige Minute Zeit, werde daher über Geiger, Kalender ꝛc. diese Feiertage schreiben.

Den Nachsommer muß ich also in Gottes Namen wieder vornehmen und durchgehen, weil Sie ihn so gerne hätten. Ich sage Ihnen aber, daß hiedurch in der Ausgabe beider (des Zawesch und des Nachsommers) eine Verzögerung wird; denn das werden Sie gewiß nicht verlangen wollen, daß der Übereinkommenspunkt verletzt werde, daß der Nachsommer erst nach Zawesch erscheint. Mein Gedanke war, den Nachsommer in seiner Gestalt liegen zu lassen, bis Zawesch (drei Bände) fertig ist, den Zawesch herauszugeben, und dann die letzte Feile an den mittlerweile nur etwas ferner gerückten, also überschaulichern Nachsommer zu legen. Ich habe wohl mitunter, wenn die ernste Arbeit schwer wurde, an der leichteren etwas gearbeitet, aber in Ihre Hände zur Beurtheilung will ich nur das Vollendete geben. Es ist auch das nicht gut; ich gehe jetzt nicht gerne an die Ausfeilung des Nachsommers, weil ich das andere, in das ich mich hineingearbeitet habe, liegen lassen muß. Der Grund, weßhalb ich die Bitte gestellt habe, mich nicht zu drängen, ist kein oberflächlicher: die Arbeit wird am besten, wenn die Art zu arbeiten nur das Herz dictirt, nicht Nebenumstände. Ich arbeite so sehr mit meinem

Inneren mit, daß, wenn der Stoff nicht in mir ſelber wächſt, oder ich in einer Zeit eben den gewachſenen Stoff nicht ſehr durchgedacht und durchgelebt habe, mir nichts einfällt. Einen gegebenen Stoff nach einem Programm (das ein Fremder gemacht hat) zu arbeiten, würde aus meiner Feder eine entſchieden ſchlechte Arbeit geben. Mündlich alles und jedes genauer auseinander zu ſetzen.

An Auſtan Heckenaſt.

Linz, am 13. Mai 1854.

Endlich gewinne ich ein wenig Luft, Ihnen zu ſchreiben. Seit der Feierlichkeit zum Empfange unſerer Kaiſerbraut ſitze ich in einer Commiſſion, wovon ich Ihnen, glaube ich, im vorigen Briefe geſagt habe. Wir haben faſt täglich lange, oft zweimalige Sitzungen, und den Reſt des Tages und die frühen Morgenſtunden muß ich zur Schriftſtellerei benützen, ſo daß nur knapp ein Augenblick übrig iſt, ein wenig in die Zeitungen zu ſchauen. Ich konnte daher weder einen Brief ſchreiben, noch nach Wien kommen. Letzteres wird vor einigen Wochen nicht geſchehen können, oder vielleicht gar nicht. Das Leſebuch wird mit einem Bittgeſuch von mir und Aprent dem Miniſterium vorgelegt und von der hieſigen Statthalterei auf das Trefflichſte einbegleitet. Ich hoffe, daß es wird empfohlen werden, ja, wenn eine gewiſſe Partei im Miniſterium nicht wäre, ſo hegte ich keinen Zweifel,

daß es sogar als vorgeschriebenes Schulbuch würde eingeführt werden. Aber auch das kann in Zukunft noch geschehen. Das Hilfsbuch, hoffe ich, wird sehr schön. Da es Originalarbeit ist, kann es viel von dem enthalten, was Sie von mir in meinem Buche für die Jugend niedergelegt wünschen, welches Buch zwar nicht aufgegeben, aber dessen Herausgabe bis auf die Zeit nach erfolgter Herausgabe des Zaweſch aufgeschoben ist. Ich habe zwar noch nichts niedergeschrieben, aber im Kopfe vieles geordnet, was recht leicht im Fahren bei Amtsreisen geschieht, wo eine ernstere poetische Arbeit doch nicht, wenigstens nicht in den Einzelnheiten, vorzunehmen ist. — Lieber, theuerster Freund, wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpfel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Theilnahme des Herzens abthun, zu welch' schönem Grad der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug thun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber

manchmal ist mir — Sie werden es nicht mißdeuten, und als Stolz auslegen, Ihnen kann ich es sagen — manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten dauer und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein tiefer, heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien d'rein, ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menschen, die sie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große ist dahin. Glücklich die Menschen, die diesen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, sie kennen das Höchste des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich sonst auch das Göttliche hergeben müßte. Hätte ich mein ruhiges Leben (im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken), dürfte ich nichts anderes thun, als mit Großem, Reinem, Schönem mich beschäftigen, Vormittags schreiben, Nachmittags zeichnen, lesen, Wissenschaften nachgehen, und Abends mit manchem edlen Freunde oder in der Natur oder in meinem Garten sein — — aber ich darf nicht daran denken, sonst ergrimmt der Gott im Menschen, wie J. Paul sagt. — Seine Majestät, unser trefflicher Kaiser, hat mir den Franz Josephs-Orden geschickt, wüßte er, wie er mich mit so wenig, daß es ihm nichts ist, beglücken könnte, wenn er mir wie Augustus dem Virgil, wie ein kleiner Fürst dem hohen Göthe die Muße gäbe, schaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tausende reiner Herzen würden vielleicht noch in späten Tagen davon sprechen, mein Gemüth würde in desto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachstreben, wie Göthe seinem Fürsten nicht mit Geschäften des geheimen Rathes, aber mit ewigen Meisterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Göthe, aber einer aus

ſeiner Verwandtſchaft, und der Same des Reinen, Hochgeſinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweiſe, und wer weiß, ob ſie nicht mithelfen, einmal einen großen, unendlichen Geiſt, der höher iſt als Göthe, Schiller und alle, in ſeiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerriſſenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um ſo früher Raum geben, zu ſeinen Schöpfungen zu ſchreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt ſein werden. Sie thun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wiſſen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch ſagen, wie mir im Herzen iſt. Einmal werden es auch andere wiſſen, wer weiß, ob dieſer Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es ſo geweſen iſt, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade ſo thun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich dieſe Klagen ſchreibe; ſie erleichtern, und ich ſage ſie nicht zu Jedem. Sie ſind mit meinem Streben vertraut, und ſind mein Freund, dies gibt die Erklärung. Meiner Gattin ſage ich kein Wörtchen; denn ſie fühlt ſich ohnedem durch dieſe Verhältniſſe gedrückt, und den Leuten hier könnte ich nichts der Art ſagen; denn ſie hielten mich, wenn ich über ein Amt klage, um das ſie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt.

Daß mir der Kaiſer den Orden gegeben, hat mich ſehr erfreut, namentlich da ich weiß, daß er der Schriftſtellerei gilt, alſo daß der Kaiſer, von dem mir iſt, daß manche Schritte desſelben den künftigen großen Mann bezeichnen, auch das mit großen Menſchen gemein hat, daß er die höchſten Mächte des Lebens: Kunſt und Wiſſenſchaft, erkennt und ehrt, Mächte, die ſo herrlich ſind, daß ich mich freilich für ein unbedeutendes Mitglied halten muß.

Doch nun genug hievon, es ſchlägt bald die Stunde der Commiſſion, legen Sie den Brief in Ihre Lade, und wenn ich geſtorben bin, und Sie ſehr alt ſind (denn ich will ſehr ſpät ſterben), ſo zeigen Sie ihn guten, ebenfalls ſteinalten Freunden, und ſagen: der hat auch allerlei Zeugs gehabt, und iſt oft unwillig geweſen.

Im Sommer iſt München ein Wunderort*); — kommen Sie nicht etwa hin und treffen Sie da nicht Linz? das wäre zu ſchön! Geiger wird Ihnen einen Brief von mir mittheilen. Ich wünſchte ſehr, ihn perſönlich ſprechen zu können, vielleicht geht es doch.

Ich habe noch allerlei zu ſagen, weiß es aber nicht, es iſt in obigen Klagen, zu denen ich mich hinreißen ließ, ertrunken.

Zuletzt eine Bitte. Können Sie mir die Rate für Juni nicht noch im Mai ſenden, oder etwa 50 fl. — Zu dem Mai, der der Wohnungsmiethe wegen ohnehin immer ein armer Monat für mich iſt, treffen heuer noch gehäufte Umſtände: die Zierung der Außenſeite meiner Wohnung für die Kaiſerbraut, dann Holz kaufen (das hätte auch in einem andern Monate zu Ende gehen ſollen), dann mußte ich Armanns Tochter, die ein Jahr bei uns auf Beſuch war, wegen Kränklichkeit ihrer Mutter nach Hauſe reiſen laſſen, ferner und endlich iſt am 31. d. M. (der unbequemſte Tag) eine Rate auf die Anleihe von 50 Millionen einzuzahlen — lachen Sie nicht; denn ich habe auch Schritte gethan, um mir meine Schöpfungsmuße herbei zu führen, ich habe mich für jene Anleihe eingeſchrieben, und will im April 1855 200,000 fl. gewinnen, dann iſt allem abgeholfen. Eine

*) Induſtrie-Ausſtellung im J. 1854.

Wohnung in Wien, ein reizendes, aber einfaches Landhaus, einige schöne Bilder und ein Leben, wie es in den Feldblumen steht — — wenn das Glück nicht blind wäre, so ließe sich unsäglich Herrliches machen.

Leben Sie wohl, Gott schütze und segne Sie, wünschen Sie mir Glück und Gedeihen zu meinen Arbeiten, und gebe Gott, daß Sie recht, recht zufrieden seien, wenn Sie dieselben empfangen haben. Sollten Sie nach Linz kommen, so müssen Sie wohl ein paar Tage hier bleiben, oder gar mit uns ins Gebirg gehen.

Von meiner Gattin und mir an Sie und Ihre liebe Gemahlin alles Herzlichste und Schönste.

N. S. Ich bitte um baldige Antwort; denn Ihre Briefe sind mir in dieser Wüste auch immer ein Trost.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 24. Juni 1854.

Ich habe Ihr letztes Schreiben erhalten, und mich über den Inhalt desselben sehr gefreut. Ich weiß in der That nicht, wodurch ich denn so viele Liebe und Theilnahme verdiene, ich muß den größten Theil Ihrem über das gewöhnliche Leben erhabenen Herzen zuschreiben, das in einer größeren und schöneren Welt lebt, größere und schönere Gedanken hegt, und dieselben um sich herum auszuprägen strebt. So geht auch ein Theil dieses inneren Lebens auf uns, meine Gattin nämlich und mich, über, und

zieht uns in Ihr Bereich; denn auf Verdienſt wird uns ſo viel Antheil nicht zugewendet, wo wäre denn dieſes Verdienſt? Bezüglich unſerer Perſonen iſt es ein ſehr beſcheidenes, Gutes haben wir Ihnen nie gethan, und wenn ein geringes Korn von Innerlichkeit, Würde, Reinheit, oder wie man es nennen will in meinen Schriften liegt, ſo habe ich es Gott, nicht mir zu danken, und habe es Tauſenden, wie Ihnen, gegeben — aber genug, es iſt ſo. Sie ſind lieb und gut gegen uns, und wenn man gegen jemanden lieb und gut iſt, ſo braucht es am Ende keine Urſache, man iſt es, und es iſt gut, wenn es dieſer jemand einſieht und erkennt, und das thun wir beide von Herzen, und wünſchen nur, daß auch Sie es wüßten, wie lieb und gut wir Ihnen ſind und bis zu unſerem Lebensende bleiben werden. Die Welt iſt gefüllt mit der Schaar der Gleichgiltigen oder gar Rohen in Bezug auf alles Große, mit den ſogenannten guten Menſchen, die niemandem weh' und niemandem wohl thun, mit einigen Geſchäftsmännern, mit einigen, die mit Krieg und Frieden ſpielen, mit Künſtlern, die in hohen Schwärmereien leben, mit Gelehrten, mit Charaktermenſchen, mit Weiſen und Thoren — und da iſt das Beſte die Erquickung an einzeln ſtehenden, großen und guten Menſchen, die Liebe zu ihnen, das Aufſchauen zu dieſen Säulen, und das Empfinden, daß der Menſch etwas Erhabenes iſt — und nach dieſem iſt das Beſte die Neigung und Liebe der Menſchen zu einander, die gut ſind, ohne Gründe, eben nur, weil Liebe und Neigung da iſt, und an dieſer laſſen Sie uns halten und ſie uns bewahren, wir wollen zu den rechtlichen Menſchen gehören, wenn uns auch Größe verſagt iſt, und uns ſo wacker lieben, als wären wir die größten, darin ſollen ſie nichts vor uns voraus haben.

Mit meiner Wienerreiſe iſt es aus. Gleich nach der Ankunft der allerlieblichſten aller Kaiſerbräute in Linz (ich habe ſie ſchon im Auguſt in Iſchl kennen gelernt) wollte ich nach Wien; allein ein Amtsgeſchäft brach am 25. April aus, dauerte vier Wochen, und als ich ein ſehr umfangreiches Protokoll darüber zuſammengefunden hatte, fiel mir die Ausarbeitung zu, in der ich noch begriffen bin. Auf die Freude, Sie im Sommer in Ihrer Behauſung zu ſehen, muß ich nun verzichten; aber auf die, Sie bei uns zu ſehen, verzichten wir nicht. Wir freuen uns außerordentlich, wenn einmal ein Brief kommt, uns anzuſagen, daß Sie am ſo und ſo vielten dieſes oder jenen Monats in Linz eintreffen werden. Ich werde mit meiner Frau am Ufer ſtehen, und Sie von dem Dampfboote in unſere Wohnung geleiten. Wenn die Zeit gekommen iſt, dann wollen wir auch mündlich über das, was Sie in Ihrem letzten Schreiben geſagt haben, ſprechen. Wenn mir Gott den Wunſch gewährte, entfernt von dem Treiben des Tages (oder nur dann in dasſelbe gezogen, wenn ich ſelber will) in einem freundlichen, reinen Gartenhauſe meinen Studien, meinen Dichtungen und gelegentlich kleinen Zeichnungen und anderen Arbeiten zu leben, würde ich es für das größte Glück halten, ich glaube auch, wenn ich überhaupt berufen bin, mit meiner geringen Kraft der Welt etwas zu nützen, daß ich es auf dieſe Weiſe weit mehr könnte als auf die von Ihnen vermuthete. Es iſt ein Drängen und ein Streben in meinem Herzen, Schöpfungen hervorzubringen, ich muß dieſes Leben in mich zurück drücken, und oft Amtsdinge thun, die keinen Strohhalm in dem eigentlichen höheren Daſein verrücken. Selbſt die höchſten Staatsſtellen ſind klein gegenüber von der eigentlichen Weiſe des menſchlichen Lebens, ich ginge nach dieſen Dingen

nicht, die ihnen anklebende Ehre ist Spielzeug für Schwache, Machtbewußtsein nährt nur Menschen, die eben eine andere Macht in ihrem Herzen nicht haben, Wirksamkeit für die Menschen ist schon eher etwas, was lockt; aber wenn man für die anderen noch wirkt, indem man sein innerstes Selbst aufgibt, so ist dies eine Unförmlichkeit oder sogar Sünde — das Höchste, was bei Staatsstellen locken könnte, wäre die Aussicht, das Hohe, das Göttliche, das eigentliche Reich des Himmlischen auf der Welt fördern zu können, das ist es, was verführen könnte, Wünsche ehrgeiziger Art zu hegen; aber wenn die Millionen Schwierigkeiten erwogen werden, und wenn ein anderer aus dem Herzen quellender Weg da ist, für Hohes und Herrliches zu wirken, ein vielleicht ergiebigerer Weg — soll man da nicht lieber wünschen, diesen zu gehen, und den Wunsch nach irdischer Ehre und Macht für kleiner zu achten! Dies ist mein Fall. Sie werden es von mir glauben und verstehen, und mich nicht für anmaßend halten. Die Auszeichnung von dem Kaiser freute mich sehr als Anerkennung, die der Wissenschaft überhaupt dadurch dargebracht wird, sie freut mich auch, weil sich meine alte Mutter und meine gute Gattin darüber freuten, und sie freut mich, weil Sie sich darüber freuen. Ich für meinen Theil finde in mir kein Verdienst, und die Sache kam so unvermuthet als unangestrebt. Ob mit dem Orden irgend ein Standesgrad verbunden ist, weiß ich nicht, weil ich das Statutenbuch noch nicht habe, ich bitte Sie aber inständig, die Adresse zu machen wie früher.

Ich will Ihnen noch eine kleine Einbildung erzählen. Wir haben uns an der letzten Märzanleihe betheiligt. Am 15. April 1855 gewinne ich 200.000 fl., dann baue ich in Ihrem Garten

ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunſee in Oberöſterreich und eines am Ufer des adriatiſchen Meeres, um die ruhige See zu ſehen und auch die bei ſchönem Vollmonde unter den jagenden Wolken ſtürmende. Da haben Sie überall das gewünſchteſte und erwählteſte Wohnplätzchen für ſich und Miz oder mehrere Mize, da will ich arbeiten, und Gott in ſeinen Werken ſehen und preiſen, wir gehen ſpazieren, wir machen Anlagen (denken Sie nur an die herrlichen Citronen und Goldäpfel, Feigen, Trauben, Pfirſiche, Oleander, Cactus, Aloe, die in dem Geklippe neben gewundenen Wegen und geſchlungenen Lauben an der Küſte der Adria ſtehen werden), Sie plaudern mit der Frau, beide macht ihr mir Morgens einen guten Kaffee, im Winter iſt eine nette Wohnung in Wien, und wenn ich längſt im Grabe bin, feuchtet ſich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menſchlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landſitzen geſchrieben wurden, und verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein ſolches Wirken für beſſer, als wenn ich gar der Dalai Lama würde. Da Sie meine praktiſche Seite noch gar nicht kennen, würden Sie ſich wundern, wie in dieſen Landwohnungen alles am Schnürl ginge.

Meine Gattin kommt gegen den Herbſt nach Wien und wird Sie beſuchen. Vorerſt aber müſſen Sie zu uns kommen. Thun Sie es recht, recht bald, vor allem aber ſchreiben Sie uns bald. Meine Gattin kann es mir nicht verzeihen, daß ich ſo ſelten an Sie ſchreibe, und ſie drängt mich oft ſehr; aber Sie ſind gewiß nicht böſe, wenn ich Ihnen ſage, daß die leidigen Geſchäfte mich oft todt drücken, nicht durch ihre eigentliche Macht (die wäre zu ertragen), ſondern dadurch, daß ſie mir Zeit und Stimmung für alles Edle und Große rauben.

Leben Sie recht wohl, empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns, und laſſen Sie wiſſen, daß es Ihnen wohl geht, und daß Sie bald kommen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 27. Juli 1854.

Ich muß mit einer Bitte kommen, die Sie aber nur erfüllen, wenn es ſehr leicht ſein kann; ſollte es nur im mindeſten ungelegen ſein, ſo entſage ich lieber dem, was ich bitte. Ich komme in der Hälfte des Auguſt in Amtsgeſchäften nach Braunau am Inn. Seit Jahren bin ich in geiſtiger Verbannung; da kommt mir der Gedanke, von Braunau, wo ich ſchon ſo nahe bin, gar nach München zu gehen. Nicht die Induſtrieausſtellung allein zieht mich hin, obwohl ſie auch einen Antheil hat, ſondern die Geſtalt Münchens in dieſen Tagen überhaupt, die Menſchen, die hier zuſammen kommen, darunter mancher perſönlich, mancher literariſch Bekannter ſein wird, die große deutſche Kunſtausſtellung und die neueren Kunſtprodukte überhaupt, die ich noch nicht kenne. Ältere Bekannte ſind zu beſuchen, neue Bande ſind zu ſchlingen, und recht ſchön wäre es für mich, wieder einmal nach ſo langer Betrachtung ſchöner landſchaftlicher Natur auch ein Stück menſchlicher Natur zu ſehen. Ich würde an meinen Freund, den Schlachtenmaler Adam, ſchreiben, daß er mir ein Stübchen bei Privatleuten beſtellte, damit ich doch mehrere Tage

bleiben könnte. Aber mein Amt ist so gesegnet, daß es mir an Geld, wenigstens an hinreichendem, fehlt. Meine Bitte geht nun dahin, natürlich, wenn es ganz ohne Ungelegenheit sein kann, daß Sie mir statt 100 fl. für August 200 fl. senden möchten; aber diese 100 in den folgenden Monaten nicht abrechneten, sondern mit den Zahlungen von 100 für den Monat fortführen. Ich habe mich bei der Anleihe von 50 Millionen betheiligt, und muß monatliche Raten einzahlen, und mußte mich bei der jetzigen Anleihe betheiligen, was ich gewiß des vaterländischen Zweckes willen sehr gerne thue, und mehr thäte, wenn ich könnte. Wir Räthe haben jeder 1000 fl. gezeichnet, die uns von der monatlichen Besoldung abgezogen werden. Dazu kosten alle Dinge das Doppelte. Dafür bleibt schon ein Anfang zu jener Zeit, die ich so ersehne, daß ich das Amt nicht mehr habe. Ich werde Ihnen, sobald die zwei Bände Nachsommer fertig sind, dieselben zur Deckung wegen Sterbmöglichkeit einsenden; aber Sie müssen mir versprechen, sie erst nach dem Zawesch herauszugeben. Wenn Sie die drei Bände Zawesch und dann die drei Bände Ottokar haben, dürfte ein solcher Grund gelegt sein, daß mit andern, meiner Natur mehr gleichförmigen Arbeiten dieses Amt zu entrathen wäre. Ich glaube in demselben sehr gut zu wirken, ich sehe die Folgen überall, und das ist mein einziger Lohn, aber ich glaube, mit dem Worte meiner Feder noch besser zu wirken, und halte es für Pflicht, der Mahnung Gottes zu folgen. Ich habe jetzt Prüfungen, die sechs Wochen in Anspruch nehmen. Dann werde ich wieder sehr fleißig arbeiten.

Ich weiß jetzt von Ihnen so zu sagen gar nichts, wie ich denn überhaupt in Linz nichts weiß. Haben Sie noch die Pester Zeitung? wollen Sie ein paar Münchner-Briefe? nicht zwar

ſpecifiſch Ausſtellungsbriefe, ich verſtehe von vielem nichts, aber Briefe über die jetzige Münchnerzeit überhaupt und über Kunſt insbeſondere?

Kommen Sie denn gar nicht einmal zu uns herauf, daß wir plaudernd, recht viel beſprechend und fragend, auch ein Stück unſerer herrlichen Natur durchwanderten? Ich kann ſchon auf lange Zeit hin nicht hinab, aber in unſerem Lande ein wenig herum zu reiſen, finde ich ſchon Gelegenheit.

In meinem und meiner Gattin Namen ſoll ich um Ihr und Ihrer Gattin Befinden fragen, eine befriedigende Antwort würde uns ſehr freuen.

Ich muß ſchließen. Je mehr Buchſtaben dieſer Brief enthielte, deſto weniger könnte ich heute noch in den Nachſommer hinein ſchreiben. Geiger ſoll ein ſo herrliches Bildchen zu meinen Büchern gemacht haben, ich brenne vor Begierde, es zu ſehen. Könnte ich es nicht nach dem Stiche zu ſehen bekommen, meine armen Augen entwöhnen ſich ohnehin der Kunſt faſt.

An Louiſe Baroneſſe von Eichendorf.

Linz, am 14. Auguſt 1854.

Ich habe Ihren Brief erhalten. Wir kommen am 20. oder höchſtens 21. Mittags nach Linz zurück, und freuen uns Ihrer Ankunft. Ich werde Sie am Dampfſchiffe erwarten. Von blos einem Tage Aufenthalt iſt aber ganz und gar keine Rede, das wäre erſchrecklich, wir machten uns auf wenigſtens vier Wochen gefaßt. Den einen Tag geben Sie nur auf. Wenn Sie hier ſind, wollen wir unterhandeln. Etwa bleiben Sie dann gerne länger.

Ich ſchreibe faſt bei einbrechender, völliger Finſterniß, und kann mir kein Licht machen, und es iſt niemand zu Hauſe. Alſo gute, gute Nacht, glückliche Ankunft, und allſogleiches Abſteigen in unſerem Hauſe Nr. 1313 am Landungsplatze der Dampfſchiffe.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 29. September 1854.

Sie hätten die Briefe aus München bekommen, wenn ich in München geweſen wäre. Meine Geldmittel reichten dazu nicht hin, und es reute mich in ſo ferne nicht, als ich gerade in den Ausbruch der Cholera gekommen wäre, die ich zwar nicht fürchte, wenn ſie mich auf meinem Platze beſucht, der ich aber auch nicht eben entgegen reiſen mag.

Eine angenehme Begebenheit muß ich Ihnen mittheilen. Ich war zu Ende Auguſts in Iſchl. Der hieſige Kunſtverein, deſſen Vicevorſtand ich bin, hatte eine ſehr ſchöne Landſchaft von Schertl in München, Poſſenhofen vorſtellend, gekauft. Der Künſtler ſchrieb uns, daß Ihre Majeſtät, die Kaiſerin Eliſabeth, das Bild zu ſehen wünſche (vielleicht hat ſie einen Aufſatz, den ich über die Juliausſtellung in der Linzer Zeitung hatte, wo des Bildes als eines ausgezeichnet ſchönen Erwähnung geſchah, und dasſelbe beſchrieben wurde, geleſen), und erſuchte uns, das Bild, wenn es nicht verkauft wäre, an die Kaiſerin zu ſenden. Wir fanden es dem Anſtande gemäß, daß der Verein das Bild in Abweſenheit des Vorſtandes Grafen Weiſſenwolf durch den Vicevorſtand ſelber

überbracht werde. Ich reiſte nach Iſchl, und zeigte Ihrer Majeſtät das Bild. Es gefiel ihr ſo, daß es ihr der Verf. überlaſſen mußte, für welchen Fall ich ſchon Vollmacht hatte. — Dieſe Gelegenheit brachte mir einen ausgezeichneten Empfang zuwege. Von der Kaiſerin, von ihrer Mutter, von Erzherzog Franz Karl wurde ich auf das Freundlichſte aufgenommen und am 1. September zur kaiſerlichen Tafel geladen. Die Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät, Gräfin Eßterházy, machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Seit dem Tode der Fürſtin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarſchalls, hat keine Frau ſo einnehmend auf meinen Geiſt und mein Herz gewirkt. Alles tiefe Gefühl für Hohes und Schönes, das ſo lebhaft in mir ſelber wohnt, ſah ich hier ausgedrückt in der Geſtalt einfacher weiblicher Würde und vollendeter, beruhigter, geiſtiger Geſtalt. Ich glaube, daß die junge Kaiſerin, deren zu innigſter Verehrung hinziehende Geſtalt der Ausdruck höchſter Reinheit iſt, bei dieſer Frau ſich in den beſten Händen befindet, und ich bewundere unſern Kaiſer; denn man ſagt mir, daß er es war, der dieſe Wahl getroffen, und die Dame, welche lieber zurückgezogen gelebt hätte, zur Annahme dieſer Würde beredet habe. Sie hat mich ſo lieb und gütig und weit über das kleine Verdienſt meiner Schriften behandelt, daß ich in Verlegenheit kam, daß ich aber auch eine Art Befriedigung empfand; wenn meine Bücher mit ihren Mängeln, die ich nur zu tief fühle, doch ſo reine, hohe und begabte Menſchen zu rühren vermögen, ſo muß etwas Edleres und Höheres in ihnen ſein, das menſchlich und erhebend fortwirkt, und das iſt der einzige und höchſte Lohn, den ich anſpreche; denn Ruhm iſt ſo tief unter dieſem Lohne, und ſo zweifelhaft, daß ich nach ihm nicht geize, ja ihn, je nachdem er von einer Seite kommt, verachte.

Die Mutter der Kaiserin sprach an beiden Tagen länger und sehr freundlich mit mir über meine Schriften. Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war, ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte. Daß sie alle Herzen ihrer Umgebung gewinnt, werden Sie wohl wissen. Die ganze Art, wie man sich in diesem Kreise benimmt, hat etwas sehr Einfaches, Reines, Edles, was mir außerordentlich gefällt, und was mit Ehrfurcht gegen die Mitglieder erfüllt, denn nicht von einem, sondern von mehreren muß das ausgehen, sonst wäre es nicht da. Möge Gott unserm Kaiser dieses Kleinod des Familienglückes erhalten; es ist das größte äußere Glück des Lebens (das innere gibt der Charakter), ein Glück, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle, und der, wenn er der rechte Kaiser ist, es auch mehr verdient, als wir alle. Der Kaiser und die Erzherzogin Sophie waren einen Tag früher von Ischl abgereist.

Die Woche war ich in Hohenfurth (gestiftet von Peter Wok von Rosenberg) und studierte des Zawesch willen in dortigen Urkunden, muß aber noch einmal hin. Zawesch ist da begraben.

Alles Liebe und Schöne an Sie und Ihre Gattin von mir und meiner Frau. Über Schriftstellerarbeiten nächstens, ich werde eben unterbrochen, und mag den Brief, den ich ohnehin verschieben mußte, nicht noch länger verzögern.

1855.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 2. Jänner 1855.

Unſer Leſebuch iſt **nicht** für die Realſchulen approbirt worden, weil es dem Lehrplan nicht entſpricht. Letzteres iſt unwahr oder wahr, je nachdem man den Geiſt oder den Wortlaut des Lehrplanes ins Auge faßt. Die Begutachtungen, ſagt der Erlaß, ſagen das einſtimmig, obwohl ſie dem Leſebuche bedeutende Vorzüge zuerkennen. Auf dieſem Wege freilich mußte das **Unternehmen** ſcheitern. Es ſteht über dem Geſichtskreiſe unſerer Profeſſoren, und vorzüglich derer, die bisher für unſere Schulen ſolche Bücher gemacht haben. Es iſt alſo klar, daß dieſe, welche Begutachter ſolcher Dinge in erſter Linie ſind, das Buch verwerfen müſſen. Der Fehler beſtand darin, daß ich, der ich den Geſchäftsgang kenne, dies nicht vorausgeſehen, und die Menſchen für vernünftiger gehalten habe, als ſie ſind, oder daß mir gewiſſermaßen vorgeſchwebt hat, man werde doch das Buch nicht denen zur Begutachtung geben, zu deren Widerlegung es zuſammengeſtellt iſt. Wir meinten, wenn Edles, Großes, das in die Herzen der Jugend geſäet werden ſolle, und ſie auf einen ſchöneren und größeren Lebensweg hinſtellt, geboten wird, und dies in einer vollkommenen deutſchen Sprache, würde die Sache

für ſich reden, daß man mit Freude darnach greifen werde, und daß man einſehen werde, daß alle untergeordneten Rückſichten: Bildung des Styles, Leichtigkeit im Ausdrucke, Kennenlernen der Dichtungsarten ꝛc. mit Ausnahme der Literaturgeſchichte (deren Kenntniß für Jünglinge ohnehin unmöglich iſt, und deren Forderung in Widerſpruch mit ſich) ohnehin in dem höheren Zwecke liegen; allein man fordert die niederen Zwecke in einem ausgedehnten Maße, weil man den höheren nicht zu ſehen vermochte, obwohl er in der Bittſchrift angegeben wurde. Ich habe dieſelbe verfaßt. Aprent erklärte ſie für ſehr gut, und ließ ſie abſchreiben, ich lege die Abſchrift bei, bitte aber um Wiederſendung. Wie ich jetzt den gemeinen Standpunkt vieler Profeſſoren kennen gelernt habe, auch der ſehr günſtigen Beurtheiler unſeres Buches, die Dinge darin ſehen, an die wir nie gedacht haben, und für die wir gerade ſtrafbar wären, ſo zweifle ich, daß von den Begutachtern die Bittſchrift verſtanden worden iſt. Sie ſetzt eben Kenntniß der Dichtkunſt und ihrer Geſchichte voraus. Nach dem gegenwärtigen Syſtem können andere Lehrer auch in Zukunft nicht kommen. Ich bin zu dem Entſchluſſe gelangt, kein Buch mehr zu machen, als zu dem als Begutachter das deutſche Volk berufen wird. Hätten Aprent und ich gleich von vorne herein auf die Realſchule verzichtet, und lieber das Buch ſo zuſammengeſtellt, daß es für Erziehung überhaupt zu verwenden wäre, ſo hätten wir etwas Dankbareres gethan, als Zeit und Mühe auf dieſe Weiſe verſchwendet. Sehr ſchmerzlich iſt uns die Sache auch Ihretwegen. Das Buch iſt nun wenigſtens ein halbverfehltes. Es war zu viel für die Schule berechnet, und da dieſe es nicht nehmen darf, ſo hat es andererſeits für das große Publikum zu wenig. Es handelt ſich nun darum, ſoll der ver-

ſprochene Leitfaden gedruckt werden? Ich ſtimme für nein. Wenn das Buch ſich in das Leben einführt und aus dem Leben in die Schule, wie mir neulich ein gebildeter Profeſſor aus Prag ſagte (was freilich ein langweiliger Weg iſt), ſo braucht es keinen Leitfaden, und die Lehrer, denen er ſehr nöthig wäre, da ſie das Buch nun nicht nehmen dürfen, brauchen auch keinen. Ich werde dafür ein Buch über Kunſt, und Dichtkunſt insbeſondere, ſchreiben und zwar für das große Publikum, in welchem Buche der Leitfaden ohnehin und mehr als dieſer ſtecken ſoll. Für das in Hinſicht des Leitfadens gegebene Geld betrachten Sie mich als Schuldner, wir rechnen es bei der nächſten Zuſammenrechnung ein. Da ich den größten Theil des Irrthums verſchuldet habe, ſo muß ich wohl gegen Aprents Willen auch ſeinen Theil auf mich nehmen. Mein eifrigſtes Streben wird ſein, durch ein einträgliches Werk Ihnen das ſchlecht einträgliche vergeſſen zu machen. Daß mich die Sache ſehr angegriffen hat, können Sie ſich denken. Bei der beſſern Kenntniß der Leute, die es mit ſolchen Dingen zu thun hatten, habe ich nach und nach ſo etwas vermuthet. Um eher aus dieſen Banden zu kommen, und mir durch ein kleines Vermögen einen unabhängigen Stand zu gründen, habe ich ſehr fleißig geſchrieben; aber da heuer ganz beſondere Amtsarbeiten ausgebrochen ſind, dürfte ich mich überſchrieben haben; denn ich war zwei Monate (October und November) ſehr leidend an meinen Nerven, und ich habe müſſen ein anderes Syſtem wählen, nämlich die Amtsgeſchäfte kanzleilicher abzuthun, was um ſo leichter wird, als es ohnehin nichts hilft, wenn ich auch, wie ich bisher that, mein Herzblut in die Schulmeiſterei ſteckte, täglich eine Stunde ſpazieren zu gehen, und das Dichten in die Morgenſtunden zu verlegen. Ich hoffe Sie aber auch ſehr zu über-

raſchen. Nicht nur ſteht der Nachſommer auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien, ſondern der Zaweſch hat noch ein anderes hiſtoriſch-poetiſches Werk zur Begleitung, den Witiko (den erſten Roſenberger), der nothwendig auch erſcheinen muß. Für Lebenskenntniß hat mir meine Amtszeit in ſo weit ſehr genützt, daß ich die Maſchine des Staates und der Regierung in meiner Stellung viel genauer kennen gelernt habe, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. In Bezug auf hiſtoriſche Forſchung habe ich einen koſtbaren Menſchen, der ſich aus Leidenſchaft mit Quellenſtudien abgibt, hier aufgefunden, Kaiſer, eigentlich einen Künſtler (Maler), der in Kurzem bekannter ſein wird als bisher; dieſer hilft mir Materiale herbei fördern, was höchſt erleichternd iſt, indem er alle Quellen kennt, wo etwas zu ſuchen iſt. Palazki meint, daß Zaweſch der Verfaſſer der Königinhofer Handſchrift ſei. Wenn dieſe wichtige Thatſache gewiß wäre, welches Charakterlicht wäre hieraus für Zaweſch zu gewinnen! Er dürfte ſonach der bedeutendſte Mann des Jahrhunderts geweſen ſein. Im September habe ich das wundervolle goldene Kreuz geſehen, das er dem Kloſter Hohenfurth geſchenkt hat. Man zeigte mir die Stelle, wo ſein Haupt eingemauert ſein ſoll. Nachzuſehen, ob es wahr ſei, konnte ich die Mönche nicht bewegen, weil ſie die Ruhe der Todten nicht ſtören wollen. Im Sommer werde ich einen Monat in Hohenfurth und Roſenberg zubringen. Es iſt mir in neuer Zeit der Gedanke gekommen, ob nicht der Nachſommer doch vor den Roſenbergern dürfte zu drucken ſein. Da Sie ihn ſo gerne zu leſen wünſchen, ſo habe ich von heute an die Roſenberger bei Seite gelegt, und arbeite ihn völlig aus. Dann, wenn er gefeilt iſt, leſen Sie ihn, und ſagen dann bezüglich der Drucklegung Ihre Meinung, natürlich

auch in anderer, künſtleriſcher Hinſicht, da ich einen großen Werth auf ſie lege. Die Geſtalt des alten Mannes, in die der Nachſommer gelegt iſt, ſoll Ihnen gefallen. Er war ein bedeutender Staatsmann, aber ſeine Kräfte waren urſprünglich ſchaffende; er mußte ſie unterdrücken, und erſt nach ſeiner Staatslaufbahn machen ſie ſich in ſeiner Muße geltend und umblühen den Herbſt dieſes Menſchen, und zeigen, welch' ein Sommer hätte ſein können, wenn einer geweſen wäre. Auch ſein Herz findet die ſchönſten Blüthen erſt im Herbſte ſeines Lebens, und an dieſen Blumen entzünden ſich andere, die jung ins Unbeſtimmte und Regelloſe gewachſen wären, und die, ohne ſelber groß zu ſein, durch ſeine Größe, die ſich erſt wie in einem Nachſommer zeigt, doch groß werden. Aber da plaudere ich über ein Buch, das in dem Augenblicke noch allerlei Dinte auf weißem Papier iſt. Glücklich der, der mit Begeiſterung Bücher machen möchte, und nichts thun muß, als dieſe Bücher machen.

Ich wollte Ihnen noch mehr ſchreiben, unter anderm über einen Brief, den ich an die Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät der Kaiſerin geſendet habe, aber Zeit und Papier iſt aus, ich antworte nur noch auf die Frage wegen Gartner (er iſt Arzt in Böcklabruck in Oberöſterreich) und ſage Ihnen von mir und meiner Gattin den Wunſch zum Jahreswechſel, daß Sie und Ihre Gattin jetzt und für alle Zeit recht, recht glücklich und zufrieden ſein mögen. Dies wünſchen wir aus der Tiefe unſeres Herzens.

An Guſtav Heckenaſt.

Pleß, am 26. Jänner 1855.

Ich habe, um Ihnen eine baldige Gelegenheit zu geben, meinen Namen wieder vor das Publikum zu bringen, mich entſchloſſen, wenn Sie einverſtanden ſind, den Nachſommer doch vor dem Hamerling drucken zu laſſen. Ich werde Ihnen das Manuſcript vorlegen und Ihren Ausſpruch erwarten. Seit dem Spätherbſt arbeite ich an dieſem Werke allein; denn der hiſtoriſche Roman (3 Bände) dürfte 1—1½ Jahre noch verzögert werden, und dann noch einer Feile bedürfen. Leider habe ich an dem andern dreibändigen Romane Witiko (der erſte Roſenberger) auch ſchon geſammelt und gearbeitet, ſo daß acht Bände in der Fabrik ſind. Ich bleibe jedoch jetzt ausſchließlich bei dem Nachſommer, den ich jetzt rein ſchreibe; weshalb Sie auch im Manuſcript kein Wort ausgeſtrichen finden werden. Wenn Sie in dieſer Geſtalt das Manuſcript geleſen haben, werde ich es noch einmal leſen, was höchſtens vier Wochen in Anſpruch nehmen dürfte. Im Sommer dieſes Jahres kann der Druck beginnen. Ich habe dieſer Tage einer Dame das Stück erzählt, und ſie war außerordentlich darüber entzückt. Das Werk wird zwei Bände, jeden zu circa 20 Studienbogen, enthalten. Ich werde Ihnen die Hälfte des erſten Bandes in Kurzem ſchicken. Urtheilen Sie aber wenigſtens erſt nach dem erſten Bande, das Stück hat eine

tiefe Anlage, und sein Kern dürfte nicht gleich anfänglich zerspringen.

Mit meinem Amte bin ich etwas zufriedener, weil ich nach und nach lerne mir die Sachen nicht so zu Herzen zu nehmen, und gleich andern mechanischer zu arbeiten, was mir die Stimmung zu meinen Dichtungen weniger, als es früher der Fall war, verdirbt. Freilich gar kein Amt, aber auch keine andere Sorge haben, und nur dichten, wäre das Beste. Das ist eben der Himmel auf dieser Welt, und den darf kein sündiger irdischer Mensch beanspruchen.

Im Herbst war ich krank. Ich glaube, ich habe es Ihnen nicht geschrieben. Der Arzt sagte, ich hätte meine Nerven überarbeitet, ich glaube es aber nicht; denn das Dichten hat mich bisher eher erfrischt als ermüdet. Jetzt gehe ich täglich eine Stunde spazieren, welchen Befehl des Arztes ich einfach nur befolge, wenn ich auch im Übrigen eben kein großer Verehrer unseres jetzigen Regimentsarztes, sondern eher ein sehr großer der Natur und der Mäßigkeit bin.

Sie schreiben mir nichts von Ihrer Gemahlin. Hat sich ihre Gesundheit gebessert? Wir beide wünschen Ihnen und Ihrer Gattin das Allerbeste für dieses neue Jahr und für alle kommenden, deren Gott Ihnen noch recht viele schenken möge.

Ich werde Ihnen zwei sehr liebe Briefe schicken, die ich erhalten habe, aber vor dem Absenden mit hineinnehmen muß.

Was sagen Sie zu meinem Büchlein über Poesie und Kunst? Ich sende Ihnen nächstens als Probe einen Aufsatz, den ich diesem Briefe nur darum nicht beilegen kann, weil er zu Hause im Pulte liegt, dieser Brief aber in meinem Amte

noch gerade behalten, weil ich 200 fl. im Februar erhielt. Ich bitte, wenn möglich, um Wiedergutschreibung. Ich bin ein armer Mann, der im März bezahlen mußte, um 300 fl. mehr Gehalt haben; aber 600 fl. Zinsen zahlen muß, die ihm abgezogen werden. Gestern, wenn das Schicksal Einsicht hätte, hätte ich 200,000 fl. gewinnen können (mit 5-4igen Losen) — vielleicht habe ich sie? — — Theurer Freund, das wäre ein Dichter! los, groß, mit Reichthum der ganzen Welt, ohne der Verdorbung und Verminderung des Herzens und Geistes durch das gegenwärtige Amt.

Leben Sie recht wohl, genießen Sie die Osterfeiertage fröhlich, und empfangen Sie und Ihre liebe Gemahlin die besten und herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau.

An Emilie Müller in Klagenfurt.

Linz, am 21. April 1862.

Es ist schon unverzeihlich, daß ich Ihren lieben Brief so spät beantworte, und gewiß ist schon in Ihrem Herzen eine Stimme gegen mich laut geworden und ganz mit Recht; denn ich hätte, wenn ich auch wirklich Gewichtigeres hätte schreiben können, doch damals Ihnen schreiben sollen, wie sehr mich Ihr Brief erfreut hat, um Ihnen manchen Zweifel und vielleicht gar manchen Schmerz, der in Ihrem Innern aufstieg, zu ersparen, und mich nicht in die Lage zu setzen, einem edlen Gemüthe in einem empfindlichen

Lichte zu erscheinen; aber oft, und gerade in den zartesten Lagen findet sich ein Wirrsal von Unbedeutendheiten zusammen, um zu trüben, was sonst gar schön geworden wäre. Ich trage zwar die größere Schuld, einen Theil aber doch auch die Umstände. Die Erzählung wird mich, hoffe ich, doch theilweise bei Ihnen rechtfertigen. In meinen Kinderjahren hatte ich einen Vetter in Krumau, welcher bei uns in Oberplan immer der Rath Stifter hieß. Er gab mir manches Kipfel, und wenn ich nicht irre, einigemale einen glänzenden Zwanziger. Wer aber dieser Rath Stifter war, wie er mit den Stiftern in Oberplan, welches vier Wegstunden von Krumau westlich liegt, verwandt war, wußte ich nicht, fragte auch nie, da in der Kindheit um Gründe wenig Kummer herrscht, und der Herr Vetter der Herr Vetter ist, wie der Kirchthurm der Kirchthurm, selbst seine Wohnung vermag ich nun nicht mehr anzugeben. Ich hatte noch einen Vetter und eine Muhme in Krumau, der Vetter (wahrscheinlich) ein Bruder meines Großvaters mütterlicherseits war Fleischer in einer Gasse, die von dem Platze der Stadt östlich führt, und es hieß das Haus Kügel, die Muhme (gewiß) eine Schwester desselben Großvaters war die Tabakverlegerin Tuschma in der Vorstadt Latron. Ich setze viele Dinge her, weil sie etwa einen Anhaltspunkt abgeben. Von den Jahren 1825—1826 an kam ich längere Zeit nicht mehr nach Krumau und die Verhältnisse entschwanden mehr und mehr meinem Blicke. Ich weiß nur, daß von dem Rath Stifter keine Rede mehr war, und wenn mich meine Ferien nach Oberplan führten, waren es vorzüglich die westlichen Wälder, die mich anzogen, und die ich durchwanderte, so daß Krumau in völligen Hintergrund trat. Jahre vergingen auf diese Weise. Vom Jahre 1830—1835 kam ich gar nicht nach Hause; denn

meine juridischen Studien waren beendet, und ich war in Wien beschäftigt, Geschichte, Staats- und Naturwissenschaften zu betreiben. Im Jahre 1835 war ich auf kurze Zeit in Oberplan. In den Jahren 1844 oder 1845 war ich mit meiner Gattin von Wien aus zum Besuche bei meiner Mutter in Oberplan, weil ich ihr ihre junge Schwiegertochter zeigen wollte, und damals waren wir auch in Krumau. Aber meine Großeltern, welche mit ihren Verwandten in Krumau am nächsten zusammenhingen und am liebsten von ihnen erzählten, waren todt, und wahrscheinlich waren die Verwandten in Krumau auch gestorben. Meine Kindheitsbilder waren von anderen Zeiten und Gefühlen in eine ferne Vergangenheit gerückt, und so war der Zug meines Aufenthaltes in Krumau für verwandtschaftliche Verhältnisse verloren. Als ich mich der Dichtkunst zuwendete, weil mich ein Herzenszug immer zu ihr führte, kam die liebe Jugend- und Kinderzeit wieder in mir zum Vorscheine und erzählte mir rührende, märchenhafte Dinge. Jetzt bedauerte ich, manche Dinge mir nicht gemerkt zu haben, namentlich die Lieder, die Erzählungen und Verwandtschaftstagen der Großmutter väterlicherseits, welche eine lebendige Chronik und Dichtung war, gänzlich, obwohl ich als Kind von ihnen so entzückt war, vergessen zu haben. Nur ein blasses Bild konnte ich von dieser Frau in das Heidebuch bringen, ihre merkwürdige, von den Oberplanern nicht gekannte Gestalt aber in tiefen Zügen zu fassen will mir nicht recht gelingen. Meine herrliche Mutter, ein unergründlicher See von Liebe, hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Theil meiner Schriften gewerfen, mein edler, nur zu großmüthiger Vater ist noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er mir schon, da ich 11 Jahre alt war,

durch einen gewaltsamen Tod entrissen wurde. Ein Flachswagen erschlug ihn zwischen Weis und Lambach in Oberösterreich. Wenn Ihr Großvater, den Sie Stadtanwalt heißen, der Rath Stifter war, dann sind wir verwandt. Ich wußte aber hierüber nichts, und sandte Ihren Brief meiner Mutter, die jener Zeit viel näher stand und gewiß Auskunft geben kann. Um Schreibereien zu ersparen, die doch gewiß niemals das lebendige Wort und Frage und Gegenfrage ersetzen, und um die Mutter wieder zu sehen, kündigte ich zugleich meinen baldigen Besuch in Oberplan an; aber diesen Besuch verzögerten Amtsdinge, Schneemassen, Wetterverhältnisse ꝛc. und so schrieb ich auch immer nicht an Sie, weil ich endlich etwas Gewisses schreiben wollte, und so gerieth ich in einen Fehler gegen Sie, den ich mit diesen Zeilen, die nun auch nichts Näheres sagen können, weil ich noch immer nicht in Oberplan war, sühnen möchte. Etwa kann ich im Mai den frühlingsgrünenden Hochwald wieder sehen. Dann sende ich Ihnen so viel Ahnenhaftes, als ich auftreiben kann.

Wenn wir nicht verwandt wären, wäre es fast ein Wunder. Die äußeren Verhältnisse machen es glauben, und der innere Zug spricht zu deutlich. Ihr Herz ist das unserer Familie, aus jeder Zeile sprach es mich so an, so empfinden wir, so offen und rein sind unsere Gemüther, so gütig sind wir gegen die Welt; ich gewann Sie aus Ihrem Schreiben so lieb wie eine Tochter (Sie könnten es sein, denn ich bin 48 Jahre alt). Auch der Zug, daß Ihr Herz sich meinen Schriften hingab und dieselben für Sie lebten, zeigt die gleiche Geistesart, und wenn Sie sagen, daß Sie durch dieselben zum Theil erzogen wurden, so ist diese Wirkung (ähnliche Äußerungen sind mir auch schon von anderen Seiten zugegangen) der schönste Lohn für mich; denn daß mir

edle Herzen zugethan sind, darnach geize ich sehr, Ruhm dagegen ist mir gleichgiltig, und Streben darnach völlig fremd. Ich weiß, wie sehr meine Schriften fehlerhaft sind, wie weit sie hinter meinem Willen bleiben, und darum ist es mir Freude, wenn ich doch durch sie manche Blume in manchem Herzen blühen sehe; denn das Hohe, das Schöne ist es, was sie darstellen möchten. Wenn Ihre Schwester Ihren Vater einen edlen, großherzigen Mann nennt, so hat sie eigentlich auch meinen Vater gemeint, und ich gedenke nie seiner unwürdig zu werden, wie ja meine Brüder und Schwestern es auch nicht sind. Es wäre dieser geistige Zug kaum erklärlich, wenn nicht Bande des Blutes vorhanden wären. Von meinen Bildnissen ist nur eines ähnlich, es war im Jahre 1848 in dem Taschenbuche Iris. Wenn Sie es wünschen, so sende ich es Ihnen zur Vergleichung mit den Zügen Ihres Vaters.

Sind Sie aber trotz allem meine leibliche Muhme nicht, so sind Sie es geistig, und gestatten Sie mir in diesem Falle, Sie und Ihre Schwester Josephine an Muhmenstatt anzunehmen. Meine Gattin war über ihre beiderseitigen Schreiben entzückt, sie sagte, das müssen unschuldige, reine, gutherzige, guterzogene und begabte Mädchen sein. Wir beide lieben Sie beide schon auf Abrechnung wahrscheinlicher Verwandtschaft, und wie wäre es, wenn ein Mühmchen etwa einmal ein wenig zu uns käme, und uns etwa auf einige Wochen, oder wie lange sie will, besuchte? Es dürfte ja von Klagenfurt nicht schwer nach Wien zu kommen sein, und von Wien führt das Dampfboot bis zu den Fenstern meiner Wohnung in Linz.

Lassen Sie mich meine Saumseligkeit nicht entgelten. Zeigen Sie dieses Schreiben Ihrer Schwester Josephine, es gilt auch ihr,

und antwortet mir sehr bald und sehr viel. Ich kann nur den Wunsch aussprechen, erhaltet Euer Herz und Euer Leben so lieb und rein, wie es aus den Briefen spricht, und Ihr habt das schönste innere Glück, dem ein äußeres, wie es auch sei, nichts anzuhaben vermag.

Melden Sie Ihrer verehrten Mutter meine und meiner Gattin Hochachtung und unseren Glückwunsch zu wohlgerathenen Kindern, das höchste Glück, was eine Mutter haben kann. Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie."

Sie sehen, ich plaudere, als wären Sie schon meine Muhme, seien Sie es vorläufig, bis die Bestätigung kommt, und plaudern Sie auch recht viel zu Ihrem Sie liebenden Vetter.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. Juni 1853.

Seit ich neulich in der Allgemeinen Zeitung eine schöne Schilderung jenes Theiles des Böhmerwaldes gelesen habe, in welchem gerade Witiko spielt, bekam ich einen ordentlichen Heißhunger an Witiko zu arbeiten. Erschrecken Sie nicht, ich that es

nicht. Ich sperrte im Gegentheile den Witiko in das Burgverließ, von wo er das Licht des Tages nicht eher erblicken soll, bis der letzte Bogen Nachsommer an Sie abgeht. Lesen Sie in der Außerord. Beilage der Allg. Zeitung Nr. 167 oder 168 den Artikel nach, wenn er Ihnen entgangen sein sollte. Witiko ist der erste Rosenberg, der Erbauer vom Witikohaus im Böhmerwalde (Wittinghausen), welches das Schloß der beiden Schwestern im Hochwalde ist. Die Einwanderung des Jünglings Witiko aus Passau (er war ein Mann des Bischofs von Passau und wurde an den Herzog von Böhmen geliehen), sein Wandern durch den Böhmerwald, seine dortigen Schicksale, besonders auf dem Punkte, wo er dann Witikohaus baute, sein Emporkommen, sein Zusammenhang mit den drei Rosen, dem Zeichen der Witiker (Rosenberger), der Ursprung des Namens Witiko-Au (Wittingau, Stadt in Böhmen) und die Anbahnung des späteren Glanzes der mächtigsten Dynasten, die Böhmen je gehabt, gleichsam der Könige Südböhmens, ist Gegenstand des Buches. Dann folgt Peter Wok der Witiker (Gründer von Hohenfurt), und endlich kommt Zawesch, nach Palacky der größte Mann seines Jahrhunderts (ob wahr, weiß ich nicht, gewiß aber vielleicht der geistreichste), vermuthlich Verfasser der Königinhofer-Handschrift. Wenn ich nur über diesen letzteren Punkt quellengemäße Handhaben gewinnen könnte. Das wäre der glänzendste Zug des Romans, die Entstehung dieser Schrift in das Leben dieses Mannes zu verflechten.

Es dürfte gut sein, da wir uns kaum mehr vor Beginn des Druckes schreiben werden, uns über den Preis des Nachsommers zu verständigen.

In dieser Hinsicht glaube ich nicht unbescheiden zu sein,

wenn ich ſage, daß meine Bücher keinen Zeitwerth haben und der Mode unterliegen, ſondern daß ſie dauern werden, weil ſie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder der bloßen Neugierde ausgehen, ſondern auf Erfüllung eines ſchönen Gemüthes. Jetzt haben ſie das Publikum, welches ein einfaches, reines Gemüth beſitzt, ſie helfen ſich aber dieſes Publikum vermehren. Wenn fernere Schriften in demſelben Sinne wirkten, und mit größeren Kräften als ich, ſo würde dieſes Publikum ſehr ſchnell wachſen. Auf dem Gebiete aller Künſte iſt jetzt ein Umſchwung zu erſehen, Reinigung von dem Schlamme jüngſter Zeiten, ſogar die Politik wirkt in dieſem Sinne, und in der Dichtkunſt zeigt ſich wieder die Sitte. Einzelne, faſt krampfhafte Verſuche, das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutiſchen, ſind eher Bundesgenoſſen des Guten als Feinde. Der Frechter von Ravenna, trotz ſeiner Fehler, iſt in dieſer Beziehung eine gewonnene Teutoburgerſchlacht, und mein Glück wäre es, wenn ich in greiſen Tagen noch erlebte, daß ein deutſcher Dichter aufſtünde, der Göthe's und Schillers Geiſt vereinte, es wäre dann der größte aller bisherigen Zeiten, und da beide genannte Dichter ſo erſchöpfend die zwei Pole deutſchen Volkes darſtellen: Objectivität (die ſich in allen unſern, oft kindiſch gründlichen wiſſenſchaftlichen Arbeiten zeigt) und Idealflug (der in unſern oft edlen, oft phantaſtiſchen Anſtrebungen ſich kund thut), ſo iſt faſt mit Nothwendigkeit zu vermuthen, ein Dichter werde einmal beides, alſo ganz recht urdeutſch ſein. Wenn ich dann im hohen Alter ein Werk von dieſem Manne leſen könnte, würde ich gerne ſterben, ſagend: „Bin ich auch tief unter dieſem Manne, ein Vorläufer war ich doch."

An Joseph Armann.

Linz, am 26. Juli 1855.

Nur die ungeheuere Arbeitslast, welche ich stündlich und wochentlich zu wälzen habe, macht es, daß ich so selten zum Schreiben komme, den liebsten Freunden kann ich nicht schreiben, und darum erhältst auch Du so selten einen Brief von mir. Diese Zeilen haben hauptsächlich den Zweck, Dir zu sagen, daß am Ende dieses Jahres ein Werk in drei Bänden von mir erscheint, zu dem Du noch zwei Vignetten stechen sollst und zwar in der Größe des alten Vogelfreundes, der zum ersten Bande gehört. Heckenast wird eben in Wien sein und vielleicht auch mit Dir gesprochen haben. Geiger soll die Zeichnungen machen — ach Gott, wenn er sie nur bald machte! Ich lege hier an ihn einen Brief bei, sei so gut, ihm denselben sogleich zukommen zu lassen. Ich weiß nicht, ob er noch in der alten Wohnung wohnt, oder ob man ihm einen Brief auf die Akademie adressiren kann. Für alle Deine mir übersendeten Sachen danke ich Dir herzlich. Wenn ich auch, wenn wir bei einander wären, hie und da an Kleinigkeiten nergeln würde — Du weißt ja, wie ich bin, ich suche an einem Kunstwerke wie ein Trüffelhund herum — so nergle ich nicht in diesem Briefe, und sage Dir, daß ich Deine Arbeiten bewundert habe. Es ist mir leid, daß ich nicht in Wien bin, daß wir über diese Dinge reden könnten. Wärme und

Innigkeit zeichnen Deine Arbeiten aus. Ich bin kein so großer Kenner der Technik; aber ich bin kein schlechter der Poesie, und wo in einem plastischen Werke letztere fehlt, gebe ich keinen Heller für die Technik. In der Technik mag Dir mancher gleich sein, an Gefühl des Vortrags nicht so viele. Man dürfte das Urtheil anfeinden, immerhin, ich sage es als meine Überzeugung, so wie ich aus Überzeugung sage, die Stecherzunft hat fast noch mehr Brotneid als die Malerzunft. Der wo[illegible]nstler steht aber über der Zunft. Der Kefermarkter Altar ist [illegible] auf den Fuß fertig. Ob der Fuß (der Altar ist eine Monstranz) auch noch gemacht wird, weiß ich nicht. Vielleicht sende ich Dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß Du vorläufig einen Begriff bekommst. Wie hoch der Stich käme, wirst Du dann auch beiläufig sagen können. Der Altar ist jetzt unbeschreiblich schön.

Mit dem Wunsche, daß es euch allen recht wohl gehe, und mit vielen Grüßen an Dich, Deine Frau und Deine Angehörigen schließe ich dieses Schreiben.

An Gustav Heckenast.

Jokel Hiesel, am 23. August 1855.

Sie werden aus der Ortsbestimmung dieses Briefes, wenn Sie die letzten Aufsätze Hochstätters über den Böhmerwald in der Allg. Zeitung gelesen haben, sehen, wo ich gegenwärtig mich aufhalte. Ich sitze am südlichen Fuße des Dreisesselberges im Hause

des Herrn Rosenberger, welches Haus in der Volkssprache Jokel Hiesel heißt. — Rosenberger ist ein wohlhabender Mann, der hart an dem Walde ein sehr bequem eingerichtetes Haus mit Feldbau und Handel besitzt, und ausgezeichnetere Reisende in diesem Hause aufnimmt, während das eigentliche, von ihm erbaute und in Pacht gegebene Gasthaus etwas weiter abseits steht, und für die gewöhnlichen Gäste bestimmt ist. Zu den Ausgezeichneten rechnet er auch mich, und ich wohne daher mit Frau und Ziehtochter in zwei sehr hübschen Zimmern, und bin mit guten Bequemlichkeiten, sehr guten und billigen Lebensmitteln und unaussprechlich herrlichem Wasser und unaussprechlich herrlichem Walddust bewirthet. Sie werden nun fragen, wie ich hieher kam. Mein Amt und mein Verleger trägt die Schuld. Schon im vorigen Jahr nach den Prüfungen und nach einer längeren Reihe von Tagen, an denen ich unausgesetzt an dem Schreibtische saß (täglich bis 9½—10 Uhr Abends), ohne einen einzigen Spaziergang zu machen, empfand ich allerlei seltsame Dinge an meinem Körper, denen ich keinen Namen geben konnte, und auf die ich nicht achtete, weil ich von Jugend an einer sehr rüstigen und fast unverwüstlichen Gesundheit genoß. Ich ward reizbar, mürrisch, erschrack, wenn ein Federmesser zu Boden fiel, und, was ganz lächerlich war, fürchtete mich, wenn ich im Wagen saß und auf eine Inspection fuhr. Später kamen Wallungen im Kopfe dazu. Ich fragte endlich einen Arzt, meinen Freund Bergmann, welcher erklärte, meine stets sitzende Lebensweise sei Schuld. Ich lachte ihn aus, und sagte, daß ich das mehr oder weniger immer gethan habe, seit meine großen Jugendwanderungen vorbei seien, und daß es mir nie geschadet habe. Er erwiederte, diesem vielfachen Jugendwandern und meinem abgehärteten Körper verdanke

ich es, daß es nicht viel ärger ſei. Nach drei Monaten, in denen ich bei mäßigem Eſſen Bewegung machte, kalte Waſchungen und auflöſende Mittel in geringem Grade anwandte, war ich wieder heiter und fröhlich wie früher. Ich hielt nach und nach die Sache für ein vorübergegangenes Unwohlſein, und dachte zuletzt gar nicht einmal mehr daran. In dieſem Sommer aber machte ich es mir zum Geſetze, eine gewiſſe Arbeit täglich zu verrichten, um ja gewiß am 15. October Ihnen den letzten Theil des Manuſcriptes übergeben zu können. Es ging recht gut. Ich machte meine Amtsſachen und meine Schriftſtellerei und letztere auch noch an Tagen, an denen ich zehn Stunden bei Prüfungen zugebracht hatte. Da ſtellten ſich ähnliche Erſcheinungen wie im vorigen Jahre ein. Ich trotzte anfangs, und glaubte mit etwas Spazierengehen die Sache zu beſchwichtigen. Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen einmal ſchrieb, daß die Abgabe des letzten Manuſcriptes am 15. October ſchwierig ſein dürfte. Ich empfand damals das Übel ſchon; allein nach wenigen Tagen ſteigerte es ſich ſo, daß wieder die Nerven angegriffen waren, das Drücken zunahm, Unluſt und Unruhe ſich einſtellte und ſelbſt die Verdauung

tt. Bergmann ſagte, daß, wenn ich nicht in der That nachhaltig mein Leben ändere, ich wie die meiſten Beamten die Bureaukrankheit bekommen würde. Ich ging daher in meine Heimatluft, und da ich fünf Jahre keinen Urlaub nahm, will ich jetzt wenigſtens drei Wochen hier zubringen. Der Herr Statthalter, dem ich ſchrieb, wird es wohl bewilligen. Ich bin ſeit 19. hier, und wie durch ein Wunder fangen alle üblen Erſcheinungen zu verſchwinden an. Ich trinke das Waſſer, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald beſteht, mit einer Klarheit und Durchſichtigkeit kommt, von der ſich niemand

eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat, und da der Granit wenig Lösliches hat, so ist das Wasser auch so rein, als wäre es destillirt, und da der Granitpanzer der Sonne undurchdringliche Hindernisse entgegenstellt, so ist das Wasser auch stets gleich frisch. Ich wasche mich mit diesem Wasser, und nachdem ich den Vormittag verschrieben habe, gehe ich am Nachmittage in dem stillen, ungeheuer weiten Thale, oder in dem noch stilleren Walde herum. Ach Gott, könnte das so fortdauern!! Welche Werke dürften da entstehen! Hätte ich hier ein Häuschen, meine Blumen, meine Zeichnungen bei mir, jährlich ein paar Monate bei Freunden in Wien — was wäre das für ein Himmel!! Ich glaube, es wäre ein bescheidener Himmel, oder ist der Wunsch doch so hoch, daß ihn der Himmel, der oberhalb uns ist, immer versagt? Ich werde jetzt, da ich zum zweitenmal gemahnt bin, ein Leben einführen, daß eine dritte Mahnung nicht mehr nöthig ist. Ich werde mir die nöthige Bewegung nie mehr entziehen, und ein heiterer Geist wird dann die Amtsdinge in weit kürzerer Frist abthun, als es ein träger vermochte. Die unabwendbare Folge meines körperlichen Übels ist auch, daß ich bis zum 15. October nicht fertig sein kann. Wie sehr es mich schmerzt, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken. Ich will mich aber bestreben, die Sache weit schöner zu machen, und Ihnen dann anheim geben, wie weit Sie die Bedingungen abändern wollen oder müssen. Die Einleitung ist viel besser, Sie werden sehen, wenn Sie die nächsten Blätter erhalten, daß sie ganz neu geschrieben ist. Ich werde jetzt fleißig Sendungen machen; denn es beginnt hier sehr gut zu gehen. Mein einziger Trost in dieser Sache ist, daß Geiger ohnehin nicht fertig geworden wäre. Bei allen künftigen Werken werde ich schon Sorge tragen, daß sie im

Herbſte erſcheinen können. Schreiben Sie mir hieher und ſenden Sie mir auf meine Koſten ein Exemplar des Hochwaldes, hübſch gebunden, für den Herrn Roſenberger, damit ich ihm einige Gedenkworte hinein ſchreibe. Es kommen in neuerer Zeit ſehr viele Beſucher hieher. Roſenberger ſagt, daß gegen Ende Auguſt und Anfangs September faſt kein Tag vergeht, an dem nicht eine, oft ſogar zwei Geſellſchaften kommen, den Dreiſeſſelberg oder den Blöckenſtein und den See zu beſuchen (die Entfernung beträgt zum Dreiſeſſelberg 1¼, zum See 2½ Stunden). Roſenberger hat ſich den Hochwald ſchon mehrmals gekauft, und immer iſt er wieder von Freunden entführt worden. Ich ſagte neulich zu ihm, ich werde Ihnen ſchreiben, daß Sie hier einen Stand mit dieſen Büchern aufrichten ſollen, wie bei Wallfahrtskirchen Bilder mit den Wundern des Heiligen verkauft werden, der in der Kirche verehrt wird. Die bei weitem meiſten Beſuche kommen von Deutſchland herüber. Geſtern waren fünf Paſſauer da und ſechs Perſonen aus Wels. Ich glaube, daß der Arzt doch nicht ganz und gar Recht hat. Ein Moment weiß er nicht, und ahnt er nicht, ich halte es aber für groß, vielleicht für das größte, was auf mein Übel Einfluß hat, den Schmerz, der beſtändig an mir nagt, daß ich, der ich mich zu höheren Dingen berufen glaube, an ein unerſprießliches Amt gekettet bin, und ferner, daß ich, der ich den Umgang gebildeter, edler Menſchen genoſſen habe, an größtentheils unwiſſende und bis zu einem gewiſſen Grade rohe Menſchen angewieſen bin. Eben geht wieder eine Geſellſchaft Männer, Roſenberger mit ihnen, zum See hinauf. Ich möchte heiße Thränen weinen, daß ich nicht mitgehen kann. Es iſt gewiſſermaßen mein See, und ich kann ihn nicht ſehen. Aber ich will doch während meines jetzigen Aufenthaltes in dieſer

Gegend noch hinauf gehen, und einen ganzen Nachmittag an seinem Ufer sitzen. Ich las vorgestern in der Passauer Zeitung, daß in Pilis-Maróth bei Gran ein specifisches Mittel gegen die Cholera gefunden worden sei, nämlich der Saft der Wachholderbeeren. Unter 35 Kranken sei auf dieses Mittel kein einziger gestorben. Mir fiel der Name auf. — Ist denn nicht Ihr Landhaus bei Gran? Und wenn es so ist, wissen Sie von der Sache etwas?

Ich hoffe, daß es mir erlaubt sein wird, den ganzen September hier zubringen zu dürfen. Dann muß ich noch nach Oberplan zu meiner Mutter gehen und dort einige Tage zubringen. Wer weiß, wann, und ob ich sie darnach wieder sehe. — Rosenberger kommt jetzt (ich setzte den Brief Nachmittags fort) vom See zurück, und 18 Personen folgen, von denen ein Theil von Neu-Reichenau in Baiern hinaufgestiegen ist, und über den Jokel Hiesel (man spricht hier Jogl Hiesl) zurückkehrt.

Schreiben Sie mir bald und freundlich, tragen Sie einen Theil meines Geschickes mit, und denken Sie dabei, daß Sie es für einen sehr ergebenen und aufrichtigen Freund thun.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 30. Auguſt 1855.

Ich habe Ihren letzten Brief hieher nachgeſchickt erhalten, und er hat mir neuerdings das Herz ſchwer gemacht. Bei meiner Berechnung war eine Krankheit gar nicht in Anſchlag gebracht. Es war mir in der That nicht möglich, ſeit den erſten zwei Sendungen etwas zu arbeiten. Schon damals war das Übel eigentlich da; aber ich glaubte, es überwinden zu können. Ich habe an den Herrn Statthalter geſchrieben, und ihn um einen einmonatlichen Urlaub gebeten. Ich zweifle nicht, daß ich ihn erhalten werde, es wird aber ganz gewiß eine Verlängerung nothwendig werden, und am liebſten wäre es mir, wenn ich bis zum 1. November hier bleiben könnte.

An Geiger hatte ich ſchon vor Empfang Ihres vorletzten Briefes geſchrieben, und habe von ihm eine ſehr liebe und ſchöne Antwort erhalten. Ich will alles thun, was ich kann, und keine größere Freude könnte mir widerfahren, als wenn Sie Ihren Wunſch erreichten, und das Buch doch noch in dieſem Jahre verſendet werden könnte. Welcher iſt denn der letzte Termin der Verſendung? — und iſt denn der Stich noch möglich, ohne überhudelt zu werden? — Wird nicht der Titel eigens gedruckt? — ich möchte dem Buche eine Widmung, vielleicht eine kleine Vorrede vorſetzen. — Schreiben Sie mir recht bald, ich bitte Sie, ein Brief von Ihnen erfreut mich immer. Ich habe wohl geſagt, daß

Sie die Briefe über Paſſau adreſſiren mögen. — Geſtern machte ich bereits einen Spaziergang von $^3/_4$ Stunden in eine Glasfabrik und $^3/_4$ Stunden zurück. Ich ſpürte keine üblen Folgen. Mein größtes Gut iſt das hieſige Waſſer. Herr Roſenberger führte dieſer Tage in Perſon eine Geſellſchaft an den See. Ich hatte leider nur das Nachſehen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 13. December 1855.

Um nicht endlich einen ernſtlich böſen Brief von Ihnen zu bekommen, muß ich zuvorkommen, und Ihnen ſchreiben, wie alles ſteht, obwohl ich dieſen Brief erſt mit einem Packe Schriften ſchicken wollte. Es iſt ein wahres Glück, daß ich krank geworden bin; denn das Buch wird jetzt viel ſchöner. Am 18. October bin ich, nachdem ich noch einige Zeit bei meiner Mutter zugebracht habe, wieder in Linz eingetroffen, konnte aber vor zu viel angehäufter Arbeit erſt im November zu etwas Ernſtlichem an meinen Manuſcripten kommen.

Was die Arbeit neuerdings langſamer macht, war eine merkwürdige Erſcheinung, welche mir bei dieſem Buche zum erſten Male geſchieht, es gefällt mir nämlich das Buch in der Correctur, was mir noch nie geſchah. Dieſes Gefallen hat mir eine ſolche Liebe zu dem Werke eingeflößt, daß ich noch an keinem mit dieſer Wärme gearbeitet habe. Ich kann ſechs Stunden dabei ſitzen, ohne zu ermüden, und allemal iſt es mir unangenehm, daß

die gegebene Zeit vorüber iſt, und ich aufſtehen muß. Dieſe Liebe aber und dieſe Wärme, welche, wie ich meine, ſich auch dem Buche mittheilen dürfte, daß es reiner, edler, künſtleriſch abgerundeter wird, geht ſogleich verloren, ſobald ich Theile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich darf Ihnen alſo nichts ſenden, was mir ſelber nicht gefällt. Mit je größerer innerer Befriedigung ich ein Päckchen fortſende, deſto ſchöner wird das Folgende. Ich arbeite es daher aus, ſo gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert, und neu geſchrieben wird. Sie werden bei dem Geſendeten aus der neuen Farbe der Tinte ſehen, daß alles neu geſchrieben iſt. Wenn das, was ich jetzt ſenden werde, ausgedruckt iſt, leſen Sie mir zu Gefallen alles bis dahin Gedruckte, es enthält die ſogenannte Expoſition, die Darſtellung der Grundlage, auf der das Kunſtwerk ſtehen wird. Sagen Sie mir dann, ob es Ihnen den Eindruck macht, daß auf dieſes Geſtelle ein ruhiges, edles und höheres Werk zu erwarten iſt, als der Markt gewöhnlich bringt. Ein fremdes Auge urtheilt ſicherer, als das des Verfertigers, und auf das Ihrige habe ich ein Zutrauen. Ich habe es nicht zu allen; denn das darf ich, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, ſagen, daß, wenn ich die jetzige Literatur im Allgemeinen (natürlich die Ausnahmen abgerechnet) und leider auch die Menſchen im Allgemeinen betrachte, meine Bücher über beiden ſtehen, in ſo weit es ſich um Sitte, Einfachheit und Ruhe handelt, und daß daher das Urtheil verſchieden ausfallen muß, je nachdem der Leſer jenen Eigenſchaften näher ſteht, oder ferner. Ich ſpreche es wieder mit Schmerz aus, was ich ſchon ſo oft geſagt habe. Unſere Literatur liegt im Argen, und ein Mann, der mit mir die Einfachheit und das ſittliche Bewußtſein gemein hätte, mir aber an Dichter-

begabung weit überlegen wäre, ſollte aufſtehen, er würde der Erneuerer unſerer geſunkenen Kunſt ſein, und die Ehre des Jahrhunderts retten. Den großen Grillparzer rechne ich noch zu der früheren Zeit. Seit er ſchweigt, iſt der Unfug erſt losgegangen. Halm ſchwankt, und iſt zu wenig ſtreng, ſelbſt im Fechter (wenn er der Verfaſſer iſt), obwohl dieſer ein Rieſenfortſchritt iſt. Ein neuer, gewaltiger Menſch wird aufſtehen, und mit einfachen aber allmächtigen Schlägen den Flitter, die Geſpreiztheit und die Selbſtſucht, und endlich, ich kann es wohl ſagen — die Schlechtigkeit zerſchlagen, womit jetzt das Götterbild der Kunſt behängt wird. Schiller, ſo groß er iſt, hat durch den falſchen Glanz, den er der keuſchen Muſe geben zu müſſen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Übel beigetragen, noch immer wird Götzendienſt mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, ſondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltloſigkeit ſeines Gewiſſens und dem Prunk ſeines Talentes hat unendlich geſchadet. Dazu kam der einſeitige, oberflächliche Liberalismus, der die echte Freiheit eben ſo ſchändete, wie die pausbackige Poeſie die Kunſt, und auf dieſe Weiſe kamen die Zuſtände, die ſich im neueſten Leben, in der Kunſt und im Staate, namentlich in der ſogenannten Revolution ſo erbärmlich zeigten. In der Kunſt erwarte ich noch immer den Mann, von dem ich oben ſagte: Er wird kommen, ihm wird ſich ein Kreis zuſchaaren, und das Leben und alles, was mit ihm zuſammenhängt, alſo auch der Staat wird ſich heben. Dann werde ich vielleicht im Grabe die Genugthuung haben, daß geſagt wird, er hat mit ſeinen anſpruchloſen Schriften angedeutet, was eine ſpätere Zeit und große Menſchen mit hinreichender Kraft ausgeführt haben. — Aber ich komme

wieder in die leidigen Klagelieder. — Es wird viel von einem Romane von Freytag aus Berlin geredet „Soll und Haben". Ich bin leider in der jetzigen ungeheuren Theuerung, und bei einem monatlichen Abzuge von 40 fl. 50 kr. C.M. (bis ich meine Taxen 500 fl. für die definitive Anstellung gezahlt habe) nicht im Stande 10 fl. C.M. für zwei Bände auszugeben. Hier hat niemand das Buch, und so konnte ich es noch nicht lesen. Auch bange ich ein wenig vor der Berliner Poesie. Man rühmt aber dem Buche die größte Einfachheit nach und die schönste Sitte, was mich sehr lockt. Wenn Sie es gelesen haben, schreiben Sie mir ein paar Worte darüber. Ich werde es doch wohl auch einmal zu sehen bekommen.

Eigentlich ärgere ich mich über gar kein Unglück so sehr, als über Schändung der Kunst (die Käufer und Verkäufer hat ja der Heiligste einmal im Zorne mit einem Stricke aus dem Tempel gejagt). Ich gehe hier gar nie (mit seltner Ausnahme) ins Theater, weil sie scheußlich spielen. Mit der Musik ist es so so — besser geht es jetzt mit der bildenden Kunst, wir haben heuer Meisterwerke auf der hiesigen Ausstellung gehabt. Bezüglich Ihrer Cholera-Brochure (Wachholder) bin ich noch nicht im Klaren. Der Fall, daß 135 Cholerakranke in Pilis-Maróth durch Wachholder geheilt wurden, und daß kein einziger gestorben sei, welchen Fall ich in der Passauer und Allg. Zeitung las, steht gar nicht in dem Büchlein. Wissen Sie etwas über diesen Fall?

Ich habe Sie nun lange genug geplagt — doch noch eins, unser Statthalter hat mir jährlich vier Wochen Urlaub zugesagt, darf ich einmal zu Ihnen auf die Weinlese kommen, z. B. heuer, wenn der Nachsommer vom Stapel gelaufen ist? Wie steht es

mit Geigers Wallenstein? Wir haben ein paar Briefe über den Stoff gewechselt, und dann schwieg Geiger davon. Ich habe ein herrliches Bild erwartet.

Leben Sie recht wohl, nächstens sende ich Ihnen wieder ein paar sehr liebe Schreiben, die ich erhalten habe. Ein Exemplar Narrenburg habe ich bekommen, ich danke. Das Mädchen in der Vignette ist herrlich, überhaupt das ganze Bild, ein klein wenig stören mich die Oberfüße des Mannes, die zu sehr herrschen.

Alles Herzliche, Schöne, Erfreuliche und Glückliche zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gattin von uns beiden. Mögen Sie beide gesund und heiter noch eine Reihe von Jahren erleben, und mir und meinem guten Weibe, die mich sehr treu gepflegt hat, und meine Unarten ertrug, ein wenig gut bleiben. Weil ich von Krankheit rede, so muß ich Ihnen doch auch berichten, daß ich jetzt sehr gesund bin, daß ich um eine Faust schlanker bin (dies zeigt meine Uniformkuppel) und daß ich bei dem Getränke eines sehr gewässerten Weines und täglichem Spazierengehen von wenigstens einer Stunde von den leidigen Anschoppungen in Zukunft frei zu bleiben hoffe. Habe ich kein Amt mehr, dann gehe ich erst recht spazieren wie in früheren Jahren.

N. S. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich den Schauplatz des Hochwaldes besucht habe?

1856.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. Februar 1856.

Das Wichtigste und Schmerzlichste in Ihrem Briefe ist mir und meiner Frau die Nachricht von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin. Wir nehmen den innigsten Antheil, und bitten Sie beide, uns recht bald wieder eine Nachricht zukommen zu lassen. Gebe Gott, daß sie eine vollkommen befriedigende sei.

Die Geiger'schen Bilder*) wollte ich selber nach Wien bringen, ich hegte die Hoffnung, daß mir ein kleiner Aufenthalt in Wien würde möglich werden — aber die Sache wird zu Wasser, da ich eines Theiles schwer abkommen kann, und anderen Theiles die Auslagen scheuen muß. Weshalb ich aber hauptsächlich nach Wien wollte, war, mit Geiger persönlich zu sprechen, weil die Bilder nicht passen. Sie sind an sich sehr schön, ja sogar äußerst lieblich, und ich würde mit Freuden zu diesen Bildern eine Geschichte schreiben; aber nun ist die Geschichte geschrieben, und die Personen in derselben sind ganz andere. Die Frau und ihre Tochter gehören einer sehr reichen Kaufmannsfamilie an, und sind mit Luxus umgeben, wenn auch ihr Anzug stets einfach ist.

*) Zum Nachsommer.

Mutter und Tochter haben eine hohe Bildung. Die Personen auf den Bildern gehören den untern Ständen an, bei der Frau ist der Rock von zu derbem Stoffe, der Fuß zu groß. Das Mädchen ist in einem Stübchen, das in der ganzen Erzählung gar nicht existirt. Sie ist ideal schön, und was von alterthümlichen Geräthen da ist, gehört zu den reichsten und vornehmsten. — Was ist nun zu thun? Ich schreibe heute auch an Geiger, und bitte ihn selber um Rath. Ich sende ihm ein paar Blätter Manuscript zu, in welchen Mutter, Tochter und Geräthe beschrieben sind. Das Beste wäre freilich eine persönliche Zusammenkunft und neue Bilder. Wie wäre es, wenn Geiger den ersten Band durchläse, er enthält alles, was Geiger wissen muß, ja vielleicht könnte Geiger eine andere Situation angeben, für die er sich begeisterte; denn ich hoffe, daß ihm das Buch gefallen wird. Er könnte den ersten Band im Drucke lesen; denn in zwölf Tagen sende ich Ihnen das letzte Kapitel. Kurz, ich bitte um sehr baldige Antwort, und ich werde Ihnen Geigers Antwort auch mittheilen. Denken Sie ja nicht, daß ich etwa zu vorschnell urtheile. Ich halte nicht etwa die Bilder für schwach, nein, sondern für ausgezeichnet; nur sind die Personen im Buche entschieden vornehme Leute, sie haben eine Loge im Hoftheater, das Mädchen im Stübchen macht den Eindruck eines armen, aber höchst liebenswürdigen Mädchens. Daß ich Geiger so schreiben werde, daß er nicht beleidigt wird, werden Sie wohl glauben. Ich möchte nur wissen, wie das Mißverständniß entstanden ist. Ich glaube, Geiger genug instruirt zu haben. Ich habe ihm einmal die ganze Geschichte erzählt, und habe ihm über die Situation der zwei Bilder geschrieben. Vielleicht habe ich, der ich in meiner Idee schon befangen war, doch die Ausdrücke nicht so genau

gebraucht. Ich mache mir alle möglichen Vorwürfe, und bedaure bitter, daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie können dies schon daraus schließen, daß ich eigens habe nach Wien reisen wollen, um Alles ins Reine zu bringen.

Daß Sie hätten die letzte Sendung im Manuscripte lesen sollen, habe ich nicht gemeint, sondern in den Abzugbögen. Das thun Sie mir wohl auch zu Liebe, nicht wahr?

Ich bin unterbrochen worden, und muß mich daher kürzer fassen, als ich wollte. Mit dem Buche „Soll und Haben" ist es mir sonderbar ergangen. Es ist eigentlich nicht das, welches ich lesen wollte. Ich fand einmal in der Allg. Zeitung eine Kritik eines Buches, welches sehr einfach und edel sein soll und sehr gelobt wurde. Es spielt zum Theile in Ischl. Ich verwechselte wahrscheinlich die Titel, und habe nun durch Ihre Güte „Soll und Haben" gelesen, bei welchem ich stets auf die angerühmte Einfachheit wartete. Ich errieth erst ziemlich spät meinen Irrthum. Ich werde Ihnen einmal ausführlicher darüber schreiben. Ihre Kritik ist so ausgezeichnet trefflich, daß sie nach meiner Meinung sogleich sollte gedruckt werden. Wenn Ihnen nun hie und da von meinen Sachen etwas gefällt, so bin ich jetzt doppelt stolz darauf. Ich habe immer viel auf Ihren Geschmack gehalten; aber diese Tiefe des Urtheils (Sie verzeihen mir wohl, daß ich das sage), wie sie in Ihrem letzten Briefe über Freytags Buch vorkommt, hat mich doch überrascht. Freytag geht es in der Poesie, wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. — Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere, als das Genie — nur

auf das Ganze kommt das Talent nie. So auch Freytag. Er hat lauter Theile, die nie ein Bild machen, man muß in den drei Bänden ewig neu anfangen, keine Begebenheit bleibt sie selber, kein Charakter bleibt er selber, und immer hat man an Erlebnissen keine Freude. Z. B. Nichts ist trefflicher als das zähe und geduldige Warten des Veitel Itzig auf den Baron auf der Stiege mit dem Wechsel, ferner nichts natürlicher, als der Mord in der Situation Veitels mit dem Betteladvokaten — nur ist es ganz unmöglich, daß dieselbe Person die zwei Dinge thut. Hätte er Veitel entwickelt, wie er auf lauter schlechten, aber lauter gesetzlichen und von dem staunenswerthesten Dulden und Leiden begleiteten Wegen endlich zum Besitze des Gutes des Barons kommt, so hätte das Ding ein Meisterwerk werden mögen, hätte er hiebei die Geschichte des Barons, als eines Mannes, der von geordneten Verhältnissen durch List und Schlechtigkeit der Juden in Unordnung geräth, in die Veitels geschickt verflochten, den andern Juden als nöthige Nebenfigur und von Veitel überflügelt behandelt, Finks unter allen am losesten daliegende Geschichte gar nicht eingemengt, die ehrenwerthe Firma als milde und bindende Luft um das Ganze gegossen, Antons Schicksale mit der Baronsfamilie verflochten, manche trefflich behandelte Comptoirsscene nur als Entwicklungswege Antons behandelt, hätte er die zwei anonymen Revolutionen, Gefechte, Selbstmordversuche, Spelunken, geheimnißvolle Gewässer und Treppen zu ihnen hinab als ganzen spindlerischen Apparat weggelassen, so hätte auch das Buch ein treffliches werden mögen. Dann hätte freilich müssen der Verfasser Empfindung für Totalität haben. Wie das Buch jetzt ist, halte ich es trotz der Virtuosenkunststücke für Leihbibliothekfutter. Trotzdem, daß mir ein paarmal bei Einzeln-

heiten die Augen feucht werden wollten, halte ich doch das Buch für eiskalt. Alles ist nur erdacht und gemacht, daher nichts entwickelt und organisch. Was die Charaktere anlangt, halte ich Fink trotz der Versuche des Autors, ihn aufzusteifen, für den mißrathensten. Er ist blos ein anmaßender, seichter Taugenichts. Von dem Baron begreift man blos nicht, warum er nicht längst zu Grunde gegangen ist, oder wie er überhaupt je in geordneten Verhältnissen gelebt haben könne. — Die Baronesse ist als Kind etwas und wird immer weniger. Veitel geht bis zur Verbindung mit Hyppus prächtig, und wird endlich eine Figur nach Christian Heinrich Spieß, Ehrenberg ist schal, dessen Sohn ist nach meiner Meinung das gelungenste Bild, nur im Buche ganz überflüssig, er kommt und geht, wie vieles andere, und man weiß nicht weshalb, außer daß sie eben da gewesen sind. Die Kaufmannstochter ist schon tief gestellt durch ihre Leidenschaft für Fink, hebt sich etwas, bleibt immer schattenhaft, und ihre Heirath Antons ist wie eine Abfindung. Das Comptoirleben ist sehr hübsch; aber es liegt lose neben dem andern, wie überhaupt alles lose neben einander in dem Buche liegt. Anton ist häufig ziemlich gut, sehr unerquicklich als Doctor im Hause des Barons, und dadurch, daß er sich einer Familie, bei der doch nichts herauskommt, als Finanzdoctor leiht, und doch nichts zusammendoctort, hiebei aber seine ganze Lebensstellung aufgibt, wird er geradezu ein Schwächling. Der Kaufmann, welcher sehr viel sein soll, ist doch nur eine Schattenfigur ohne Plastik, er handelt auch immer so seltsam, daß man keine Liebe zu ihm gewinnt. — Sie sehen, ich bin doch wieder weiter gegangen, als ich wollte. Über den Fechter habe ich eine kurze Kritik in der Linzer Zeitung gehabt, weil er hier gegeben wurde, welche in die Wiener Zeitung überging Ich

werde Ihnen die Sache einmal hervorſuchen. Eine größere Kritik habe ich unter der Feder. Wollen Sie ſie drucken? Seltſam, wie ſich auf dieſem Briefe dieſe zwei Werke zuſammenfinden. Der Fechter iſt trotz der Fehler, die ich darin vermuthe, ein rieſengroßes Meiſterwerk gegen „Soll und Haben“, und beides wird mit Enthuſiasmus aufgenommen — oder ſind hier zwei Publikum thätig?

Leben Sie recht wohl, nehmen Sie die Verſicherung, daß ich täglich fünf Stunden am Nachſommer arbeite, und ſchreiben Sie mir ſehr bald über Ihre Gemahlin. Sie tröſten mich dadurch.

Mit alter Liebe und Treue Ihr ergebener Freund.

N. S. Sie werden ſehen, daß in dem Manuſcript, das heute mitfolgt, nichts ausgebeſſert iſt, es iſt alles neu abgeſchrieben, weil der Setzer hätte unmöglich durchkommen können. Es wird auch alles folgende größtentheils ſo ſein. Eine größere Schrift als in dem beifolgenden Manuſcripte kann ich mir nicht angewöhnen, ohne daß ich beim Dichten immer auf die Schrift denken müßte, und dadurch das Dichten vergäße. Dafür hat der Setzer das Gute der Deutlichkeit, und er muß die Schrift ſchon ſo hinnehmen. Welch' fürchterliche Schrift hat Alex. Humboldt, wie die jemand leſen, ſetzen oder copiren kann, iſt mir unbegreiflich.

An Joseph Aymann.

Linz, am 11. Februar 1856.

Die Geiger'schen Bilder passen nicht zu dem Buche, obwohl sie an sich herrlich sind. Die zwei Damen im Buche sind sehr reich und vornehm, was die in den Bildern nicht sind. Ich wollte selber nach Wien, daher die Verzögerung. Es ist ein Elend, daß ich nicht in Wien bin. Ich kann aber nicht abkommen und muß nun Alles durch Schreiben richten. An Heckenast habe ich am 7. geschrieben und wollte an Dich am selben Tage schreiben. Ich mußte aber plötzlich nach Freistadt reisen und bin gestern erst zurückgekommen. Die Bilder folgen heute mit Postwagen an Dich. Ich habe Heckenast gebeten, sie stechen zu lassen, ich schreibe eine eigene Erzählung dazu, so sehr gefallen sie mir. An Geiger habe ich auch geschrieben, und um andere zwei Bilder gebeten. Ich hoffe, daß Alles gut ausgehen wird. Ich bitte Dich, den Brief an Geiger zu besorgen, ich weiß seine genaue Adresse nicht, und mag nicht an die Akademie schreiben, weil ich nicht weiß, wie sicher die Übergabe dort ist. Sobald Heckenast und Geiger geantwortet haben, werde ich Dir wieder schreiben. Heute drängt die Zeit sehr. Ich setze daher nur bei, daß uns Käthchen geschrieben, daß wir über ihre Heirath sehr erfreut sind und ihr tausend, tausend Glück wünschen.

Vielleicht komme ich doch noch selber nach Wien.

Alles Schöne von meiner Gattin und mir an Dich und Deine Gattin, so wie an alle Angehörigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 18. Februar 1856.

So eben brachte mir der Briefträger ein mit einem Trauerrande versehenes Blatt von Ihnen, welches mich heftig erschütterte. — Ich liebe meine Gattin auf das Innigste, unsere Ehe ist sehr glücklich, Sie haben mir wiederholt dasselbe von der Ihrigen geschrieben, Sie können sich also denken, daß ich Ihren Verlust ermessen und fühlen kann. Wenn es auch bei dem schwersten Schicksalsschlage doch einigen Trost gewährt, wenn man in dem Herzen eines Freundes ein Mitgefühl findet, so kann ich Ihnen von uns, nämlich von meiner Gattin und mir, diesen kleinen Trost senden. Uns hat das einfache, schmerzliche Blatt auf das Tiefste ergriffen, daß wir beide in Thränen ausbrachen. Sie sind immer so gut und so lieb gegen uns gewesen, daß wir Ihnen das Beste auf der Erde wünschten, daß es uns aus voller Seele freute, wenn Sie uns etwas von Ihrer theuren Gattin schrieben, die wir auch beide liebten, obwohl wir sie nicht kannten. Wir hofften daher, daß Ihnen das häusliche Glück auf die Dauer nicht verloren sein, dessen Sie so fähig sind, und das Sie verdienen. Wir hofften, daß dieses Glück sich seinen Namen

noch immer steigern werde, wie es bei uns der Fall ist. Das Übel ist nun wirklich auch auf das [illegible] entschieden. Daher überkam mich das gleiche Mitleid mit Ihnen, und es überkam mich das Mitleid mit der armen jungen Frau, die so bald die Welt und alles, was ihr theuer war, verlassen mußte, obwohl sie so gut und lieb war, und alles irdische Glück verdient hätte. Ich konnte lange der heißen Thränen um Ihren Verlust nicht Herr werden. Ich schreibe Ihnen dies nur darum, damit Sie sehen, daß, wenn Sie auch diejenige Frau für diese Zeitlichkeit verloren haben, was Ihnen das wichtigste war, Sie doch nicht ganz und gar verwaist sind, sondern daß Menschen leben, die an Ihrem Verluste Antheil nehmen und um Sie trauern. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich mir noch mehr Mühe als bisher in Zukunft gegen Sie schuldig sein werde, um Ihnen auch nur einen kleinen Trost in Ihrem Leiden zu geben, daß ich Sie für die Lebenszeit, die uns noch gegeben ist, [illegible] Ihr Freund bleiben werde, und daß, wenn ich einigermaßen Ihren Kummer lindern könnte, ich es gewiß mit der größten Bereitwilligkeit und mit den größten Opfern thun würde. Recht sehr [illegible] muß ich bedauern, daß ich Ihre Gattin nicht habe kennen lernen können. Sie kann sie nun mein neuestes Buch, bei dessen Niederschreiben ich oft an sie gedacht habe, weil Sie mir sagten, daß sie das Einfache und ich darf wohl hinzufügen das Edle meiner Schriften liebe, nicht mehr lesen, und ich hatte ihr es mit manchen Blumen, Bildern und [illegible] gewidmet. Ich habe diese Tage her, als immer kein Brief von Ihnen kam, viele Besuche gehabt, und immer Bilder gesehen, dennoch traf mich der Schlag gleichsam wie ein unerwarteter Vorgang. Trösten Sie, theurer Freund, an die Zukunft, an die Wiedervereinigung mit

An Gustav Heckenast.

Linz, am [illegible] März [illegible].

[illegible]

An Joseph [illegible].

Linz, am [illegible] März [illegible].

[illegible]

er mich dazu ermächtigen möge, Dir zu schreiben, daß Du einstweilen den Stich dieser Bilder beginnest. Gestern kam Heckenasts bejahende Antwort, und heute, obwohl ich gar keine Zeit habe, sende ich Dir die Bilder, und schreibe Dir, daß Du ihren Stich beginnest. Geiger wird den ersten Band des Nachsommers lesen, und noch zwei Bilder zeichnen. Sind diese, aber auch nur eine und seine Hand fertig, dann mußt Du augenblicklich an jene Arbeit gehen, und die der jetzigen Bilder später beenden. Es liegen alle vier Bestellungen vor. Gott gebe Dir Geduld und heiteren Muth dazu. Von mir und meiner Gattin alles Schöne.

Schreibe mir zwei oder drei Zeilen, wie es Dir geht. Ich werde Dir dann in einem langen Briefe antworten. Jetzt drängt die Post.

An [illegible].

Linz, am 17. Juni 1856.

Sie mögen wohl fragen, warum ich Ihren letzten Brief so lange nicht beantwortet habe. Der Brief ist so viel, so schön, so innig gewesen, daß ich ihn mir besonders unter meine liebsten Schriften gelegt habe, und daß ich ihn mir als Denkmal aufheben werde, so lange ich lebe. Der Mann, der so geschrieben, obwohl ich ihn immer innigst geachtet und geliebt habe, ist mir plötzlich um vieles theurer geworden, da mir in seinen Schriftzügen ein so schönes Herz in dem schönen Schmerz um die Verlorene,

geliebte und hochgeschätzte Mattin entgegen gekommen war. Ich las das Schreiben meiner Mattin vor, da kein Geheimniß in demselben war, das Sie ihr vorenthalten wollten, und ich konnte oft vor erstickter Stimme nicht weiter lesen, und ihr flossen die Thränen über die Wangen herab. Wir bedauerten Ihren Verlust um so tiefer, je höher und der Werth der Verlorenen aus Ihren Briefen entgegen trat. Wir begriffen Ihren Schmerz, da wir selber auch so sehr lieben, und ich darf wohl auch sagen hochachten, daß jedem von uns beiden der Verlust des Andern durch den Tod das Entsetzlichste ist, was uns treffen könnte. Einen andern Verlust als durch den Tod halten wir für nicht möglich. In dem Briefe lag aber auch ein Trost für mich, nämlich der, daß Sie, der Sie so hohen und so viel den Schmerz empfinden, eben darum denselben nicht erlegen werden. Bei wem der Schmerz so gewaltig und so göttlich ist, der wird durch ihn verklärt, und wird ein größerer Mensch — ja der Schmerz selber wird ihm endlich ein Gewinnst, das er kaum missen möchte. Wer sich aber lediglich in die sinnliche Welt um das verlorene Gegenstand verliert, der verliert sich auch selber sehr leicht. Solche Menschen werden im höheren Lebensalter endlich entweder stumpfsinnig, oder sie ergeben sich Lastern. Ihr Brief, in welchem der Edle Ihren verklärten Mattin so rein hervorstrahlte, überzeugte mich, daß das Edelste und Beste der Schmerzen Ihrer Seele ergriffen hält, nicht das blos Zerstörende und Vernichtende, daß Sie alle, wie bitter es auch ist, durch ihn gesühnt werden müssen. Diesen Glauben kann mir niemand nehmen, und dieser Glaube that mir wohl. Als es an dem Beantworten Ihres Briefes kam, waren wir beide der Überzeugung, daß eine Zeit vorüber gehen müßte. Es kann nicht anders sein, meine Worte müssen Ihre

Wunde wieder aufreißen. Sie selber sagen dieses; Sie mußten daher, soweit es an uns war, eine Weile geschont werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie zürnen, daß eine Antwort so lange ausbleibt. Aber so lange, als es geworden ist, sollte es doch nicht werden.

Ich habe drei an Sie begonnene Briefe vernichtet, und zwar hauptsächlich der am Ende Ihres Schreibens angehängten Frage wegen über die Unsterblichkeit der Seele und das Wiedersehen nach dem Tode, deren Behandlung mir jedesmal, wenn sie auch dem Wesen nach immer dieselbe ist, der Form nach mißlief. Ich achte und liebe Sie zu sehr, um mit Gemeinplätzen zu antworten, und konnte mein Denken nicht einkleiden, ja das Denken wurde durch das Einkleidenwollen erst recht gehemmt. Sie fragten, abgesehen von dem Confessionsstandpunkte, bloß von dem rein menschlichen, vernünftigen aus, und aus diesem her wollte ich auch antworten, und werde heute antworten, in so ferne das, was ich zu sagen weiß, eine Antwort ist. Lassen Sie mich aber vorher noch von der Verklärten reden. Sie haben dieselbe nur auf eine Art verloren, und besitzen dieselbe noch auf eine Art. Ihr Bild, das Sie nun in Ihrem Schreiben so schön von der Seele gefühlet haben, lebt noch, Sie besitzen es noch, es hat keine Fehler und Mängel, sondern nur Vorzüge und Tugenden. Dieses Bild, ich sage es Ihnen voraus, werden Sie nie verlieren. Mit allen Zügen der Liebe und Treue, Hingebung des Strebens zum Schönen der Tugend, der Andacht wird es Sie umschweben, und Ihnen ein Trost sein, und Ihre Seele zu sich ziehen. Das ist die süße Macht edler und großer Todten. Sie sind unserem Sinne und unserer Sinnlichkeit im Vergehen oder Verfolgen, im Fall oder Unfall entrückt, und stehen mit dem Ende einer unbekannten Gerichtet und mit der Heiligkeit

einer Unantastbaren und der Gottheit anheim Gefallenen vor uns. Das Bild des todten Vaters kann den Sohn auf der Bahn der Rechten erhalten, das Bild der todten Gattin den Mann mit Ehrfurcht erfüllen und ihn erheben. Wer in der Gattin nur seine eigene Lust besaß, nicht sie, bei dem ist es freilich anders, der hat kein Bild der Verstorbenen, und kann nichts Besseres thun, als sich sehr bald eine neue Gattin anzuschaffen. — Selbst dann, wenn der Schmerz milder wird, wenn er sogar, so gewagt die Behauptung scheinen mag, süß wird, wie man sagt, ein schmerzliches Vergnügen, selbst, wenn ein Wesen andern Geschlechtes ihn an Ihnen ehrt, ihn liebt, ihm theilen will, und mit Ihnen unter dieser Bedingung Ihre Lebensbahn mitgehen will, selbst dann wird noch das Bild der Verklärten bleiben, und Ihre neue Geliebte wird dieses Bild lieben, sonst ist sie nicht die rechte. Diese Begleitung eines edlen Todten, der nun durch Irrthümer und Irrthümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Irrthümern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein beruhigender Trost, ihm Stärke und Erleichterung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dies ist der Sinn der Ahnen in der allein richtigen Bedeutung. Was Sie nun immer thun, was Sie lieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: theilen Sie es mit der geliebten Todten. Fragen Sie sich, was würde Nina denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Bilder und Früchte Ihres Landhauses an sie, und

Sie haben einen unsichtbaren, von seichten Leuten zwar thöricht gescholtenen, aber deßungeachtet wirklichen Umgang mit Ihrer Gattin, von dem blos die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht, und mit völliger Bestimmtheit spricht. Sie haben einen Umgang, der zwar, besonders anfangs, wo sich das Gemüth gegen den körperlichen Verlust so ungestüm wehrt, schmerzlich ist, den ich aber nicht missen und um keinen Preis mit schnellem und wohlthuendem Vergessen vertauschen möchte, einen Umgang, dessen Schmerz mildert, dessen Glück aber immer dauernder wird, wie ein Nachsommer, in welchem die Gewitter und die Hitze aufgehört haben, aber eine milde Wärme und zarte Durchsichtigkeit alle Gegenstände rein und ruhig vor uns hinstellt, abgeklärt und vorbereitet, daß einmal der nahe Winter sie in seine Hülle aufnehme, was für uns den Tod und das Weggehen von dieser Erde bedeuten mag. So haben Sie Ihre Risa noch, und so habe ich selbst sie jetzt, seit sie mir durch Ihre Briefe bekannt geworden ist, und ich habe sie noch gestiftet, da ich sie nie körperlich gesehen habe. Ich werde sie nie vergessen, und werde bei jeder Zeile, die mir von einem edlern Gefühle eingegeben ist, an sie denken, und mir vorstellen, ob und wie sie ihr gefallen würde. Ich denke, daß die Kunst eine schönere und lautere Begleitung kaum haben könne. Nehmen Sie mich in diesen Umgangsbund auf, und gönnen Sie mir zuweilen, wenn es Ihren Schmerz nicht zu sehr weckt, ein Wort von der Todten oder die Erzählung ihres Lebens, ihrer Handlungen oder einige Zeilen ihrer Hand.

Wie es sein wird, wenn wir die Grenze dieses Lebens betreten haben, wenn sein letzter Athemzug vorbei ist — wer kann es sagen? Daß Alles, was göttlich ist, nicht untergehen kann, ist

gewiß: geht doch nicht einmal ein Sandkorn verloren, nicht einmal ein Waſſertropfen, wir wiſſen es und wir ſehen es, daß beides nicht Nichts werden könne, ſondern daß es nur die Geſtalt wechſelt, was wir ja auch thun, nur langſamer und nicht ſo ſichtlich, wie es bei einem Waſſertropfen oft der Fall iſt, der als Dunſt in die flüſſige Luft geht. Das Sterben iſt wie das Geborenwerden für uns die erſte auffällige Veränderung. Bei der Geburt ſehen wir plötzlich den neuen Menſchen, wir glauben ihn in dem Augenblicke entſtanden, weil er für unſer Auge da iſt; aber der Beginn ſeiner Entſtehung liegt anderswo, und iſt ſo unſcheinbar und klein, daß ihn kein menſchliches Werkzeug der Wiſſenſchaft entdecken kann. Könnte es mit dem Sterben nicht auch ſo ſein? Nur ein Augenblick des Sterbens iſt für uns ſichtbar, das Aufhören des Athems. Stirbt der Menſch nicht unausgeſetzt Jahre lang vor ſeinem Tode, ja ſeit ſeiner Geburt? — und lebt er nicht noch nach dem Aufhören des Athmens wer weiß wie lange? Dies gilt ſogar von dem allmäligen Übergange des bloßen Stoffes. — Was in uns denkt, fühlt, liebt, haßt, Gott anbetet, ins Jenſeits übergreift, iſt ſogar ein ganz und gar Unwandelbares, und kann nur mehr oder minder von Einflüſſen gehemmt oder gefördert werden. Es iſt, wir können ſein Nichtſein nicht denken, und heißen es in höchſter Fülle Gott. Wie dasſelbe ohne menſchlichen Körper iſt, können wir nicht faſſen, weil wir nur durch den Körper faſſen, wie der, welcher von der Seite eines Berges ſieht, nie, ſo lange er ſich dort befindet, ſehen kann, was hinter dem Rücken des Berges iſt; aber was auch ſein möge hinter jener Grenze, die unſere Augen ſchließt: es iſt das Beſte, Herrlichſte und Weiſeſte, deſſen dürfen wir gewiß ſein, das lehrt das Stück Leben, welches wir Diesſeits

nennen, hinreichend, unsere Vernunft kann es nicht anders vorstellen, und Gott wäre nicht Gott, wenn es anders wäre. — Diesen Gedanken habe ich, seit ich männlicher geworden bin. diesen Gedanken habe ich sogar nicht blos für das Jenseits, sondern für alle Vorkommnisse dieser Welt, und er ist der Inhalt meines Gebetes: „Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt." Nehmen Sie, theurer Freund, die Sache so: und wenn Sie auch mit Ihrer Risa im Jenseits anders in Verbindung kommen sollten, als es die Sinne und der Körper im Diesseits als am schönsten eigensinnig vormalen, so ist jenes jenseitige Wiedersehen gewiß nicht schlechter als der diesseitige Besitz, sondern es muß besser sein, wie ja auch in der rechten irdischen Ehe jeder folgende Augenblick ein innigerer, geistigerer ist, und wir nicht mehr in jene kindischen Anfänge zurückkehren können, in denen wir uns geneckt haben, und kleine Blicke die keimende Neigung zu entdecken im Stande waren. Lassen Sie den eben ausgesprochenen Gedanken, den die Christen Gottergebung nennen, den die Alten Stoa oder wie immer nannten — da ist er, seit das menschliche Geschlecht da ist — Platz in Ihrem Herzen fassen, lassen Sie seinen Inhalt immer tiefer wirken und klarer werden: dann haben Sie eine Stütze für das ganze Leben, ja für die Ewigkeit, und es gibt nichts, was über sie hinaus ragte; denn der Gedanke ruht auf Gott, und über Gott ist nichts.

Mögen diese Zeilen Ihrem Herzen etwas sein, ich fürchte, sie werden Ihnen wieder Schmerz machen, aber ich hoffe auch, daß sie Sie etwas aufrichten können. Ihr Besuch wird uns das Freudigste seit Jahren sein. Wenn er aber nach der ersten Hälfte des August, oder wenn er vor 1. Juli sein könnte,

wäre es mir der Prüfungen wegen am gelegensten. Von Geschäften heute nichts, als nur meinen heißesten Dank für Ihre Großmuth, mein Herz kann sie kaum näher an Sie binden; aber meinen Eifer wird sie beleben, meinen Werken einen Schwung geben, und etwa lebt ihr Wirken und dessen Folgen noch, wenn manches hin ist, was jetzt kindisch angestaunt wird. Ich werde Ihre Handlung nie vergessen, und werde sie zu vergelten suchen, wie ich kann.

Ich lege einen Brief bei, den ich aus einem hiesigen Gasthofe von einem Fremden empfing. Ich brachte einen Tag mit ihm und seinem Bruder zu, und da diese Leute eigens von ihrer Reise wieder nach Linz kamen, noch einen. Mir ist der Brief darum von Werth, weil der Schreiber (ein Mann von 30 Jahren) ein in der griechischen Literatur im höchsten Grade gebildeter Mensch ist, welcher in Mathematik, Naturwissenschaften und in der Kunst äußerst bewandert ist, so daß ich ihn bewunderte (er war in Rom und Italien überhaupt). Es liegt also hier nicht blos eine Gefühlshuldigung vor, sondern eine wissenschaftlich-künstlerische. Er gab der künstlerischen Form meiner späteren Arbeiten den entschiedensten Vorzug, und sagte, daß die bunten Steine antik seien, namentlich seien sie mit Xenophontischer Klarheit und Einfachheit geschrieben. Da es nun in der That so ist, daß meine Kunstbildung auf der griechischen Kunst hauptsächlich ruht, so war mir dieses Urtheil eben so auffallend, als es mich freute. Seit Jahren war es mir nicht so gegönnt, über meinen Liebling Homer und Äschylos so zu plaudern, wie in diesen zwei Tagen. Oft kommt mir der süße Gedanke: vielleicht dauern meine Schriften doch fort in größeren und edleren Menschen.

Schreiben Sie mir bald; aber nicht, wenn es Ihnen Schmerz machen ſollte. — Alles Liebe und Herzliche von mir und meiner Amalie.

N. S. Könnten Sie mir wohl eine Copie dieſes meines Briefes ſenden? ich will ihn nicht länger zurückhalten. Als ich ihn meiner Gattin las, wünſchte ſie eine Copie. Möge Gott geben, daß nicht ſie oder ich dieſe Copie bald als Troſt brauchen. Ihr unwandelbarer Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 20. October 1850.

Ihre Zeilen haben uns beide ſehr erfreut, theils der Gewißheit willen, daß Ihre Geſundheit nicht weiter gelitten hat, theils der ſo lieben, freundlichen Worte willen, die ſie enthielten. Kann der Antheil, den wir an Ihnen nehmen, auch entfernt nicht Ihren Verluſt erſetzen, ſo iſt dieſer Antheil doch, wie wir ſehen, in Ihren Augen nicht werthlos, und gibt Ihrem Herzen eine wohlthuende Empfindung. Wenn wahre, aufrichtige Freundſchaft Ihrem Herzen ein Troſt iſt, ſo kann ich mit tiefſter Beruhigung ſagen, Sie haben die unſrige im vollſten Umfange. Sie ſind uns nicht mehr ein fremder Menſch, Sie ſind einer der Unſrigen. Dieſe große Liebe iſt auf die Hochachtung gegründet, die wir wohl immer für Sie hegten, die aber in neuerer Zeit, als Sie mit

Ihrer Risa vermählt waren, durch manche Äußerung Ihrer Briefe vermehrt wurde, und zu der sich noch der Antheil geselte, den wir an Ihrem schmerzlichen Verluste nahmen. Ihren hohen Sinn in Aufnahme und Beurtheilung von Kunstwerken, besonders der Poesie, so wie Ihre höhere Anschauung der Lebensverhältnisse habe ich erst in neuester Zeit kennen gelernt, und da sich unsere Meinungen begegnen, so ist dieses Band zu den andern noch hinzu gekommen, und hat Alles noch fester geknüpft. Ich sehe diese Freundschaft als einen Schatz an, der mir Zeitlebens theuer sein wird. Richten Sie es für den künftigen Sommer so ein, daß Sie länger mit uns sein können. Ich werde Rosenberger schreiben, daß er mir den Seitenflügel bereit halte, damit ich etwa sechs Wochen bei ihm bleiben kann. Dann werde ich Ihnen die Zeit anzeigen, und Sie müssen sehr, sehr lange bei uns sein. Sie werden erst dann sehen, wie lieb Sie uns haben werden. Wenn ich einmal ganz frei bin, dann beherbergen Sie uns wohl auch ein paar Wochen in Maroth — dann kommen Sie einmal gar in unser Häuschen — und so werden wir fortfahren, so lange wir leben. Für die Aufmerksamkeit an Rosenberger danke ich Ihnen recht herzlich. In dieser Familie wird einem wirklich ganz wohl. Sie werden begreifen, daß ich da die Sommer in einem eigenen Häuschen mit Garten, Forellenteich, Cactushaus nebst Schriftstellerei und Malerei recht gut hinbringen könnte, besonders wohlthuend wäre die Abgeschiedenheit von Manchem, das man verachten muß.

Nun noch Geschäftliches. Daß Sie zu wenige Aushängebogen erhalten haben, rührt blos daher, daß die Correctur bei mir ins Stocken kam. Ich verbesserte dabei noch den Text, was Breitkopf und Härtel ärgern wird; aber es ist unsäglich

gut. Nur Ihnen getraue ich mir zu sagen, was ich jetzt sage: ich glaube, daß das gegenwärtige Buch eine Tiefe haben soll, die in neuer Zeit nur von Göthe übertroffen ist. Wenn dieser Satz unter die Literaten käme, sie steinigten mich. Ich kann mich auch irren: aber die letzten Correcturbogen haben mich selber, wie ernste Ruhe und Tiefe ergriffen, was mir noch bei keiner Correctur geschah. Wir müssen nun sehen. Sie zerstücken Ihr Urtheil zu sehr, weil ich überzeugt bin, daß Sie jeden Aushängebogen lesen, und daher zu keiner Übersicht gelangen. Nach fünf Jahren werde ich selber das Buch beurtheilen können. Die Stockung mit der Correctur hat zwei Gründe. Erstens hat mir der Minister die Inspektion der hiesigen Oberrealschule abgenommen, ohne einen Grund anzugeben. Es waren Zerwürfnisse zwischen Direktion und Lehrkörper, und wahrscheinlich glaubt er, daß ich hiebei etwas verschuldet habe. Mein Ehrgefühl ist durch dieses Verfahren sehr tief verletzt worden. Eine Anfrage an die hiesige Statthalterei ist nicht ergangen; hier habe ich die vollste Anerkennung gefunden. An Gehalt verliere ich nichts, an Arbeit habe ich die Hälfte weniger. Das zweite ist: am 27. September ist meine wie ein eigenes Kind geliebte Muhme Louise Stifter, 22 Jahre alt, in Triest bei ihrem Bruder Wilhelm gestorben. Ich werde Ihnen die erschütternden Briefe später schicken. Mehrere Tage war jede Arbeit unmöglich. Manuscript hatte die Druckerei, es ist auch neues nachgeschickt; aber die Correctur mußte warten. Wenn Sie mein von Schmerz übermanntes Herz gesehen hätten, würden Sie es begreifen. Für das Buch wird aber kein Nachtheil daraus erwachsen. Ich bin nun desto mehr bestärkt, mit 10 Dienstjahren meinen Abschied zu fordern, und bis dahin auf dem Felde der

Dichtkunst (meiner einzig lebensberuhigenden Freundin) zu arbeiten, was ich nur vermag. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich nicht sogleich meine Entlassung einreichen konnte. — Aber wer weiß, wie gut es die Vorsehung gemeint hat. Die Störung war mir äußerst unangenehm; aber mein Gemüth hat sich empor gearbeitet, und unter der Hand des Abschreibens gewinnt das Buch durch die ernstere Stimmung an Ernst und Tiefe.

Schreiben Sie mir ja die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, ich werde augenblicklich an Grillparzer schreiben, denn es ist aus obigen Gründen bisher nicht geschrieben.

Leben Sie recht wohl, schreiben Sie mir bald wieder einige Zeilen, sie thun mir jetzt auch noth. Wir grüßen Sie tausendmal und herzlich, und auch von dem „jungen Fräulein des Hauses", das sich durch Ihren Gruß sehr geehrt fühlte, folgt alles Ehrerbietige.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. November 1856.

Nur ein paar Worte des Dankes für Ihren sehr lieben Brief. Wenn schon bei dem Leben Ihrer geliebten Risa Ihr Herz sich mehr zu mir gewendet hat, als in früheren Zeiten, was ich gewiß dem Einflusse dieses herrlichen Weibes auf Ihr ganzes Wesen verdanke, so hat der Schmerz über den Verlust dieses guten Engels, den ich, ohne ihn persönlich zu kennen, so verehrt

habe, Sie noch näher an mich geführt, da ich diesen Schmerz geehrt und vom Grunde der Seele getheilt habe, was nicht alle Menschen, oft nicht die nächsten Verwandten, zu thun vermögen, sobald ihnen der Maßstab fehlt, das Gefühl zu ermessen. Ich hatte ihn aber in der Liebe zu meinem eigenen Weibe, dessen Freundschaft mir Alles ist, und dessen Verlust ich mir gar nicht zu denken vermag, und in der Freundschaft zu Ihnen. Dieses Mitgefühl hat Sie uns theuer gemacht, schöne Handlungen von Ihnen und ein höheres Denken über das Leben, das ich immer mehr an Ihnen wahrnahm, haben das Band noch mehr befestigt, und meine Abgeschlossenheit von innigerem Leben, die rohe Thatsächlichkeit der Welt, der ich mich nicht verschließen kann, das Amt, das mich zuweilen Menschen nahe bringt, die ich verachten muß, und deren Umgang ich sonst nicht suchen würde, so wie eine ernstere Sammlung meines Geistes, die mit den Jahren kommt, haben mir Ihre Freundschaft noch wohlthätiger gemacht, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde. Der Schmerz um meine verlorne Muhme (dieselbe, die mir von Klagenfurt den ersten Brief gesandt) läßt mir jedes Ihrer Worte wie Balsam in mein Herz gehen. Ich danke Ihnen sehr, sehr dafür. Auch das danke ich Ihnen, daß Ihre Liebe und Achtung mich für so manche Rohheit entschädigt, die von Menschen kommt, die eben keine Einsicht in ihr Thun haben, und die eigentlich in dieser Hinsicht unzurechnungsfähig sein sollten. Und endlich danke ich Ihnen die Stimmung, die mich wieder mit Liebe und Begeisterung zu meinen Arbeiten führt; denn welche Kraft sollte nicht erlahmen, wenn so viel Erbärmliches in der Welt zum Vorschein kommt, und das Herrliche fern und unerreichbar steht, so daß zuletzt der Unmuth rufen möchte: „Wozu das Streben, ich kümmere mich um gar nichts mehr.“ Haben Sie

den Briefwechsel Göthe's und Schillers gelesen? Wenn nicht, thun Sie es. Wie haben sich diese zwei Männer gegenseitig gehalten und gefördert, wie waren sie sich Säulen gegen die Gemeinheit der zahlreichen Kläffer gegen sie, deren Namen jetzt niemand mehr kennt. Sie und ich, wir sind keine Schiller und Göthe; aber halten und fördern können wir uns auch. Ihr Wort gilt mir für meine Werke etwas, und die Wirkung auf ähnliche Gemüther wäre der Probstein der Giltigkeit. Gegensatz von andern Seiten muß sein; denn wo wäre denn der Dichter, wenn die ganze Welt ihm folgen könnte.

Ich habe wieder ein paar Bogen corrigirt. Mich erfaßt das Werk in der Correctur, was mir noch nie geschehen ist. Ich bin äußerst begierig auf Ihre Meinung. Daß ich meine Schriften nicht überschätze, wissen Sie, das ewige Ausbessern daran rührt ja vom Bewußtsein der Mangelhaftigkeit; aber ich lese jetzt Göthe's und Schillers Briefe, sehe die tiefe Natur dieser zwei Menschen vor mir, und meine Correcturbogen, deren Inhalt mir beinahe neu ist, stimmen mich doch nicht herab. Wenn Sie nur nicht die üble Gewohnheit hätten, die Aushängebogen zu lesen (gewiß thun Sie es), damit Sie das Werk rein, ursprünglich und mit Sammlung genießen und mir Vorzüge und Mängel sagen könnten. Hätte ich doch einen solchen Kritiker wie Göthe und Schiller an sich hatten! An unserer Zeitungskritik (Lob und Tadel) habe ich noch gar nichts gelernt.

Heute schreibe ich an Arnmann und Geiger.

Machen Sie nur, daß Sie wenigstens 14 Tage im künftigen Sommer bei uns sein können. Wir wollen uns bei Rosenberger ein recht liebliches Nest bauen. Empfangen Sie meine und meiner

Frau wärmste, innigste und herzlichste Grüße. Ihr treuer Freund.

N. S. Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute. Wenn ich frei bin, dann lebe ich einmal eine geraume Zeit in Ihrer Nähe. Sie haben mir auch Auszüge aus Risa's Briefen versprochen. Senden Sie sie, Sie geben diese Worte in keine unwürdigen Hände.

An Julian Hochenall.

Linz, am 22. December 1856.

Ich kam gestern von einer 13tägigen Abwesenheit nach Linz zurück. Ich brachte diese Tage in Steyer zu. Ich fand Ihre Zuschriften nebst der Geiger'schen Zeichnung, und antworte heute, so weit es die sehr gemessene Zeit zuläßt. Von Steyer ging der Schluß des zweiten Bandes an Breitkopf und Härtel ab. Die Verzögerung lag in einer sehr schweren Verstimmung, deren ich nicht Herr werden konnte, und die mich nicht Herr über das Buch werden lassen wollte. Ich habe den Schluß des zweiten Bandes dreimal geändert und dreimal verworfen, und das Manuscript, welches nach Leipzig ging, hat noch theilweise Correcturen genug. Ich wußte zudem, daß die Zeichnungen nicht gestochen sind, weil ich Armann um Zusendung der Probeabdrücke bat und um Meldung, wann der Stich überhaupt beginne, und keine Meldung erhielt, auch nicht, daß der Stich

wirklich begann. Die Urſachen meiner Verſtimmung, oder beſſer meines Schmerzes, waren folgende: Der am 27. September erfolgte Tod meiner Muhme Louiſe Stifter (derſelben, die von Klagenfurt ſchrieb, und deren Brief ich Ihnen mittheilte), wir erhielten mehrere Briefe, und liebten das Mädchen wie eine Tochter (wir wollten ſie zu uns nehmen), eine Photographie, die ſie im 20. Jahre ihres Alters darſtellt, zeigt ein ſo edles, ſchönes und herrliches Mädchen, wie ich nie geſehen habe, ich hatte eine Art Verzweiflung, daß ſo Schönes untergehen mußte, als ich nach ihrem Tode die Photographie erhielt. Ich werde Ihnen einmal die Auszüge ihrer Briefe, die mir ihre Schweſter Joſephine ſchickte, zeigen, ſo wie die Briefe Joſephinens, die auch herrlich ſind. Ich fürchte nur, daß ſie jetzt noch einen zu tiefen Eindruck auf Sie machen, da der Gegenſtand Sie an Ihren Verluſt erinnern dürfte, und die Darſtellung wirklich erſchütternd iſt. Im Frühlinge wird Joſephine, die weniger ſtark, aber eben ſo gefühlvoll wie Louiſe iſt, zu uns auf Beſuch kommen. Im October war meine Mutter dem Tode nahe. Wir fuhren von Linz nach Oberplan, und ſie nahm für dieſes Leben von uns Abſchied. Sie wurde wieder beſſer und iſt bereits außer Bett. Dafür erkrankte obbeſagte Joſephine lebensgefährlich aus Gram um ihre Schweſter (ſie iſt nur zwei Jahre älter, und die Mädchen liebten ſich mit Schwärmerei), — geſtern fand ich wieder den erſten Brief von ihrer Hand, vom 12. d. M., der anzeigt, daß ſie in Reconvalescenz iſt. Zu dieſen Seelenſchmerzen kam die Kränkung von Wien. Fünf Jahre habe ich ohne Entgelt für die Realſchule nach beſten Kräften geſorgt (mein nächſter Chef, unſer Statthalter, hat es ſehr warm anerkannt), und im ſechſten wird mir die Inſpektion abgenommen. Weniger die perſönliche Kränkung,

viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernst, wer weiß, ob nicht solche Dinge sehr häufig im Staatsleben vorkommen, und von ihm unzertrennlich sind. Es hat bei mir den Entschluß des Austrittes und eines möglichst großen Fleißes in der Dichtkunst bis dahin nun vollkommen gereift und unwiderruflich gemacht. Alle diese Dinge trübten mir Geist und Herz. Jetzt habe ich mich wieder über das Wasser gehoben, Ihre mir so unschätzbaren Briefe, in denen sich eine solche Liebe für uns ausspricht, und das Herz meines vortrefflichen Weibes, das unerschütterlich an mir hängt, haben das Meiste dazu beigetragen. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrer Gesinnung gegen uns so fort, und es wird mir hiedurch, was Stimmung anbelangt, der Rathgeber ersetzt. Ich hoffe, daß nun von meiner Seite keine Verzögerung mehr eintritt. Aus Göthe's und Schillers Briefwechsel werden Sie sehen, daß diesen Männern auch solches begegnete. Es ist wohl in der Natur des Lebens.

Geigers Zeichnung*) hat mich ganz glücklich gemacht. Sie hat meine höchsten Erwartungen übertroffen. Ich war den ganzen Abend gestern in einer Art Entzücken. Ganz so ist die Dichtung. Ich hätte mit meiner besten Phantasie ein getreueres Abbild nicht angeben können. Diese herrliche Geistigkeit, Kraft und jungfräuliche Vornehmheit, verbunden mit dem Antiken, was die Gestalt ausspricht, nebst dem Gefühle, das die Stellung errathen läßt, ist in der Dichtung; aber sie ist mehr als meine Dichtung, und kann sie nur heben. Das Bild ist so schön, daß es

*) Natalie, zum dritten Bande des Nachsommers

zu dem Edelsten gehört, was dieser geniale Mann hervorgebracht hat. In mir ist der Gedanke entstanden, Geiger (wenn die Sache nicht zu kostspielig ist) zu bitten, daß er mir nach und nach zu jedem meiner Werke ein Bildchen mache, das ich in meinen alten Tagen (wenn mir Gott solche beschert) betrachten kann. Bis jetzt wären es deren drei: zu den Studien, den bunten Steinen, dem Nachsommer. Wenn ich tadeln dürfte, so könnte der Busen ein klein wenig zu hoch sein, vielleicht dürfte statt der äußersten Linie nur die nächste zu nehmen sein, und der Kopf könnte einen Gedanken kleiner sein, etwa wäre an den Haaren etwas wegzunehmen. Ich werde Armann in dieser Hinsicht schreiben. An Geiger schreibe ich noch heute, um ihm meinen höchsten Dank, und meine höchste Bewunderung auszusprechen, er hat mich weit, weit übertroffen, und das Bild muß im Buche eine außerordentliche Wirkung machen. Nur jetzt kommt ein anderes Übel nach. Das erste Bild paßt nicht. Als ich einmal Geiger von dem alten Manne sprach, sagte er: „da paßt ja mein Bild nicht", ich meinte, es werde schon gehen; aber gegen den unsäglich hohen Adel Nataliens ist der Vogelfreund nun nicht, was er im Buche ist. Er soll der Mann sein, der in hohen Ämtern gestanden ist, Orden hat, noch Einfluß besitzt, sich in seine Einsamkeit zurückzog, dort Alles um sich erhebt und bildet, der weise ist, durch den Natalie das wurde, was sie ist, den sie verehrt, der weit über ihr ist, und an dem der junge Wandersmann sich bildet. Wie wenn nun der alte Mann in einer solchen Fülle seiner Geistesgröße und Würde, so wie seiner weisen Zurückgezogenheit sich darstellte, daß man begriffe, daß an ihm sich Natalie erzogen hat, und das Gewöhnliche verschmäht — wäre das nicht herrlich? Zudem muß das Format in allen drei

Bänden gleich sein. Das der alten Frau ist doch wie Nataliens? Ist es denn nicht möglich, daß Geiger den zweiten Band auch liest (in 14 Tagen sollte er's wohl schon können), und daß er den alten Baron noch einmal macht, und ihn dem zweiten und dritten Bilde anpaßt. Ich schreibe ihm jedenfalls darüber. Der Vogelfreund ist darum nicht verloren; denn da er ebenfalls herrlich ist, nur nicht zu dem gegenwärtigen Buche passend (Sie erinnern sich, daß er zur Iris 1848 oder 1849 ein alter Hofmeister sein sollte), könnte eine sehr schöne Dichtung zu ihm gemacht werden, weshalb der alte Herr zum Nachsommer eine andere Stellung als die des Vogelfütterers haben müßte. Ich meine, das Unternehmen gewänne sehr und wäre aus einem Guſſe. Ich habe beide Bilder mehreren Personen gezeigt, und alle stimmten mir bei, daß sie nicht passen. Auch die Behandlungsart ist verschieden. Der Vogelfreund ist keine Bleistiftzeichnung, und sollte, um zu Natalien zu stimmen, eine sein. Die größeren Kosten sollten wohl ein größerer Ertrag für ein herrlicher stimmendes Werk decken. Schreiben Sie mir doch Ihre Ansicht, und wenn Sie mit mir einstimmen, so lassen Sie es Geiger gleich wissen; denn ich schreibe ihm meine Gedanken in dieser Beziehung. Dieses Bild wird dem dritten Bande sehr zu statten kommen; denn ich werde die letzte Hand hiedurch mit einer viel höheren Begeisterung anlegen, als ich es sonst gekonnt hätte. Ich bin auf die alte Frau so neugierig, daß ich es gar nicht sagen kann. Armann muß sie mir, wenn er Natalien vornimmt, auf zwei Tage schicken. O, wie schade, daß ich nicht in Wien bin! — Eine Bitte: darf der Linzer Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, die Hoffnung hegen, daß Sie Geigers Taufe des heiligen Stephan

ihm künftigen Sommer für einen Monat zur Ausstellung leihen? Über Göthe und Schiller ein anderes Mal. Zum Schlusse meinen herzlichsten Dank für den Wein. — Er ist so trefflich, daß ich keinen andern mehr will. Zedlitz, dem ich einen gab, läßt um den Preis fragen, er will ihn auf seinen Tisch kommen lassen. Schreiben Sie gütigst den Preis. — Ich werde selber, wenn er ausgeht, einen, wenn auch nicht zum täglichen Trinken (dazu ist er für einen armen Poeten fast zu gut), doch zu gelegentlicher Erfreuung kommen lassen. Ist er auch in Gebinden zu haben? die Flaschen vertheuern den Transport. Der rothe ist sehr verführerisch und macht einem dann warm. Wir danken Ihnen beide auf das Herzlichste für Ihre Güte. Lassen Sie uns Ihnen so verbunden sein wie bisher, ich betrachte das als einen wahren Stern meines Lebens. Gewiß werden wir zu Ihnen kommen und eine Weile bleiben. Wie freue ich mich auf den Sommer! Sie werden die Eichendorf bei uns finden, die auch den „schwarzen" See besuchen will. Zu Ihren Unternehmungen wünschen wir alles beste Glück und Gedeihen.

An P. J. Geiger.

Linz, am 21. December 1856.

Heckenast hat mir eines der Bilder zum Ansehen geschickt, welche Sie zum Nachsommer gezeichnet haben, nämlich Natalie; das andere ist bei Armann im Stich. Ich kann nicht umhin, Ihre Zeit mit diesen Zeilen zu unterbrechen, um Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung auszudrücken. Diese Bleifederzeichnung ist nach meiner Meinung eines Ihrer größten Werke. In seiner Einfachheit die Wirkung nur auf die einzige Gestalt sammelnd, bringt es dieselbe auf eine Höhe, die mein Staunen erregte. Alles Vornehme, Starke, Geistige, Tiefe, Reine und Einfache, was ich in meine Natalie legen wollte, liegt in der Ihrigen wirklich. Diese Gestalt in dem kleinen Raume macht den Eindruck eines großen historischen Gemäldes der tiefsten Weihe. Ich kenne wenige Kunstwerke, die diesem Bildchen gleichen, und nur Sie selber können sich übertreffen. Ich kann Ihnen mit Worten gar nicht sagen, wie mich diese Arbeit entzückt hat. Ich kam am vergangenen Sonntage von einer Amtsreise am Mittage zurück, und habe den ganzen Nachmittag mit Anschauen dieses auf meinem Tische vorgefundenen Bildes zugebracht. Sie haben meinen Text weit, weit übertroffen. Ich zeigte das Bild einigen Freunden, und dieselben waren wie ich entzückt. Es hält die Probe aller herrlichen Werke: die Schönheit

steigert sich mit dem Genusse. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank nicht dafür, daß Sie gerade zu einem meiner Bücher ein so herrliches Bild geschaffen, sondern dafür, daß Sie ein so großer, unerreichter Künstler überhaupt sind. Halten Sie das für keine Übertreibung. Ich studire eben in diesem Winter Ihre Zeichnungen zu den Memorabilien, und komme zu dem Ergebniß, daß Ihnen in geschichtlicher Composition jetzt niemand gleich ist. Kaulbachs symbolisirende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Compositionen, aber nicht das warme, wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgend eine Philosophie, Randglossen oder dergleichen. Daher ist Kaulbach nur dort Meister, wo Symbolisiren geboten ist, z. B. in seinen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs. Könnte ich nur wieder bald das Glück haben, öfter mit Ihnen zusammen zu kommen, und Ihre Arbeiten zu sehen. Ich habe Heckenast gebeten, uns Ihre Taufe des heiligen Stephan für künftigen Frühling auf einen Monat in die hiesige Kunstausstellung zu geben. Sind Sie nicht dagegen? Sie kommen in keine unwürdige Gesellschaft, wir haben alljährlich Bilder aus München, Düsseldorf, Antwerpen ꝛc. Wir hatten schon die schönsten Achenbach ꝛc. hier. Nun folgt aber auch ein Vorwurf: Warum setzen Sie sich nicht hin, und malen Historienbilder? Der größte Erfolg müßte Ihnen zu Theil werden. Malen Sie doch ein historisches Bild und schicken Sie es nach Linz. Das arme Linz dürfte Ihnen ein Bild aus unserer Geschichte mit Freuden abkaufen. Der hiesige Kunstverein (man möge ihn als einen Provinzialverein verachten, wie man will) nimmt Aufschwung und sein

Gebahren ist ein redliches, nur der Kunst zugewendetes. Ich genieße die Ehre Vorstandstellvertreter zu sein. Unter sein Wirken gehört auch die Anlage einer Landesbildersammlung. Wir haben bereits einen Mävius aus Düsseldorf um 1500 fl. angekauft, ein Bild, das Steinfelds höchste Bewunderung erregte. Die Stände werden von nun an zur Landesbildersammlung 1000 fl. jährlich beitragen. Die Stadt wird auch etwas thun. Ist das für unser kleines Nest nicht aller Ehre werth?

Äußerst neugierig bin ich nun auf die Mutter Nataliens. Armann muß sie mir, sobald er sie entbehren kann, senden. Nun auch eine Frage, die ich schon lange auf dem Herzen habe. Was würde ein nicht zu großes Staffeleibild in Öl, einen Gegenstand etwa wie Natalie darstellend, kosten? Ich möchte von Ihrer Hand zu jedem meiner Werke ein Bild besitzen in Öl, oder Bleifeder mit Aquarell vermischt, oder Bleifeder allein. Am liebsten in Öl. Von jetzt ab wären drei solcher Bilder: eines zu den Studien, eines zu den bunten Steinen, eines zu dem Nachsommer. Beantworten Sie mir gütigst diese Frage. Dann habe ich noch ein Anliegen. Die Zeichnung zum ersten Bande des Nachsommers, der Vogelfreund, ist, wie Sie sich erinnern, zu einer Iriserzählung gemacht worden, in welcher der Vogelfreund ein alter Hofmeister war. Die Zeichnung entzückte uns alle. Aber nun ist der alte Mann ein sehr vornehmer Herr, der auf seinem Landsitze seltsam gekleidet ist, und immer barhaupt geht. Seine Bildung ist so hoch, daß Natalie und der junge Wanderer, so wie die alte Frau und Eustach ꝛc. sich an ihm bilden. Er hat Einfluß auf seine ganze Umgebung und ist einmal in hohen Staatswürden gestanden. Als ich Ihnen dies einmal bei St. Anna sagte, erwiedertn Sie: „Dann paßt ja das Bild nicht.“ Ich

ſagte damals: „Ich werde ſchon machen, daß es paßt.“ Und nun paßt es doch nicht, beſonders gegen Natalie. Er iſt im Bilde ein herrlicher Mann, aber ein ganz anderer. Ich mache zu ihm eine eigene Erzählung, und bleibe bei dem alten Hofmeiſter; aber zu Natalie wäre ein im Formate und in der Behandlung (der Vogelfreund iſt theilweiſe Aquarell) gleiches Stück zu wünſchen, damit im Buche Alles aus einem Guſſe wäre. Mein urſprünglicher Entwurf liegt ſo weit von meinem jetzigen Werke ab, daß das Bild, das damals trefflich paßte, es jetzt nicht mehr thut. Jahre liegen dazwiſchen. Auch die Größenverhältniſſe der Figur ſind ganz andere im Vogelfreunde und in der Natalie. Für dasſelbe Werk aber müßten ſie doch gleich ſein. Wollten Sie wohl auch im Style Nataliens einen alten Herrn entwerfen? Ich habe Heckenaſt von der Sache geſchrieben und zweifle nicht, daß er eingeht. Er wird Ihnen in dieſem Falle den zweiten Band zum Leſen geben, und Sie würden Natalie zugeſtellt bekommen, um ſich in der Größe und Behandlungsart darnach zu halten. Thun Sie es doch, und bringen Sie uns einen alten Herrn, der ſo iſt, daß er der Erzieher Nataliens ſein kann. Mein iſt die Schuld aller Verwirrung, löſen Sie ſie ein wenig. Zu dem Vogelfreunde und den zwei andern mir ſo lieb gewordenen Figuren wird ein Text kommen, der den ſo ſchönen Zeichnungen nicht ſo weit nachſtehen ſoll. Natalie wird mich beim dritten Bande begeiſtern.

Mit größter Freude habe ich gehört, daß Sie für Heckenaſt lebensgroße Bilder von Göthe, Schiller und Shakeſpeare malen. Ich bin ſehr begierig auf Ihre Auffaſſung und Ausführung, und ſage wieder: O wäre ich nur in Wien!! Daß die Fresken abbeſtellt ſind, betrübt mich ſehr. Ich habe mit größter Freude

die Nachricht aufgenommen, daß Sie die Fresken malen sollen. Wenn ich auch ferne von Ihnen bin, so folgt Ihnen doch meine Seele auf jeder Ihrer Lebensäußerungen, die zu meiner Kenntniß gelangt. Hätte ich nur einmal das Glück zu hören: Geiger hat eins, zwei, drei, vier, fünf große historische Bilder gemalt. Die Welt kennt Sie zu wenig, und ich fürchte, Sie selber kennen sich auch zu wenig. Nehmen Sie den Freimuth eines Mannes nicht übel, der Sie so hochachtet, und dessen Wunsch es ist, den verehrten Mann auch allseitig verehrt zu sehen, wie er es thut.

Leben Sie recht wohl, erfreuen Sie mich mit einer Antwort, und seien Sie tausendmal gegrüßt.

N. S. In meinen alten Tagen würden Ihre Bilder zu meinen Werken mein Entzücken und das Zurückleben in meine Jugend sein, wenn Gott mir überhaupt alte Tage zu erreichen erla[illegible].

An Joseph Aumann.

Linz, Sylvesterabend 1856.

Hier sende ich Geigers Zeichnung zurück. Selten hat mich ein Werk so ergriffen, als diese einfache Bleifederzeichnung. Es ist eine solche Innerlichkeit und Geistigkeit in dieser Figur, daß sie mich jedesmal in Freude versetzt, so oft ich sie betrachte, und das that ich diese Woche her sehr oft. Mit diesem Bilde ist mein Buch wahrhaft verherrlicht. Nun (ich nenne Dich mit Deinem Spitznamen), alter Matrose, thue auch Du das Deinige. Wenn Du mir nicht all' das Zarte, Weiche, Kräftige ꝛc. dieser Zeich-

nung gerade ſo gibſt, ſo ſchlage ich mit Keulen auf Deine Hände. An dieſem Bilde kannſt Du Dir ein groß Stück Ruhm ausarbeiten. Meinſt Du nicht, daß der Buſen ein klein wenig zu mildern wäre? Wenn der ausſpringende Winkel der Linien nur um ein Kleines nach einwärts gedrückt würde, dürfte das Vorragen des Buſens gemindert ſein. Ich weiß nicht, ob ich recht habe. Ehe durch meine Anmaßung in dem Bilde etwas verdorben würde, bleibe es, wie es iſt. Kannſt Du mir bei Gelegenheit Probedrücke ſenden? Die ältliche Frau, von der Du mir einen Probedruck geſchickt haſt, iſt Dir ganz vorzüglich gelungen. Sie machte mir einen Eindruck, welcher noch klarer iſt, als der der Zeichnung, die ich freilich nicht vergleichen konnte. Es wäre ſehr gut, wenn zu den Probedrücken auch die Zeichnung geſendet werden könnte. Wäre es bei den jetzigen Bildern nicht möglich, da bei der Abweſenheit des einen doch immer an den anderen fortgearbeitet werden könnte. Und ein allſeitiges Urtheil thut jeder Sache gut. Vier, ſechs, acht Augen ſehen verſchiedenartiger als zwei, und der beſte Künſtler kann auch vom Laien gewinnen. Heckenaſt iſt einverſtanden, daß auch zu dem erſten Bande ein anderes Bild kommt als der Vogelfreund, der zu einem anderen Buche aufbewahrt wird, weil er zu den zwei letzten Bildern in der Form und Behandlung nicht ſteht. Er iſt der Figur nach in einem größeren Maßſtabe, was bei einem und demſelben Werke übel ausſieht; dann iſt er nicht Bleifederzeichnung, ſondern zum Theil Aquarell, und endlich trage ich eine Schuld; damals ſagte ich Geiger einen anderen Stoff, als der jetzige geworden iſt. In dem beiliegenden Briefe an Geiger, um deſſen freundſchaftliche Beſtellung ich Dich erſuche, iſt ſchon Alles enthalten. Bitt Geiger auch die Natalie, damit er ſich im Formate genau zu richten weiß. Heckenaſt wird

ihm den zweiten Band übergeben, und er wird dann schon ein Bild machen, welches gescheider ist, als wir uns jetzt alle vorstellen können. Wirst Du nicht auch Göthe, Schiller und Shakespeare stechen, die Geiger für Heckenast als lebensgroße historische Portraits malt? Ich werde es Heckenast nahe legen. Das wäre ein Göttermahl für Dich? und Gelegenheit und Auszeichnung. Fahre mit einem Dampfboot gegen den Frühling zu uns, bleibe eine Weile bei uns. Der Aufenthalt hier kostet nichts, und ein Zimmer zum Arbeiten sollst Du nach Wahl haben. Ein nicht schlechtes Essen und ein gutes Glas Wein soll ein Matrosenherz erfreuen. Wir könnten Manches berathen, besprechen. Es stehen wieder drei Bilder aus dem frühesten Mittelalter bevor.

Lebe recht wohl, lasse etwas hören und empfange unsere herzlichen Wünsche für Dich und die Deinigen zum Jahreswechsel und zu noch recht vielen glücklichen Jahreswechseln, bis es endlich zu viel wird und ein Wechsel nicht mehr möglich ist.

An Deine Gattin und Dich von mir und meiner Frau die herzlichsten Grüße.

NB. Wenn ich nur recht bald die andere Vignette sehen könnte. Meine Neugierde ist sehr groß. Könntest Du nicht einige Tage am Natalicm arbeiten, und sie Geiger auf später versprechen, da er ohnehin zur Ursing des zweiten Bandes verurtheilt ist. Mittlerweile wanderte die alte Frau hieher und zurück.

1857.

An Johann Arnsen.

Hbg. am 17. März 1617.

Ehrngeachter Großgeneigter Herr Pastor. Ewer Schreiben ist mir wol worden. Ich habe Ewrer beiden Predigten erhalten. Erstlich nun, daß ich meine Meinung sage, und eigentlich kenne, ob sie gegründet ist oder nicht, und ob Ihr einen Andern willt oder nicht.

Anreich von Nonnis Schriften. Wenn Sich ein Mensch verwundert, so ist es eine Frage, daß herausgegangen sind. Einer sie Hand hat einen Menschen zu schelten, wenn er sein Eigenes nicht weiß, muß ich sie sage in Christlicher Liebe, weil er es so gemacht hat. Einige sind an die Arminer Schriften Mönner und gelehrt geworden, und Niemand sie an ein Mönner oder Mönner und gelehrt gehalten; was sie Gottesfürchtigen muß ich sie Mönner, sie sieht Gott an sie Herz sie, Schrift untersuchen und ausgelegt, sonst sie, wenn sie nicht sich sicher sind, weichen werden; nun sie Pastoren, sie Ihr sonderlich gemacht sind, muß ich sicherlig erwägen. Aber sie Arminianischen sie Ehrgeiz einmal mündlich. Nun folgen sie Schrift und Bekenntnis. Bekenntnis nehmen Nun ich so gestimmt sie Sicht, so wenig sie sie Schrift. Wenn es nicht, ohne sie Nun so können so machen, wie sie, Nun wenig so wollen? Sonst habe ich es sie Ehre nicht zu schein, vielmehr sie Schrift

[illegible] [illegible] [illegible] [

wenig von dem Theile des Kleides auf dem Boden ab, was es bei Geiger viel mehr thut; eben so dürften die Haare weicher sein. Die rechte Hand ist ein bischen geschwollen, was wohl auch im Originale ist. Das Umhängtuch sollte mit feineren Linien ausgetragen sein, daß es sich besonders oben gegen das Kleid als ein weicherer Stoff abhebe. Wenn die Ränder der Seitenschatten am Kleide weniger rauh wären, so würde das Kleid der Klarheit des Originals näher kommen. In den Gesichtstheilen sind die verschiedenen Übergänge und Lichttheile ausgelassen, wodurch die Körperlichkeit Verlust leidet, und das Ganze mehr eine Fläche wird. Besonders gilt dies von der Schläfe hinter der Stirnlehne, die ganz gewiß durch Lichter und Übergänge zu unterbrechen ist, tiefer an der Stirnlinie muß das Gesicht [illegible], das aber auch weiter zurück sein, eben so der [illegible], der nicht die Schwärze haben darf, wie das Halstuch am rechten [illegible]. Zwischen den Augen und dem Nasenbein ist das Gesicht ein Fleck, eben so der Nasenflügel auf der Seite, der bedeutend zu durchbrechen ist. Die kleinen Falten sind zu gleichmäßig als Schattenlinien charakterisiert, wodurch sie mehr vereinzelt gehen, sie sollten gefälliger sein. Der Kontur des Schattenstriches ist ein Fleck, soll Lichter bekommen. Der Hinterkopf ist weniger [illegible] als im Original und schließt sich besonders an den Ohren eben dem Steinmantel. Das Bild ist gegen Natur selbst in der Zeichnung ein wenig zu breit, Die hält er ein bischen breiter gehalten als die Zeichnung. Im Vorbeigehen, daß er in ein Buch mag, ist dies ein Überfluß, und ich keine Zeit [illegible], schreibe ein wenig weg. Habe ich hier ein Studienregister aufgestellt, so ist das nur meine Meinung, und soll nur der Arbeit zum Besten dienen. Das Technische des Bildes schätze ich sehr gut, die

Plastik, die Kraft, die Tüchtigkeit der Behandlung, obgleich ich auch anderseits sagen muß, daß im Ganzen Natalie besser ist. Ich habe diese Stiche mit allen früheren verglichen, und sie den meisten vorgezogen. Nur der Hochwald bleibt nach meiner Meinung noch immer das Meisterstück an Klarheit des Stiches und an Auseinandertreten der verschiedenen Stoffe. Was Du nur als richtig anerkennen kannst, und was Du ändern willst, mußt Du besser wissen als ich. Die Abdrücke behalte ich da, die Zeichnungen sende ich. Wenn Du mir von beiden Bildchen einige Abdrücke vor der Schrift geben kannst, würde es mich sehr freuen. Die Landschaftszeichnung in Natalie kommt mir auch besser vor. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß wir wieder einmal in derselben Stadt leben und in der Kunst recht manches fortarbeiten könnten. Es fehlen wieder drei Stiche bereits zu drei Bänden. Im Sommer, wenn Schiller oder ein Anderer ganz fertig ist, mußt Du zu einer Erholung herauf kommen. Viele bildnerische Porträts können Dich außerordentlich machen.

Lebe wohl, von mir und meiner Gattin an Dich, Deine Gattin und Deine Angehörigen das Herzlichste und Schönste.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1857.

Ihr Schreiben, welches mich ungemein erfreut hat, kann ich nur kurz beantworten, da ich so gut wie gar keine Zeit habe. Zudem muß ich nur lauter Geschäftliches berühren. Nur so viel, daß es mir wie ein Glück vorkommt, das ich gar nicht zu hoffen wage, einmal Italien zu sehen, und vorzugsweise die ewige Stadt Rom. Daß mir Ihre Gesellschaft hiebei die liebste wäre — ja wirklich die liebste Gesellschaft, werden Sie nicht glauben; aber es ist so. Wenn das Glück ganz hold wäre, so hätte ich den Plan, nicht etwa Rom blos zu besuchen, sondern, wie es 1846 meine Absicht war, die nur durch die beginnenden italienischen Wirrnisse vereitelt wurde, zwei bis drei Jahre dort zu wohnen. Dann kommen Sie auch bleiben eine gute Weile bei mir. Auf diese Weise würde Italien fruchtbarer, als durch eine bloße Reise, obgleich auch letztere schon ein Vortheil sein möchte. Die Arbeit zu Bemerkungen hätte aber kaum Raum aus der Hand zu legen sein. Indessen bin ich hier gebunden, und die goldenen Träume des Glückes einem unmöglichen haben, und sollen nur im Traum und unbeschreiblichen Land.

Bitten Sie doch die Druckerei und Setzer in meinem Namen um Güte und Geduld, daß ich in den Correcturbogen nicht blos die Druckfehler verbessere, sondern auch ändere, vorzüglich

in der letzten Zeit. Wäre ich nicht in dem fiebernden Amte — ich könnte sagen gehirnzerstörenden — so geschähe es nicht; aber so sind die Stunden zu wechselvoll, und ich erkenne oft erst das Bessere, wenn das Schlechtere schon gedruckt vor mir steht. Die Correctur dieses Werkes ist mir jetzt das Angenehmste daran. Wenn Breitkopf und Härtel sehr böse sind, werde ich mich mäßigen, so viel ich nur kann. Den Schluß von II habe ich völlig verwirthschaftet. Hier folgt er jetzt umgearbeitet (von meiner Seite) zurück. Solches wird wohl nicht wieder vorkommen. Es ist ohnehin eine Höllenarbeit, wenn man neuen Text macht, und ihn ausfüllen muß, daß er in den eingeräumten Raum paßt. Wenn der Titel noch nicht gedruckt ist, so möchte ich statt des Beisatzes „eine Erzählung aus unseren Tagen" blos den Beisatz „eine Erzählung" haben; denn sie spielt doch nicht in unseren Tagen, sondern um 30 und mehr Jahre zurück. Auch erscheint mir der Beisatz manierirt. Die Zeit muß der Leser finden. Am Ende sucht er, durch den Beisatz verführt, Dampfbahnen und Fabriken in dem Buche.

Ich hoffe, daß die Welt des Mannes und der weitere Blick in diesem Werke ist, nebst der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunst, welche jene Theile des menschlichen Lebens umgibt. So scheint es mir vor. Ist es so, ist es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, besonders moderne Leser, werden verdrießlich sein, denn es sind die heutigen Reizmittel gar nicht vorhanden, ich muß gestehen, daß ich sie verachte, wie einen guten Theil der heutigen [illegible], aller feinen [illegible]. Sie haben sich durch das Lesen der [illegible] um alle Urtheil über mein Buch gebracht, und Ihr Urtheil wäre mir lieb. Meine Bitte wegen Druck war

ja nicht so ernstlich gemeint. Sie können mir ja doch nichts
verübeln, weil Sie mit dem Gegenstande weniger vertraut sind.
Ich komme wohl selber einmal nach Leipzig, heuer könnte ich nicht,
weil ich im Frühlinge Josephine von Klagenfurt heim, und im
Herbste sechs Wochen bei Freund Kolenberger sein will. Da geht
wohl eine dritte Reise nicht. Sie können mir aber doch einen
wesentlichen Gefallen in Leipzig thun. Rösler, der Verfasser
eines unübertrefflichen Cactenwerkes, Kunstgärtner (wahrschein-
lich in Leipzig wohnend, bei Wörlitz erschien das Buch), sagt, daß
Hailbronn die beste für Cacteen sei: Peyroni, mein Wiener Cactus-
freund, sagt, daß in und um Leipzig die erste Heiderde der
Welt sei. Nun kommt die Bitte: Suchen Sie mir etwa so viel,
als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, frisch und ungebraucht
zu bekommen; Rösler möchte mehr Cacteen wissen, etwa auch
Erde, wenn er will, und senden Sie mir beides in einem
Kistchen oder Körbchen. Die Erde und die Kiste müssen Sie
bezahlen, den Transport zahle ich. Ich thue Ihnen etwas für
meine Freude, ich nehme mich dann bei dem nächsten Buche
recht zusammen. Möge Ihnen Gott in dem Kreise Ihres Ver-
mögens recht viele Freude schenken, und so viele Liebe, als Sie
würdig sind, und als Ihnen in dem Maße, wie sie abgeschüttet
wurde, wohl in der nächsten Zeit nicht wird erstattet werden
können. Karl Ritter's Buch kommt mir sehr empor. Verzeihen
Sie mir Alles gut und lassen Sie mich, bis ich für das Buch
bei meinem wenigen gefährlich. Nach meiner Erfahrung von drei
Wochen wie wohl über zusammen kommen und manche Zeit mit
einander verleben können. Wenn man über mich, und wenn
man solche Menschen kennen lernt, wie ich bin, kann sehr
Verschiedenes einen sehr schönen Werth

An Julius Hartmann.

Linz, am 22. April 1857.

Ich muß Ihnen schreiben, wenn es auch nur wegen Zeitmangel einige Zeilen sind. Ihr Zeitschweigen ist mir schon unglaublich, ich bin an Ihre Liebe schon so gewöhnt, daß, wenn eine Weile kein Zeichen erscheint, ich mich Verlegenheiten hingebe, daß Sie etwa krank sein können oder dergleichen. Daß Sie schon wieder in Pest sind, schloß ich daraus, weil ich vor zwei Tagen unter Kreuzband den Landrichter Cantus-Katalog erhielt mit dem Pesther Post und Wien. Heute wurde mir von Linz aus die am 15. d. M. von dort aus geschehene Absendung der Halbrede bekannt gegeben. Ich erwarte sie also in diesen Tagen. Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amt und meiner Schriftstellerei bleibt, bringe ich bei meinem Cantus zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Feste oder Gesellschaften besuche ich nicht. Zu den Schmerzen und zu den Übeln, welche mir die letzte Zeit brachte, gesellte sich erneut Neues. Meiner Frauen Anton in Linz eingigst Kind, ein Knäblein von drei Jahren, höchst liebenswürdig und so verständig, wie ich nie ein Kind gesehen habe, ist plötzlich gestorben. Der Vater ist wie wahnsinnig, und die Schwägerin weint halb immer. Ich, selbst sehr ergriffen, suchte ihn zu trösten, so gut es ging. Der Regen ist vorüber.

Möge Ihnen der Frühling mit seinen herrlichen Tagen solche Freude geben, wie er mir wohlthätig in's Herz strahlt. Wenn der Nachsommer fertig ist, hole ich mir mit der Frau unsere Josephine von Klagenfurt.

Leben Sie recht wohl, tausend Schönes von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde.

N. S. Habe ich Ihnen von dem herzlichen Gruße geschrieben, welchen mir Justinus Kerner gesendet hat?

An Lenau herausgegeben.

Linz, am 24. Mai 1857.

Obwohl Sie vor den großen Festlichkeiten, die jetzt in Ofen und Pest vor sich gehen, kaum Zeit haben werden, an mich zu denken, so muß ich doch einige Zeilen an Sie richten, daß Sie wissen, daß ich lebe und Ihrer denke. Auch wird ja jetzt wohl der größte Theil der Festlichkeiten vorüber sein. Ihr Schreiben über Ihren Aufenthalt in Dresden, Leipzig und Berlin hat mir große Theilnahme erweckt. Besonders sind seit Jahren schon die Dresdner Kunstwerke ein Gegenstand, der meine stille Sehnsucht nährt. Gott wird vielleicht auch diesen Wunsch einmal erhören. Es wäre wohl nicht gar so schwer, Dresden zu besuchen; allein ich liebe meine Gattin so sehr, daß mir das Entbehren so großer Kunstwerke, die sie auch im hohen Grade liebt, ohne ihr eben Trauer als Freude erregen würde. Ich warte also, bis ein günstiges Geschick uns Beiden zugleich diese Freude bereitet. Eine

kleine Arbeit, die sich, wenn mich die wenig edle Stellung, in die man mich gebracht hat, nicht mehr bindet, leicht finden wird, schafft reichlich die Mittel, die drei Städte zu besuchen; denn eine ohne die beiden andern sieht man bei der Leichtigkeit der jetzigen Verkehrsmittel doch nicht gerne. Indessen freue ich mich schon außerordentlich auf meine jetzige kleine Reise; denn seit fünf Jahren bin ich kaum irgendwo gewesen, nicht einmal in Wien. Es thut mir bitter noth, daß ich wieder andere Menschen und neue Landschaften sehe. Ich werde von hier mit dem Wagen, den wir zum Rosenberger hatten, nach Graz fahren. Die Reise ist für die Frau und mich, und wahrscheinlich geht auch Julie mit, billiger als über Wien mit Dampfschiff und Eisenbahn, da ich für den Wagen weiter nichts zu entrichten habe, als täglich 6 fl. und die Mauthen. Ich habe Graz noch nicht gesehen. Von dort will ich über Marburg nach Klagenfurt fahren. Ich freue mich auf den Kreis meiner dortigen Verwandten, die sich brieflich schon als so edle und gebildete Menschen angekündigt haben. Von Klagenfurt aus hätte ich ein Gelüsten, das mich kaum ruhen läßt, — nicht etwa das Meer zu sehen; denn wäre man einmal in Triest, so lockte das nahe Venedig wieder; das muß ich auch auf ein andermal lassen — nein, sondern den Großglockner zu besuchen, den ich seit meinen jungen Studententagen nicht gesehen habe, und den ich jetzt wohl mit anderen Augen anschauen würde. Von Klagenfurt hieher wird das etwa ein Umweg von höchstens zwei Tagen sein. Ich möchte noch einmal meine Augen in die schönen Gefilde des Salzburgerlandes versenken, und die schöne weiße Nebel des Glockners von Heiligenblut aus erblicken.

Hat Dir von Zenk's Carrièreantritt geschrieben, hat mich sehr in Anspruch genommen, die Pflege dieser merkwürdigen Verhältnisse

hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen und wundervolle Blühen dieser Gewächse den Umgang mit Menschen ersetzt. Ich bin hier verödeter, als wenn ich bei Rosenberger ein Häuschen mit Garten und Glashaus besäße; denn dorthin kommen im Sommer oft Menschen von Auszeichnung, und im Winter besuchte ich München, Wien, Nürnberg, oder sonst eine Stadt, in der es von wissenschaftlichen und Kunstdingen weniger leer wäre als hier. Ich bestrebe mich, hier der Kunst und der Wissenschaft Eingang zu verschaffen. Es gelingt bei der völligen Brache, die früher hier bestand — im Vereine mit einigen Männern über Erwarten; aber sollten Sie es glauben, wer Hindernisse legt? Die hiesigen Stände wollten jährlich 1000 fl. Beitrag zur Errichtung einer kleinen gewählten Landesbildersammlung geben, die Stadt hätte auch gegeben, Private hätten ihre Schätze zeitweilig in die Anstalt geliehen, aber das Ministerium des Innern strich die 1000 fl., und die Stände dürfen sie nicht geben; für Forstdinge, Viehausstellung u. sind Summen von ziemlichem Umfange bewilligt. Zu solchen Dingen strebt unsere Zeit ohnedem hin, es thut noth, Höheres zu wecken, dem Geiste Schwung zu geben; denn dieser hält die Staaten und dieser hält die Menschheit, sonst versinkt sie in eine gefütterte Heerde, die, wie das alte Rom, dem ersten kräftigen Barbaren anheimfällt, der sie einzufangen unternimmt. Ich hoffe, daß dieser Vorfall nur vereinzelte Referentenweisheit ist, und daß es doch gelingt, was wir unternommen, wenn der Minister selber Kenntniß davon erhält. Dafür hat das Unterrichtsministerium der Stadt Linz vorgeworfen, daß die dortigen Kunstzustände sehr traurig sind. Doch ich muß von diesen Gegenständen abbrechen.

Einen freundschaftlichen Vorwurf muß ich Ihnen machen. Haben Sie Ihr Frühlingsversprechen vergessen? Ihre geliebte, verewigte Risa im Bilde, und die Taufe Stephans. Senden Sie aber die Bilder jetzt nicht, sondern erst nach dem 15. Juni, sie wären nur in meinem leeren Hause. Ich freue mich so außerordentlich darauf. Was Sie mir von Geiger schrieben, hat mir fast ein Freudenfieber zugezogen, ich bin so gespannt, was dieser nach meiner Ansicht größte Künstler unserer Zeit für mich malt, und es erfüllt mich buchstäblich mit Entzücken, daß ich von seiner Hand etwas besitzen soll, das täglich vor meinen Blicken ist. Ich habe ihm geschrieben und hoffe, daß der alte Herr bald gezeichnet ist. Ich habe ein Katarrhalfieber gehabt, was mir zu Allem Unlust erregte, ich hoffe aber doch bis zu Ende dieses Monats mit dem Manuscripte des Nachsommers fertig zu sein. Was Sie mir über den Schluß des II. Bandes schrieben, hat mich tief gerührt, es sagt das, was ich in das Buch und seine Menschen legen wollte. Es sollte etwas Größeres und Höheres sein, als das unerquickliche Volk des Tages. Sehr begierig bin ich auf Ihr Urtheil, wenn Sie einmal das Ganze überschauen; denn die zwei jungen Leute sind meinem nicht die Hauptsache, sind eine heitere Ausschmückung des Werkes, sein Ernst und sein Schwerpunkt muß irgendwo anders liegen. Seltsam ist die Wahrnehmung, die ich Ihnen schon geschrieben zu haben glaube, daß bei diesem Buche allein mir die Correcturbogen nicht langweilig sind.

Ich hätte noch Vieles zu schreiben, aber aus Mangel an Zeit muß ich schließen. Wir wollen mündlich im Sommer Unendliches besprechen. Meine Gattin grüßt Sie tausendmal, bleiben Sie uns gut, wir legen den höchsten Werth auf Ihre Freundschaft und Liebe, die ein Schmuck unseres Alters wird, so wie

ich immer mehr, da die Jahre fließen und das Alter hereindämmert, den Werth der Güte, Aufrichtigkeit und Angeschlossenheit meiner Gattin erkenne, und dem äußern Flitter abhold bin.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. Juni 1857.

Sie ziehen sich ja zu unserem Leidwesen sehr von uns zurück. Wir haben Sie innigst gebeten, uns sehr, sehr oft zu schreiben (vorausgesetzt, wenn Ihnen dieses Schreiben angenehm ist), Ihre Briefe machen uns die größte Freude, Sie haben erlaubt, daß nicht jeder Brief von Ihnen beantwortet werden muß, da leider meine Zeit so gemessen ist, und demnach schreiben Sie nicht, bis nicht ich wieder geantwortet habe. Meinen Sie denn, uns lästig zu sein, wenn öfter Brief: kommen? Wüßten Sie, wie wir uns gleich zusammensetzen, wenn ein Brief von Ihnen ankömmt, und ihn mit Rührung durchlesen — und manchmal auch durchgiffern; denn einzelne Worte kann unsere theure Freundin sehr hieroglyphisch schreiben — wüßten Sie dieses, Sie schrieben öfter: Sie sind doch nicht Schulrath, Conservator, Museums-Ausschuß, Vizevorstand des Kunstvereins und Dichter (doch das letzte könnten Sie wohl heimlich sein) und haben also mehr Zeit als ich. Warum schreiben Sie also nicht? Ich vermuthe aus Zartgefühl, um uns nicht lästig zu sein, aber, erlauben Sie mir es, verehrte und geliebte Freundin, zu sagen, Sie glauben sich

in Ihrer zur Düsterheit geneigten Weltanschauung von uns mehr bei Seite gesetzt als früher, und ziehen sich daher zurück. Wenn das wäre, so würden wir tief gekränkt sein. Unsere Gefühle für Sie sind immer gleich geblieben — doch nein, bei näherem Umgange sind sie an Liebe und Achtung immer gewachsen. Es hat sich in unsern Gesprächen für Sie der trauliche Name Louise eingefunden, als ob wir verwandt wären, und wie unzählige Male sagt meine Frau: „Warum schreibst Du Louisen nicht, es ist doch ganz abscheulich!“ Wie oft sage ich: „Louise ist das edelste, schönste, wärmste Herz, welches ich kenne,“ freilich füge ich nicht selten hinzu: „Schade, daß ihr ihre zuweilen kränkliche Körperbeschaffenheit einen trüben Flor vor die schöne Welt hängt, daß sie dieselbe nicht so genießen kann, wie sie fähig wäre, und daß sie nicht so glücklich ist, wie sie es verdiente!“ „Und warum schreiben Sie denn doch nicht?“ werden Sie antworten. Liebe, hochgeehrte Louise, ich kann es durchaus nicht. Ich habe Ihnen das ja auseinander gesetzt, und es ist immer ärger geworden. Vom ersten Morgenstrahle bis 11 oder 11½ Nachts bin ich nothgedrungen beschäftigt, und ist ein freier Augenblick, so bin ich so abgespannt, daß ich das Tiefe, Warme und Liebe, was ich geliebten Personen schreiben möchte, nicht schreiben kann. Selbst meiner Mutter, die mir nebst meiner Gattin das Theuerste auf der Welt ist, kann ich nicht genug schreiben. Denn, was mir das Höchste des Lebens ist, der Dichtkunst, die mir zugleich die Mittel geben könnte, unabhängig von den Fesseln, die mich jetzt drücken, zu leben, kann ich nicht nach Bedarf mich hingeben. An meinem dreibändigen Werke schreibe ich nun schon im 4te vierte Jahr. Ich könnte nun bald im Ernste sagen, was Sie mir andichteten, und wovon Sie glaubten, ich verschwiege es

immer nur: „Louise, ich bin unglücklich! „Einige wenige Zeilen könnte ich wohl öfter an Sie schreiben; aber das erscheint mir wie ein Frevel an unserer Freundschaft, und ich vermöchte es gar nicht. Ich muß mein volles Herz gegen Sie öffnen, oder ganz schweigen. In drei Jahren, wenn der Himmel seinen Segen gibt, bin ich frei, ich werde meine kleine Pension begehren und mich in die Einsamkeit zurückziehen, und der Dichtkunst leben, wenn ich ihre Gunst durch den Verrath, den ich an ihr aus mißverstandener Menschenliebe begangen habe, nicht verscherzt habe.

Wir werden im September bei Rosenberger, am Fuße des Dreisesselberges, eine Zeit wohnen. Sie haben den Wunsch blicken lassen, dort bei uns sein zu wolen. Das macht uns im höchsten Grade glücklich. Wir freuen uns darauf, und jenes herrliche Wasser, die reine Luft und der Harzgeruch der Hochwälder soll Ihnen sehr wohl gedeihen. Wir (mit Ausnahme der Frau, welche nicht leicht weit gehen kann) wolln weit und breit herumgehen. Meine Tochter und mein Verleger Gustav Heckenast, der uns auch dort besuchen wird, werdenuns begleiten, und wenn Sie durch mehrere Stunden herumgehn können, werde ich Sie an alle Punkte der zwei Schwestern im Hochwalde begleiten, vorzüglich zum See und zu den drei Sesseln, von denen aus man die Alpenkette von Tirol bis zum Ötscher erblickt, und den Inn, die Isar und die Donau sehen kann. Ich will suchen, alle meine Fehler abzulegen, um Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie dürfen täglich einmal sagen, daß die Welt ein Jammerthal sei, ich werde Sie nicht bekämpfen und es geduldig glauben, nur dürfen Sie es, wenn Sie es Vormittags gesagt haben, nicht Nachmittag wieder sagen, und haben Sie es Vormittag nicht gesagt, so steht Ihnen dieß Genugthuun auf Nachmittag bevor.

Meine Gattin wird Ihnen keinen Verdruß machen; an dieser haben Sie eine Schwester der besten Art erworben, die mich stets Ihretwillen straftedet. Was sonst Unangenehmes kömmt, schlechtes Wetter und dergleichen, das tragen wir in gemeinsamer Geduld, und spielen um einen Kreuzer das Wettreiten mit bleiernen Rossen auf einer Tafel, auf der man zum großen Schreck oft auf den letzten Reiter warten muß, oft Strafe zahlen, oft ganz aus der Reitbahn austreten ꝛc... Im Herbste 1855 hat uns das Spiel vielen Spaß gemacht, und die Frauen in eine wahre Aufregung versetzt. Am nächsten Samstag treten wir eine Reise nach Klagenfurt an, um meine Muhme Josephine Stifter zu holen, welche ihre herrliche, über Alles geliebte, 22jährige Schwester Louise an der Gehirnentzündung verlor, und den Winter nur überdauerte, weil ihr der Stab der Hoffnung blieb, im Frühlinge zu uns kommen zu können. Diese Reise ist die erste, die wir seit vier Jahren wieder über Oberösterreich hinaus antreten können — aber nein, Rosenberger liegt ja auch schon 100 Klafter weit in Baiern. Wenn unser Bischen Geld hinreicht, so gehen wir von Klagenfurt nach Triest. Ich habe das Meer noch nicht gesehen und möchte es so gerne, so gerne sehen. Welcher Eindruck auf mein Gemüth, welcher Schatz neuer Gedanken! Kann es nicht sein, so fahren wir mit Joe (so heißen wir sie) durch unsere Berge wieder an unsere Donau zurück, und ich kann statt der Kauffahrer und Kriegsschiffe die Donauschlepper ansehen. Heute ist Dienstag, am Montage darauf sind wir in Graz — wäre es ein unbescheidener Wunsch, wenn wir dort eine Ferienblume antrüfen, einen Brief von Ihnen, in welchem stände, daß Sie mir nicht zürnen. Meiner Gattin dürfen Sie aber, selbst wenn Sie auf mich böse sind, nicht zürnen, diese treibt ohnehin immer genug, daß ich an

Sie ſchreiben ſoll. Senden Sie ihr, wenn nicht mir, einen Brief nach Graz poste restante. Ich werde, ſobald ich beim Elephanten abſteige, auf die Poſt gehen und fragen. Auch eine Kanzelrede dürfen Sie mir halten, nur ſchreiben Sie aus der Katzenburg, und ſchreiben Sie recht, recht viel, wie es Ihnen geht, was Sie thun, was der Garten macht ꝛc. . . Wer weiß, was in drei Jahren geſchieht. Wer weiß, ob ich nicht in der Katzenburg, wenn ich frei bin, gegen Bezahlung ehrlicher Miethe, in einem Winter die Nauſikaa ſchreibe, ein Trauerſpiel, auf das ich aus bin. Nach dem Nachſommer erſcheinen zwei Werke, jedes zu drei Bände, Wittiko und Zaweſch (aus der Familie der Roſenberge; ſie werden mir die Brücke aus dem Amte bauen). Nach dieſen hiſtoriſchen Romanen ſoll Nauſikaa kommen. In Homers Odyſſeus können Sie den Stoff leſen. Was unſer äußeres Befinden anbelangt, ſo iſt es mit Ausnahme mancher nicht bedenklicher Anſtände gut. Der Geiſt zwar geht hier ziemlich leer aus. Die meiſte Freude macht mir noch der Kunſtverein, in welchem ich ſehr thätig bin und ſein muß, damit doch dieſe Taube mit dem Ölzweige in meine Waſſerwüſte hereinfliege. Wir hoffen, daß Sie recht heiter und recht thätig in Haus und Garten leben, und daß Sie uns doch öfter als bisher ein Blättchen ſchicken. Das Buch Ihres herrlichen Bruders zur neuen Literaturgeſchichte hat mir außerordentliche Freude gemacht, wenn ich auch über Manches mit ihm ſtreiten möchte, ſollte wir beiſammen wären. Ich mag Unrecht haben, aber in der Kunſt erſcheint mir der katholiſche Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunſt ſoll das Leben der geſammten Menſchheit faſſen, vielleicht heißt er das katholiſch; dann habe ich vom katholiſch nicht den rechten Begriff. — Doch darüber mündlich. Was ich an Büchern von

Ihnen habe, nehmen Sie sich mit, wenn Sie kommen. Leben Sie recht wohl, melden Sie uns Erfreuliches und empfangen Sie die herzlichsten, innigsten Grüße unwandelbarer Freundschaft und Liebe von mir und meiner Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. Juli 1857.

Ich bin anfangs Juli von meiner Reise zurückgekehrt, und Ihre Bilder sind bei mir angekommen. Ich weiß nicht, wovon ich zuerst reden soll. Geiger's Skizze zu dem Freskobilde ist so schön, daß ich zur höchsten Bewunderung hingerissen wurde. Wie weit ist dieses Bild von jenen Compositionen entfernt, in denen die Gestalten Puppen sind, welche bei einer Feierlichkeit oder dergleichen sich darstellen müssen, Arme, Füße und ein Haupt haben, in denen vielleicht nicht einmal eine Verzeichnung vorkommt, und deren Zusammenstellung irgend einem Privatgedanken oder Witz des Künstlers dienen muß. Hier ist Alles Gegenständlichkeit, die Sache ist ihrer selbst willen da, sie ist so sehr sie selber, daß man darauf vergißt, daß Jemand ist, der das Ding gemacht hat. Jede Person ist die, die sie ist, durch und durch, sie ist eigenthümlich und bedeutungsvoll, daß wir uns kaum von ihr trennen können, alle sind dem Ernste der Handlung hingegeben, jede nach ihrer Art, und in den Betreffenden ist auch der Ausdruck des vollendeten Magyarenthums. Und zu allem dem

liegt eine ſolche Würde, Hoheit und Ruhe in den Geſtaltungen, daß man ſich erhoben fühlt, ohne daß der Künſtler nöthig gehabt hätte, zu einer lächerlichen Idealität zu greifen, die uns nur mehr oder weniger Mitleid einflößt. Die Farben ſind herrlich vertheilt, daß die Decke einen wundervollen Anblick gewährt haben würde. Geiger hat die Aufgabe hiſtoriſch gefaßt, nicht religiös allein, wie es wohl der Beſtimmung gemäß war. Manche werden Schwärmerei, Modeausdruck, Farbenreiz, Gefühlſamkeit, Überſchwenglichkeit, Patriotismus und ich weiß nicht was malen, dieſes Bild kann jetzt Niemand machen, als Geiger, in jeder Linie liegt das Zeugniß des Genius. — Wie wohl thut das gegen die Leerheit, Correctheit, Anordnung, Farbengebung, Ausführung der Menge Derer, die da zeichnen können. Ich muß geſtehen, daß ich einen Schmerz darüber empfinde, daß Umſtände es gefügt haben, daß dieſes Bild nicht wirklich ausgeführt wird. Ich kenne das Hinderniß natürlich nicht, aber wie berechtigt es auch ſei, mein Schmerz iſt nichtsdeſtoweniger da. Wie würde die Nachwelt, die ſich, ſo weit die jetzigen Zeichen ſich deuten laſſen, einem größeren Kunſtverſtändniß entgegen bewegt, als es unſere Mitwelt beſitzt, erſtaunt haben, daß wir einen Mann beſaßen, der von Tendenzſucht, Prinzipreiterei, Gefühlseinſeitigkeit, welche Dinge unſere Kunſt- und Kennerwelt ſo bewegen, ſo frei iſt, wie der Schöpfer dieſes Bildes, und nur rein und keuſch der Gegenſtändlichkeit der Dinge hingegeben iſt. Wie viel ich jetzt Gegner haben mag, wenn ich dieſe Worte ſage, die Nachwelt wird ſie begreifen und wird mir beiſtimmen, wenn ich ſage, daß, wie bewundernswerth Kaulbach und Cornelius theilweiſe ſein können, ihre Einſeitigkeit und Willkür tief unter der reinen, unbeirrten Künſtlernatur Geiger's ſtehen. Das iſt ein Mann, den der Geiſt

der Kunst geweiht hat, der einsam in unserer Zeit steht, und von dem nur schmerzhaft zu bedauern ist, daß er nicht alles Getriebe um ihn herum verachtend selbstständig Schöpfungen hervorbringt, die ihn unsterblich machen und Geschlechter nach Geschlechtern beglücken würden. Halten Sie diese Skizze in Ehren. Sie besitzen daran nicht nur ein Meisterwerk an sich, sondern auch ein werthvolles Stück zur Kunstgeschichte; denn Geiger's Name wird noch einmal groß werden, wenn er auch gar nichts gezeichnet hätte, als die Blätter zu den Memorabilien und zur ungarischen Geschichte; und wenn er in seiner Bescheidenheit jetzt auch selber zu wenig thut, diesen Namen zu der hohen Ehre zu bringen, die ihm gebührt. Ich werde ihm auch über dieses Bild schreiben. Ich habe nicht untersucht, ob im Einzelnen nicht Fehler sind, Verzeichnungen und dergleichen (wahrscheinlich ist derlei da; gerade dem Genie, das in Massen arbeitet, begegnet so etwas), aber wenn sie auch da sind, so würde Geiger durch Besprechung mit Freunden oder durch Betrachtung des Werkes sie gewiß verbessert haben. Ich weiß nicht, warum mich dieses Bild in seiner Einfachheit und Tiefe immer an die Nibelungen erinnert.

Was die zwei andern Bilder anbelangt, welche Sie mir gesendet haben, so habe ich mit tiefer Wehmuth die Züge Ihrer theuren verstorbenen Risa betrachtet. Diese Frau war mir wohl schon im Leben als Ihre Gemahlin bedeutend, und als das edle Wesen, welches Ihnen nach einer schmerzlichen und traurigen Vergangenheit ein so tiefes Glück gewährte; noch inniger verehrte ich sie aber nach ihrem Tode, weil ich da durch Sie erst recht über ihren Werth aufgeklärt wurde, und ihr gewissermaßen Dank zollte, weil sie dem Manne Alles war, den ich schon so lange als Freund liebte und durch sie noch mehr lieben lernte. Ich fühle

oft recht bittere Reue, daß ich nicht bei ihren Lebzeiten einmal nach Maróth gekommen bin, um ſie kennen zu lernen. Aber ſo iſt es immer. So lange Jemand lebt, denken wir, er lebe ewig; und wenn er todt iſt, ſo reuet uns jede Kleinigkeit, die wir ihm entgegengeſetzt, und jede Gelegenheit, die wir verſäumt hatten, ihn zu ſehen oder ihm etwas Liebes zu thun. Wir traten Alle vor das Bild und betrachteten es. Sie ſagten mir einmal, Riſa ſei hübſch, aber nicht ſchön geweſen. Ich finde in dem Bilde bei Weitem mehr als blos hübſch. Nach meinem Gefühle gehört dieſes Angeſicht zu denen, welchen man beim erſten Anblicke gut ſein muß, in deren reinen Zügen die Reinheit wohnt, und die uns mit ihrem klaren Ausdrucke feſſeln. Über bloße Schönheit der Bauverhältniſſe eines Angeſichtes bin ich ein ſchlechter Urtheiler, weil ich immer die Seele einmiſche, und dieſe ſchön oder nicht ſchön finde und darnach urtheile. Riſa zeigt in dem Bilde, welches ſehr gut gemalt iſt, wenn es auch der Genialität Geigers nicht Stand hält, eine innige Güte, ein tiefes Gefühl und ein treues Herz. Es iſt mir ſo begreiflich, daß ſie Ihnen ſo viel war, und ich komme immer wieder darauf zurück, daß es mir ſehr, ſehr leid thut, daß ich ſie nicht perſönlich habe kennen gelernt. Meine Frau glaubte das Armband an dem Arme der gemalten Riſa zu erkennen, das Sie ihr als Angedenken an die Verſtorbene gebracht haben, und es traten ihr Thränen in die Augen. Kann man denn nicht von einem lieben Bilde eine Photographie nehmen? Wenn es geht, ſo ſind Sie gewiß ſo gütig zu erlauben, daß ich von Riſa's Bild eine Photographie nehmen laſſe und mir dieſelbe in unſer ſchönſtes Zimmer aufhänge. Ihr eignes Bild iſt als Photographie ſehr gut, nur etwas zu weißig und in die Breite gezogen. Im Ganzen bin ich den Photographien Feind, ſie müſſen

außer Verhältniß sein, weil jede Sammellinse nur treue Bilder gibt, wenn der Gegenstand nicht in der Raumtiefe, sondern in einer Ebene ist, die parallel der Linsenbreite ist, und weil jeder Mensch in dem Augenblicke, als er von der Linse gefangen wird, starr sein muß, also nicht der ist, der er ist, woher meistens der Mangel an Leben in den Photographieen rührt. Ich werde mir Ihr Bild ehrend aufbewahren, und Ihnen das meinige senden; denn meine Gattin plagt mich schon über ein Jahr, mich photographiren zu lassen. Meine Gattin, die überhaupt meine Abneigung gegen Photographieen nicht theilt, findet Ihr Bild vortrefflich, und ist sehr erfreut darüber, daß wir es haben. Sie versucht schon manche Rahmen, die wir haben, ob es in einen passe. Ich aber werde einen eigenen dazu bestellen. Wir danken Ihnen herzlich für dieses theure Geschenk.

Nun auch etwas von meiner Reise. Wir sind am 6. Juni von Linz abgereist. Wir gingen über Kremsmünster, Spital am Pyhrn, Rottenmann, Leoben, Bruck, Graz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Adelsberg, Triest, Monfalcone, Udine, Pontafel, Villach, Klagenfurt, Brixlach, über den Rottenmanner-Tauern, Spital, Kremsmünster, Linz. Wir blieben 29 Tage aus. Mein Sehnen seit vielen Jahren ist in Erfüllung gegangen: ich habe das Meer gesehen. Ich kann Ihnen mit Worten nicht beschreiben, wie groß die Empfindung war, welche ich hatte. Alle Dinge, welche ich bisher von der Erde gesehen hatte, Alpen, Wälder, Ebenen, Städtchen ꝛc. . . . versanken zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte. Zwei Stunden des frühen Morgens am 21. Juni blieb ich auf einem Hügel bei

Optschina sitzen, und ich sah nur das tief unter meinen Füßen liegende Meer. Wie groß ist Gott, wie herrlich ist seine Welt! Ich werde Ihnen mündlich sehr viel sagen, das Papier ist zu jeder Mittheilung zu klein. Auch die nächsten Tage oft stundenlang fort am Strande des Meeres stehend, konnte ich nicht satt werden, dasselbe zu betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß das Meer so lieblich sein könne. Jeden Tag, jede Stunde war es anders, und immer herrlich. In Farben wie lichter Smaragd, wie leuchtender Azur, wie tiefes Ultramarin, ja wie ein Panzer mit lauter Silberschuppen spielte es vor mir, je nachdem die Sonne es streifte, eine mit Wolken gestickte oder ganz reine Kuppel über ihm stand, je nachdem der Himmel am Morgen in tiefer Bläue ruhte, oder am Nachmittage in fast weißer Hitze glühte. Am 21. Nachmittags sah ich ein Gewitter im Westen aus dem Meere emporsteigen. Die Wolken standen senkrecht wie schwindelnd hohe Berge an seinem fernen Rande. Wie in jeder andern Lage glaubte ich auch wieder, in dieser sei das Meer am schönsten. Ich wohnte im Hotel de la ville gerade auf die Rhede hinaus. Bei 300 Schiffe lagen vor mir. Gegen 8 Uhr begann das Blitzen, welches sich spiegelte, daß Himmel und Meer ein einziges Feuer waren und die Unzahl der Schiffe einen Augenblick im Leeren hing. Dabei war athemlose Stille. Um 11 Uhr kam der Sturm und das Gewitter war über unseren Häuptern. Leider konnte ich der Finsterniß halber das Schäumen des Meeres nicht sehen, sondern nur hören. Ebenso hörten wir das Rufen der Schiffleute in den Tauen, das zeitweilige Läuten von Schiffglocken, das Rasseln der Ketten der herabgelassenen Nothanker und mitunter einen Kanonenschuß. Es sollen drei Schiffe von ihren Ketten gerissen, aber von Dampfern wieder eingebracht

worden sein. Von Unglücken auf der weiteren See verlautete nichts. Am nächsten Tage war das Meer bewegt. Die schönen, röthlich schimmernden Steinküsten von Muggia, Capodistria, Pirano, dann die graulichte, öde Karst hoben sich reizend von der dunkelblauen, gezahnten, beweglichen Fläche, und die zahlreichen Segel zogen an so leuchtender, von griechischen Strahlen getroffen, über ihre dunkle Unterlage. Wolken breiteten wandelnde Schatten über das Schauspiel. Gegen Nachmittag beruhigten sich Himmel und Wasser. Kaum minder als das „ewige Meer" (wie Homer sagt) ergriff mich das Treiben der Menschen und das Betrachten eines Volkes, das so merkwürdig ist, und eine so große Geschichte hinter sich hat. Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz andern Volkes, als des deutschen, hat mich ganz neu und mächtig ergriffen. Die untern Klassen wirken eigenthümlich auf mich ein, ich widmete ihnen große Aufmerksamkeit und sprach mit ihnen in meinem ins Närrische verkommenen Italienisch, so daß ich jetzt Manches begreife, was mir bisher unerklärlich war. Die italienische Musik ist mir klar, und hat ihre Berechtigung und ihren Ursprung im Volke, wie sehr wir sie bei uns tadeln müssen, wo sie aus ihrem Zusammenhange gerissen ist. In Triest, noch mehr aber in Udine, welche Stadt größer als Vicenza und mit herrlichen, aber verfallenden Häusern, Kirchen und Palästen angefüllt ist, gefiel mir im Theater die italienische Oper weit besser, als ich je geahnet hätte. In Wien war sie mir ekelhaft. So müßte ja auch eine Palme, mitten auf dem Platze in Wien stehend, unerträglich sein. Das Volk im Ganzen schien mir äußerst roh und liebenswürdig. Was einen Fremd an sah, sprach mich weniger an, und es war mir, als

müſſe ich ihm mißtrauen. Auf der Ebene von Udine iſt ein prächtiger Menſchenſchlag, beſonders herrliche junge Männer wie antike Geſtalten. Dazu die goldenen Weizenfelder, begrenzt von Alleen von Pappeln, Maulbeeren, Feigen, überſponnen mit dem grünen Gitter der aus den Halmen hervorragenden Rebenſtämme, die ſich ihre Gehänge zuſenden, ausgeſäte Landhäuſer und Ortſchaften, Alles geſchmeichelt von einem milden Klima und im Norden in großen Bogen die Tiroler-, Kärnthner- und Krainer-Alpen, duftig, von der Sonne beleuchtet, und manches Haupt mit Schnee bedeckt.

Lieber, theurer Freund! Bei dieſem kleinen Vorgeſchmacke war es mir oft, als müßten mir heiße Thränen hervorbrechen, daß ich ſo alt geworden bin, und das nicht geſehen habe. Ich weiß jetzt mit Gewißheit, daß ich einen Monat werde in Venedig leben, daß ich Florenz, Rom und Neapel ſehen werde, ja, daß ich etwa Jahre in Rom bleiben werde. Göthe iſt erſt durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor 20—25 Jahren zum erſten Male und dann öfter nach Italien gekommen, ſo wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen bei Betrachtung gewiſſer Unmöglichkeiten. Venedig ſah ich nicht, weil ich dort der Bauwerke, Gemälde und des Volkslebens wegen längere Zeit ſein muß, und ſie jetzt, ſo wie das Geld, nicht hatte. Sehr leid that es mir, daß ich nur eine Stunde von Aquileja entfernt war, und es nicht wußte und auf der Karte nicht beachtete; denn es müſſen ja dort herrliche Trümmer und andere Spuren ſein, da Aquileja ſo lange das Haupt der römiſchen Welt und im frühen Mittelalter noch berühmt war. Wenn wir wieder zuſammen kommen, werde ich Ihnen recht viel ſagen. Ich bin durch das Meer und durch die Eindrücke eines

fremden Volkes noch einmal so reich geworden, als ich es bisher war. Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner. Selbst den Nachsommer, so deutsch er ist, hätte ich anders gemacht, wenn ich ihn nach dieser Reise geschrieben hätte. Auch meine Gattin schwamm in einem Entzücken, das ich früher nie an ihr gekannt hatte. Da wir in der Gegend von Duino das Meer verließen, war der Eindruck fast niederschlagend, und die Gegend des Karst sah uns an wie Versteinerung. Und doch ist die Öde des Karst auch merkwürdig, und sein Bild haftet in meiner Seele. Josephine und Julie weinen mit uns. Die Klagenfurter Verwandten sind uns sehr lieb geworden, und Josephine, die jetzt bei uns ist, ist höchst edel, rein und gut. Ich hoffe, daß meine Gattin, der ich wenig Zeit widmen kann, jetzt nicht mehr so einsam sein wird. Über eine Woche nach meiner Rückkehr war ich wie trunken, und konnte nichts Dichterisches arbeiten. Stets schweben mir Göthe's Worte vor, die er in der VII. der römischen Elegien so wirksam sagt, da er Nord und Süd gegen einander hält. Wie müßte es schön sein, ein Werk auf einer solchen, aber großen und langsamen Reise zu dichten. Jetzt werde ich den Schluß vom III. des Nachsommers schnell fördern. Hat Geiger das Bildchen gemacht? Ich möchte es gerne mit dem ersten Probedruck zugleich sehen; ich werde es sehr schnell wieder zurückgeben. Für Neustift war mir der Karst Italiens sehr günstig. Meine nachbarlichen Landleute, die Rosenbergs, werden hoffentlich auch dadurch nicht verlieren. Ach Gott! wenn ich nur viel junger wäre, und viel größere dichterische Kraft hätte!

Aber die Reise hat bedeutend mehr gefördert, als ich hoffte.

Ich bin auch länger ausgeblieben, als ich vor hatte. An Ort und Stelle sah ich erst die Nothwendigkeit ein, nichts zu übereilen, weil die Frucht verloren gewesen wäre, und dann eben darum das Unzulängliche viel zu viel gekostet hätte.

Ich hoffe jedoch in drei Jahren die zwei Romane der Nasenberger und zwei Bände vermischter Schriften nebst Faustina zu vollenden, um wieder ins Geleise zu kommen, und dem auferlegten Gesichte dieses widerwärtigen Kontes entrinnen zu können.

Meine Gattin läßt Ihnen sehr viel Liebes sagen, wir sprechen so oft auf der Reise von Ihnen, und sprechen jetzt, da die Bilder da sind, täglich von Ihnen. Bezüglich Ihrer Wiedervermählung, die Ihnen angerathen wird, sage ich Ihnen, der Ihr wahrhaftig innigster Freund ist, und der auf Ihr innerstes und nicht auf Ihr äußeres Wesen sieht: „Thun Sie es nicht, wenn nicht Ihre Liebe Ihnen deutlich sagt, daß Sie glücklich sein werden, wie Sie es mit Nina waren, und wenn Sie nicht klar sehen, daß man Sie selbst, nicht aber etwa die Versorgung liebt.“ Vielleicht schreibe ich Ihnen im nächsten Briefe mehr darüber. In dem gegenwärtigen herrsche ein anderer jetzt sich drängender Stoff vor. Daß ich Ihnen Familienglück, wie ich es in hohem Grade genieße, vom Grunde des Herzens wünsche, glauben Sie gewiß, es ist gesorgt doch nebst der Kunst das Höchste dieser Erde. Das Papier ist aus, darum seien Sie tausendmal gegrüßt von Ihrem aufrichtigen Freunde.

An M. Lempert.*)

Linz, am 12. August 1857.

Ihr Drama hatte ich schon am Donnerstage (6. d. Mts.) um 9 Uhr Morgens ausgelesen. Nebst einigen freilich großen Unwahrscheinlichkeiten in äußeren Dingen ist eine solche Tiefe, Dichtkraft und Seelenfülle in der Arbeit, daß sie mich in meinem ganzen Wesen auf das Stärkste ergriffen hat. Unter allen mir bisher eingesendeten Dingen — und ihrer sind freilich viele — ist Ihre Arbeit nach meiner Meinung die beste in dichterischer Anlage und Seelentiefe; aber vielen steht sie in äußerer Gestaltung nach. Es ist (Sie nehmen meine Worte wohl nicht übel) bewunderungswürdig, mit welcher Unbeholfenheit Sie oft über die gewöhnlichsten Dinge nicht hinüber kommen, und mit welcher Leichtigkeit und welchem Schwunge Sie die tiefsten behandeln, wie es kaum der erste Dichter besser könnte. Da sind ganze Strecken tadellos, herrlich, dann kommt wieder etwas, das so arg ist, daß es fast ganz den Weg unterbricht und aufhemmt.

*) Die Briefe vom 12. August 1857, [illegible]

Dies ist eben Sache des Handwerks, welches von der größten Begabung gelernt sein muß. Das Stück, in diesen äußeren Dingen gehörig verbessert, muß eine große Wirkung hervorbringen, darf aber durchaus nicht in diese theatergeschichtliche Schule kommen, um gewürdigt zu werden; denn leicht geht der heimliche Duft, der eben seine Schönheit ist, verloren, und das Ding wird heruntergeleiert und breitgetreten. Wenn Sie hier wären, so würde durch mehrere Gespräche, in denen wir das Stück durchnähmen, eine Wandlung leicht zu erzielen sein. Das Stück, welches in vielen Theilen sehr duftig, nicht handwerklich gehalten vorliegt, sollte die scenische Gestalt bekommen, doch aber um seinen heimliche Duft wenig schade, daß sie in angefügtem und angepaßtem Gewande erscheine. Nun ist die Frage, was soll ich thun? Schriftlich dürften Sie die Sache nicht durchbringen, dazu ist sie zu weitläufig. Soll ich etwas thun, so möchte ich das Buch jetzt 14 Tage nicht ansehen; denn der Reiz der Sachen, der noch immer in mir wirkt, muß ein wenig in den Hintergrund getreten sein. Dann muß ich es wieder lesen, aber noch besser mit einem Freunde laut lesen (er würde über den Verfasser nichts erfahren), und endlich möchte an die Gestaltung gegangen werden. Eine Menge der Nebendinge am Kinde, die zu ihrer Schilderung und Begründung da sind, lassen sich kürzer und doch wirksamer geben, wodurch die Zerstreuung der Gestaltung vermieden und das Werk, welches sonst viel zu lange wäre, aufführbar wird. Schreiben Sie mir im Allgemeinen, was ich thun soll (die beiden Werk thue ich Ihnen gerne), im Einzelnen können wir dann erst durch mehrere Briefe eingehen. Ich muß schließen, weil die Zeit drängt. Die besten Empfehlungen und die gewiß innigsten Wünsche zur Gestaltung Ihres Werkes.

An Christian Ferdinand

Wien, am 10. August 1807.

Ich kann nun nicht mehr länger warten, bis ich von Ihnen gar nichts höre. Es ergeht mir wie Ihnen, bey Ihrem Entfernen, und ich bitte Sie, mich nur in zwey Zeilen zu beruhigen, wenn Sie es mehr nicht Zeit haben sollten. Ich weiß noch nicht, wo es mit Ihrigen hinaus soll. Ich habe hier noch Gelegenheit bey Hofe spielen zu können, habe mich über sehr viele Sachen erklärt, habe keine Gelegenheit zur Beschäftigung verabsäumt, habe wichtiges bey Hofe gethan, und habe noch immer keine Antwort. Sollte es vermöglich sein? Ich werde Ihnen sie Ihnen zufliegen. Ein Brieflein sollte ich Ihnen Ihrer Convenienz nach einen Brief, wenn ich ausgehe, daß nur bey Ihnen nicht Tumult werde. Ich habe, seitdem Sie meine Wohnung so wenig gesehen haben, bey Hofe an der Stelle des Obersthofmeisters der Kaiserinnen gethan, am nächsten an Ihnen sein müssen, und nur also ausgehen. Indem möchte ich es mit anderen Augen thun, so, vorgiebt daß Sie Ihnen auch bey Hofe gute Gelegenheit nicht zu bessern. Noch meine Bitte war, ich so bestätigt mich gefällig Ihnen, es gieng mir Ihnen vor meinen Pflichten, auch in einem Schlage Ihnen so zu sein Augen, und an jenen Platz gehen. Es schmeichelt mir zu Ihnen eine gefreundte Zeugen. Ich bat mir, so einen Brieflein

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

Nach Leipzig habe ich drei Manuscript-Sendungen in verschiedenen Größen gemacht. Die kleine hätte drei Stück und jede wenigen zwei Blätter, die 2. zwei Blätter, und 3. zwei Blätter. Die erste ist nun seine Verpackung nötig.

Lassen Sie mich wissen, welches Porto. Kommen Sie ja im Oktober zu uns.

An Gustav Freytag

Wien, am 11. September 1855.

Heute um 12 Uhr habe ich den letzten Band des Manuscripts abgeschlossen. Der war ein Brief Arbeit. Ich lasse nun einen langen Brief machen, bei dem ich manches Neue mit Freuden gefunden habe. Auch hat [illegible] Vorgenommene Neues. Dieses ist nämlich [illegible] zwei Heft lang war, gab es in der Schrift 1" , prächtigen Satzes. Ich hatte Muth [illegible] Hoff, wo mehr Farbe, als bei mir, und ich glaubte, es gäbe Aussicht für die regelrechte Anlage der Bücher, bei mir mehr [illegible] Form, hat es aber auch wenig. Ich muss jemand [illegible] Bücher hat, der wenigstens in der Lage [illegible] — in Leipzig [illegible] wäre, als bei der Lage [illegible].

Ich bin neugierig, ob Sie den Bücher in Leipzig auch den Beifall [illegible]. Diese Bücherei habe ich wieder [illegible]. Mich hat keine Redaktion [illegible] noch den Druckbogen [illegible], und die morgen bei mir liegen muß. Ich habe ich es [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] nicht viel verloren; denn ich hatte in Wien in der Nacht abgerechnet. Eine hat gar nur acht, und ich mußte [illegible]. Der Brief an Philipp ist [illegible]. Meine Rechnung war [illegible]. Der Regierungsrat ist so [illegible] an Ostfest in größerer Menschenmenge als die zwei anderen Tänze, daß die Temperatur des Tänzes so aufgeheizt war, auch ist wohl der Tanz, der nächtig war, nicht in den Regierungsrat, weil endlich der größte Teil der Tänzer- die Ostfest hat eine Klappe auf, und in dem Fache ist überall Staub besser, daß der Chorist wie eine Klappe gekrempt hat. Und der Platte oder die Klappe vermöchte [illegible] zu bringen oder etwas gar nicht. Wenn die Ostfest eine Klappe auf hat, ist es so [illegible], da sich in Fache Tänze machen, daß es keine Klappe mehr. Er tanzt also ohne Ring, als hat man Pech zu schauen. Er ist es sich [illegible] gewöhnt, besonders in Wien, die Tänzin, die Stadt. Der Heimat ist herrlich. Auch hat Regierungsrat einen Verwandten mit Diplomatischen. Einmal volle Tänzerabel [illegible] mein Chorist zu haben. Die ist genommen, aber hat Pech [illegible] gelungen. Ich habe Philipp hin in [illegible] Hotel gebracht [illegible] Kellnerinnen vorgestellt, da [illegible] aus Regierungsrat, [illegible] Tanz und Pech [illegible], und [illegible] Name Tänzel war. Ich habe da [illegible] Name, aus nicht [illegible] Tänzerin zu wissen. Nämlich, an den ich hat Pech und der Brief an Philipp [illegible], weil hat Pech zu Philipp [illegible], ich habe Philipp [illegible], die Tänzerinnen [illegible] zu machen. In einem Tänzer ist so lustig, natürlich in [illegible] Nämlich Name [illegible] machen. Ich habe Philipp so gebracht, daß ich glaube, daß er [illegible]. Der [illegible] es war die Klappe [illegible], [illegible] die [illegible] genommen. Nämlich Kellnerinnen [illegible] Name [illegible]. Ich habe Philipp gebracht, daß ich [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

An Gustav Landauer.

Pforz. am 15. October 1901.

Für Ihren Brief von 3. d. M. habe ich schalen, und beneide Ihnen für alle heute niedergeschriebene Liebe-Hoffnungen, nur hatte ich Ihr, daß Sie mein Blatt in ringlosen Zwischen halten, statt es in schwindlige Höhe wie einen weißen Stern zu gruppen, der auch einst Menschen neigen, wenn man täglich einen Gebet will sah.

Ich Ihnen in Prosit habe ich prüfrieben, daß ich in jeden Falle in Entschluß war gegen Möglichkeit einer guten Übersetzung und gegen Gewissen sein. Ich war hier heiter weich, weiß ich nicht, ich habe weiß keine Konsequenz. Gleiche Tell braucht es, daß I ist gültige Eigenheit prüfbar werde, weißest in mit Ihnen Hoffe, ich hat notwendig, bei daß Ihnen lange Ihr weiß gültig wird. — Daß Ihr zu Ihnen meinen Brief prüfbar haben, hoch ich Ihnen Ihr, so Ihrest mir nur Ihnen Ihr, daß er mir Ihr hoch, daß ich Ihr Ihr Ihnen es Ihr Ihnen sein, mir Ihr mehr Ihr, und weiterch er wirklich Ihrer Ihrst. Ich habe mit Ihrer Innerlichkeit gründigt. Ihnen Ihr in Ihrerem Ihr Einwilligung prüfen, daß Ihr Ihnen Ihr weiterhin werde. Ihnen ich Ihrs es Ihr zu Ihrlichen Ihrch, weiße ich Ihnen Ihrlichen weigert, Ihr ich Ihrgend Ihrmenschlich gegrüßt Ihrs, und Ihr Ihnen Ihrem zu Ihrem weiterhin, Ihr er nicht schalen,

der [illegible] ist nicht zu ihm gekommen. Das Bild ist nun hier angekommen. — Ich habe den jungen [illegible] durch dieses Bild beglückt. Es sind hier schöne Leute, die es kennen. Wenn Sie heuer nicht mehr zu uns kommen können, so muß es im nächsten Jahre sein. Sie müssen einige Zeit im [illegible] verleben. Vielleicht gibt uns einmal das Geschick das Glück, eine Weile in Venedig und Rom mit einander sein zu können.

Meine Gärten machten mir heuer viele Freude. In dem [illegible] hatte ich die herrlichsten Blumen. Ich richte jetzt im Walde zwei [illegible] gekommen. — Wenn Sie nicht wollt, in einiger Zeit beginne ich an Witiko zu arbeiten.

P. S. Wissen Sie, daß auch ein [illegible] für [illegible]?

An [illegible].

Linz, am 3. November 1857.

Die [illegible] hat mich [illegible], [illegible] hat es mich [illegible], weil Sie mir die Erlaubniß gegeben haben, Ihre Elegie „[illegible]“ in dem [illegible] aufzulösen zu dürfen, und [illegible] hat es mich, daß die Elegie [illegible] ging.

Der [illegible] ist jetzt in [illegible], und gefällt allgemein. Das [illegible] der Musik [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Sie auch gerecht beurtheilt werde, und Hackmack hat es gethan. Die Zahl Ihrer Freunde ist gewiß weit größer, als Sie ahnen, und wenn Sie Neider haben, so danken Sie Gott; denn nur die Mittelmäßigkeit hat keinen. Ich lege hier ein Blättchen aus unserer Landeszeitung bei, das Ihren Stephan bespricht. Einen Vorwurf muß ich Ihnen aber doch machen. Es war sehr unrecht von Ihnen, daß Sie den Carton zu Stephan ausstrichen, und die bereits gemachten Studien vernichteten. Wenn auch nicht jeder Strich Ihrer Hand ein Meisterwerk sein mag (das war auch nie bei einem Menschen der Fall), so waren gewiß viele [illegible] Meisterwerke, und die Welt ist um sie ärmer, die in der jetzigen Zeit wahrhaftig ohnedies nicht viel hat. Wer weiß, ob Sie dieselben nicht in der Zukunft selbst noch hätten brauchen können, und wenn auch nicht, so wären sie zu ihrem Untergange in der Zeit die Freude und das Vergnügen der nachfolgenden und geistreichen Betrachter geworden. Wenn ich, wie Sie sagen, etwas beigetragen habe, daß Sie den Glauben an sich behielten, so segne ich meine Worte; denn sie haben etwas Gutes gewirkt. Wenn Sie den Glauben an sich verlieren, wer mehr sollte ihn denn dann behalten? — Doch ja, sehr viele, nämlich die Schlechten, diese haben immer einen lebendigen Glauben an sich. Lieber Freund, ich bin nicht ganz unbefangen in Kunstsachen, ich bin in der Beurtheilung oft sehr streng und rücksichtslos; aber ich sage nie mit Wissen und Willen eine Unwahrheit, und habe Ihnen oft gesagt, daß Sie ein großer Künstler im vollen Sinne des Wortes sind. Sie sind ein Maler durch und durch, während andere, z. B. Overbeck, auch Dichter sein wollen, und dadurch keines von beiden werden. Kaulbach ist trotz seines Talentes weder Maler (dazu ist er zu viel Dichter), noch Dichter (dazu ist er zu viel

Maler). Schaffen Sie nur Werke, Anerkennung und Verkauf wird nicht ausbleiben.

Eine große Freude erwartet mich. Ich werde Ihren [illegible] sehen. Se. kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog Max, hat erlaubt, daß, wenn das Bild fertig ist, es im Linzer Vereine ausgestellt werde. Wir haben uns durch die Frau Baronin von Binzer an ihn gewendet, und Binzer sagte mir vor drei Tagen, daß er die Bewilligung geschrieben habe. Ich benachrichtige Sie davon, daß, wenn Sie das Bild zum Transporte gerichtet haben, wir die nöthigen Schritte thun können, daß es hieher kommt. Ist es genug, daß wir Ihnen den Brief des Erzherzogs zeigen, oder muß eine Vermittlung von ihm an Sie kommen? Werden Sie das Bild vorher noch in Wien ausstellen? Mich freut es bei dieser Gelegenheit doppelt, daß ich auch Veranlassung finde, einen Bericht in die Allgemeine Zeitung über dieses Werk senden zu können, von dem Niemand schreibt, daß es über alle Beschreibung schön ist. Sie werden mir ja gewiß Ihre Einwilligung nicht versagen, und wenn ich durch meine Worte etwas beitragen kann, daß die Anerkennung, die Ihnen gebührt, auch in größeren Kreisen schneller wächst, so wäre ja das für mich die größte Freude.

Ich muß schließen, weil die Poststunde drängt. Leben Sie recht wohl und seien Sie tausendmal gegrüßt.

An [illegible]

[illegible], am 1. November 1957.

[illegible] Ihnen recht [illegible] für Ihre Bemühungen betreffs [illegible]'s in Detroit. Die Angelegenheit ist geordnet, ich lege hier einen Brief bei, der mich der übernommenen Obsorgung wegen [illegible], die mit ihm spricht. Ich habe bei Verleihung angenommen, da hat Prinzip gewahrt ist, wenn auch der Betrag kaum erwähnenswert ist. Jetzt ist es mir aber doch willkommen, da ich noch immer in Wunde liegen, die ich mir durch die Verletzung meines Knie [illegible]. In Chicago habe ich wieder gründlichen und die gemacht. Die Sache mit den Zähnen hat ihr sehr gefallen. Darum war es doppelt gut, daß Sie ihm meinen Brief gesendet haben. Er sagt, daß ich ihm den Glauben an sich wieder gegeben habe, und betrachtet sich als neuen Menschen. Der Chicagoer Arzt hat erlaubt, daß der Zahnersatz in Ulm entgültig werde. Dann werde ich in der Allgemeinen Zeitung einen sehr eingehenden Aufsatz darüber veröffentlichen. Die Tante gefällt den englischen, und ausdrücklich nicht hier den Kindern, sondern auch allen andern. Danken Sie Gott, daß Sie den Weg gefunden haben. Denn v. Bingen meint, er sei zu klein, hat mich einmal Degenau aufklären lassen. Einig scheint, daß Chicago den Zahnersatz und die Incisiv in den Größe von 1/2" [illegible] Zähnen gefüllt hat. Es scheint mir, daß man Kirchhofer die Sachen gründlich. Den Nachkommen, ihrem Kummel, wird ja bei die Zahnfrage. Ich bin entschlossen. Die 12 Zähnchen habe ich hier [illegible] Wunsch eingefügt.

Josephine ließ den Rechtsanwalt bei uns vor. Ich sage aufrichtig, daß er mir mehr gefällt, als meine früheren Arbeiten. Ich halte ihn für maßvoller, männlicher und tiefer.

Senden Sie mir Schön's Brief wieder zurück. Ich hätte Lust einen Aufsatz über geistiges Eigenthum auszuarbeiten, und es parallel mit dem materiellen zu führen, für das in allen europäischen Staaten auf das Beste gesorgt ist, und dessen letzter Boden in der Vernunft bei weitem nicht so fest steht als der des geistigen Eigenthums.

An Julius Hartmann.

Wien, am 14. December 1847.

Es ist schon sehr lange, daß wir keine Zeile mit einander gewechselt haben. Die letzten Briefe, glaube ich, haben sich gekreuzt. Es erscheint mir wie ein peinlicher Rückblick, wenn ich Ihre guten und freundlichen Worte vermissen muß. Sie werden vielleicht das Nämliche von mir sagen. Wenn Ihnen meine Briefe auch Freude machen, so ist die Entschuldigung für mein langes Stillschweigen in äußeren Umständen gegründet. Im September wurde meine geliebte alte Mutter vom Schlage gerührt, und ihre Sprachorgane gelähmt. Im übrigen war sie heiter, rüstig und arbeitsam. Ich sehe täglich nach Ottensen. Seitdem befindet sie sich ganz; aber bei ihrem Alter (fast in den Siebenzigern) ist ein Rückfall nur zu sehr zu befürchten. Ich war auf der Fahrt nach Ottensen sehr heiter, was sich natürlich verschlimmerte, so daß ich nach einer am 3. October bestandenen Krankheit mehrere Tage das Zimmer hüten mußte.

Die vermischten Schriften werde ich Ihnen mit Beginn des Sommers geben können; aber ich bedinge, daß Sie sie nicht eher als nach dem Witiko herausgeben, der freilich erst im Frühlinge 1850 an Sie fertig wird übergeben werden können. Ich will nämlich in den historischen Romanen eine ganz andere Bahn betreten, eben die historisch dichtende, aber, wie die Leute sagen würden, mit viel äußerlichem Stoffe. Dann darf schon wieder etwas Ähnliches [illegible] kommen. Dann erscheint Heinrich. Sein Stoff ist viel ungeheuerer als Witiko, ich lasse ihn aber absichtlich später als den letzteren, damit ich zu ihm mit schon größerer Vorbildung komme.

[illegible] und [illegible] mag ich aber noch lesen, das [illegible] ich jetzt erst am [illegible]. Möge Ihnen dieser Brief nicht zu [illegible] und geistig [illegible]. Ich habe in [illegible] [illegible] Wiesen [illegible], und bin [illegible]. Wie ist mein großer Stoff, den ich mit diesen Dingen zu verbinden gedacht habe? Schreiben Sie mir bald einige [illegible], die über meinem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Möge Ihnen der Himmel für das nächste Jahr und alle folgenden etwas [illegible] bringen, wenn Sie [illegible], und [illegible] den [illegible] in Ihr geistiges Leben legt, [illegible] Sie [illegible]. [illegible] [illegible] jetzt den [illegible] [illegible]. Das [illegible] [illegible] [illegible] er mir [illegible], ich habe mir einmal meinen [illegible] [illegible] [illegible]. — Sie [illegible] mir jetzt [illegible], [illegible] es mir [illegible], daß dieser Brief nicht ist als meine [illegible].

Leben Sie recht wohl, noch einmal wiederhole ich meinen Wunsch: Tausend Segen für Sie in dem künftigen Jahre. Von meiner Gattin die innigsten Grüße.

1858

An Joseph Axmann.

Linz, am 29. Jänner 1858.

Ich kann, obwohl ich sehr viel zu thun habe, doch unmöglich länger warten, sondern setze mich zu diesem Papiere, um Dir auf das Herzlichste und Innigste für die Überreichung Deiner letzten Arbeit „das Bildniß des Bürgermeisters [illegible] Zeiller" zu danken. Nach meiner Meinung hast Du in diesem Stücke ein wahrhaft adeliges Werk, das Werk eines Meisters gemacht. Ich kann mich bei Betrachtung von größerer oder geringerer Strenge der Ausführung, von Einfachheit und Klarheit der Behandlung u. s. w. nicht aufhalten, weil ich dazu das Bild noch zu wenig studiert habe. Du weißt, daß ich in die Sachen hinterwärts hineingehe und gleichsam mit dem Vergrößerungsglase ansehe; aber alles dies betrifft die äußere Form, und wenn da Einwendungen gemacht werden könnten (was ich, wie gesagt, noch gar nicht weiß), so betreffen sie ein Ding, welches in letzter Hinsicht allerdings die höchste Vollendung der Kunst bestimmen würde, welches aber dem Hauptinhalt keinen Eintrag thun könnte; und dieser Hauptinhalt, den ich Dir jetzt allein nach sage, ist ein herrlicher. Ruhe, Ernst, Stimmung und Einheit ist in dem ganzen Werke wie eine großartige, feierliche Seele verbreitet. Die Einzelheiten sind

sehr schön. Die gedankenvolle, sympathische Stirne, die klaren und glänzenden Augen, die kräftige, außerordentlich schön modellirte Nase, der Mund, der Bart, die Haare, die Gewandung (nur Weste und Rock gehen mir ein wenig zu wenig aus einander) und der vornehme, ruhige Grund. Wenn ich einmal werde die Einzelheiten durchgenommen haben, werde ich Dir schreiben; besser wäre es freilich, wenn wir mündlich darüber unsere Meinungen austauschen könnten. Vielleicht läßt sich im nächsten Sommer etwas wie eine Zusammenkunft machen. Ich würde Dir auch recht viel von dem Meere erzählen, dessen Bild noch immer als das großartigste vor mir steht, was ich je gesehen habe. Wir werden den Dr. Ritter von Quellen, obwohl ich nicht näher mit ihm bekannt bin, doch Deinetwillen, weil er Dein Geschenk und so vortrefflich gemacht ist, in einem schönen Goldrahmen aufhängen. Meine Gattin meint, so ein Bildniß sei ein Bildniß; so hätte ich selber auch auf prächtigem Velin-Papiere sitzen; aber da sind allerlei Bedenken: erstens bin ich Waldluf kein so schöner Mann, wie Ritter von Quellen; und zweitens, wo ist denn ein Künstler wie Amerling aufzutreiben, der mich machen muß? obwohl es andererseits vielleicht auch möglich wäre, daß Amerling eine nicht ganz schlechte Zeichnung machte, wenn er mich fände, und mein geistiges Gesicht ahnend hinzudichtete. Das sind nun aber lauter nebensächliche Sachen. Daher auch zu einem Ernsten. Darf ich dieses Stück im nächsten halben Jahr hier in die Ausstellung geben, und darf ich darüber dann etwas in die Zeitung schreiben? Erlaube es doch, darum bitte ich Dich sehr. Es sind schon einige Wünsche hier, die auch einen Kupferstich zu vergleichen wünschen, und auch besseres Urtheil wünschbar bezeugen. Und nun auch ich auch dem alten Amerling etwas aufdringen. Du mußt mir sagen, wie

danke ich ihm sehr, und daß es meine größte Freude wäre, wenn ich so viel Geld besäße, daß ich mir von ihm meine Gattin recht schön malen lassen könnte und meinetwegen mich auch; aber der Kritikaster-Teufel sitzt in mir und sagt mich heim, und da will mir das Ohr nicht recht gefallen, und in dem rechten Aermel will so kein rechter Arm sein. Hierin hat mich Freund Geiger verwöhnt, in dessen Gebilden bis zur Stiefelspitze lauter lebendiges Leben ist. Das ist ein Mann, dessen einfachste Striche mehr werth sind, als von vielen die reichsten Compositionen im Schweiße und im Fleiße zusammengebracht. Ich lerne diesen Mann immer mehr bewundern, und ich denke stets mehr und mehr: das leichtsinnige Wien verdient ihn nicht, so wenig, wie den herrlichen Grillparzer. — Aber hören wir jetzt von den Kunstdingen auf, und gehen wir zu etwas Wichtigerem und Ernsterem über. Mache mir für das Geld, welches in diesem Briefe liegt, so viele sogenannte Frankfurter-Würstelchen, als Du bekommst, wenn Du vorher die Schachtel bezahlt hast, in die Du die Würstel thun mußt, damit sie mir überbracht werden. Aber jetzt erst überlege wohl: Du darfst die Würstel nur bei kaltem Wetter senden. Schlägt das jetzige Winterwetter um und wird warm, so warte auf Kalten, und kommt gar kein Kaltes mehr, so thue das Geld in Deinen Schatz und warte auf weitere Weisung. Die ebene Würstel aber soll, so ist nämlich die herzliche Bitte meiner Frau, nicht der alte Mistorfer, sondern dessen liebe Gattin Waldmüllers kaufen, aus Ursache, da sie besser über dessen nicht aufhalten können, und man ihr nicht so leicht etwas anhängt, wie dem Mistorfer. Der Dank wird groß sein, und ein Gegendienst, wenn Gelegenheit ist, nicht fehlen. Da, jetzt wäre alles Wichtige abgethan, außer, daß ich Dir und Deiner Gattin in meinem und

meiner Frau Namen alles erdenkliche Freundliche und Herzliche sage, und unseren Dank für die überschickten Bildchen zum Nachkommen ausspreche. Wenn Dir der Text zur Hand kommt, lese ihn langsam, er ist auf langsames Lesen berechnet, vielleicht gefällt Dir manches darin. Wer hat Dir denn davon schon erzählt?

An M. Lenger.

Linz, am 3. Februar 1858.

Ich habe Ihren Brief gleich beantworten wollen; allein durch Geschäfte verzog sich die Sache wieder. Nun erfahre ich, daß Sie schon in ängstlicher Spannung bezüglich Ihres Manuscriptes sind. Ich [illegible] mir dieses Gefühl nicht vorstellen können, daher ich Ihre Vergebung in Anspruch nehmen muß, daß ich es verursachte. Die Ursache, daß Sie die Handschrift nicht sehr bald wieder zurück erhielten, liegt in der Sache selber. Nach einer ersten Durchsicht ist ein Urtheil im Allgemeinen leichter abzugeben; man deutet an, wie man glaubt, daß die Sache zu ändern wäre und bessert die Änderung. Bei der zweiten Durchsicht liegt ein schärferer Maßstab für den Umfang der Stelle, die dem Werke das Urtheil geben, schon vor, und man muß die Aufgabe des [illegible] angewendet haben, was in den meisten Fällen nöthigt, mehr über einiges in das Einzelne zu gehen. Das fordert Zeit und Erinnerung, und [illegible], wenn man [illegible] soll, was ihm aber die [illegible] eingelegt werden

soll. Es gelingt nicht immer und nicht leicht, daß einem das einfällt. So ging es mir mit Ihrem zweiten Akte. Ich fand, was ich von Clara wünschte, nicht ausgeführt. Sie haben jene Thatsachen nicht erkannt, die uns ein Bild eines Mädchens geben, das künftig so stark sein wird. Ich erkannte die große Schwierigkeit der Aufgabe und setzte mir zum Zwecke, Ihnen ganz bestimmte Einzelheiten vorzuschlagen, die aber tief dichterisch und dramatisch wirksam sein sollten. Ich harrte auf günstige Minuten der Eingebung, ich wählte, ich verwarf, ich wählte und verwarf wieder — und so verging die Zeit. Sie sind nach meiner Meinung zu frisch mit der Umänderung fertig geworden. Daß zu diesen Dingen noch Amtsgeschäfte kamen, und Zeit und Stimmung raubten, ist ebenfalls eine hindernde Thatsache. Und außerdem kam noch Unwohlsein dazwischen. Ich kam erst 10 Tage nach dem Eintreffen Ihres Buches in Linz von einer Amtsreise zurück, und erkrankte sofort an einem vom October her nicht vollkommen ausgeheilten Übel, das sich immer und immer verschlimmerte. Hätte ich mir Ihr peinliches Gefühl vorstellen können, wie ich es jetzt sehe, so hätte ich Ihnen unverzüglich geschrieben; aber ich glaubte, daß Sie meiner Bereitwilligkeit vertrauen, und so unterließ ich das Schreiben. Ich werde in wenigen Tagen die Schrift sammt einem Briefe an Sie abgehen lassen, welcher Brief das Allgemeine enthalten wird. Auf das Einzelne muß ich schon verzichten, in so weit es nicht ebenfalls auf den leeren Blättern steht, die zwischen den Akten sind. Ich habe nämlich mit Bleistift auf dieselben geschrieben.

Die schönsten Grüße von uns Allen.

An Gustav Landauer.

Weg., am 11. Februar 1920.

Es ist wieder Zeit weiterzugehen, bis ich Ihren letzten lieben Brief schreiben habe. Es hat mich etwas traurig gestimmt, weil wir hören, daß ein Lebensmittelzug über gefährliches Terrain in Ihre Gegend, und auch meinen Onkel hat Ihr bei Cöln, wo ich ein wenig verbummelt Ihre wurde, und wo Ihr ich jetzt Ihre Adresse nicht wissen wollte. Meinen Schwiegervater und eine ungeheure Zärtlichkeit ist Ihrige, daß ich Ihr Schweizer Ihr Ihre bestimmte. Daß Ihr schweizerischer Obstbaumpflanzer auch auf Ihr Gebiet einen Einfluß schonen wollten, habe ich mir noch gedacht, und wenn auch Ihr schönster Einfall Ihr gestorben hat, so muß doch Ihr geringer Zärtlichkeit Ihr Ihrige auf Ihren Gebiet angenehm wirken. Ihr wir Obstbaumzüge verschonen, wenn Ihr Obstbaumpflanzer und Ihrige Ihr Ihrige wirken Ihr. Meinen Ihr, Ihr eine Zärtlichkeit Ihr, wenn Ihr sich zu einer Ihrigen Zärtlichkeit neigen, daß Ihr Ihrige ein Ihrige Ihrige Ihrige. Ich pariere aber Ihrige.

Wir Ihrige, und Ihr wir Ihrige Ihr Ihrigkeiten Ihrigen, Ihrige ich vollkommen Ihrige. Wir einen Ihrige, wirken wenn gut und Ihrige gewinnen, wir Ihrige Ihr Ihrigkeiten Ihrigen wir Ihrige, Ihrige es ja nicht weiter Ihrige. Auf Ihrige Ihrige „Ihrige Ihrige“ an, Ihr Ihrige Ihrige „Ihrige wenig“ Ihrige

III. Bandes folgt die ausführliche Begründung. Hingegen kann auch Seite 84 genommen werden. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich sagen werde, aber es scheint mir so. Ich habe wahrscheinlich das Werk der Schlechtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen. Kein Wunder, daß die Verkommenheit sagt, [illegible] ist. Aber es schadet nicht. — Ist mein Nachsommer wirklich gut, so wird er geduldig stehen bleiben, die Gegner werden schweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieses Werk, wie so viele noch bessere, auf eine Zeit untergehen. Haben ja Goethe's größte Werke (die echten Reinern nicht) Deutschland lang geschlafen, es ist natürlich; was schön ist, ist nie der Welt, weil man ihn geschmäht, es bleibt aber doch und siegt, wie Goethe überall gesiegt hat. Mein Werk ist weit entfernt von einem Goethe'schen, was die Großartigkeit des Inhaltes und der schönen, reinen Fassung betrifft; aber mit Goethe'scher Liebe zur Kunst ist es geschrieben, mit inniger Hingebung an Hilfe seiner Schönheit ist es empfangen und gedacht worden. Das sind Dinge, welche der heutigen Dichtkunst fast abhanden kommen, und man mehr in alten Werken zu finden sucht. Heute wird nicht Zeit gegönnt, die das Werk braucht, aber Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur eine klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Beziehung Kraft, weil es in Shakespeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind, gewaltige Widerstreitung, gleiche Unwandelbarkeit und ein Blick in das Leben über

[illegible] [illegible] [illegible] [

begreiflich machte, wie man das Weinen, was kommen müsse, auf den jungen Mann wirken würde. Er hatte den Hemd der Thränen erfunden und nannte das Werk heraufbeschwörend. Das Buch, sagte er, sei eine „Thür", und diese Thüre müsse offen stehen für Hoffnungsvolle wirken. Ich schreibe Ihnen das als die Äußerung eines meiner Freunde, nicht als mein Urtheil, und da ich es nun Ihnen schreibe, so wird es wohl seine Gültigkeitsberechtigung sein. Er ging sehr ins Einzelne ein, und dies hatte ich eine große Befriedigung. Er sprach über den Plan und die [illegible]ung des Theils, so wie über den Zweck des ganzen Theiles, wie ich mir die Dinge bei der Abfassung gedacht hatte, so daß ich beinahe betroffen war. Er sprach also doch von dem Gedanken einmal als Resultat in dem Werke liegen. Ich sprach mit ihm über den Inhalt des Buches während der Abfassung gar nicht. Manchmal, so denke ich gewiß lange nicht gekommen war, empfangen mich mit Enthusiasmus, und suchen hier Liebe, wo dem Dichter zu begegnen, mit ihrer Sehnsucht so wie die Freudigkeit und Wärmekeit der Empfindung zu erwärmen. Auch so productive hat mich, muß ich mir als Wirkung gedacht hatte. Und Personen schreibt man Ihnen, ob es denn wahr sei, daß der Gesellschafter so thätig sei, wie sie sagen. Sie hatten die Sammlung noch nicht gesehen. Einen Brief von einem Arbeiter aus Zofingen lege ich Ihnen bei. Sie mögen mir das bei Gelegenheit wieder zustellen. Sie haben Sie mir auch einige meiner Erfahrungen über das Buch. Es mag Ihnen lieb sein, ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß es doch manchen Ihnen machen wird, wo ich gar noch nicht gewußt habe, mit daß manchen „Höhen-Erlebnisse" anbringen können würde. Ich es kann große Erfahrung, eine Erfahrung ist es, daß Gemeinschaftsgefühl.

[illegible] Er muß nun Mittel genug haben? Ich kenne ihn [illegible], hat [illegible] einmal darüber nachgedacht, ob. Wie so einmal Menschen sorglos, wie sie ins Gastzimmer gehen, sagte sie: „Ich kann nicht aufhören." Niemand konnte sie daraus nun nicht. Wie ihr [illegible] ist wenig Einbildung, kann als meine nicht sagen. Eine allerlei Namen machen allerlei Fragen gehört, warum hat geblieben, warum [illegible], warum bleibt nicht: es war kaum sehr klaren zu [illegible]. Und ich, dieses Freund, Ihnen einen Erklärung machen? Er mir wo ich sie, wenn Ihre gelaufen Wie hat Ihnen nicht [illegible] als Mittlerin war. Eine Mutter, in [illegible] sie, war in Ihnen an Ihrem und Schlimmer nicht, so wichtig entschieden, muß sehen sehen und behaupten gemacht hin, und wenn sie [illegible] Ihnen gegangen machen nahm, und wenn sie hat Ihnen gelebt hätte, so hätte auch ich bestehe, so wie auch Ihnen gemacht. Er war anderst in Ihrem Kreis beschäftigt, und wie Ihnen ihm regierlich. Er kannte [illegible] sagen, will Ihnen sie gehalten, hat nicht. Hier ich Ihnen so Ihnen besser, kann Ihnen ihm hat auch machen einer [illegible] in so [illegible] sehen muß, besonders Er war, daß ich Er es sie Verfassen machen. [illegible] aber Wie über Ihnen, was wenn Sie ich auch Ihren [illegible] ... kann, sie Ihnen gemacht Ihren Mittelfall, hat mit so ist gewissen ich. Sie kannte ich hier schwer leben. Wie haben es so einen Verlauf nehmen, als hätte sie nie Jemanden [illegible], sei sie sei ausfüllt Umgang gefangen hatten, und ich glaube in so Tod. daß, wenn hat [illegible] mit gekommen gehört hätte. Wie andere wenig Freunden gemacht sehr, sie sei [illegible] so Ihnen

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

An M. Burger.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich bin, wie alle Menschen, irrig und schwach
sein, und ich bin gar nicht zufrieden mit meinem
wesen. Ich weiß selber meinen Fehler, aber ich
gar so sehr Recht, wenn es mir Jemand sagt.

Eine hat es mich gelehrt, daß ich mich nicht
lügen, denn es hat in dieser Welt Niemand
sein, weder, wo er sich immer befinden mag, vor
Augenblicken nicht Strenge beobachten würde. Ich
gerne will Ihre Freundin bleiben, weil ich weiß, daß
Sie Ihrer Pflicht bei Ihrem Manne nicht
Sie sind Ihr Gatte, wenn Sie mir Ihre Freundschaft
Sie mir Ihre Liebe widmen, so sagen, daß Sie mich auf
Ihre Liebe verlassen und vergißt haben. Und ich
aufgeregt, weil Sie mir Freundin. Denn gegenüber
sein, weil sie eingewendet sie es Verpflichtung
Sie Ihrem werth zu erhalten. Wenn sie Ihre
es Sie zu bitten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1858.

An H. Kongr.

Kbh. am 1. Januar 1919.

Hvis Udbetalte gennem de sidste to Aar, for de Dage Sygeforsikringen lovmæssig burde, men af en Aarsagen, ikke udbetalt, maa Kassen inden 31. December tilligt de Beløb, som de Syge, for de Dage, for hvilke de maatte have Sygepenge, men ikke har faaet, til Kassen, hvorfra de Penge skulde gives. Er saa ikke sket inden Udløbet af Aaret, bortfalder Ret til Sygepenge for de paagældende Dage. Hvis Kassen, trods paamindelse, ikke har indsendt Opgaven, skal den paagældende Syge selv have Ret til at indsende Opgaven til Kommunen, som derefter skal udbetale Sygepengene, medmindre denne paa Grund af Forsømmelse har tabt sin Ret til Refusion af Udbetalingen. Det bliver Sygekassens Opgave at paase, at Medlemmerne overholder Frister og Betingelser, som ere nødvendige for, at Kommunen kan faa Refusion af de udbetalte Sygepenge. Det er derfor Kassens Pligt at paase, at Medlemmerne overholder de Frister, som ere fastsatte for Indsendelse af Opgaver til Kommunen, og at Kassen ikke selv forsømmer at indsende Opgaverne i rette Tid. Det er derfor Kassens Pligt at paase, at Medlemmerne overholder de Frister, som ere fastsatte for Indsendelse af Opgaver til Kommunen, og at Kassen ikke selv forsømmer at indsende Opgaverne i rette Tid.

Med paa Bestyrelsens Vegne, Ærbødigst

Den kgl. Sygekassetilsyn. Anl. 18. Januar 1919 [illegible]

dem Lichte hinter einem Schirme ſitzend das Politiſche aus der Allgemeinen Zeitung vorleſen ſollte, war es nicht auszuſtehen, wie ſehr man ihr anmerkte, daß ſie gar nichts davon verſtehe. Einmal las ſie gar das Wort „kreirt" (gründet, hervorbringt) einſylbig, wie wenn man die erſte Sylbe in Geige lieſt. Warum haben denn die Zeitungsſchreiber dieſe verruchten Fremdwörter? Abends kam zuweilen ein Freund, aber Abends thaten die Augen am wehеſten, und Nachmittags hatte keiner Zeit. Ich kann die Fortepiano-Übungsſtücke der Kinder des Dampfſchifffahrtsagenten Gerbert, der unter mir wohnt, ſchon auswendig, und weiß, um wie viel Uhr die Nachbarinnen neben mir zu ſingen beginnen werden. Jetzt iſt es etwas beſſer, die Augäpfel ſelber ſchmerzen nicht mehr; aber der Sand iſt noch arg. Ich will daher vorſichtig beginnen, und zwar damit, daß ich Ihnen täglich dreißig Zeilen ſchreibe. Mit der Zeit wird doch ein Brief fertig. — Sonſt müßte ich noch, weiß Gott, wie lange warten.

Die dreißig Zeilen ſind aus.

Fortſetzung am 26. April. Der Arzt duldete nicht, daß ich ſchreibe, es verbot ſich auch ſehr bald von ſelber, da das Übel nicht, wie ich wähnte, im Abnehmen, ſondern erſt recht im Entſtehen war. Die Augäpfel ſchmerzten zwar nicht mehr ſelber, aber deſto mehr die Lider, und heute noch bin ich nicht völlig frei; denn bei längerem Leſen oder Schreiben beginnen die Augen zu ſchmerzen. Es wird nun aber täglich beſſer, und der Frühling wird nicht verfehlen, ſeine Macht auszuüben. Meine Gattin iſt mit mir in faſt gleichem Zuſtande. Nur die Thränen, zu welchen wir jetzt ſo oft Anlaß haben, ſchaden ſehr, und ihr am meiſten, da ſie aus ihren theuren Augen am reichlichſten fließen. Ich muß Ihnen als meinem innigſten Freunde Alles erzählen, was

jetzt in einer Reihe auf uns traf. Am 27. Februar 1858 starb meine Mutter. Der Schmerz war groß, gerecht, aber edel und erhaben. Auch war der Hingang der theuren Mutter in den Gesetzen der Natur gegründet. Im Frühlinge desselben Jahres erkrankte Josephine Stifter bei uns an der Grippe, sie genas, fing wieder zu husten an, und war fünf Monate bei uns krank. Gegen October hin erklärte der Arzt, daß nur Venedig oder Nizza sie etwa noch retten könne. Ich that Alles, um das Geld aufzubringen, sie mit Begleitung nach Venedig schaffen zu können. Ein Verwandter von ihrer Mutter zeigte sich als sehr edelmüthig in der Sache. Er ist Pfarrer zu St. Martin bei Villach. Er war eben in Krumau in Böhmen, Josephinens Schwester Marie bei ihm. Er nahm Josephinen auf der Rückreise mit, und wollte sie nach Venedig bringen. In Klagenfurt hielt sie aber ihre Mutter und ihre verheirathete Schwester, deren Gatte Arzt ist, zurück, da sie sie als hoffnungslos erkannten, und am 5. März starb sie. Früher schon starb mein Freund Gartner in der Blüthe der Jahre. Anfangs März starb Josepha Mohaupt, die Nichte meiner Gattin und Schwester meiner Ziehtochter Juliana, in ihrem 22. Jahre am Typhus in Wien. Am 21. März entfernte sich Juliana Mohaupt, meine Ziehtochter, heimlich von unserm Hause um $6^3/_4$ Uhr Morgens, ohne einen uns bekannten Grund, alle Nachforschungen blieben bis gestern vergeblich. Gestern erhielten wir die amtliche Nachricht, daß ein weiblicher Leichnam bei Gusen oberhalb Mauthausen von der Donau ausgeworfen ward. Die Beschreibung des Körpers, so wie die der Kleidung paßt ganz genau auf Juliana. Unsern Zustand kann ich Ihnen nicht schildern, vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Thatsache anzeigen. Sie ist 18 Jahre alt geworden, und hat

allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimniß. Daß ich bei solchen Umständen nicht arbeiten (dichten) konnte, ist klar. Josephinens Krankheit schon störte mich ungemein; aber im Winter hätte ich ohne diese langwierige Augenentzündung (sie ist die sogenannte militärische oder egyptische Augenentzündung, und Ärzte können Ihnen sagen, wie hartnäckig dieses Übel ist) doch noch Alles zu Stande gebracht. Allein meine Krankheit und das jetzige entsetzliche Unglück machen eine Pause nothwendig. — Ich beklage es tief, daß ich Ihnen, der so lieb und gut gegen uns ist, nicht Wort halten kann, ich hätte es diesmal um jeden Preis eingehalten — aber es war unmöglich. Ich klagte neulich der Frau von Binzer und der Gräfin Revertera unter Thränen dies mein Leid, das ich gegen Sie habe, worauf die Frau von Binzer sagte, ich würde, wenn der erste Schmerz vorüber wäre, noch besser dichten als bisher. Damals wußten wir das Äußerste noch nicht. Es mag wahr sein, daß die Muse mir treu bleibt, wenigstens habe ich jetzt außer einer geliebten Gattin und einigen treuen Freunden niemand mehr als sie, und ich fühle, ich werde mit aller Kraft meines Herzens zu ihr fliehen, und ich fühle auch, sie wird mich trösten. Den Schaden, welcher aus der Verzögerung entsteht, trage ich, ich trage ihn gerne, da er doch nur der Verlust einer Sache ist. Wir werden zu seiner Zeit darüber sprechen. Etwa kann ich Ihnen im Herbste das Manuscript geben. In 3—4 Wochen werde ich es Ihnen bestimmt sagen können, da ich dort wohl genauer über mein Inneres werde urtheilen können. An der Welt im Großen habe ich Ekel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, theurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie

es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist, wenn jemand ein frembes Kind bei sich hat, und dasselbe so thut, wie unsere Juliana. Wenn Sie ein böses Wort über uns hören, so sagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entferntester Hinsicht an diesem Ende schuld sind. Juliana hat nur Gutes bei uns genossen, und hat, seit sie anfing die Schule zu besuchen und zu Hause Unterricht erhielt, aus Grundsatz nie eine körperliche Strafe erhalten, ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Rose, und hätte nach ihren Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Weshalb sie ihr guter Engel so weit verlassen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht.

Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt schließt beide das Grab ein. — Gott hat es so gefügt, wer weiß, wozu es gut ist. Schreiben Sie mir doch bald einige Zeilen.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 6. Mai 1859.

Sie werden den Grund ersehen, weshalb ich Ihnen Ihren so lieben und gütigen Brief erst jetzt beantworte, wenn Sie folgende Zeilen werden gelesen haben. Uns haben in der letzten Zeit schwere Unglücksfälle getroffen. Ende Februar starb die Nichte meiner Frau und Schwester unserer Ziehtochter **Josepha Mohaupt**, 22 Jahre alt, in Wien am Typhus. **Am 5. März starb in Klagenfurt unsere zweite Ziehtochter Josephine Stifter an Tuberkeln.** Am 21. März um 6¾ Uhr Morgens ging unsere erste Ziehtochter Juliana Mohaupt, die Sie kennen, aus unserer Wohnung, und erschien nicht wieder. Am 25. April erhielten wir die Beschreibung ihrer Leiche, die bei St. Georgen oberhalb Mauthausen an dem Donaustrande am 18. April gefunden worden war, nachdem sie laut ärztlichen Ausspruchs 3—4 Wochen im Wasser gelegen war. Das arme Mädchen war 18 Jahre alt. Fast mit Sicherheit hegen wir die Vermuthung, daß sie ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hat, weil sie einen Zettel hinterließ, auf dem stand: „Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst.“ Ihre Mutter aber ist seit 15—16 Jahren todt. Es kann aber auch sein, daß sie im Irrsinn verunglückte. So weit nämlich bis jetzt unsere Forschungen reichen, die ich unausgesetzt überall, wo ich die geringste

Auskunft hoffen kann, anstelle, dürfte eine Übersetzung der Menstruation ins Gehirn die Ursache sein. Wir ahnten nicht das Gerin[illegible]e davon. Ihre verworrenen Handlungen in den letzten Stunden, bevor sie fort ging, erfuhren wir erst, da sie schon fort war; kleine Anzeichen, die in unserer Gegenwart vorfielen, verstanden wir nicht. Das Mädchen hatte sich in dem letzten Jahre sehr rasch entwickelt, war sehr üppig geworden, und viele nannten sie schön. Sie war bis etwa 18 Stunden vor ihrem Fortgehen sehr fröhlich, ja lustig, tanzte, sang, deklamirte im ganzen Hause, ja oft im Vorhause und auf der Stiege. Um so weniger konnten wir so etwas ahnen, und doch machen wir uns jetzt die bittersten Vorwürfe, daß wir das Unglück nicht zu verhüten gewußt haben. Sie hätte einem glücklichen Lose entgegen gehen können. Wir behandelten sie gut, sie bekam nie eine Strafe als nur Ermahnungen bei ihren Fehlern, und sie selber freute sich oft kindisch über manches, was sie bekam, oder was ihr in Aussicht stand. Sie war auch sehr gesund, nur eine tiefe, lebhafte Röthe überkam oft ihr Angesicht, was wir auf Rechnung ihrer Jahre und Entwicklung schrieben. Auf der Reise nach Triest hatte sie in Graz eine kleine Halsentzündung, wo sie ärztlich behandelt wurde. Es behob sich aber sogleich wieder. Das war in den zwölf Jahren, die sie bei uns war, ihre stärkste Krankheit. Sie können denken, theure Freundin, wie wir, durch die frühern Todfälle schon erschüttert, Juliens Fortbleiben mit steigender Unruhe empfanden, und wie wir durch die Gewißheit ihres Schicksals zerschmettert wurden. Ich suchte meine arme theure Gattin zu trösten, und hatte selber keinen Trost. Die ersten Nächte brachten keinen Schlummer, und der Tag keine Ruhe. Göthe's Worte aus Iphigenia kamen bei uns in Erfüllung

„unaufhörliche Betrachtung des Geschehenen". Wir sammelten uns aber doch, wie es Menschen ziemt, und suchen nun das Unabänderliche mit Gottergebung zu tragen, wie ja zuletzt einzig durch das Vertrauen, das wir stets zu Gott hatten, Trost in unser Herz kam. Wir beschlossen, unser Leben, so lange es Gott vereint läßt, einsam ohne Ziehkinder hinzubringen, und uns gegenseitig das Einzige zu geben, was uns noch beglücken kann, ungeschmälerte, ungetrübte Liebe und wechselseitige Eintracht bis zum Tode. — Sie werden begreifen, daß ich nicht schreiben konnte, selbst dieser Brief hat mich wieder auf's Tiefste angegriffen; aber Ihnen, unserer liebsten Freundin, mußte ich die Thatsache melden. Wir sehnen uns sehr nach Ihrem Umgange; aber wir haben durchaus keine Stimmung zum Reisen, am liebsten sind wir in unsern vier Wänden. Könnten Sie nur bald einmal zu uns kommen; aber nicht auf der Eisenbahn, auf ihr geschahen bisher öfter Unfälle, und wir sind in unserem Zustande sehr ängstlich. Senden Sie doch bald Ihre Schriften, und recht bald einen Brief. Ich kann heute über gar nichts Anderes schreiben.

Die innigste Liebe und Freundschaft senden wir Ihnen beide.

An M. Tenger.

Linz, am 11. Juli 1859.

Vielfache Geschäfte und eine sehr trübe Stimmung über den traurigen Tod meiner Ziehtochter hinderten mich an Sie zu schreiben. Ich wartete auf Zeit und bessere Stimmung, da ich Ihnen Vieles und Freundliches berichten wollte; aber auch heute ist es nicht besser, als es früher war. Zu meinen schmerzlichen häuslichen Verhältnissen gesellt sich der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten. Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden, und wird es gedemüthigt, so lebt und glänzt in ihm doch das Bewußtsein des Rechtes, und von den natürlichen Helfern verlassen worden sein, ist endlich, falls es geschieht, doch um sehr vieles tröstlicher, als einer der Verlasser zu sein: aber Deutschland, das Land meiner Liebe und meines Stolzes, betrübt mich tief. Es sollte nicht eine Stimme in demselben geben, welche nicht mit Entrüstung gegen Lüge und Unrecht spricht, es sollte nicht ein Arm sein, der sich nicht dagegen erhebt. Recht und Sitte ist das Höchste der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutsche Volk das erste an Geist und Seele ist, sollte es stets an der Spitze stehen von Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, so wie sie die höchste Macht haben, sollten auch die Höchsten sein in Wahrung von Recht und Sitte. Wären sie es bei allen Völkern der Welt, dann stünden sie unerschütter-

lich, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Menſch dürfte ohne Erröthen ſich das Beiwort vernünftig beilegen laſſen. Jenes Scheuſal Krieg aber, wenn es ſo leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham ſein Haupt vor der Menſchheit, die ſich vernünftig ſchilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeekelt, und dies Europa ſteht an Geſittung an der Spitze der Welt. Gebt ihr vor, ſage ich, daß Vertheilung von Regieren und Macht nicht geordnet iſt, ſo erzieht das menſchliche Geſchlecht, welche Erziehung euere Pflicht iſt, und das Widrige wird ſich regeln, was ihr jetzt mit Zank und Gewalt zuſammenfügt oder zerreißt, wie eben die Leidenſchaft eingibt. Und Deutſchland — ſoll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geiſt und Macht ſtehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefſinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, ſoll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerſchellt an der Uneinigkeit ſeiner Glieder? Es wäre entſetzlich. Wenn Germanenthum die Kleinode der Menſchheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was ſoll dann geſchehen? Die ſich die Erzieher der Menſchen brüſten, ſind ſelber nie erzogen geweſen — die einſt Großes in Schönheit und Adel geleiſtet, ſind verkommen, und andere, durch Jahrtauſende in Barbarei geweſen, laſſen das baldige Ende derſelben und das Entſtehen ihres Gegentheils nicht ſo bald hoffen. Was ſoll geſchehen? Wer die Verhältniſſe der Menſchheit im Großen und nach der einzigen Richtſchnur, die Gott gegeben, nach dem Gewiſſen ſieht, der wird unpraktiſch oder Doctrinär, Idealiſt ꝛc. genannt, da die andern ſchwach, ſelbſtſüchtig und meiſt auch thöricht ſind, und meinen, durch Pfiffe ſei man ein gemachter Mann. — Doch enden wir von

dieſen Dingen! Sehen wir noch zu, wie man ſich in gefahrvollen Zeiten, wie die Schwäche immer thut, die Sünden vorwirft, zu dem Rechten nicht kommt, durch ungeheueren Schaden ſich endlich hilft, und dann in der Ruhe die Sünden doch nicht verbeſſert, die reichlich auf allen Seiten ſind.

Ihre Schriften folgen mit dieſen Zeilen. Ich verſchob die Sendung von Tag zu Tag, weil ich Ihnen ſehr Vieles ſchreiben wollte. Heute ſende ich die Papiere, ſchreibe auch, ſchreibe aber zu wenig, und ganz anderes, als ich eigentlich wollte. Klopfen Sie denn heuer nicht auch einmal eines Abends an unſere Thür, damit Alles mündlich verhandelt werden könnte?

Leben Sie ſo wohl, als es die Gegenwart verſtattet, melden Sie dem befreundeten Hauſe in Berlin, in welchem Sie ſich eben befinden, jedes Freundliche von mir, und ſeien Sie von meiner Gattin herzlich gegrüßt.

An Auguſt Piepenhagen.

Linz, am 11. Auguſt 1859.

Entſchuldigen Sie einen Ihnen ganz fremden Mann, der es wagt, Sie mit dieſem Schreiben und einer Bitte zu beläſtigen. Ich bin der Vorſtandſtellvertreter des hieſigen Kunſtvereins, deſſen Vorſtand der Abt von Schlägel iſt. Sie haben ein Landſchaftsgemälde eingeſendet, welches mir ſo gefällt, daß ich mich kaum von ſeinem Anblick trennen zu können glaube. Meine

Gattin ist ebenfalls so entzückt darüber, daß wir schon manche Stunde vor diesem Bilde saßen. Ich wollte großer Auslagen halber, die uns gerade jetzt trafen, heuer kein Bild kaufen, was ich sonst doch fast jährlich that. Aber dieses Bild spricht so sehr zu meinem Gemüthe, daß ich es zu besitzen wünsche. Die Auslagen jedoch, deren ich erwähnte, zwingen mich zu einer Bitte, nämlich, daß Sie zugeben, daß ich Ihnen den Preis in vier Monatsraten (vom 1. September angefangen) sende. Ich trage dafür die in unseren Vereinsstatuten für den Ankauf eines Bildes dem Künstler auferlegten Gebühren, und bin, falls Sie es wünschen, zu einem größeren Kaufpreise des Bildes bereit, den Sie mir gefällig nennen wollen. Es war mir schwer, diese Bitte zu thun; allein der Zauber, den das Bild auf mich übt, und der Umstand, daß Werthpapiere, die ich besitze, in der gegenwärtigen Zeit ohne großen Verlust nicht in Geld umzusetzen sind, bestimmten mich endlich doch dazu. Sie mögen nun meine Bitte gewähren oder nicht, so ersuche ich um Geheimhaltung derselben. Geben Sie mir gütigst in einigen Zeilen eine freundliche Antwort.

Ihr Bild, welches so auf eine mir nicht empfindliche Art in meinen Besitz käme, wäre in nicht ganz unwürdigen Händen. Ich bin in Oberplan im südlichen Böhmen geboren, nicht weit von den schönen, ernsten Linien und den ruhigen, dämmerigen Farben des Böhmerwaldes. Mit Gefühl für landschaftliche Schönheit von Gott begabt, schaute ich schon als Knabe so oft auf die schönen Waldbänder meiner Heimath. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Studien in die Abtei Kremsmünster, deren Fenster auf die norischen Alpen schauen. Ich durchstreifte diese Gebirge in meiner Jugend weit und breit, und so entstand aus der Liebe zur Natur endlich auch ein Verständniß derselben,

und in Folge deſſen Studien über bildende Kunſt, namentlich über Malerei, und in dieſer vorzüglich über Landſchaftsmalerei. Ich habe dieſe Studien über dreißig Jahre betrieben, und darf wohl ſagen, daß ich nicht ungeübt in Beurtheilung des künſtleriſchen Werthes von Gemälden bin. Ich kenne Sie ſchon gegen zwanzig Jahre. Ich lernte Sie durch kleine Bilder, die Sie auf einer Wiener Ausſtellung hatten, kennen und lieben. Seitdem verlor ich Sie nie aus den Augen, obwohl ſich ſelten Bilder von Ihnen nach Öſterreich finden. Ihre Gemälde ſind unvergleichlich an Stimmung. Im zarteſten Dufte ihrer Ganzheit ſchweben ſie vor den Augen, jedes Marktſchreien vordrängender Wirkungen verſchmähend, aber dafür jeden innigen Zwiſchenton, welchen die Natur befiehlt, getreulich bringend. Vorzüglich ſchön erſchienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Vor langer Zeit glaubte ich einen kleinen Fehler der Mache an ihnen zu entdecken, nämlich ein klein zerbröckeltes Auftragen der kleinen Stellen. Später fand ich hievon keine Spur mehr. Das Bild, von welchem ich hier rede, iſt im Gegentheile in breiten, wunderſchönen Flächen vorgetragen. Wenn ich, wie ich vorhabe, im nächſten Frühlinge nach Prag komme, ſo müſſen Sie wohl erlauben, daß ich Ihnen ein Stündchen läſtig bin, da es natürlich iſt, daß man wünſcht, den Mann zu ſehen, deſſen Werke man liebt.

Ich muß zum Schluſſe noch eine Bitte anfügen, die Sie aber unter keinem Umſtande abſchlagen dürfen. Senden Sie uns öfter Werke Ihrer Hand zur hieſigen Ausſtellung. Iſt Oberöſterreich auch klein, und Linz gegen Prag unbedeutend, ſo ſind doch einige Männer hier, welche Ihren Werth vollſtändig zu würdigen wiſſen, und es ſind mehr Kunſtfreunde in dem Lande,

als man vermuthen ſollte, und der Verein iſt in erfreulichem Aufblühen. Ich kann faſt mit Gewißheit ſagen, daß Ihre Bilder im Lande bleiben werden. Unſer Verein iſt der erſte, welcher ſich zur Aufgabe geſtellt hat, eine Landesbilderſammlung anzulegen. Wir haben hiezu bereits ein Gemälde von Hermann Mövius in Düſſeldorf um 1500 fl. CM. gekauft. Es war auf der allgemeinen Ausſtellung in München(von uns geſandt) und hat uns höchſt anerkennende Rückäußerungen eingetragen. Vielleicht haben Sie manches in Ihrem Arbeitszimmer, das uns noch für dieſen Sommer höchſt erwünſcht wäre. Senden Sie es uns. Wir halten die Ausſtellung bis November offen.

Verzeihen Sie meine Anmaßung, und ſchreiben Sie dieſelbe dem Verlangen zu, ein Werk von Ihnen zu beſitzen, das auf mich einen ſo tiefen Eindruck macht.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 24. Auguſt 1859.

Es iſt ein ziemlicher Zeitraum verfloſſen, in welchem wir uns nicht geſchrieben haben. Die Umſtände unſerer beiden Lebensbahnen haben es für dieſen Zeitraum ſo gefügt. Sie ſind in ein glückliches Verhältniß mit einer blühenden, geliebten Gattin getreten, und ſind von dieſem Verhältniſſe erfüllt worden; ich habe ſehr Betrübendes und Erſchütterndes in der letzten Zeit erfahren, und bin, in mich zurückgedrückt, weniger mittheilſam geworden. Auch

erſchien mir Ihr Brief, der die Mittheilung meiner traurigen Erlebniſſe beantwortete, weniger herzlich als die früheren. Das wird aber nur in der erregten Stimmung meiner Nerven gelegen geweſen ſein. Es ſoll zwiſchen uns keine Lauigkeit eintreten, das wäre nicht recht. Sie brauchen neben Gattin und ſelbſt Kindern, wenn ſie Ihnen Gott ſchickt, noch Freunde, und einen im wahreſten und aufrichtigſten Sinne haben Sie an mir: und ich bedarf jetzt in meiner vereinſamten Lage noch mehr als je der Theilnahme, und es würde mich ſehr ſchmerzen, wenn Sie mich über Ihre Gattin vergäßen. Sind Ihnen die Ihrigen das Nächſte, ſo iſt das nur billig, in einem weiteren Kreiſe ſtehen aber dann auch die, welche Ihnen von früheren Zeiten her verbunden ſind und nach Ihnen blicken.

Ihr Freund, Dr. (ich bitte ſchreiben Sie mir ſeinen Namen, ich habe ihn zu meinem großen Ärger ſchon zweimal vergeſſen), hat mir geſagt, daß Sie ſich wohl befinden, und daß Ihnen Gott einen Nachkommen beſcheren wird. Beides freut mich innig, und ich gönne Ihnen das beſte Glück. Wie ſehr es mich freute, daß Ihr Freund eigens mit dem Dampfwagen von Wien nach Linz fuhr, um mich zu beſuchen, kann ich Ihnen kaum ausdrücken. Jetzt, da zwei blühende Leben, welche beſtimmt waren, mein Alter zu verſchönern, ſo ſchnell hinweggenommen wurden, und das eine auf ſo entſetzliche Weiſe, berührt mich jede Annäherung und Zuneigung deſto inniger, und auch meine Gattin lebt aus ihrer kummervollen Zurückziehung etwas auf, wenn uns von außen her Zeichen der Anhänglichkeit kommen. Dies wird erhöht durch die große Bedeutſamkeit, die Ihr Freund hat. Wir haben manche Stunden mit einander zugebracht, die ich meinerſeits zu den erquickendſten rechne. Hätte ich doch ſolche Männer in

meinem nächſten Umgange. Grüßen Sie ihn recht herzlich von mir und meiner Gattin, und ſprechen Sie ihm noch einmal meinen Dank für ſeine Güte aus. Von ihm habe ich erfahren, wie ſchön das Schillerbild iſt, und mit welchem Rechte es Ihnen Freude macht. Die Kunſt gehört recht eigentlich zu den Freundinnen des reiferen Alters, und ſie iſt, ungleich andern Göttinnen, ſo feſt geartet, daß ſie auch den Greis nicht verläßt, und ihn bis zum Thore ſeines Abſchiedes an der Hand hält. Ich glaube, daß Sie ſich ehren, wenn Sie Geiger ehren, und Geiger darf ſich auch glücklich achten, ſolche Werke in Ihren Händen zu wiſſen. Die Muſe beſucht verſchiedene Behauſungen, ſie geht zuweilen in Paläſte, und ſehr oft in beſcheidene Bürgerwohnungen. Sie haben mir in einem Ihrer früheren Schreiben verſprochen, daß Sie uns im Sommer das Bild zu der hieſigen Ausſtellung ſenden werden. Wir haben heuer die Ausſtellung viel ſpäter eröffnen können, weil uns die Bilder von andern Ausſtellungen, namentlich von Prag, wo ſich ebenfalls die Sache verſpätet hatte, ſpäter als gewöhnlich zukamen. Wenn Sie uns jetzt ſo bald als möglich das Bild ſchicken, thäten Sie uns, und beſonders mir, einen Gefallen. Die Speſen trägt der Verein. Beim Aus- und Einpacken werde ich gegenwärtig ſein. Ich wünſchte auch für Geiger einen Aufſatz in die Allg. Zeitung ſetzen zu können, wobei ich, wenn Sie nichts dagegen haben, auch Ihres ganzen Unternehmens Erwähnung thun möchte. Mir thut Erhebung durch die Kunſt ſehr noth, daher ich nach dem Bilde großes Verlangen trage. Sind dieſe Bilder nicht auch ſchon ein kleiner Anfang eines Nachſommers? Und könnte nicht Maróth auch einbezogen werden? Auf unſerm Verein iſt eine entzückende Landſchaft von Piepenhagen aus Prag. Ich hätte mich unglücklich

gefühlt, wenn ich mich von diesem Bilde hätte trennen sollen. Es ist, man könnte sagen, die reizendste Süßigkeit in diesem Bilde. Ich schrieb daher an Piepenhagen, daß ich das Bild haben müsse, daß ich aber die 100 fl., welche es kostet, nicht bereit habe, und sie ihm in vier Monatraten schicken werde (ich war in der That auf keinen Bilderkauf bedacht), er antwortete sehr freundlich und freudig, es scheint dieser närrische Fall eine Freundschaft zwischen ihm und mir anzubahnen, ich verfolge seine Leistungen schon seit zwanzig Jahren, er schien mir damals schon sehr bedeutend, und jetzt ist er einer der bedeutendsten, ja größten — und nun komme ich in Briefwechsel mit ihm. — Er schreibt, er möchte so malen können, wie ich schreibe, und läßt den Wunsch blicken, daß er mir alle seine Studien und Skizzen vorlegen, und mich um mein Urtheil bitten möchte. Ich bin sehr bereit dazu, und ich glaube, er wird nichts dagegen haben, wenn ich ihn bitte, daß ich Ihnen diese Sachen auch auf ein paar Tage senden dürfe. Vielleicht verzaubert er Sie auch, daß Sie etwas ausführen lassen. Er ist in seinen Forderungen äußerst billig, so wie der eben so bedeutende Mövius in Düsseldorf, dessen großes Bild „Seesturm mit Felsen", welches der hiesige Verein für die beabsichtigte Landesbildersammlung gekauft und mit großem Beifalle auf der allgemeinen Münchner Ausstellung gehabt hatte, vor kurzem vom österreichischen Vereine zur Ausstellung verlangt wurde. Ich bedaure sehr, daß es mir bei der Inhaltfülle der Gespräche, die Ihr Freund bei seinem neulichen Besuche aufbrachte, nicht einfiel, ihm dieses Bild zu zeigen. — Piepenhagen wird wie Mövius von nun an jährlich unsere Ausstellung beschicken. Er hat mir selbst für heuer noch ein Bild zugesagt, das wahrscheinlich der Verein kaufen wird. Auf Ihr Göthebild

von Geiger bin ich sehr gespannt. Nach der Erzählung Ihres Freundes hat sich Geiger eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Aufgefallen ist mir sehr, daß das Göthezimmer nicht nach der Wirklichkeit genommen ist — nach meiner Meinung thut das dem Gemälde sehr Eintrag. Ein Ding, dessen Wirklichkeit so sehr bekannt ist, verliert an Wahrheit, sobald es ein Phantasiestück ist, es ist fast so, wie wenn ein Mann aus der Gegenwart in Phantasiekleidern auf dem Theater aufträte. Dieser Umstand, fürchte ich, wird weh thun, und gerade um so mehr, je herrlicher das Bild ist. Zu dem künstlerischen Anbetrachte kommt auch noch einer der Verehrung gegen Göthe. Wie würde es jeden freuen, zu wissen, so war es wirklich bei Göthe, zumal wenn, wie ich vermuthe, und wie es trefflich wäre, Sie die Bilder im Stiche verbreiteten. Wenn Geiger meine Meinung theilt, und ich hoffe es fast, so wäre ja ein Ausflug nach Weimar bald gethan, dort wird er freudig aufgenommen werden, und die Veränderungen in seinem Bilde wären dann ja auch nicht so schwierig. Ihr Freund sagte mir, daß die Skizze zu dem Bilde wunderschön sei, ich hoffe es doch einmal sehen zu können. Sie müssen über meinen unbefugten Rath nicht böse sein. — Nun auch etwas von mir. Ich hatte über meine Augen manchen betrübten Gedanken. Sie blieben, selbst als schon jeder Schmerz und jede Unbequemlichkeit geschwunden war, immer schwach, und wenn mir bei Gelegenheit Dinge, welche ich vor einem Jahre noch recht tüchtig ausführen konnte, mißlangen, z. B. einen entfernten weißen Punkt sehen, jemanden in einem gewissen Abstande erkennen, sehr kleine Buchstaben lesen ꝛc., so erschrack ich und meinte, es sei übel mit mir, und gehe abwärts; jedoch längere Beobachtung hierin lehrte mich, daß es vorwärts geht, ich kann ausführen, was ich vor mehreren

Wochen noch nicht konnte, und das Auge erinnert mich immer weniger an ſein Daſein. Nur wird mir noch immer Schonung empfohlen, und ich folge. Sobald beim Leſen oder Schreiben oder Zeichnen (am leichteſten iſt das Malen) die Augen ſich angeſtrengt fühlen, höre ich auf, und ſo hoffe ich durch Ausdauer und einige Vernunft das Übel zu beſiegen, welches Endziel mir auch die Ärzte voraus ſagen. Was mein Gemüth anlangt, ſo iſt wohl der erſte Schreck, und der hierauf folgende große Schmerz über die unglückliche Todesart meiner Ziehtochter Juliana der Vernunft und dem Vertrauen, daß Gottes Fügungen ſtets das Weiſeſte ſind, gewichen, wir ſind beide ruhig; aber eine ſtille Trauer und ſchweigender Ernſt liegt über unſerm Leben. Das Mädchen hatte ſich ſehr entwickelt, es verſprach trotz mancher Fehler, wie ſie ja alle Kinder haben, doch einmal die Freude unſeres Alters zu werden, und wir wiſſen erſt jetzt, da wir ſie verloren, wie lieb wir ſie gehabt haben. Darum wird die Lücke wohl lange ſichtbar bleiben. Das iſt aber nicht das Übelſte, und iſt eigentlich Selbſtſucht; aber etwas anderes reicht tiefer: einer natürlichen Todesart gegenüber kann man ſich fügen, und ſich in ein holdes Andenken vertiefen; ein ſelbſt gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das ſich nicht verwiſcht, und das deſto ſchattenhafter gegen uns tritt, je näher und theurer uns der Unglückliche war. Nur daß hier die äußerſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß keine böſe Leidenſchaft, ſondern körperlicher Antrieb in Folge plötzlich und heftig geſtörten Geſchlechtslebens die Urſache ſein mag (eine weitere konnten wir bisher durchaus nicht auffinden), mildert die Sache einigermaßen; dieſer Milderung aber, welche den Tod gerade ſo wie einen durch Krankheit erfolgten anſchauen läßt, ſteht wieder die Frage entgegen: warum

haben wir das nicht zu rechter Zeit erkannt? warum haben wir die seltsamen Handlungen, welche der That unmittelbar voran gingen, und die uns jetzt so klar sind, nicht verstanden? Ist dies nicht doch Fahrlässigkeit, und hätte nicht leicht geholfen werden können? Diese Gedanken nagen oft bitter. Auf die Heilkraft der Zeit hoffen wir beide; aber es dürfte wohl durch den ganzen Rest unseres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler ist, als er sonst gewesen wäre, selbst wenn wir von Anbeginn allein gestanden wären. Dessenungeachtet soll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müssen wir uns fügen. Ich habe meine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufgenommen, nur mag jetzt wohl Alles ein wenig ernster und strenger ausfallen als sonst; das ist aber gewiß: Arbeit trägt zur Ruhe am meisten bei, besonders geliebte Arbeit. Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen, so lange es menschliche Einrichtung ist, dies nie vermieden werden kann; aber aufreibend bleibt es immer, und wird es für warme und wohlwollende Gemüther mehr als für andere. Vielleicht darf ich jetzt nach der düstern Zeit auf einige heitere Jahre zählen, und dann soll mich frische Thätigkeit an dieses Ziel bringen. Die zwei letzten Jahre oder eigentlich 1½ haben mich wieder weiter davon gebracht. Witiko werde ich Ihnen gewiß im Winter übergeben können. Könnten Sie mir denn zum Behufe des Zawesch nicht irgendwo die Reimchronik von Ottokar von Hornek auftreiben? Ich würde sie sogar kaufen, kann sie aber nicht erfragen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 1. September 1859.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr Schreiben vom 19. August. Sie haben mir durch Annahme meines Vorschlages eine große Freude gemacht, die noch dazu eine ist, die, ungleich so mancher anderen, die uns treulos verläßt, bis an das Lebensende ausharrt. Die Kunst bereitet dem, der sie zu lieben versteht, ein unwandelbares Glück, und Gott hat mir die Gabe gegeben, das Schöne zu lieben, und mich daran auf's Tiefste erfreuen zu können. Ihr schönes Bild wird bei mir bleiben, so lange ich lebe, und ich werde sorgen, daß es nach meinem Tode in Hände kommt, die es achten; denn nichts ist mir so verhaßt, als wenn ein Kunstwerk sich vor tauben Ohren und blinden Augen befindet; das heißt recht eigentlich Perlen vor die Säue werfen. Mit mir stimmt meine Gattin auf das Innigste überein, sie ist von Ihrem Bilde entzückt, und dankt Ihnen auf das Wärmste dafür. Wir berathen schon angelegentlich den Platz, an dem es hängen soll.

Wenn Ihnen meine Schriften einiges Vergnügen bereiteten, so freut mich das sehr. Sie wollen keinen Anspruch auf Dichterruhm oder dergleichen machen; denn, aufrichtig gesagt, ich verachte ein so eitles Streben; aber sie hatten einen edleren Zweck, das Reich des Schönen und Hohen, wovon ein kleiner Theil in meinem Gemüthe wohnt, auf der Erde ausbreiten zu helfen.

Und darum erfreut es mich immer, wenn in einem Geiste, der reicher an Schönheitsgefühl ist als meiner, diese Schriften einigen Anklang erregen; denn es ist mir dann ein Beweis, daß mein Zweck nicht ganz verfehlt worden ist. Wenn Sie sagen, daß Sie so möchten malen können, wie ich schreibe, so kehre ich die Lanze um, und sage: Ich möchte so schreiben können, wie Sie malen. Aber beide können wir nicht, was der andere kann, und müssen es dulden, aber beide gehören wir doch zusammen. Wir gehen gleiche Wege, nämlich ein Höchstes der Menschheit (das ist der Schönheitssinn unstreitig) fester gründen und einpflanzen zu helfen. Dadurch wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werde, daß sich seine Stirne kläre, und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat, und die er noch so oft durch niederes Streben trübet.

Sie schreiben, daß es Ihnen lieb wäre, wenn Sie Ihre Studien und Skizzen zu meiner Ansicht stellen könnten, um mein Urtheil zu wissen. Thun Sie es, senden Sie mir einen Theil, und ein anderes Mal einen anderen Theil. Ich werde das Gesendete unversehrt und bald wieder zurückschicken, und Ihnen ausführlich schreiben, was ich über die Sache denke. Nehmen Sie dann mein Urtheil als das eines einzelnen Mannes, welcher sich vielfach irren kann, und dessen Urtheil durch die Urtheile Anderer ergänzt werden muß. Wie sich ungefähr mein Auge gegen landschaftliche Natur verhält, werden Sie aus meinen Schriften ersehen haben, und wie weit ich über künstlerische Behandlung reden kann, werden Ihnen die meinen Urtheilen beigegebenen Gründe klar machen, welche Gründe, wo sie falsch sind, Ihre bessere Einsicht berichtigen wird. Eines kann ich mit Gewißheit verbürgen, daß ich mit Liebe die Sache anfassen

werde. Es würde mir eine Freude sein, einen Mann, den ich schon so lange achte, in seinen Werken noch genauer kennen zu lernen, und wenn ich ihm auch durch meine Urtheile keinen wesentlichen Dienst leisten kann, da seine Kunsteinsicht natürlich die meinige übertreffen muß, so dürfte doch die Anerkennung eines Mannes, dessen Auge nicht blind für die Herrlichkeit der Natur ist, und dessen Gemüth sich vor ihrer Pracht nicht verschließt, seine Bescheidenheit mildern, und zu einem erneuerten Schwunge und zu neuen Schöpfungen mithelfen. Vielleicht dürfte auch manchem meiner Freunde hiedurch die Freude werden, daß er sich nach einer Ihrer Studien ein Bild von ihnen bestellen könnte, zu dem er sonst nicht käme.

Daß Sie unserem Vereine auch ein Bild in Aussicht stellen, freut uns alle, nur wäre die Freude noch größer, wenn die Aussicht schon Gewißheit wäre. Das Bild wird ohne Zweifel hier bleiben.

Senden Sie uns doch öfter etwas, senden Sie uns so große Gegenstände, als Sie wollen. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich die Achtung, die ich schon so lange vor Ihren Arbeiten habe, auch einmal auf Grundlage von mehreren Werken von Ihnen in der Allgemeinen Zeitung, mit der ich gelegentlich in Verbindung bin, niederlegen könnte. Wenn Sie auch derlei nicht wünschen, so wünschen es doch Ihre Freunde, denen eine Anerkennung für Sie wohl thut. Ich sende anbei eine kleine Besprechung Ihres Bildes in der hiesigen Landeszeitung.

Nebstbei folgt auch der erste vertragsmäßige Betrag. Mögen Sie diese Zeilen in bester Gesundheit und in bestem Schaffen treffen.

An Julian Heckenast.

Linz, am 11. September 1859.

Ihr Schreiben vom 7. d. M. hat mich sehr erfreut. Wenn irgend jemand, selbst Mitglieder Ihrer Verwandtschaft nicht ausgeschlossen, Antheil an dem holden Ereignisse in Ihrer Familie nimmt, so sind wir es. Sie kennen den Umfang Ihres Glückes kaum; was Sie und Ihre liebe Gattin jetzt empfinden, ist erst nur Vater- und Mutterinstinkt; wenn aber das liebliche Geschöpfchen, vielleicht in Gesellschaft von noch mehr Geschwisterchen, heran wachsen wird, wenn sich der Mensch in den Kleinen entwickelt, und wenn, was das Entzückendste am menschlichen Geschlechte ist, sich Sitte und Güte in den jungen Gemüthern darstellt, dann werden Sie erst wissen, was Vater-, was Mutterseln heißt; die Liebe eines lebendigen Wesens wird zur Liebe des Menschen, und die höchsten Freuden desselben sind wohlgerathene Kinder. Dies weiß ich an meiner theuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies sagt mir die Verödung und Vereinsamung, in der wir uns jetzt befinden. Diese Einsamkeit läßt uns unsere Freunde nur noch mehr lieben, und Sie gehören nach meinen Geschwistern zu den nächsten in unseren Gefühlen. Da ich kinderlos sterben muß, so sind die Kinder meiner Freunde die meinigen, und ich denke jetzt schon bei meinen Arbeiten, ob sie nicht einmal Ihren Kindern mehr zu

Gute kommen könnten, als jetzt Ihnen und mir, und ich denke jetzt schon, daß ich einmal Ihrem Mädchen, dessen Namen Sie mir wohl bald mittheilen werden, wenn es erwachsen ist, ein Schmuckstück meiner Frau, die es ihm schenkt, umhängen werde, mit den Worten: „Trage das zur Erinnerung an einen Mann, der deinen Vater sehr geliebt hat, und an eine Frau, die ihr Leben lang gut und rechtschaffen gewesen ist, und sei so gut und rechtschaffen wie sie. Wenn du viel Schöneres bekommen wirst, so halte dies Ding doch immer in Ehren, das wird ein Zeichen sein, daß du ein gutes Herz hast." Denn das, lieber Freund, müssen Sie zugeben, daß ich zu Ihren Kindern Du sage, als wäre ich eine Art Oheim. Schreiben Sie uns recht viel von Ihrer Gattin und dem Kinde, dann gehen wir ja auch gleichsam mit beiden um. Auch von sich selber schreiben Sie, was Sie thun, wie Sie leben, und was Ihren Geist beschäftigt. Ich möchte Sie recht gerne wieder einmal sehen, und einige Tage mit Ihnen zubringen.

Von uns schreibe ich ein anderes Mal. Der Fluß geht ruhig, aber von keinen reizenden Lichtern geschmückt, in seinen Ufern fort. Die Kunst sendet ihr heiteres Lächeln zu uns. Dies sei genug.

An Sie und Ihre Gattin die herzlichsten und innigsten Grüße von uns beiden. Gott beschütze Sie und Ihr Haus.

Leben Sie wohl, denken Sie freundlich Ihres treuen Freundes.

N. S. An unsern Freund Elischer viel Schönes.

An Joseph Axmann.

Linz, am 7. October 1859.

Dein Schreiben hat uns sehr erfreut, und wenn Dein Sohn Ferdinand seine Aufnahme in unserem Hause nicht zu schlecht gefunden hat, und meine Gespräche über Kunst einige Freude ihm bereitet haben, so ist unsere Befriedigung um so größer. Ich habe an dem Sinne und Streben Deines Sohnes großes Wohlgefallen gefunden, und glaube, daß Du Freude an diesem jungen Manne erleben wirst. Ich werde wahrscheinlich im November nach Wien kommen, da können wir näher über diesen Gegenstand sprechen.

Heute komme ich wieder mit einer Bitte. Möchtest Du nicht beiliegenden Brief an Leander Ruß, dessen Adresse ich nicht weiß, gelangen machen? Du kannst sie gewiß, wenn Du sie nicht weißt, erfahren. Eine zweite Bitte habe ich an Dich. Gehe in die Ausstellung des österreichischen Kunstvereins, und sehe unser Bild von Mövius an, welches dort ausgestellt ist (der österreichische Verein hat unseren Verein darum ersucht), und sage, ob dies Bild einen schönen Kupferstich gäbe, ob Du es stächest, und wie hoch ein Exemplar käme, wenn wir etwa 800 nehmen, und Dir das Eigenthum der Platte überlassen. Eine dritte Bitte. Weißt Du nicht etwa, ob es wahr ist, daß im Belvedere in manchen Räumen sich Bilder befinden, welche wegen Mangel an Raum

nicht aufgehängt werden können? Ob diese Bilder Werth haben, von welchen Meistern ꝛc. Unserem Vereine liegt sehr viel daran, dies zu wissen. Vielleicht ist Dir durch Zufall etwas davon bekannt. Mein Brief an Ruß betrifft denselben Gegenstand. Wenn ich nach Wien komme, werde ich Dir etwas Näheres sagen können.

Fürchte nicht, daß ich noch mit einer Bitte komme, als mit der, Deine Gattin und die Deinigen recht herzlich von uns zu grüßen, und uns Deine Freundschaft zu bewahren.

In der Hoffnung baldiger persönlicher Zusammenkunft schließe ich diese Zeilen, um baldige Antwort bittend.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 27. October 1859.

Ich sehe, daß es wieder sehr lange geworden ist, seit Ihr Brief bei mir liegt und auf Antwort dringt. Es gehört zu den Übeln meiner Stellung, daß meine Zeit so sehr zersplittert und, ich möchte sagen, zerstört wird. Wenn ich das nicht ändern kann, so werde ich in der That mich bald unglücklich fühlen, wie Sie mir am Kopfe der Linzer Brücke im Jahre 1854 zu Ende Augusts sagten, daß ich es sei. Aber erschrecken Sie nicht, ich werde unter allen Plagen und Bedrängnissen, selbst unter harten Schicksalsschlägen nicht unglücklich werden, weil ich sie tragen, und weil ich in meinem Herzen Trost finden werde, es müßten

nur alle Menſchen ſchlecht werden, oder in der Natur kein Gott mehr zu erblicken ſein, oder ich müßte in eine trauernde Krankheit verfallen. Weniger ſtark iſt meine Gattin, ihr Heimweh nach Wien und deſſen Umgebung dauert immer fort, und ſie iſt es auch, welche in meiner Zeitverworrenheit am meiſten in mich dringt, doch wieder an Sie zu ſchreiben. Mich drängt es wohl ohnehin dazu; aber ich denke ſtets: morgen wird eine günſtigere Zeit dazu kommen, das geſchieht aber nicht, und ſo ſchleicht die ſchönſte Weile auf klägliche Art dahin. Ihr Brief iſt wieder einmal recht trübe. Das thut uns ſehr wehe. Wir möchten Ihnen alles Gute zuwenden, wie Sie es ſo ſehr verdienen, und müſſen ſehen, wie Sie erfinderiſch ſind im Quälen Ihrer ſelbſt. In den Menſchen wohnt viel Arg, Selbſtſucht, Leerheit, Tücke und Niedrigkeit; aber es findet ſich auch wieder Güte, Unſchuld, Hilfebereitſchaft, Theilnahme und Aufopferungsfähigkeit, und in einzelnen erſcheint zuweilen eine Größe des Herzens und eine feſte Liebedauer, die uns in Bewunderung verſetzt, uns Liebe einflößt, und uns in dieſer Liebe Glück gibt. Iſt dann auch die Natur nicht herrlich? Wohnt nicht in den Lüften und Wolken etwas ſo Schönes? etwas ſo Reiches in der grünenden Erde? Und iſt nicht ſogar faſt jedes Thier etwas, das unſere Bewunderung erregt? Wenn Zuneigung Freude macht, ſo ſollte Ihnen die unſrige ein Tröpflein Freude geben. Sie entſprang daraus, daß Sie ſich einmal brieflich an mich wendeten, daß wir Sie kennen lernten, und Ihnen Ihrer Güte und Herzensreinheit willen ſehr gut wurden und blieben. Das iſt, mit Othello zu reden, der ganze Zauber. Hier iſt wohl kein anderer Eigennutz, als der, daß es ein wohlthuendes Gefühl iſt, jemanden zu lieben. Wenn manche Menſchen Ihnen wehe thun, wollen wir Sie mehr lieben,

um Ihnen Vergeltung zu bringen. Wenn sechs, acht ꝛc. Besuche kommen, um in Ihrem Garten Athem zu schöpfen, so dulden Sie doch das nicht, liebe Louise, Sie sind ja doch nicht der Schemel, auf den sich diese Leute, die blos an sich denken, niedersetzen und Athem schöpfen. Ist's Ihnen genehm, lassen Sie diese Besuche allein in dem Garten herumgehen; ist es Ihnen nicht genehm, so lassen Sie sagen, oder sagen Sie, Sie haben nicht Zeit. Ich muß oft meinen besten Freunden sagen lassen, ich könne ihren Besuch nicht annehmen, weil ich arbeite, und wenn einmal meine Wohnung in der Nähe der Ihrigen steht, so werde ich manchen Vormittag für meine Frau und für Sie nicht sichtbar sein, weil ich in meinem Zimmer bin, und schreibe. Meine Gattin ist mehr als je sehnsüchtig, daß der Plan einer befreundeten Nachbarschaft mit Ihnen ausgeführt werde. Hätte mich das Unglück mit der Krankheit Josephinens und der entsetzliche Schlag mit Julien nicht getroffen, so wäre der Plan wohl früher reif geworden. Ich werde Ihnen das mündlich auseinander setzen. Gott wird wohl fernere Unterbrechungen nicht mehr so schwer verhängen, und dann könnte wohl ein ruhiger Lebensherbst für mich und meine Gattin folgen, den Sie mit uns theilen müßten, und den wir, so weit wir können, und so weit Ihr Wesen darauf eingeht, Ihnen erheitern würden. Da Sie nicht zu uns kommen, so werden wir, ich kann fast sagen, daß es ganz gewiß ist, im November zu Ihnen kommen. Den Tag weiß ich nicht, es hängt davon ab, wann Heckenast nach Wien kommt, mit dem ich dort eine Zusammenkunft haben möchte, weil ich doch einmal in Wien bin. Jedenfalls werde ich Ihnen den Tag anzeigen, an dem wir bei Ihnen anlangen werden. Mögen wir Sie doch gesund und gekräftigt finden. Wir

bringen ein kleines Hündchen, Namens Putzi, mit, das wir nicht zu Hause lassen wollen, weil wir um sein Wohl besorgt sind und weil uns das kleine Ding so liebt, wie uns vielleicht kein Mensch liebt, der etwa, wie es beinahe Regel ist, mehr sich, als den andern vor Augen hat. Putzi ist gut, und thut Ihren Katzen nichts. Ob dann Alles „am Schnürl" geht, oder nicht, das macht nichts, und wenn Sie nicht einige Unordnung zuwege bringen, so ist es nicht lustig, und ich bin böse auf Sie. Wenn Sie Ihre Schreibereien nicht drucken lassen wollen, so müssen Sie mir dieselben doch zum Lesen schicken oder mitgeben. Darauf werde ich bestehen.

Leben Sie recht wohl, denken Sie recht freundlich unser, und schreiben Sie sehr bald. Der Empfang Ihrer Briefe ist für uns immer eine Freude.

An August Piepenhagen.

Linz, am 15. November 1859.

Ich wollte Alles in einer Sendung abthun, Studien ꝛc.; allein, da hat man mich zum Vorsitzenden des Schillerausschusses gewählt, und ich hatte in Folge dessen zu anderen Dingen so gut, wie gar keine Zeit. Ich sende, um meine Verbindlichkeit nicht gar zu lange in der Schwebe zu lassen, heute die 25 fl., und bitte recht herzlich, mir zur Sendung der Skizzen und des Urtheils darüber nur noch einige Tage Zeit zu gönnen. Wir

müſſen erſt eine Auswahl treffen, und ich möchte Ihnen ſehr viel und ausführlich ſchreiben. Heute iſt noch Concert für Schiller, dann iſt alles aus, und ich gewinne Zeit. Sie entſchuldigen gewiß gütig, daß Ihre Studien ſo lange da geblieben ſind. Der Genuß, den ſie ſo Vielen hier gewährten, möge ein Vorbitter um Ihre Verzeihung ſein.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 29. November 1859.

Es iſt ſeltſam, daß ich in dem eben ablaufenden Monate öfter den Gedanken gefaßt hatte, daß Sie krank ſeien. Ich hatte nicht den geringſten Anlaß zu dieſem Gedanken, aber er kam öfter, und nun erſcheint Ihr Brief, und ſagt mir wirklich, daß Sie drei Wochen das Bett nicht haben verlaſſen können. Weil Sie nur wieder wohl ſind, ſo will ich mich nicht weiter in den Gegenſtand der Ahnungen und dergleichen vertiefen, und Gott einfach für dieſe Geneſung danken. Sie ſchreiben nicht, was für ein Übel Sie hatten, und ob es ſchwer war. Erzählen Sie mir doch in Ihrem nächſten Schreiben etwas darüber. Eben ſo beunruhigt mich es auch, daß die kleine Ilona leidend iſt. Ich erfuhr aus Ihrem Briefe, daß das kleine Dinglein eine Amme hat. Das iſt allemal ein Übel, wenn ſo etwas nothwendig wird, da wohl die Muttermilch weitaus durch nichts zu erſetzen iſt, ſowohl für

das Kind als auch für die Mutter, wenn dieselbe gesund und stark ist. Da ich selber kinderlos geworden, nehme ich großen Antheil an den Kindern meiner Freunde, und möchte sie recht gedeihen und sich entwickeln sehen, als gehörten sie ein bischen auch mir an. Meines Bruders kleine Amalia, die jetzt eben die ersten drolligen Redeversuche macht, schlingt oft ihre beiden Ärmchen um meinen Nacken. Freilich muß ich diese Liebe stets durch allerlei Obst wach halten, und sie weiß auch noch nicht, daß ich ein alter Herr bin. Schreiben Sie mir recht bald wieder über das Befinden des Mädchens, und wenn Sie nicht Zeit haben, Längeres zu schreiben, so schreiben Sie wenigstens zwei Zeilen. Ich möchte so gerne haben, daß das Kind sehr kräftig und lebhaft würde. Daß die liebe Mutter des Kindes sich wohl befindet, freut uns sehr. Möge Ihr häusliches Glück durch keine ähnlichen Zufälle oder wenigstens durch keinen bedeutenden getrübt werden. Wir haben einundzwanzig Jahre in schönster häuslicher Ruhe gelebt, da kamen schwere Prüfungen, sie haben uns, ich kann es wohl sagen, auf eine furchtbare Weise erschüttert; aber wir mußten sie tragen. So schwer und so ausnahmsweise auch der letzte Fall, der mit unserer schönen und in ihren Anlagen hoffnungsvollen Julie, war, so mußte doch auch er getragen werden, und wir mußten Gott danken, daß er uns beide einander ließ; denn nach so langem Beisammensein ist die Trennung meist ein Lebens oder Lebensfreude zerstörender Riß. Einen Schatten wird Juliens Tod wohl immer auf den Rest meines Erdenlebens werfen, jene sorglose Heiterkeit, welche kein Wölklein kennt, die seit meiner Kindheit ein Theil meines Lebens war, ist dahin; aber es hat sich ein tieferer Ernst in mein Herz gesenkt, und ich gehe mit desto größerer Sammlung zu meinen Arbeiten. Sie haben mich durch Ihren

letzten Brief sehr ermuthigt. Wenn bedeutende Menschen mein Schaffen nicht für vergeblich achten, so ist es wohl möglich zu machen, daß auch ich es nicht für vergeblich achte. Seit meiner Vereinsamung, und seit ich gegen Europa's Mächte, welche das Recht und die oberste Sitte aus Selbstsucht und Feigheit oder wenigstens Schwäche fallen ließen, eine so tiefe Verachtung fühle, sind mir meine Arbeiten Rettung und Trost geworden. Ich flüchte zu ihnen wie zu einer Erhebung, und täglich sieht mich, wenn ich in Linz anwesend bin, der Morgen zwei Stunden an der Staffelei und der Abend 4—5 Stunden am Schreibtische.

Was die Frau von Binzer sagte, ist in Erfüllung gegangen, ich versenke mich in meine Arbeiten jetzt tiefer als je; möge Gott seinen Segen geben. Darum spricht mich der Umgang mit einzelnen höheren Menschen so an, und wenn es möglich zu machen ist, daß ich mit Ihnen den Nachsommer des Lebens begehen kann, wie Sie in Ihrem Briefe andeuten, wozu aber auch Freund Eliſcher gezogen werden müßte und Freundin Eichendorf, so würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verstand. Sollten mehrere Menschen, die sich gegenseitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander schaffen, und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, so wäre das recht schön. — Unsere Weiber thäten dies und das, wir manches und manches. Die Kinder, welche etwa da wären, müßten in der Welt draußen sein, müßten sich dort herum thun, müßten dort glücklich sein, und dürften uns Nachsommerer öfter besuchen. — Wie schön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine riesige Arbeitsstube hätte. Wir alle würden uns heben. Der Gedanke ist zu schön, als daß er einmal wahr werden könnte. Und doch sollte der Versuch gewagt werden. Wir Men-

ſchen plagen uns ab, um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben laſſen wir dann bleiben.

Über Geigers Erfolge freue ich mich innigſt. Ich habe ihn wohl immer erkannt, und ihn im Entwerfen von Bildern für den erſten in der Welt gehalten. Möchte er wenigſtens einige Bilder aus den unvergleichlichen Memorabilien malen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn er nach Ihrer Skizze von ihm die Taufe Stephans als Staffeleibild für die oberöſterreichiſche Landesgallerie malte? Wir würden ihm den Antrag ſtellen, und würden ihn nur bitten, wenn der Preis ein höherer iſt, Ratenzahlungen anzunehmen. Daß Sie mir die zwei Bilder ſenden wollen, rührt mich auf's Tiefſte, ich ſehe es als einen Beweis Ihrer Liebe zu mir an. Ich werde ſie hier im Vereine ausſtellen, werde an die Allgemeine eine Beſprechung ſenden, und werde dann nach Ihrer Weiſung ſie nach Deutſchland weiter befördern. Ich kann Ihnen mein Verlangen nach dieſen Bildern nicht genug ausdrücken. Sollte ich im December mit Ihnen in Wien zuſammentreffen, ſo gehe ich etwa mit Ihnen auf ein paar Tage nach Peſt, und ſehe Ihre Gattin, Ihr Kindlein und die Bilder. Schreiben Sie mir die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, und wie lange Sie bleiben. Sollte ich nicht kommen können, ſo iſt ſchon der Spätfrühling die beſte Zeit zum Herſenden. — Piepenhagen hat mir 47 Blätter herrlicher Studien zum Anſehen hergeſchickt. Eine darunter würde ich, wenn ich ſie ohne Namen ſähe, für einen Rembrandt, eine andere für einen Ruysdael halten. Ich kann ſie Ihnen nicht ſenden; aber wenn Sie einmal nach Prag kommen, beſuchen Sie den Mann. Vielleicht ſendet er Ihnen die Blätter auch auf meine Fürbitte.

Witiko wird ſchon dieſen Winter fertig, und kann im

Frühlinge gedruckt werden. Ich hoffe, daß ich gesund bleibe, wenigstens sehe ich auf dieses Gut jetzt mit größerer Sorgfalt als in meiner Jugend. Besonders hüte ich mich vor Verkühlungen; denn aus diesen entspringen die meisten Krankheiten. Ich sehe mich auf Reisen gut vor, und verlasse einen Ort, wo ich sie befürchte, sogleich ohne Umstände. Sie sollten es auch thun. Da ich jetzt mit der Reinschrift des Witiko beginne, so nehme ich ihn auch auf Amtsreisen mit, und arbeite Abends. So wird die Sache schnell vorwärts gehen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 13. December 1859.

Erst heute kann ich über Ihre Skizzen zu schreiben anfangen. Ich halte es für Pflicht, Ihnen den Grund der langen Verzögerung anzugeben; denn meine Absicht war, Ihnen die Blätter längstens 14 Tage nach deren Empfang wieder zuzustellen. Zuerst verging einige Zeit, bis die meisten Mitglieder des Verwaltungsrathes des Vereines, welche Antheil an der Kunst nehmen, die Gemälde gesehen hatten. Dann breitete sich die Sache aus, und dieser und jener ging mich an, ihm die Studien zu zeigen. Ich that es gerne, und trug selber, weil ich die Blätter nicht

gerne dienenden Händen anvertraute, zu mancher Familie das Fach mit denselben. So verbrachte ich manchen Überschuß von Zeit, der mir an manchen Tagen gegeben war. Mich freute der Triumph immer sehr, welchen sich die Skizzen aller Orts errangen. Da nun so viele Zeit hingegangen war, so fündigte ich noch gleich darauf los, und erwartete den Beginn des Monats December, weil da die sehr edle und kunstsinnige Familie des Grafen Revertera wieder in die Stadt kommen sollte, welcher ich die Blätter noch zeigen wollte, um dann ein für alle Mal einen Abschluß zu machen. Da geschah es mir noch, daß ich mir die Hüftmuskeln verrenkte, und längere Zeit nicht zum Schreibtische gelangen konnte. Heute Abends aber fange ich an, und werde nun jeden der nächsten Abende benützen, um dieses Schreiben, das etwas lange werden dürfte, zu beenden.

Zuerst folgt eine Bitte. Nach Ihrem Schreiben vom 7. November wären Sie bereit, einige der Skizzen auf Bestellung zu kopiren. Wir bitten also, diejenigen Blätter, welche mit A. und St. auf der Rückseite bezeichnet sind, zu kopiren. Die A. gehören für den Postdirektor Moriz von Az, die St. gehören für mich. Wenn auf einem Blatte A. und St. gezeichnet ist, so müßte es zweimal gemacht werden. Da wir aber glauben, daß kaum etwas schwieriger sein dürfte, als das Kopiren von Skizzen, die gerade durch ihre Freiheit immer so schön sind, und meistens ausgeführte Gemälde in dieser Hinsicht übertreffen, so bitten wir Sie, in Kleinigkeiten nicht ängstlich zu sein; denn wenn in solchen auch die Kopie vom Originale abweicht, so wird sie doch andererseits an Leichtigkeit gewinnen.

Eine zweite Bitte und Frage wäre die: Was würde das

Bild koſten, welches nach Nr. 26 (Tannenwald, aus dem ein Bach hervorfließt) in der Größe ausgeführt würde, daß die höchſten zwei Tannen links drei Schuh hoch wären, ſo daß das Bild etwa 5½ Schuh lang würde. Oder ſollte dieſer Gegenſtand nicht noch größer ausgeführt werden, natürlich mit größerer Entwicklung von Einzelnheiten? Dieſes Bild iſt ſo ernſt und tief gedacht, daß es in einer bedeutenden Größe eine außerordentliche Wirkung hervorbringen müßte. Meine Frage iſt keine müſſige. Unſer Verein hat in ſeinen Satzungen eine, welche beſtimmt, daß wir in Linz eine Landesbilderſammlung anlegen ſollen. Wir haben bereits begonnen, und von Mövius ein ſehr großes und ſchönes Bild gekauft. Wenn das Bild des Tannenwaldes in ſeiner Art ſo ſchön würde, wie es die Skizze in ihrer Art iſt, ſo glaube ich, daß das Bild für uns ein Galleriebild ſein, und mit Freude gekauft werden würde. Wenn Sie die Güte hätten, dieſen Gegenſtand in Betrachtung ziehen, und uns gelegentlich darüber ſchreiben zu wollen, ſo würden Sie uns zu großem Danke verflichten; die nämliche Frage möchte ich auch in Hinſicht des Mondbildes Nr. 30 thun. Wenn dasſelbe auch dem Gegenſtande nach nicht ſo großartig und erhaben iſt, als das Tannenbild, ſo iſt es der Ausführung nach noch wirkſamer, weil der Lichtreiz des Mondes jedes Auge, auch das des Laien, mächtig an ſich zieht. Dieſes Bild brauchte eben nicht ſo groß als das Tannenbild ausgeführt zu ſein, um ſeine Wirkung zu machen; aber eine gewiſſe Größe dürfte doch nöthig ſein. Haben Sie die Güte, auch hierüber gelegenheitlich zu ſchreiben. In Erwartung des Antwortſchreibens, und in Erwartung, daß Sie uns wenigſtens einige Skizzen bald ſchicken werden, ſchließe ich dieſe Einleitung, und beginne meinen Bericht über die Studien.

Ich habe diejenigen Stücke, welche zu oberst liegen, und keinen weißen Rand haben, auf der Rückseite mit a, b, c..... bezeichnet.

Im Allgemeinen halte ich die mir von Ihnen mitgetheilten Studien für außerordentlich schön, so schön, wie selten Studien sind. Nach meiner Meinung gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht blos die Richtigkeit der Mache, nicht blos die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht blos die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all dieses nur das Handwerkzeug — neben diesem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer. Sie stehen nach meiner Meinung jenseits. Was ist denn nun das, was der noch haben soll, der über das Haar hinüber gehört? Der Künstler ist es eben, die andern sind herrliche Handwerker. Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe u. s. w., u. s. w.... aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!" sagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Din

gen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es die kleinsten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonderlichkeiten verfallen, und so unsäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen ebengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein.

In Ihren Bildern, die ich gesehen habe, sowie in den übersendeten Studien finde ich das. Es liegt nie in einer Einzelheit, immer im Ganzen, wie die Seele nicht in der Hand, im Fuße, im Haupte, sondern im ganzen Körper wohnt. Manche nennen dies Stimmung des Kunstwerkes; aber bei Ihnen wäre das falsch. Stimmung kann vorhanden sein, und mit ihr doch Trockenheit, Langweile, Trostlosigkeit. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl. Öfter ist es wohl der Geist beglückender Heiterkeit, wie z. B. in dem Bilde, welches ich von Ihnen gekauft habe; noch öfter aber scheint es der Geist der Sehnsucht, der Schwermuth, der tiefen Betrachtung oder der Düsterheit zu

sein, der in Ihren Werken sich offenbart, immer aber ist es ein Geist der Schönheit und Größe, und wenige Maler sind so sehr düster, wie Sie. Wer es gar nicht ist, dessen Pinsel ist eine fehlgegriffene Waffe, sie führt zu keinem Siege.

Wie Sie nun diesen Geist offenbaren, mit welch' äußeren Mitteln, soll ich wohl auch sagen; aber es dürfte nicht gar leicht sein.

(14. December.)

Wenn wir bei einem Gemälde Zeichnung und Färbung unterscheiden, und bei der Zeichnung beginnen, so dürfte dieser Theil bei Ihren Skizzen der schwächere sein, nicht daß ich sagen will, Ihre Zeichnung sei überhaupt schwach, im Gegentheile, sie ist sehr bestimmt, kräftig und geübt, aber bei Ihrem tiefen Gefühle für Farbe, und bei der Meisterschaft, womit Sie die Farbe behandeln, werden Sie etwas gleichgiltiger gegen Formen, zeichnen sehr häufig mit dem Pinsel, und lassen sich durch Zufälligkeiten bestimmen, die zum Vorscheine kommen, wodurch freilich die Leichtigkeit und Freiheit des Vortrages gewinnt, aber dennoch die Gestaltgebung Gefahr läuft. Ich meine, jedes Gemälde müsse so entworfen werden, daß, wenn nur erst gar nichts als Linien auf dem lichten Grunde sind, dieselben durch den Reiz ihrer Stimmung, durch ihren Adel, durch ihre Ruhe trotz der Bewegung des Werdens, die in jedem Bilde sein muß, jedes empfängliche Herz zum Entzücken erregen, und die Befriedigung, oder gar das Staunen des Kenners hervorrufen. Die bloße Konturzeichnung eines künftigen Bildes soll schon ein Meisterwerk, soll ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk sein. Die Linien einer solchen Zeich-

nung dürfen dann bei dem Malen nicht mehr verletzt werden. Manche mögen sagen, dann wird das Bild steif. Ich antworte darauf: Ja, wenn jemand im Zeichnen weniger geübt ist als im Malen. Ist er aber in diesem Theile der Kunst, welcher reizender und süßer ist, als viele meinen, sehr eingeübt, und liebt er diese Bauführung des Auges, dann wird ihm das Einhalten seiner Linien leicht, ja es wird ihm Gewissenssache, und er zeichnet mit dem Pinsel die Nebenlinien zu den Hauptlinien so sicher, und mit solcher Empfindung, daß dann, wenn er in der Farbe der gleiche Meister ist, das fertige Bild in Zeichnung und Farbe wie gehaucht ist, und man zweifelt, was schöner sei, die Zeichnung oder die Färbung. Die Landschafter, weil sie es mit den verschiedensten Gestalten zu thun haben, nehmen es mit denselben nicht so genau; wie immer ein Körper ausfällt, man kann ihm Naturwidrigkeit nicht so leicht nachweisen, er kann möglicherweise so aussehen. Dadurch werden Landschafter, die andererseits wieder über ein so großes der Farben gebieten, verleitet, der Farbe zu viel, der Zeichnung zu wenig zu geben. Der Künstler im Bilden von Menschen- und Thiergestalten ist mehr gebannt, eine Naturwidrigkeit seiner Gestalten zeigt sich sehr leicht auf, er muß daher strenger sein, und wird in der Regel ein besserer Zeichner als der Landschafter. Aber wenn der letztere auch schwerer auf einer Naturwidrigkeit ertappt wird, so straft ihn dafür eine andere Göttin sehr oft, die Schönheit. Sie ist viel inniger und zarter in den Linien der Natur vorhanden, als man glaubt. Wie schön sind Bergeslinien, wie schön oft die der Wolken, der Bäume, selbst die des Meeres und der Ebene. Wenn der Landschafter leicht wahr ist, so ist er nicht eben so leicht schön in seinen Linien. Wenn er aber beides ist, wenn seine Formen aus den Gemein-

plätzen, die man in allen Landschaften findet, in das Edle gehen, so wirkt er mit einem Zauber, der dem Figurenzeichner nicht in so hohem Maße zu Gebote steht. Freilich hat der letztere dafür wieder etwas anderes, was Menschen heftig an sich zieht, die menschliche Handlung seiner Gestalten. Wie sehr ein tiefes Streben nach Schönheit der Zeichnung im Landschaftlichen sich lohnt, zeigt Claude Lorrain, obwohl ich ihn von einer Art idyllischer und schäferlicher Manier nicht ganz frei sprechen möchte. Aber ruhige Größe und Würde liegt in allen seinen Liniengebilden. So sehr Ihre landschaftlichen Körper von dem Gewöhnlichen und Hausbackenen sich hervor heben, ja so phantasiereich sie meistens sind, so sind sie doch noch nach meiner Meinung Ihrer Farbengebung nicht ebenbürtig.

Diese Farbengebung nun finde ich bei Ihnen meisterhaft. Sie handhaben dieselbe mit einem Grade von Sicherheit, wie ich sie bei wenigen alten und neuen Künstlern gefunden habe. Die meiste Verwandtschaft haben Sie mit den großen Künstlern des Mittelalters in Kraft und gesättigter Tiefe der Farbe. Dem größten landschaftlichen Farbenkünstler der Neuzeit, Karl Rottmann, stehen Sie in Feuer der Farben (er malte aber meist südliche Landschaften), nicht aber in Kraft derselben nach, in der Sie ihn manchmal übertreffen dürften. Rottmann ist dafür nicht frei von Manier. Sie haben (vorzüglich in Ihren Nachtbildern) keine, sondern die Natur. Einen sehr großen Vorzug haben Sie vor vielen Landschaftern im Schmelze der Übergänge der Farben, daher Ihre Nachtnebelbilder von so unnachahmlichem Reize sind. Sie führen, wahrscheinlich mit nicht gar kleinen und nicht gar kurzen Pinseln malend, die Farbmassen in Ihren Mondnebelbildern aus

dem Lichten in das Dunklere und Dunklere, lassen da unbestimmte Gestalten entstehen, die die Einbildungskraft unendlich reizen, und eigentlich die Nacht erzeugen, gehen nach vorwärts, stellen dort kräftige Körper hin, und geben ihnen die einzelnen Lichter, die der Mond auf ihren beleuchteten Flächen erzeugt. Ein Mondblitz im Wasser hilft die Mannigfaltigkeit des Ganzen erhöhen. Ihre Lichter sind immer ganz bestimmt und fest, und mit viel Farbkörper hingestellt, was sie markig macht. Ihr Vortrag ist nicht breit, die Farbenfläche wird durch Mannigfaltigkeiten gebrochen, was das Phantasiespiel und die Leichtigkeit erhöht. Die Gefahr, die hier nahe liegt, in das Zerbröckelte zu fallen, haben Sie überwunden, und in Ihren besten Arbeiten ist keine Spur davon vorhanden, obwohl sie in Einzelnheiten nicht fehlt, z. B. in Nr. 33 in Theilen des Vordergrundes, so schön sonst das Bildchen ist. Ihre Farbe ist stets stimmend, und doch wechselnd. Sie haben im Hinstellen derselben eine große Gewandtheit, und verarbeiten sie kräftig. Ihre rege Phantasie zaubert diese Musik für das Auge in großer Fülle und Tiefe hin, aus welch' letzterem Grunde sie dem Bunten aus dem Wege geht, was nur seichte Menschen bringen und genießen können. Ihre Farbe ist gebrochen, aber immer klar. Ihre Stärke ruht in der Schattengebung; denn auch die Natur hat in Massen größeren Licht- als Farbenreiz, daher sie kräftig, aber nicht bunt ist, ihre feurigsten Farben legt sie auf kleine Stellen, z. B. Blumen, oder in kleine Zeitabschnitte, z. B. in das Abendroth, in den Blitz. Der Maler erzeugt die Kraft durch Gegensatz von Hell und Dunkel, nicht durch streitende Farben. Und Sie gehören durch die Kraft Ihres Vortrages, wie ich schon erwähnt, eher zu den kräftigen Mittelalterlichen als zu den bunten Neuen.

Wenn ich aus den gesendeten Skizzen, und aus den wenigen Bildern, welche ich von Ihnen gesehen habe, urtheilen soll, so müßte ich nach meinem Standpunkte sagen: Wenn Sie in Ihrer Zeichnung Größe und Würde erfassen, in der Färbung noch getreuere Naturwahrheit erzielen, und diese Dinge mit Ihren jetzigen außerordentlichen Vorzügen verbinden, so sind Sie einer der größten Landschafter aller Zeiten, und dürfen sich neben Ruysdael stellen.

Um von den Skizzen im Einzelnen zu sprechen, muß ich vorausschicken, daß ich im Allgemeinen den Mondstudien den Vorzug gebe. In ihnen ist fast völlige Naturwahrheit, und in Nr. 30 ist sie vollendet tadellos. Da ist kein falscher Strich. Ich würde das Bild (denn es ist fast keine Studie mehr), wenn ich es ohne Nennung, und ohne Wissenschaft eines Meisters in die Hände bekommen hätte, Rembrandt zugeschrieben haben. Das Braun des großen Baumes hilft die schönen Silbertöne der Luft machen, und das bläulichere Gewölke um den Mond wird wieder durch jene bräunlicheren Nachbarsilbertöne hergestellt. Die Wolken gehen weich in den Hintergrund über, lassen ihn ahnen und links etwas sehen, und machen Nacht. Der schöne Baum zerlegt das Bild in Massen, das tiefe Dunkel des Wassers und der Schatten mit dem ganz kleinen Reflex des Mondes gibt ihm träumerische Ruhe. Auch die Zeichnung ist trefflich. Das Bildchen ist so zart und so fein abgestuft behandelt, daß ich sehr zweifle, ob Sie es getreu werden kopiren können. Und dennoch ist es fast ein kindisch heftiger Wunsch von mir, dieses Bildchen zu bekommen. Auch Az hat es bezeichnet.

(25. December.)

Sie wiſſen aus dem Briefchen, welches ich Ihnen geſendet habe, daß mich unſer Statthalter auf eine Amtsreiſe geſendet hat, was wieder eine Verzögerung verurſachte. Ich fahre alſo erſt heute fort.

Alle Ihre Mondſtudien haben etwas Vortreffliches durch die Weichheit und Zartheit der Behandlung, durch die Unbeſtimmtheit der Hintergründe, wodurch die Nacht entſteht, und durch das Licht, welches in ſehr gebrochenen Farben auf den Gegenſtänden liegt, wodurch die Thatſache des wirklichen Scheinens des Mondes auf den irdiſchen Körpern erzeugt wird. Doch möchte ich folgenden den Vorzug geben: e, f, g, h (beſonders durch den Hintergrund reizend), 5, 30 (welches ich für das ſchönſte halte), 31, 32 (in welchem mir der mit dem Pinſelſtiele ausgezeichnete Vordergrund etwas zu beſtimmt ſcheint), 36 (beſonders dichteriſch).

Unter den Tagbildern ziehe ich weit das Tannenbild vor. Es iſt keine Studie mehr, ſondern es iſt ein vollendetes Gemälde. Als ſolches iſt es ſo ſchön, wie ich wenige Bilder geſehen habe. Ich halte es auch für das ſchönſte der ganzen Sammlung. Die Gegenſtände ſind mit ſolcher Sicherheit hingeſtellt, als wären ſie nicht gemacht, ſondern durch ſich da, ſie ſind nicht geſucht, ſondern naturnothwendig. Die Farbe iſt ſo wahr, daß ſie die Täuſchung der Wirklichkeit hervorbringt, und der ganze Augenblick dieſer Farbendichtung iſt ſo großartig und ernſt, daß er das Gemüth in eine feierliche Stimmung bringt. Wenn zu dieſem

Gemälde zahlreiche und treue Einzelstudien gemacht würden, so müßte es, wie ich schon oben bemerkte, groß ausgeführt von ungeheurer Wirkung sein.

Auch die anderen Tagstudien halte ich dem größten Theile nach für sehr schön. Ich will die, welche mir besonders gefielen, anführen. 7 (sehr phantastisch), 11 (ausgezeichnet in der Abendgluth und im Schatten), 12 (tiefgefühltes Phantasiebild), 15 (Vordergrund und Wasser trefflich in Behandlung und Zurücktreten, der mittlere Berg dürfte mit den vielen gleichfärbigen Lichtern etwas an Manier streifen), 18 (herrlich in Licht und Schatten und in der Gegenständlichkeit des Vortrages), 19 (voll Phantasie), 24 (eines der reizendsten Bildchen in der Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände), 33 (besonders frisch), 39 (treffliche Plastik des Laubschlages) 48 (trefflich in der Vegetation und in den Gründen), 68 (tief gedacht, mit einer Art einsamer Größe), 97 (wunderschöne Sonnenwirkung, nur das breite röthliche Licht auf dem Berge jenseits des Sees dürfte zu schwer sein). —

Die Studien, auf welchen sich die Sonne befindet, dürften die schwächsten sein. Die Sonne läßt sich mit Erfolg nur sehr stark durch Nebel gedämpft malen. Sonst ist sie kein Gegenstand des Gesichtssinnes, nicht einmal im Untergehen, wenn sie rein am Himmel steht, weil sie die Thätigkeit des Gesichtssinnes im Augenblicke des Hinblickens auf sie lähmt. Einige dieser Studien sind in der Art, wie Sie früher öfter gemalt haben, z. B. 2, 4 (auf welchen wohl die Sonne nicht steht), 89 (in welchem besonders der lichte Weg der Wirkung der Sonne Abbruch thut), 75. Verfehlt scheint mir der Sonnenuntergang in 21, und zwar

blos wegen des zu lichten Tones in der reinen Luft oberhalb der Sonne, und auch der in ihr befindlichen Wolken, welcher Ton die Sonne ihres Scheines beraubt. Wie trüb die Sonne auch aus Wolken ſchauen mag, wenn ſie einmal herausſchaut, ſo iſt ſie das Feurigſte in der Landſchaft. Ich glaube, daß, wenn Sie dasſelbe Bild, deſſen Waſſerſpiegel ſehr ſchön iſt, noch einmal malten, die obere Luft in demſelben Tone, aber um etliche Grade tiefer hielten, und in die Schatten der hinteren Gegenſtände und der Wogen mehr bläuliche Lufttöne und Reflexe des kalten gegenüberſtehenden Himmels ſpielen ließen, die beabſichtigte Wirkung nicht ausbleiben könnte. Dieſelbe zu lichte Umgebung ſcheint mir in den anderen Sonnenbildern zu ſein.

Und nun verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit. Nehmen Sie mein Urtheil für nichts weiter als für eine Privatanſicht, was es auch iſt, ergänzen Sie es, wie ich ſchon in einem früheren Briefe ſagte, mit Ihrer beſſeren Einſicht und dem gründlicheren Urtheile Anderer, und laſſen Sie ſich durch meinen Tadel, wenn er falſch ſein ſollte, nicht beirren.

Ich habe nur den lebhaften Wunſch, Sie perſönlich kennen zu lernen, und dann noch öfter mit Ihnen im kunſtfreundlichen Verkehre zu ſtehen. Am liebſten wäre es mir freilich, mit Ihnen in demſelben Orte zu leben. Da dieſes aber in dem Augenblicke wenigſtens nicht möglich iſt, ſo bitte ich Sie, und mit mir bitten viele Kunſtfreunde hier, ſenden Sie uns recht oft etwas von Ihrer Hand, Ihre Bilder würden unſere Ausſtellungen zieren, und kaum würde je eines den Rückweg nach Prag finden. Mir, einem ſehr großen Freunde land-

ſchaftlicher Natur, würden Sie ein wahres Labſal bereiten. Und endlich liegt bei mir noch ein anderer Wunſch im Hintergrunde: ich möchte gerne mit meinen geringen Kräften etwas zur Verbreitung Ihres Namens beitragen, wozu ich öfter Bilder von Ihnen ſehen muß, da ich ſchon nicht mit Ihnen in einer Stadt leben kann. Ihnen mag es vielleicht gleichgiltig ſein, wie weit Ihr Name töne, den Freunden Ihrer Kunſt aber liegt daran, daß es ſo weit ſei, als Sie es verdienen.

1860.

An Joseph Ayrmann.

Linz, am 5. Jänner 1860.

Zürne mir nicht, daß ich Dich ſo lange auf eine Antwort warten ließ. Es konnte nicht eher geſchrieben werden, als bis ich mit mehreren Herren unſeres Vereins geſprochen hatte, um zu wiſſen, wie etwa das Ergebniß einer Abſtimmung ausfallen dürfte. Und endlich mußte ich auch auf eine Amtsreiſe fort, die mich einige Zeit von Linz entfernt hielt. Mit dem Stiche der Mövius'ſchen Landſchaft hat es mehrere Anſtände. Unſer Verein iſt nicht in der Lage, regelmäßige monatliche Vorſchüſſe bis zur Vollendung der Platte geben zu können, und zwar aus dem Grunde, weil die Gelder desſelben unregelmäßig eingehen. Vom Lande herein kommen ſie meiſt gegen Ende des Vereinsjahres. Zu dieſer Zeit iſt das meiſte Geld in der Kaſſa, und es wird zur Berichtigung der etwa noch rückſtändigen Summen für Ankäufe und zum größeren Theile zur Anſchaffung des Vereinsblattes verwendet. Dann haſt Du ja das Bild nicht geſehen. Es iſt ein ſehr großes Bild, ſehr reich an Formen, künſtleriſch von hohem Werthe; es iſt die Frage nicht ſo leicht zu beantworten: Kann es im Stiche vorgetragen werden, wie viele Arbeit ſteckt darin, und wie groß muß es ſein. Da der Gegenſtand ein ſehr ernſter iſt, ſo darf die

Größe nicht unter ein gewisses Maß herab sinken, damit das Ganze nicht kindisch aussehe. Ich habe erst gestern das Bild wieder gesehen, da es von Pest gekommen ist und ausgepackt wurde, und es hat sich mir neuerdings wieder die Überzeugung aufgedrungen, daß Du Deinem eigenen Vortheile gemäß durchaus über Größe und Preis nichts bestimmen kannst, wenn Du das Bild nicht gesehen hast. Es war sehr lange in Wien ausgestellt, und es ist mir leid, daß Du es nicht gesehen hast. In den Raum der „Dichterliebe" geht es nach meiner Meinung nicht hinein. Die Vorschüsse könnten vielleicht durch meine Vermittlung privat gemacht, und überhaupt der Stich als Privatunternehmung ausgeführt werden; denn für den Verein dürft der Preis, wenn die Größe wächst, zu groß sein. Hast Du eine mal Zeit, und brauchst Du Erholung, so wende einige Gulden zur Herfahrt an. Während Deines Hierseins wohnst Du bei mir. Dann könnten wir Alles besprechen und das Unternehmen doch vielleicht in's Werk setzen.

Für die übersendeten Stiche danken wir Dir herzlich. Meine Gattin ist besonders über das Schillerpaar sehr erfreut. Mir gefallen alle Stiche ganz besonders. Die erhabenen sind meisterlich. Das Mädchen nach Geiger scheint mir so vollendet, daß ich Verbesserungen nicht vorschlagen kann. Ich glaube, Du darfst die Platte lassen, wie sie ist. Bei dem Ganzen gereicht uns nur das zum Schmerze, daß wir Dir und Deinen lieben Angehörigen für so viele Aufmerksamkeiten nicht auch mit Gegendiensten danken können. Wir werden es gewiß thun, wenn sich eine Gelegenheit darbietet.

Für Deine Bemühungen bezüglich des Herrn Leander Ruß danke ich Dir sehr. Er hat mir ausführlich geschrieben.

Meine Gattin läßt an Ferdinand den innigſten Dank für die Zeichnung ſagen, welche er ihr geſendet hat. Sie gefällt ihr ſehr, und ſie wird dieſelbe in ihre Sammlung legen, in welcher ſie ſchon ganz hübſche Dinge hat.

Sage an alle Deine Angehörigen unſere herzlichſten Grüße, beſonders an Deine Gattin; empfange ſelber die beſten Grüße von uns, und bleibe meiner gedenk.

An Dr. Kalth. Eliſcher.

Linz, am 14. Jänner 1860.

Spät kommt mein Dank für Ihr Schreiben und Ihre Chriſtgabe; aber er kommt doch. Theils iſt die Chriſtgabe durch Umſtände der Verſendung zu einer Neujahrsgabe, und da ich am Neujahrstage bei unſerem Statthalter ſpeiſte, zu einer Dreikönigsgabe geworden — und prüfen mußte ich doch die Gabe, ehe ich dafür danken konnte — theils dürfte Ihnen unſer Freund Heckenaſt ſchon von meinem Fehler erzählt haben, daß ich gerne mit Briefen und Manuſcripten mich verſpäte. Dies die Erklärung des Tages des heutigen Schreibens. Das Verſpäten hat wohl auch wieder Gründe, die mich nicht gar zu beſchwert erſcheinen laſſen: der Handſchriften, weil ich immer damit nicht zufrieden bin, und ſtets verwerfe und umändere, der Briefe, weil ich Freunden recht Liebes und Vieles ſchreiben möchte, und im Gedränge die Zeit und die freundliche Stunde nicht ſo ſchnell

ſinde, ſo daß es faſt ein Gradmeſſer der Freundſchaft iſt, wenn ich jemanden recht lange auf eine Antwort warten laſſe; denn Geſchäfts- und Amtsbriefe ſchreibe ich immer ſogleich, und zwar in den wenigſt möglichen Zeilen.

Alſo meinen herzlichen Dank für Ihre Zuſchrift. Wenn Sie, der Freund und Verehrer unſeres großen Göthe, wenn Sie als der Mann, wie ich Sie kennen gelernt habe, in meinen Schriften etwas finden, das echter Kunſt nicht zu ferne ſteht, und das ſeinen Inhalt aus höheren und leuchtenderen Bahnen der Menſchheit zu nehmen ſtrebt, ſo geben Sie mir mit dieſen Worten ein Glück, deſſen Fülle Sie wohl kaum ahnen. Ich ſelber bin der unerbittlichſte Richter meiner Arbeiten. Jede iſt herrlich ſchimmernd und tadellos, ſo lange ſie im Entwurfe und noch nicht angefangen iſt, darum hafte ich auch manchesmal ſo lange im Entwurfe, und trage ihn im Haupte herum: jede macht mich faſt unglücklich, wenn ſie fertig iſt, weil ſie gar ſo unzulänglich iſt. Ich muß das Ideal, womit ich zum Werke gegangen bin, vergeſſen haben, und es muß eine gewiſſe Zeit verfloſſen ſein, wenn ich wieder einige Freude an einer meiner Arbeiten haben ſoll. Ich war oft ernſtlich daran, die Feder auf ewig wegzuwerfen; aber „Poeſie iſt kühn und feurig wie die erſte Liebe", ſagt Schiller irgendwo; bei mir iſt ſie eine Jugendſünde, zu der es mich allemal wieder treibt. Wenn nun ein Mann, den ich als ſo bedeutſam kennen gelernt habe, ein Stück größerer und beachtenswertherer Menſchheit und Kunſt in meinen Schriften erkennt, dann ſind dieſe Dinge auch darin, und dann darf ich hoffen, daß auch für kommende Geſchlechter meine Worte eine edle Geltung haben werden, da die größeren Menſchen ſie jetzt zu ſich erheben, und nach dieſem Vorgange auch andere dann,

die jetzt in entgegengesetzten Gewohnheiten befangen sind, sich zu ihnen wenden, und von ihnen sich einiges andere Leben anlernen werden. Und dieser Gedanke ist ein Glück für mich. Ich bin seit meiner Jugend dem Hohen nachgegangen, und habe es zu verwirklichen gestrebt. Ob es mehr oder minder gelungen, oder ob nur ein phantastisches Ding gekommen ist, wußte ich nie völlig sicher. Ruhm ist mir gleichgiltig, Neid, Nebenbuhlerschaft, Auszeichnung u. s. w. sind mir völlig fremd; aber wenn das, was ich stets als Heiliges im Herzen trug, nichts wäre, das würde ich kaum verschmerzen können. Viele Urtheile über mich konnten mich doch nicht fest stellen. Großes und überschwengliches Lob sah ich nicht begründet, und konnte es nicht achten, Aufzeigen von Fehlern nützte auch nichts; denn ich konnte die vorgebrachten Beschuldigungen des Mannes meist federleicht widerlegen, während er von dem gar nichts sagte, was mir am schwersten auf dem Gewissen lag, und so mußte ich den Tadel eben so wie das Lob verachten. Einzelne Zuschriften und einzelne Worte von Freunden in Anerkennung und Tadel mußte ich gerecht finden, und diese haben mich in meinem Innern etwas sicherer gestellt. Ich bewahre sie als Denkmale mit Verehrung auf. Mein theurer Freund Heckenast hat Vieles gethan, und ich werde es ihm gedenken, so lange ich lebe. Nun kommen Sie, und legen noch einen sehr großen Stein zu dem Gebäude; denn ich habe von entfernteren Freunden keine so genaue Kenntniß wie von Ihnen. Ich habe Sie von Anbeginn unserer Bekanntschaft sehr hoch gestellt, und darum sind mir Ihre Worte so bedeutend, und daraus werden Sie jetzt erkennen, daß es wahr ist, was ich oben sagte, daß mir Ihr Schreiben ein Glück gebracht hat. Die Zuneigung, welche aus Ihrem Schreiben spricht, erfreut mich sehr,

und freut mich ungemein, und für dieſe danke ich Ihnen von tiefſter Seele. Ich hoffe in den Jahren zu ſtehen, daß ich ſie nicht durch Umänderung meines Weſens verſcherzen werde. Wenn Sie ſagen, daß ich Sie ein „Bisgen“ (nach Göthe's erſter Zeit) lieb haben ſoll, ſo ſcherzen Sie wohl; denn Sie wiſſen es, daß ich Sie viele Bisgen lieb habe, das haben Sie ſelber geſehen; denn das Hintermbergehalten iſt mein geringſtes Laſter, und Heckenaſt hat gewiß geplaudert, wenn ich über Sie ſchrieb, oder er hat Ihnen gar die Buchſtaben gezeigt. Alſo wir haben uns beide lieb, und es wird wohl, ſo hoffe ich zuverſichtlich, noch ärger werden.

Für den Wein danke ich ſchönſtens. Seit ich älter werde, bin ich gegen dieſes Ding nicht ſo gleichgiltig wie in meiner Jugend, in der ich im Durſte alles hinein trank, was naß war, ohne es zu kennen. Jetzt kenne ich die Gabe der Traube, und trinke in Ehren auch ein Schlückchen, wenn ich auch nicht dürſte. Von Ihrem Tokaj bor habe ich eine Flaſche gekoſtet. Das iſt kein Edelmann mehr, das iſt ein Potentat. Seine Macht dürfte von wenigen erreicht ſein. Er ſoll auch bei mir als Potentat behandelt werden, und nur an hohen Tagen in ſeinem Feierkleide erſcheinen.

Heckenaſt hat mir ſeine Bilder von Göthe und Schiller für den Frühling zu unſerer Ausſtellung verſprochen. Ich ſehne mich ſehr darnach. Grüßen Sie ihn tauſendmal, und ſagen Sie ihm, er ſoll ja ſtreben, daß wir einmal zuſammen einen Nachſommer haben, mir iſt der Gedanke ſehr ernſt im Kopfe, Sie ſollten ſich auch darnach umthun. Das wäre doch gar ſo ſchön, wenn wir ſo etwas errichteten. Ich habe im vergangenen Decembe[redacted]en Mann nicht kennen gelernt, ſondern nur die

Spuren von ihm gefunden, der sich einen netten Nachsommer macht. Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der sich die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirthschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Brauhäuser baut und durch seine Wohlthaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten irgendwo zu finden.

Leben Sie wohl, empfangen Sie die besten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. März 1860.

Schon sehr lange habe ich nichts von Ihnen gehört, es wird wohl die Schuld an mir liegen; denn ich habe schon lange nicht an Sie geschrieben. Zu einer andern Zeit hätten Sie mich wohl gemahnt, aber jetzt, da Sie Weib und Kind haben, mahnen Sie mich nicht. Ich könnte eifersüchtig werden, wenn die Sache nicht so natürlich wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie, obwohl Sie Weib und Kind weit mehr lieben müssen als mich, doch auch mich nicht weniger lieben als sonst. Zuerst also die Frage, wie sich alles befindet, ich hoffe, sehr wohl; denn sonst hätte ich ja doch eine Nachricht bekommen. Dennoch bitte ich, schreiben Sie mir recht viel von Ihrem kleinen Mädchen und dessen lieber Mutter. Seit ich in meinem Hause vereinsamt bin, nehme ich, wie ich Ihnen schon schrieb, an den Kindern derer, die mir theuer sind, größeren Antheil als früher. Obwohl die Ruhe meines Geistes

wieder bei mir eingekehrt ist, habe ich doch noch immer ein Gefühl, als wäre ich seit einem Jahre ein anderer, als wäre ein Schleier über mein Wesen gekommen, und als würde, wenn der weggenommen wäre, erst wieder die alte Fröhlichkeit und Klarheit kommen. Die Zeit wird wohl auch diesen Schleier nach und nach vernichten. Ein Glück ist mir wenigstens zu Theil geworden, ich kann wieder mit derselben Liebe arbeiten wie früher, und mit einem noch größeren Ernste. Als der Schmerz über den schrecklichen Tod Juliens noch neu war, erschienen mir alle meine Bestrebungen so schal und nichtig, daß mir war, als lohne sich in der Welt keine Thätigkeit, und daß das Leben nichts sei, als ein längerer oder kürzerer Gang zum Tode. Langsam, sehr langsam kamen wohl die früheren freundlichen Dinge des Lebens wieder, aber sie kamen doch, und unter ihnen die Kunst wie eine ruhige, sanft lächelnde Göttin. Sie schien mir doch wieder der Aufmerksamkeit werth, und allgemach wurde sie die größte Trösterin, und wurde mir schöner, als sie es je gewesen war. So gewann ich auch wieder Liebe zu meinen Arbeiten, sie erschienen mir doch von einiger Ersprießlichkeit, und edle Männer, wie Elischer einer ist, führten mich wieder sicherer zum Schreibtische, als es Geld und Gut oder Aussicht auf Ruhm und dergleichen zu thun im Stande gewesen wären. So ein Zeichen erhielt ich auch unlängst aus Krakau, ich schließe es bei Ich kenne den Mann gar nicht, der Brief bezeichnet ihn aber schon zum Theile, und so weit ich in den mir gesandten Gedichten gelesen habe, muß ich ihm Bedeutung zuschreiben, und einige. der Gedichte fand ich trefflich, z. B. die Kirschen, keines lahm, und jedes aus einer selbstständigen Persönlichkeit hervorgegangen. Das zweite Büchlein sind Übersetzungen aus dem russischen

Dichter Puſchkin. Ich habe noch nicht darin geleſen. Senden Sie mir das Blatt wieder einmal zurück. Vielleicht nimmt unſer Freund Eliſcher daran Theil. Zeigen Sie es ihm.

Ein Hauptgrund, weshalb ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, beſteht darin, daß ich alle Zeit, die ich außer der nöthigſten Erholung zur Verfügung habe, auf den Witiko (oder Vitigo oder Witigo oder Witgo oder Witeq oder Wittico oder Vitek ꝛc.) — ich weiß nach Leſung von Chroniken gar nicht einmal mehr wie er heißt, und muß deshalb ſchließlich an Palazki ſchreiben — verwende. Ich freue mich, wenn ich Ihnen werde mündlich über dieſe Arbeit erzählen können. Schriftlich wäre es zu weitläufig. Der Unterſchied zwiſchen einem Phantaſieſtoff und einem gegebenen iſt für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geſchichte als leichtſinniger junger Menſch über das Knie gebrochen, und ſie dann in die Schubfächer meiner Phantaſie hinein gepfropft. Ich ſchäme mich jetzt beinahe jenes kindiſchen Gebarens. Jetzt ſteht mir das Geſchehene feſt wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage iſt jetzt nicht mehr die: was will ich mit ihm thun? ſondern: „was iſt er?“ Und die Antwort iſt ſo ſchwer, daß, wenn ich ſie nur zum Theile finde, und geben kann, das Gegebene unendlich mehr iſt, als das, was ich hätte machen können, und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brauſen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauſcht, daß man dem großen Leben gerecht wird, und ſein eigenes als ein ſehr kleines unterordnet. Die Weltgeſchichte als ein Ganzes, auch die ungeſchriebene eingerechnet, iſt das künſtleriſcheſte Epos, und wenn Theile davon

als Dichtung genommen werden, ſo ſind ſie am ſchönſten, wenn ſie einfältiglich herausgehoben, und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran. Wie viel ich an meinem erſten, beſcheiden gewählten Stoffe verderben werde, mag Gott wiſſen. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen miſcht das Ich ſtets einen Theil von ſich unter die Wirklichkeit, und tauft ihn Wirklichkeit. Ich habe nur die herzliche Bitte an Sie: 1. Drängen Sie mich nicht mit dem Werke, es dauert nicht mehr lange, bis Sie es ganz in den Händen haben, und 2. verſchmerzen Sie mit mir die Zeit, in welcher gar nicht gearbeitet werden konnte. Ich werde den Reſt meines Lebens einzig der ſchönen Kunſt mit voller Seele zuwenden — ach, könnte ich es auch nur ausſchließlich, und wäre ich nicht noch von andern Ketten gebunden, und gönnte mir Gott ein Alter, wie es Größeren, Begabteren zu Theil geworden iſt, z. B. Göthe, Alexander Humboldt. Ich werde in den Arbeiten an Wok und Zaweſch keine Pauſe eintreten laſſen, und Gott wird doch eine ſo unfreiwillige, wie ſie in jüngſter Vergangenheit kam, und wie ſie vielleicht nach ſeinem Rathſchluſſe auch nothwendig war, nicht zum zweiten Male in kurzer Zeit ſenden. Mit Wok werde ich in Nebenſtunden den Stoff zum Kepler ſammeln, und nach Wok und Zaweſch dieſes Werk und in Gottes Namen Dramatiſches folgen laſſen. An Geiſt und Leib fühle ich noch kein Alter; glücklich, wenn mir Gott ein ſo dichteriſch freies Anſchauen und Walten verliehe, wie es mein Großvater Auguſtinus Stifter faſt bis in ſein 97. Jahr hatte, und wie ich es erſt jetzt recht erkenne und würdige, da ich ſelber

in ein ruhigeres Alter einzutreten beginne. Wenigſtens Pläne häufen ſich bei mir, daß ich auch in meinem 100ſten Jahre nicht damit fertig wäre.

Haben Sie denn geforſcht, ob Ottokar von Horneks Reimchronik nicht zu haben iſt? Ich habe Sie einmal darum gebeten. Ich wiederhole die Bitte.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 10. April 1860.

Unſere Briefe haben ſich gekreuzt. Ich beantworte Ihr Schreiben heute nicht, weil ich doch hoffe, Sie in Wien ſehen zu können, obwohl mir Eliſcher ſchreibt, daß Sie unwohl ſind. Es wird wohl nicht bedeutend ſein; denn ſonſt hätte er es mir nicht verhehlt, im Gegentheile verſprach er, daß auch Sie wahrſcheinlich Wien beſuchen werden. Er werde kommen, daß wir uns ſprechen können. Mich freut die Freundſchaft dieſes Mannes auf das Tiefſte. Sollte Ihr Unwohlſein Sie aber doch abhalten, Wien zu beſuchen, und ſollten Sie dies ſpäter zu thun geſonnen ſein, ſo verſchiebe auch ich meine Reiſe; denn ich möchte Sie ſehr gerne ſehen und ein paar Tage mit Ihnen zubringen.

Leſen Sie gütigſt in Palazki's Geſchichte von Böhmen, erſten Band ſiebentes Kapitel, Seite 355. In demſelben ſteht von S. 355 bis S. 366 ein Stoff, den ich gleich nach Zaweſch noch vor Kepler bearbeiten will. Es iſt der Untergang der Wrſowece

und der ihres Feindes. Der Stoff liegt fast vollendet vor. Es kommt nur darauf an, die glühende, kraftvolle, rastlose, entsetzliche Seele Swatopluks zu entwickeln, die gewaltthätigen Triebe seiner Zupane und Lechen zur Anschauung zu bringen, und den giftvollen Wacek und den fast großartigen Mutina und Bozey darzustellen. Es ist unbegreiflich, warum ich dieses Epos nicht längst gemacht habe, und ich zittere fast, daß mir dieser Stoff weggenommen wird. — Verrathen Sie ihn niemanden. Nur daß Deutsche die böhmischen Geschichten so wenig studieren, mag Ursache sein, daß man an diesem nibelungenartigen Riesendinge vorüber ging. Wäre es nicht besser, da Witiko älter ist als Swatopluk, Swatopluk aber den geschichtlich schon klaren Rosenberger Wok und Zawesch weit an Alter vorgeht, ihn gleich nach Witiko kommen zu lassen? So würden die größten böhmischen Geschlechter vorgeführt. Bei den Wrsowecen käme auch ein Rückblick auf ein uraltes böhmisches Geschlecht vor, welches 200 Jahre vor Swatopluk von den Wrsowecen vernichtet worden ist, ein Geschlecht, dem der Bischof von Prag, Woytech (der heilige Adalbert), angehörte, das Geschlecht der Slawnike. Lesen Sie hierüber S. 225—243 des eben angeführten Werkes. Welche schaudererregende Vergeltung herrscht in diesen Dingen. Könnte nicht die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert, und ihre Gewaltplane wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend dargestellt werden, daß die Menschen im Anblicke des Entsetzlichen, das in Folge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet? Ob ich aber das darstellen kann? Ich würde es versuchen, und dann wäre wohl auch die Neugierde

zu verzeihen, zu erfahren, ob unſer jetziges Geſchlecht durch rauſchende Kraft mehr zu erregen wäre als durch die ſtille, aber größere der Weisheit. Doch viel hievon mündlich.

An M. Tenger.

Linz, am 26. Mai 1860.

Freilich ſind wir in Wien geweſen, und zwar ſind wir am 19. April hinab und am 3. Mai herauf gefahren. Über Wien mündlich. Ihren Brief fanden wir bei unſerer Zurückkunft auf dem Tiſche. Aber ich fand zugleich einen ſolchen Wirrwar von Dingen und Nothwendigkeiten, daß ſeine Beantwortung, die zugleich ein ſelbſtſtändiger Brief ſein ſollte, immer hinaus geſchoben werden mußte. Und auch jetzt noch bin ich nicht in der Lage, Ihnen ſo viel ſchreiben zu können, als ich wollte. Ich muß mich auf das Nothwendigſte beſchränken, und das Beſte dem mündlichen Verkehre aufſparen. Für den Wunſch zu meinem Namensfeſte danke ich Ihnen herzlich, und eben ſo für die gute Meinung, welche Sie von mir haben. Eine gute Meinung über mein Weſen möchte ich mir ſehr gerne von den guten Zeitgenoſſen erwerben, dieſe Meinung freut mich mehr, als hätte ich den größten Dichterruhm; meine ſittliche Natur mache ich doch zum größeren Theile ſelber, das wenige Gute in meinen Schriften iſt doch zuletzt das Eigenthum des lieben Herrgottes. Sie wollen meinen Geburtstag wiſſen. Er iſt der 23. Oktober

1806*). Man erzählte mir, es habe bei meiner Geburt schrecklich gestürmt und geschneiet, und ich hätte sogleich sehr geschrieen, als mein Alter erst nach Minuten zählte.

Die Briefe Humboldts an Varnhagen lese ich eben. Ich habe sie von meinem Freunde Heckenast zugeschickt erhalten. Ich freue mich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es sind so viele Meinungen darüber; aber sie scheinen mir alle, mit Ausnahme von vielleicht nur wenigen, nicht klar. Humboldts Wesen liegt ja offen in seinem langen Wirken, es kann nun in einigen Briefen nicht plötzlich ein anderes sein. Nach dem zu urtheilen, was ich bereits gelesen habe, sind diese Briefe so, wie ich mir sie von Humboldt gedacht habe.

Von Ihrer freundlichen Güte, in Gmunden bei Ihnen abzusteigen, können wir keinen Gebrauch machen, da wir Ihr Hauswesen zu sehr in Unordnung bringen müßten. Zudem kommen zu mir so viele Leute, daß ich Ihre Wohnung zu einer Kanzlei machen müßte. Dafür wollen wir recht viele Zeit bei Ihnen zubringen, und uns der Aussicht auf den See erfreuen. Ich werde sorgen, daß in unseren Gmundner Aufenthalt ein Sonntag falle, welchen Tag ich fast ganz frei habe. Nehmen Sie unsere Weigerung ja nicht unfreundlich auf, sie fließt einzig aus dem Bewußtsein, daß wir nicht anders handeln dürfen. Ich werde Ihnen den Tag anzeigen, an welchem wir kommen. Daß Sie uns mit einem lithographirten Bildnisse von sich auf unsere Bitte erfreuen wollen, ist sehr schön. Wir beide, besonders aber meine Gattin, sehen mit Sehnsucht dem Bilde entgegen. Senden

*) Die Jahreszahl ist irrthümlich angegeben oder verschrieben. S. die Biographie.

Sie es ja recht bald, wir können nicht darauf bis zu unſerer Reiſe in das Salzkammergut warten. Dafür müſſen Sie ſich auch gefallen laſſen, daß wir einmal auch unſere Bilder in Ihr Haus ſtiften.

Indem ich Ihnen noch ſage, daß wir uns beide ſchon recht freuen, Sie wieder zu ſehen und eine Zeit mit Ihnen zuzubringen, muß ich dieſen Brief ſchließen. Wir grüßen Sie beide auf das Herzlichſte.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 31. Mai 1860.

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut, da ich daraus Ihre fortdauernde freundliche Geſinnung gegen mich und meine Gattin erkenne. Wir ſind erſt am 3. Mai von Wien abgereiſt.

Beiden war uns Linz als Stadt nach dem Aufenthalte in Wien faſt unerträglich. Welche edlen, guten, lieben und feinfühlenden Menſchen habe ich dort um mich gehabt! Wie iſt ſonſt dort Alles anders und geſchmackvoller als hier! Man ſollte, wenn man lange in Wien gelebt hat, und fort gekommen iſt, entweder gar nicht mehr dahin zurückkehren, oder es recht oft beſuchen, daß man es gleichſam gar nicht verliert. Dieſes letztere werde ich, ſo lange ich noch in Linz bleiben muß, thun. Der ſehr edle und liebe Fürſt Colloredo, derſelbe, welcher in den Reichsrath berufen iſt, ein Jugendfreund zu mir, hat mir eines Tages

alle jene Freunde, die mit ihm und mir vor unſerer Verehlichung durch zehn Jahre hindurch einen unzertrennlichen Kranz gebildet hatten, zu Tiſch geladen. Es war eine der tiefſten und ſchönſten Empfindungen im Kreiſe dieſer Freunde zu ſitzen, und die alten fröhlichen Tage wieder herauf zu rufen in die Reife unſerer Männerjahre. Aus allen ſind tüchtige Leute geworden. — Rizy gehört auch darunter. Colloredo hat mir ein politiſches Manuſcript mitgegeben, welches ich zwar noch nicht zu Ende geleſen habe, das mir aber, ſo weit ich es jetzt kenne, obwohl ich nicht in Allem gleich denke, außerordentlich gefällt. Es iſt mit der größten Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit geſchrieben. Es redet nicht andern Reden nach, ſondern ſteht mit einer faſt beiſpielloſen Strenge auf dem Boden der eigenen Erfahrung und des eigenen Nachdenkens. Darum huldigt es auch nicht ſofort alter und neuer Mode, ſondern ſieht beiden feſt in das Angeſicht. Die Schrift wird, wenn ſie gedruckt wird, Bewunderung und Anfeindung ernten. Bei Grillparzer war ich faſt einen ganzen Nachmittag. Ich möchte Ihnen recht viel von ihm erzählen. Auch Baumgartner und Zedlitz beſuchte ich. Mit ſolchen Männern fühle ich mich wieder, und werde ſelber mehr. Ihre und Eliſchers liebe Geſtalten begleiteten mich auf meiner Reiſe herauf, und ſind noch bei mir. Sollte es denn unmöglich ſein, daß wir den Reſt unſeres Lebens mit einander zubringen? Die Erinnerung dieſer einigen herzlichen Wienertage mit Euch beiden wird mir lange verbleiben. Auch Geiger ſah ich noch zweimal. Wie hat ſich dieſe Kernnatur herrlich heraufgearbeitet. Jetzt ſollte er Raum haben zu ſchaffen. Ach Gott! Albert Zimmermann habe ich kennen gelernt, er gefiel mir ſehr, ich ihm vielleicht auch. — Nun aber genug von Wien.

Für den Wein, welchen ich erwarte, meinen herzlichſten Dank. Wie ſoll ich denn alle die Güte verdienen? Und doch muß ich wieder mit Bitten kommen. Sie haben uns die Bilder Schiller und Göthe zur Ausſtellung verſprochen. Ich habe ſie bereits in einer Sitzung angekündigt. Senden Sie doch jetzt dieſelben. Richten Sie dieſelben an den Kunſtverein in Linz. Ich werde beim Aus- und Einpacken, ſo wie beim Aufſtellen ſelber gegenwärtig ſein, daß keine Verletzung geſchieht. Ich habe bei Geiger die Skizzen beider Bilder geſehen, die mich im höchſten Grade entzückten. Er wird uns auch die Skizzen zur Ausſtellung ſenden. Mövius in Düſſeldorf hat der Landesgallerie in Linz das herrliche Stichwerk Kellers „die Diſputa" von Raphael zum Geſchenke gemacht. — Haben Sie dieſes Blatt ſchon geſehen?

Witiko (ſo heißt er nun endgiltig; die Roſenberger kommen in alten Schriften faſt immer als die Witkowece (wece, die Nachkommensendung von dem Ahn Witko oder Witiko, vor) ſchreitet nun raſch fort. Wollen Sie einen Theil zum Leſen, nicht zum Drucken, ſo ſchreiben Sie mir. Den Druck ſollten wir erſt beginnen, wenn das ganze Manuſcript vorliegt, weil alles beſſer zu berechnen iſt. Wollen Sie dann nicht auch Geiger das Manuſcript mittheilen? — Es dürfte vielleicht gut ſei, wenn es copirt würde. Ich habe nur höchſt mangelhafte Skizzen, von denen der reingeſchriebene Text häufig bedeutend abweicht. Ein Verluſt von Blättern (denn das Werk ſteht wieder auf lauter einzelnen Blättern) wäre ein wahres Unglück. Schreiben Sie mir recht bald hierüber. Wenn auch Witiko ſo ſchwer geboren wird, ſo ſchreiten deſſen Nachkommen deſto leichter in die Welt, da die Studien nicht anders als zu allen zugleich gemacht werden mußten, indem alles zuſammenhängt. Mit ihm ſind auch die andern fertig, ſie

dürfen nur in die Welt geführt werden. Hat ja auch er die schwere Arbeit gehabt, das Haus zu gründen, die Nachfolger haben behaglich darin gewohnt. Das Schwerste ist fast, die mit einer hervorragenden Person der Witkowece zugleich lebenden Glieder dieser großen Familie zu ergründen, und etwas über ihre Verhältnisse und Charaktere zu erfahren, und doch ist dieses für den Geschichtschreiber, sobald es nicht öffentlich eingreift, gleichgiltige Ding für den Dichter unentbehrlich. Weiß man sogar in der Geschichte nicht einmal gewiß, weshalb die Witkowece, welche Ottokar II. gegen die Ungarn so unterstützten (Wok der Witicer erfocht einen glänzenden Sieg über die Kumanen in der großen Schlacht an der March (12. Juli 1260) gegen Bela und Stephan), doch denselben Ottokar gegen Rudolph stürzten; denn sie und die Riesenburge gaben dem Sturze den Ausschlag. Diese Beziehungen werden in Wok und Zawesch vorkommen. Ottokar und Zawesch fallen durch ihre Größe und ihre Leidenschaften.

Doch genug.

An Gustav Heckenast.

Freistadt, am 5. Juli 1860.

Ich schreibe Ihnen von Freistadt nur einige Worte. Mehr entweder mündlich oder in einem nächsten Briefe. Ich habe die zwei Bilder noch ausgepackt und aufgehängt, dann mußte ich fort. Sie sind unversehrt in unsern Ausstellungssaal gekommen. Was

ſoll ich ſagen? Vorerſt nur ſo viel: ich bin im höchſten Sinne des Wortes entzückt. Göthe iſt großartiger, Schiller faßlicher. Nichts kann die Werke beider Männer getreuer ſpiegeln als dieſe Figuren. — Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet, daß ich durch längere Zeit dieſe Werke genießen kann. Der Verein wird Ihnen ein Dankſchreiben ſenden. — Ich mußte eine Amtsreiſe antreten, am 9. Abends komme ich nach Linz zurück. Eher treffen Sie ja auch nicht dort ein, wenn uns ſchon überhaupt das Glück zu Theil wird, Sie bei uns zu ſehen.

Der Wein iſt herrlich, tauſend Dank. Alles Herzlichſte und Innigſte an Sie und Ihre Gattin.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 8. October 1860.

Hier folgt ein Stück Witiko. Es wäre mir lieb, wenn Sie die Studien ſähen, die darin ſtecken; aber noch lieber, wenn Sie dieſelben nicht ſähen, und Ihnen doch die Sache gefällt; denn dann iſt ſie natürlich und lebt. Was Sie hier haben, iſt die Expoſition zu Witiko und der Schauplatz zu allen Roſenbergern. Ich bitte auf das Manuſcript wohl zu achten, es iſt wohl, wie Sie ſehen werden, kein Concept, ſondern Reinſchrift; allein ich beſitze nur zum Theil eine zweite Schrift, das andere iſt zerſtreut auf unzähligen, mit Bleiſtift beſchriebenen Papierſtücken (wie der W. auf lauter ſolchen ſteht) und müßte wieder zuſammengeleſen werden, wenn dieſes Manuſcript verloren ginge. Ich bitte,

theilen Sie diese Blätter auch Elischer mit, und schreibt mir, wie Euch die Sache gefällt. Gebt Euch Mühe, daß Euch der junge Mann nicht zuwider ist, er wird schon älter, und er thut auch gut und bringt's zu etwas. Zu was, darf ich nicht verrathen.

Heute kann ich wenig schreiben, da ich keine Zeit habe. — Nächstens schreibe ich einen längern Brief.

An Heinrich Bürkel in München.

Linz, am 6. November 1840.

Noch nie ist mir etwas so schwer geworden als dieser Brief. Ich schob ihn lange auf, weil ich meinte, ich werde anderen Sinnes werden; aber endlich muß ich doch daran, wenn ich nicht eine große Unart gegen Dich begehen soll. Dieses Schreiben enthält die freundschaftliche Bitte, mich meines Wortes zum Ankaufe des Bildes mit den Kühen zu entbinden. Ich bitte Dich, nimm die Ursache nicht übel auf: das Bild gefällt mir nach der Ausführung weniger, als es mir in dem Zustande gefallen hat, in welchem ich es bei Dir sah. Ich will versuchen, das auseinander zu setzen. Du hast den unteren Theil der Luft in den Hintergrund neu gemacht. Die neue Farbe scheint mir mit der alten nicht zu schmelzen, und ich fürchte auch noch überdies, daß der neue Theil auswachsen und einen Fleck bilden wird. Das neue Grün, welches Du auf den Rasen der Kühe gestellt hast, erscheint mir zu sehr dem Berggrün ähnlich und scheint mir ein falscher Ton zu sein. Ich will hiemit keinen Tadel gegen das

Bild aussprechen, es ist nur meine einzelne Meinung. Wenn ich nun ein Bild von einem so großen Meister, wie Du bist, besitzen soll, so sollte kein Schatten eines Zweifels die reine Freude trüben, namentlich, da ich nicht reich genug bin, mir drei oder vier bedeutende Bürkel kaufen zu können. Ich wollte Dich bitten, mir zu erlauben, daß ich anstatt des Thierstückes das Gebirgsstück mit dem Hause und dem alten Manne kaufe; allein dieses Bild kaufte der Verein, ich wollte nichts dagegen sagen, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich als Ausschuß und Vorstandstellvertreter die besten Stücke an mich ziehe, und so stand ich nun in Zweifeln da. Der Pferdemarkt entzückt mich wohl sehr; ich kann aber jetzt nicht so viel Geld ausgeben. Wenn Du mir mein Wort zurückgibst, so wähle ich mir wohl im künftigen Frühlinge, in welchem ich acht Wochen in München zubringen will, ein fertiges Bild von Dir; denn besitzen möchte ich denn doch noch eines, da mein Wesen dem Deinigen so ähnlich ist, daß seit etwa fünfundzwanzig Jahren hier schon Deine Arbeiten meine Freude machten. Gibst Du mir mein Wort nicht zurück, so wird das unsere Freundschaft nicht trüben, so wie ich glaube, daß meine Bitte Dich nicht erzürnen wird.

Mit dem größten Vergnügen vergegenwärtige ich mir die beseligende Empfindung, welche ich in Deiner Arbeitsstube und in Deinem Umgange hatte. Wenn mir einmal das Geschick gönnen sollte, meinen dauernden Wohnsitz in München nehmen zu können, werde ich Dich wohl zuweilen ein wenig mit meiner Gegenwart plagen, ich will bescheiden sein, und Dir nicht viel Zeit nehmen; aber manchesmal wirst Du schon erlauben, daß ich mich an Deinen Werken erquicke, und es könnte auch sein, daß wir gegenseitig durch unser Gespräch uns aufheitern. Habe ich

Dir von dem Bilde erzählt, welches unser Erzherzog Franz Karl von Dir besitzt? Es sind Kohlenmeiler im Winter und im Nebel. Etwas Weicheres und Reizenderes habe ich kaum je gesehen. Deine Bilder auf unserem Vereine haben sehr gefallen. Du bist schon eine bekannte Figur bei uns, und selbst Leute unteren Standes sagten: „Ach, da ist wieder ein Bürkel.“ Gott gebe Dir noch recht lange Gesundheit und Kraft, und erhalte Dir das feine Gefühl Deines Herzens. Mögen Dir Feinde Fehler vorwerfen, Du wirst auch derlei haben, obwohl ich Bilder von Dir kenne, an denen ich nicht den geringsten fände, mögen sie Dir solche vorwerfen, es lebt jetzt doch keiner, der Dich in Deiner Art ersetzen könnte, wenn Du einmal den Pinsel weglegst oder gar stirbst. Dein freundschaftliches Erscheinen auf dem Bahnhofe bei unserer Abfahrt hat uns sehr gerührt, wir reden gerne davon, und meine Frau meint, Du seist ein weit besserer Mann als ich; ich gebe es aber nicht zu. Deine Flasche Wein steckte ich in meinen Überrock, um sie nach Linz zu bringen; allein im Bahnhofe in Salzburg legte ich den Überrock etwas zu arg auf einen Stuhl, die Flasche brach und ich hatte den Wein zwischen dem starken Tuche und dem dichten Seidenunterfutter in einem Schlauche, wie die antiken Faune.

Melde Deinem liebenswürdigen, hoffnungsvollen Sohne von meiner Gattin und mir die herzlichsten Grüße, Deine Gattin, obwohl wir sie persönlich nicht kennen, erlaube, daß wir ihr unsere Verehrung ausdrücken, und Du selber nimm alles Liebe und Herzliche von uns entgegen. Schreibe mir einige Zeilen zur Erleichterung meines Herzens. Lebe wohl und denke manchesmal ein bischen an Deinen Dich verehrenden Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 17. December 1860, Abends.

Ihre beiden Briefe haben mich ſehr erfreut. Ich habe gemeint, ich hätte Ihnen auf den vorletzten geantwortet. Sie ſehen, daß ich auch zerſtreut ſein kann, und werden mir den Gedächtnißfehler verzeihen. Im Kopfe muß die Antwort fertig geweſen ſein; ſonſt hätte ich nicht in den Irrthum verfallen können. Daß Sie und Freund Eliſcher den Anfang des Witiko gut finden, macht mir Vergnügen und Muth. Beſonders freut mich, daß Eliſcher dieſen Anfang allen meinen bisherigen Arbeiten vorzieht. Ich thäte es auch gerne; aber ich wußte bisher nicht, ob ich recht habe. Das Eine iſt gewiß, daß ich die Arbeit mit großer Sorgſamkeit fördere. Beſonders ſtrebe ich, daß mir nichts die Einfachheit ſtört, durch die ich vielleicht eine Art Erhabenheit zuwege bringe; darum muß alles fort, was in Zerſtreuung ausarten könnte. Ich werde Ihnen in 2—3 Tagen das zweite Kapitel ſenden, ich muß es nur noch einmal leſen. Dann werde ich Ihnen gerne die Sachen ſchneller zukommen laſſen, nur muß ich ein ziemlich breites Gebiet hinter mir zurückhalten, weil ich bei den Arbeiten ſtets nachſchlagen muß, um nach Einzelnheiten, Ausdrücken u. dgl. zu ſchauen. Aus dieſem Grunde wird die letzte Sendung die umfangreichſte werden. In 1 fanden Sie den Schauplatz des Stammes Roſenberg und die erſten Fäden zu

Witiko; in 2 werden Sie den Haken finden, an den die kommenden Ereigniſſe des Buches geknüpft werden. In 2 befindet ſich eine Reitergruppe, welche ein Gegenſtand einer größeren Zeichnung für Geiger wäre.

Was Sie mir von Geigers Shakeſpeare ſchrieben, hat meine Theilnahme in hohem Grade erregt, ich freue mich, das Bild einmal zu ſehen. — Möge das, was jetzt in Ungarn geſchieht, nicht zu Schlimmem führen. Ich fürchte es faſt. — Sie fragen, ob mich die gegenwärtige Weltlage nicht in meinen Arbeiten ſtört. Nein. Weil die gegenwärtige Weltlage Schwäche iſt, flüchte ich zur Stärke, und dichte ſtarke Menſchen, und dies ſtärkt mich ſelber. Sonſt aber betrübt mich Europa ſehr. Wenn nicht einzelne edle Menſchen wären, ſo wäre man verſucht, im Angeſichte deſſen, was ſich Europa bieten läßt, dem Geſchlechte den Rücken zu kehren, und ein rechtſchaffener Wolf oder Elephant oder Bär zu werden. Aber enden wir von dem Dinge. Mein heutiger Brief iſt kürzer, weil mir meine Arbeit ſo im Kopfe ſteckt, einmal finde ich ſchon Muße zu einem längern.

1861.

Linz, am 4. Jänner 1861.

Hier folgt 2 des Witiko. Die Sendung folgt darum um mehrere Tage ſpäter, als ich in meinem letzten Briefe geſagt habe, weil dieſes Kapitel kopirt worden iſt. Ich bin nun beruhigt. 3 werde ich Ihnen recht bald ſchicken. Schreiben Sie mir bald über 2, dann ſchreibe ich Ihnen einen größeren Brief zurück. Heute habe ich gar keine Zeit.

Mit tauſend Grüßen an Sie und Ihre liebe Gattin und an das Kindlein Ihr treuer Freund.

Linz, am 6. Februar 1861.

Obwohl ich gar keine Zeit habe, und nicht einmal ein Papier (das gegenwärtige hat mir mein Stubenmädchen vorgeſtreckt), ſo muß ich ihnen doch einige Zeilen ſchreiben.

Witiko geht langſamer als alle meine früheren Arbeiten von ſtatten. In allen meinen früheren Sachen habe ich den Stoff

mehr oder minder aus mir ſelbſt geboren, er floß daher ſammt ſeiner Form aus mir in die Feder. Hier aber iſt der Stoff ein gegebener, die Perſonen und ihre Handlungen haben außer mir eine Berechtigung, ſie ſind wirklich geweſen, ſind in einer ganz beſtimmten Form geweſen, und war jene Form die der Wirklichkeit, ſo muß die, in welcher ich ſie bringe, die der Kunſt ſein, welche als Wirklichkeit erſcheint, ohne es ſein zu dürfen; denn die wirklichſte Wirklichkeit jener Perſonen wäre in der Kunſt ungenießbar. Gebe ich alſo meinem Stoffe die Form, ſo iſt ſie doch von mir ganz unabhängig, und hängt nur von dem Stoffe ab; ich muß ſie finden, nicht erfinden. Das Finden macht mir aber oft große Freude, wie dem Naturforſcher, wenn er unbekannte aber längſt vorhandene Erſcheinungen entdeckt. Meine Geſchichte war längſt da, ich entdecke ſie nur, und da arbeite ich mit einer Luſt, die ich früher nie gekannt habe. Darum iſt mir öfter, als hätte ich früher nur geſchwärmt, und dichtete jetzt. Die Griechen hatten das Wort ποε έω (ich mache) für Dichten. Wie bezeichnend! Geſtalten muß man machen, nicht Worte. Daher habe ich jetzt das Gefühl, daß ich mich eher zerreißen ließe, als an Witiko ſudelte, das Werk ſoll ſonſt keinen Fehler haben, als der in der Unzulänglichkeit meiner Kraft liegt. Erſchrecken Sie darum nicht, es wird nicht unendlich dauern, bis Sie Alles haben. Ich arbeite deſto fleißiger an dem Werke, ich habe eine — ich möchte ſagen Leidenſchaft für dieſe Arbeit, wenn nicht etwa dem Adel des Gegenſtandes das Wort Begeiſterung beſſer entſpricht. Wenn ich nur wüßte, wie Ihnen Nr. 2 zugeſagt hat. Ich hätte es Ihnen ohne 3 nicht ſchicken ſollen, da beide Stücke ſich ſo ſehr ergänzen. Doch genug von Witiko.

Ich hatte große Luſt eine Beurtheilung Petöfis und zwar

eine günſtige zu ſchreiben; aber jetzt thue ich es nicht, daß meine Landsleute nicht ſagen, ich ſei unter die Magyaren gegangen. Ich gehe auch unter die Magyaren; aber erſt wenn ſie mit uns wieder gut Freund ſind.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie von uns herzlich Ihre theuere Gattin (ſie iſt doch wohl nun ganz geſund?), küſſen Sie in unſerem Namen ihr Kindlein (lehren Sie es doch auch bald meinen Namen ſprechen) und empfangen Sie ſelber die ſchönſten Grüße von uns beiden. Denken Sie freundlich Ihres treuen Freundes.

N. S. Grüßen Sie Eliſcher. Hat er mich denn zu dem Unrath gelegt, daß er gar nicht ſchreibt?

An M. Tenger.

Linz, am 10. Februar 1861.

Mit Ihnen ſtehe ich recht viel Kreuz aus. Ich habe Ihnen einmal geſagt, daß Sie an unſerer Freundſchaft durchaus nicht zweifeln ſollen, und jetzt zweifeln Sie doch wieder luſtig darauf los. Ich muß Sie am Eingange dieſer Zeilen inſtändig bitten, daß Sie, ſelbſt wenn Wunder und Zeichen geſchehen, nicht mehr zweifeln mögen. Es iſt in der That eine Kränkung für mich, zu meinen, daß ich ohne Grund meine Gedanken über Sie ändern werde. Ich verſchenke meine Neigung nicht leicht, fordere ſie dann aber nie mehr zurück. Daß ich Sie ganz von uns wegſtelle, iſt vollſtändig nicht wahr, es iſt nur wahr, daß ich Ihnen ſchon ſehr

lange nicht geschrieben habe, und Ihren letzten Brief auch wieder drei Wochen alt werden ließ. Das ist eine Thatsache, die mir jetzt oft begegnet, die mir nur in meiner Jugend, da ich sonst nichts zu thun hatte, als aus Büchern zu lernen und Briefe zu schreiben, nicht zustieß. Später geschah es mir sogar gegen meine über alles geliebte Mutter. Und doch kann ich es nicht ändern. Schweigen gegen liebe Menschen ist nicht lieblos, ich kann sie im Schweigen immer fort lieben; aber ihnen einen kalten, liebloſen, gehudelten Brief schreiben ist eine liebloſe Handlung gegen sie, die ich mir nicht verzeihen könnte. So ist es. Ich bitte Sie, lassen Sie es sich klar sein, denn das Unglück wird wieder geschehen; dafür werden Sie aber unvermuthet einen langen, ich glaube, lieben Brief erhalten. Hören Sie nur: ich muß täglich zu einer Menge Menschen schreiben (die Lieblingssünde der Schriftstellerei kann ich nun einmal nicht aufgeben. Phantasiegestalten und solche der Geschichte sind mir oft lieber als die wirklichen), dann malen (ich kann diese Sünde auch nicht lassen), zeichnen, lesen, mein Amt, die Politik, Schreiben unzähliger lästiger Briefe — so hätte ich manchen Tag gar nicht einmal Zeit zum Sterben. Was eine häßliche Weltlage und ein zerstreuendes Amt an günstiger geistiger Stimmung noch übrig läßt, das gebe ich so gerne den Musen. Ich genieße viel Glück in diesem Leben, und bin Gott auch sehr dankbar dafür, ich liebe die Natur, und sie gibt mir oft wahrhafte Seligkeiten, ich liebe die Kunst, und sie vergilt es mir, ich kann zuweilen ein winziges Gutes thun, ich habe etliche Spielereien um zu tändeln, manche Freunde sind mir mehr gut, als ich verdiene, und eine makellos rechtschaffene Gattin erwiedert mir meine große Liebe zu ihr, und endlich ist die Dichtkunst, mit der ich zwar viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will, die

aber doch auch wieder viele Freude gibt. In diesem Kreise lebe ich fort, und verschmerze es endlich, daß mir Gott keine Kinder gegeben hat.

In Wien hatte ich das schmerzliche Glück die Frau von Collin zum Grabe begleiten zu können. Ich kam um 4 Uhr des Tages zu ihr, an dem sie um 11½ Uhr gestorben war. Ich fand die Söhne im tiefen Schmerz. Die todte alte Frau habe ich nicht angesehen, um ihre lieben Züge in meinem Gedächtnisse nicht durch das Todtenangesicht zu verwischen. Ludwig hat mir gesagt, daß er Ihnen eine Anzeige schicken wird. Das Gerücht, daß ich nach Wien übersiedeln werde, ist völlig falsch. Selbst wenn meine Freunde mich zu irgend etwas auf Dortbleiben riefen, ginge ich unter den jetzigen Umständen nicht. Hätte ich nicht einen andern Lebensinhalt bereits gewählt, so könnte es sein, daß, wenn die Gelegenheit es wollte, ich mein Leben wagte, um an den Staatswagenrädern zu schieben, selbst auf den Fall hin, daß es nicht gelänge, aber mein ganzes Wesen drängt zur Kunst, ihr habe ich schon einen Theil meiner Kraft geopfert und entsage ihr nicht auf ein zweifelhaftes lockendes Ungefähr hin. Gerne aber werde ich meinem Volke dienen, wenn es neben meiner Schriftstellerei mit Aussicht auf Erfolg in regelrechter Thätigkeit sein kann. Ich kann es nicht billigen, wenn Männer so schnell ihren Lebensinhalt wechseln. Wäre ich nicht auf der Bahn der Wissenschaft und Kunst, dann hätte es sein können, daß ich die Gelegenheit gesucht hätte, ein Staatsmann zu werden, vielleicht ein noch schlechterer, als ich Dichter bin, aber gewiß ein besserer, als ich jetzt so manchen an mancher Spitze sah. Ich habe nie gestrebt, an eine solche Spitze zu kommen, hätte ich es, es wäre mir gelungen; aber nie hätte ich es mir verzeihen können, dann meine Aufgabe nicht so

lösen zu können, wie ich es als nothwendig eingesehen hätte. Dessen dürfen Sie jedoch versichert sein, wenn mein Leben mein geschmähtes aber doch herrliches Österreich retten könnte, so gäbe ich es augenblicklich hin. Meine Gattin würde ihr Witthum an meiner That hinleben können, wenn auch das Vaterland gegen sie undankbar wäre.

Alles Herzliche von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. April 1861.

Ich erschrecke, daß Ihr letzter Brief vom 6. Februar herrührt, und heute der 4. April ist. Die Ursache, daß ich nicht schrieb, ist, weil ich schrieb, und zwar an Witiko. Ich wollte Ihnen Nr. 3 zugleich mit einem Schreiben schicken; aber ich arbeitete an einer andern Stelle, von der ich mich nicht losreißen konnte, um 3 noch einmal durchzugehen, ehe ich es absendete.

Was Ihren Antrag wegen München betrifft, so ist die Sache wohl außerordentlich schön; aber ist es gerathen, sich in der gegenwärtigen Zeit von seinem Wohnorte zu trennen? Wenn Sie kommen, so lassen Sie es mich wenigstens 8—10 Tage früher wissen, damit ich ja nicht etwa in Amtsgeschäften abwesend bin. Ich freue mich außerordentlich Sie und Elischer zu sehen. Man sagt, man schließe nur in der Jugend innige Freundschaften, und ich wüßte doch nicht, ob ich je in meiner Jugend jemand so tief geliebt habe, wie Sie beide, obwohl unser Bekannt-

werden nicht ſo ſehr in die Jugend zurück reicht, bei Eliſcher ſchon gar nicht.

Daß Sie uns Piepenhagens Landſchaften zur Ausſtellung überlaſſen wollen, macht mir große Freude, noch größere, daß Sie mit den Bildern ſo zufrieden ſind. Wenn dieſelben bis Anfangs Mai hieher kommen, ſo iſt es Zeit genug. Senden Sie ſie an mich, daß ich ſie mir vor der öffentlichen Ausſtellung in meinem Zimmer recht nach Muße betrachten kann.

Wenn Sie mir von Petöfi eine beſſere Ueberſetzung verſchaffen können, als die Kertbeny'ſche, ſo bin ich Ihnen ſehr dankbar, ich werde gewiß zu ſeiner Zeit etwas über ihn veröffentlichen, was die Ungarn freuen wird. Wenn ſie mir nur jetzt auch mehr Freude machten!

Sie haben mir einmal ein Exemplar der Zeichnungen Geigers aus der ungariſchen Geſchichte verſprochen, vergeſſen Sie ja nicht darauf. Vielleicht kann ich zur Zeit etwas daraus entnehmen, was wichtiger iſt als das Stückchen Ungarleben in der Brigitta, und es, wenn ich lange genug lebe, ausarbeiten; aber auch dazu muß ich wieder Freude an Ungarn bekommen, und die Ungarn müſſen mich eine Zeit in ihrem Lande laſſen, und nota bene lieben, wenn ich auch ein Deutſcher bin, und wenn ich ihnen ſogar ſage, daß ihnen die Deutſchen weit überlegen ſind. Wir laſſen ihnen dann auch wieder, was ſie Liebenswürdiges haben, und es iſt gut. Könnten Sie mir wohl ſagen, wann das ſein wird?

Sehr lieb und ſehr rührend war es mir, was Sie von Ihrem Töchterlein ſchrieben, daß Sie es meinen Namen ſprechen lehren wollen, ſo bald es geht, und daß es mich ein wenig lieb haben lernen ſoll. Dafür will ich ſchon ſorgen, wenn ich nur einmal

das Kind zu Geſichte bekomme. Mich haben alle Kinder lieb, und wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde bei dem Ihrigen in Peſt wäre, ſo ſetzte es ſich nach dieſer Zeit freiwillig auf meine Knie, es müßte denn abſonderlich ſchüchtern ſein.

Von Witiko kann ich Ihnen nur ſagen, daß ich mit einer Berſerkerwuth über ihm bin, nie habe ich an etwas mit ſolcher Freude gearbeitet, ich habe eine Art Leidenſchaft dafür gefaßt, ſo daß man mich von den Papieren wegjagen muß, damit mir nicht Spinnenweben auf dem Kopfe wachſen. Möge 3 Ihren Beifall haben.

Ihr treuer Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 8. Juni 1861.

Endlich iſt das erſehnte Schreiben von Ihnen eingegangen. Ich habe ihm mit mannigfaltiger Ungeduld entgegen geſehen. Je mehr ich Liebe, Eifer und Feile auf 3 des Witiko anwendete, um es recht zu runden und einheitlich zu machen, deſto begieriger war ich auf Ihr und Eliſchers Urtheil, dem ich großen Werth beilege. Da es das erſte Werk dieſer Art iſt, das ich in Witiko verſuche, ſo bin ich meiner Schritte nicht ſicher, ich mißtraue mir öfter und bedarf des Rathes von Freunden. Namentlich iſt ein Punkt hier von Wichtigkeit. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des hiſtoriſchen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geſchichtlichem

Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menſchen oder einiger Menſchen. Mir iſt das nicht recht zu Sinne gegangen. Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am beſten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Maſſen auftritt, wie z. B. in den „Presbyterianern“. Es erſcheinen da bei dieſer Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schickſalen zeigt ſich die Abwicklung eines rieſigen Geſetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengeſetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens ſind Verklärungen dieſes Geſetzes. Es hat das etwas geheimnißvoll Außerordentliches. Es erſcheint mir daher im hiſtoriſchen Romane die Geſchichte die Hauptſache und die einzelnen Menſchen die Nebenſache, ſie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden. Darum ſteht mir das Epos viel höher als das Drama, und der ſogenannte hiſtoriſche Roman erſcheint mir als das Epos in ungebundener Rede. In der Ilias iſt es weniger Achilleus und ſein Zorn, der vorgeführt wird (er tritt ja ſehr wenig auf), als das vielgliedrige, buntgeſtaltige, griechiſche Leben, das da in den verſchiedenſten Gefühlen und Erregungen zu menſchlicher Erſcheinung kommt. Man könnte faſt aus der Ilias Stammtafeln griechiſcher Geſchlechter entwerfen. Darum iſt die Äneis ſo klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil ſie eitles Lob Roms als Hauptziel anſtrebt, da um Gründung dieſes Reichs ſich Götter und Menſchen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einſieht, warum Rom entſtehen müſſe, und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menſchen hinläuft, welcher Menſch noch dazu nicht ſo groß iſt, daß er uns erſchüttert. In der Ilias ſind die Götter gewaltigere Menſchen, die mit Gefühlen und Leidenſchaften

Partei nehmen, und Furchtbares hervorbringen. Doch ich breche hier in dieſen Erörterungen ab, es wird Ihnen das Geſagte genügen, und Ihnen ungefähr darthun, was ich meine. Sie werden das auch in 2 und 3 des Witiko durchſcheinen ſehen. Ich bin dazu, wie ich ſagte, durch die Sache ſelber gedrängt worden, weil ich, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, nicht erfinden ſondern nur finden kann, wo das Ding eben ſchon beſteht. Ob ich nun da Recht habe? Das iſt die Frage. Mein Gefühl ſagt entſchieden ja, nur in der Ausführung könnte ich irren, und da bin ich in der That unſicher, und muß die Wirkung auf bedeutendere Menſchen ſehen. Deshalb harrte ich ſo bitterlich Ihres Briefes. Und da er ſo lange ausblieb, wollte mich ſchon mancherlei beſchleichen. Daß meine Arbeit männlicher und tiefer iſt als ſo viel einſeitiges Zeugs, das jetzt erſcheint, wußte ich wohl; aber was will das ſagen den herrlichen Werken gegenüber, welche menſchliche Größe ſchon in der Kunſt hervorgebracht hat? Nun kam aber Ihr Brief, und hat mir viel Freude gemacht. Sie und Freund Eliſcher nehmen Theil an meinen Beſtrebungen und billigen ſie, und der Beifall der Menſchen dieſer Art iſt mir mehr, als der ſolcher, welche eine eben bei ihnen beſtehende politiſche Richtung verherrlicht ſehen wollen. Es muß alſo nach Ihrem lieben Briefe das Ihnen Geſendete nicht ſo ganz verfehlt ſein, und ich arbeite freudig weiter. Ich werde Ihnen jetzt 4 zuſammen richten. Hätten Sie eher geſchrieben, ſo hätten Sie's eher erhalten. In 4 iſt der Stoff dankbarer als in 3, wo ſo viele Reden fortzuwälzen waren, ich hoffe, daß Sie davon noch mehr befriedigt ſind. Mit 4 ſoll der 1. Band aus ſein, wenn nicht das Folgende die Blätterzahl der Bände zu ungleich macht. Dann müßte beim Schluſſe des Manuſcriptes eine andere Eintheilung

getroffen werden. Sachlich ist mit 4 der erste Band aus. Der zweite beginnt wieder in beschränkteren Kreisen. Was Sie von den Freuden des Erschaffens reden, hat seine Richtigkeit und hat seine Haken. Das Entwerfen, das Finden, das Zusammenrücken, das Meinen, man werde nun das Vollendetste aufbauen, hat sein Entzücken, es ist, als erschüfe man Menschen; aber wenn der Sack fertig ist und die Wichte da stehen, erbarmen sie einem, und man muß das Menschenerschaffen doch dem lieben Gott überlassen, dem ein Schuhknecht mehr gelingt als uns ein Held. Er kann gehen, stehen, liegen, laufen, saufen und fluchen, während der unsere froh sein muß, wenn er in der irdischen Welt nur ein bischen Athem zu schöpfen vermag, und nicht lediglich Papier ist. Das ist das Elend, daß man nicht kann, was man möchte. Und doch ist dieses höllische Handwerk süßer und verführerischer als das Actenkauen und das Graben, Schlagen und Hauen im Leben. Mich wird Gott kaum mehr bessern. Ich habe die jetzigen Dinge noch nicht fertig, und mache schon wieder Pläne für künftige, die das Außerordentlichste, Prächtigste, Unerreichbarste sein werden, und sollte doch schon in meinem Alter aus Erfahrung wissen, daß das nicht wahr ist. So gängelt mich altes Kind die Gaukelei immer weiter, bis ich an das Grab kommen, und in dasselbe mit einer Riesenlast von Plänen steigen werde. — Nun jeder muß sein auferlegtes Pfund tragen. Das ist richtig, daß ich noch nie an etwas mit solcher Liebe gearbeitet habe als an Witiko, wie ich Ihnen ja schon geschrieben habe. Die Arbeit erquickt mich; wenn es nur auch der Erfolg thäte. Die Personen in 3 sind fast alle geschichtlich, so wie auch der Hergang, außer dem Wortlaute der Reden und der sonstigen einzelnen Anordnungen. Für 4 suche ich schon lange vergeblich in der

Kreuz und Quere den Tag, an dem Wladislaw die öſterreichiſche Gertrud geheirathet hat. Da ich Alles ſo beſtimmt angebe, brauche ich den Tag, und habe ihn nicht. Gewiß ſteht er in einem ganz nahe liegenden Werke, wie ich ſchon einmal einen Schlüſſel ſuchte, den ich im Sacke hatte.

Was Sie von Ihrem lieben Kinde ſchreiben, freut uns beide ſehr, die wir ſo ſehnlich nach Kindern ſeufzten, und mit dem angenommenen ſo unglücklich waren. Laſſen Sie nur das liebe Geſchöpfchen ſich ſehr natürlich entwickeln, daß es körperlich und geiſtig recht ſtark wird. Wir nehmen ſehr großen Antheil an dem Kinde, da Sie ſchon ſo lange unſer Freund ſind. Lehren Sie es doch bald „Stifter" ſagen, und wenn ſie den Namen ſchreiben kann, ſo ſchicken Sie mir den Zettel.

Daß Sie in Peſt ein Geſchäftshaus bauen, iſt ſehr übel; dann kommen Sie nicht mehr weg — und in Peſt, das landſchaftlich ſo reizlos iſt, kann ich einen Nachſommer bei Ihnen nicht zubringen, da ich an die Pracht unſerer Alpen und Wälder ſo gewohnt bin, daß ich ohne ſie abſtände. Auf die Piepenhagen freue ich mich, adreſſiren Sie dieſelben an mich, daß ich ſie ein wenig allein genießen kann. Ich werde Ihnen über ſie ausführlich ſchreiben, und ſie unverſehrt zurückſenden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. August 1861.

Endlich muß ich Ihnen der Bilder halber schreiben. Ich wollte es in der Aufwallung des ersten Gefühles gleich bei der Ankunft derselben thun, allein ich befürchtete meiner starken Freude wegen zu parteiisch für sie zu sein. Nun ist eine Zeit vergangen, ich habe sie alle Tage betrachtet und kann nun gefaßt schreiben. Sie sind in dieser Zeit nicht schwächer, sondern immer schöner geworden. Da sie angekommen waren, und in meinem Zimmer standen, erfaßte mich eine mächtige Freude, daß so etwas in der Welt ist. Der Eindruck war ein großartiger, und in allen Winkeln meiner Seele regte sich die Schöpfungskraft. Das ist das Merkmal großer Dichtungen (und diese Werke sind Dichtungen in Farben) daß sie uns Flügel ansetzen und uns zu Dichtern machen; im Genießen dichten wir das Namenloseste hinzu. Das kunstentblößte Werk kann das nicht, es gibt uns gleich Alles, was es hat, ist erschrecklich deutlich und macht lange Weile. Ich halte beide Bilder für ungewöhnlich schön, und um so bedeutender in unserer Zeit, die mehr färbt als malt. Der Ernst, das tiefe Gefühl, und die weitflüglige Phantasie, welche in diesen Bildern wohnt, regen gewaltig an, nur muß man selber dieser Dinge ein wenig fähig sein. Der sinnliche Mensch findet sie düster, weil ihm der Farbenkitzel nicht

entgegen kommt, wie Kinder Zucker für beſſer halten als Brot. Das Mondbild ziehe ich bedeutend vor. Das malt jetzt niemand. Heute ſagte Steinfeld: „Seit Van der Neer hat niemand einen ſo ſchönen Mond gemalt“, und er ſprach meine Herzensmeinung aus. Dieſe zwei Bilder ſind die ſchönſten Piepenhagen, die ich geſehen habe. Kaiſer, von dem Sie hier Zeichnungen ſahen, iſt entzückt darüber. Wenn Neid mir nicht ganz und gar unmöglich wäre, könnte ich Sie um dieſe Bilder beneiden. Wenn ſolche Werke in meiner Wohnung um mich wären, könnte ich nichts Unbedeutendes mehr ſchaffen, und die Bildungskraft müßte ſich immer neu erheben. Daß Sie die Liebe hatten, und mir die Bilder zum Anſchauen ſchickten, danke ich Ihnen tauſendmal. Sie haben mir eine Wohlthat damit erwieſen. Wenn ich Witiko fertig habe, mache ich für Hoffmann zwei kleine Erzählungen, und für das Geld muß mir Piepenhagen einen Mond malen, nicht den Ihrigen (ich will keine Wiederholung), aber irgend einen Mond, der voll Phantaſie und Empfindung ſein ſoll. Gott erhalte dieſen Mann noch länger, und öffne den Leuten die Augen, ihn ſehen zu können.

Die Bilder kamen einige Tage ſpäter, als hier die zweite Aufſtellung gemacht war. Sie ſind bis heute in meinem Zimmer. Bedauern Sie den Umſtand nicht, es iſt mir ein Glück dadurch bereitet worden, das ich nicht hoch genug ſchätzen kann. Wenn Sie im Witiko den altſlaviſchen heidniſchen Todtentanz in den Wäldern, die noch heute nördlich und nordöſtlich von Oberplan ſind, finden, denken Sie an Piepenhagen. Dieſer Tage kommen die Bilder in die Ausſtellung, und wenn Sie es geſtatten, bleiben ſie einige Wochen dort. Dann packe ich ſie ſelber ein, und ſende ſie Ihnen zurück. Schreiben Sie mir doch, was ſie

gekoſtet haben. Ich gebe mich faſt dem Aberglauben hin, daß Ihnen Gott durch ſolche Dinge die Liebe und Freundſchaft lohne, die Sie mir immer beweiſen.

An Heinrich Kürkel.

Linz, am 9. September 1861.

Dein Schreiben vom 5. d. Mts. hat mich ſehr erfreut, und hat mir durch Deine Mittheilung großen Ärger verurſacht. Ich rede zuerſt von dem letzten, um ihn einmal wegzubekommen. Dein Bild kam gar nicht zur Verloſung. Der Vereinsdiener ſagte mir damals (ich war nicht bei der Verloſung), der Herr Prälat (Abt von Schlägl, Landeshauptmann von Oberöſterreich, Vorſtand des Vereins) wiſſe ſchon darum. Damals dachte ich, etwa iſt das Bild für die Landesgallerie beſtimmt; daß es nicht bezahlt iſt, wußte ich nicht. Erſt vor Kurzem bei einer Sitzung erfuhr ich und mit mir auch der Vorſtand aus dem Munde des Kaſſiers, daß das Bild noch nicht bezahlt iſt. Mehrere Herren ſagten damals, das ſei übel und müſſe baldmöglichſt beglichen werden. Hiebei meinte ich, man habe ſich ſchon über dieſen Umſtand mit Dir verſtändigt, und war erſtaunt, daß das nicht der Fall war, wie ich aus Deinem Briefe erſah. Es hat ein Agent des Vereines nicht rechtzeitig eingeſendet, und das mag die Kaſſe empfunden haben. Bei uns iſt nämlich das Geſetz, daß jährlich der ganze Geldeingang verwendet werden muß; daher,

da die Gelder von dem Lande herein erst gegen das Ende des Vereinsjahres eintreffen, ist der Fall nicht unmöglich, daß einmal das Geld für die beschlossenen Einkäufe nicht reicht. Ich war immer für einen Reservefond. Wenn es so war, so hätte man Dich verständigen sollen. Mir thut die Sache sehr leid, weil es eine schlechte Meinung von dem Vereine erregen könnte. Verstöße oder einzelne Willkürlichkeiten kommen in jedem Vereine vor, entschuldige daher mit Deiner Dir eigenthümlichen Güte die Sache. Der Abt von Schlägl wird jeden Tag in Linz erwartet, ich werde ihm sogleich Mittheilung von der Sache machen und um sofortige Begleichung bitten, wie auch, daß doch die Vorkommnisse möglichst vollständig im Ausschusse behandelt werden mögen. Ich bin Vorstandstellvertreter des Vereins und habe als solcher und noch mehr als Kunstfreund und einigermaßen Kenner manches Kreuz zu tragen, das ich der Kunst zu Liebe gerne trage. Fast unverzeihlich erscheint es mir, daß man Dir auf Deine Anfrage, ob Mangel an Ausstellern sei, keine Antwort gab. Wir haben heuer mehr Bilder als je; aber einem Bürkel muß hierin Antwort gegeben werden, selbst wenn er nichts sendet, das erfordert sein Name; und wenn er etwas sendet, muß es uns eine Ehre sein, denn Bürkel sind nicht viele in der Welt. Und wenn Du auf den Verein böse bist, so sei es nicht auf den armen Stifter, der hier in der Kunstwüstenei sitzt, und hast Du einmal ein Bild, von dem Du denkst, das könnte Stifter gefallen, wenn es auch zu theuer ist, so daß wir es nicht ankaufen können, so sende es, daß ich mich recht erquicken kann; denn wenn Du auch viel Verehrer hast, so bestreite ich, daß es einen größeren geben kann, als ich bin. Deine Bilder geben mir immer ein Stück Schöpfungskraft. Du hast mir durch die Liste Deiner

angefangenen Bilder Freude und Qual gemacht, Freude, daß Du ſo thätig biſt, und daß ich ausrufen kann: „Ach, wie muß das prächtig ſein!“ und Qual, weil ich die Dinge nicht ſehen kann, und mich mit Vermuthungen abmartern muß, wie ſie ausſehen mögen. Ich werde ſchwerlich nach München kommen können, es häufen ſich zu viele Geſchäfte, namentlich bin ich in meinem Werke nicht ſo raſch fortgekommen, als ich gehofft hatte. Aber ganz gebe ich die Hoffnung doch nicht auf. Sollte ich kommen, ſo ſchreibe ich Dir eher. Arbeite fröhlich und wohlgemuth, der heitere und herzenstiefe Bürkel wird ſo bald nicht in der Welt erſetzt werden können, wenn er einmal den Pinſel weglegt und ſagt: „Jetzt malt ihr andern weiter.“

Siehſt Du nie meinen edlen, lieben Freund Fiſchbach? Grüße ihn von mir herzlich, er möge mir doch einmal fünf oder ſechs Zeilen ſchreiben. Ich freue mich ſehr auf ihn, wenn ich doch nach München komme.

Lebe wohl, meine Gattin und ich ſagen Dir, Deiner Gattin und Deinem liebenswürdigen Sohne, den wir kennen gelernt haben, die herzlichſten Grüße und Wünſche für Euer Wohl.

An Joseph Axmann.

Linz, am 19. September 1861.

Du hätteſt mir und meiner Frau mit nichts eine größere Freude machen können, als daß uns jetzt in unſern alternden Tagen Dein Sohn Ferdinand, den wir ſo oft als kleines Knäblein, ein Papier oder ein Stückchen Pappendeckel tragend, in Wien bei uns ſahen, und den Du den Zauberer zu nennen pflegteſt, auf ſchöner, netter Leinwand malt, und ſo gut trifft, und ſo ausgezeichnet malt, daß er erſt jetzt ein Zauberer zu werden ſcheint. Könnte ich Dir nur all' die Liebe mit irgend etwas danken, die Du immer gegen mein Haus gehabt haſt. Tauſend Dank und tauſend Grüße an Dich und Deine Gattin.

An Joseph Axmann.

Linz, am 20. September 1861.

Geſtern waren wir in Geſellſchaft von Künſtlern, Dichtern und dergleichen Gelichter in einem Gaſthauſe vor der Stadt. Es wurde geſprochen, es wurden Gedichte vorgetragen,

der Figurenmaler Löffler blies trefflich die Flöte, dann ſetzte der Wirth einen Tiſch mit einer Zither zu uns, und ſpielte ſehr ſchön auf dieſem Muſikgeräthe. Er ſpielte lange, er begleitete Deklamationen mit ſeinen Tönen, und Alles war erfreut über das Spiel. Da die Sache ihr Ende hatte, nahm nach einer Weile Dein Sohn Ferdinand die Zither, fing zu klimpern an, und ſpielte dann um vieles ſchöner als der Wirth. Jetzt erſt ging das Entzücken an, und wir blieben lange beiſammen. Ich ſchwur hoch und theuer, daß ich morgen ſogleich an den alten Matroſen ſchreiben werde, daß er die Zither ſeines Sohnes in einem Sacke, oder in einem Faſſe, oder in was er will, ſchicken ſoll, damit wir in Linz das Spiel dieſes Künſtlers auf ſeiner eigenen Muſikgemahlin öfter bewundern könnten. Dies „Morgen" iſt nun da, und ich ſchreibe Dir auf dieſem Papiere um die Zither. Sende ſie ſogleich, denn wir können nicht lange warten. Oder thue etwas noch viel vernünftigeres, lüfte Dich einmal aus, daß die Spinneweben und der Schimmel nicht auf Dir wachſen. Das Auslüften aber beſteht darin, daß Du in einem Wagen der Weſtbahn ſitzeſt, und nach Linz fährſt, dort lüften wir Dich weiter auf mannigfachen Bergen, und lüften Dich dann wieder nach Wien zurück. Du bekommſt ſchon bei mir noch eine Schlafſtätte und einen Teller voll Suppe. Da kannſt Du auch gleich ſehen, wie wir den Zauberer lieb haben, und wie prächtig er die Bilder macht. Ich beſtelle heute noch bei Bühlmayr in Wien Rahmen, dann kommen die Bilder in die Ausſtellung, und dann muß ſich ganz Linz von Axmann Ferdinand malen laſſen, vom Statthalter angefangen bis zu meinem Helferweibe herunter. Meine Frau hat Dich ohnehin ſchon einladen laſſen. Wenn Du in unſere

Berge kommst, vergehen Dir die weißen Haare, und Du wirst wieder jung. Dann kannst Du erst recht kupferstechen.

Grüße Deine Gattin von uns auf's Herzlichste und empfange die besten Wünsche für Euer Wohl.

An P. J. Geiger.

Linz, am 15. October 1861.

Heckenast hat mir eine Bleistiftzeichnung von Ihrer Hand zum Ansehen geschickt.*) Er hat eine sehr große Freude über diesen Entwurf, und wollte auch mir eine Freude machen. Leider hat er eine garstige Bedingung an diese Freude geknüpft, nämlich, daß ich die Zeichnung drei Tage nach ihrem Empfange an Sie nach Wien schicken solle. Ich war gleich beim Anblicke des Entwurfes entschlossen, dieser Weisung nicht zu folgen, selbst wenn Heckenast auf ein Veilchen ernstlich böse würde, denn später müßte er doch einsehen, was er mir mit diesen unglücklichen drei Tagen angethan hat. Wie kann denn ein so reiches Werk in drei Tagen ausstudirt werden? Man braucht ja zu einer einzigen Figur einige Stunden, und es sind 24 Figuren auf dem Bilde. Und das Studium kann man nicht so stetig fortsetzen wie das Holzspalten. Ich wenigstens habe die Eigenthümlichkeit, daß ich nach einer Zeit Studiums an einem Kunstwerke abbrechen muß, um mich wieder zu sammeln, und wieder mit frischen Kräften

*) Skizze eines von P. J. Geiger ausgeführten großen Ölgemäldes, den ungarischen König Matthias Corvinus darstellend, umgeben von Gelehrten, Künstlern und Magnaten.

an die Betrachtung gehen zu können. Zum mindeſten muß ich auf den nächſten Tag warten. Und außer den Geſtalten ſind auch die Nebendinge ſo reich und des Studiums würdig. Ein Werk der Kunſt blos ein Weilchen anſehen, und es dann weggeben, gelingt mir nur bei ſchlechten Werken. Bei dieſen iſt das Weilchen ſehr kurz. Je beſſer das Werk iſt, deſto ungeduldiger macht es mich, wenn ich mich nicht darein verſenken kann. Endlich mußte ich ja auch meinen Freunden eine Freude machen, indem ich ihnen das Bild zeigte, und es mit ihnen beſprach. Leider iſt die Friſt noch dadurch länger geworden, daß ich eine Woche auf einer Amtsreiſe abweſend war. Laſſen Sie die ungemein große Freude, welche mir dieſes Ihr Werk machte, in Ihren Pinſel fahren, dann wird das Malen ſo raſch und trefflich von ſtatten gehen, daß die Zeit zehnfach eingebracht iſt, und daß das Bild noch viel herrlicher wird. In dieſer Ihrer Compoſition iſt nach meinem Urtheile das Leben wieder ſo friſch, ſo ungezwungen und natürlich da, wie ich es von Ihnen ſeit jeher zu ſehen gewohnt bin. Die Menſchen ſind ſo beſchäftigt, wie ein Kreis von Gelehrten und Künſtlern in der Bibliothekſtube eines den Künſten und Wiſſenſchaften freundlichen Königs. Die Hauptaufmerkſamkeit iſt der Handlung um den König zugewendet, was nicht hindert, daß Einzelne ihre Nebenaufmerkſamkeit gelegentlich Nebendingen zuwenden, wodurch der Reichthum der Handlung erhöht, und ihre Einförmigkeit vermieden wird, ohne daß ſie darum zerſtückt erſcheint. Die einzelnen Geſtalten ſind mit einer ſolchen Feinheit des Gefühls behandelt, mit einem ſolchen Adel und einer ſolchen Würde umgeben, daß man ſich in dieſer Geſellſchaft gehoben und geehrt empfindet. Die Köpfe ſind durchaus von einer entzückenden Herrlichkeit, ſie ſind mit einem tiefen Charak-

ter bekleidet und mit der schönsten künstlerischen Ruhe erfüllt. Die Verschlingung der Linien in der ganzen Versammlung bis in die Hintergründe ist so reizend und leicht, daß sie das Gemüth stets neu anregt, und es doch stets zu lieblicher Vollendung führt. Ich ziehe in dieser Hinsicht die gegenwärtige Composition noch Ihrer Taufe Stephans, die mich so mächtig ergriffen hatte, vor. Wenn die Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, so wird dieses Werk zu den schönsten der Kunst gehören. Selten habe ich den Raum so geschickt eingetheilt und erfüllt gesehen, und selten ist auch das Beiwerk so zu dem Ganzen stimmend erfunden worden. Wenn meine Liebe und Bewunderung für Sie noch erhöht werden könnte, so müßte es durch dieses Werk geschehen.

Erlauben Sie mir nun auch, Ihre Aufmerksamkeit auf Einiges zu richten, was nach meiner Meinung eine Verbesserung bedürfte. Meine Meinung kann auch irrig sein, Sie werden das am richtigsten beurtheilen können.

1. Die zwei Köpfe der letzten Figuren rechts erscheinen beim ersten flüchtigen Anblicke wie auf einem Rumpfe. In der Farbe werden die Körper wohl auseinander gehen.

2. Die Schienbeine des Erzbischofes erscheinen mir zu kurz.

3. Der König erscheint mir zu klein (oder ist er etwa klein gewesen?) und seine Waden zu weiblich.

4. Die Gestalt des italienischen Künstlers, welche die Rückenansicht gewährt, scheint die Sitztheile zu gerade dem Beschauer zu weisen (vorzüglich Bemerkung von Frauen). Wäre sie nicht etwa mit der linken Seite mehr hinein zu rücken, wodurch der Übelstand gehoben, und der Blick der Figur noch leichter auf den Plan gerichtet würde? Und könnte nicht auch der Mantel noch ein Theilchen verhüllen?

5. Die Ansatzröhre zum Hineinschauen ins Fernrohr liegt nicht in der Axe des Rohres.

6. Die Perspektive der Überdachung des Einganges dürfte nicht ganz in der Ordnung sein.

7. Der Hund ist genauer zu studiren und zu modelliren.

Da mein Antheil an diesem Werke ein so freudiger und großer ist, werden Sie mir meine Bemänglungen gewiß nicht verargen, sie sind Bemänglungen der Liebe, nicht der Tadelsucht, und wenn ich irre, so werden Sie es mit der Freundschaft, die Sie mir bisher immer gezeigt haben, dem Umstande zuschreiben, daß ich in Beurtheilung dieser Dinge nicht auf dem gereiften Standpunkte stehe, wie Sie.

Möge Ihnen Gott die Kraft und Begeisterung erhalten, dieses Werk so zur Vollendung zu bringen, wie es angefangen worden ist.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. October 1861.

Ich muß mir geradezu eine Zeit stehlen, um Ihnen endlich den lange schuldigen Brief zu schreiben, den ich Ihnen sogleich nach Empfang des Ihrigen hätte schreiben sollen. Einem Freunde hätte ich einen solchen Brief auf der Stelle beantwortet, bei dem besten Freunde fühlt man sich sicher in der Neigung und Werthschätzung, und sündigt auf sie hin. Doch ist es bei mir eigentlich keine Sünde. Ich will statt Gründen eine Erzählung bringen. Als Ihr Brief kam, war gerade meine Schwester bei uns auf Besuch. Sie saß bei meiner Gattin auf dem Sopha, und neben mir saß die Gattin meines Bruders Anton. Ich sagte: „Höret an, wie es Heckenast freuen wird, daß mir seine Piepenhagenbilder so gefallen," und begann ihnen den Brief vorzulesen. Es kam wirklich dieser Stoff gleich auf den ersten Zeilen zum Vorscheine, wir freuten uns über Ihre Freude; allein als ich auf die zweite Seite kam, und Ihre Veranstaltung mit Piepenhagen und mir lesen sollte, konnte ich sie nicht mehr lesen, eine solche Bewegung hatte mich ergriffen, ich legte den Brief auf den Tisch, und ging in das Hofzimmer, in welchem Axmann (Sohn) war, der sich eben bei uns befand, und wollte ihm die Sache erzählen; aber auch hier hätte ich sie kaum sagen können, konnte es aber zuletzt doch, weil ich mich auf dem Wege hatte

ſammeln können. Da ich wieder zu den Frauen zurückkam, ſchwamm meine Frau und meine Schweſter in Thränen, und der Schwägerin ging es kaum beſſer. Sie hatten alles geleſen, ich las es noch einmal laut, und konnte dann meine Bewegung in Worten ausdrücken. Der Freundſchaftsdienſt, den Sie mir leiſteten, iſt unermeßlich, und ich kann auch heute nach völliger Sammlung und nach völligem Überblick ſeine Grenze noch nicht ſehen, und ſeinen Inhalt nicht meſſen. Nicht der Werth, der in dem Bilde liegen wird, iſt es, was die Sache ausmacht — endlich hätte ich mir ja auch ein Bild von Piepenhagen zuſammen ſparen können — ſondern etwas ganz anderes. Daß Sie es fühlten, daß gerade dieſes Geſchenk in mein Weſen gehen müſſe, daß ein Kunſtwerk meinen Geiſt ſchmücke, hat mir die tiefſte Seelenfreude bereitet. Es liegt in dieſer Ihrer Handlung eine feine Hochachtung meines Innern. Sie hätten dieſe Hochachtung nicht ausgedrückt, wenn Sie mir einen Ring, eine Agraffe von 30,000 Gulden im Werthe geſchickt hätten. Das zweite iſt die zarte, ſchöne Weiſe der Worte Ihres Briefes. Es zeigt ſich, daß Ihnen meine Annahme und meine Freude eine Freude macht. — Und dieſe Freundesliebe, die ich aus dieſen Worten heraus empfand, war es, die mir die Stimme zum Weiterleſen benahm. Das Bild wird mir gewiß Entzücken bereiten, es wird mich heben, und auf mein Wirken einen großen Einfluß nehmen; aber das Höchſte in Ihrer Handlungsweiſe ſind Ihre Worte, und Sie hätten dieſes Höchſte daraus weggenommen, wenn Sie mir die Sache in dieſem Briefe nicht erzählt hätten. Es iſt ſonderbar und doch natürlich, daß ich jetzt auf das Bild ſehr leicht warte, das Beſte habe ich ja ſchon. Wenn ich mir ſelber ein Bild bei Piepenhagen beſtellt hätte, ſo

würde ich wahrscheinlich mit größter Ungeduld darauf harren, und die Tage zählen, bis ich es hätte, und das wäre leicht erklärlich; denn ich wäre arm, bis ich das Bild hätte, jetzt bin ich reich und kann den größeren Reichthum erwarten. — Aber noch eine andere Seite hat diese Freundesliebe: sie wird den Rest meines Lebens durchgeistigen, und wird meinem Wirken einen festeren und edleren Inhalt geben. Wer von einem bedeutenden Menschen Freundesliebe genießt, der muß, wenn er nicht schlecht ist, sie durch tieferes Leben verdienen; denn Freundesliebe ist ein Geschenk des Himmels, und dem Himmel muß man dafür dankbar sein. Das ist, so weit ich ihn erschöpfen kann, der Inhalt Ihrer Handlung. Sie haben mich geehrt, und diese Ehre hebt mich vor mir zu einem besseren Menschen; Sie lieben mich, und diese Liebe bereitet mir ein Glück und gibt meinen Kräften eine größere Tiefe. Wir sind beide mit Göthe und Schiller nicht vergleichbar; aber etwas ähnliches haben wir doch. Wie jene großen Männer (und in ihrem Berufe zum Glücke der Welt) sich wechselweise hoben, so heben auch wir uns, wenn gleich in Anbetracht unserer geringeren Kräfte nur zunächst zu unserem eigenen Glücke. Ich verdanke Ihrer Freundschaft den edleren Theil meines Wesens, und daß Sie einen hohen Sinn für das Große zeigen, und darin Fürsten und Könige beschämen, dazu habe ich wohl auch ein Körnchen beigetragen, daß es leichter erwachte und in die Wirklichkeit trat. Die Versicherung werden Sie mir wohl auch glauben, daß, wie Sie gehandelt haben, ich im umgekehrten Falle wohl auch gethan hätte. Und so lassen Sie uns denn diese Freundschaft bewahren, so lange wir leben. Wenn die Jahre wachsen, erkennt man den Werth der Freundschaft immer tiefer. Und wenn einer von uns stirbt, wird der andere den Schmerz

empfinden, den der edle, viel verkannte Göthe empfand, als er den Tod seines Freundes Schiller erfahren mußte.

Viele Menschen werden fragen, warum ich Ihnen denn nicht gleich auf Ihren Brief geantwortet habe. Vielleicht haben Sie selber diese Frage gestellt. Und doch ist mein Verfahren sehr natürlich, d. h. nach meiner Art natürlich. Im ersten Augenblicke wollte ich auf der Stelle schreiben. Ich hätte damals nichts anderes zu sagen gewußt, als: ich danke, ich danke. Im ersten Augenblicke konnte ich nicht schreiben; denn es waren Menschen da. Später konnte ich es aus andern Ursachen nicht mehr. Seit meiner Kindheit ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinigendste Gefühl. Kurz nach Empfang Ihres Schreibens entstand in mir das Ringen, einer großen Erregung in der Hinsicht Herr zu werden, daß ich sie überschaute, und daß ich im ferneren Verlauf den Inhalt meines Geistes in Folge Ihrer Handlung mir zum festen Bewußtsein brächte. Das war nicht so leicht. Meine Freude war so groß, daß ich sie meinen Freunden erzählte, aber ich konnte gerade durch sie nicht zur Abklärung kommen, ich mußte meinem Geiste Zeit lassen durch sich ins Gleichgewicht zu gelangen. Mir war's, wie man in Oberplan gerne sagt: er kömmt vor Freude nicht zu sich. Jedes Unfertige macht mir Unruhe, der Inhalt meines Briefes an Sie war nicht fertig, und so schrieb ich den Brief nicht. Ich wollte Ihnen auch eine Freude machen, und Ihnen das vierte Kapitel schicken (ich bilde mir ein, daß es Ihnen eine Freude machen wird), ich brach in einer viel späteren Stelle, an welcher ich eben eifrig arbeitete, ab, und nahm das vierte Kapitel zur letzten Feile und zum Abschrei-

ben her. — Ich that rüſtig dazu. Allein nachdem heiterer Himmel in meinem Gemüthe geworden war, ſah ich, daß ich überreizte Arbeit gethan habe. Mein bewegtes, nur in ſeinem eigenen Zuſtande berechtigtes Gefühl kam in das Gedicht, und machte dort ein falſches Pathos, was im Epiſchen das Allergefährlichſte iſt, und höchſtens in der Lyrik etwas entſchuldigt werden könnte. Zum Glücke kam ich dahinter, und gerade das Sachliche des Gedichtes machte mich eher klar mit mir. Ich nahm die Zügel wieder warf die neuen Verbeſſerungen von 4 weg, und kehrte zur alten Einfalt zurück. Und nun ſchreibe ich auch dieſen Brief an Sie. In ihm ſteht jetzt, was ich im Augenblicke von mir weiß. Es wird aber wohl das Richtige ſein, weil ſich die Schätzung des Vorhandenen eingefunden hat. Im beginnenden Alter empfindet man es als ein ungemeines Glück, wenn man mit der Abulgung der Welt im Reine. iſt, und die Dinge weder durch die eigenen Empfindungen, noch durch die Darſtellungen anderer in wechſelnden Farben ſieht. Dies ſchlägt auch den Dichtungen gut zu, ſie werden wirklicher und höher. Darum verlangten die Alten, daß man nur in höheren Jahren Dichter und Staatsmann ſei.

Was Geigers Skizze anbelangt, ſo konnte ich auf Ihre drei Tage durchaus nicht eingehen, und verletzte abſichtlich Ihren Wunſch. Laſſen Sie ſich meinen Brief an Geiger zeigen oder ſchicken, in demſelben ſind die Gründe enthalten. Ich kann ſie hier nur im Allgemeinen anführen, weil ihre Wiederholung dieſes Schreiben zu umfangreich machen würde. Der erſte Eindruck der Skizze auf mich war ein außerordentlich günſtiger. Als ſachliche Compoſition halte ich ſie für das Beſte unſeres Freundes Geiger. Ich begann ſofort das Studium dieſes Werkes im Einzelnen, und da dachte ich, weil nun hier etwas Unge-

wöhnliches im Werke ist, weil das Werk Eigenthum meines Freundes werden soll, weil es ein Kunstwerk ist, und Kunstwerke alle gefühlvollen Menschen etwas angehen, so will ich hier mitarbeiten, und etwas darüber sagen, was, wenn es falsch ist, weggeworfen werden kann, was, wenn es nicht verlangt wird, auch bei Seite gelassen werden kann, und was, wenn es berechtigt ist und beachtet wird, dem Kunstwerke zum Gedeihen gereichen wird. Ich setzte Geiger auseinander, wie mir das Werk gefällt, und sagte, daß, wenn mein Gefühl in seinen Pinsel fährt, er die versäumte Zeit zehnfach einbringen, und dazu noch ein viel größeres Kunstwerk hervorbringen wird, als es geworden wäre, wenn er sein alleiniges Gefühl, nicht vermehrt durch das des Freundes, in das Werk hätte gießen müssen. Ich setzte auch mehrere Punkte als Bemänglungen auf, nicht, wie ich schrieb, als Bemänglungen der Tadelsucht, sondern als Bemänglungen der Liebe. Geigers Antwort kennen Sie. Ich schrieb ihm auch, daß, wenn dieses Bild in der Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, es zu den besten Werken der Kunst wird gezählt werden müssen. Wenn es Geiger ganz untermalt hat, gehe ich nach Wien, und sehe es an, so begierig bin ich auf die Ausführung. — Es bleibt doch die Kunst das Höchste in dem Leben, und wie glücklich sind Sie, Ihr kommendes Alter mit diesem Kleinod schmücken zu können. Es würde mir die größte Freude machen, mein Alter in Ihrer Nähe verleben zu können; allein das wird unmöglich werden. Sie haben Ihren Sitz in Ungarn, und nach Ungarn, um dort zu leben, kann ich nicht gehen. Das Verhältniß der Deutschen und Slaven zu den Ungarn ist nicht fertig, und wird, man mag durch Staatsvorkehrungen das Ding zusammenhängen, wie man will, noch lange nicht fertig werden: denn nicht sogenannte

Organisationen, so nothwendig sie für äußere Ordnung sind, verschmelzen Menschen und Stämme, sondern der Abfluß der gesellschaftlichen Bildung von einem Jahre zum andern, von einem Jahrhunderte zum andern, und dieser Abfluß wird die Sache unerbittlich fertig machen, welche Einrichtungen jetzt auch die Ungarn oder Deutschen oder beide treffen können. Nur die Zeit wird nach der Beschaffenheit dieser Einrichtungen eine kürzere oder längere sein. Und nach dem, was ich oben über das Unfertige sagte, sollte ich mitten in das Unfertige hinein gehen? Auch ist der Theil meines Vaterlandes, in dem ich lebe, gar so schön. Wir hatten heuer am ersten October noch tief grüne Blätter, und der Boden behält sein Grün, bis der Schnee darauf fällt. Ich muß Ihnen also ferne bleiben; aber besuchen möchte ich Sie bald, wenn nur einmal die größte Fieberhitze vorüber wäre. Ich mache hier Ausgleichungspläne, die von allen Parteien, so lange sie in ihrem Feuer sind, verworfen werden würden. Gerne möchte ich einmal mit Ihnen und Elischer, denen ich Ruhe zutraue, über die Sache sprechen. — Doch ich gehe von diesem Gegenstande ab, der unseren Beziehungen zu einander doch ferner liegt, wie nahe er auch jedem Vaterlands- und Menschenfreunde liegen muß.

Nun ist der Brief lange genug geworden. Ich lege noch etwas über Piepenhagen bei. Die Bilder kommen dieser Tage, unsere Ausstellung hat heuer des schönen Herbstes wegen länger gedauert. — Seien Sie nicht mehr böse wegen der Verspätung der Geiger'schen Skizze um dieses Briefes willen.

Tausend Dank für Ihr gutes Herz, und tausend Grüße von mir und Gattin an Sie beide.

An Johann von Feilsch.

Linz, am 9. November 1861.

Da Sie den Herrn, der mir von Salzburg ohne seine Namensfertigung geschrieben hat, gewiß kennen werden, da seine Schrift mit der Ihrigen eine so außerordentliche Ähnlichkeit hat, so stelle ich an Sie die freundschaftliche Bitte, ihm gütigst sagen zu wollen, daß ich künftige Woche Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag in meiner Wohnung in Linz zu treffen sein werde. Sie können jenen Herrn auch grüßen.

Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin aber sage ich in meinem und meiner Gattin Namen alles Herzliche, und es würde mich sehr freuen, auch Sie beide wieder einmal in Linz zu sehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. December 1861.

Heute nur ein paar Worte. Die Beantwortung Ihres mir unschätzbaren Schreibens vom 10. d. M. muß ich mir auf bessere Muße sparen, als ich jetzt habe, und insbesondere werde ich es thun, nachdem ich das Bild von Piepenhagen gesehen habe

Vor Allem sende ich Ihnen den Ausdruck meiner größten Freude über die Geburt Ihres Söhnleins. Ich denke nämlich, da Sie bereits ein Mädchen haben, daß Ihnen beiden ein Knabe sehr willkommen war. Gott lasse das Kind sehr gedeihen, und die Freude seiner Eltern werden. Ich hoffe noch zu erleben, daß der Knabe herangewachsen ist, oder gar etwa noch, daß er eine liebliche Braut in das Haus seiner Eltern führt, dann segne ich das Paar, und gehe an irgend einem Tage in die andere Welt. Kinder sind die Krone einer glücklichen Ehe, und wohlgerathene Kinder dürften die höchste Freude eines Menschen in seinem Alter sein. Da sie mir versagt sind, so ist es natürlich, daß ich den Überfluß an Liebe gegen Kinder auf die meiner Freunde übertrage, also zuerst auf die Ihrigen. Nur schade ist es, daß ich so entfernt bin, und nicht, so oft ich will, die Kleinen sehen kann. Etwa komme ich doch den nächsten Sommer nach Maróth.

Sie dürfen mir eine Überraschung der Art, daß Sie einmal plötzlich nach Linz kämen, wie Sie neulich vor hatten, nicht machen, sie könnte sehr übel ausfallen, da ich oft von Amtswegen abwesend bin. Schreiben Sie mir solche Überraschungen lieber vorher, und wenn Sie nicht sogleich mit Umgang der Post Antwort erhalten, so bin ich nicht in Linz. So ging es mit der Anzeige der Geburt Ihres Knaben, ich war abwesend, und kam erst nach 14 Tagen zurück.

Was das Manuscript anlangt, so habe ich Ihnen geschrieben, daß ich in der Arbeit des dritten Bandes abgesetzt habe, um Ihnen 4 des ersten Bandes zusammen zu richten, weil Sie so darnach begehren. Die Arbeit meiner Bücher ist so: Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelnheiten in Gedanken; 3. Abriß von Einzelnheiten, Sätzen, Ausdrücken,

Scenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiezu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textirung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textirung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen ꝛc.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift. Dieses 6 nahm ich nun mit dem vierten Kapitel vor, und bin nicht ganz fertig, es ist eben sehr viel. Meine Gattin sagte neulich bei Lesung Ihres Briefes, weil Sie ihr erbarmten: „Schicke ihm den abgeschriebenen Theil" (sie kennt nämlich diesen Theil). Das kann ich nicht thun, weil 4 ein Ganzes ist. Sie werden selber ermessen, wenn Sie an 3 denken, wie gefehlt es gewesen wäre, wenn ich Ihnen die Hälfte von 3 geschickt hätte, es wäre wie die Übersendung der Hälfte einer Landschaft, die man gemalt hat. Ein Hinderniß ist nicht dazwischen gekommen. Auf meiner Amtsreise habe ich täglich von 6—9 Uhr Abends gearbeitet, freilich mit angegriffenen Kräften, und manches mußte wieder umgeschrieben werden, aber etwas ist doch geblieben. Ich glaube, in 14 Tagen werde ich zu Ende sein. Ich werde Ihnen dann sogleich den zweiten Band zurecht richten. Weil ich schon weit vorgerückt bin, so wird dann die Sendung des Manuscriptes rascher gehen. Ich schreibe Ihnen dieses, daß Sie beruhigter sind. Ich habe kein Werk noch mit so vieler Liebe, und glaube auch mit so vieler Klarheit im Einblicke in die Welt, geschrieben wie dieses. Ich suche die Zeit so gut als möglich zu verwerthen, und wenn sie lange dauert, so ist die Neuheit der Arbeit Schuld. Sie werden am Ende des Werkes das selber sehen. „Wok" wird viel schneller gehen, da das Materiale mit Witiko schon daher geflossen ist. Aber ich muß enden.

Noch tausend Dank für die Nachricht bezüglich der Landschaft von Piepenhagen. Ich brenne nun vor Begierde, und werde Ihnen sogleich nach Empfang schreiben. Genießen Sie das Bild nach Gefallen. Es wäre schändlich von mir, wenn ich meine Begierde nicht niederkämpfen könnte, damit Sie länger den Genuß haben. Die zwei hieher geliehenen Piepenhagen hoffe ich unversehrt in Ihren Händen. Neulich hat Ihnen der Ausschuß des Vereines einen Dank votirt. Sie werden das Schreiben erhalten.

Adalbert Stifters Werke.

I.

Briefe.

Dritter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Dritter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

[illegible]

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. Jänner 1862.

Ich kann Ihnen heute nur sehr wenig schreiben; denn ich leide seit dem Christtage an einer kleinen Entzündung des linken Auges, was mir nur ein gewisses Maß von Anstrengung erlaubt, und dieses Maß ist nur allein dem Witiko gewidmet, damit dieser nicht zu Schaden kömmt. Es muß also der Brief verkürzt werden, so sehr ich Noth zu einem äußerst langen Schreiben hätte. Das Bild ist am Stephanstage in mein Haus geliefert worden. Ich packte es sogleich aus, und erkannte auch, daß ich Ihnen nich unmittelbar nach dem Empfange, wie ich vor hatte, schreiben könne, weil es mir eben unmöglich war, über das Bild etwas zu schreiben, da ich nicht wußte, was. Dieses Werk ist wie eine Arbeit Göthe's, dem ersten Blicke fast unscheinbar, weil jedes stark wirkende Mittel vermieden ist, aber an Feinheit der Empfindung so groß und reich, daß es auch wieder nicht auf einmal erfaßt werden kann. Ich mußte das Werk erst studiren. Die erste Freude über das Meisterliche, das da vorlag, zu schreiben, ohne das Tiefe, was sich erst zu langsamem Empfange ankündigte, wenigstens andeuten zu können, brachte ich nicht über mich. Ich kam vor Anschauen nicht zum Urtheile, oder vielmehr das Urtheil

wurde in jedem Augenblicke ein anderes und immer günstigeres. Ich halte das Bild für eines der edelsten, die aus Piepenhagens Hand hervorgegangen sind. Das an Empfindung feinste ist es gewiß, es ist, um auf mein altes Bild zurück zu kommen, Göthe's klare, einfache und tiefe Dichtungsfülle. Da der Maler wußte, daß das Bild für mich gehört, so freut mich die Achtung, die er darin für mich an den Tag gelegt hat, daß er jede nur einigermaßen gröbere Wirkung und jedes der gewöhnlichen, selbst unschuldigen Mittel, um Wirkung hervorzubringen, verschmäht, und mir zugetraut hat, daß ich ihm in das unscheinbarste, aber zarteste Gefühl werde folgen können. Ob ich es vermag, ob ich das Bild werde mit den Augen sehen können, mit denen es gemalt ist, weiß ich nicht, wenigstens entdeckte ich täglich neue Tiefen, und es könnte schon sein, daß ich bei diesem Fortschreiten doch nicht zu dem letzten käme, was noch vorhanden ist. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, er hat mir ein Werk zugewendet, das mit meiner eigenen Seele die größte Verwandtschaft hat. Und so wird es mir für den Rest meines Lebens eine unversiegbare Quelle von Freude bleiben. Es ist mir dieser Tage her immer schöner geworden, was mir das Merkmal eines wahren Kunstwerkes zu sein scheint. Und für ein Kunstwerk allererſten Ranges halte ich dieses Bild. Es hat alle Dichtungsfülle der Kunst und gar keine Mittel des Handwerkes. Das ist es, was mir Piepenhagen so theuer macht, daß er mit unbewußter Unschuld, ich möchte sagen Kindlichkeit, in die gewöhnlichsten Dinge, die er darstellt, wie sie sind, eine Seelenhaftigkeit bringt, die das dichterischeste Spiel unserer eigenen Seelenkräfte auf die holdeste Weise hervorruft. In dieser dichterischen Gegenständlichkeit, dem Eigenthume des Genies und nur des

Genies, hat er nur Geiger in seinen Compositionen zum gleichen Genossen. Darin sind beide allen anderen vor, wie weit diese auch im Handwerke sein mögen. Aber auch das Handwerk ist in dem vorliegenden Bilde bis zu seiner Spitze vollendet. Wie sind die Lichter auf die hinteren Gebüsche (dem schwierigsten Theil) aufgesetzt, und wie sind die Töne abgestuft, ohne daß man eine Mache sieht! Es scheint eben alles gewachsen. — Aber ich muß enden, das Maß der Augen wäre überschritten. Nur noch einen närrischen Gedanken. Sie und ich müssen einmal unsere 3 Monde zusammenbringen, müssen uns vor sie setzen, sie vergleichen und recht viel darüber sprechen. Mir wäre dies eine der größten Freuden. Das Nähere ein anderes Mal. Von Witiko bekommen Sie jetzt einen Pack, der kaum um 15 Seiten weniger haben wird als alles, was Sie in Händen haben, darum dauert es so lange. Ich möchte Ihnen sehr gerne eine Freude machen, und habe jetzt kein anderes Mittel als dieses. Darum bin ich unablässig fleißig daran. Möchte Ihnen die Geschichte nur ein Hundertstel so gefallen, als mir das Bild. Im nächsten Sommer muß ich Zaweſch's willen nach Prag, und da freue ich mich auf Piepenhagen.

Daß in Ihrer Familie Alles wohl ist, freut uns sehr, doch davon bei gesunden Augen, wie von allem Andern Ihres Briefes, der mir der theuerste ist. Noch einmal meinen tiefsten, innigsten und herzlichsten Dank, und tausend Grüße an Sie und alle die Ihrigen von Ihrem treuen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. Jänner 1862.

Ich schreibe heute sonst nichts, als nur, daß seit zwei Tagen meine Augen entschieden besser sind, aber noch nicht gut. An Witiko ist wohl eine kleine Verzögerung durch dieses Uebel eingetreten, aber keine große. Ich schrieb täglich nur an 4 in Zwischenräumen, sonst that ich gar nichts. Wenn die Augenbesserung anhält, bekommen Sie 4 sehr bald. Ueber Geiger, wenn meine Augen ganz gut sind, mehr. Nur jetzt meinen tiefsten Dank. Wie kann denn Wien ein Compositionstalent dieser Art haben, wie jetzt kein anderes ist, wie sie überhaupt sehr selten sind, und nicht stolz darauf sein? Vielleicht thun sie's, wie gewöhnlich, wenn er längst mausetodt ist. Die Krönung Stephans ist ein Bild, so schön, wie es wenige auf Erden gibt. Doch genug. Bei Licht thun mir die Augen zu wehe, und von der Tageshelle will ich Witiko nichts nehmen. Zu Zawesch werde ich höchstens 18 Monate brauchen, so sehr ist die Geschichte im Kopfe schon beisammen.

Gott segne Sie. Schreiben Sie mir doch von sich und den Ihrigen.

An Josef Ayrmann.

Linz, am 17. Februar 1862.

Ich kann Deinen lieben Brief und deine Würstelsendung erst heute beantworten, weil eine Reihe widriger und schmerzlicher Vorfälle mich daran hinderte. Ich litt seit den letzten Decembertagen an einer ziemlich heftigen Augenentzündung. Diese war bei Ankunft Deiner Sendung eben im Weichen. Allein da erkrankte das Mädchen meines Bruders Anton, Namens Amalia, welches Ferdinand kennt, und welches unsere von Ferdinand gemalten Bildnisse erben sollte, plötzlich an der häutigen Bräune, das Übel zog sich in die Länge, und raffte das gesunde, starke Kind dahin. Unser Schmerz war tief, der der armen Eltern aber grenzenlos. Dann kam die Ueberschwemmung. Ich wanderte, ehe unsere Stiege überfluthet wurde, mit meiner Frau zur Stadt Frankfurt aus, und blieb 3 Tage dort. Fünf Stufen unserer Treppe waren unter Wasser, und von uns zur Stadt fuhr man in den Schaluppen der Dampfboote. Der Anblick des rasenden Wassers war ein schauerlicher; ich fuhr öfter in die Wohnung und sah zu. Jetzt ist alles vorüber, nur der Schotter liegt vor unseren Thüren und Fenstern. Außer der Auslage im Gasthause habe ich keinen Schaden erlitten, denn ich habe meinen Keller vorher räumen lassen.

Wir danken Dir auf das Herzlichste für Deine Überraschung,

Deine liebe Gesinnung für uns hat uns sehr erfreut, und die Würstel haben uns sehr geschmeckt. Indessen vermißte ich etwas. Ferdinand hat uns Anfangs December oder November geschrieben, daß Du schon zehn Tage krank bist. Ich mußte eben auf eine Amtsreise fort, und schrieb Dir von Frankenmarkt. Freilich schrieb ich nur an J. Axmann, Kupferstecher auf der neuen Wieden, weil ich Deine Nummer nicht auswendig wußte. Der Brief muß verloren gegangen sein, da Du seiner nicht erwähnst. Gott sei Dank, Du bist gesund, und nun mag der Brief sein, wo er will. Deine Worte über den Aufenthalt in unserer Nähe haben uns sehr gerührt. Komme recht oft zu uns, bleibe, so lange Du willst, uns macht es die größte Freude. Wenn unser Vorhaben, bei Rosenberger einige Wochen zu weilen, Dich nicht wieder gereut hat, so bleibt es dabei. Ihr alle drei habt den prächtigsten Landaufenthalt und erspart noch an Geld. Beide Frauen müssen natürlich auch mit. Ueber die Zeit werden wir schon noch einig werden. Ferdinand muß im Frühlinge herauf. Ich habe jetzt fünf, vielleicht sieben Bestellungen für ihn. Das schreibe ich ihm aber selber.

Tausend Grüße an Dich, Deine Gattin und alle die Deinigen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 7. März 1862.

Seit mehreren Tagen her wollte ich Ihnen ſchon einen Zettel ſchreiben, daß Sie nicht an dem Manuſcripte verzweifeln ſollen, und kam nicht dazu. Ihr Brief erſchreckte mich nun, da Sie das Manuſcript für verloren halten könnten, und ich muß doch einige Zeilen ſenden. Das Manuſcript befindet ſich noch hier, und wird in 8—10 Tagen abgehen können. Es wird viel länger als ich erwartete, ich ſchrieb heute die 160. Seite und bin im 19. Iris-druckbogen. Jedenfalls muß mit dieſer Sendung der erſte Band ſchließen. Ich habe faſt drei Wochen verloren. Meine Augen wurden ſo übel, daß ich doch eine Woche jedes Leſen und Schreiben ausſetzen mußte. Als der Arzt ſagte, ich ſolle nun in die Luft gehen, wenn es trocken iſt, erkrankte das vierjährige Töchterlein meines Bruders, Amalia nach meiner Gattin getauft, unſer Liebling, als unſere einſtige Erbin beſtimmt, an der Bräune. Ich ging an dem Tage ſiebenmal zwiſchen der Wohnung meines Bruders und der meinigen hin und her, die Krankheit zog ſich ſechs Tage fort. Am ſechſten Tage erkrankte ich in Folge der Aufregung und Angſt (denn auch das zweite Kind des Bruders, ein Knabe, erkrankte an der Bräune) und in Folge des ſchneenaſſen Wetters auf den Gaſſen, an Kälte, Fieberſchauer, Kopf- und Halsweh, Uebelkeiten ꝛc., beugte einer ſchweren Krankheit

dadurch vor, daß ich zwei Nächte durch feuchte Umſchläge und warme Tücher darüber ſtarken Schweiß erzeugte. In der erſten dieſer Nächte ſtarb das Mädchen. Der Knabe war noch zwei Tage in Gefahr, iſt aber gerettet. Als ich mich nach dem Schweiße wieder an die Luft gewöhnen ſollte, kam eine Ueberſchwemmung. Ich ſah ihre Größe voraus, und führte meine Frau in ein Gaſthaus, wo ſie vier Tage blieb, während welcher wir in unſerem Hauſe mit Kähnen aus und einfuhren. Als wir ſchon wieder in der Wohnung waren, war in den erſten drei Tagen der Unordnung willen an keine Dichterarbeit zu denken. Einen Theil des Manuſcriptes kann ich ihnen nicht ſchicken, weil ich Ihnen eben das Ganze vor die Augen führen will. Wenn ich nur einiger Maßen kann, ſo komme ich nach Wien, wenn Sie dort ſind. Schreiben Sie mir einige Zeit vorher den Tag Ihrer Ankunft.

Die ſchönſten Grüße an Sie und Ihre Gattin.

N.B. Halten Sie Wache vor der Geſundheit Ihrer Kindlein. Die Bräune iſt etwas fürchterliches. Ich hielt mit namenloſem Schmerz das ſchöne, faſt erſtickende, ſonſt geſunde Kind auf meinen Armen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 26. März 1862.

In dieſem Augenblicke, 26. März 10 Uhr Abends, that ich den letzten Federſtrich an Witiko 4 auf der 180. Schriftſeite, jede Schriftſeite hat über $2^1/_2$ Druckſeiten. Die Verzögerung um zehn Tage iſt eben dadurch geworden, daß 4 gegen meine Rechnung immer nicht aus wurde. Ich rechnete auf höchſtens 160 Seiten, wie Sie ſich erinnern werden. Es hat aber genau ſo viel Seiten, wie alles frühere zuſammen. Zwei Tage behalte ich das Manuſcript, um es Aprent vorzuleſen. Dann ſende ich es nach Wien an Sie. Ich gebe es unreif aus den Händen, es iſt mir ſehr ſchmerzlich.

Nach Wien kann ich nicht kommen, obwohl ich ſo viel, ſo viel mit Ihnen zu reden hätte.

Leben Sie wohl, ich muß jetzt ein wenig ausruhen, wenn Sie wieder in Peſt ſind, ſchreibe ich Ihnen mehr.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 2. Juni 1862.

Ich kann nur einige Zeilen ſchreiben, da meine Zeit ſehr in Anſpruch genommen iſt, und ich die Zeichnungen von Kaiſer keinen Augenblick zurückhalten will. Wenn Ihnen die geſendeten Skizzen ſo gefallen wie mir, ſo bin ich zufrieden, Sie mit dieſem Manne bekannt gemacht zu haben. Ich halte ſie im Ganzen für vortrefflich und Einzelnes davon für ganz herrlich. Das Mädchen am Tiſche der Großeltern iſt eine faſt unübertreffliche künſtleriſche Leiſtung, ſo der Färber, die Färberin, der Schuſter, der Flickſchuſter (nebenbei eine treffliche Compoſition), die Gletſcherſcene ꝛc. Mit der Charakteriſtik des Knaben (eben ſo mit dem Kopfe desſelben) bin ich noch nicht zufrieden. Wenn Kaiſer dieſe Geſtalt nun einige Zeit nicht ſieht, wird er ſelber das Mangelnde erkennen. Dann werde ich auch mit ihm ſprechen, und es wird ſich das Rechte ſchon finden. Mit dieſem Buben hatten wir ohnehin ſchon manches Kreuz.

Wenn das Buch geht, wären denn dann nicht auch die Kinder auf dem hohen Nußberge mit der Großmutter und dem braunen Mädchen ſolcher Zeichnungen würdig?

Ich habe ſelber dieſe Weihnachtsgeſchichte *) wieder geleſen,

*) Bergkriſtall, von Adalbert Stifter.

deren Bilder Sie hier bekommen, und ich habe so zu sagen ein Herz zu dem Verfasser gewonnen.

Von Witiko bekommen Sie in nicht später Zeit den ganzen zweiten Band. Über dies und die Piepenhagenschen Skizzen und manches andere in einem nächsten Briefe ausführlich.

An M. Tenger.

Linz, am 14. August 1852.

Ich habe „Anna Dalfi" erhalten, habe das Buch vom Anfange zu Ende gelesen, habe seit Wochen täglich Vor- und Nachmittag Prüfungen, die mich zermartern, daß ich zu nichts Rechtem komme, werde künftige Woche damit fertig, und werde Ihnen dann schreiben. Hier nur so viel, daß nach meiner Ansicht das Buch ein prachtvolles wäre, wenn es erst im Hause Ihres lieben kleinen Zöglings mit Ihrer Ankunft daselbst begänne, und mit Ihrer Abreise aus Siebenbürgen endete. Der Nachschub mit den zwei Damen ist nach Art der engländischen Romane, ich halte ihn aber für einen so großen Fehler, als ob ein herrlicher Blitz sein Entstehen und sein Ausladen hinterher säuberlich erklärte. Der Blitz ist da; woher er kam, wohin er geht, sagt er nicht, wir mögen ihn bewundern, und wenn es uns gefällt, seine Wesenheit zergliedern, er aber thut nichts dazu und davon, als

daß er geweſen iſt. So iſt es mit dem Kunſtwerke, es iſt da, iſt in ſich bedingt und beſchloſſen, und je mehr man ihm Umgebung gibt, deſto mehr wird es gekränkt, ja oft erdrückt.

Dies auf Ihren heutigen Brief. Nächſtens mehr. Ich bitte, zweifeln Sie wieder ein wenig an mir. Wie lange bleiben Sie in Traunkirchen? Tauſend Schönes von uns beiden.

An Guſtav Heckenaſt.

November 1862.

Meinen Brief an Freund Eliſcher über Ihre Geſchäftswiderwärtigkeiten wird er Ihnen gezeigt haben. Seine Antwort werden Sie auch wiſſen. Verluſt an Habe betrachte ich ſo lange als kein Unglück, ſo lange man dadurch nicht weſentlich an ſeinen höheren Beſtrebungen gehindert wird. Erſt dann, wenn man wegen Abgang von Geld und Gut an ſeiner geiſtigen Aufgabe gehemmt wird, beginnt dieſer Abgang ein Unglück zu werden, das um ſo größer wird, um wie viel ſich die Hemmung mehrt. Daß mir die Sache ſehr ſchmerzlich war, kann ich Ihnen mit aufrichtigem Herzen ſagen, vielleicht ſchmerzlicher, als wenn ſie mir ſelber unter gleichen Verhältniſſen begegnet wäre; denn es iſt in meiner Natur, daß mir das, was geliebten Perſonen zuſtößt, weher thut, als was ich ſelbſt erfahre, und gewiß ſind Sie durch Großmuth in dieſe Lage gekommen. Gott wird Ihnen und

Ihren Kindern den irdiſchen Verluſt durch künftigen Segen vergelten, wie er Sie ja ſchon in verſchiedenen Lagen geſegnet hat, und auch das ſittliche Wehe, das mit ſolchen Dingen verbunden zu ſein pflegt, wird ſich vermindern. Seien Sie meiner Theilnahme und der meiner Gattin auf das Innigſte verſichert, und legen Sie unſere Liebe, die Ihnen unwandelbar bis zu unſerem Tode bleiben wird, zu Ihren Beſitzthümern, die zwar nicht den Schrein, aber das Herz bereichern, und dadurch doch auch zum allgemeinen Segen beitragen.

Eigentlich ſollte ich ſonſt nichts mehr in dieſem Brief ſchreiben, ich weiß auch von den vielen Dingen, die ich Ihnen vor dieſen Unfällen zu wiſſen machen wollte, nichts mehr recht; aber Einiges werde ich doch anführen. Von den zwei Probedrücken, die Sie an Kaiſer ſendeten, halte ich das Ornament für ſehr [illegible]n, die Landſchaft aber für ſchal. Der Mann hat Kaiſers Striche gar nicht eingehalten, und hat einen Gemeinplatz von Holzſchnitt geliefert. Er ſollte, wenn ſchon der, der das Ornament geſchnitten hat, nicht alles machen kann, angewieſen werden, ſich auf das Strengſte an Kaiſers Linien zu halten, und nicht ſeine gewohnten Holzſchnittlinien hinſetzen. So eine Gewohnheitsholzſchnittlandſchaft in ihrer Duftloſigkeit kann äußerſt langweilig werden. Ich bin ſehr begierig auf den Fortgang des Werkes.

Meine Gattin und ich wollten im November nach Wien kommen, um am 15. desſelben Monats, als dem Jahrestage unſerer Vermählung, der heuer der ſilberne Hochzeitstag iſt, in der Kirche, in der wir getraut worden ſind, ein Gebet zu ſprechen, um Gott zu danken, daß er uns ſo lange zuſammen erhalten hat, und ihn zu bitten, daß er uns noch eine Weile bei einander läßt.

Wir haben aber den Plan aufgegeben, und danken Gott hier, und bitten ihn hier. Wir hatten die Hoffnung, Sie etwa in Wien sehen zu können. Wenn Sie nach Wien kommen, so besuchen Sie den Maler Carl Löffler, er wohnt im letzten Hause der Wollzeile (Eckhaus in die Riemerstraße, ein neues, großes Haus, 4. Stock). Er ist ein Oberösterreicher vom Mihlviertel, hat eine Oberplanerin, ein Mühmchen von mir, zur Frau, war vor drei Jahren noch Kaufmann, und malt jetzt. Ich besitze von ihm ein Mädchenköpfchen (Kind von 10 bis 11 Jahren), dessen Angesicht eine solche Seelenschönheit hat, daß nur ein Maler unter den gekannten sie auch so und besser malen konnte, Raphael. — Ich bin hier unterbrochen worden, und kann erst nach zwei Tagen den Brief vollenden. Ich lege Ihnen zwei Kritiken über Löfflers Köpfchen bei. Die mit O. bezeichnete ist von mir. Das Knabenköpfchen vom vorigen Jahre kann ich vielleicht auch noch bekommen. Macht es Ihnen, wenn Sie es sehen, die Freude wie mir, so kann es geschehen, daß ich es Ihnen überlasse. Das Mädchen aber gebe ich nicht weg, so lange ich lebe. Wenn es nach meinem und meiner Gattin Tode ein Freund als Vermächtniß erhält, so sind dieser Freund Sie. Wenn Gott doch auch Ihren Kindern das Herz für die Kunst öffnete wie Ihnen. Diese Kinder sollten Sie von Löffler malen lassen. Ich wollte jetzt seine größeren Arbeiten in Wien besehen und für die Allgemeine einen Aufsatz schreiben, das muß nun bis zum Frühjahre warten.

Kaiser sagte mir, in Venedig sei ein Bildniß des Königs Mathias Corvinus aufgefunden worden, von einem Zeitgenossen des Königs gemalt, in jugendlichem Alter dargestellt, und sei für Pest erworben worden. Kaiser meinte, ob denn nicht dieses Bild-

niß von Geiger zu Ihrem Corvinusbilde benützt werden könnte? Ich habe gehofft, dieſes Bild noch in Geigers Arbeitsſtube zu finden.

Wenn Ihnen in der gegenwärtigen Zeit „Witiko“ einige Zerſtreuung gewähren kann, ſo will ich die Vollendung des zweiten Bandes nicht abwarten, ſondern Ihnen ſogleich einen Theil desſelben ſenden, ich muß ihn nur noch einmal durchſehen. Ich arbeite recht fleißig und denke bei der Arbeit öfter als ſonſt an Sie und Eliſcher. Ich möchte gerne Ihren und ſeinen Beifall erringen, nicht meinet-, ſondern der Sache willen. Gott gebe ſeinen Segen dazu wie zu dem Wachſen des Getreides; dann wird es ſchon nicht zu ſchlecht ſein.

Gott erhalte Ihnen die Liebe und Geſundheit Ihrer Angehörigen, dann läßt ſich vieles überwinden.

Grüßen Sie den edlen, lieben Eliſcher ſehr vielmal.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. December 1862.

Ich wollte Ihnen zum Christabende auf den Weihnachtsbaum ein Viertheil des zweiten Bandes von „Witiko“ schicken, und nun fehlen noch etwa zwei Blätter und ein einmaliges Durchlesen. Es kommt also das Manuscript erst in einigen Tagen, dieser Brief aber soll doch zum Christtage die Anzeige bringen. Es trat in der letzten Woche eine Störung ein. Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Thier bisher ausnehmend gesund war; aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe, und pflegte das Thier, wie man fast einen Menschen pflegt, ich stand nach Mitternacht auf, und heizte ihm in meinem Zimmer, das ich ihm eingeräumt hatte, ein. So that ich auch heute Morgens um 2 Uhr. Das Thier ging noch auf mich zu, und wedelte. Es hatte, damit es sein Wasser finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer. Heute um $7\frac{1}{2}$ fand ich es todt. Es wurde im Garten der Gebrüder Kaindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nichts gearbeitet, und es dürften noch 3—4 Tage in Betrübniß vorüber gehen. Man kann das an mir sehr tadeln; aber ich sage: Wenn es Gott der Mühe werth achtet, ein Thier mit so kunstreichen feinen Werkzeugen

auszurüſten, wenn er ihm eine ganze Kette von Lebensfreuden und Glückſeligkeiten mitgab, ſo dürften wir es der Mühe werth achten, dieſem Dinge einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und das geſtorbene Thier hatte nur einen einzigen Lebensinhalt, in dem alles andere aufging: Liebe zu mir. Es hat mich während neun Jahren nie gekränkt, nie beleidigt, und in ſeiner Krankheit hätte es manchem Chriſtenmenſchen zum Beiſpiele dienen können. Nicht einen einzigen Seufzer ſtieß es über ſein Leiden aus. Es war ihm genug, wenn ich im Zimmer war und freundlich zu ihm ſprach, und es litt geduldig. Ich habe ihm dieſen einzigen Troſt, den es hatte, nicht entzogen, und blieb ſtets bei ihm. Nun ſei es genug. Ich habe Ihnen dieſe Störung geſagt, weil es ein ſehr lieber Wunſch von mir war, Ihnen ein kleines Chriſtgeſchenk zu bringen, und es mir vereitelt wurde. Jetzt wird gewiß die ganze Handſchrift ſehr ſchnell vollendet werden, weil Alles bei einander iſt. Wenn Sie wollen Zeichnungen machen laſſen, ſo dürfte es an der Zeit ſein, Geiger den Text mitzutheilen. Ich ſelber aber muß ihn auch noch einmal durchleſen, es iſt manches hiſtoriſch unrichtig darinnen; aber wenn dieſes Durchleſen beginnt, kann auch der Druck beginnen. Möge das, was Sie jetzt erhalten, Ihren Beifall gewinnen. Es iſt bis auf eine kleine Durchſicht ausgearbeitet.

Jetzt aber zu etwas Anderem, was mich ſchon lange drückt. Warum ſind Sie ſeit einiger Zeit ſo ſtumm gegen mich? Ich glaube, daß in dem Kreiſe der Ihrigen kein Unglück geſchehen iſt, das hätte mir doch Eliſcher gemeldet. Habe ich Ihnen eine Unannehmlichkeit zugefügt? Dann iſt es ohne meinen Willen geſchehen; denn ich bin mir nur der innerlichſten, herzlichſten,

unveränderlichen Liebe zu Ihnen und zu denen, die Ihnen theuer sind, bewußt. Es wird sich wohl aufklären.

Nehmen Sie die besten Wünsche von uns beiden für sich und Ihre theueren Angehörigen zu den bevorstehenden Festtagen hin. Gott segne Sie, Ihre Gattin und Ihre Kinder. [An Elischer alles Liebe.

1863.

An Guido Lehmann.

Linz, am 13. Jänner 1863.

Ihr Schreiben vom 11. d. Mts. habe ich so eben erhalten, nehme an der erfreulichen Nachricht, die Sie mir mittheilen, sammt meiner Frau den herzlichsten Antheil, und danke Ihnen in meinem und meiner Frau Namen für die so freundlichen Gesinnungen, die Sie und Ihre Frau Gemahlin in diesem Schreiben für uns aussprechen. Es freut mich auch von Dr. Laube, daß er auf ein Gastspiel eingeht, ich war schon ein bischen verstimmt gegen ihn, da ich ihm außer dem Briefe, welchen ich Ihnen mitgab, noch einen abgesonderten geschrieben habe, in welchem ich ziemlich genau in Ihr Bühnenspiel eingegangen bin, ohne bisher einen Erfolg davon zu erleben. Ich sprach mit der Frau Rettich davon, sie konnte mir keine Auskunft geben. Bei dieser Gelegenheit sprach ich überhaupt zur Rettich von Ihnen. Sie hat eine Reihe herrlicher Darstellungen hier im Sommer vorgeführt, wobei ich Züge erlebte, die noch die große Schröder übertreffen, weshalb die alte Flamme, die ich für diese Frau habe, wieder lichterloh aufbrannte. Sie war auch recht freundlich gegen uns und hat manche Stunde bei uns zugebracht. Sie gingen uns bei diesem Gastspiele ab. Denn Ihnen

hätte ich die Rolle Waldemars (eines trotz seiner Fehler herrlichen Stückes von Putlitz, der auch hier und bei uns war, das in Linz zum ersten Male gegeben wurde) zugetheilt, und so manche andere auch. Erzählen Sie von Ihrem bevorstehenden Gastspiele in der Burg niemanden etwas; es gibt überall Maulwürfe, die schon im Vorhinein graben, es könnte auch hier der Fall sein. Schreiben Sie mir gefälligst den Tag, an welchem Ihr Spiel beginnen wird. Wir haben ohnedem vor, im April nach Wien zu kommen, ich werde mit meiner Frau jedem Ihrer Gastspiele beiwohnen und zu Ihrer Anerkennung nach meinen Kräften beitragen, Sie müßten denn sich einfallen lassen, grundschlecht zu spielen, wo Ihnen dann nicht zu helfen wäre. Ich werde Ihnen, wenn ich einmal weiß, wann Sie nach Wien kommen, auch einen Brief an Rettich schicken, der Ihnen das Haus dieses Künstlerpaares aufschließen wird, und Rettich und Gattin sind allem hold, was wirkliche Kunst ist. Schreiben Sie mir auch, wo Sie in Wien wohnen werden, damit ich Ihnen persönlich die Strafpredigt über Ihre Ängstlichkeit halten kann, die eine völlige Thorheit ist; denn wenn Sie überzeugt sind, daß Sie gut spielen, so spielen Sie gut. Wir werden beim Stern auf der Brandstätte wohnen. Ich werde Laube persönlich danken. Es muß Ihnen wohl aus Brünn ein guter Ruf vorausgegangen sein; denn sonst wären meine Worte auch und mit Recht vergeblich gewesen.

Wenn Sie mir auf diese Zeilen antworten wollen, wird es mich in so ferne freuen, als ich dann die Gewißheit erhalte, daß sie in Ihren Händen sind.

Da wir für den Fall meiner Pensionirung nach Wien übersiedeln wollen, werden Sie uns manchen Groschen kosten, wenn

wir auf dem Zettel des Burgtheaters leſen, daß heute Lehmann ſpielt, was mich ſehr freuen wird, und was ich zuverſichtlich erwarte. Alſo nur Muth; denn dem Muthigen gehört die Welt. Sie ſpielen beſſer als mancher, der in Wien einen großen Namen hat, und es kommt nur auf Sie an, den Wienern dieſes Spiel zu zeigen. Die Wiener würdigen es ſchon. Sie ſind viel entzündlicher als unſere Linzer, und wenn Sie ihn einmal gepackt haben, ſo geht der Wiener durch Dick und Dünn mit Ihnen. Es iſt im Ganzen ein herrliches Volk, das des Burgtheaters. Doch genug, ſonſt halte ich Ihnen ja hier die Rede, die ich Ihnen in Wien halten will. Die herzlichſten Grüße von uns beiden.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. Jänner 1863.

Zugleich mit dieſem Schreiben geht ein gutes Drittheil des zweiten Bandes von „Witiko" (nach meiner Rechnung bei 7 Bogen) an Sie ab. Nehmen Sie es freundlich auf. Dem Dinge fehlt das letzte Durchleſen, wie Sie an den Bleiſtiftandeutungen ſehen werden, und wie Ihnen beim Leſen auch klar werden wird. Zum letzten Durchleſen, um der Sache den blanken Guß zu geben, muß man ſehr geſammelt ſein. Das bin ich aber jetzt nicht. Zu dem großen Kummer, den mir Ihr häusliches Unglück macht, und den ich gerne trage, weil ich es für meine heilige Freundespflicht halte, und den ich noch lieber tragen würde, wenn

ich dadurch den Ihrigen verringern könnte, kam in letzter Zeit auch eine Besorgniß um die Gesundheit meiner Gattin. Ich glaubte Spuren zu entdecken, daß sie Wasser in der Brust habe. Das hätte nach nicht langer Zeit ihren Tod zur Folge. Es wäre der entsetzlichste Schlag, der mich treffen könnte, wenn ich diese gute, treue Lebensgefährtin verlieren sollte. Mein Freund, Dr. Aitenberger in Wien, dem ich alle Merkmale beschrieb, beruhigte mich vollständig. Er war in Wien mein Hausarzt, und kennt die Natur meiner Gattin sehr genau. Diese Umstände verzögerten den Abgang des Manuscriptes um mehr als eine Woche. Die letzte Lesung werde ich später vornehmen; denn es muß Alles noch einmal durchgelesen werden, da ich jetzt manches Geschichtliche genauer weiß, und sogar Namen umändern muß. Möchte das Gesendete nicht hinter dem, was Sie schon haben, zurück stehen. Sie schreiben mir wohl darüber, wenn Sie es einmal gelesen haben. Auch Elischers Urtheil wäre mir sehr erwünscht.

Ich schreibe heute nur wenig, weil ich seit zwei Tagen, wahrscheinlich aus Verkühlung, einen geschwollenen Fuß habe, den ich ins Bett legen will, weil er im Sitzen schmerzt. Er ist aber schon im Besserwerden. Den Brief über die Holzschnitte sende ich in 2—3 Tagen.

An Guido Lehmann.

Linz, am 13. Februar 1863.

Ihr Schreiben vom 29. Jänner kann ich erſt heute beantworten, weil ich eine Zeit unwohl war, und dann eine ſolche Menge Amtsgeſchäfte, die nicht aufſchiebbar waren, ſich zudrängten, daß ich nach ihrer Bearbeitung täglich ſo erſchöpft war, daß ich keine Feder mehr zu einem Briefe anſetzen konnte, und zwar zu ſo einem Briefe, wie der ſein ſoll, den ich hier ſchreibe. Ich möchte Ihnen Troſt und Ruhe bringen, und weiß nicht, wie anfangen. Tragen Sie wie ein Mann, was nicht zu ändern iſt, und ſeien Sie der Theilnahme jedes guten Menſchen verſichert. Sie haben noch einen Troſt, den ſo viele Tauſende in Ihrer Lage nicht haben, Sie haben die Kunſt, dieſen irdiſchen Engel, der das menſchliche Herz, welches ſich ihm zuzuwenden verſteht, wie gar kein anderes Ding dieſer Erde erhebt, der nie untreu wird, wenn man ihn ſelber nicht verläßt, der nicht altert, und doch bei dem Alternden ausharrt, der den Greis mit einem freundlicheren Lächeln anſieht, als den Jüngling, welcher ihn oft im Brauſen der eigenen Gefühle nicht ſo beachtet, wie er ſollte. Wenden Sie ſich mit ganzer Seele Ihrer Kunſt zu, leiſten Sie in ihr Großes, wie Sie ja dazu berufen ſind, wer weiß, ob das Geſchick nicht

dirſen Schmerz in Ihre Bruſt warf, um Sie noch höher für das Größte der Kunſt zu reifen, wie in die Rinde jenes edlen Baumes geſchnitten werden muß, damit das koſtbare Harz heraus quillt. Die Kunſt wird Ihr Tröſter ſein, wenn Sie die Liebe und Bewunderung der Guten Ihrer Zeit erringen. Ich glaube, Sie können es; ich bin mit Beifall nicht ſogleich da, manche, die im Burgtheater ſpielen und ausposaunet werden, haben ihn nicht; von Ihnen aber habe ich Augenblicke der tiefſten dichteriſchen Weihe und Herrlichkeit geſehen, raffen Sie ſich auf, und ſtellen Sie ein ganzes Gebilde ſolcher Weihe dar, und Sie ſind wieder glücklich. Ihr Fach aber dürften Helden ſein, denken Sie darüber nach, und zwar Helden ernſter Majeſtät oder erſchütternder Tragik. Als Philipp und Barbaroſſa haben Sie mir am beſten gefallen, ſo ſehr ich Sie auch im Luſtſpiele oft bewunderte; aber zuweilen ſind Sie da, nach meiner Meinung, über die Grenze gegangen. In großen Gebilden, die Sie in ſich entwickeln, werden Sie Ruhe und Entzücken finden. Dann geben Sie ſich auch dem Genuſſe anderer Künſte hin: der Dichtung, der Muſik, der bildenden Kunſt, und im Alter, wenn Ihre ſchaffenden Kräfte ſelber vom Schauplatze abtreten, ſehen Sie jüngere an, die emporſtreben, und geben ihnen Rath. Suchen Sie mittlerweile Ihre Knaben gut zu erziehen, und wenn der Herr Sie dann einmal ruft, ſo können Sie ſagen: ich habe nicht umſonſt gelebt.

Nehmen Sie dieſe Worte freundlich auf, wie ſie freundlich gemeint ſind. Sie ſehen aus der Länge des Briefes meine Theilnahme, und ich denke, die Worte ſagen ſie auch. Meine Gattin trägt mir auf, Ihnen ihr tiefſtes Mitgefühl zu melden. Sie hat mich zuerſt auf Sie aufmerkſam gemacht, und wird es gewiß mit

Freude vernehmen, wenn aus Ihrem Schmerze eine Wunderblume Ihrer Kunst emporblüht.

Schreiben Sie uns einmal gelegentlich wieder.

Mit Hochachtung und freundlichem Gruße.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. April 1863.

Ich melde Ihnen, daß ich Sonntags, 19. d. Mts., Abends, nach Wien komme und mindeſtens acht Tage dort bleibe. Wir werden im Stern auf der Brandſtätte wohnen. Es würde uns beide ſehr freuen, wenn Sie etwa Geſchäfte in Wien hätten, und ſelbe in die gleiche Zeit verlegen könnten. Wenn nicht, ſo werde ich Ihnen ſpäter einen längeren Brief ſchreiben. Nur eines muß ich Ihnen kurz ſagen, weil Sie Antheil an uns nehmen, und die Sache nun gut vorüber iſt. Meine Gattin ſtürzte im März in einer plötzlichen Ohnmacht, die ſie aus Schreck über ein ſich bäumendes Pferd erhielt, zu Boden, verwundete ſich im Angeſichte und verſtaute ſich den linken Arm. Die Sache war bedenklich. Fünf Täge und Nächte in ſchneller Folge Eisumſchläge. Starkes Fieber. Dann Beſſerung. Den linken Arm kann ſie noch nicht brauchen, und wird es noch Monate nicht können. Ich ging in jenem unglücklichen Augenblicke vor ihr, ahnte nichts, ſah um, um einen Scherz zu ſagen, und ſah ſie regungslos auf der Erde liegen. Mein Entſetzen war ſo groß,

daß ich jetzt gar keine Erinnerung mehr habe, was ich that, und wie wir sie nach Hause brachten; denn fremde Menschen halfen mir. Ich wachte bei ihr, ich pflegte sie, und jetzt danken wir Gott, daß Alles so ausgegangen ist, und lieben uns nach diesem Unglücke noch mehr als vorher. Sie läßt Sie grüßen, beide küssen wir Ihre Kinder, und ich bin wie immer Ihr treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 24. April 1863.

Ihr nach Wien gerichtetes Schreiben habe ich erhalten, und daraus zu meinem Leidwesen ersehen, daß Sie kurz vor mir in Wien waren. Ich konnte Ihnen meine Reise auf längere Zeit vorher nicht ankündigen, weil ich nach dem Zustande des Übels meiner Frau nicht wußte, ob und wann die Reise statt haben werde. Es geht mir jetzt eben alles nach der Quere. Zu den kleinen Übeln gehören auch die Stahlfedern dieses Wirthshauses, wie Sie aus meiner kläglichen Schrift sehen werden, und meine Schreibgeräthe habe ich einzupacken vergessen. Ich schreibe daher nur das Nöthigste. Der Redacteur des Botschafters, ein alter Freund von mir, quält mich, ich solle bei ihm ein paar Anfangskapitel des Witiko veröffentlichen, er wolle das Buch vor seinem Leserkreise aufführen und darauf aufmerksam machen. Was denken Sie davon, und haben Sie Gründe dafür und dawider?

Ich kann mir die Sache nicht genau zurecht legen, ob es dem Buche, um dessen Wohl es sich natürlich hier allein handelt, ersprießlich ist oder nicht. Der Botschafter hat einen großen Leserkreis, der aufmerksam gemacht würde, und an Göthe und Schiller hat man Vorgänger, die es auch so mit mancher ihrer Schriften gemacht haben. Wenn Sie zustimmen, würde ich die Veröffentlichung bis zum Schlusse der Wahlversammlung gestatten, drei Kapitel.

Zu Geiger gehe ich morgen.

Bei Löffler (Karl) waren Sie nicht. Ich habe Ihnen vielleicht seine Wohnung anzugeben vergessen (oberes Eckhaus der Wollzeile in die Riemerstraße, 2. Stiege, 4. Stock). Ich habe ihn vermocht, Ihnen etwas zum Ansehen zu schicken, darunter ist ein prachtvoller Männerkopf, der verkäuflich ist. Das Knabenköpfchen gehört mir. Wir verglichen diese und andere Arbeiten heute mit Murillo, und sie halten sich. Die hiesigen Ausstellungsarbeiten werden von Löffler übertroffen. Er läßt Sie bitten, die an Sie gesendeten Bilder, wenn Sie und Ihre Freunde dieselben genossen haben, in die Pester Ausstellung geben zu wollen.

Mit Armann habe ich die Kaiser'sche Zeichnung besprochen, er beabsichtigt kleine Änderungen, die ich vollkommen billigen muß. Schenken Sie ihm doch auch ein Exemplar der bunten Steine, daß er die Erzählung nachlesen kann, und jene feinen Abstufungen in die Arbeit bringt, die nur durch eine genaue Kenntniß des Wortlautes der Erzählung möglich sind.

Ein Brief von Ihnen trifft mich Samstag noch hier. Am Sonntage denke ich nach Linz zu fahren.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. Mai 1863.

Kaiser war bei mir, zeigte mir die fertigen Holzdrucke, und bat mich, auch an Sie darüber etwas zu schreiben. Leider muß ich sagen, daß ich den Schnitt im Allgemeinen für mißlungen halte. Nur die mit A und B bezeichneten Blätter nehme ich aus. Sonst gar keines. Und wieder ist nur A ganz tadellos. Es scheinen verschiedene Leute an der Sache zu arbeiten; denn manche Bilder sind ganz besonders schlecht. Der durchgehende Fehler ist der, der sich bei angehenden Künstlern und bei solchen, die für die Kunst keine Anlage haben, findet, nämlich daß nicht das nöthige Gefühl für Abtonung der hinter einander stehenden Flächen vorhanden ist, die Linien der hintern Gegenstände sind fast so stark, wie die der vorderen, die Lichter auch, und so wird keine Weichheit, keine Abstufung, kein Duft, keine Räumlichkeit, und es entstehen mehr oder minder weiße und schwarze Flecke. Freilich ist das Abstufen der Töne zuletzt die größte Kunst; allein sie ist in jedem Gemälde und Stiche unerläßlich, sonst sind die Dinge hart und stümperhaft. Die Vergleichung der Skizzen mit den Drucken zeigte mir die Sache erst recht klar. Ich weiß wohl, daß es vielleicht unmöglich ist, den Ton gezeichneter Linien im Stiche ganz genau wieder zu geben. Aber daß der Abstand fünf bis sechs oder mehr Stufen beträgt, daß Nebellinien der Luft oder des Hintergrundes so scharf werden, wie Linien der Gräser im Vordergrunde, das sollte nicht vorkommen dürfen.

Das gegenſeitige Stimmen der Licht- und Schattenflächen zur Weichheit und Luftperſpective muß der Holzſchneider inne haben, und er hat es inne; denn gerade Holzſchnitte ſind oft ſo weich, zart und reizend, daß man ſich kaum von dieſen Linien trennen kann. Der Holzſchnitt kann beſtimmtere Linien ziehen als die Steinzeichnung, daher dieſen beſtimmten Linien gegenüber ſeine Nebellinien deſto weicher ſind, während die Steinzeichnung mit Kreide lauter Nebellinien hat, und daher wollig wird. Weil ich eben ſchon ſo viele zarte und weiche Holzſchnitte geſehen habe, und weil ſie jetzt in ſehr vielen Werken vorkommen, ſo muß ich die vorliegenden tadeln. Sie ſind poeſie- und reizlos, während es die Skizzen nicht ſind und die Zeichnungen auf dem Holze noch weniger waren, und dies iſt das ärgſte Gift für alle Kunſtwerke. Wie da zu helfen iſt, weiß ich nicht. Die das Holz zu den vorliegenden Drucken geſchnitten haben, ſcheinen die nöthige Empfindung für Stimmung nicht zu haben, und da hilft dann keine Hinweiſung darauf. Wenn die Anſtalt A. mehrere Arbeiter beſchäftigt, und a und b von einem beſſeren Arbeiter geſchnitten worden ſind, ſo ſollten alle Zeichnungen von ihm geſchnitten werden. Die Sache iſt nun ſchon in eine äußerſt ſchwierige Lage gerathen. Ich kann kein Vertrauen mehr haben, möglich, daß die Anſtalt auch beſſere Arbeiter beſchäftigt; aber darüber weiß ich nichts. Sie hat an Kaiſer bemerkt, daß ſie zu einem Bibelwerke Holzſchnitte geliefert hat, und daß man ſehr zufrieden war; Kaiſer aber hat das Werk betrachtet, es waren wenige Schnitte von A. darinnen, dieſe aber waren die ſchlechteſten. Ich fürchte außerordentlich für die größeren Bilder. Es wäre ſehr gut geweſen, wenn wir perſönlich über die Sache hätten reden können. Nach meiner gegenwärtigen Einſicht weiß ich durchaus nicht,

was zu thun ist, ich bin auch nicht berufen, Ihnen Rathschläge zu geben. Ich fürchte, ich gehe in meiner Einmischung aus Freundschaft für Sie ohnehin schon zu weit. Das Buch wird gekauft, wenn die Bildchen herzig und reizend sind. Das waren sie in der Zeichnung, und sind es im Schnitte nicht. Wer den Text kennt und liebt, der hat nicht Freude an diesen Bildern und kauft das Buch nicht; wer den Text kennt und nicht liebt, wird durch diese Bilder auch nicht zum Kaufe verführt; wer den Text nicht kennt, wird durch die Bilder nicht verlockt, denn in der Regel sind bei Bilderwerken die Bilder schöner als der Text; und wer etwa seinen Kindern überhaupt Bilderbücher kauft, kauft ihnen solche mit reizenden Bildern, denn sie sind vorhanden. Ist doch, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, die Modezeitschrift Bazar weit besser geschnitten, als unsere Bilder zu einem ordentlichen Dichtwerke. Ich lege hier einige Drucke bei mit Bemerkungen, die ich dazu geschrieben habe; ob dies etwas hilft, weiß ich durchaus nicht, bezweifle es aber. Wenn A. nicht alle Bilder wie a und b liefern kann, sollte kein einziges Stückchen mehr in dieser Anstalt geschnitten werden. Es muß bessere Holzschneider geben, weil es so viele treffliche Holzschnitte gibt. Für Kaiser und mich sind diese Bilder sehr betrübend.

Ich hätte Sie so gerne in Wien gesprochen; ich konnte Ihnen vorher die Reise nicht anzeigen, weil der Arzt den Zeitpunkt für meine Frau selber nicht genau angeben konnte. Ich hatte Lust, nach Pest zu kommen; aber ich konnte meine Frau, die nur einen Arm brauchen kann, nicht verlassen, auch ist sie immer sehr traurig. Und ich hätte so viel, so viel mit Ihnen zu sprechen gehabt. Ihr Unglück liegt wie ein Berg auf meinem Herzen. Ich will nicht weiter davon sprechen, weil es Ihnen

wehe thut; aber einmal möchte ich doch vom Grunde aus mit Ihnen reden, es würde uns dann beiden beſſer ſein.

In Hinſicht des Abdruckes eines Abſchnittes von „Witiko" im Botſchafter haben mich Ihre Gründe überzeugt, daß es beſſer unterbleibt, ich dachte mir ohnehin ungefähr dasſelbe. In Wien war ich bei Geiger, es geht nicht anders, als daß, wenn er eine treffende Zeichnung liefern ſoll, das Manuſcript in ſeine Hände gelegt werden muß, daß er es aufmerkſam leſe. Er iſt mit mir darüber einer Meinung. Senden Sie ihm daher den erſten Band zu. Vielleicht kann ich, wenn er ihn geleſen hat, doch auf einen Tag nach Wien kommen, um mit ihm darüber zu ſprechen. Sie werden jetzt raſch das Ende des zweiten Bandes bekommen Ich bedarf aber das fertige hier des Überblickes willen.

Kaiſer hat für den Abdias zwölf Stücke fertig, die ich noch für weit ſchöner halte, als die Skizzen zu den zwei Kindern. Ich bin ſehr begierig, was Sie dazu ſagen.

Meinem Herzen entringt ſich noch immer der Seufzer: Ach, wenn doch die letzten Tage meines Lebens einzig der Kunſt könnten gewidmet werden, daß ich nicht noch auch den Pflug ziehen, und mich von allerlei Menſchen maßregeln laſſen müßte. Vielleicht baut mir „Witiko" eine Stufe; allein wer weiß das. Bin ich doch dieſer Tage in Figaro's Hochzeit von Mozart gegangen, und ſtrahlte dieſe Muſik (ich habe lange nichts von Mozart gehört, ſondern gelegentlich nur etwas von einem -ini oder etti) wie eine aufgehende Sonne eine wahre Freudenfluth in mein Herz, und doch iſt dieſe Muſik bei ihrer erſten Aufführung in Wien durchgefallen. Zum Glücke iſt mein „Witiko" nicht ſo ſchön wie Figaro's Hochzeit.

An Joseph Ritmann.

Linz, am 16. August 1863.

Daß die Zeichnung und der Probedruck später an Dich gelangt, als er sollte, ist meine Schuld, wie Du an dem Datum des Briefes von Kaiser sehen wirst. Ich wollte recht viel an Dich schreiben, hatte aber jetzt wochenlang täglich Prüfungen, und war bei der Hitze, die wir haben, jeden Abend bis zur Unfähigkeit erschöpft. Ich muß daher, um die Sache nicht noch zu verzögern, mich kürzer fassen, als ich möchte. Der Stich gefällt mir ausnehmend, ich habe keine wesentlichen Einwendungen und bin im Ganzen mit Kaiser einverstanden. Möge Dir Gott noch recht lange Kraft und Muth geben, Deiner Kunst obliegen zu können. Ich hoffe zu Ende September nach Wien zu kommen, dann sprechen wir wieder einmal recht herzlich von der Kunst und ihrer Beglückung. Ich bitte Dich, sage Deinem Sohne Ferdinand, daß ich sein Mädchenköpfchen nicht in die hiesige Ausstellung gegeben habe. Der Grund liegt in gewissen Parteinahmen, denen ich das Bild nicht aussetzen wollte. Ich werde ihm das Nähere mündlich mittheilen, wenn er, wie wir hoffen und wozu wir ihn herzlich einladen, diese Ferien wieder zu uns

herauf kommt. Seine Freunde haben das Bild gesehen und sind sehr erfreut darüber. An Dich, Deine Gattin und alle Deine Angehörigen das Herzlichste.

An Gustav Heckenast.

NA 20, 369

Ried, am 25. October 1863.

„Aus den Augen, aus dem Sinn." Nie haben Sie vielleicht eine größere Lästerung ausgesprochen. Ich bin gestern 57 Jahre alt geworden; wie viele Jahre einer nur nothdürftig ersprießlichen Geistesthätigkeit stehen mir noch bevor? Ich muß im höchsten Grade mit meiner Zeit geizen. Einen gewissen Abschnitt derselben muß ich, ohne je (außer auf Reisen), um nicht in Zerfahrenheit zu gerathen, eine Ausnahme zuzulassen, meinen Geistesarbeiten widmen, dann ist unerbittlich jene Zeit dem Amte zu weihen, die ihm noth thut, und die nicht an jedem Tage gleich ist, weil sie sich nach den einlangenden Schreib- und anderen Arbeiten, und nach den Menschen richtet, die mich in dieser Hinsicht besuchen. Der Rest ist sonstigen Vorkommnissen und auch Briefen zugewiesen. Da bekommen nun (ich glaube, ich habe es Ihnen schon längst gesagt) gleichgiltige Menschen pünktlich auf Briefe sehr kurze Antworten, liebe Freunde seltener, sehr geliebte Freunde fast nie einen Brief von mir. An sehr geliebte

Freunde will ich eine Menge schreiben, was ich auf dem Herzen habe; aber hiezu kommt fast keine Zeit, einen kurzen Brief fange ich gar nicht an, und so kommt keiner zu Stande. Es ist wirklich nicht zu ändern, ich kann nicht anders. Nur eine Ausnahme besteht. Meine Gattin bekommt lange und viele Briefe von mir, wenn wir getrennt sind, da ist aber immer der Fall, daß ich auf Reisen bin, nicht sie, also ich auch leichter schreibe, als wenn ich zu Hause wäre, so wie ich auch diesen Brief an Sie aus der Stadt Ried im-Innviertel schreibe. Bei wichtigen Anlässen bekommen Sie schon auch Briefe von mir: wenn Sie heirathen, wenn Ihr erstes Kind getauft wird, wenn Sie Bischof werden. Und haben Sie denn nicht schon lange Briefe von mir erhalten? Also! Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der Spruch „Aus den Augen ꝛc. . .“ gar nicht so ernst von Ihnen gemeint war, so schriebe ich Ihnen weder einen langen noch kurzen Brief mehr. Wir wissen beide, wie Sie sind, und lieben Sie vielleicht noch mehr, als viele, die Ihre Freunde sind, und Sie wissen, wie wir sind, und daß Sie ein treues Freundesherz zu uns tragen, wissen wir auch recht gut, daher punktum, und kein „Aus den Augen ꝛc. . .“ mehr.

Da ich von dem frühjährigen, mir so lieben Wienaufenthalte nach Hause kam, wartete mancherlei Ungemach auf mich.

Bei meinen Angehörigen, die die Augen auf mich richten, sind Widerwärtigkeiten und Unglücke eingetreten, die mir wehe thaten.

Einiges konnte durch Auslagen von meiner Seite gut gemacht werden, die ich daher, obwohl sie mir nach einer auslagenreichen Reise höchst ungelegen kamen, doch mit Freuden leistete, und die ich in noch höherem Maße höchst freudig mit Opfern geleistet

hätte, wenn Alles dadurch auszugleichen gewesen wäre. Aber es war nicht, und der Rest mußte eben getragen werden. Daß uns doch die edelsten und liebsten Menschen freiwillig keinen Jammer bereiten, und wir für sie nur leiden, wenn sie krank sind, oder wir sonst ihretwegen in Sorge sind, und daß uns die, die selber nichtig sind, stets die Lebensklarheit verwirren und in Unordnung bringen! — Mündlich einmal mehr. Es ist beinahe, als ob der, welcher Störung des Innern am meisten fürchtet und dem sie auch den meisten Schaden macht, gerade ein größeres Maß zugemessen erhielte.

Im Sommer war ich amtlich eine Zeit in Steyr, dann kamen die heißen Prüfungen, dann hatte ich sechs Tage Ferien und war auf dem Dreisesselberge (ungeheures Labsal in den weiten, breiten Wäldern), dann Amtsverdruß, und jetzt zur Erholung anderer Amtsverdruß in den Bezirken Schärding und Ried. Seit sechsundzwanzig Jahren unserer Ehe zum ersten Male an meinem Geburtstage von der Gattin getrennt, am Abende dieses Tages in einer finstern Kammer sitzend (weil kein anderer Platz da war); aber ich saß gar nicht in der Kammer, sondern, weil es in ihr rauchte, ging ich auf dem Gange auf und ab. Das war vorgestern. Heute ist Sonntag, und ich schreibe diesen Brief in einem sehr schönen sonnigen Zimmer an Sie. — Jetzt wissen Sie meine Lebensgeschichte seit Mai, da ich in Wien war. Meine Gattin hat keine Lebensgeschichte, weil immer Alles bei ihr das Nämliche ist, nur das änderte sich, daß ihre Hand fast ganz gut ist. Sie erhalten diesen Brief morgen, und wenn Sie auf die Westbahn sitzen, und nach Ried zu dem Gastwirthe Huber fahren, so kommen Sie gerade recht, mit mir in das Burgneſt Wildshut zu fahren, wo ein sehr schöner Kachelofen ist.

Was ſich weiter ereignen wird, weiß ich noch nicht, außer daß Sie am 2. November einen kurzen Brief mit Einſchluß von mir erhalten werden. Wären obige Dinge nicht geweſen, ſo wären wir wieder im September ein wenig in Wien geweſen. Im Frühlinge kommen wir mit den Schwalben. Ich weiß nicht einmal, ob in Wien Schwalben ſind. — Spatzen weiß ich. — Vom November bis Frühling bekommen Sie keinen Brief mehr von mir, außer Sie würden im Ernſte Biſchof (dann bekommen Sie auch noch keinen, ſondern uns ſelber). An Sie gedacht und von Ihnen geredet wird ſehr oft bei uns; wir halten Sie für ein Mitglied unſerer Familie. Jetzt muß ich ſchließen, lieber Guſtav, und in Zukunft machen Sie mir keinen Jammer mehr.

Melden Sie an Ihre lieben Angehörigen und an die von uns ſo verehrten Jäger'ſchen tauſend Grüße, und nehmen Sie auch von uns tauſend in Empfang.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 13. November 1863.

Endlich wieder einige Zeilen von Ihnen. Ich beantworte ſie ſogleich. Es trifft ſehr gut mit Székely; ich bin vor Kurzem von einer Amtsreiſe zurück gekommen, und bleibe jetzt eine gute Weile in Linz. Ich werde dem jungen Künſtler ſehr gerne, ſo oft er es bedarf, zu einem Bildniſſe ſitzen. Gebe Gott, daß er es Ihnen zu Dank macht. Angerer hat mich in Wien photographirt, er hat mich auch auf großes Quart gemacht in's Album der Zeitgenoſſen, und meine Freunde ſagen, ich ſei es ſchon wieder nicht. Man ſollte mich conterfeien, wenn ich nichts davon weiß, und eben in einem mich ergreifenden Geſpräche bin. Ich freue mich, Ihren Künſtler kennen zu lernen; denn wenn Sie ein ſo günſtiges Urtheil über ihn ausſprechen, muß er ſehr bedeutend ſein.

Leider habe ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben, daß Sie mir Vorwürfe machen könnten; aber ich hatte immer im Sinne, nach Maróth zu kommen, jedoch das leidige Amt verhinderte es. Auch jetzt kann ich nur dieſe Zeilen ſchreiben; aber ſehr bald ſchicke ich einen Pack Witiko und einen langen Brief, ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen. Warum ſchrieben Sie mir nichts von der Krankheit Ihres Töchterleins?

Bin ich nicht werth, Ihren Kummer mitzutragen? Küſſen Sie beide Kinder in unſeren Namen. Beide lieben wir die Kleinen, als ob ſie zum Theile uns gehörten. Wie freuen wir uns, ſie zu ſehen. Der nächſte Sommer wird uns doch in Maróth ſehen. Über Größe und Art des Bildniſſes werden Sie wohl ſchon mit Sz. geſprochen haben. Ich werde Ihnen über die Malerei ſchreiben.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 10. December 1863.

Ich wollte Ihnen von der Angelegenheit mit Székely zugleich mit einer Sendung des Witiko melden. Die letzte aber verzog ſich einige Tage, weil mehrere Namen nachzutragen waren, mit deren Auffindung ich mich quälte, bis endlich, wie ſchon ſo oft, Freund Kaiſer aushalf, der eine ſehr bedeutende Spürnaſe in dieſen Dingen iſt. Székely, wie Sie von ihm ſchon wohl ſelber wiſſen werden, war da, und hat mich gemalt. Er hat mich in neun Tagen jeden Vormittag wacker ſitzen und ſtehen laſſen, welch' letzteres Schmerz in Rücken und Lenden brachte. Der junge Mann hat mir in ſeinen Phantaſie- und Künſtleranlagen ſo beſonders wohl gefallen, und unſere Geſpräche waren ſo anregender Art, daß ich hoffe, daß dieſes letztere Merkmal in das Bild gekommen

ſein wird, nicht aber die Rücken- und Lendenſchmerzen. Was man an Erregbarkeit der Einbildungskraft, Beweglichkeit des Herzens, Verſtand und feinem Gefühle für Schönheit zum ungewöhnlich bedeutenden Künſtler braucht, ſcheint mir der junge Mann zu haben. Er hat oft (die deutſche Sprache macht ihm hie und da leichte Schwierigkeiten) in faſt kindlicher Art die tiefſinnigſten Sachen geſagt. Ob er Fleiß, Ausdauer, eiſerne Willenskraft habe, was man ebenfalls zum Künſtler nöthig hat, weiß ich nicht; dies ſind Merkmale des Charakters, den man erſt im längeren Umgange kennen lernt. Ich möchte gerne oft mit dieſem Manne zuſammenkommen. Nun das Bild ſelber. Es ſteht bei mir auf der Staffelei, und iſt nun ſchon trocken. Ich möchte nicht gerne ein Urtheil darüber ſchreiben, um dem Ihrigen nicht vorzugreifen, auf das ich ſehr begierig bin. Nur ſo viel: Es iſt weit beſſer als alle bisher von mir gemachten Bilder, aber noch nicht fertig. Der junge Mann ſcheint am Ende geeilt zu haben. Ich dachte mir, wenn er erklärt haben wird, das Bild ſei fertig, wolle ich mit ihm darüber reden; allein eines Tages, da er Morgens malen kam (das Bild wurde in meinem Zimmer gemalt), ſagte er, Abends werde er abreiſen, alſo fiel das Geſpräch von ſelber weg. Wenn Sie und Eliſcher derſelben Meinung ſind wie ich, daß nämlich noch manches der Ausbildung bedürfe, ſo kann ja das der Künſtler in Peſt oder Maróth, wohin ich doch in Bälde kommen werde, mit mehr Muße thun, als er hier hatte und haben konnte, einem großen Werke gegenüber, zu deſſen Ausführung er nach München ging. Er hat die mitgebrachte Leinwand im Malen nicht eingehalten, und das Bild muß auf einen anderen Blindrahmen geſpannt werden.

Er hat ſelber die Grenzen dazu angegeben. Ich werde dies auf meiner Stube unter meiner Leitung thun laſſen, und habe, damit ja kein Schade geſchehe, die völlige Trocknung des Bildes abgewartet. Ich möchte es aber auch im Rahmen ſehen; denn wie eine ſchöne Frau nur im vollen Anzuge, ſo iſt auch ein Bild nur im Rahmen zu beurtheilen. Wenn Sie nicht eine andere Verfügung im Sinne haben, ſo würde ich Ihnen vorſchlagen, daß ich an Bühlmayer in Wien das Maß zum Rahmen ſende, und ihn dort beſtelle. Székely hat ſelber die Form ein wenig gezeichnet, indem er ſagte, der Rahmen müſſe eine gewiſſe Maſſigkeit haben, daß er die Geſtalt hebe. Ich bin ſtehend gemalt im Bruſtbilde und die Arme zeigen an, daß die Geſtalt die Hände auf dem Rücken habe. Ich ſtehe nämlich gerne ſo, wenn ich Wolken, Berge, Gebäude betrachte. Ein zu magerer Rahmen würde die Geſtalt zu ſtark machen. Bühlmayer trifft nach meinen Andeutungen gewiß das Rechte. Er ſendete dann den Rahmen zu mir, ich fügte das Bild ein, ließ es zu meiner und meiner Freunde Betrachtung noch eine kurze Zeit auf der Staffelei, und ſendete es Ihnen dann, bittend, mir ſehr bald über dasſelbe zu ſchreiben. Sagen Sie mir hierüber Ihre Meinung.

Was ich von Witiko ſende, iſt nur der Vorläufer, es wird bald wieder eine Sendung folgen. Leſen Sie die Sache bei Gelegenheit, und möge ſie Ihnen nicht mißfallen. Auch Freund Eliſcher möge mir gütigſt die Fehler angeben, die das Ding hat. In der letzten Leſung können ſie verbeſſert werden.

Über eines muß ich mich beklagen. Ich glaube Ihnen Beweiſe aufrichtiger Liebe gegeben zu haben, und Sie haben mir doch die Krankheit Ihres Töchterchens erſt nach der

Wiedergeneſung angezeigt. Danken wir Gott für die Wiedergeneſung; aber haben Sie mich denn nicht lieb genug, um mir auch einen Antheil an Ihrem Kummer zu gönnen?! Was war es denn für ein Übel? Schreiben Sie uns Näheres. Mögen Ihnen die zwei Kinder noch recht viel Freude machen. Schreiben Sie uns doch auch einmal recht viel über Ihr Thun und Treiben. Was machen die Geſchäfte, wie geht es in Maróth, was thun Ihre Freunde? Haben Sie nichts Bedeutendes in der Kunſt und Literatur erlebt? Unſer Bekannter, Theodor Opitz, der ſich ſo theilnehmend für den Nachſommer gezeigt hat, hat ja Petöfi's Gedichte überſetzt. Sind ſie gut überſetzt? Sie könnten bei dem Verleger, der wahrſcheinlich in Peſt ſein wird, mir etwa die Adreſſe von Opitz verſchaffen, ich habe ihm einmal auf gut Glück einen Dankbrief nach Krakau geſchrieben, den er wahrſcheinlich nicht erhalten hat, weil ich keine Antwort bekommen habe. Seine Gedichte und ſeine Überſetzungen aus Puſchkin haben mir ſehr gefallen. Er hat mir dieſe Werke überſandt.

Kaiſer war vom Hochwalde ſehr entzückt, er wird jetzt gewiß treffliche Zeichnungen liefern. Was er zum Gebetbuche gemacht hat und was Ihnen ſo ſehr gefallen, habe ich nicht geſehen, weil ich abweſend war.

Heute bin ich etwas unwohl in Folge einer durchwachten Nacht. Die Schrift ſagt: Der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Thieres. Ich erbarme mich wohl zu viel. Das Hündchen iſt ein ſehr kleiner Seidenpintſch, iſt immer um die Frau, und der Frau habe ich eigentlich nachtwachen geholfen. Nach dieſem Hunde kommt mir gewiß keiner mehr ins Haus, wenn er einmal ſtirbt; denn wir beide ſind zu närriſch, wenn ein Geſchöpf, das

uns liebt, leidet. Vielleicht eben, weil wir keine Kinder haben. Es ist jetzt bald ein Jahr, daß der andere Hund, den wir hatten, gestorben ist. Die Sache hat einen völligen Sturm in mich gebracht. Ich hatte so viel im Haupte, was ich Ihnen bei Übersendung der Handschrift schreiben wollte, und nun ist mir nichts recht gegenwärtig. Vielleicht ist es dieser Tage besser.

Ich schließe mein heutiges zerrissenes Schreiben mit tausend Versicherungen der innigsten Liebe und Freundschaft von mir und meiner Gattin. Schreiben Sie uns bald und viel. Küssen Sie in unseren Namen die Kinder.

Über das, was mit Sz.'s Bilde geschehen soll, schreiben Sie mir wohl bald.

1864.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Februar 1864.

Lange haben Sie keine Zeile von mir bekommen. Ich war krank. Schon im October hatte ich zeitweilige Mahnungen von Kleinmuth, Ängstlichkeit u. dgl., was ich nicht achtete. November war so so. Im December brach es aus. Der Arzt nannte es einen schleichenden Typhus. Ich weiß es anders: ein Nervenübel war es (ich kenne den Namen nicht). Mein Wesen strebt nach Schaffen in edlen Kreisen, nach Umgang mit höheren und guten Menschen, und nach der großen, schönen Natur. Mein Amt legt mir tausenderlei klägliche Arbeiten auf, die in der Welt nichts verrücken. Es nagt an meinem Herzen, wenn ich die bedeutungslosesten Zeilen schreiben muß, während Reineres, Schöneres im Haupt und Gemüthe drängt. Und doch ist das noch das kleinste Übel. Ein größeres ist schon, daß ich mit so vielen, auf ziemlich tiefer Stufe stehenden Menschen in Verkehr komme. Auch das ist noch zu ertragen, wenn wenigstens Güte vorhanden ist. Ich erlabe mich sogar oft, besonders an dem Lehrstande, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt, und der mir Liebe und Neigung zeigt. Es sind sehr viele sehr achtbare Männer darunter, und auch solche, die sonst Bedeutung haben. Aber wenn zum tiefen Bildungsgrade auch

noch tiefer Stand der Menſchlichkeit kommt, und Bosheit und Selbſtſucht, dann iſt es ſehr bitter, und ich habe ſolche Früchte zu koſten. Das Übelſte aber iſt, wenn von gar ſo vielen Seiten durch Unverſtand, durch Selbſtſucht, durch Bequemlichkeit und Schlendrian, und ich muß noch Wohldienerei hinzu fügen, das Gute und Heilſame gehemmt oder gar vernichtet wird, wenn ſo die äußerſten Anſtrengungen vergeblich werden, das frißt in die tiefſte Seele hinein, und ich habe ſolche Dinge zu erfahren. Unfähigkeit höherer Stellen thut dem wohlmeinenden Manne fürchterlich weh, und weher, wenn noch Hochmuth damit verbunden iſt. Und wo fehlt der Hochmuth, ſobald nur die Unfähigkeit da iſt? Das verlieh mir reichlich das geweſene Unterrichtsminiſterium. Jetzt iſt es da beſſer, in Kreiſen, die mir näher ſind, iſt es aber dafür ſchlechter. So ſammelt ſich Gram und Bitterkeit, und gerade in gefühlvollen Menſchen mehr, und endlich wird eine körperliche Krankheit daraus, und der Arzt ſagt dann: ein ſchleichender Typhus. Und dann ſagen ſie weiter, es iſt nur aus Mangel an Bewegung gekommen. Ich ließ Alles gut ſein. Mein Zuſtand war Angſt, Unruhe, eine furchtbare Scheu vor Erzählungen unangenehmer Dinge oder vor Lärm, und endlich Ergriffenſein der Schleimhäute, daher Ekel vor Speiſen, auf welch' letzteres Ding der Arzt hinwirkte. Ich aber behandelte mich nebenher ſelbſt und zwar durch Ruhe. Ich lag im Bette, es mußte ſtille ſein, ich ſchloß die Augen, und ſchwebte ſo in einem Halbſchlafe immer fort. Als beſte Arznei erhielt ich die tiefſte Liebe meiner Gattin. Sie ſaß unverdroſſen, wenn ich mich auch nicht regte, ſtundenlang bei dem Bette, und wenn ich die Augen öffnete, begegnete ich Ihrem liebevollen Blicke, der mir unſäglich wohl that. Nach einer Zahl von Tagen ſtand ich täglich etwas

auf, und ſah auf die Winterlandſchaft vor meinen Fenſtern und auf den ruhigen Strom mit ſeinen ſchwimmenden Eiskuchen, und dieſes ruhige Anſchauen ſenkte auch Beruhigung in mein Herz. Dann begann ich, mich täglich mit halbkühlem Waſſer am ganzen Körper zu waſchen und mäßige, zimmergymnaſtiſche Bewegungen zu machen. Als Koſt, da ſich wieder etwas Luſt zu Speiſen einſtellte, verſchrieb ich mir Hungerleiden. Zeitungen, Amtsdinge, Erzählungen von Welthändeln durften nicht vor mich. Da ich mich immer mehr fand, griff ich noch zu einem Heilmittel, das alle Heilerfahrenen verdammt hatten, deſſen Labſal bringende Wirkung ich aber recht gut kannte — Dichten. Amtsſchreiberei hätte mich rückfällig gemacht, und das, wovon ſie ſagten, es greife am meiſten die Nerven an, wiegte ſie bei mir in ſelige Wonne — das Dichten. Ich konnte nicht am Witiko arbeiten, da bin ich eben in erſchütternden Auftritten, und ſie fordern Kühnheit und Friſche; aber an die Mappe des Urgroßvaters ging ich (Sie wiſſen, daß die ein eigenes Werk werden ſoll), und ſchrieb ſie mit Benützung des Alten neu. Seit drei Wochen arbeite ich daran, und mein Glaube an dieſe liebevolle Arznei hat mich nicht getäuſcht, mein Herz wußte, was ihm mangelte, und ging zu dem rechten Born, Geſundheit zu trinken. Die Leute würden es nicht begreifen, ſie würden es mir wehren, ſie würden ſagen, ich reibe mich auf, und gegen alles das hatte ich ein Mittel: ich ſagte ihnen nichts. Nur meine Gattin wußte von dieſer Arznei, und ſie wehrte ſie mir nicht. Das Werk ſoll 40 Bogen haben. $5\frac{1}{2}$ Bogen ſind fertig, ich werde ſie Ihnen ſenden, daß Sie dieſelben leſen, ſobald ich ſo weit erſtarkt bin, daß ich die Mappe ſeitwärts legen, und den Witiko beenden kann. Gegen ſo viel naturloſes Zeug unſerer Tage könnte das Ding

faſt eine Perle werden, wenn Gott ſeinen Segen gibt. Geſtern bin ich zum erſten Male in die Luft gegangen, heute wieder eine halbe Stunde. Mein Gemüth iſt wieder heiter, und eine ſeiner erſten Früchte dieſer Brief an Sie. Nehmen Sie die Taube aus der Arche freundlich auf.

Ich wollte Ihnen früher nichts ſchreiben, um Sie nicht zu beunruhigen. In Wiener Blättern ſtand die Nachricht, ich bin froh, daß ſie Ihnen entgangen iſt.

Für mein Bild von Székely habe ich keinen Rahmen beſtellt. Handeln Sie hierin nach Ihrem Ermeſſen. Ich ließ es in meiner Krankheit ſtehen. Jetzt aber werde ich es auf einen andern Blindrahmen ſpannen laſſen, was ſein muß, weil Székely die vorhandene Leinwand nicht eingehalten hat, und werde es Ihnen ſogleich ſchicken. Es haben ſich viele Urtheile geſammelt. Dieſe und das meine werde ich Ihnen ſchreiben, wenn Sie das Bild geſehen haben.

Haben Sie nicht etwa durch Zufall einen Plan von Prag? Wenn, und wenn Sie ſeiner eine Zeit entrathen können, leihen Sie mir ihn. Hier finde ich keinen. Wenn in acht Tagen keiner von Ihnen kommt, ſehe ich es als ein Zeichen an, daß Sie keinen haben, und laſſe mir einen von Prag kommen.

Benachrichtigen Sie Eliſcher von meiner Krankheit, und grüßen Sie ihn auf das Herzlichſte und tauſendmal.

Schreiben Sie mir nun doch auch von ſich. Ich habe Ihre Lage jetzt nie mehr berührt, um Ihnen nicht weh zu thun; aber, Freund, im Herzen habe ich ſie immer getragen.

Meinen Dank für die geſendeten Bücher.

Meine Gattin trägt mir die wärmſten Grüße an Sie und Küſſe an die Kinder auf. Ich ſage von mir das Gleiche.

Leben Sie wohl. Tausendfach Schönes und Herzliches von Ihrem treuen Freunde.

N. S. Ich bin jetzt fast schlank, und wenn das Ding so fortschreitet, ist jetzt meine Heiterkeit klarer und reiner als früher je.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. März 1864.

Heute habe ich mein von Székely gemaltes Bildniß dem Spediteur Hafferl zur Beförderung an Sie übergeben. Die Sache ist dadurch so in's Verschleppen gekommen, weil sich meine Krankheit unzählige Mal verbessert und wieder verschlimmert hat, so daß ich an Allem den Antheil verlor und Alles von Tag zu Tag verschob. Verzeihen Sie dieses gütig und freundlich meinem Körper. Auch vor dem Dichten bekam ich endlich Ekel, und nicht zu ergründen war der Narr von einer Krankheit. Am vergangenen Sonntag Nachts trat, nachdem schon mehrere Nächte bis dahin unbekannte Fieberhitzen stattgefunden hatten, eine außerordentliche Aufregung auf, daß ich fast zu verzweifeln begann. Ich telegraphirte Morgens nach Wien um Dr. Aitenberger, der in Wien mein Hausarzt war, er antwortete, er sei selber unwohl, und so sendete ich hier um Dr. Essenwein, Hausarzt bei Baron Hackelberg. Er untersuchte mich sehr genau, fand alle Organe vollkommen gesund und sagte, das Gangliennervensystem sei wegen geistiger Anstrengung, wegen zu vielen Sitzens und zu

guter Körperernährung verstimmt, und die Krankheitsform ein verlarvtes Wechselfieber. Er sagt, daß die Genesung sehr bald erfolgen werde. Er gefällt mir in seiner Behandlung und in seinem Vorgehen außerordentlich. Es trifft genau ein, was er sagt, und ich fühlte mich heute Nachts schon so heiter und lebenslustig, wie seit mehreren Jahren selbst im gesunden Zustande nicht. Ich schreibe Ihnen das, damit Sie, wenn Sie etwa, da das Telegraphiren hier Aufsehen erregt hat und die Linzer Zeitung von schwerer Krankheit sprach, in einer Zeitung etwas Beunruhigendes lesen, nicht daran glauben. Vielleicht schicke ich Ihnen die 11 Bogen Mappe, die ich geschrieben habe, zum Lesen. Vierzehn Tage darf ich vor der Hand noch kein Papier anrühren. Heute Nachts dichtete ich aber doch schon im Bette. Ich konnte in meiner fröhlichen, gehobenen Stimmung nicht anders. Im Sommer habe ich eine Kleinigkeit für Pustets „Heimgarten" gemacht, weil er mich so plagte. Lesen Sie das Ding, und sagen Sie mir Ihre Meinung, wenn nämlich ein Heimgarten in Pest ist. Die Zeitschrift ist neu, Pustet hat mir weder das Manuscript zurückgeschickt, noch ein gedrucktes Blatt, obwohl ich ihm das Manuscript schon im Frühherbst sendete.

Den Brief, worin ich Ihnen meine Krankheit ankündete, werden Sie wohl erhalten haben.

Schreiben Sie mir doch auch. Ich muß schließen; denn eigentlich sollte ich nach Vertrag 14 Tage kein Papier anrühren, doch diese paar Zeilen werden nicht schaden.

Tausend Liebes und Schönes von uns Beiden.

Im Frühlinge komme ich zum Luftwechsel ein wenig nach Wien. Ich werde es Ihnen anzeigen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 15. April 1864.

Ihnen, der durch viele Jahre her mein beſter Freund geweſen iſt, der mir Stütze meines Lebens geworden iſt, melde ich zuerſt, was mich dieſer Tage her ſo froh und zuverſichtsvoll bewegt. Mein Körper, den ich mißhandelte, und als unbedingtes Werkzeug anſah, das dem Geiſte zu dienen hat, mein Körper, deſſen Mahnungen ich vielleicht ſchon drei bis vier Jahre her verachtete und den ich zu Geiſtesarbeit zwang, die dann doch nicht raſch und fröhlich genug ging, worauf ich ihn noch mehr in's Joch ſpannte, und noch länger darin ließ, dieſer Körper iſt gegen mich aufgeſtanden, und hat, da er lauter ſehr gute Beſtandtheile beſitzt, die, wie jeder Arzt ſagte, der mich unterſuchte, in vollkommen regelmäßigem Zuſtande ſind, ſeine eigene Verjüngung vorgenommen. Er hat ſeit December, in welchem Monate er den Sturm begann, ſein ganzes altes Weſen abgeſtoßen, und ein neues zu erzeugen begonnen. Ich habe ſeit 21. December faſt nichts gegeſſen bis 1. April. Der Arzt erklärt mich für wiedergeneſend, ich eſſe ſeit zehn Tagen mit vielem Hunger, aber mäßig, bin nun ſchlank, bekomme eine geſündere Farbe, und zu Zeiten iſt ſchon ein ſo gehobenes Gefühl von Lebensmuth, Arbeitsluſt, Schöpfungsdrang in mir, wie ich dieſe Dinge ſchon Jahre her nicht mehr gekannt habe, und ich fühle, daß jetzt eine

Woche mehr fördern wird, als früher Monate. Noch darf ich mich aber nicht anstrengen. Selbst die Mappe ließ ich einen Monat ruhen, und sie ruhe noch ein Weilchen. So groß war die Kraft meines mißhandelten Körpers, daß ich nach so langem Fasten doch noch so stark bin, daß ich eine bis 1 1/2 Stunden in meinem Zimmer rasch auf und ab gehen kann, worauf ich erst müde werde. Mein letzter Arzt, in dem mich Gott einen sehr tüchtigen, trefflichen Mann finden ließ, sagte dieser Tage, ich werde nun erst recht gesund und auf eine lange Reihe von Jahren kräftig sein, wenn ich in Zukunft das meide, was die jetzige Umwälzung veranlaßt hat, was ich bei Gott dem Herrn mir heilig vorgenommen habe und halten werde. Wenn es mir nur auch recht bald gelänge, aus diesem Amte mit seinem anklebenden Verdrusse zu kommen. Alles Nähere erzähle ich Ihnen mündlich. Zeigen Sie diese Zeilen Elischer. Er möge mir einige freundliche Worte schreiben. Wie oft dachte ich des lieben Mannes. Im Mai komme ich nach Wien, um auch mit meinem einstigen Hausarzt, dem trefflichen Aitenberger, meine künftige Lebensweise zu besprechen. Ich werde Ihnen den Tag meiner Ankunft anzeigen. Vielleicht können Sie eine nothwendige Wienerreise auch auf diese Zeit verlegen. Am Montage schicke ich Ihnen die 12 Bogen Mappe. Lesen Sie das Ding, und ist hie und da der Schatten der Krankheit sichtbar, so wird er schon bei der zweiten Lesung von meiner Seite verscheucht werden. Haben Sie sonst daran zu tadeln, so schreiben Sie mir erst später, ich bin jetzt noch empfindlich und kränke mich leicht, was nicht sein soll und was schwinden wird. Senden Sie mir aber in 14 Tagen bis drei Wochen die Schrift wieder; denn ehe ich Witiko vollende, werde ich die genesenden Kräfte noch auf die

Mappe anwenden. Nach dem Kapitel „Margarita“ kommt nun erſt der „ſanftmüthige Obriſt“, und anderes. Auch der „Eisfall“ erſt ſpäter. „Euſtach und Chriſtine“ ſind in der Mappe der Studien gar nicht enthalten. Sie werden ſich im zweiten Bande weiter entwickeln. Ich bitte, geben Sie beiliegenden Brief an Opitz. Ich werde, wenn ich ganz kräftig bin, über Petöfi etwas ſchreiben.

Grüßen Sie Eliſcher, Fuchs und wer von mir etwas wiſſen will. Ich muß ſchließen, der Arzt will gar keine Feder noch in meiner Hand ſehen. Ich ſoll luſtig ſein, luſtwandeln und Fröhliches treiben. Wie ſoll ich luſtig ſein ohne Feder? Wie ſoll ich luſtwandeln, wenn es ſtürmt und ſchneit (15 Tage dauerte das ſchlechte Wetter bei uns), und Fröhliches treiben beſteht jetzt bei mir in Eſſen und Trinken.

Leben Sie recht wohl. Gott gebe Ihnen Segen in Ihren Kindern und in allem Ihrem Streben.

Tauſend Schönes von meiner Gattin. Schreiben Sie bald etwas, das mein Herz erheitert, aber nichts Trauriges. Ein Nagel zu meinem jetzigen Geſchicke waren auch die Thränen, die mir Ihr Schickſal erpreßt hat.

Alles Gute und meine beſten Wünſche.

N. S. Fink ſendet mir einen Steindruck Shakeſpeare's nach Geigers Bild. Ich ſehe darin ein Liebeszeichen von Ihnen, und danke Ihnen von Herzen. Die Steinzeichnung ſcheint, ſo weit ich nach kurzem Anblicke urtheilen kann, ſehr gut und kräftig. Nächſtens mehr darüber, wenn auch meine Schreibkräfte mehr ſind.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 26. April 1864.

Mein Befinden blüht von Tag zu Tag mehr auf, wir haben jetzt endlich auch ſchon drei Frühlingstage. Oft (und die Zeiten werden immer länger) habe ich eine ſo klare, ſchaffensfreudige Stimmung, wie ich ſie ſeit vier Jahren her nicht hatte, und faſt fühle ich, daß Aprent, wenn er ſah, wie ich mich, wie die Studenten ſagen, verbüffelte, Recht hatte, wenn er ſagte: „Wenn Sie ſtatt ſechs Stunden eine bei der Schriftſtellerei ſitzen, richten Sie das Sechsfache aus.“

Alles Innige, Herzliche und Freundſchaftliche von mir und meiner Gattin. Gott ſegne Sie und gewähre Ihnen jenes Herzensglück, deſſen Sie ſo würdig ſind. Ich werde dieſen Sommer einen Urlaub nehmen. Vielleicht komme ich nach Maróth; aber immer ſagt mir meine Hoffnung, daß ich Sie noch früher ſehe.

An Franz Roſenberger.

Am 20. Juni 1864.

Heute komme ich mit einer Bitte, die Sie mir durchaus nicht abſchlagen dürfen, weil mein leibliches Wohl und die Hälfte meiner Seele an der Erfüllung derſelben hängt. Vielleicht haben Sie in einem öſterreichiſchen Blatte geleſen, oder iſt auf andere Weiſe der Ruf zu Ihnen gekommen, daß ich in dieſem Winter krank war. Das Übel kam von viel Sitzen und geiſtiger Anſtrengung, und es geſellte ſich eine Grippe dazu, die ſich in alle Schleimhäute fortpflanzte. Im Frühlinge erklärte mich der Arzt als geſund, und wies mich an die ſchöne Jahreszeit. Aber heuer war gar keine ſchöne Jahreszeit. Jetzt befiehlt er, daß ich und meine Frau die heißeſte Zeit in einer hochgelegenen nadelwaldigen Gegend zubringen ſollen; denn auch die Frau war leidend. Wo wäre nun eine nadelwaldige, hochgelegene Gegend, die mir theurer ſein könnte, als die Ihrige? Meine Frau rief gleich aus, als der Arzt ſeinen Rath ſagte: „Nun zum Herrn Roſenberger!“ Im Jahre 1855 hatte ich einen ähnlichen Zuſtand, und bei Ihnen wurde ich geſund und fröhlich. Ich liebe jenes herrliche Thal außerordentlich, und Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin haben mir durch die Vortrefflichkeit Ihres Weſens eine ſolche Zuneigung eingeflößt, daß ich mich kaum irgendwo wohler fühle

als bei Ihnen. Laſſen Sie mich alſo zu Ihnen die Zuflucht nehmen, und geben Sie mir auf einige Wochen Unterkunft. Am liebſten wäre uns die Wohnung ober dem Verkaufsgewölbe, die wir 1855 hatten. Ich kann ſagen, daß mich in den gegenwärtigen Verhältniſſen kaum etwas glücklicher machen würde, als ein zeitweiliger Aufenthalt in jenen Räumen, die mir ſo lieb geworden ſind. Quartieren Sie einen geſunden Gaſt wo immer hin, den geneſenden, der jetzt flehend zu Ihnen kommt, laſſen Sie in ſein liebes Stöcklein ziehen. Es hälfe Ihnen auch gar nichts, mir meine Bitte abzuſchlagen, ich käme doch, und wenn Sie oder das Gaſthaus mich nicht aufnehmen, ſo thue ich Ihnen die Schmach an, und wohne mich in eines der hölzernen Häuſer der Nachbarſchaft ein, oder baue mir eine Hütte aus Tannenreiſern. Da meine Frau gegenwärtig noch Karlsbader Mühlbrunnen trinkt, und das Wetter ſehr rauh iſt (vielleicht haben Sie gar Schlittenbahn), ſo würden wir zwiſchen dem 10. und 15. Juli kommen. Wir gehen nach Paſſau, bleiben dort ein paar Tage, und nehmen dann eine Gelegenheit zu Ihnen. Den Tag unſerer Ankunft würde ich Ihnen noch früher ſchreiben. Und nun, theuerer Freund, ſchreiben Sie mir einige freundliche Worte zurück. Wie ich mich auf Ihren und Ihrer liebenswürdigen Gemahlin Umgang freue, ferner auf die herrliche Luft, das Waſſer, den Wald, das gute Bier (davon ich aber jetzt mäßigen Gebrauch machen muß), den guten Wein, der mir mehr zugeſtanden wird, die Forellen, ein kleines Spiel ꝛc., kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Schon der Gedanke daran macht mich geſund. Wäre meine Frau nicht eben in der Kur begriffen, ſo verließe ich ſie, und käme vorher allein mit Sack und Pack. Sie freut ſich auch ſehr auf den Landaufenthalt und ſagt, ſie wolle nun

nicht mehr den Wald und die Eidechſen ꝛc. fürchten. Möge endlich aber auch einmal ein Sommer kommen.

In der Hoffnung, daß Sie und Ihre lieben Angehörigen geſund und heiter ſind, und mit der Verſicherung der herzlichſten Liebe von mir und meiner Gattin an Sie und Ihre Frau Gemahlin und Ihre Angehörigen ſchließe ich dieſe Zeilen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 1. Juli 1864.

In der Beilage überſende ich Ihnen wieder einige Bogen Mappe, und mit ihnen den Schluß des erſten Bandes. Das Werk erhält mit dem zweiten Bande in gleichem Umfange ſeinen Abſchluß. Sie ſehen, daß ich in der Krankheit thätig war, ſo gut ich konnte. Ihr Schweigen hat mich ſchon ſehr beunruhigt, und ich war vor 14 Tagen ſchon faſt entſchloſſen, plötzlich zu Ihnen nach Peſt zu reiſen, um ſelber zu ſehen, wie es Ihnen denn gehe, und um Ihre Kinder kennen zu lernen; allein da mir der Arzt verordnet hat, zur völligen Stärkung meiner Nerven in einen hochgelegenen Wald zu gehen, der gutes Granitwaſſer zum Trinken und Waſchen hat, weshalb ich alſo zum Herrn Roſenberger in die Lakerhäuſer gehen werde, um dort etwa einige Wochen zuzubringen, ſo habe ich als mein Rentmeiſter müſſen ein Verbot einlegen, weil ich nicht weiß, wie viel Geld ich am Walde werde ausgeben müſſen. Gegen Ende des Auguſt gehe ich wieder

über Paſſau nach Linz, und weil der Fahrpreis zwiſchen Paſſau und Nürnberg nur 7 fl. 9 kr. Silber beträgt, will ich einen Seitenſprung nach Nürnberg machen, das ich noch nicht kenne. Im October, falls es meine Geldkräfte erlauben, komme ich dann zu Ihnen, um Vieles, Vieles zu beſprechen. Sie ſind mir Antwort ſchuldig: 1. Über ſich und die Ihrigen. 2. Wie Ihnen das letztgeſendete Stück Witiko gefallen hat. 3. Was Sie zu meinem Bildniſſe von Székely ſagen. 4. Wie Ihnen das geſendete Stück Mappe gefallen hat; und 5. ob Sie mein Bildniß bei Löffler geſehen haben. Ich hoffe, daß Sie die Mappe, welche ich bis einſchließlich zur 76. Druckſeite geſendet habe, in dieſem Umfange in den Händen haben. Mein Übel iſt gewichen, ich fühle noch einige Mattigkeit und ſtets ſehr vielen Hunger. Bald werde ich mit neuer und noch viel erhöhterer Kraft an Witiko gehen können, deſſen Stocken mir unendlich ſchmerzlich war, ſo daß ich zu jener Zeit, als ich wegen Ergriffenheit der Nerven in Folge des durchgearbeiteten Schleimfiebers ſehr weichherzig war, wiederholt über dieſen Umſtand bitterlich zu weinen angefangen habe. Von der Mappe werden Sie bald einen neuen Pack erhalten. Meine Kraft ſchreitet jetzt ſehr ſchnell vorwärts, Witiko aber berühre ich erſt, wenn ich meiner vollkommen ſicher bin, ich möchte dieſes Werk auf einer gewiſſen Höhe halten. Dann wird es auch raſcher gehen. Schreiben Sie mir doch einmal, mein theuerer Freund. Wenn ich auch an Ihrer Liebe nie zweifelte, ſo wird es mir doch mächtig wohl thun, wenn Sie mir dieſelbe in zwei Zeilen ausdrücken. Möchten Sie ſich körperlich und geiſtig im beſten Wohlſein befinden. Dieſes zu erfahren, würde mir einen großen Theil der erſehnten Kraft geben; ich bin für gute Eindrücke auf eine für mich ſehr wohlthätige Art noch ſehr empfäng-

lich, für böſe auf eine ſehr ſtörende Art. Hätten Sie etwas, das minder angenehm wäre, mitzutheilen, ſo thun ſie es jetzt nicht, ſondern im October, wenn ich bei Ihnen bin. Im Zwiegeſpräche überwindet ſich manches leichter. Schreiben Sie aber doch bald. Oder wie wäre es — kommen Sie mit Ihren zwei Kindern im Juli oder vor 15. Auguſt einmal plötzlich zu mir über Paſſau in den Wald, und bleiben eine Woche oder länger zum Bade in jener herrlichen Luft bei uns. Das wäre eine Freude!! Aber die Erfüllung dieſes Wunſches iſt zu ſchön, als daß ich die geringſte Hoffnung haben ſollte. Freude iſt mir jetzt in langer Zeit nicht zu Theil geworden. Jedoch ich bin ungerecht; meine Gattin hat mir in meinem Übel ſo viel Liebe gezeigt, daß ich dadurch eine — ich kann ſagen — Seligkeit empfand, die ich bisher nicht kannte.

Ich ſende Ihnen hier auch einen Brief von Opitz. Schicken Sie mir ihn ſehr bald zurück; denn ich halte ihn ſehr hoch.

Aus Ungarn habe ich Briefe erhalten, dieſe ſchicke ich Ihnen ein anderes Mal, ich muß ſie erſt beantworten. Sie ſind auch nicht beſonders wichtig. Über die Werke von Opitz, alſo auch über Petöfi, werde ich bald etwas in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen, was Ihnen und ihm Freude [illegible] dürfte. Es gibt in der Kunſt auch Glück. Seine Gedichte kennt man nicht. Das iſt wohl aber auch nur für den Augenblick ſo, die Zeit gleicht aus. Göthe's größte Werke wurden beim Erſcheinen nicht beachtet, und heute ſteht er als der Höchſte da. Es wäre ja ſonſt an der Menſchheit zu verzweifeln. Die gegenwärtigen Menſchen ſind wohl in Hinſicht von Kunſtempfängniß, mit Ausnahme der Geweihten, durchſchnittlich kläglich, ſie ſind in gemeine Genüſſe verſunken. Das kann nicht lange beſtehen; denn die Tyrannei des Geldes

nützt sich am schnellsten ab, und alles, was groß ist, ergrimmt dagegen, und stößt es in seine Erbärmlichkeit zurück. Wenigstens vom deutschen Volke glaube ich es, dasselbe nimmt jetzt einen schönen Schwung, sonst wären wir alle verloren, und die menschliche Verwilderung wäre auf der Erde allgemein. Ich hoffe sogar, daß Englands rohe Stofflichkeit wird gebrochen werden. Die Anfänge zeigen sich.

Wenn Sie mir nach dem 10. d. Mts. schreiben, so machen Sie die Aufschrift nach Klafferstraß über Passau zum Herrn Rosenberger. Ich gehe am 12. dahin ab, und bleibe bis gegen Ende des August.

Mit aller alten unvergänglichen Liebe wünsche ich alles Gute auf Ihr Haupt, und auf die Häupter Ihrer Lieben. Vielleicht kann auch ich Ihnen durch manche Arbeit noch eine kleine Freude machen.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 23. Juli 1864.

Obwohl ich auch auf mein letztes Schreiben vom Anfange dieses Monats, mit welchem ich Ihnen zugleich den Schluß des ersten Bandes der Mappe schickte, keine Antwort erhalten habe, so glaube ich Ihnen doch anzeigen zu müssen, daß ich mich nun endlich bei Rosenberger am Fuße der Dreisessel befinde. Ich fuhr auf der Bahn nach Passau, und von dort den schönen Weg

herein. Ich zeige es Ihnen an, weil ich, obwohl mich Ihr Schweigen schon sehr beunruhigt, doch nicht an eine Abnahme Ihrer Freundschaft gegen mich glauben kann, da ich mir keinen Grund dazu zu denken vermag. Meine treue Gattin begleitete mich hieher. Wir sind heute den zweiten Tag hier, nachdem wir in Passau drei heftige Regentage hatten verwarten müssen. Ich glaube nun bald so kräftig zu sein, daß ich wieder werde an den Witiko gehen können, und da werde ich die Arbeit mit Übersicht des schon fertigen beginnen. Die Zeit, wann Sie mir den Anfang werden schicken können, werde ich Ihnen etwas später angeben. Inzwischen werde ich mit der Mappe fertig. Möge Gott Ihr Wohl so behüten und fördern, als es mein sehnlicher Wunsch ist.

Briefe treffen mich unter der Aufschrift: Stifter bei Herrn Rosenberger in den Lakerhäusern, nächst Breitenberg, über Passau.

An seine Schwägerin.

Lakerhäuser, am 25. Juli 1864.

Erst heute können wir unseren Glückwunsch zu Deinem Namensfeste nachtragen, weil erst heute der Knecht nach Passau fährt. In Passau hat es uns schmählich verregnet. Wir sind erst drei Tage hier, und heute ist die erste Gelegenheit zu einem Briefe. Daß wir Dir alles Gute, Erfreuliche und Glückselige

wünschen, besonders die Wiedererlangung einer festen und dauerhaften Gesundheit, wirst Du uns wohl glauben. Wer soll denn treu aneinander halten, wenn es nicht Geschwister und deren Gatten und Gattinnen thun? Möge Gott Dich in Deinem Gatten und Deinem Kinde recht segnen, und Dir beide sehr lange erhalten. Mögen Deine Eltern noch ein langes, glückliches Alter durchleben. Was sonst im menschlichen Leben vorkommt, wenn man nur in seinem Hause glücklich und gesund ist, kommt wenig in Betracht. Denke manchesmal an uns, und wenn Dein Mann Ruhe findet, besucht uns auf einige Tage. Herrliche Luft, herrliches Wasser, herrliches Bier, herrliche Forellen können wir zusichern; das Wetter ist nicht in unserer Macht, sonst würden wir es anders machen. Einen schönen Tag hatten wir, am Abend desselben ein heftiges Gewitter, dann kalten Regen. Gestern heiterte es sich Mittags aus, heute (10 Uhr) ist es dunstig warm, wer weiß, was der Abend bringt. Mir geht es täglich besser, die Frau hat Kopfsausen und Schwindel; im Hereinfahren war es im zugemachten Wagen sehr heiß, und da der Himmel so drohte, konnten wir ihn nicht zurücklegen. Sage von uns der Frau Kaindl alles Schöne zum Namensfeste, und ihren Angehörigen die besten Grüße. Mit tausend Grüßen an Dich, Deinen Mann und Deine Eltern, so wie mit den besten Wünschen für Deinen Knaben schließe ich dieses Schreiben, weil der Knecht schon wartet.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 28. Auguſt 1864.

Ihr Schreiben vom 11. d. Mts. habe ich hier erhalten. Ich wollte es ſogleich beantworten; aber ich war damit nicht im Reinen, was ich Ihnen für einen Vorſchlag bezüglich der Herausgabe eines meiner Werke machen ſoll. Ich dachte bald ſo, bald ſo. In der letzten Zeit wurde mir auch meine Gattin etwas krank, was hier ſehr unangenehm iſt, da der nächſte verläßliche Arzt ziemlich weit entfernt iſt. Das Übel hat ſich aber jetzt gegeben. Ich glaube auch in Hinſicht eines Werkes den Weg gefunden zu haben, der mir der beſte ſcheint. Wie wäre es, wenn wir ohne Säumen den erſten Band des Witiko erſcheinen ließen? Sollte der zweite und dritte Band nicht zugleich mit dem erſten erſcheinen können, ſo haben wir ja ähnliche Vorgänge in neuerer Zeit auch an anderen Schriftſtellern, die es ebenfalls ſo gemacht haben, und es könnte in einer Vorrede der Grund angegeben werden. Sie müßten mir, wenn Sie mit meinem Vorſchlage einverſtanden ſind, die Handſchrift des Witiko, die Sie jetzt in den Händen haben, ſenden, und ich ginge ſogleich an die Durchſicht. Dieſe Arbeit werde ich jetzt viel leichter verrichten, als die Beendigung des Werkes, und da meine geiſtige Spannkraft ſich hier trotz des entſetzlichen, kalten und naſſen Wetters ſehr gehoben hat, ſo wird, wenn Sie das Bisherige vollendet wieder in

den Händen haben, der Abschluß des ganzen Werkes keine weitere Verzögerung zu erleiden haben. Von der Mappe ist ein Drittheil des zweiten Bandes auch fast fertig; aber da die Mappe so große Ähnlichkeit mit meinen bisherigen Arbeiten hat, so wäre es mir weit lieber, wenn vor der Mappe der Witiko erschiene, mit dem wir vor der Lesewelt in einem neuen Gewande auftreten. Ich glaube, es dürfte Ihnen auch so lieber sein. In drei bis vier Monaten nach Abschluß des Witiko könnte ich Ihnen dann die Mappe vollendet übergeben, und sie könnte sofort erscheinen. Schreiben Sie mir hierüber Ihre Meinung. Es wäre auch nicht unmöglich, daß während des Druckes des ersten und zweiten Bandes des Witiko und während des Stiches zu diesen zwei Bänden auch der dritte fertig würde, wornach dann das ganze Werk auf einmal ausgegeben werden könnte. Ich bitte, schreiben Sie mir hierüber.

Ihr Brief hat mir sehr große, ich kann sagen, eine außerordentliche Freude gemacht; aber es hat mir doch ein wenig wehe gethan, daß, wenn Sie schon einen unangenehmen Punkt in einem Briefe nicht berühren wollten, Sie nicht mit vorläufiger Weglassung dieses Punktes doch Anderes geschrieben haben, das mir in meiner Krankheit wohl gethan hätte. Diese Worte sollen aber nicht sagen, daß ich den Grund Ihres Schweigens nicht ehre, wie ich ihn ja auch geehrt habe, als ich ihn noch nicht kannte, was meine Briefe, die ich Ihnen während meiner Krankheit geschrieben habe, beweisen. Die Verzögerung der Herausgabe des Witiko konnte wohl keinem Menschen schmerzlicher sein als mir selber. Die Aufsuchung des Stoffes hat eine so entsetzliche Zeit in Anspruch genommen, wie ich weitaus vorher nicht gedacht hatte, und absichtlich gestümpert sollte ja doch das Werk nicht

werden. Dagegen aber ergab sich der Vortheil, daß mit Aufsuchung dieses Stoffes zugleich der Stoff zu Wok und Zawesch heraus fiel, da beide derselben Familie und einem Zeitraum von 100 Jahren mit Witiko angehören, so daß also eigentlich an drei Werken gearbeitet wurde. Es lag im Stoffe, daß ich das nicht ändern konnte, ohne Alles zu zersplittern, und eine noch viel größere Zeit, wenn ich eine hätte dadurch ersparen wollen, daß ich die Anmerkungen über Wok und Zawesch nicht heraus zog, für später verschwendet hätte. Dazu kamen in letzterer Zeit noch recht unerquickliche Verhältnisse meines Amtes, das mich an kleine, kurzsichtige und ich kann auch sagen mitunter unedle Menschen schmiedete, was mir oft wie Blei in der Seele lag. Ich beklage tief meine Verhältnisse. Wäre ich unabhängig, so hätte ich vielleicht (oft ist es mir, als empfinde ich es in meiner Seele) weit größere Dinge geleistet, und wenn ich auch tief unter den ersten Größen unseres Volkes stehe, welche durch ihre Schriften Wohlthäter desselben geworden sind, so wäre ich dennoch vielleicht auch ein ähnlicher Wohlthäter geworden. Doch das sollte nicht sein, ich mußte mein Geschick tragen, und mit ihm oft auch meinen Schmerz. Wie oft denke ich an den großen Sternkundigen Kepler, der auch in der Stadt Linz gequält wurde, da er seine Planetengesetze fand, und dem sie jetzt eine Tafel auf sein Wohnhaus und ein Denkmal in seiner Geburtsstadt setzen. Bin ich auch nicht Kepler, kann ich auch so Großes nicht leisten, so habe ich gewiß eines mit ihm gemein, den Schmerz. Nun wurde ich auch noch krank. Mit dieser Krankheit war eine so tiefe körperliche Schwermuth verbunden, daß, wenn ich sie auch zu Zeiten mit meinem Geiste niederkämpfte, sie doch oft so hervorbrach, daß ich in ein Schluchzen gerieth, dessen ich

nicht Herr werden konnte. Und da war es beständig mein Gram, der auch die Krankheit sehr verschlimmerte, daß der Witiko nun ruhen muß. Über diesen Umstand bin ich oft vor meiner Gattin in unwillkürliche heiße Thränen ausgebrochen. Und doch war es unmöglich am Witiko zu arbeiten. Denn mein Geist war ein halbes Kind geworden. Um nun meinen Gram zu lindern, ging ich an die Mappe, die nur eine Umarbeitung war, und deren Vorstellungen mir aus gesunder, kräftiger Zeit geläufig waren, und trotz des Verbotes des Arztes schrieb ich oft, wenn mir auch bei Zittern der Nerven die Buchstaben auf dem Papiere zitterten und so verschwammen, daß ich wieder auf Stunden aussetzen mußte. Was ich für die Krankheit durch Schreiben Übles that, wurde doch wieder dadurch ein Gutes, daß mein Gemüth ruhiger und heiterer wurde und auf den Körper heilsam zurückwirkte. So schleppte ich den Winter hin.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen über das Wesen meiner Krankheit schrieb. Der Arzt sagte, ich hätte schon den Grund zu Nervenverstimmung durch einige Jahre gelegt, indem ich bei kräftiger Nahrung stets geistig thätig war, und schier keine Bewegung machte. Das eigentliche Übel war im Beginne eine Grippe, die ich mir in meinem Amte oft zuzog, wenn ich, der ich bei meiner Körperfülle leicht in Schweiß gerieth, oft aus heißen Schulzimmern in kalte Luft mußte. Die Grippe pflanzte sich in Magen, Gedärme, Gallgänge, kurz, in alle Schleimhäute fort, und es entstand ein nervöses, schleichendes Schleimfieber, durch welches alle Schleimhäute sich neu bilden mußten, welcher Hergang stets sehr langwierig ist, was mir aber verschwiegen wurde. Bei diesem Übel treten nun alle Nervenzustände, die ich durch meine Lebensweise angeregt hatte, mit auf, und da schon durch

das Unterleibsleiden allein sehr drückende Schwermuth und eine quälende Angst hervorgerufen wird, so kam dies bei mir in höherem Maße zum Vorscheine. Meine Gattin hat tief dadurch gelitten. Sie sagt mir, sie habe Kaiser einmal gebeten, er möge Ihnen schreiben, daß Sie mir einmal einige tröstende Zeilen senden möchten. Das Gute dieser Krankheit aber war, daß mit ihr auch das ältere beginnende Übel fort ging. In der Hälfte des April erklärte mich der Arzt, da jede alte und böse Fülle dahin war, für gesund und sagte, ich solle am ersten schönen Tage, aber nur, wenn mindestens 14 Grad Wärme sind, in die Luft gehen. Und ich mußte vier Wochen auf diesen Tag warten; denn stets war es kalt und hatte Regen oder Schnee. Am 13. Mai ging ich zum ersten Male in den Kaindlgarten. Da ich vier Monate schier nichts gegessen hatte, ging die Erholung sehr langsam. Ich miethete ein Stück Garten, und arbeitete täglich in demselben, und hielt mich fast immer in freier Luft auf. Diese Gartenarbeit werde ich für alle Zukunft fortsetzen. Der Arzt verordnete dann den Besuch eines hochgelegenen Nadelwaldes, der Granitwasser hat. Ungemein kaltes und schlechtes Wetter verzögerten die Abreise. Am 21. Juli kam ich hier an, und so übel auch fortan das Wetter ist, so ging die Wiedergenesung doch sehr sichtlich vorwärts. Ich habe jetzt eine bessere Farbe als je, mein Körper ist geschmeidig, alle Thätigkeiten gehen lebhaft und ungestört vor sich, wenn auch das Gemüth, wie es nach Typhus und Unterleibskrankheiten immer in der Wiedergenesung der Fall ist, noch etwas kindisch ist, und die Kräfte zu sehr großen Waldbesteigungen noch nicht hinreichen. Der Aufenthalt in dieser für mich entzückenden Gegend gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Eine engelsgute

Gattin, deren Benehmen in dieſer Krankheit ich nie werde vergelten können, verſüßt mir durch Güte und unwandelbare Liebe dieſen Aufenthalt.

Mit den Bildniſſen Ihrer Kinder haben Sie uns eine ſehr große Freude gemacht. Sie werden in das Buch meiner Gattin kommen, in dem ſie ihre liebſten Menſchen hat. Wir hegen den wärmſten Wunſch, Gott möge Ihnen noch das höchſte Vaterglück erleben laſſen.

Da ich noch im September nach Maróth kommen ſoll, werde ich wohl gar nicht kommen können. Ich muß hier meine Zeit vollenden, und dann dürfte es zu ſpät ſein. Ich werde vielleicht gar nichts weiter genießen, ſondern gleich an Witiko gehen, auch wird der Aufenthalt in Maróth deſto heiterer ſein, wenn Witiko hinter mir liegt.

Über mein Bildniß von Szécſen bin ich nicht ganz Ihrer Meinung. Ich hatte Anfangs eine ſehr große Freude darüber. Es iſt ein ungemein inniges Farbengefühl darinnen. Später aber trat doch hervor, daß an der Zeichnung manches zu wünſchen iſt. Sie müſſen doch noch, ehe Sie ſich zu einem Stiche entſchließen, Löfflers Bild ſehen. Er hat es nach Linz gebracht; aber ich war ſchon fort. Fertig habe ich es auch noch nicht geſehen. Ob es mir gehört, weiß ich nicht. Löffler verkauft auch Bildniſſe an Fremde. Er hat nur den Wunſch ausgeſprochen, mich zu malen, und ich bin ihm einige Male geſeſſen. Es wird davon abhängen, ob das Bild frei iſt, ob es mir durchaus gefällt, und ob ich den Preis bezahlen kann.

Geigers Zeichnung iſt in der Reitergeſtalt ſo herrlich, daß meine Freude darüber unbeſchreiblich war. Das iſt Seelenbildung in epiſchem und geſchichtlichem Ernſte. Hierin hat Geiger ſeines

Gleichen nicht auf Erden. Das Pferd ſcheint mir in den Hinterfüßen einen Zeichnungsfehler zu haben. Ich habe das Bild an Kaiſer geſendet, daß er mir ſein Urtheil ſchreibt, das ich, wenn es ſich eignet, Geiger ſchicken werde. Kaiſer habe ich gebeten, die Zeichnung ſofort an Armann abgehen zu laſſen. An Geiger ſchreibe ich einen Dankſagungsbrief.

Grüßen Sie Eliſcher herzlich, und küſſen Sie in unſerem Namen die lieben Kleinen. Mit tauſend Grüßen von uns beiden Ihr treuer Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 23. September 1864.

Ich habe Ihnen von hier aus bezüglich der Herausgabe des Witiko geſchrieben, und habe Ihnen vorgeſchlagen, den erſten Band Handſchrift an meinen Bruder zur Übermittlung an mich zu ſchicken. Da ich bis jetzt noch keine Antwort von Ihnen und auch von meinem Bruder keine Zuſendung erhalten habe, ſo fange ich an zu fürchten, daß Sie meinen Brief etwa nicht erhalten haben. Von hier geht zur nächſten Poſt nur ein Bote, es iſt zwar nicht bekannt, daß ein Brief verloren worden iſt; aber es iſt doch leichter, daß einer verſtreut wird, da der Bote die Briefe in ſein Haus mitnimmt, und ſie am andern Tage nach Breitenberg auf die Poſt trägt, da er ferner auch öfter ſeine Taſche aufmachen und etwas herausnehmen oder hinein geben

muß. Darum ſchrieb ich Ihnen auch, die Handſchrift an meinen Bruder nach Linz zu ſchicken, und darum werde ich auch dieſer Tage die Hälfte des zweiten (und zugleich letzten) Bandes Mappe, die fertig in meinem Tiſche liegt, in Paſſau an Sie auf die Poſt geben. Ich bin in der Mappe an einem Abſatze, und könnte jetzt ſofort an den Witiko gehen. Ich bitte, ſchreiben Sie doch bald. Nach Nürnberg gehe ich doch nicht. Es iſt faſt anhaltend ſchlechtes Wetter, und um im Regen in einer Stadt zu ſein, achte ich Zeit und Geld zu hoch. Ich denke in der nächſten Woche von hier über Paſſau, wo ich höchſtens zwei Tage bleiben will, nach Linz zurückzukehren.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 23. October 1864.
(Mein Geburtstag.)

Ihr liebes Schreiben vom 28. September fand ich vor einigen Tagen bei meiner Ankunft in Linz, da man es mir in Erwartung meiner baldigen Rückkehr nicht nachgeſchickt hatte. Ich beantworte es im Drange der Dinge, die mich hier empfingen, nur kurz, da ich zu ausführlichem Schreiben, wie mein Herz es wünſchte, nicht Zeit und Stimmung habe, und Sie nicht länger warten laſſen möchte. Tauſend und tauſend herzlichſten und innigſten Dank für dieſes liebevolle Schreiben. Es hat mich erquickt, gehoben und mit Freude erfüllt. Meine Gattin und ich

haben es unter Thränen der Rührung geleſen. Ja, gäbe es nur mehr ſolche edle, gute Menſchen, und träten ſie näher an mich. Doch es iſt ja an einem genug, und ich freue mich deſſen. Und einige andere, die freundlich meiner denken, ſind doch auch hie und da zerſtreut.

Was den Inhalt anbelangt, ſo hat uns Ihre Erkrankung ſehr erſchreckt, und Ihre Wiedergeneſung ſehr erfreut. Schonen Sie doch, liebſter Freund, Ihre Geſundheit, achten Sie bei Erhitzung darauf, daß Sie ſich nicht zu ſchnell abkühlen. Welcher Schmerz und welche Angſt für Alle, die ſie lieben, und darunter ſind wir außer Ihren Angehörigen gewiß die erſten, wenn Sie in eine ſchwere Krankheit verfielen! Achten Sie doch künftig mehr auf ſich, beſonders, da die Jugendjahre, auf die man ſich ſonſt ſtützen konnte, vorüber ſind.

Daß Ihnen Ihre Kinder Freude machen, iſt einer der Lichtblicke unſeres Lebens. Gott ſegne das Gedeihen derſelben, und laſſe Sie beſeligende Früchte erleben. Wie freuen wir uns, die lieben Sproſſen, die wir jetzt im Bilde beſitzen, einmal ſehen und küſſen zu können. Der Himmel wache über ihr Wohl.

Witiko fand ich vor, und ging gleich daran. Ich mache wenig Änderungen, nur hauptſächlich Kürzungen, und Sie werden den erſten Band bald haben. Ich fürchtete mich auf die zweite Leſung dieſes Werkes; aber es gefällt mir doch mehr, als ich mir gedacht habe.

Meine Penſionirungsangelegenheit wollte ich im Sommer 1865 anregen, zu welcher Zeit ich zehn definitive Dienſtjahre habe, denen fünf proviſoriſche voran gingen; aber meine körperlichen Zuſtände nöthigen mich, es jetzt zu thun. Ich ſchreibe morgen und übermorgen an Schmerling, Lewinski und Baum-

Gartner, und gehe nach einigen Tagen nach Wien, um mich diesen Herren vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit werde ich Geiger besuchen, und mit ihm über das Bild zu Witiko II sprechen.

Senden Sie mir nur recht bald wieder einen lieben und tröstenden Brief. Diese Schreiben sind Labsale für mich.

Die Ausstattung des Weihnachtsabendes ist doch besser ausgefallen, als ich gedacht habe. Ich danke für die Sendung herzlich. Wird das Gebetbuch, wozu Kaiser eine so schöne Zeichnung soll gemacht haben, die ich wegen Abwesenheit nicht sah, bald erscheinen?

Hier folgt das versprochene Stück Mappe. Ich zog vor, es doch von Linz zu schicken. Möge Ihnen der emporstrebende Arzt nicht mißfallen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 18. November 1864.

Ich schreibe Ihnen heute nur einen kurzen Geschäftsbrief. Von Tag zu Tag erwartete ich die Bewilligung meiner Urlaubsverlängerung, um dann sogleich auf einige Tage nach Wien zu gehen. Aber bis heute ist diese Bewilligung noch nicht eingetroffen. Ich muß mich nun an Geiger brieflich wenden, daß nicht noch mehr Zeit verloren geht. Da er die Handschrift des Witiko gehabt hat, so wäre es mir freilich am liebsten gewesen, wenn er sich selber einen Stoff ausgelesen hätte. Aber da es nicht so ist,

ſo erlaube ich mir einen Vorſchlag, zu dem ich nach langer Ungewißheit kam, und von dem ich noch nicht genau weiß, ob er zweckmäßig iſt. Da Geiger zum erſten Bande weniger eine Handlung als vielmehr das Weſen der Hauptgeſtalt überhaupt dargeſtellt hat, ſo müßte etwas Ähnliches wohl auch in den zwei folgenden Bänden geſchehen. Unter der Menge Perſonen des Werkes ſind nach Witiko wohl die hervorragendſten Wladiſlaw der II., Herzog von Böhmen (ſpäter König), und Kaiſer Friedrich der Rothbart. Wladiſlaw wäre für den zweiten Band (da er noch Herzog iſt), und Friedrich für den dritten. Das Nähere würde ich Geiger ſchreiben. Laſſen Sie mich ſchnell in ein paar Zeilen wiſſen, ob Sie mit dieſem Plane einverſtanden ſind. Wenn Geiger mit Liebe auf die Sache eingeht, und die zwei Männer in ſolcher epiſcher Würde darſtellt, wie Witiko, ſo wäre eine ſolche Anordnung freilich das Alleredelſte, da hiedurch das Weſen und der Ernſt des Werkes am ſchönſten dargeſtellt werden könnte. Ich bitte, ſchreiben Sie mir bald. Witiko's Durchſicht iſt bis zum letzten Kapitel (dem Schlachtkapitel) vorgerückt. Dieſes iſt, wie ich Ihnen ſchon in Linz ſagte, das ſchlottrigſte Kapitel. Ich hoffe aber doch, in vierzehn Tagen Ihnen das Ganze ſenden zu können. Dieſe letzte Durchſicht war ſehr nothwendig, daß Alles knapper und einfacher wurde. Leſen Sie nach dem Drucke das Ganze noch einmal durch, und Sie werden es ſelber finden. Der Stoff iſt ſo ernſt, daß mir, während ich mich mit der Durchſicht beſchäftigte, wenn ich etwa ins Theater komme, oder in einer neuen Erzählung (in einer guten) leſe, die Dinge völlig kindiſch vorkommen. Möge nur Gottes Segen geben, daß ich in der Geſtaltung des Stoffes nicht zu weit hinter ſeinem Ernſte zurückgeblieben bin. Mühe habe ich

nicht gescheut, und wenn Sie einmal den Stoß Blätter sehen werden, die Abfälle sind, werden Sie staunen, und wenigstens einen Theil der Zeit begreifen, der an diesem Witiko hängt. Ich könnte fast sagen, daß ich dieses Buch mit meinem Herzblute geschrieben habe. Und doch schwebt mir beständig vor, wie es viel besser sein sollte. Eigentlich sollte man sagen: Der Teufel hole das Dichterleben, man hat nur Kreuz und Qual dabei, und kann es nicht lassen, wie geliebte Sünden. Am besten haben es die Dichter, die sehr schnell arbeiten, und denen ihre Arbeit immer sehr gefällt. Glücklich noch obendrein, wenn die Menge auch noch eifrig nach ihrer Kost hascht. Was sagen Sie dazu, wenn ich als Widmung schriebe: Seinen Landsleuten und insbesonders der altehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes in treuer Liebe der Verfasser, und wenn ich ein Exemplar dem böhmischen Landesausschusse und eines dem Prager Gemeinderathe sendete. Ist so etwas gebräuchlich? Schickt es sich? Ich bin in diesen Dingen sehr unwissend. Wenn das Buch gelingt, wird es Böhmen wohl freuen; denn Böhmen hat eine der größten und merkwürdigsten europäischen Geschichten.

Ich muß schließen, leben Sie wohl. Küssen Sie für uns Ihre lieben Kinder, und seien Sie tausendmal gegrüßt. Schreiben Sie bald. Nach Wien gehe ich erst, wenn ich überhaupt gehe, nach Beendigung der Durchsicht.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 6. December 1864.

Heute habe ich die Handſchrift des erſten Bandes Witiko vollendet auf die Poſt gegeben. Dieſer Brief, den ich Abends ſchreibe, geht morgen nach. Da ich keine gleichlautende Abſchrift der Handſchrift habe, und jetzt überhaupt etwas ängſtlich bin, insbeſondere ſeit unlängſt zwei Züge auf der Weſtbahn zuſammen ſtießen und vieles dabei zu Grunde ging, ſo thäten Sie mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir ungeſäumt den Empfang der Handſchrift anzeigten, und wenn Sie, falls das Werk nicht in Peſt gedruckt wird, die Anſtalt träfen, daß mir auch vom Druckorte die Ankunft der Handſchrift daſelbſt ſofort gemeldet würde, und daß man überhaupt mit derſelben während des Setzens ſorgſam umgehe. Wenn Sie die Blätter noch einmal anſehen, ſo werden Sie finden, daß ich eine ſehr ſorgſame letzte Feile angelegt habe. Mehrere Blätter werden Sie umgeſchrieben finden. Ich glaube, daß jetzt Alles knapp iſt und klappt. Den Schluß habe ich neu gemacht. Die Ankunft der Herzogin Gertrud und Dimuts auf dem Schlachtfelde habe ich immer mit einer Art Verdacht betrachtet, als ſei ſie eine Gattung Schauſpielerſtreich. Beide Frauen wiſſen recht gut, daß ſie da nichts zu thun haben, und wären auch wahrſcheinlich von Geſindel, das die Schlacht umſchwärmt,

gefangen oder geplündert worden. Zudem unterbricht ihre Ankunft den Antheil, den m[illegible].n der Schlacht und ihren Folgen nimmt, und überhaupt auch den Ernſt der Lage. Ich habe ſie daher ganz weggelaſſen. Die Herzogin bleibt in Prag, wo ſie auch ſehr nöthig iſt, da ihre Entfernung die Stadt allen Umtrieben offen legen würde, und Dimut kommt nach Prag, ehe die Stadt eingeſchloſſen wird. Ihre Ankunft erfolgt daher zu Anfang des zweiten Bandes. Dafür habe ich beſſer ausgearbeitet, was nach der Schlacht geſchieht, namentlich die Berathung eingeflochten, was weiter zu thun iſt, in Folge welcher Berathung der Rückzug nach Prag beginnt, womit der erſte Band ſchließt. Die Widmung an meine Landsleute und die Stadt Prag habe ich belaſſen, da ſie beſonders Aprent ſehr billigte. Freilich ſollte ich des Belagerungsabſchnittes willen, des erſten im zweiten Bande, dann der Krönung Wladiſlaws als erſten böhmiſchen Königs und anderer Dinge willen nach Prag; denn wenn auch die Stadt anders geworden iſt, ſo iſt doch Berg und Thal geblieben, und Alles würde im Buche Leben gewinnen; aber das hölliſche Geld, das es koſtet, und das ich jetzt in Menge für die Krankheit habe hinauswerfen müſſen! Eine kleine Vorrede finden Sie auch. Wie die Worte der Widmung auf das Blatt vertheilt werden müſſen, und wie ſie im Drucke ausſehen ſollen, werden Sie am beſten einrichten können. Die Correcturbögen müſſen mir wohl zugeſchickt werden. In dieſem Werke mit ſo vielen Namen und ſonſtigen ungewöhnlichen Ausdrücken iſt es nöthiger als je. Ich werde jeden Bogen nur einen Tag bei mir behalten. Andere Verbeſſerungen als die von Druckfehlern werde ich gar nicht machen. Die Handſchrift bitte ich mir nach dem Drucke wieder zurück, weil ich ſie mir aufbewahre. Leſen Sie den Band nach

dem Drucke doch wieder im Fluſſe durch, und ſagen Sie mir den Eindruck. Daß Sie die Sache auch bogenweiſe vorher leſen, iſt mir nicht ganz lieb, Sie werden es ſich aber kaum nehmen laſſen. Jetzt, da die Sache ſo weit iſt, habe ich beinahe eine bittere Sehnſucht, daß der Druck recht bald beginne. Wenn auch unſere Leſewelt jetzt, um mit Schiller zu reden, „elend" geworden iſt, und wenn auf einen künſtleriſchen Leſer tauſend bloße Stoffſreſſer kommen, ſo dürfte doch das Buch Beifall finden, indem es möglich iſt, daß man mir den Schabernack anthut, und auch den Stoff frißt, von dem in dieſem Werke mehr iſt, als in meinen andern. Gott beſſer's.

Sie haben mir auf meine Anfrage über die Zeichnungen zum zweiten und dritten Band noch nicht geantwortet. Da ich, wie ich oben ſagte, ängſtlich bin, ſo kommt mir ſchon öfter der Gedanke, etwa ſind Sie wieder unwohl geworden, oder rückfällig. Beruhigen Sie mich doch bald.

Nun eine andere Frage. Wie wäre es, wenn nach dem erſten Band Witiko ſogleich die Mappe gedruckt würde, da zu ihrer Vollendung ſo wenig mehr fehlt? In wenigen Wochen könnte ſie druckfertig ſein, der erſte Band ſogar noch früher. Auch arbeite ich jetzt an der Mappe noch leichter als am Witiko. Zur letzten Feile des zweiten Bandes Witiko muß ich jeden Falles den erſten Band im Drucke vor mir liegen haben. Es iſt der Zuſammenſtimmung wegen. Schreiben Sie mir doch hierüber.

Mein Urlaub iſt mir auf drei Monate verlängert worden. Was es weiter wird, weiß Gott. Ich hätte Ihnen ſehr viel zu ſagen. Meine Nerven haſſen noch jedes Gewühl, jede Unruhe, jeden Amtsverkehr. Reiſen thäte mir ſehr wohl, aber ich kann es nicht erſchwingen. Nach Nürnberg ging ich von Paſſau nicht,

da es im vergangenen Sommer ewig regnete. So ist auch dieser Wunsch zu Wasser geworden.

Schreiben Sie mir doch öfter, theurer Freund. Ihre Briefe sind mir so lieb, und erheben mir mein Gemüth. Küssen Sie für uns die Kindlein und empfangen Sie die herzlichsten, innigsten Grüße. Grüßen Sie auch Elischer.

An Gustav Hedenast.

Linz, am 17. December 1864.

In meinem ganzen Leben ist mir durch eine Meinung über mich noch nie so Unrecht geschehen, als durch die, welche Sie in Ihrem Briefe vom 10. d. Mts. aussprachen. Erschrecken Sie nicht, ich bin dadurch nicht ergriffen worden, und noch viel weniger erzürnt; denn das Übel, welches geschehen ist, ist durch das schnurgerade Gegentheil von dem veranlaßt worden, dem Sie es zuschrieben. Abgesehen von der durch die Nothwendigkeit ungeheurer Vorarbeiten zu den drei Werken über die Rosenberger bedingten Zeitverwendung, worüber ich Ihnen von den Lakerhäusern aus geschrieben habe, und abgesehen von meiner Sehnsucht, etwas der Hoheit der Dichtkunst nicht Unwürdiges zu erschaffen, war es gerade die Rücksicht für Sie, dem ich so viele Liebe und Freundschaft verdanke, der für mich gethan hat, was Große oder Mächtige dieser Welt hätten thun sollen, war es, sage ich, gerade diese Rücksicht für Sie, die mich ewig an dem Werke feilen,

bohren, grübeln, nergeln ließ, um Ihnen ja etwas zu bringen, das Ihnen eine recht große Freude machen ſollte, wodurch dann freilich ein anderes Übel entſtand, an das ich gar nicht gedacht habe. Meine Gattin hat oft geſagt: „Laſſe die Sache einmal, er hat ſich ja ſchon einmal geäußert, daß ſie ihm ſehr gefällt," worauf ich immer antwortete: „Sie wird ihm dann noch beſſer gefallen, und ſein Urtheil gilt mir ſehr viel." Was ich vom Witiko weggeworfen habe, würde, wenn es gedruckt wäre, ſieben bis acht Bände füllen Ich werde es Ihnen einmal zeigen. Freilich war mir Anfangs dieſe Gattung Arbeit auch weniger geläufig, und machte mehr Änderungen nöthig, als andere Arbeiten; aber mein Wunſch, Ihnen Freude zu machen, blieb immer über Allem herrſchend. Ich ſehe nun allerdings, daß ich in einer andern Richtung gefehlt habe, und den Fehler in Zukunft vermeiden muß; aber bedenken Sie, daß ich eines Theils über die Dinge der Welt anders urtheile als viele Menſchen, und ſie auch, weil ich nicht Zeit hatte mich ihnen zuzuwenden, weniger verſtehe als andere Menſchen, und dann werden Sie meinen Fehler nicht mehr ſo groß finden. Meine Gattin ſagte, ich müſſe ſogleich an Sie ſchreiben, und ich ſelber hatte das Gefühl, daß dies geſchehen müſſe; aber doch ließ ich drei Tage vergehen, um mir mein Gemüth ſo ganz zurecht zu legen, und nun ſchreibe ich einfach die Worte: „Theurer Freund, denken Sie nie mehr, daß ich etwas anderes als die größte Liebe und Freundſchaft für Sie empfinde, und darnach handle Wenn hie und da dem Widerſprechendes aufſcheinen ſollte, ſo iſt es eben nur Schein, der aus meiner Unkenntniß einer Sachlage, oder aus der Verſchiedenheit meiner Anſicht menſchlicher Dinge mit der anderer Menſchen fließt. Sie haben ja eine Reihe von

Briefen von mir, in denen Liebe und Freundſchaft leben muß. Wenn ich auf Sie zu wenig Rückſicht genommen hätte, ſo hätte ich ja in dieſer Zeit etwas anderes gearbeitet, und ich habe es nicht, außer den zwei Bogen, die ich für Puſtet gearbeitet habe, weil er mich überrumpelt hat; denn ſonſt habe ich derlei mir zahlreich zukommende Anſinnen ſtets abgelehnt. Keine Zeile habe ich außer Witiko geſchrieben, kein Bildchen, nicht einmal ſandgroß, gemalt. Erſt, da die Krankheit kam, und ich an Witiko ausſetzen mußte, machte ich mich in der Bitterkeit meines Gefühles, daß Sie nun wieder warten müſſen, an die Mappe, um doch irgend etwas für Sie zu thun. Es iſt wahr, was ich Ihnen einmal ſchrieb, ich habe mich am Witiko, wie die Studenten ſagen, verbüffelt. Die Arbeit am Witiko hat in der That meiner Krankheit einen recht guten Boden vorbereitet. Der Arzt ſagte, ich ſei ſchon krank geweſen, da ich ſo ewig umgeändert habe. Er verbot jede Schriftſtellerarbeit, und ich ging doch zur Mappe. Denken Sie in Zukunft nicht mehr übel von mir, lieber Freund. Sie haben mich ſchon zu lange nicht geſehen, ich muß zu Ihnen kommen, und Sie müſſen mir in die Augen ſchauen, und müſſen bekennen, daß Ehrlichkeit und Freundſchaft für Sie drinnen iſt. Daß Sie die Sache bei ſich trugen, und mir nie einen Vorwurf machten, iſt ſehr zartſinnig, und ich muß Ihnen den größten Dank dafür ausſprechen. Mein theurer Freund! wäre ich ein bloßer Büchermacher, ſo wäre ich vielleicht auch ein reicher Mann.

(Ich werde unterbrochen und kann erſt morgen fortfahren.)

Eine blendende Art der Darſtellung wäre mir wahrſcheinlich gelungen, wenn nun nichts hinter derſelben zu ſein gebraucht hätte, ſo würden die Blätter auch ſchnell gefüllt geweſen ſein,

Bücher nach Büchern wären fertig geworden, und der leichtfertigen Schrift wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen — doch ich muß enden, sonst kommt ein Gefühl der Verachtung gegen mich in mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken weilen konnte. Mir ist das so unmöglich, wie daß die Rose die Brotfrucht trägt. Der Dichter dichtet wie der Vogel singt und die Blume blüht, wenn es auch, wie ich im Nachsommer sagte, in einer Wüste ist. Oft ist Armuth und Unsterblichkeit sein Theil, oft nur die erste. Ich denke gar gerne an Ihr Söhnlein, das vielleicht meiner gedenken wird, wenn ich schon nicht mehr denken kann.

Doch nun zu etwas Anderem.

Ich habe gesagt, Sie müssen mich sehen. Reisen ist jetzt für mich Arznei, ich sehne mich auch sehr darnach. Wahrscheinlich wird ein milder Winter; denn seit mehr als einem Jahre herrschten nördliche Richtungen in dem Luftzuge vor. Die Ausgleichung und Gegenwirkung muß bald folgen, und wenn dies im Winter geschieht, so bringen die südlichen Richtungen milde Lüfte. Wie wäre es, wenn ich mit meinen Arbeiten auf 10 bis 14 Tage zu Ihnen käme? Haben Sie ein stilles Stübchen für mich in Ihrer Wohnung, in welchem ich arbeiten und ausruhen, und aus welchem ich täglich einen großen Spaziergang auf einen Berg (der bei Ofen ist) machen könnte? Dazu geben Sie mir Morgens einen Becher Kaffee, Mittags eine Suppe und ein Stückchen Rindfleisch mit Gemüse (sonst durchaus nichts), viel Wasser mit wenig Wein (Wasser werden Sie elendes und Wein herrlichen haben), Nachmittags einen Becher Himmelbrandthee mit Milch und Abends eine Schale Suppe. Wenig Verkehr mit irgend einem Gewühl, und manchen Plaudertausch mit Ihnen oder

Ihren und meinen Freunden. Kann das sein, so komme ich nach den Feiertagen nach Wien, und in einigen Tagen darauf zu Ihnen. Was kostet die II. Klasse der Bahn von Wien nach Pest? Sie haben einmal gesagt, in Pest meine man, ich sei Ungarn nicht freundlich gesinnt. Dies wäre doch übel, wenn ich käme, und einer oder ein anderer wäre unartig mit mir. Nun, geärgert haben mich die Ungarn schon öfters, und ich habe es auch weidlich ausgesprochen; aber von da bis zur Unfreundschaftlichkeit ist es noch weit. Zankt man ja mit den liebsten Freunden leichter als mit wildfremden Menschen, und wenn mich die Ungarn ärgerten, so war es, weil ich an ihnen Theil nehme, sonst wäre mir ihr Thun gleichgiltig. Ich habe immer dieses Volk für ein Dichtungsvolk gehalten, und habe dies am klarsten in „Brigitta" dargelegt. In dem persönlichen Verkehre könnte ich dann sehr vieles mit Ihnen besprechen, das für das Papier zu weitläufig ist. Darunter ist auch meine Wiener Angelegenheit. Zudem sehne ich mich schon sehr nach Ihren Kindern, ich möchte sie doch einmal gerne sehen. Der Verlauf des Wetters bis 1. Jänner wird wohl zeigen, wie es sich weiter erhoffen läßt. Im Frühlinge möchte ich Prag sehen, und den Sommer im hohen Walde zubringen. Ich fühle jetzt schon bei der Rückkehr meiner Kräfte, daß ich einem besseren, freiern Körperzustande und mithin einem besseren Zustande des Schaffens entgegen gehe, als ich ihn seit vielen Jahren gehabt habe, und diesem Zustande möchte ich durch Waldluft und Waldwasser, die mir ungemein gut thun, eine starke Grundlage für den Rest meines Lebens geben.

Mit Witiko und der Mappe werde ich nach Ihrem Wunsche, den ich einsehe und billig finde, verfahren. Mündlich mehr, und

wenn der Winter zu barſch zum Reiſen werden ſollte, dann ſchriftlich mehr.

Albachs „Stunden der Andacht" habe ich dieſer Tage bei Fink geſehen. Etwas Schöneres als dieſe Titel kann es kaum geben, außer in wirklichen altdeutſchen Sachen. Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mit dieſem Werke auf uns dachten. Wir ſehen ſeiner Ankunft entgegen. Für die Phyſik werde ich thun, was ich kann.

Nun ein herzliches Lebewohl, tauſend Grüße von uns beiden und Küſſe für die Kinder.

An Auguſte Jäger.

Linz, am 21. December 1864.

Ich verſprach Ihnen vor zwei Tagen außerordentlich ſchöne Verſe*), hier ſende ich Ihnen Hausverſe, wie ſie bei uns zu haben ſind. Ich habe keine beſſeren, die Einſchränkung, daß ſie heiterer Art ſein ſollen, und die natürliche Bedingung, daß ſie für Kinder paſſen müſſen, machte die Sache ſchwierig. Die Kinder könnten ſie abwechſelnd ſprechen, dann kommt auf jedes 8 Zeilen mit 60 Sylben, was jedes ſchon lernen kann. Wenn Ihnen dieſe Verſe nicht gefallen, dann müßte ſchon Guſtel, der Hofpoet, aushelfen.

*) Zur goldenen Hochzeit von Friedrich und Thereſia Jäger.

Der Brief an Ihre verehrten Eltern liegt auch bei. Schreiben Sie uns doch die Stunde, in welcher das Fest in Ihrer Wohnung beginnt, daß wir es im Geiste hier mitfeiern können.

Möge diesem Feste noch eine Reihe schöner Jahre für Ihre guten Eltern folgen, und mögen Kinder und Enkel in ungetrübtem Wohlsein diese Jahre begleiten. Gewiß nehmen wir, die wir die hohe Trefflichkeit Ihrer Eltern verehren, den tiefsten Antheil an dieser Feier, so wie an Allem, was sich in Ihrem Hause ereignet.

Grüßen Sie Eduard und Karl recht herzlich, und empfangen Sie unsere innigsten, freundlichsten Grüße.

An H. Schuster stud. jur.

Linz, am 22. December 1864.

Ihr Schreiben vom 10. d. Mts. hat mir viele Freude gemacht, und daß ich es erst heute beantworte, hat seinen Grund darin, daß ich mehrere Schreiben zu beantworten habe, und als noch nicht völlig hergestellt nach einer langen und schleppenden Krankheit nicht viel auf einmal schreiben darf. Wenn meine in früheren Zeiten veröffentlichten Schriften einen freundlichen Eindruck auf Sie machen, so ist mir, da ich diesen Schriften einen großen künstlerischen Werth nicht beilegen kann, dieses in so ferne lieb, als ich glaube, daß ein warmes Herz und ein für Höheres empfänglicher Sinn in denselben liegt, und dies dadurch ersichtlich wird, daß sie auf ähnlich fühlende Menschen, zu denen ich Sie, Ihrem Briefe nach zu urtheilen, rechne, einen guten Eindruck machen. Ich hätte recht gerne recht Großes, Hohes und Außerordentliches geleistet; aber die Kräfte sind eben, wie sie sind, und

niemand kann über sie hinaus. Mehr als die Studien könnte ich Ihnen den Nachsommer empfehlen, eine Erzählung in drei Bänden; aber dieses Werk dürften Sie wohl vor mehreren Jahren nicht lesen, da es eine gereiftere Frucht längeren Lebens ist, und Ihnen sehr vieles darin noch unbekannt sein dürfte. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich Sie in Ihren Ferien kennen gelernt hätte, ich war eben zur Erholung im bairischen Walde an den drei Seffeln, welche Erholung aber der vergangene abscheuliche Sommer sehr sauer machte. Wenn Sie wieder einmal nach Linz kommen, so klopfen Sie an meine Thür, sie wird Ihnen freundlich geöffnet werden. Eine Anempfehlung brauchen Sie nicht, so wie ich es nicht für nöthig gehalten habe, mich um Ihr Wesen erst bei Dr. Haller zu erkundigen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 25. December 1864.

Sie müssen mich für einen undankbaren, abscheulich Menschen halten, da ich Ihnen auf so viele Beweise von Güte und Wohlwollen gegen mich nicht einmal geschrieben habe; aber meine Schuld ist doch nicht so groß, als sie scheint, obwohl sie immer groß genug ist, und ich kaum wagen kann, Ihre Verzeihung zu erhoffen. Es wirkten mehrere Umstände zusammen. Ich hatte Ihnen so viel zu schreiben und zu danken, daß ich immer mit einem großen, langen, sehr innigen und sehr herzlichen Brief an Sie herumging, und der ganz trefflichen Stunde harrte, die würdig, frei und heiter genug wäre, in ihr alles das, was ich mir dachte, auf das Papier zu bringen, und die Stunde kam in

allem dem Gewirre von Amtsgeschäften und widrigen Dingen nicht, und so verging zu meinem Schrecken eine ungeheuere Zeit. Dazu kam noch, daß ich seit Jahren schon in Einem fort nach Prag reise, und von Woche zu Woche, von Monat zu Monat nicht dazu kam. In Prag, dachte ich, werde mein erster Gang zu Ihnen sein, und es werde sich ein recht freundlicher Verkehr ergeben. Und so wurde der Brief nicht fertig, wie die Reise nicht fertig geworden ist. Am 20. December 1863 erkrankte ich plötzlich, und das Übel nahm einen schleppenden, schleichenden Gang in den Schleimhäuten des Magens und der Gedärme an, daß, nachdem nun ein Jahr vorüber ist, erst die sichtliche Wiedergenesung beginnt, in der ich nun begriffen bin. Was Sie dem Gesunden nicht verzeihen könnten, das verzeihen Sie nun dem Halbkranken, ich bitte herzlich.

Sie haben mir so schöne Studien geschickt, Sie haben im Auftrage meines Freundes Heckenast ein so herrliches Mondbild für mich gemalt, daß der größte Dank viel zu arm ist, nur einiger Maßen die Freude auszudrücken, die Sie mir gemacht haben. Hätte ich Ihnen das geschrieben, was ich beim Empfange Ihres Bildes gefühlt habe, was ich dabei gesprochen habe, und wie ich mich seither immer geäußert habe, so hätten Sie etwa nicht zwei Blätter, sondern einen ganzen Band Geschriebenes erhalten. Sie haben mich durch dieses Bild sehr geehrt, daß Sie voraussetzten, ich werde die einfache Herrlichkeit und Zartheit desselben verstehen. Alle Mittel von Gegensätzen in Licht und Dunkel, in Mond- und Feuerbeleuchtung, die bei Mondbildern so gerne vorkommen, sind hier verschmäht, der Gegenstand ist Busch und Wasser, wie er überall in der Welt vorkommt, und in dieses schlichte Kleid haben Sie eine solche Macht des feinsten Gefühles, der mannig-

faltigſten Durchbildung, des Adels und der Würde, des Zaubers und des holden Dichtungsſpieles der Nacht gelegt, daß jedes tiefer empfindende Herz in die Kreiſe dieſes Silbernetzes gezogen wird, und ſich in ihm beſeligt findet. Sie ſind der dichtungsvollſte Landſchafter, den ich jetzt kenne, und mithin, glaube ich, der erſte. Göthe's Worte an den Mond: „Füllest wieder Busch und Thal ſtill mit Nebelglanz" ſind in Ihrem Bilde zu Farben und Linien geworden. Die berühmte Hofſchauſpielerin Rettich, welche, da ſie einmal in Linz als Gaſt war, öfter als alte Freundin in mein Haus kam, ſagte: „Wenn der Mann nicht an der alten Eiche ginge, müßte man die Elfen tanzen ſehen." Ich bedauere nur, hochverehrteſter Künſtler, daß ich nicht ein reicher Mann bin; denn ich ließe Niemanden mehr von Ihnen ein Bild, ich kaufte ſie alle. Und ſo bedauere ich, daß ich nicht in Ihrer Nähe wohnen und wenigſtens Ihre Meiſterwerke entſtehen ſehen, und in ihrem Anſchauen glücklich ſein kann. Ich hoffe, daß in Prag mehrere Ihrer Gemälde ſein werden, und ich gehe zu jedem und ſchaue es an; der Eigenthümer müßte mir nur die Thür weiſen. Sie haben eine Studie, die mir hochdichteriſch erſchien. Vorn ein ſumpfiges Waſſer mit allerlei gemeinem Gezeugs darauf und daran, hinter ihm ein unwirthbares Geſtein und ein armes Häuslein, dann feuchter Tannenwald und darüber ein Himmel voll Wolken. Ich wollte immer an Sie wegen der Ausführung ſchreiben, was das Bild, in der Größe der Heckenaſt'ſchen ausgeführt, ohne Rahmen, den mir Bühlmayer in Wien machen würde, weil mir ſein Geſchmack ſehr zuſagt, koſten würde; aber ich hatte nie den Muth dazu, weiß auch nicht, ob ich die Studie genau beſchrieben habe, daß Sie ſie gleich errathen würden. Wie elend werfen Leute, welche große Summen haben, dieſelben weg, und welche tief-

menſchlichen Freuden könnten ſie dafür haben. Ich habe Ihren zwei Bildern, die bei mir hängen, Stunden zu verdanken, die zu den ſchönſten meines Lebens gehören. Oft ſtelle ich mir das eine oder das andere auf die Staffelei in das beſte Licht, laſſe es Tage und Wochen darauf ſtehen, und ſitze oft davor und freue mich, und liebe Sie dann auch recht wacker, Sie feiner, tief empfindender Künſtler. Ich liebe Sie recht innig und beſchäftige mich ſehr mit Ihnen, wenn ich auch nicht ſchreibe. Es iſt eine meiner Sünden, daß ich oft zu einem Briefe nicht komme, und gerade zu dem nicht, den ich recht lang machen will, und der mir recht breit im Herzen ſitzt. Ich will mich beſſern und jetzt recht oft ſchreiben. Ich bringe mich ſelber um eine Freude; denn es macht mir eine Freude, an Sie zu ſchreiben und Sie meiner Verehrung zu verſichern.

Im erſten Frühlinge 1865, ſo iſt es nun faſt beſchloſſen, komme ich mit meiner Gattin nach Prag und klopfe an Ihre Thür. Sie werden wohl ein freundliches Herein ſagen. Da ich länger in Prag bleiben will, ſo werde ich Sie auch mit einer trockenen Geſchäftsſache plagen, mir einen einfachen, bürgerlichen, reinen und nicht theueren Gaſthof zu ſagen; ich haſſe die ſogenannten Hôtels als die treueſten Abklatſche unſerer dichtungsarmen, prahlenden und leeren Zeit, und ich will auch nicht tauſend Dinge zahlen, die ich gar nicht brauche. Der alte, gemüthliche, großväterliche Gaſthof, in dem man des Wirthes guter Freund und Hausgenoſſe war, und der das Reiſen herzlich machte, kommt ab, wie der Schwager Poſtillon, und man wird auf glänzenden Wagen als Eilgut in ein glänzendes Magazin gefördert. Doch ich komme ins Weite und Breite und ermüde Ihre Geduld.

Daß wir, als uns Ihre Frau Tochter in Linz mit einem Beſuche beehrte, gerade auf unſerem Landaufenthalte im baieriſchen Walde am Fuße des Dreiſeſſelberges waren, und ſie nur unſere Köchin allein zu Hauſe fand, that uns bei unſerer Rückkehr ſehr leid. Wie gerne hätten wir ſie kennen gelernt, und wie ſicher hätte ſie dann berichten können, wie nicht nur ich, ſondern auch meine Gattin Sie verehren und Ihre Bilder in Ehren halten. Wir hoffen in Prag den Beſuch erwiedern zu können.

Ihr photographiſches Bildniß hat uns eine ſehr große Freude gemacht, und es iſt ſogleich in ein Buch zu den uns theueren Perſonen geſtellt worden. Ich kann Ihnen leider nur eine ſehr unvollkommene Photographie von mir ſchicken, es iſt die einzige, die ich habe. Ich erwarte von Angerer in Wien, der mich aufgenommen hat, beſſere, und werde dann eine nachſenden.

Wenn Sie ein Stündchen erübrigen können und mir in einigen Zeilen zurück ſagen, daß Sie mir nicht zürnen, ſo bereiten Sie mir eine große Freude.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 31. December 1864.

Ich muß Ihnen heute ſchon wieder ſchreiben. Ich habe den erſten Bogen von Witiko heute wieder bekommen (er folgt hier zurück) und finde in ihm die Anfangsbuchſtaben der Anredefürwörter wieder klein, wie ſie in meiner Handſchrift ſtehen. Die ß und ck ſind aber geblieben. Beachten Sie alſo das nicht, was ich Ihnen geſtern geſchrieben habe, und bleiben wir nun bei der Schreibweiſe des hier zurückgeſendeten erſten Bogens. Nur eines

muß ich berühren. Ich habe bei der erſten Correctur den Namen Sobeslaw gefunden und habe ihn in Sobĕſlaw verbeſſert (wird geſprochen: Sobjeslaw). Bei der zweiten Correctur finde ich nun wieder Sobeslaw gedruckt. Sollte Ihnen etwa das Lautzeichen ĕ fehlen? Dann fehlen Ihnen wahrſcheinlich noch andere böhmiſche Lautzeichen. Da es nun in Böhmen, wo wahrſcheinlich das Buch am meiſten wird geleſen werden, ſehr unangenehm auffallen müßte, wenn die Namen unrichtig gedruckt wären, ſo dürfte kaum etwas anderes übrig bleiben, als daß Sie die wenigen böhmiſchen Zeichen, die in meinem Buche vorkommen, machen laſſen. Ich ſetze ſie her: Č, č, ě, ř, š, Š, Ž, ž. Dieſe Zeichen ſind durch keine Umſchreibung zu erſetzen, und geben dem böhmiſchen Auge den richtigen Anblick des Wortes, der Deutſche mag ſie dann ausſprechen, wie er will. Ich habe die neue böhmiſche Schreibweiſe genommen, wie ſie Palacky in ſeiner Geſchichte Böhmens hat und rechtfertigt. Es wäre mir leid, wenn unrichtige Wortbilder in dem Buche ſtünden. Ich bitte daher die Sache ſo einzuleiten, daß die Namen gedruckt werden, wie ſie in meiner Handſchrift ſtehen. Beiſpiele: Čech wird faſt geſprochen wie Tſchech. Letzteres Wortbild aber thut ſelbſt mir, dem Nichtböhmen, ſehr weh, wenn ich es in neuer Zeit in deutſchen Zeitungen ſehe, wie erſt dem Böhmen. Es darf doch auch im Deutſchen der italieniſche Name Giobbe nicht Dſchiobbe geſchrieben werden.

Přemyſl klingt zwiſchen Pſchremyſl und Prſchemyſl, iſt alſo mit deutſchen Zeichen gar nicht zu geben.

Ich bitte, ſehen Sie den Anfang zum erſten Bande Palackys nach.

1865.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. Jänner 1865.

Ihr Schreiben vom 6. d. M. habe ich am 6. erhalten (Sie haben sich im Tage geirrt) und beantworte sogleich Einiges. Daß durch die Nothwendigkeit der Nachschaffung einiger Lautzeichen für böhmische Namen der Satz des Witiko unterbrochen werden muß, thut mir leid. Ich hätte die Sache vorher sehen und Sie lange vor Beginn des Satzes darauf aufmerksam machen sollen, allein ich habe ganz und gar nicht darauf gedacht, da mir das einzelne Gewerbsmäßige des Setzens doch ferne liegt. Ich hoffe, da der Zeichen sehr wenige sind, daß die Unterbrechung nicht lange dauern wird. Ich habe das Namensverzeichniß zum Witiko durchgegangen, und finde keinen Namen, in dem ein ä vorkäme, es müßte entweder das deutsche á sein oder das Zeichen ˝ gehört zu einem andern Buchstaben. Die Böhmen haben gar kein ä, sondern nur ein á, welches das lange a bedeutet. Die Zeichen, welche ich Ihnen angegeben habe, genügen. Daß übrigens die Buchstaben deutsch sein müssen und nur die Zeichen über sich haben, versteht sich wohl von selber. Hier hat man mir zugemuthet, ich wolle die böhmischen Namen mit lateinischen Lettern

gedruckt haben, was mir nie zu Sinn kam, weil es eben ein Unsinn wäre. Wir drucken im Deutschen ja alle fremden Namen in deutschen Lettern. Das Buch „Stunden der Andacht" habe ich erhalten und meinte auch den Dank in einem früheren Briefe ausgesprochen zu haben. An Geiger schreibe ich übermorgen ein Drängeschreiben, ich hoffe, daß er auf eine sehr freundliche Bitte Rücksicht nehmen wird. Fragen übrigens auch Sie in kurzen Zeiträumen ein paar Male bei ihm schriftlich an.

Tausend Schönes. Über Anderes im nächsten Briefe.

An August Piepenhagen.

Linz, am 15. Jänner 1865.

Ihr Schreiben vom 12. d. M. habe ich heute erhalten und beantworte es sogleich. Es hat mir eine sehr große Freude gemacht. Ihre freundliche und gütige Gesinnung gegen mich thut mir außerordentlich wohl, da Sie im vollen Rechte gewesen wären, wenn Sie in Folge meines langen Schweigens an mir irre geworden wären. Es that mir um so wohler, als ich trotz des Unrechtes, das ich gegen Sie beging, doch empfand, daß ich Ihr Wohlwollen verdiente, nicht meiner guten Eigenschaften willen, die sind unbedeutend und eitel Flickwerk, sondern der Verehrung wegen, die ich gegen Sie immer als Künstler empfand, der Achtung und, ich kann sagen, der Liebe willen, die in mir für Sie entstand, weil Sie als Künstler so fühlen, wie Sie eben

fühlen. Ihr Schreiben zeigte Sie mir auch als Menschen liebenswürdig, was ich zwar immer wußte, denn sonst läge nicht das Herz in Ihren Arbeiten, das darinnen liegt; was mir aber doch lieb war, auf dem Papier bestätigt in den Händen zu haben. Daß Sie selber mit Ihren Werken nicht zufrieden sind, ist natürlich, kann gar nicht anders sein, und ich habe mir es auch gar nicht anders gedacht. Nur die Mittelmäßigkeit und die vollkommene Schwäche sind mit sich zufrieden. Je höher der Künstler strebt, besonders wenn er mit dem Herzen strebt, und der echte Künstler strebt stets mit dem Herzen, desto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, sei's Landschaft, sei's Menschenseele, dieses Empfinden gestaltet sich in ihm zum Ideale, und je größer er selber wird, desto größer ist sein Ideal, darum kann er es nie erreichen, weil es mit seinem Wachsen selber immer wächst. Und hätte er es einmal erreicht, so hätte sein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr, wonach er noch streben sollte. Es hat aber bei dem großen Künstler keine Gefahr, der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden sind, dann haben sie wahrscheinlich Ihr erstes schlechtes Bild gemalt. Das Streben des Künstlers ist es ja auch, wodurch er sich offenbart; je reiner, gefühlvoller, von Menschenhoheit durchdrungener es ist, desto mehr entzückt er uns; denn der Mensch ist's, der dem Menschen am holdesten ins Herz spricht. Wie könnte uns denn eine gemalte Landschaft so sehr gefallen, die doch, und wenn sie die beste der Welt ist, tausendmal schlechter ist, als die Natur, warum kaufen wir uns denn gemalte Landschaften, und laufen ihnen in Bildersammlungen und zu Künstlern nach, wenn wir dafür nur die bessere Natur selber zu betrachten brauchten? Der Mensch, der die Landschaft gemalt hat, ist es, den wir

verehren und lieben, und je mehr wir dies vermögen, d. h. je mehr er Herz in sein Bild gelegt hat, desto mehr Freude empfinden wir. Darum ist auch der Stoff so gleichgiltig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armuth des Innern die allergrößten Stoffe auf, und wird auch alle Male von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heischt. Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt. Wenn es Ihnen einen Trost gibt, Genossen Ihres Leides zu haben, so nenne ich mich gleich einen solchen; ich bin nie mit meinen Arbeiten zufrieden, und oft recht ärgerlich darüber. Und doch ist es mir ein Trost; denn eben darum können sie nicht ganz schlecht sein, weil ein Streben in ihnen ist, und dies endlich doch von den Gleichgesinnten erkannt wird.

Wenn Sie mir Skizzen zum Ansehen schicken wollen, so freut es mich sehr, ich sehne mich schon dem Tage entgegen, der sie bringen wird. Darum senden Sie sie bald. Ich werde mich vor die Staffelei setzen, und sie vor meinen Augen vorübergehen lassen, und freue mich schon auf die Freude, die ich haben werde. Gott gab mir Gefühl für die Natur, und Sie bringen die Natur von ihrer seelenvollsten Seite. Das werden Ihnen schon Mehrere gesagt haben, und das kann nur der nicht sagen, der die Seele der Natur nicht kennt, sondern nur Steine, Gras und Baumnadeln. Diese sind zwar die Mehrzahl, aber sie wiegen nichts, und was wäre denn der Künstler, wenn ihn gleich jeder Narr verstände? Ich werde die Bilder Freunden zeigen, und Ihnen dann darüber mein Gefühl schreiben. Packen Sie doch auch jene Skizze dazu, von der Sie glauben, daß ich über ihre Ausführung geschrieben habe. Und wenn Sie unter mehreren im Zweifel

ſind, ſo legen Sie alle bei, und bezeichnen Sie dieſelben auf der Rückſeite mit einem St.

Ich bin begierig, ob ich mich ſo ausgedrückt habe, daß Sie das Blatt erkannt haben. Jedenfalls kann durch meinen Vorſchlag ein möglicher Irrthum verhütet werden. Wenn ich wieder einmal nach Wien gehe, werde ich es Ihnen melden und Sie dann bitten, mir ein Päckchen Skizzen mitzugeben. Ich habe dort viele Freunde und Bekannte, denn ich war zweiundzwanzig Jahre in Wien, und unter dieſen ſind Manche, die Sinn und Liebe ſo wie Verſtändniß für die Kunſt haben, und Künſtlern auch Beſchäftigung geben. Der Dichter weiß ſein Buch in vielen Händen, und darunter können ſehr würdige ſein; der Maler gibt ſein Werk einem Einzigen, und dieſer kann es vielleicht nicht verſtehen, — dann aber iſt er meiſt eitel, zeigt Vielen ſeine Bilder, nnd da kommen nun die rechten Augen zum Anſchauen des rechten Bildes.

Mich freut es, daß ſich Ihr Unwohlſein wieder gehoben hat, mögen Sie geſund und heiter wieder an Ihrem Schaffen ſein.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. Jänner 1865.

Ich beantworte Ihre beiden Briefe mit diesem einen. Axmanns Stich kann ich eigentlich nicht eingehend beurtheilen, da mir die Handzeichnung nicht vorliegt. Der Stich, so trefflich er im Ganzen ist, macht mir nicht so sehr einen Geschichtseindruck, wie die Zeichnung ihn [illegible] acht hat. Ich hätte ihn strenger gewünscht. Das ist nun nicht mehr zu machen. Wäre ich in Wien, so hätte ich mit Axmann vorher geredet, und seine Meisterhand, die auch in diesem Stiche nicht zu verkennen ist, würde das hervorgebracht haben, was ich meine. Jetzt ist mir die Sache ein wenig zu almanachmäßig. Die Augen von Mann und Pferd sind mir ein wenig zu starr. Das läßt sich vielleicht ändern, ich werde es Axmann schreiben. Der Brief an ihn geht mit diesem Schreiben morgen gleichzeitig ab.

An Geiger habe ich geschrieben und erwarte stündlich eine Antwort. Ich habe ihm die Sache sehr an das Herz gelegt. Sollte in einigen Tagen keine Antwort erfolgen, so schreibe ich wieder. Auf meinen letzten Brief an ihn ist eine Antwort nöthig.

Was die Namenszeichen im Witiko anlangt, so darf ein r gar nicht vorkommen, es gibt nur das r und ŕ: aber zu meinem Schreck habe ich selber in der Handschrift den Fehler gemacht. Der Stammvater hieß Wrš, und um die Abkömmlinge (böhmisch

Wrš̄owece) deutſch zu bezeichnen, ſchrieb ich die Wrſe, und es kamen mir die zwei Punkte auf das r, was ich dann immerfort that. Wo in der Handſchrift Wr̄ſe ſteht, muß es heißen Wrše. Das š̄ habe ich Ihnen als Lautzeichen angegeben, und Sie werden es haben. Es wird in Diwiš̄ vorkommen und in Libuš̄a ꝛc. Da Sie mir nur die Bogen 3, 4, 5 ankündigen und nicht auch 1 und 2, ſo bitte ich, in den von mir korrigirten Bögen 1 und 2 nachzuſehen; in beiden kommen auch ſchon Čechennamen vor, ganz gewiß der Name Sobēſlaw, der dort Sobeslaw gedruckt iſt, was ich ausſtrich. Wenn noch was immer in der Handſchrift ſtehen ſollte, ſo läßt ſich Alles mit den von mir angegebenen Zeichen abmachen. Es könnte ſein, daß ich öfter das ˙ mit ¨ verwechſelt hätte. Das wird ſich in der Korrektur ſchon machen.

Zum zweiten Bande Witiko muß noch ein Kapitel des dritten gezogen werden, ſonſt wäre zwei zu dünn und drei zu dick. Ich kann Ihnen erſt etwa drei Wochen nach Erſcheinen des erſten den zweiten einhändigen; denn das letzte Durchleſen des zweiten, wie ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben habe, kann nur mit I in der Hand geſchehen, da jeden Augenblick nachzuſehen iſt, daß ſich nichts widerſpricht, daß ſich alles bezieht, und daß alles fließt. Ich habe keine Abſchrift von I in den Händen, wie ich Ihnen auch ſchon geſchrieben habe. Die Bogen 3, 4, 5 kann ich nicht auf einmal umgehend zurückſchicken, da ich drei Bogen in einem Tage wohl leſen, aber nicht korrigiren kann. Ich beſtimme als längſte Zeit für jeden Bogen einen Tag. Vielleicht kann ich die Sache auch kürzer machen. 5 habe ich zudem noch gar nicht hier gehabt. Meine letzte Sendung war am 3. Jänner der vierte Bogen.

Meine Reiſe nach Peſt ſchiebe ich auf, ich traue dem Wetter

doch nicht recht, es schlägt bei uns jetzt gar so sehr um. Etwa benütze ich die bessere Zeit mehr nach auswärts, vielleicht muß ich die Sache auch für heuer ganz aufgeben, denn im Frühlinge muß ich nach Prag, selbst wegen Witiko II. muß ich schon hin, und dann besonders des Zaweſch und Wok willen. Ich werde vielleicht vierzehn Tage in Prag bleiben müſſen, und da muß ich meine Kreuzer sehr zusammen halten. Sobald es mir möglich ist, komme ich zu Ihnen; denn ich hätte fast unendlich viel mit Ihnen zu reden.

Heute muß ich schließen, es ist Abends und ich habe auch noch den Brief an Armann zu schreiben.

An Joseph Armann.

Linz, am 17. Jänner 1865.

Heckenast hat mir einen Probedruck des Witiko von Dir gesendet, und ich soll Dir etwas darüber schreiben. Das ist nun sehr schwer, reden läßt sich über eine solche Sache, aber nicht leicht schreiben, weil da der Brief unendlich lang werden müßte. Zudem müßte zum Vergleichen auch die Zeichnung vorliegen, und selbst da noch ist es mit dem Schreiben eine Höllensache, derlei muß in Rede und Gegenrede abgemacht werden. Daß Deine Hand eine Meisterhand geblieben ist, sehe ich auch in diesem Stiche wieder. Ich hätte ihn nur im Ganzen strenger gewünscht, gewissermaßen historisch. Die Zeichnung machte mir eben einen

ſehr epiſchen Eindruck. Aber wie geſagt, ich kann über die Überſetzung nicht urtheilen, wenn die Handzeichnung fehlt. Das Einzige, was ich ſage, iſt: Dürften denn des Jünglings Augen nicht ein wenig weicher zu machen ſein? Natürlich, wenn Du einverſtanden biſt und wenn es geht. Würde dem Stiche nicht ein Tondruck ſehr wohl thun? Ich weiß aber nicht, ob das auf einem Titelblatte geht. Ich habe an Geiger wegen der Zeichnungen zu II und III des Witiko geſchrieben, und für II den jungen Herzog von Böhmen „Wladislaw“ vorgeſchlagen, und für III den Kaiſer Rothbart, da er noch jung war. Ich habe Geiger ſehr um Beſchleunigung gebeten und harre ſtündlich der Antwort. Die Zeichnungen können ſehr dankbar ausfallen. Aus Geigers Hand gewiß. Den Abdruck ſchicke ich nicht mit, Du wirſt ohnehin gleiche in der Hand haben. Nimm für dieſe Arbeit meinen innigſten und herzlichſten Dank.

Ich bin jetzt ſchon über ein Jahr nicht mehr geſund, im Winter 1864 war ich ſehr krank (Schleimfieber, ſchleichend und ſchleppend, oder Eingeweide-Katarrh), wurde im Sommer bei Roſenberger, wo ich mit der Frau ein Vierteljahr war, viel beſſer und rückte langſam der Geneſung entgegen. Den nächſten Sommer werde ich in den Lakerhäuſern in den Zimmern verleben, wo Du und Ferdinand mit mir ſchlieſet. Komme mit Sack und Pack auch hinauf, oder Ferdinand ſoll kommen. Grüße von uns beiden Deine liebe Gattin recht herzlich, ſo auch Ferdinand, und wenn Du ihr ſchreibſt, die Frau Katharina. Dich grüßen wir eben ſo.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 31. Jänner 1865.

Ich habe dieſer Tage den beiliegenden Brief erhalten, und ſende ihn an Sie. Der Gräfin ſchreibe ich zugleich zurück, daß ich nicht Eigenthümer der fraglichen Erzählung bin, ſondern daß Sie es ſind, und daß ſie ſich daher um Ihre Einwilligung zum Abdrucke des Weihnachtsabendes in einem Jugendalbum bewerben müſſe. Ob ſich das mit Ihrem Geſchäftsbetriebe vereint, kann ich nicht beurtheilen, da ich mich nie um derlei Angelegenheiten bekümmert habe. Sollte, was ich kaum vermuthe, Ihre Verlagshandlung vom Geſchäftsſtandpunkte aus keinen Anſtand nehmen, ſo mache ich als Verfaſſer auch keinen, nur da ich die Benützung dieſes Geiſteserzeugniſſes Ihnen allein verkauft habe, ſo müſſe ich, wenn eine andere Buchhandlung Nutzen aus dem Erzeugniſſe ziehen will, die Bedingung eines Honorars für mich ſtellen, das die Buchhandlung Lechner ſelber vorſchlagen möge; denn ich ſei bei meinem Lebensunterhalte auf den Ertrag meiner Geiſtesarbeiten zum großen Theile angewieſen. Nur wenn meine Verlagshandlung (Sie) für Überlaſſung der Erzählung zum fraglichen Abdrucke von Lechner ein Entgelt bedingt, wozu ſie das Recht hat, ſo iſt von meiner Seite kein weiteres Recht vorhanden, und ich mache gegen den Abdruck keine Einwendung und für ihn keine Forderung.

So ſchreibe ich. Ich kenne jenes Album nicht, glaube aber, daß Sie, indem Sie eben dieſe Erzählung jetzt abgeſondert herausgegeben haben, ſich nicht ſelber abſichtlich einen Geſchäftsnebenbuhler damit machen werden. Ich habe aber der Bittſtellerin gegenüber die Verpflichtung zu antworten, und muß daher auch dieſe Sache Ihnen anzeigen.

Tauſend Gutes und Schönes von uns beiden an Sie und Ihre lieben Kinder.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 21. Februar 1865.

Ich ſende Ihnen wieder einen Brief der Gräfin Baudiſſin. Ich mußte ihr antworten, daß ich unter ſo bewandten Umſtänden, da andere Schriftſteller gratis den Druck in ihrem Jugendalbum von Erzeugniſſen, die ſchon anderwärts gedruckt ſind, zulaſſen, ich es für meine Perſon auch zulaſſe. Das Verlagseigenthum gebührt aber Ihnen, und ſie möge ſich deshalb an Sie wenden. Thun Sie, wenn Sie von ihr ein Schreiben bekommen, was Sie für ſich als das Beſte erachten.

In Witiko 2 bin ich tief, muß aber doch das Ganze noch durchleſen, wenn ich 1 einmal gedruckt vorliegen habe. Ich habe zahlreiche Randzeichen, die auf 1 zurückverlangen.

Axmann hat mir die Stiche zu Witiko ſammt Geigers Zeichnung geſchickt. Ich bin jetzt ſehr mit Axmann zufrieden.

Weit das schönste Blatt ist das mit dem gelben Tondrucke. Ob es für das Buch geht, kann ich natürlich nicht beurtheilen.

Hat denn Geiger noch immer nichts gesendet?

Ich muß heute schließen, weil die Zeit gar so drängt. Nächstens mehr.

Gott nehme Sie und Ihre lieben Kindlein in seinen besten Schutz, denken Sie freundlich unser, die wir sehr, sehr oft von Ihnen sprechen. Tausend Grüße. Schreiben Sie doch auch einmal.

Ich lese jetzt den Nachsommer, und er gefällt mir weit mehr als die Studien, wenn ich auch bei einer neuen Auflage manches ein wenig ändern und manches kürzen würde.

An Marianne von Buhlers.

Linz, am 22. Februar 1865.

Erst heute kann ich wegen Drang vieler Dinge Ihr Schreiben vom 1. d. M. beantworten. Sie entschuldigen gewiß die Verzögerung, insbesondere da ich auch von einem langen Unwohlsein noch nicht völlig genesen.

Was Ihre Frage anbelangt, ob denn aus dem Reisenden und Marie in den „Schwestern" ein Paar geworden, kann ich Ihnen keine entscheidende Antwort geben; ich habe alle die Leute persönlich gar nicht gekannt, und es lebt auch gar niemand auf der Welt und hat niemand gelebt, der sie persönlich gekannt

hätte, also kann ich auch gar niemanden fragen. Für meinen Theil hege ich die feste Überzeugung, daß der starke Muth Mariens sie in frisches Leben weiter geführt hat, und daß der Mann, mit dem sie so viele Geistesverwandtschaft hat, endlich ihr Gemahl geworden ist. Wenn diese Überzeugung Ihre Neugierde ein wenig beruhigen kann, so theilen Sie dieselbe mit mir.

Was eine Handschrift Lenau's betrifft, kann ich Ihnen noch weniger helfen als mit Mariens Heirath. Lenau und ich waren wohl persönliche Freunde, aber unsere gelegentlichen Abwesenheiten von Wien, wo wir lebten, waren so kurz, daß wir uns nie schrieben, so daß ich nicht eine Zeile von Lenau besitze. Ich kann Ihnen also gegenwärtig, so gerne ich es thäte, in dieser Angelegenheit nicht dienen. Komme ich einmal nach Wien, will ich mich bei meinen und Lenau's Freunden umthun, ob ich für Sie einige Buchstaben auftreiben kann, die er geschrieben hat, und sie Ihnen senden.

Ich danke Ihnen herzlich für das, was Sie über mich schreiben, und wünsche Ihnen eine sehr lange, sehr heitere, sehr beglückende Zukunft.

An Joseph Ugmann.

Linz, am 5. März 1865.

Verzeihe, daß ich erst heute auf Deine Sendung antworte. Ich habe Deinen Stich mehreren Kunstfreunden gezeigt, und das verzögerte die Sache. An Heckenast habe ich schon vor längerer Zeit geschrieben, und ihm gesagt, daß mir die Drucke auf Ton am besten gefallen. Ich hoffe daher, daß die Platte schon längst im Drucke sein wird. Du hast mir mit dem Stiche der herrlichen Zeichnung Geigers eine große Freude gemacht, ich sah erst, wie trefflich der Stich ist, da ich ihn mit der Zeichnung selber verglich. Ich habe gar keine Ausstellung zu machen. Wenn der Schatten am Bauche des Pferdes unterhalb des Sattels ein wenig dunkler ist als in der Zeichnung, so rechne ich das gar nicht als Fehler an. Es könnte eben so gut in der Zeichnung so sein, ohne daß sie deshalb schlechter wäre. Auch alle andern, die den Stich sahen, sind damit sehr zufrieden, und machen keine Ausstellung. Ich danke Dir vom Grunde des Herzens für dieses Werk zu meinem Buche, es wird eine große Zierde desselben sein. Du machtest mir eine Freude, wenn ich einige Abdrücke von dieser Reitergestalt haben könnte. Die drei, welche Du mir geschickt hast, sende ich Dir natürlicher Weise nicht mehr zurück, sondern nur die Zeichnung Geigers. Gott erhalte Dich noch lange, daß Du uns noch manchen edlen Kunst-

genuß bereiten könnteſt. Wenn nur Geiger bald die zwei andern Zeichnungen lieferte. Ich werde ihm doch nächſtens wieder ſchreiben.

Du wünſcheſt mir baldige Geneſung; ich bin ſchon fünfmal geneſen und habe mich jedesmal wieder durch Eſſen zurückgeſchlagen. Jetzt aber habe ich eine ſtrenge, grauſame Koſt gegen mich ſelber feſtgeſetzt, weiche nicht von derſelben, ſie thut mir ſehr gut, und ich ſchreite vorwärts. Ich eſſe äußerſt wenig, aber ſechsmal des Tages. Der Hunger aber iſt ſo entſetzlich, daß ich ſechsmal mehr möchte als die ſechsmal. Der Brief des Großherzogs von Weimar, deſſen Du erwähnſt, hat mir und meiner Frau große Freude gemacht. Es iſt ſo ſelten, daß ſich große Herren um die Kunſt und Künſtler bekümmern, obwohl es nichts größeres Irdiſches gibt, als die Kunſt. Wer ſie ehrt, ehrt ſich ſelbſt, und ein freundliches Wort eines hohen Mannes ſelbſt an einen unbedeutenden Dichter wie ich, iſt eine ſchöne That eines ſolchen Mannes.

Lebe wohl, wir grüßen Dich beide herzlich, ſo wie auch Deine gute Gattin.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 16. März 1865.

Da ich zu dem neulich erwähnten Abſatze im Witiko gekommen bin, ſo ſchreibe ich Ihnen den dort verſprochenen Brief. Er beginnt mit einigen Trübſeligkeiten. Da ich den Plan hatte, ein paar Winterwochen bei Ihnen in Peſt zuzubringen, fühlte ich mich außer einigen Nervenergriffenheiten, die mich noch in der Ausübung meines Amtes hinderten, ſo fortſchreitend in meinem körperlichen Befinden, daß ich über alle Schwierigkeiten zu ſein meinte. Es kam aber anders. Im Jänner meldete ſich ein altes Übel, das ich vielleicht ſchon eine Reihe von Jahren hatte, ohne daß es mich beläſtigte. Jetzt, da der Körper in einer Umwandlung war, will es auch ſeinen Verlauf haben. In der Leber, ſagt der Arzt, ſei veraltete Galle, welche mir Beſchwerden und insbeſonders Schwermuth des Gemüthes macht. Die Erſcheinungen meiner früheren Krankheit ſind verſchwunden, die der jetzigen ſind da, und machen mir oft niederdrückende Pein der Stimmung, obwohl körperliche Schmerzen gar nicht da ſind, außer der Unbequemlichkeit, daß ich immer Hunger habe, daß mir das Eſſen ſchmeckt wie nie, und daß ich, wenn die Verdauung in den Unterleib kommt, Aufregung und Unruhe habe, weshalb ich nur ſehr wenig auf einmal eſſen darf. Der Arzt ſagt, ich müſſe im erſten Frühlinge Karlsbad gebrauchen, und werde vollkommen

von diesem meinem Leberleiden geheilt werden. Zu meiner und zur Beruhigung meiner Gattin und meiner Freunde werde ich aber im Anfange Aprils auf 3—4 Tage nach Wien gehen, und mich auch von Oppolzer und Aitenberger, der in Wien mein Hausarzt war, untersuchen lassen. Den Ausspruch bringe ich an meinen hiesigen Arzt, und dann gehe ich auf der Westbahn und der Pilsner Zweigbahn über Pilsen nach Karlsbad; denn es ist wohl kein Zweifel, daß die Wiener Ärzte dasselbe Bad anrathen werden. Gebe Gott, daß ich diese ängstliche Geschichte los bekomme. Nach Karlsbad muß ich Prag besuchen. Die Durchsicht und Überarbeitung des Belagerungsabschnittes zu Beginn des zweiten Bandes des Witiko hat mir diese Nothwendigkeit auf das Härteste in die Augen gerückt. Es ist da Alles so unbestimmt, so allgemein, daß es nicht lebt und daher erkältet. Ich muß die Stadt und die Gegend sehen, daß ich Alles genau bezeichnen und mit der Feder malen kann, dann wird die Schilderung warm, wahr und lebend werden. Der Anfang des zweiten Bandes würde zu sehr von dem ersten Bande abstehen. Ich kann Ihnen daher die Handschrift des zweiten Bandes erst im Juni einhändigen. Zugleich werde ich in Prag die nöthigen Ortsanmerkungen für Zaweſch machen, weshalb ich doch 8—10 Tage in Prag bleiben muß. Dann gehe ich auf der Pilsner Bahn nach Passau, und von da in meine geliebten Lakerhäuser, wo ich den Sommer zubringen will. Und bin ich dann frisch und heiter, so stelle ich mich im October in Maróth vor. Nun kommt aber der Schmerz. Ich kann thun, wie ich will, ich bringe das Geld nicht auf. Nur diese bittere Noth zwingt mir die Bitte auf, die ich sonst im Hinblicke auf alle Verhältnisse nicht gethan hätte. Können Sie mir 200 fl. außer unserem laufenden Geschäfte für Karlsbad

zuwenden? Wenn ja: so senden Sie mir gütigst selbe Anfangs Mai oder im halben Mai nach Karlsbad (wenn ich nämlich dort bin, sonst fällt meine Bitte weg); wenn nein: so melden Sie mir es einfach ohne alle Auseinandersetzung, die mich sehr aufregen würde, und die ich, da ich Ihre Freundschaft kenne, auch gar nicht bedarf. Ich kann ein Anlehen, das ich nicht durch Arbeit, sondern bar zurückzahlen muß, nicht machen, weil ich eben der Rückzahlung nicht sicher bin, da ich jeden Gulden, den ich haben werde, nach dem Karlsbader Aufenthalte auf lange Zeit hin bitterlich brauchen werde. Die Winterrechnung des Arztes läuft schon wieder über 100 fl. hinauf. Meine theure Gattin, die mein Sonnenschein und mein Engel in diesem Krankenjahre war, wird mit mir gehen. Man kann mich tadeln: aber wenn ich 14 Tage im Badeorte wäre, und das geliebte Angesicht, das meine Arznei und mein Trost war, nicht sähe, würde ich bei meiner gegenwärtigen Stimmung verzweifeln. Daß ich gegen Sie, wenn auch in der allerbesten Absicht, gefehlt habe, da Witiko immer nicht fertig wurde, habe ich erkannt und Ihnen gesagt. Es wird nicht wieder so kommen, und Zaweſch haben Sie ganz gewiß im Laufe des zweiten Jahres nach Empfang des dritten Bandes Witiko und der Mappe, welche gleich nach dem dritten Bande kommen wird, in den Händen. In meiner Lade ist auch noch manches, was noch mein Eigenthum ist, und sehr leicht druckfähig gemacht werden kann. Sende der Himmel nur Ruhe und Heiterkeit.

Ich wollte Ihnen auch in diesem Briefe über meine amtliche Stellung schreiben; aber es würde zu weitläufig, ich muß es mir auf den nächsten sparen, da die Stunde, in der ich ins Bett gehe, schon ziemlich lange geschlagen hat. Ich warte in dieser

Angelegenheit auch die Wirkung des Witiko ab. Überhaupt ist die Sache so zart, daß ich sie Ihnen am liebsten mündlich mittheilen möchte.

Sehr erheitert hat es mich, daß mir der Setzer im letzten Bogen des Witiko, für dessen Umänderung ich Ihnen auf das Herzlichste danke, in die uralte böhmische Geschichte das funkelnagelneue Wort „Wühlen" gesetzt hat, und der alte Bolemil spricht vom „Wählen"! Er hat immer das Wählen der Herzoge verdammt, und verdammt es da wieder.

Senden Sie doch eines der Exemplare, um die ich Sie gebeten habe, an Uhl, den Herausgeber des Botschafters, er hat mir auch seine „Theaterprinzessin" zugeschickt. Dafür senden Sie mir um dieses Exemplar weniger hieher. Ich bitte, vergessen Sie die Sache nicht, ich werde sie an Uhl melden.

Ich lese jetzt den Nachsommer, und zwar zum ersten Male als Leser. Es sind hie und da Längen, die geändert werden müssen. Das Buch macht mir aber auch den Eindruck, wie Opitz schreibt, daß ihm ein Leser nicht hätte fehlen sollen: Göthe. Ich weiß es zuverlässig: Ihr Sohn wird die Früchte dieses Buches ernten, es hat eine Zukunft, weil es für das gegenwärtige Geschlecht zu tief ist, und erst reifen muß, es hat gewisser eine Zukunft als Alles, was ich früher geschrieben habe. Ich erlabe mich jetzt an dem Reinen, das in ihm ist.

Leben Sie recht wohl. Tausend Grüße von mir und meiner Gattin. Küssen Sie für uns die Kleinen.

An Franz Rosenberger.

Linz, am 17. März 1865.

Sie und Ihre Frau Gemahlin haben mir und meiner Frau bei unserer letzten Anwesenheit in Passau die freundliche Zusicherung gegeben, daß wir wieder in Ihrem Hause in den Lakerhäusern anklopfen dürfen und daß „herein" gesagt werden wird. Ich bin in der Lage, Sie für heuer um die gütige Erfüllung dieses Versprechens recht freundschaftlich bitten zu müssen. Mein Arzt hat mir zur völligen Beseitigung meines Unterleibsleidens für den Frühling Karlsbad verordnet, und dann dringend geboten, den hochgelegenen Wald, der mir im vorigen wenn auch noch so schlechten Sommer so wohl gethan hat, wieder aufzusuchen, und dort die reine Luft und das herrliche Wasser als Nachkur zu gebrauchen. Ich werde nach der Hälfte des April nach Passau kommen, dort einen Tag bleiben, dann fahre ich, meine Frau begleitet mich, nach Regensburg, dort bleibe ich wieder einen Tag, dann fahren wir nach Pilsen, und von dort am andern Tage nach Karlsbad. Die Kur wird also am 24—26. April beginnen und bis gegen Ende Mai dauern. Dann wollen wir auf einige Tage nach Prag gehen, dann auf einige Tage nach Nürnberg, dann kommen wir nach Passau, und wenn Sie unserer Bitte geneigt sind, so gehen wir dann von Passau in die geliebten Lakerhäuser. Geben Sie mir auf die schöne

Sommerzeit wieder das Ladenſtöcklein, ich bitte Sie auf das Freundſchaftlichſte darum. Sie können keine Ahnung haben, wie groß der Dienſt iſt, den Sie mir erweiſen. Leidende ſind kindiſch, und meine ganze Seele hängt an dieſer Gegend. Wenn ich irgendwo völlig geneſe, ſo iſt es dort. Als ich im vorigen Herbſte nach Linz kam, fühlte ich mich beinahe unglücklich, und wie in einem Kerker. Ich will Ihnen zeitlebens dankbar ſein; aber Sie dürfen mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. Ich erſuche Sie auch dringend, einen Miethzins nach dem Gebrauche auszuſprechen, ich werde ihn bereitwillig entrichten, und wir werden auf ſolche Weiſe viel beruhigteren Herzens das freundliche Ladenſtöcklein bewohnen. Ich zähle jetzt im Geiſte ſchon die Tage, die noch verfließen müſſen, bis ich wieder auf der ſteinernen Bank in der Sonne ſitze, und mich an der herrlichen Ausſicht erlabe. Nach langem Krankſein weiß man erſt, was Geſundheit iſt, und verlangt ängſtlich dahin, wo man ſie wieder ganz zu gewinnen hofft. Der Winter war völlig troſtlos, ſtets Nebel oder Dunſt oder doch Wolken. Die Sonnenſtrahlen hätte man leicht faſt zählen können. Selbſt wenn es regnete oder ſchneite, ſo geſchah es neblig oder dunſtig. Ich bin täglich über den Freinberg gegangen; aber Alles war ſo düſter und traurig, und es lag ſchwer wie Blei auf der Gegend. Ihre Frau Gemahlin hat mir verboten, ihr ferner Roſen zu geben. Das laſſe ich mir nicht verbieten, ſo wenig, wie der Dieb das Stehlen. Die Freude, Ihnen oder den Ihrigen ein Vergnügen zu machen, darf mir nicht geraubt werden, und da ich ein Blumenfreund bin, und Sie Gärten haben, ſo müſſen Sie wohl manchesmal eine Blume von mir nehmen. Ich werde Ihrer Frau Gemahlin ſogar einen Cactus mit ſehr ſchönen violetten und weißen Stacheln nach Paſſau bringen.

Auch in die Lakerhäuser sende ich im April vier Rosenbäumchen. Mit dem hiesigen Chemiker Apotheker Vielgut habe ich abgeschlossen, daß er das Wasser an Ihrem Waldhause untersucht. Er wird im Sommer Gefäße schicken, daß sie gefüllt, geschlossen, und zur Zerlegung des Wassers nach Linz gesendet werden. Er braucht zwischen 20 und 30 Maß. Ich hoffe, er wird in dem Wasser gar nichts finden, als nur das Wasser. Da ich im Herbste nach Linz kam, ekelte es mich vor dem hiesigen Wasser durch Wochen hindurch. Ich konnte es nur mit etwas Wein trinken.

Ich schließe meinen Brief mit tausend Grüßen an Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. April 1865.

Herzlichen Dank für Ihren letzten lieben Brief. Als Antwort bringe ich zum Beginne dieses Schreibens etwas vor, das ich schon Jahre im Herzen trage, und es nicht an das Tageslicht treten ließ, weil mich die klägliche Rücksicht band, daß es nicht den Anschein gewinne, als wollte ich durch das, was ich jetzt sagen will, unser geschäftliches Verhältniß beeinflussen. Aber immer mehr sah ich, daß diese Rücksicht wirklich eine klägliche ist. Warum sollte durch sie das Schönste, was der Mensch für das Menschenherz nach der ehelichen und Geschwisterliebe hat, getrübt werden, die Freundschaft? In meiner Krankheit ist mir dies erst

recht klar geworden. Sie haben ſich als meinen beſten und treueſten Freund bewährt, ich bin der Ihrige ſtets geweſen, und habe Ihnen geſagt, daß ich Sie nach meiner Gattin nebſt meinen Geſchwiſtern am meiſten liebe. Geben wir uns alſo für die Spanne Leben, die wir noch haben, das brüderliche Du. Ich habe dieſe zwei Buchſtaben in meiner Jugend verſchleudert, jetzt ſind ſie mir koſtbar, und habe ich ſie Geiger angeboten als Freund und Kunſtgenoſſen, ſo ſind ſie gegen Sie noch gebotener, da ſie mir in der Freundſchaft näher ſtehen. Laſſen Sie in unſer Band die zwei Buchſtaben weben, in das Band unſerer Freundſchaft, nicht des Geſchäftes. Und weil ich weiß, Sie werden das Wörtlein nicht verſchmähen, ſo ſtehe es ſchon in dieſem Briefe.

Sei alſo mit dieſem Worte zum erſtenmal gegrüßt, Du mein liebſter, beſter Freund!

Nun zum Witiko. Ich will Dir in Allem und Allem gefällig ſein, und werde in meinen Arbeiten in Zukunft es doppelt ſein, und Dir keinen Kummer mehr machen. Schmerzlich iſt es mir, daß ſich die Sache doch jetzt [illegible]er verzögern wird, als Du meinſt. Wenn ich vor drei Wochen nach Erſcheinen des erſten Bandes die Handſchrift des zweiten zu übergeben verſprach, wußte ich manches nicht. Ich habe jetzt zu Anfang April den erſten Band in den Händen. Gerade in dieſen April fällt meine Reiſe zu einem Arzte nach Wien, und das kann ich nicht verſchieben, und in dieſen April fällt auch meine Reiſe nach Karlsbad, die ich nur in Abſätzen machen kann, und die ebenfalls ſo früh, als der Himmel es zuläßt, ſein muß, damit ich dann ſo bald als möglich in meinen geliebten und mir ſo dringend gerathenen Wald komme. Alſo werden wohl noch ein paar Wochen über das gewollte Ziel hinaus gehen. Sehr ſchmerzlich iſt es mir

aber, wenn ich die Schrift in den Druck geben soll, ehe ich Prag gesehen habe. Dies ist mir nach dem Lesen des ersten und zweiten Bandes erst recht eindringlich klar geworden. Und gerade in die ersten Bogen des zweiten Bandes muß meine Anschauung von Prag kommen. Ich habe ungemeine Geduld, Zeit, Gesundheit und Arbeit in das Werk gesetzt, und jetzt soll ich geflissentlich und wissentlich Schlechteres in demselben stehen lassen, als stehen könnte! Drei Wochen dürften in Karlsbad genügen (ein Wiener Arzt, Dr. und Professor Braun, den der Erzherzog Joseph zum Wochenbette seiner Gemahlin hieher rief, versicherte mir es), wenn das Wetter, wie es doch endlich muß, schön wird, beginne ich die Kur noch im April, gehe dann nach ihrer Vollendung nach Prag, verbessere die ersten Bogen dort noch, und sende sie Dir gleich. Vielleicht ist die Verzögerung nur klein. Ist es Dir so recht? Ich habe trotz meines Leidens, das sehr drückend ist und schwermüthig macht (es soll nach Braun Magenkatarrh sein, der im Weichen begriffen ist, und den ich mißhandelt habe, die Leberergriffenheit soll sehr gering und nur Folge sein), sehr fleißig in II gearbeitet, und den größten Theil neu geschrieben, Du wirst das Knappere und Strengere und Würdigere der Gestaltung darin schon finden. Der Schluß (5 Bogen) wird die meiste Arbeit kosten; aber indessen können die andern 16—17 Bogen gesetzt werden. Schreibe mir darüber einige tröstliche Worte, ich bedarf sie bei den mancherlei Sorgen, die mich quälen.

Geigers Zeichnung*) hat mir unsägliche Freude gemacht. Trotz der Meinung, die ich hege, daß die Gestalt die gehobene Hand nicht deutlich sprechend genug hält, und daß sie das Gewand,

*) Wladislaw zum zweiten Bande des Witiko.

ſtatt zierlich wie eine Frau, mit der Fauſt der andern Hand halten ſollte, glaube ich, daß dieſe Zeichnung ein Meiſterwerk höchſten Ranges iſt. Sie übertrifft den reitenden Witiko weit. Sie hat mich faſt erſchüttert. Ich werde ihm ſchreiben, daß er jetzt, wo er im Zuge iſt, ſogleich den Rothbart macht. Alle drei Bilder ſollten von dem gleichen Geiſte beſeelt ſein. Ich warte täglich zur Wiener Reiſe auf beſſeres Wetter, aber vergeblich; darum ſende ich morgen die Zeichnung an Armann. Du biſt doch nicht in dem fürchterlichen Schneewetter von Peſt abgereiſt? Wir hatten viel Angſt um Dich.

Kennſt Du das Buch: „Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit in Vorleſungen von K. Barthel, Braunſchweig, Leibrock 1855“, vierte Auflage? Ich leſe es jetzt, und es macht mir viele Freude. Ohne ſtreng wiſſenſchaftlich zu ſein, iſt es ſo rein, geſund, körnig, wahr und menſchlich, daß es einen erquickt. Oft ſpricht er mir aus der innerſten Seele. Wie hoch ſteht dieſes ſchlichte Buch über ſo vielen, die ſich auf's Äußerſte wiſſenſchaftlich geberden. Er iſt mir ſehr günſtig, und kennt doch nur die Studien; denn er iſt bereits lange todt. Dieſem Manne hätten meine ſpäteren Arbeiten beſſer als die meiner Jugend gefallen. Leſe das Buch.

Ich ſchließe. Gott erhalte Dir die Geſundheit, und Du pflege ſie Dir. Sie iſt etwas Köſtliches. Ich mache jetzt manchesmal, wenn ich Morgens nach 6 Uhr 1½ Stunden im Zimmer mit der Cigarre auf und ab gehen muß, Verſe. Vielleicht ſende ich Dir einmal etwas. Meine Nachmittagsſpaziergänge im Freien ſind aber zu zerſtreuend. In den Lakerhäuſern wird es beſſer ſein.

Gute Nacht. Grüße Wigand herzlich. Wir wünſchen Dir alles Liebe und Gute.

An Joseph Axmann.

Linz, am 4. April 1865.

Hier folgt ein Meisterwerk Geigers. Versenke Dich hinein und übersetze es sehr gut. Es ist Wladislaw II., Herzog von Böhmen. Er ist später König geworden. Heckenast wird Dir wohl die Größe der Platte schon angegeben haben, zu der das Bild kleiner photographirt werden muß. Ich wollte das Bild selber nach Wien bringen, reise aber erst, wenn man dem Wetter sehr trauen kann.

Tausend Schönes von uns an Euch alle.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 19. April 1865.

Gestern bin ich in Wien angekommen. Ich wohne im Stern auf der Brandstatt. Ein Brief von Dir trifft mich bis Samstag hier. Wenn Du später schreibst, so mache die Adresse wie gewöhnlich nach Linz, von dort werden mir Briefe nach meiner Abreise nachgeschickt. Meine Reise nach Karlsbad ist nun festgestellt. Ich werde dort Anfangs Mai eintreffen. Von dort werde ich Dir den Ausspruch der hiesigen Ärzte und den des Karlsbader Arztes

melden. Übrigens beſſere ich mich jetzt wieder mit Rieſenſchritten. Mein Arzt in Linz ſagt aber, daß ich, ſelbſt wenn ich mich vollkommen geſund fühlte, doch zur völligen Vorbeugung jedes künftigen Anſtandes und zur Wegſchaffung aller Urſachen zu Unterleibsſtörungen Karlsbad gebrauchen müſſe. Dein Brief aus Leipzig hat mich ſeines herzlichen Inhaltes willen ſehr erfreut; aber es hat das Unglück, das Dich in Deinen Verwandten dort heimgeſucht, mich und meine Frau ſehr erſchüttert, man müßte bei ſolchen Schlägen, wenn man nicht an eine höhere Weltordnung glaubte, die Alles wieder ausgleichen muß und wird, völlig verzweifeln. Möge Deine Nichte, deren Benehmen Angeſichts des bevorſtehenden Todes ihres Gatten Du als ſo trefflich ſchilderſt, im Vertrauen auf Gott, der Alles wohl macht, ihren endlichen Troſt finden, und Dir wird er dann auch nicht fehlen. Ich kann Dir heute nicht mehreres ſchreiben, da meine Zeit hier ſehr gemeſſen iſt. Den Büchern von Witiko ſehe ich mit größter Sehnſucht entgegen. Aprent hat die Aushängebogen geleſen, und wird Dir darüber ſchreiben. Er meint, Du ſollteſt ungeſäumt eine gute böhmiſche Überſetzung des Buches veranlaſſen, ehe Dir jemand vielleicht mit einer ſchlechten zuvorkommt. Die Gründe wirſt Du in ſeinem Briefe finden. Schreibe mir doch dann darüber.

Gott ſegne Dich und die Deinigen, wir grüßen Dich herzlich.

Wie immer Dein treuer Freund.

N. S. Mit dieſen ſteifen Stahlfedern hier ſchreibe ich ſo ſchwer, daß ich Dir auch deshalb kaum einen langen Brief zu ſchreiben Luſt hätte. Witiko ſchrieb ich mit herrlichen Schwanenkielfedern. Ich vergaß, Kiele mitzunehmen. Von Karlsbad erhältſt Du Ausführliches. Gott mit Dir.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 25. April 1865.

Ich bin am Sonntage wieder von Wien nach Linz zurück gekehrt. In Wien habe ich mich mit Oppolzer und Aitenberger über meinen Zustand berathen. Außerdem haben noch Freunde, die Aerzte sind, ihre Meinung abgegeben. Alle ohne Ausnahme haben, unabhängig von einander, da keiner den Ausspruch des Anderen vorher wußte, die Natur meines Unterleibsleidens gleichmäßig bezeichnet als Leber- und Galleſtörung mit katarrhöſer Ergriffenheit des Unterleibes, und jeder hat Karlsbad gerathen, und jeder hat geſagt, es werde mich vollkommen herſtellen. Ich gehe alſo am künftigen Sonntage von hier über Paſſau und Eger dahin ab. Meine Gattin, die ſchon länger leberleidend iſt, muß das Bad gleichfalls gebrauchen und begleitet mich. Möge Gott ſeinen Segen zu Allem geben. In den ſechs Tagen meiner Wiener-Reiſe fühlte ich mich in Luſt und Zerſtreuung vollkommen geſund. Wäre ich im Stande, über Mittel und Zeit zu verfügen, um ein paar Monate reiſen zu können, ſo würde ich, das iſt meine felſenfeſte Ueberzeugung, vollſtändig und durchaus geſund. Wenn ich nur nach meiner Trinkkur Prag und Nürnberg beſuchen könnte, ehe ich in den Wald gehe.

In Wien war ich bei dem Staatsminiſter, und der Referent meiner Dienſtabtheilung beſuchte mich in meinem Gaſthauſe, ſo

wie mich der geweſene Miniſter Baumgartner zweimal beſuchte. Ueber meine Amtszukunft kann ich beruhigt ſein. Man will mir, wenn ich einmal genöthigt ſein werde, in den Ruheſtand zu treten, meinen ganzen Gehalt belaſſen. Das erfüllte mich mit Freude und Heiterkeit, welch beides zur Wirkſamkeit des Heilwaſſers ſo dringend empfohlen wird. Ueberhaupt kam mir in Wien ſo viel Herzlichkeit entgegen, daß ich tief gerührt war.

Ich werde Dir von Karlsbad aus ſehr bald eine Abtheilung des zweiten Bandes von Witiko ſenden, und daran ſein, was meine Kräfte vermögen, den Reſt ſchleunigſt zu ordnen. Sende mir die Exemplare des erſten Bandes hieher, ich habe Sorge getroffen, daß ſie gebunden und mir nachgeſchickt werden, worauf ich ſie an ihre Beſtimmung verſenden werde. Ich glaube, daß ein großes Gewicht darauf zu legen iſt, daß der böhmiſche Landesausſchuß, der Staatsminiſter, der Prager Gemeinderath und der Herzog von Weimar ein Exemplar in den Händen haben, ehe das Werk öffentlich vorliegt. Der Staatsminiſter zeigte Vergnügen, als ich ihm ſagte, daß ich ihm ein Exemplar überreichen werde. Möge das Buch bei vielen ſo wirken, wie bei Aprent, der merkwürdiger Weiſe Worte ſagte, wie Du, daß es ihm öfter war, wie beim Leſen der Ilias.

Deine Briefe an mich ſende bis auf Weiteres hieher. Und ſo ſchließe ich dieſe Zeilen, da meine hier kurz gemeſſene Zeit mit der Reiſevorbereitung ausgefüllt werden muß.

An Fräulein v. Staraczek.

Linz, am 27. April 1865.

Von meiner Reise nach Wien zurückgekehrt, fand ich Ihren Brief vom 18. d. M. Im Begriffe nach Karlsbad abzureisen, kann ich ihn nur kurz beantworten, was Sie gewiß entschuldigen werden, da ich, nachdem ich schon eine geraume Zeit leidend gewesen bin, nun dort auf den Ausspruch von hiesigen und Wiener Aerzten Heilung suche, weshalb ich die Reise so sehr als möglich zu beschleunigen suche. Ihre Worte haben mich gefreut und gerührt, und dies um so mehr, als ich meinen Schriften einen großen künstlerischen Werth nicht beizulegen vermag, und in ihnen nur ein warmes, fühlendes Herz und eine auf das Höhere und Sittliche gehende Grundlage anerkennen kann. Und wenn edle Menschen davon erfaßt werden und es mir kund thun, empfinde ich eine Freude, weil ich dadurch gewisser werde, daß es wirklich drinnen liegt und zu Gemüthe dringt, und Edles und Gutes verbreiten zu helfen, thut jedem Menschen, dessen Inneres eben nicht schlecht ist, in diesem Inneren wohl. In dieser Rücksicht sage ich Ihnen Dank für Ihr liebes Schreiben. Möge Ihnen, was von mir im Drucke verbreitet ist, noch manchesmal ein kleines Vergnügen machen. Mehr als meine Studien glaube ich Ihnen den „Nachsommer", eine Erzählung in drei Bänden, empfehlen zu können. Auch dürften Ihnen zwei Bände kurzer

Erzählungen „bunte Steine“ nicht mißfallen. Ich habe dieſe Werke in reiferen Jahren und bei größerer Ausbildung verfaßt. Die Dichtkunſt iſt eben wie die erſte Liebe, ſie klingt immer wieder in dem Herzen nach, und mir hat ſie, wenn ich gleich das gedachte Schöne niemals in der Ausführung erreichen konnte, und deshalb ſtets Kummer empfand, doch das Leben verſchönert. Und mit dem vorrückenden Alter wird ſie immer ſanfter und beſeligender. Sie ſchreiben, daß Ihnen das Leben manche Fährlichkeiten geboten hat, möge es fortan ruhig und heiter verfließen, und Ihnen manches Wort edlerer Menſchen Troſt und Erhebung gewähren. Dies wünſche ich Ihnen.

An Guſtav Heckenaſt.

Karlsbad, am 13. Mai 1845.

Otto Wigand war bei mir, und ſagte, daß Du und Eliſcher nach Karlsbad kommen wollet, und daß Eliſcher das Waſſer gebrauchen wolle. Wenn ich auch herzlich wünſche, daß ihr beide gar keine Urſache haben möchtet, euch um das Karlsbader Waſſer zu bekümmern, ſo iſt doch der Gedanke, euch hier zu ſehen, zu ſchön, als daß er wahr ſein könnte; denn Alles, was irgend lieb und gut für mich ſein konnte, iſt während meines Krankſeins nie in Erfüllung gegangen. Da ich aber doch an dieſem Gedanken immerfort klügle, und da, falls er gegen alle Erwartung wahr ſein ſollte, die Ueberraſchung nun einmal dahin iſt, ſo bitte ich

Dich, ſchreibe mir mit nächſter Poſt ja oder nein. Wo ich wohne, nahe am Sprudel (ſehr ſchön und lieb), ſind noch Wohnungen, eine größere für eine Familie zu 20 fl. für die Woche, und eine kleinere (ein Zimmer mit zwei Betten) 10 fl.

Ich danke für Deinen letzten Brief, und werde ihn eigens beantworten.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Karlsbad, am 22. Mai 1865.

Abſichtlich habe ich einige Zeit vergehen laſſen, ehe ich Ihr liebes Schreiben beantwortete, weil ich Ihnen gleich etwas über mein Befinden und den Fortgang des Waſſertrinkens ſchreiben wollte. Ich beginne, wie redſelige Kranke pflegen, mit dem anfänglichſten Anfange. Wir fuhren Sonntags den 30. April auf der Bahn nach Paſſau, am Montage von Paſſau auf der Bahn nach Regensburg, am Dienſtage blieben wir in Regensburg, welchen Tag ich mit Herumſchlendern verbrachte, am Mittwoch fuhren wir von Regensburg auf der Bahn bis Mitternich nahe bei Eger, und noch bis Eger mit Pferden, und am Donnerſtag den 4. Mai fuhren wir mit Pferden von Eger nach Karlsbad, wo wir um 3½ Uhr ankamen. Die beſchriebene Fahrlinie iſt jetzt die am kürzeſten dauernde von Linz nach Karlsbad. Das herrlichſte Wetter wurde uns während der ganzen Reiſe zu Theil. Ich fühlte mich ſtets wohler werden und hatte den beſten Hunger,

den ich aber, obwohl ich bedeutend mehr aß als in Linz, doch aus Vorsicht nur halb befriedigte. In Karlsbad besuchte ich sogleich den Arzt Seegen und miethete dann eine Wohnung. Wir wohnen auf dem Kirchenplatze mit wunderschöner Aussicht über den Sprudel, auf die alte und neue Wiese und die Wälder. Wir haben im zweiten Stocke ein großes Zimmer mit drei Fenstern, ein kleines Kabinet mit Tapetenwand, in dem die Betten stehen, und ein kleines Hofzimmer für die Nichte Katharina. Dafür zahle ich wöchentlich 15 fl., was für Karlsbad sehr wenig ist. Die Speisen lassen wir aus einem nahen Gasthause zweiten Ranges holen, sie sind sehr gut und wohlfeiler als in Linz beim „Erzherzog Karl". Frühstück und Jause machen wir zu Hause in der Küche. So sind wir wohlgeborgen. Am Freitag 5. Mai kam der Arzt, untersuchte uns alle drei gründlich, fand bei mir chronischen Magenkatarrh mit Leber und Gallaffection, bei der Frau Galleiden und bei der Nichte Milzauftreibung in Folge einstigen Wechselfiebers Mir verordnete er Schloßbrunnen, der Frau und Nichte Mühlbrunnen. Unter Tags sollen wir als Getränke Gießhübler Wasser mit Wein nehmen, was wir gerne thun, da es so wohl schmeckt. So leben wir nun seit vierzehn Tagen in gleichem Geleise, wie es in Karlsbad der Gebrauch ist. Bei der Frau und Nichte hat das Wasser noch keine auffallende Erscheinung hervorgebracht, bei mir im Grunde auch nicht, wir vertragen es gut, ich sehe täglich besser aus, der Hunger mehrt sich, und der Arzt sagt, das Wasser wirke bei mir so günstig, als es nur immer wirken kann. Nach Vollendung der Kur soll ich in eine stille, gesunde Gegend gehen, in welcher die Wirkungen erst recht eintreten werden. Gott füge es. Wenn nur

einmal die alte Heiterkeit, die alte Spannkraft und die alte Arbeitsluſt in meinen Geiſt einkehrten! Karlsbad iſt ſehr reizend, ich ſchlendre oder ſitze in den Wäldern herum, aber mit der großartigen und erhabenen Einſamkeit eines bairiſchen Waldes und Dreiſeſſelberges iſt es auf Himmelweite nicht zu vergleichen. Wie freue ich mich ſchon auf den Einfluß jener ruhevollen, weithin gehenden, ſtillen, dämmernden Waldbänder und auf die ſonnigen Halden und Felder und Wieſen und Wäldchen und Thäler und Schluchten und Gräben und Waldhäuſer und weißen Kirchthürme, was Alles auf einem weiten Halbkreiſe vor den Fenſtern meiner dortigen Wohnung ausgeſät iſt, und über dem die ſanfte Kette der ſteieriſchen Alpen ſteht; dazu die Luft feſt und geſund wie Stahl, und das Waſſer rein wie die Luft. Sie ſollten doch einmal jene Stelle beſuchen.

Witiko wird wohl ſchon in Ihren Händen ſein. Möchte Ihnen der Beginn dieſes Werkes nur einiger Maßen Freude machen, das würde mich, wenn meine Kräfte wieder wachſen, zu deſto größerer Sorgfalt und Ausfeilung für den zweiten und dritten Band anſpornen, da ich auf Ihr Urtheil ſehr, ſehr viel halte, welches nicht blos aus dem Verſtande, ſondern auch aus dem Herzen hervorgeht, was bei Weitem das Höchſte iſt, und in der Kunſt das Entſcheidendſte, wenn nur das Herz das rechte iſt, und das Ihrige iſt das rechte und iſt köſtlich. Danken Sie Gott dafür, der es gegeben. Es ruht da ein Schatz zwar auch von Schmerzen, aber jedenfalls von Freuden, die ſo innig, hoch und warm ſind, daß ſie uns zunächſt zu Gott und dem Himmel führen und ein Glück geben, dafür wir nicht genug dankbar ſein können.

Ich gehe hier gerne den geweihten, goldenen Spuren eines der größten Menschen nach, die je gelebt haben, eines Menschen, der dieser Stadt eine besondere Theilnahme geschenkt hat, so weit ich nämlich die Spuren noch zu entdecken vermag; denn die Menschen haben hier gar nichts gethan, sie kennbar zu machen und sie zu erhalten: die Spuren Göthe's. Ich fühle mich zu diesem Menschen wie mit Zauber hingezogen, und der Gedanke, in diesem Zimmer hat er gewohnt und auf diesem Wege ist er gegangen, an jener Stelle ist er gesessen, erfüllt mich mit Ehrfurcht und mit einer Art Wehmuth; denn das Alles ist jetzt vorüber, nur die Worte dieses Mannes stehen noch wie ein Berg da, und der Berg wird immer größer. Morgen werde ich ein lebendiges Denkmal Göthe's besuchen, den 92jährigen Archivrath Kästner, den Sohn von Göthe's Lotte (Wezlar). Er besitzt viele Handschriften Göthe's, nämlich Briefe an seine Eltern, Albert und Lotte Kästner. Vielleicht hat er etwas hier. Ich habe noch ein Papier gesehen, auf dem Göthe's Hand geruht hat und auf das er Buchstaben geschrieben hat. Man findet um Karlsbad viele „Ruhe" und „Sitz" und „Promenade" von Prinzen und Machthabern und dergleichen. Nun, in so ferne diese weit mehr Mittel zum Guten haben und sie gebrauchen, ist Alles in Ordnung, aber daß man hier auch die feiert, die blos einen Rang haben oder ein gut Stück Geld hier lassen, und daß man die Denkmale an Göthe's, Schillers, Beethovens Aufenthalt in Karlsbad vergeblich sucht und erforschen will (selber haben sich solche Leute keines gesetzt) ist nicht in der Ordnung. Wann wird denn einmal die Menschheit sich in ihrer Größe und in ihren Fehlern zu erkennen anfangen.

Ganz besonders schöne Sammlungen von Närrinnen hat der liebe Gott hieher gesandt. Sie gehen behüllt und behängt mit allerlei auf der alten Wiese und sonst herum und verfehlen ihres Zweckes, des Bewundertwerdens, denn die an dergleichen Dingen noch Freude haben, beneiden sie höchstens, und die andern lachen sie aus.

Ich lasse mir aus meinen Büchern Göthe's Wilhelm Meister kommen und lese ihn dann langsam auf manchem einsamen Sitze durch. Auch in den Gedichten will ich wieder naschen.

Ich habe Ihre Geduld durch dieses lange Schreiben auf die Probe gesetzt, ich füge nur noch meinen herzlichen Dank bei, daß Sie in der Flüssigmachung meines Krankenkostenbeitrages so freundschaftlich thätig waren und bestätige mit Dank den Empfang von 300 fl., die Sie in der Sache an mich gesendet haben.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 22. Mai 1865.

Wie ich Dir neulich schrieb, daß mich in meiner langen Krankheit ein wahres herzliches Mißgeschick mit Vorliebe verfolgt, wie ich ja auch drei unmittelbar auf einander folgende Winter in ihr auszustehen hatte, und zwar einen weißen von 1864, der bis in die zweite Hälfte des Mai dauerte, dann einen grünen von 1864, und dann wieder einen weißen, sonnenlosen von 1865, der Ende März noch 13° Kälte brachte, und wie Alles, was mir angenehm oder sogar nothwendig war, zu nichts wurde:

ſo war ich wohl gefaßt, daß aus der Freude, Dich und Eliſcher hier zu ſehen, auch nichts werden würde, insbeſonders, da ich dahinter kam, daß Otto Wigand, der die Nachricht zu mir ſo beſtimmt ausgeſprochen hatte, ſie doch nur aus Vermuthungsquellen zuſammen geleſen habe; allein es war mir die Enttäuſchung doch wieder unangenehm. Jetzt geht es mir mit den Büchern des Witiko I ſo: Zuerſt verzog ſich der Druck der böhmiſchen Lettern halber, dann die Herausgabe des Druckes des Titels wegen, und nun erhalte ich die gebundenen Bücher von Linz nicht. Ich ſchreibe Brief über Brief, gebe an meine Freunde Aufträge zur Betreibung; meine Köchin ſchrieb, daß ſie die Bücher erhalten und ſogleich zum Binden getragen habe, aber ſie ſchrieb keinen Monatstag dazu; ich warte Tag für Tag faſt ſchon mit Qual auf die Ankunft, und Tag für Tag vergeblich. Da jedoch die Bücher jeden Augenblick kommen müſſen, ſo warte doch mir und der Sache zu Liebe mit der Verſendung; auf 4—5 Tage wird es ja nicht ankommen. Ich werde Dir ſogleich ſchreiben, ſobald ich das Kiſtchen habe.

Nächſtens mehr. Ich habe keine Zeit mehr übrig; in einer Viertelſtunde muß ich zu einem Beſuche gehen bei dem 92jährigen Archivrath Käſtner, dem Sohne Alberts und Lotte's Käſtner. (Göthe's Lotte, Wezlar).

An Guſtav Heckenaſt.

Karlsbad, am 29. Mai 1865 (Abends).

Endlich ſind die Bücher von Witiko I gekommen. Ich habe auf der Stelle die Verſendung gemacht, und bin geſtern und heute damit bis auf zwei zu Stande gekommen, die ich morgen abgehen laſſen werde. Ich ſchreibe nur noch dieſe Zeilen, daß Du die Sache weißt, und ſofort das Buch in die Öffentlichkeit bringen kannſt. Da die Zeit heute ſehr drängt, ſchreibe ich nichts anderes mehr, und werde Dir von dem günſtigen Fortgange meiner Kur und andern Dingen nächſtens ein längeres Schreiben ſenden. Ich bitte Dich, an Uhl, den Herausgeber des Botſchafters, das Exemplar, das Du dazu beſtimmt haſt, ſo bald als möglich zu ſchicken. Piloty iſt in Karlsbad, wir ſtehen auf ſehr freundſchaftlichem Fuße, und ich habe ihm ein Exemplar Witiko gegeben, das er eben lieſt. Ich bin auf das Urtheil dieſes warmen und feurigen Künſtlers ſehr begierig. Geſtern ſagte er mir, daß er die bunten Steine mit Entzücken geleſen habe, daß dieſes Werk in Münchner Künſtlerkreiſen Begeiſterung geweckt habe, und von Hand zu Hand gegangen ſei. Ich wiederhole natürlich nur ſeine Ausdrücke.

Lebe wohl, ſei tauſendmal gegrüßt von mir wie von meiner Gattin.

Otto Wigand iſt fort.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 1. Juni 1865.

Zwei Stunden nach der Zeit, da ich den kleinen Brief an Dich auf die Post gegeben habe, erhielt ich Dein Schreiben vom 28. d. Mts. und beantworte es heute sogleich; denn gestern wäre ich es nicht im Stande gewesen, so tief war der Eindruck, den es auf mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen machte. Du sprachest in Deinem vorletzten Briefe hieher die Vermuthung aus, mein Übel müsse ein ernsteres sein, als Du gedacht hast, weil man mich nach Karlsbad schickte. Ich habe mir daher zur Beantwortung jenes Briefes vorgenommen, Dir etwas über das Wesen meiner Krankheit zu schreiben, und muß es hier thun, weil es das Folgende erklärt. Oppolzer in Wien, Gustav Braun in Wien, und der hiesige Arzt Seegen erklären mein Übel als einen chronischen Magenkatarrh, und nach allem, was sie sagten, und was ich über dieses Übel gelesen habe, muß ich vollkommen derselben Meinung sein. Das Übel hat sich aber erst aus einem schleppenden Schleimhautszustande entwickelt, an dem ich im Winter 1864 litt. Ich bin fünfmal gesund geworden und sechsmal wieder krank. Als ich den sechsten Rückfall hatte, der in der ersten Hälfte des Jänner eintrat, beschloß ich, die strengste Ordnung in meinem Essen einzuführen; denn die Unkenntniß meines Übels und der Genuß der einen oder anderen ihm widersprechen-

den Speiſe mußte meine Rückfälle veranlaßt haben. Ich begann mit einer Hungerbehandlung, daß ich faſt zu einem Skelette wurde; aber die Nervenzuſtände und anderes, das die Krankheit begleitete, nahm ab, ich ſtieg zu ergiebigerer Ernährung, und blieb bei ihr, und zwar bei dem ſtets gleichen Nahrungsmittel, einem Stückchen gebratenen Rindfleiſches, bis jetzt ſtehen, und werde dabei ſtehen bleiben, bis ich geſund bin. Ich beſſerte mich immer mehr, hielt es für Pflicht, bezüglich Karlsbad den Rath der erſten Ärzte einzuholen, und weil er auch dahin lautete, bin ich in Karlsbad. Jeder Arzt ſagte, die Krankheit ſei ohne alle Gefahr, und werde einem folgerichtigen Benehmen und insbeſonders dem Karlsbader Waſſer ganz gewiß weichen. Der hieſige Arzt ſagte zu Piloty, der an demſelben Übel hier iſt und mit mir den gleichen Arzt hat, daß ich ganz gewiß geſund werde. Mit dieſem Übel, das bei mir ohne alle Schmerzen iſt, das aber in der Geſtalt, in der ich es habe, großen Hunger mit ſich führt, und nach dem Genuſſe von nur im mindeſten zu viel Speiſe großes Unbehagen, ſind jedoch Seelenzuſtände verbunden, von denen andere Menſchen keine Vorſtellung haben: oft tiefe Niedergeſchlagenheit, gänzliche Muthloſigkeit, Verzweifeln am Geneſen, Unruhe, daß man an keinem Platze bleiben kann, gegenſtandloſe Angſt, Gemüthsſchwäche bis zum lauten Weinen, Gereiztheit, ein Sandkorn bringt die größte Aufregung oder plötzlichen Zorn oder ungemeine Betrübniß. Ich habe zu manchen Zeiten zu Gott das heißeſte Gebet gethan, er möge mich nicht wahnſinnig werden laſſen. Dieſe Zuſtände waren nur zeitweilig, und wechſelten oft mit ruhigen, ja faſt geſunden ab. Von dem Ärgſten ſagte ich zu niemanden als dem Arzte etwas, um denen, die mir theuer ſind, die Angſt zu erſparen. Ich kämpfte

nieder, was ich niederkämpfen konnte. Obwohl ich im Jänner rückfällig wurde, war das Übel diesen Winter doch weit geringer als im vorigen, und die Nervenzustände schwanden fast ganz; aber die Reizbarkeit ist noch groß. Die Nachricht, die Du mir mittheilen mußtest, hat mich in tiefe Bekümmerniß versetzt, und der Arzt verlangt zum Gelingen der Kur Heiterkeit, die ich bisher auch hatte. Ich hoffe, es werden mehrere Tage genügen, wieder ein Gleichgewicht, das doch etwas ersprießlicher ist, herzustellen, jedoch für Arbeiten sind diese Tage verloren, besonders, da die Kur an sich angreift und abspannt, und um so mehr, je länger sie bereits gedauert hat. Die Genesung, von deren Herannahen alle Spuren an mir nach der Wahrnehmung des Arztes vorhanden sind, folgt dann später in der Nachkur bei heiterem, stillem Leben. Ich muß, so knapp meine Mittel sind, was meine Bekümmerniß auch sehr mehrt, doch von hier nach Prag, weil ich zu Witiko und Zawesch die Stadt und ihre Lage studiren muß. Dann gehe ich in die Lakerhäuser, und bleibe bis zum Winter dort. Die Billigkeit an dieser Stelle wird die jetzigen Wunden wieder etwas heilen müssen, und dort, hoffe ich, wird die Arbeit rascher gehen

In Hinsicht der „Dimensionen", wie Du es nennst, habe ich Dir ja in zwei Briefen, von den Lakerhäusern und von Linz (suche sie doch hervor), so ausführlich geschrieben, daß ich meinte, das sei abgethan, und Du würdest nun der Zukunft vertrauen. Ich wiederhole Dir nur, daß die Studien zu allen drei Erzählungen gemacht wurden, und sehr viel Zeit nahmen, daß daher Zawesch und Wok in kurzer Zeit folgen können. Ich habe, als die Krankheit kam, in einer Art Verzweiflung, daß ich nun gehemmt bin, nur für Dich, nicht aus Rücksicht für die

Arbeit selbst, die ich, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, während der ganzen Krankheit hätte ruhen lassen, doch fortgearbeitet, habe bis auf Weniges die ganze Mappe gemacht, weil ich damals zu Witiko vollkommen untauglich war, und habe dann Witiko I zurecht gerichtet, und von Witiko II ein ziemliches Stück. Nur ich weiß, daß das, was ich da that, fast über menschliche Kräfte geht, und ich rang es mir ab, weil, wie ich sagte, sonst fast Verzweiflung über mich gekommen wäre. Daß es für meine Krankheit nicht gut war und die Heilung verzögerte, ist für sich klar. Ich werde Dir Witiko II und III zurecht machen, sobald es sein kann; an II arbeite ich ohnedem, nur ist während der Krankheit durchaus eine Berechnung nicht so möglich, wie für gesunde Zustände. Der Winterrückfall hat ohnedem eine frühere Berechnung wieder beirrt, wie ich Dir ja geschrieben habe. Ich wiederhole Dir ebenfalls aus einem früheren Briefe, daß es nicht wieder vorkommen wird, daß sich Arbeiten lange verzögern werden. (Suche doch die Briefe hervor, und lese sie wieder.) Nur arbeitslose Krankheit oder der Tod würde das Versprechen aufheben. Für den Fall eines unvorhergesehenen Todes hättest Du Deckung genug; denn es ist noch an Handschriften (wenn auch nicht ausgefeilt) in meiner Lade, daß es eine erkleckliche Summe machen würde. Und der Zauber des Todes, der für jeden Mann öffentlichen Wirkens eintritt, würde rascher Nutzen bringen, als es das Leben kann. Witiko und die Mappe werden die „Dimensionen" wohl ziemlich kürzen, und dann können noch ein oder zwei Bände Erzählungen wohl in Jahresfrist folgen, ehe Wok kommt, sie bedürfen nur der Feile. Vielleicht sind es gar drei Bände. Bezüglich des Nachsommers thue nach Deinem Gutdünken, Du hättest gar nicht fragen dürfen,

ich glaube hinsichtlich Deiner Frage gar kein Recht zu haben. Dieses Buch hat Zukunft, und wenn einst die Studien, die in ihrer Zeit waren, mit dem Vergehen der Zeit vergangen sein werden, werden sie des Nachsommers willen gekauft werden. Urtheile bedeutsamer Menschen darüber sind mir gerade in jüngster Zeit wieder vorgekommen. Und da das Werk über seiner Zeit ist, wird es durch die Zeit für sich nicht vergehen, es könnte dies nur durch seinen nicht hinreichenden Werth geschehen. Oft hörte ich klagen, daß kleinere Leute meine Bücher nicht kaufen können, daß sie zu theuer seien, es wäre eine Wohlthat, wenn einmal die gesammelten Schriften oder ein Theil heftweise im Pränumerationswege erschienen. Das ist wohl schwierig, so lange neue Werke von mir erscheinen, die auch verkauft sein wollen. Ich schreibe nur die Sache, wie sie mir gesagt worden ist, Du verstehst das besser.

Bezüglich der Westbahnaktien ist es eine schlimme Sache, daß die Unternehmung so übel gewirthschaftet hat. Ich bin da sehr ungeschäftskundig, meine aber, daß Du die Aktien nicht weiter aufbewahren, sondern verkaufen, und den Schaden auf meine Rechnung setzen solltest. Ich sage Dir aufrichtig, daß ich, da es klar war, daß mit diesen Papieren nie ein Gewinn zu erhoffen ist, geglaubt habe, Du habest sie längst weggegeben. Ich bin eben, wie ich sagte, sehr geschäftsunkundig, und in Geldbingen so ungeduldig, daß ich immer froh bin, wenn derlei Sachen so kurz als möglich abgethan sind. So viel tausend Gedanken sind mir im Haupt und Herzen, daß mir Geschäfte als reine Geschäftssache völlig peinigend werden. Darum quäle mich jetzt auch nicht mit der Frage um den Preis des Witiko und der Mappe. Die Frage hat ja jetzt keine praktische Bedeu-

tung, da Du ja ohnehin kein Geld hergeben darfst, und wenn ich gesund bin, werden wir schon darüber reden. Ich werde Dich, Du wirst mich nicht drücken. Ach, könnte ich nur einmal mit Dir reden, mündlich reden. Machst Du denn gar keinen Vergnügungsausflug mehr? Ich kann zu Dir nicht kommen, da ich nach dem jetzigen Vademumstande nicht die geringste Auslage mehr machen kann, als nur die allernothwendigsten.

Heute (1. Juni, gestern konnte ich den Brief nicht beendigen) kam mein Arzt, Dr. Seegen, dem ich ein Exemplar Witiko gab, und brachte ein helles Entzücken über das Buch in das Haus: es sei groß, knapp, herrlich, man komme ins Alterthum hinein und nicht mehr heraus, das Buch thue eine ungeheure Wirkung ꝛc. Der Mann ist sehr gebildet, ernst, und eher strenge als leichtsinnig, und ich erstaunte, ihn so begeistert zu sehen. Die Freude, die er mir machte, war eine große Wohlthat, ich fühlte mich wieder gestärkt, und die üble Wirkung, die Deine Nachricht auf meine Gesundheit gemacht hat, ist wieder etwas verbessert. Piloty sagt, warum Du denn schöne Illustrationszeichnungen zu Büchern nicht lieber photographiren lässest, da gehe gar nichts von der Zeichnung verloren. Ich verstehe das Geschäftsmäßige dieser Sache zu wenig. Von Piloty habe ich noch kein Urtheil über Witiko, ich bin einige Tage nicht mit ihm zusammen gekommen.

Jetzt muß ich schließen, ich thue es mit der Versicherung, daß, was Dir auch andere Menschen anthun, ich stets Dein wahrer, treuer Freund bleiben werde, und daß ich jedes Mißgeschick, das Dich trifft, bitterlich fühle, wie ja Dein häusliches Leiden ein Theil der Ursache meines allmäligen Erkrankens sein dürfte.

Lebe recht wohl und sei tausendmal gegrüßt.

An Guſtav Heckenaſt.

Karlsbad, am 3. Juni 1865.

Hier ſende ich Dir das erſte geſchriebene Urtheil über Witiko. Es iſt von einer bedeutenden Frau, der Baronin v. Handel und von unſerem Hofrathe v. Kriegsau, einem in allen Hinſichten ausgezeichneten Manne.

Sende mir die Blätter ſogleich wieder zurück.

An Guſtav Heckenaſt.

Königswart, am 12. Juni 1865.

Ich bin in dem Augenblicke in Königswart auf dem Schloſſe meines ehemaligen Schülers, des gegenwärtigen öſterreichiſchen Botſchafters in Paris, Fürſten Richard von Metternich, und ſchreibe Dir von da einige Zeilen.

Wenn Du in Deinem letzten Briefe ſagſt, daß es Dir Schmerz macht, daß mich Dein häusliches Mißgeſchick ſo tief ergriffen hat, ſo iſt dies ja ein natürliches Anrecht der Freundſchaft und der Liebe, die ihren Antheil an dem Kummer und

Ungemache des Freundes oder des geliebten Gegenstandes fordern. Mit jedem neuen Bande, das man mit Menschen schlingt, übernimmt man neue Gefahren, Besorgnisse, Befürchtungen, Beängstigungen und dergleichen; aber der Mensch, je tiefer er fühlt, desto inniger schließt er sich an Menschen, und desto wärmer übernimmt er die Schwierigkeiten, und tiefer fühlenden Menschen ist auch stets tieferes Leid bereitet als andern, jedoch auch die Seligkeit, die das Leben bietet, fließt ihnen in reicherem Maße zu, und sie sind es, die den Inhalt menschlichen Lebens kräftiger vermitteln, als die härteren Herzen, die in eigensüchtigerer Abgeschlossenheit leben und in mehr oder minder unfruchtbarer Vereinsamung sind. Auf diese Weise nimm die Sache, theurer Freund, und auf diese wollen wir sie in aller Zukunft nehmen und gemeinschaftlich tragen, was einem jeden auferlegt ist, aber auch gemeinschaftlich genießen, was einem jeden Gutes kommt.

Ich habe Dir von Karlsbad aus über den Stand des zweiten Bandes des Witiko nichts schreiben können, weil ich nicht wußte, wie sich die Arbeit gestalten wird, indem man mir sagte, daß das Wasser der Heilquelle allerlei Erscheinungen an dem Menschen hervorbringt. Anfangs der Kur arbeitete ich täglich etwas; aber dann stellten sich Müdigkeit, Eingenommenheit und besonders Trägheit des Geistes und Gedächtnisses ein, so daß ich endlich wie eine Pflanze lebte, nur mit dem Unterschiede, daß ich eine wandelnde Pflanze war. Am 9. d. Mts. trank ich das letzte Wasser. Jetzt, sagte man, werden die guten Wirkungen heranrücken, und in der That, schon heute am 12. fühle ich Kräftigung und Wachsen der Geistesfrische. Alle Anzeichen beginnender Genesung stellen sich ein, besonders Hunger und rasche Verdauung. Bei äußerst geregelter Lebensweise und Thätigkeit,

besonders, wenn mir Gott manches schickt, was meinem Gemüthe Freude und Annehmlichkeit bereitet, hoffe ich immer schneller vorwärts zu schreiten, und werde, was ich kann, thun, um dieses Vorwärtsschreiten zu fördern. Ich bin seit 10. Abends hier, und gedenke morgen nach Pilsen zu fahren, und übermorgen nach Prag. Du kannst mir dorthin poste restante schreiben. Wenn ich die ersten nothwendigsten Betrachtungen Prags gemacht habe, werde ich gleich in das Belagerungskapitel, was noth thut, eintragen und es Dir senden. Dauert mein Besserwerden an, so wirst Du II so schnell von jetzt an erhalten, wie Du I nach meiner Rückkunft von den Lakerhäusern nach Linz erhalten hast. Den größten Aufenthalt wird das letzte Kapitel verursachen, das ich von III nach II der Gleichmäßigkeit des Umfanges der Bände und des passenden Abschlusses willen herüber ziehen muß. Ich werde Dir über mein Befinden bald wieder schreiben.

Jetzt eine Bitte: Sende doch sogleich ein Exemplar meiner Schriften an Professor und Direktor des Museums in Königswart, Herrn Paul Rath, und stelle es auf meine Rechnung, ich möchte diesem ausgezeichneten, geist- und gemüthvollen Manne, der mein Jugendfreund von den ersten Studienjahren her ist, und bei dem ich jetzt verweile, eine kleine Freude machen. In die ernstesten Studien, besonders aber in die Ordnung der reichhaltigen, höchst merkwürdigen, bisher sehr vernachlässigten Sammlungen dieses Schlosses vertieft, hat dieser Geist in letzter Zeit weniger sich um Dichtungswerke bekümmert, als er gesollt hätte, und als es ihm noth gewesen wäre. Er soll wieder mit den schlichten Werken seines Freundes beginnen, und durch sie vielleicht zu höheren gelockt werden.

Ich schließe dieses mit einer mir so widrigen Stahlfeder

holperig geschriebene Blatt, sage Dir von mir und meiner Gattin tausend Liebes, und bleibe für immer

Dein treuer Freund.

NS. Sollte ein sechsbändiges Exemplar der Studien noch vorhanden sein, so dürfte dieses zum Hieherſenden besser taugen, weil es einen größeren Druck hat, als das dreibändige.

An Gustav Heckenast.

Prag, am 18. Juni 1865.

Ich sende Dir einige Zeilen aus Prag. Wie sehr mein Sinn recht that, der mich hieher führte, sehe ich erst jetzt ganz deutlich, und der Sinn hatte mehr recht, als ich ahnte. Nur zwei Beispiele: 1. Im St. Veitsdom fand ich den Fuß eines Leuchters, den mein Wladislaw aus dem italienischen Feldzuge, den er mit dem Rothbart machte, gebracht hat. Der Leuchter soll aus Jerusalem stammen und im Salomonischen Tempel gewesen sein. Ich wußte von dieser Sage nichts. Ein H. Schmitt wird mir die geschichtlichen Grundlagen dieser Sache in die Wohnung bringen. 2. Auf meinem Tische liegt ein Verzeichniß der Kmeten von Prag, also auch desjenigen, der mit Wladislaw lebte, und dessen Name in dem Belagerungskapitel stehen muß, weil er da eine Rolle spielt. Von den Eindrücken der eigenen Anschauung der Stadt und ihrer Umgebung rede ich nicht, das muß mündlich geschehen. Ich werde noch Palazky, den Statthalter, den Landesmarschall und den Bürgermeister besuchen. Ich hoffe recht ins

Einzelne gehende Quellen noch zu finden. Schmitt ist hierin unübertrefflich. Meine Gesundheit bessert sich zu meiner eigenen Ueberraschung schneller, als ich dachte. Karlsbad scheint wundervoll zu wirken, und stets folgt die Wirkung erst später. Ich bin erst acht Tage von dem Brunnen weg, und Geist- und Körperkraft wächst, und das Aussehen ist nicht mehr das eines Kranken. Nur muß ich äußerst vorsichtig mit meinen Nerven sein. Jedes Unangenehme, jede Sorge, jeder Kummer greift mich außerordentlich an, und gerade zu diesen Dingen bin ich sehr geneigt. Ich peinige mich oft unnöthig ab. Vorgestern war ich zwei Stunden in der Kunstausstellung, gestern vier Stunden bei Piepenhagen auf dem Lande, und heute muß ich die Erregung durch Nervenunruhe büßen.

Ich kann leider nur noch acht Tage höchstens hier bleiben. Ich bitte Dich dringend, sende mir doch Geigers Zeichnung*) hieher: Stadt Wien Nr. 1, ich sehne mich sehr nach dem Anblicke. Briefe und Sendungen treffen mich in dem bezeichneten Gasthofe acht Tage. Später anlangende werden mir nachgeschickt, wie mir auch Briefe von Karlsbad nachgeschickt wurden.

Ich freue mich schon darauf, den zweiten Band des Witiko jetzt schnell in Ordnung zu bringen. Es wird, sobald ich Prag verlassen habe, daran gegangen, und ich werde Dir durch baldige Sendung des Belagerungskapitels, wie ich hoffe, einige Freude machen. Gott gebe mir völlige Gesundheit, und Alles, theurer Freund, wird recht werden. Sende mir doch schleunigst Liebes und Erheiterndes. Wenn ich in meiner Ruhe bin, will ich manches über Prag brieflich nachholen.

*) Friedrich Rothbart zu Witiko III.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Prag, am 20. Juni 1865, Abends.

Ihren Brief, der mich in der tiefsten Seele gerührt und erfreut hat, habe ich zu einer Zeit erhalten, in der ich ihn nicht nach meinem Gefühle beantworten konnte; es standen nämlich an mir die Wirkungen des Karlsbader Wassers in voller Blüthe, die sich besonders in einem völligen Schweigen der geistigen Regsamkeit äußern; man wird so dumm, daß sich die Redensarten gebildet haben „der Sprudel spricht aus ihm", „Sprudelweisheit", ich wußte oft das Nächstliegende nicht, und wenn ich mit meinem Du-Freunde Piloty, dem Münchner Maler, ging, konnte ich plötzlich seinen Namen nicht finden, und darin äußern sich auch die Wirkungen des Wassers, daß man eine heftige Scheu vor jeder Zeile hat, die man schreiben oder in einem Buche lesen soll, und dann ist auch diese Thätigkeit während der Dauer der Scheu strengstens verboten. Ich ging herum so wenig menschenhaft, wie ein Wachholderstrauch. Dennoch fühlte ich mich ungeachtet der Müdigkeit und schweren Füße stets besser und der Hunger wuchs ins Riesige. Heute ist der erste Tag, an dem ich kein Karlsbader Wasser mehr trinke, und der Schloßbrunnen, den ich trank, scheint nun seine guten Seiten herauskehren zu wollen; ich werde gemach vernünftiger, die Kräfte wachsen und das Aussehen ist so, daß Freunde, die mich früher kannten, nicht wissen, daß ich noch krank

bin. Ich fühle mich oft schon vollkommen gesund, und die Leute in Karlsbad, selbst hiesige Aerzte sagen, die eigentliche Wirkung komme erst nach Wochen und alles Leid wird vorüber sein. Gott gebe es. Die Nerven sind noch sehr reizbar und ich brauche von meiner Umgebung Güte und Milde. Am 10. Juni fuhren wir von Karlsbad nach Königswart. Dort blieben wir zwei Tage. Am 13. fuhren wir von Königswart nach Pilsen und am 14. nach Prag, und in Prag bin ich noch. Es wäre aber eine schlechte Arznei für mich, in Prag zu bleiben. Das Treiben und die Art, wie ich in Anspruch genommen werde, regt mich zu sehr auf, und mein ganzes Wesen lechzt nach Stille. Der Karlsbader Arzt hat sie mir auch vorgeschrieben und ließ mich ungerne nach Prag gehen. Der Wirrwarr, in dem ich hier bin, läßt auch diesen Brief nicht werden, wie er sollte. Verzeihen Sie es; vom Walde, wenn Sie wieder in Linz sind, werden Sie die rechte Antwort erhalten. Ich sage hier nur den innigsten, den herzlichsten, den freudigsten Dank für die Gefühle, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich aussprachen. Die Zuneigung edler Menschen versüßt alle Härten anderer, — ja Sie haben mich sogar, wenigstens auf Augenblicke, meine drückende Krankheit vergessen lassen. Haben Sie Dank dafür, mit solchem Gewinne geht man zuletzt auch gerne aus dem Leben, denn man nimmt den Schatz auch hinüber ins Jenseits. Ich reiche Ihnen mit einem geistigen Drucke die Hand über einen Theil Böhmens und Oesterreichs nach Linz.

Daß Ihnen mein schlichtes Buch vom Witiko so gefällt, erfreut mich außerordentlich, eben so von der edlen Handel. Nun dürfen es Tausende wieder langweilig finden, das thut nichts. Wie unvollkommen das Werk ist, weiß ich selber nur zu gut, ich konnte nur mein aufrichtigstes Wesen, meinen ernstesten Eifer und meine

heiligste Scheu gegen die Wirklichkeit der Thatsachen hineinschreiben; größer aber, als sie sind, konnte ich meine Kräfte nicht machen. Sie werden die Handel eher sehen, als ich, sagen Sie ihr meinen Dank. Sie liebte es oft, mich zu necken, wer aber so vergilt, dem wird Alles verziehen, was er gesündiget.

Gott gebe Ihnen jedes liebe und süße, wenn auch oft schmerzende Gefühl auf Ihrer Reise, und denken Sie manchmal meiner, mein Geist begleitet Sie, und wenn ein Blatt von Ihnen aus der Schweiz in die Lakerhäuser über Passau zu mir fliegt, so werde ich es mit Freude empfangen und ein Gegenblatt dahin senden, wohin Sie bestimmen.

Wenn Sie gütig sein wollen, so sagen Sie dem Herrn Statthalter meine Verehrung und erzählen Sie ihm von meiner fortschreitenden Besserung.

Ich schließe diese Zeilen, in denen noch der Schloßbrunnen steckt und deren Mangelhaftigkeit Sie auch durch meine Prager Drangsale, die mich nicht zu Athem kommen lassen, entschuldigen mögen. Das Blatt der Handel ist so verpackt, daß ich es zu suchen nicht Zeit und Kraft habe. Sie werden es unversehrt ein anderes Mal erhalten.

Tausend innige Grüße auch von meiner Gattin, der ich Ihren Brief vorlas, und die Alles weiß und fühlt, was Sie mir sind.

An Guſtav Heckenaſt.

Furth im Walde, am 25. Juni 1865.

Geſtern mußte ich Prag verlaſſen, das mir unſchätzbare, unerläßliche Beiträge zu meinen Arbeiten geliefert hat. Ich erkenne jetzt erſt, da ich ſie habe, den Werth derſelben und kann ermeſſen, in welche unerträgliche Betrübniß ich verfallen wäre, wenn mir dieſe Dinge nach dem Drucke des Witiko bekannt geworden wären. Auch für den erſten Band hätte ich noch ſehr ſchätzbare Ausbeuten, doch das iſt vorüber, und der Schaden iſt auch bei weitem nicht ſo groß, als er für die folgenden Bände geworden wäre. Ich habe auch Verbindungen für die Zukunft angeknüpft, insbeſonders wird mir Schmitt ein Quellenverzeichniß für meine Arbeiten und zwar zunächſt für II und III Witiko, hauptſächlich aber für Zaweſch und Wok zuſenden. Ich bin mit meinen Arbeiten in Prag nicht ganz fertig geworden, mußte aber abreiſen, weil meine Baarſchaft einen längeren Aufenthalt nicht mehr erlaubte. Gebe Gott, daß ich es im künftigen Jahre, in welchem ich Karlsbad wieder gebrauchen muß, neuerdings und vielleicht auf länger beſuchen kann. Ich habe heuer auch gelernt, wie ich in der Zukunft zu thun habe, um wohlfeiler zu leben. Geigers Bild habe ich noch in der Stadt Wien erwartet, und habe etwas gethan, deſſen Billigung ich nachträglich von Dir erbitte. Ich lernte den Photographen Schmitz kennen, der einen

außerordentlich schönen, aus Lindenholz von Rint geschnitzten Becher herrlich photographirte, und der auch meine Photographie (groß mit meinem Namen) in Prag ausstellen will, und gab ihm Geigers Bild, daß er es photographire und mir das Bild und die Photographieen nachschicke. Ich werde Dir dann ein paar Blätter senden. Auf diese Art möchte ich auch den prächtigen Wladislaw photographirt haben, wozu Du wohl seiner Zeit die Einwilligung geben wirst. Wer weiß, ob es nicht dem Werke sehr nützte, wenn Du in den Plan des Photographen eingingest, daß er alle drei Bilder photographirte, die Photographieen in den Handel brächte, und darunter die Schrift hätte: Z. B. „Wladislaw II, Herzog von Böhmen. Zu Stifters Erzählung Witiko II. Band." Schmitz war über den Rothbart entzückt, ich natürlich auch, und werde Geiger aus den Lakerhäusern auf das Feurigste danken. Mein Zustand scheint nun endlich der völligen Genesung entgegen zu gehen. Außer der Nervenerregbarkeit, auf die besonders das geringste Unangenehme noch thätigkeitslähmend wirkt, fühle ich mich ganz gesund. Sobald ich in den Lakerhäusern angekommen bin, wird der zweite Band Witiko vorgenommen, und wird nun schnell in Deine Hände gelangen. Wir müßten ja den Aufschub verschmerzen, wenn er auch gar keinen Gewinn gebracht hätte, da mein Gesundheitszustand die Karlsbader Reise nothwendig gemacht hat, um so viel mehr müssen wir uns mit dem Aufschube versöhnen, da er so unabsehlichen Gewinn für das Werk gebracht hat. Ich kann Dir nur die Versicherung wiederholen, daß Du jetzt in schneller Folge so viele Werke von mir erhalten wirst, daß alle Verzögerung und deren Folgen bald im Reinen sein werden. Ich hoffe auch, daß diese Werke großen Anklang finden werden, da alle mehr thatsächlich und der größe-

ren Zahl der Menſchen näher liegend ſind. Ich habe auch 2—3 Bändchen Erzählungen (Altes und Neues, das ſo gelegentlich entſtand), die nach Witiko und der Mappe mit wenig Nachhilfe druckreif ſein können. Dann will ich meine „Erinnerungen aus Alt-Wien" doch auch herausgeben, wenn die Schrift Deinen Beifall hat, ſie bekommt jetzt nachgerade geſchichtlichen Werth, da das neue Geſchlecht ein ganz anderes geworden iſt, und ich auch beſonders frühere Kunſt in mein Bereich ziehen will, und Perſonen, die jetzt faſt der Geſchichte angehören. Du ſiehſt, ich möchte Alles thun, Dir manches Unangenehme zu verſüßen. Gott ſende immer ſonnigere Tage. Die, wie es ſcheint, bevorſtehende Berufung des ungariſchen Landtages wird Dir wohl auch erſprießlich ſein. Ich fuhr geſtern von Prag nach Furth im Walde, da ich größere Fahrten eben ſo meide wie viel Eſſen, und ſchreibe jetzt dieſe Zeilen an Dich. Nach dem Eſſen fahre ich wieder einige zwanzig Meilen.

Richte Deinen nächſten Brief und Zuſendungen in die Lakerhäuſer über Paſſau. Dort bleibe ich jetzt bis in den tiefen Herbſt.

Alles Herzliche von uns beiden an Dich und Deine Kinder.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Nürnberg, am 28. Juni 1865.

Ich kann Ihnen im Gedränge nur einige Zeilen schreiben. Als ich eben zur Abreise von Prag einpackte, erhielt ich Ihr Schreiben und eine Beilage von Carl Binzer. Ich konnte nicht mehr sogleich antworten und thue es jetzt. Ich bin in Nürnberg und reise morgen wieder ab. Nürnberg liegt von Schwandorf, das auf meinem Heimwege von Karlsbad ist, nur drei Eisenbahnfahrstunden ab, und ich ging daher diese Strecke seitwärts, um in Nürnberg auch einige Studien zu Witiko zu machen, von dem der erste Abschnitt des zweiten Bandes zum Theile in Nürnberg spielt. Die eigene Anschauung des Schauplatzes ist mir im höchsten Maße ersprießlich, und es entspinnen sich da Gedanken, die sonst gar nicht gekommen wären. Ich bin heute am dritten Tage hier, und bin höchst gedrängt. Ich bedaure nur, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Ich habe Nürnberg nie gesehen, finde mich außerordentlich heimisch und wohnlich hier und halte diese Stadt für ein treffliches altdeutsches Meisterstück. Hieher muß und werde ich einmal wieder auf längere Zeit kommen. Der Geist, der über dieser Stadt weht, wird dem deutschen Theile meines Werkes ungemein zu Statten kommen. Ich beklage nur immer, daß ich die Kraft nicht habe, diesen Geist, wie er auch mich durchhaucht, so wie ich es möchte, gestalten zu können. Das

muß ich nun Gott anheimſtellen, daß es ſo iſt, wie es iſt, und muß mich damit tröſten und beruhigen, daß ich es an gutem Willen und an Eifer nicht fehlen laſſe. Meine Geſundheit beſſert ſich immer mehr und ſichtlicher, und ich glaube ſchon an das Ende der Dornenbahn zu ſehen. Welche Freude würde es ſein, wieder mit Klarheit und Herzensluſt ſchaffen zu können. Möge Ihnen Gott Geſundheit und Freudigkeit erhalten, und mögen Sie Ihre Reiſe recht vom Grunde aus genießen.

P. S. Briefe treffen mich von nun an in den Lakerhäuſern am baieriſchen Walde, über Paſſau.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 7. Juli 1865.

Ich bin endlich in den Lakerhäuſern in meiner Waldeinſamkeit und bei meiner Arbeit. Wir haben Prag am Samſtage den 24. Juni verlaſſen, und ſind an dieſem Tage nach Furth gefahren, des andern Tages ſetzten wir unſeren Weg fort. Da derſelbe über Schwandorf führt, von wo nur drei Fahrſtunden nach Nürnberg ſind, ſo machte ich dieſe Seitenrichtung nach Nürnberg. Im erſten Kapitel des zweiten Bandes des Witiko iſt der Herzog Wladiſlaw eine Zeit bei Konrad dem Hohenſtaufen in Nürnberg, nnd mich peinigte immer die Farbloſigkeit meiner Bearbeitung

dieſes Aufenthaltes. Jetzt habe ich die alte Kaiſerburg in Nürnberg geſehen und ſtudirt, habe Nürnberg und das Land herum geſehen, und jetzt wird die Sache anders werden und wird Leben gewinnen, wie ich es hoffe. Nürnberg hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht, ich ging nach meiner Ankunft in der Stadt herum, bis es finſter wurde, und kam völlig berauſcht nach Hauſe. Das ganze Ding war mir wie feenhaft, ich war wie eine Geſtalt auf einem Albrecht Dürer'ſchen Bilde. Nürnberg iſt die ſchönſte Stadt, die ich je geſehen habe, ſie iſt in ihrer Ganzheit ein wahrhaftiges Kunſtwerk. Die Zierlichkeit, Heiterkeit und Reinheit dieſer mannigfaltigſten Schönheitslinien füllte mich mit den wohlthuendſten Empfindungen. Was iſt unſer Volk für ein herrliches Volk geweſen, und was iſt es jetzt! Wie ſchal, wie kindiſch ſind ſeine jetzigen Anläufe faſt in allen Dingen, nur einzelnes Rieſenhaftes ragt noch empor, während früher faſt Alles rieſig war. Ein ſolcher jetziger Rieſe erſchien mir das Kaulbach'ſche Bild im Germ. Muſeum. Ich haſſe ſonſt Kaulbachs ſymboliſirendes Malen als ganz unkünſtleriſch; hier aber erſchien er mir auf dem Boden der Naturwahrheit und doch des gewaltigſten geſchichtlichen Gedankens. Ich konnte leider nur Montag, Dienſtag und Mittwoch in Nürnberg bleiben, und ſeit Langem hat mir nichts ſolchen Schmerz verurſacht, als daß ich mich von dieſer Stadt ſo bald losreißen mußte. Was hätte ſie meinem Gemüthe noch gegeben, was würde ihm ein längerer Aufenthalt in ihr geben? Wir fuhren am Donnerſtag nach Regensburg. Die Walhalla mochte ich dieſes Mal gar nicht beſehen, ihr Beſuch hat mir vor Jahren Thränen gekoſtet, jetzt hätte ich Ingrimm gefühlt. Dieſes Vergöttern der Todten, die man im Leben gekreuzigt hat und noch immer kreuzigt, iſt zu

empörend und ekelhaft. Freitags fuhren wir nach Paſſau, blieben Samſtag dort, weil ich den kranken Roſenberger beſuchen mußte, und fuhren Sonntags den 2. Juli bei abſcheulichem Wetter in die Lakerhäuſer. Man hatte uns an dieſem Tage nicht erwartet, und Alles war in Unordnung. Jetzt haben wir uns eingerichtet, und das Ruheleben iſt im Gange. Einiges knarrt noch, doch das wird ſich mit Geduld und Umſicht geben. Meine Geſundheit iſt in fortſchreitender Beſſerung, wird aber mit einer Vorſicht behandelt, die eigentlich Bewunderung verdiente. Jetzt wirſt Du das erſte Kapitel des zweiten Bandes in kürzeſter Friſt haben. O Freund! was iſt da für Abänderung nöthig! Ich ſchaudere vor dem Gedanken, wenn die Sache ſo gedruckt worden wäre. Es ſind im erſten Bande Unrichtigkeiten, die mich jetzt quälen; aber wer kann jede Faſer alten Lebens ſo geben, wie ſie geweſen iſt, wir leben in einer neuen Zeit, und gerade im Kleinſten gleitet ohne Bewußtſein des Schreibers oft eine Neuheit ins Werk, die zuweilen kindiſch iſt. Witiko hat in Hauzenberg Meſſer und Gabel, Handel ſchreibt mir aus Linz, daß man mir das vorwirft. Ich mußte herzlich lachen, ich habe gar nicht gewußt, daß das darin ſteht, viele Leute haben das Ding geleſen, und nicht beachtet. Es wäre ſo leicht zu vermeiden geweſen, aber jetzt ſteht es da. Ob die Alterthümler ganz recht haben, wenn ſie feſtſtellen, wie einmal Alles geweſen iſt, weiß ich nicht, aber ohne Noth ſollte nichts da ſtehen, was Zweifel erregt. Siehſt Du, ich habe Berge von Studien gemacht, und doch ſtößt Einen die Neuheit zuweilen in den Nacken. Ich glaube aber, ſo ſehr es mein Grundſatz iſt, daß ſolche Dinge nicht ſein ſollen, daß ſie dem künſtleriſchen Werthe des Ganzen keinen weſentlichen Abbruch thun. Was wäre es mit dem herrlichen Nibelungenliede, das in Attila's

Zeit ſpielt, und lediglich Sitten, Kämpfe ꝛc. des zwölften Jahrhunderts bringt, alſo ein Verſtoß gegen die Zeit um ſieben hundert Jahre iſt, wie meines Witikos Meſſer und Gabel auch um einige hundert Jahre verſtoßen mögen. Wäre nur jeder Kummer, jede Sorge, jede Pein von meinem Gemüthe ferne, daß ſo viel Luft des Alterthums und der Dichtung in meinem Werke wehte, als in meinem Weſen liegt. Mehr vermag ja kein Sterblicher zu geben, als er hat.

Ich ſende Dir von dem Statthaltereirathe Fritſch, der früher mein Amtsbruder war und jetzt penſionirt iſt, einem edlen Manne, der in Dichtkunſt und Muſik ein ſehr ſcharfes Urtheil hat, und von ſeiner Gattin, die offenen Sinn für jedes Schöne beſitzt, Briefabſchnitte, die über Witiko handeln, ſchicke ſie mir bald zurück. Ich habe Fritſch um Angabe der Fehler erſucht, er verſprach in dem Briefe, dies mündlich zu thun, da er mich hier beſuchen wird.

Laſſe doch eine Brieftaube mit einem Oelzweige an mich hieher abgehen. Ich harre ſehr darauf.

An Sigmund Freiherrn v. Handel.

Lakerhäuser (über Passau), 23. Juli 1865.

Ich danke Dir für Deinen herzigen Brief, und für das, was Du mir über Witiko sagst. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Ich war wohl nie so anmaßend, glauben zu wollen, den Besten meiner Zeit genug zu thun, wohl aber einigen Besten, und das ist mir mehr geworden, als ich gedacht und wohl auch verdient habe. Über Witiko sind mir von Menschen, die ich stets hoch gestellt habe, so warme Äußerungen zugekommen, daß ich wieder sagen muß, ich habe sie wohl auch nicht verdient; denn ich weiß selber leider zu gut, wie weit ich hinter dem Gewollten zurückgeblieben bin. Was Messer und Gabel und Tischtuch betrifft, so wird das wohl ein Fehler sein, wenn ich auch glaube, daß nicht alles richtig ist, was uns ein Sittengeschichtler erzählt; aber wo bezüglich sachlicher Richtigkeit auch nur ein kleiner Zweifel besteht, sollte man dem aus dem Wege gehen, was den Zweifel hervorruft, wohlgemerkt, wenn man sich selber des Zweifels bei der Arbeit bewußt wird. Aber wenn man in der Gegenwart lebt, gleiten unbewußt Kleinigkeiten der Gegenwart in das Werk, das man schafft. Als ich Deine Bemerkung und Deine Nachricht las, meinte ich, das stehe gar nicht im Witiko, noch dazu, da es so gar nicht nothwendig war, daß es darinnen stehe. Ich schlug nach, und es stand da.

Allen, die die Handschrift gelesen haben, ist die Sache auch entgangen. Wenn ich nun gleich der Meinung bin, daß solche Dinge im Kunstwerke durchaus nicht stattfinden dürfen, so glaube ich auch wieder, daß es menschlich nicht möglich ist, sie ganz zu vermeiden, und daß sie dem Kunstwerthe, der doch nie irgendwo anders als im Ganzen liegt, nicht wesentlich schaden. Wie stände es da um eines der würdevollsten Werke der Deutschen: Göthe's Iphigenia? Kein alter Grieche hätte Iphigenia die Worte sagen lassen, die sie sagt, und doch weht die holdeste griechische Luft in dem Werke, das doch wieder auch urdeutsch ist. Wie stände es um Wallenstein, Egmont, und um das unausstaunbare Werk der alten Deutschen, das ich seiner Grundlage „Königstreue und Mannestreue", wenn auch nicht der Rundung nach, weit über die Ilias und den Odysseus setzen muß, um die Nibelungen, die ein einziger sittengeschichtlicher Fehler sind, da die Sitten, Waffen, Kleider die des zwölften Jahrhunderts bringen, nicht des fünften, in dem Ezel lebte. Wie weit die sachliche Wirklichkeit in einem Kunstwerke zu geben ist, hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt. Ganz darf sie gar nicht gegeben werden, sonst entstünde ein mathematischer Satz und kein sinnlich hervorspringendes Kunstwerk, und es müßten, um mit Jean Paul zu reden, die dichterischen Blumen so langsam wachsen wie die wirklichen, und noch dazu unter so viel Gras. Ganz darf sie nicht fehlen, sonst malt man, wie wieder Jean Paul sagt, den Äther mit Äther in Äther. Bisher ist das dem Gefühle des Künstlers anheim gegeben gewesen, und da gingen die Gefühle nun weit auseinander, weshalb in neuer Zeit der Streit über „Realismus und Idealismus" entstanden ist. Ich meine, die Sachlichkeit müßte eben wieder im Ganzen liegen, wie ein großer Landschafter eine herrliche Blu-

menwiese malt, deren Schönheit und Wahrheit uns entzückt, und auf der bei näherer Besichtigung weder eine Blume noch ein Grashalm ist, sondern nur Farbenkleckse. Auf geschichtliche Unrichtigkeiten, obwohl ich mit größter Gewissenhaftigkeit sie zu vermeiden bestrebt war, war ich im Witiko gefaßt, wie meine Vorrede zeigt, und werden wohl auch weiter noch solche vorkommen, die ich gerne vermiede, wenn sie mir aufgezeigt würden, oder ich sie selber fände. Wie aber, Freund, wenn einem in zu ängstlichem Aufpassen auf das Einzelne das Ganze entwischte? Doch hoffe ich, daß es mir nicht so ergeht, wie Albrecht Dürer in seinen sonst so herrlichen Werken, hinter denen ich weit zurück stehe, daß er nämlich in biblischen Bildern die wackersten Nürnberger Gestalten bringt. Ich habe fast einen Berg von Büchern zu meiner Arbeit durchgekaut, und doch fand ich in Prag die Übersetzung eines Werkes aus dem Böhmischen, die ich bei uns nirgends sah, und die für mich ein wahres Schatzkästlein geworden ist: Tomeks Geschichte der Stadt Prag. Ich bedaure nur, daß ich dieses Buch nicht schon zu meinem ersten Bande gehabt habe. Ein Geschichts-, Sagen- und Kunstalterthümler in Prag, Schmitt, hat mir ein Verzeichniß aller Quellen zu meinem Werke zu ergrübeln und zusammen zu stellen versprochen. Möge nur das Grübeln nicht noch länger dauern als die Vollendung meines Werkes.

Doch genug von diesem Gegenstande, wir können derlei einmal mündlich verhandeln.

Rahls Tod hat mich sehr erschüttert. Ich achte seine Werke hoch, und habe sein Streben bewundert. Müssen denn solche Blumen so schnell zerstört sein, und das unendliche Gras wächst bis in den tiefen Herbst hinein? Fast scheint es ein Naturgesetz zu sein.

Österreichs Freiheitsentwicklungsgang macht mir großen Schmerz. War denn nicht die Unterhausabtheilung, die sich so in Freiheit breit machte, ein anderer Absolutismus? Und was hat sie bewirkt als Mißtrauen in das ganze System, und allemal wieder Mißtrauen. Ich habe das mit völligster Sicherheit vorausgesehen, und das Mäkeln und Häkeln im Kleinen herzlich verachtet. Also immer wieder Versuche nach so kurzer Prüfezeit. Jetzt habe ich keine Vorstellung dessen, was werden wird. Wohl muß man, wenn man je in den Gang der Geschichte eingeblickt hat, auf derlei Schwanken und langsames Gedeihen gefaßt sein; aber erlaubt ist es doch, wenn man die Fehler der gegenwärtig Handelnden sieht, Schmerz darüber zu empfinden.

Von mir kann ich Dir sagen, daß ich mich täglich gesünder fühle, eigentlich ganz gesund. Die Kräfte wachsen, der Körper nimmt zu, das Aussehen bessert sich, mein mäßiges Essen schmeckt mir außerordentlich und macht mir keine Beschwerde, der Schlaf ist trefflich — nur die Nerven sind noch sehr reizbar und schwach, Alles ergreift mich und macht mich fast zittern, ich bin noch das Bild eines vollständigen Reconvalescenten. Meine Vorsicht in Temperatur, Essen und Trinken ist jetzt fast ängstlich, und ich werde bei meiner Weise bleiben, selbst wenn ich wieder so stark und rüstig würde wie früher.

Schreibe mir wieder einige Zeilen. Grüße Deine verehrte Gattin und küsse in meinem Namen Deine Knaben. An Dich das Herzlichste von Deinem treuen Freunde.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 29. Juli 1865.

Ich habe Deinen Brief vom 22. d. Mts. erhalten. So lieb ſeine Worte ſind, ſo beſtätigt er mir doch von Neuem, was ich ſeit länger als einem Jahre weiß, und was ſich nach und nach zu immer größerer Deutlichkeit entfaltete. Du biſt in einer leidenſchaftlich befangenen Stimmung gegen mich, die Du nicht auszurotten vermagſt. Dieſe Stimmung hat ihren Grund darin, daß Du empfindeſt, ich habe Dich zu ungebührlich lange mit der Handſchrift des Witiko hingehalten, und ſo Deine Großmuth mißbraucht. Du haſt es auch in den Worten ausgeſprochen, da Du in einem Briefe ſagteſt, es ſchiene Dir, daß ich zu wenig Rückſicht auf Dich nehme. Ich ſetzte Dir in Briefen die Lage auseinander, zeigte Dir, daß ich von dem heißeſten Verlangen beſeelt bin, die Sache zu Ende zu bringen, und dennoch ſprach jede Deiner Antworten wieder ein Drängen nach der Handſchrift aus, und in dem letzten Briefe erſcheint es wieder gleich in den erſten Zeilen, daß Du meineſt, es thue ein Drängen noth. Folglich mußt Du noch immer an mir zweifeln. Ich habe manche einzelne Ungerechtigkeiten gegen mich erfahren, ich achtete ſie von Fremden nicht, von Freunden waren ſie unbedeutend; aber eine ſolche Ungerechtigkeit der Stimmung gegen mich, wie ſie ſchon länger in Dir zu ſein ſcheint, iſt mir noch nicht

begegnet. Ich muß Dir, theurer Freund, mit Nothwendigkeit ſagen, Du haſt mich entweder nie gekannt, oder haſt begonnen, mich zu verkennen. Ich habe Dich einmal erſucht, mich des Witiko wegen nicht zu drängen. Es iſt ein tiefer Grund zu dieſer Bitte geweſen. Mein Inneres iſt ſo, daß ich mit Liebe und Begeiſterung an einer Arbeit ſein muß, um ſie ſo gut zu machen, als ich kann. Kommt von nahe oder ferne, deutlicher oder leiſer, eine Art äußeren Zwanges dazu, ſo erlahmt die Begeiſterung, ich fühle mich gekränkt, und die Sache wird mir fremder. Ja, wenn das Dringen eine beſtimmte Höhe erreicht, könnte ich an einer Arbeit erhungern, ohne ſie vollenden zu können. Nun iſt allerdings zuzugeſtehen und ſpricht ſehr für Dich, daß ſich der Witiko ſo verzog, wie es nicht voraus zu ſehen war, und wie Du es durchaus nicht erwarten konnteſt. Und hier habe ich den großen Fehler begangen, daß ich, in der Arbeit mit der Sache befangen, von Stück zu Stück weiter in ihr fortgeriſſen, faſt das Zeitmaß verlor, und im Bewußtſein, wie Alles gut und gedeihlich zu Ende und in Ordnung geführt werden würde, nicht ahnte, daß Du das nicht wiſſeſt, und daß Du unruhig zu werden beginnen müſſeſt. Ich lebte bewußtlos äußerer Verhältniſſe in unſerer Liebe fort, es mußte mir bewußtlos geweſen ſein, Du ſeieſt ich, ich Du, Alles ſei klar, und Du ſeieſt, wie ich wäre, wenn die Sache zwiſchen uns umgekehrt wäre. Ich muß ferner zugeben, daß ich in Äußerem Fehler gemacht habe; allein ich las dieſer Tage im Wilhelm Meiſter, den ich mir mitgenommen hatte: „Er (W. M.) erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar, daß er ſich ſo lange darum nicht bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller Menſchen ſei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen iſt, daß ſie die

äußeren Verhältniſſe ganz und gar vernachläſſigen." (S. 437, 15. Band. Cotta 1858.) Mir ſtürzten in meiner jetzigen Weichheit die Thränen in die Augen, und ich ſagte zu meiner Gattin: „Hier ſteht meine Lebensgeſchichte." Ich habe in einem Briefe an Dich ſchon geſagt, daß ich dieſen Fehler bezüglich äußerer Lebensdinge einſehe, und daß er nicht mehr vorkommen ſoll.

Durch mich erleideſt Du keinen Verluſt; denn was ſo ſcheint, iſt nicht ſo. Du haſt die Frucht theils ſchon in den Händen, theils iſt noch ſo viel an Handſchriften mein Eigenthum, welches wieder in unvorhergeſehenen Fällen in Deine Hände geht, und dieſe Frucht iſt eine, die im Reifen begriffen iſt, wie die Früchte unſerer großen Dichter gereift ſind, denen ich zwar weit nachſtehe, denen ich aber doch ungleich verwandter bin, als dem jetzigen Elende unſerer Dichtkunſt, manch' einzelnes Herrliche ausgenommen. Nicht die Dichter ſelbſt aber, ſondern die ſpäter kamen, haben die Frucht gepflückt. Von höheren Menſchen ſind ſie gleich erkannt worden, und von dieſen hat ſich das Urtheil auf alle endlich fortgepflanzt, und Göthe, deſſen ſchlechten Werther man vergöttert, deſſen herrliche Dichtungen man kalt aufgenommen oder verunglimpft hatte (lies den Engländer Lewis) ſteht jetzt in jedem Bücherkaſten. Du biſt zwar nicht viel jünger als ich, jedoch Du lebſt in Deinen Kindern fort, denen ich Gedeihen an Leib und Seele von Gott erflehe. Als ich krank war, faßte mich das bitterſte Gefühl, daß nun die Arbeit leidet, es faßte mich das bitterſte Gefühl um Dich, und ich that, wie ich Dir ſchrieb, das Übermenſchliche (lies doch den Brief nach) und machte die zwei Bände Mappe faſt fertig, weil ich an Witiko nicht arbeiten konnte, und zerſtörte vielleicht wieder, was

der Arzt gut machte, und verzögerte die Genesung. Du schriebst lange nicht, und als Du endlich schriebst, erkannte ich Deine gegen mich eingenommene Stimmung, und suchte sie durch Darlegung der Sache zu zerstreuen; aber es gelang mir nicht, und nun bin ich ohne weitere Vertheidigungswaffe, und erwarte, was immer kommen mag. Ich machte im Herbste den ersten Band Witiko zurecht, weil es Dir so recht war. Nur Gott und ich weiß, wie mir dabei war. Der Band wurde fertig, und ich fiel in Nervenzustände zurück, daß ich zum Unkenntlichen abmagerte, und die Leute erschreckte. Ruhe und der Liebig'sche Fleischextract (für mich namenlos segensreich) brachten mich wieder so weit, nach Karlsbad gehen zu können. Dann ging ich des Witiko willen nach Prag, und mußte Prag früher verlassen, ehe ich meine Forschungen erschöpft hatte, weil meine Mittel schmolzen. Mit halbgebrochenem Herzen fuhr ich nach Nürnberg, das ich nach vier Tagen auch wieder verlassen mußte, und zwar auch viel zu früh. In den Lakerhäusern schrieb ich den ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Witiko neu, weil nach meinen Prager Erfahrungen über die Verhältnisse der Stadt im 12. Jahrhunderte schier Alles auf jeder Seite unrichtig war. Auch körniger, frischer und feuriger wurde die Sache. Ich kam schon gegen das Ende des Abschnittes, und hätte ihn Dir in acht Tagen senden können. Da kam Dein Brief, auf den ich einen Monat geharrt hatte, und brachte freundschaftliche Worte, aber doch auch wieder die Mahnung um Schriften ohne tieferen Trost, daß mir vollkommen klar wurde, wie ich am Eingange dieser Zeilen gesagt habe, und wie ich längst ahnte, daß Du mich verkennst, und daß Du gegen mich Mißstimmung hegst.

Karlsbad hat sehr gut gewirkt. Ich brauchte zur Nachkur

Ruhe und Schonung und reine Waldluft. Die beſten Ärzte mancher Städte haben mich unterſucht. Dieſer Tage war Winkelmayr bei mir, den ich kennen und hochachten gelernt habe, deſſen ärztliche Einſicht mir Verehrung einflößte, und den ich auch um ſeine Meinung bat. Er unterſuchte mich lange und gründlich und ſagte: „Alle Theile Ihres Körpers ſind geſund, Sie haben einen chroniſchen Magenkatarrh, es iſt aber eine pathologiſche Änderung der Magenſchleimhaut nicht vorhanden, geiſtige Anſtrengung wirkt ſtörend auf die Verdauungsorgane, und durch geiſtige Überarbeitung haben Sie ſich eine Innervation der Magenſchleimhaut zugezogen. Das Übel iſt im Weichen. Ruhe, Mäßigkeit, Heiterkeit, Aufenthalt in reiner Luft und bei reinem Waſſer, geiſtiges Arbeiten nur täglich ſo lange, als es Ihnen ohne Anſtrengung Freude macht, wird Sie ohne Arznei ganz ſicher der Geneſung zuführen." Dasſelbe haben andere Ärzte auch geſagt, und ich erinnere mich jetzt, daß ich oft, als ich am Witiko, um ja die mit Vorarbeiten verſäumte Zeit einzuholen, lange und heftig arbeitete, erſchöpft und ſchwindlig aufſtand, aber durch ein paar Gläſer Wein mich geſtärkt fühlend meinte, es thue nichts. Mein Freund Piloty hat ſich durch übermäßiges Malen dasſelbe Übel zugezogen, und war mit mir gleichzeitig in Karlsbad.

Aber mein Unglück iſt ganz ungewöhnlich, weil immer, wenn Geneſung eintritt, ein Schlag kommt, der ſie wieder zerſtört.

In nächſter Woche kommt Fritſch mit ſeiner Gattin aus Salzburg zu mir und mein Freund Handel aus Linz. Vielleicht führt mich ihre Liebe wieder einige Schritte näher zu Witiko.

Ich wünsche von tiefstem Herzen, daß es Dir wohl ergehe, und wenn ich etwas thun könnte, Dein Wohl zu gründen, ich thäte es mit tausend Opfern.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 18. August 1865.

Wenn Dich, wie Du schreibst, mein letzter Brief sehr betrübt hat, so ist dies ein neuer Kummer in meiner Lage. Der Gedanke, daß Deine Liebe zu mir eine Wandlung erlitten habe, verfolgte mich mit solcher Qual, und sagte mir ewig vor: Nun hast du auch deinen besten Freund verloren, daß ich es Dir offen sagen mußte. Wenn verschiedenes Unliebsame, das Dich getroffen hat, an mancher Trübung Deines Geistes und Herzens schuld ist, und auf Dein Leben und dessen Offenbarungen Einfluß genommen hat, so wird sich wohl das Alles durch ein persönliches Zusammenkommen, das ich mir schon lange ersehne, klären, und auch Du wirst über mich klarer werden und manches in gutem Lichte sehen. Ich habe nur den heißesten Wunsch, daß die Zukunft Dir vorherrschend Liebes und Ersprießliches bringe, vorzüglich in Deinen Kindern. Ich liebte Dich immer wie einen Bruder, und habe nie aufgehört, Dich zu lieben, selbst da Zweifel über Deine Gegenliebe kamen. Und wenn ich Dir Unrecht that, wie ich von Herzen glaube, und wenn ich, da ich mich noch immer trotz alles Ringens von dem Gedanken nicht los machen kann, Du seiest gegen mich kälter geworden, in meinem Unrechte fortfahre, so verzeihe es meiner Krankheit, in deren Wesen her-

vorragend die Neigung zu Mißtrauen liegt, und gerade dies ist ein Zeichen der Liebe; denn gegen geliebte Personen stellt sich dieses Mißtrauen am meisten ein. Ich quäle mich und quäle den geliebten Menschen mit der Muthmaßung, er liebe mich nicht mehr so wie früher, und kein Beweis des Gegentheils, den ich mir selber gebe, und keine Vernunft hilft dagegen. Und insbesonders Liebe ist es, die meinem Gemüthe jetzt so wohl thut, und die die Genesung jetzt so mächtig fördert. Siehst Du, Freund, was für ein böser Zirkel da vorhanden ist. Besserung des Körperzustandes bringt auch ohne weitere Beweise Besserung des Gemüthes. Diese Besserung schreitet zwar jetzt nicht rasch, aber doch stetig bei der äußerst folgerichtigen Lebensweise, die ich führe, vorwärts, und ich muß meine Freunde bitten: Habt die Zeit bis zum Ablaufe meines Übels noch Geduld mit mir, besser wird es ganz gewiß, und dann sagt mir Alles und predigt mir meine Unarten vor, ich werde erkennen und Genugthuung geben.

Ich habe mit diesem Briefe den ersten Abschnitt des zweiten Bandes von Witiko schicken wollen (gut ein Drittheil des Bandes); aber meine Stimmung, in der ich war, da ich Dir meinen letzten Brief schrieb, hemmte und verunstaltete die Sache sehr, und erst die spätere Zeit brachte wieder ein genügenderes Geleise. In einer Woche ungefähr wird die Handschrift an Dich abgehen. Solltest Du sie lesen, so schreibe mir Dein Urtheil. So weit ich darüber reden kann, so ist gar kein Vergleich zwischen dem, was Du in den Händen gehabt hast, und der neuen Bearbeitung. Fritsch war mit seiner Gattin neun Tage hier, und der Abschnitt wurde bis auf den Schluß, der noch nicht geordnet war, laut vorgelesen, und beide Zuhörer sagten, daß dieser Beginn des zweiten Bandes an Bündigkeit, Klarheit, Lückenlosigkeit und

Höhe der Behandlung dem ersten Bande weit vorzuziehen sei. Dies war auch ungefähr mein Gefühl bei der Arbeit, wenn ich auch noch immer das glühende Verlangen in mir trage, dem Werke erst noch durch weitere Feile und durch weiteres Austragen im Gemüthe jene Hoheit des Inhaltes und der Gestaltung zu geben, die mir beim Entwerfen desselben vorschwebte, und noch immer vorschwebt. Wie weit das möglich ist, und ob es mir überhaupt möglich ist, mag dahingestellt sein. Einmal muß ein Abschluß gemacht werden, und stetes Verbessern würde ja das Erscheinen des Werkes unmöglich machen. Also gehe es in seiner jetzigen Gestalt dahin.

Der junge Axmann ist hier und hat mir zwei Abdrücke des Wladislaw gebracht, leider wieder nicht die Zeichnung Geigers, so daß ich kein Urtheil habe. Der Stich scheint mir indeß gelungener als der des ersten Bandes. Axmann muß mir noch die Zeichnung schicken. Die für III sende ich ihm zum Beginne der neuen Arbeit ein.

Ein Gutsbesitzer aus Oberösterreich, der hier ist, und meine Schriften liebt, kennt nur die Studien, und weiß von den andern nichts, es müssen daher doch die Ankündigungen der Commissionsbuchhändler sehr mangelhaft sein. Der besagte Mann wird sich die andern Werke nun nachschaffen.

Was ich Dir über eine böhmische Übersetzung immer zu sagen vergessen habe, trage ich nach. Hier nur so viel, daß meine Schritte hierüber in Prag von dem Erfolge nicht waren, daß ich einen Rath ertheilen könnte.

Ich schließe diese Zeilen mit den innigsten Grüßen von uns beiden an Dich und Deine lieben Kinder. Gott segne Euch.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 12. September 1865.

Ich ſchreibe Dir einige Zeilen, daß Du nicht zu unruhig wirſt. Die Sendung der Handſchrift verzögerte ſich durch den Umſtand, daß Fritſch zehn Tage und der junge Armann neun Tage bei mir zum Beſuche waren, was mich zwar nicht gänzlich, aber doch vielfach hinderte. In 4—5 Tagen kann die Handſchrift abgehen.

Meine Geneſung befeſtigt ſich ſo, daß ich nun auf völlige Geſundheit, Fröhlichkeit und Kraft hoffen darf — und Alles dieſes ſoll im vollſten Maße unſerer Sache gewidmet ſein. Tauſend Grüße. Nach Sendung der Handſchrift folgt ein längerer Brief für Dein unendlich liebes letztes Schreiben.

Tauſend Grüße.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 20. September 1865.

Ihr Schreiben vom 16. d. M. ist mir nach den Botenverhältnissen unseres Waldes spät zugekommen, ich beantworte es sogleich und sende die Antwort durch einen eigenen Boten auf die nächste Post. Wenn ich wüßte, daß Sie noch in Linz sind, und wenn ich nicht fürchten müßte, Sie in den Bedrängnissen des Abreisens zu finden, würde ich sogleich zu Ihnen eilen, um Sie noch zu sehen, denn der Gedanke, daß ich Sie bei meiner Rückkehr nach Linz nicht mehr sehen werde, hat etwas ungemein Trauriges für mich. Daher beschloß ich meinen Landaufenthalt nicht zu unterbrechen, nach Beendigung desselben aber, sobald ich mich nur dem Statthalter vorgestellt habe, sogleich zu Ihnen nach Wien zu kommen. Bis dahin hat sich Ihr neues Verhältniß etwas beruhigt und Sie finden vielleicht eher als jetzt Zeit, einige Freundesworte anzuhören und zu erwiedern. Mein Herz ist so voll, daß es unmöglich ist, auch nur den kleinsten Theil seines Inhaltes auf das Papier zu bringen. Es muß unmittelbar vom Munde zu den Ohren gehen. Jetzt nur das Allerwichtigste. Ich segne den Minister, daß er diese Wahl getroffen. Ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genug beschreiben. Es können was immer für Geschäfte in einem Zeitpunkte dringender sein; heiliger aber, menschlicher und unmittelbarer ist keines, als das

über Cultus, Unterricht, Kunst. Es ist das Höchste im Staate. Und wie es das Geistigste ist, so ist es auch das Innerlichste, und der vollendete Staatsmann, der unfehlbarste Geschäftsmann kann seine Aufgabe nicht lösen, wenn er nicht ein warmes Herz und ein tiefes Gefühl für Schönheit, Güte und Größe hat. Und weil Sie zu Ihrer Geschäftsbegabung auch diese andern Bedingungen bringen, muß jeder, der Sie kennt, die Wahl glücklich preisen. Sie werden mit Ihrem Wesen den Stoff durchdringen, und das Einzelne wird sich nach diesem Wesen gestalten. Und wenn auch nicht alles und jedes Widerstrebende besiegt werden kann, so ist auch Weniges schon ein großer Gewinn für kommende Zeiten. Haben Sie Zutrauen zu sich, wie der Staatsminister und wie Ihre Freunde Zutrauen zu Ihnen haben. Mögen nur die äußeren Verhältnisse unseres Staates sich derart gestalten, daß Ihnen Raum für Ihr innerliches Wirken wird.

Diese Worte sind in Flüchtigkeit das, was ich Ihnen auf Ihren Brief zu erwiedern habe.

Auf Ihre gütevolle Äußerung, daß Sie in Ihrem Wirkungskreise meiner gedenk sind, kann ich nur den herzlichsten Dank sagen und die ernsteste Versicherung beifügen, daß ich, falls ich die Kräfte hätte, auch diese Kräfte vollständig anwenden würde, ein Theilchen jener Früchte reifen zu helfen, die Sie anstreben. Sie kennen meine Anlagen vielleicht besser als ich selbst, und würden sie wohl am zweckmäßigsten anwenden. Nun bin ich aber in einer Lage, in der ich von mir selber nicht sagen kann, wie es mit mir ist. Ich habe einen Körper, der nicht völlig gesund ist, und da ich dem sechzigsten Jahre entgegen gehe, so schreitet meine Genesung sehr langsam vorwärts. Die heilsamste Arznei ist Liebe, die mir entgegen kömmt; dann wäre ein Zweites als Grundbe-

dingung: die Beruhigung meines Gemüthes über meine Zukunft; denn die Unruhe darüber nagt unaufhörlich in mir. Vielleicht käme dann die Zeit, in der noch einmal frische Kräfte aufleben, und ich dem Staate Einiges leisten könnte, vielleicht entstünden dann auch noch Werke der Dichtung, die unserem geliebten Oesterreich nicht zur Unehre gereichten. Gott füge es, wie es in seinem unerforschlichen Rathschlusse liegt.

Sie wollen etwas über mein Befinden wissen. Karlsbads Nachwirkungen stellen sich in der hiesigen herrlichen Luft ein, aber erst seit halbem August. Ich fühle mich körperlich nicht mehr krank, muß aber bei der äußersten Mäßigkeit der Nahrung bleiben. Mein Aussehen ist besser, als in dem ganzen Leidenszeitraum vorher, und ich nehme am Körper zu. Daß die Genesung vorwärts geht, dürfte sicher sein, aber sie geht langsam und bedarf des folgerichtigsten Verhaltens. Jede Anstrengung muß noch vermieden werden, der kleinste Versuch über ein bescheidenes Maß hinaus rächt sich sogleich. Die Nerven sind noch sehr empfindlich, und eine gewisse Schwermuth wird erst zeitweise durch eine aufdämmernde Schaffensfreudigkeit unterbrochen. Wenn ich Ruhe und Muße gewinnen könnte, würde ich den Winter in Kirchschlag bei Linz zubringen; denn Luft in hoher Lage und reines Granitwasser sind ein Labsal für meinen Zustand. Im Frühlinge würde dann eine Wiederholung des Karlsbades stattfinden. Etwa wäre dann wieder Thätigkeitskraft zu gewinnen, denn der eigentlichste Tod für Seelen ist Unthätigkeit. Indessen danke ich Gott und edlen Menschen, die mir beistanden, an deren Spitze meine Gattin ist, für das, was sich bis jetzt eingefunden hat.

Ich muß enden; schon dieser Brief ist für mich etwas zu lange geworden.

Gott geleite Sie auf Ihrer Bahn, und wenige werden Sie vielleicht mit größerer Freude darauf fortschreiten sehen, als ich.

Empfangen Sie die innigsten und freundschaftlichsten Grüße von mir und meiner Gattin, und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und, so weit es Ihre Zeit erlaubt, einen brieflichen Verkehr.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 24. September 1865.

Daß Du nicht gar zu ungeduldig wirst, sende ich vor der Handschrift noch ein paar Zeilen. Die Verzögerung über die einigen Tage hinaus, von denen ich Dir schrieb, ist keine der Zeit, sondern des Raumes des Buches. Ich mußte nämlich bei der Vertheilung der Stoffmassen manches früher nehmen, was ursprünglich für später bestimmt war, daher erhältst Du auch statt ein Drittheil des zweiten Bandes, wie ich Dir schrieb, fast die Hälfte des Bandes. Ich bin in der letzten Durchsicht, und brauche noch zehn Tage. Diese Tage warte doch noch in Güte und Liebe. Ich fühle, Du wirst Freude an der Arbeit haben, in mein Gemüth wenigstens ist jene Ruhe und Heiterkeit gekommen, weil ich so gut gearbeitet habe, als ich konnte.

Zwei andere Dinge melde ich Dir auch, die Dich freuen werden. Meine Gesundheit geht jetzt sehr rasch aufwärts. Die Zeiten freudigen Schaffens werden immer länger, und sie sind

es auch, in denen ich auch meinen gewesenen Zustand kindischer Aufregung gar nicht mehr begreife. Gebe Gott, daß keine Rückfälle mehr kommen. Ich wenigstens will durch Ausweichen von Allem, was aufregen könnte, und durch die einfachste Lebensweise beitragen, was ich kann. Dann werden die Handschriftensendungen schnell folgen; denn ich fühle in heiteren Augenblicken, daß sie sind, wie ich sie schon 5—6 Jahre nicht hatte, daß ich also eigentlich schon lange krank war.

Das zweite ist: Kriegs-An, von dem ich Dir den herrlichen Brief über Witiko schickte, hat als Sektionschef die Leitung des Kultus-, Unterrichts-, Kunst-Ministeriums übernommen. Er hat mir von Linz einen höchst lieben Abschiedsbrief geschickt. Im Oktober werde ich zu ihm nach Wien gehen, um mich mit ihm über meine Zukunft zu berathen. Wie schön wäre es, wenn ich da mit Dir zusammentreffen könnte. Ich werde Dir den Tag melden.

Weil mir hohe Luft gar so gut thut (sie ist ja meine Heimathluft), so kann es geschehen, daß ich im Winter auf einem hohen Berge bei Linz in Kirchschlag wohne. Es sind zwei liebe Familien aus Linz dort.

Gott segne Dich und die Kleinen, die wir herzlich küssen. — Tausend Grüße von uns.

An Sigmund Freiherrn v. Handel.

Lakerhäuser, am 24. September 1865.

Da sich mein Aufenthalt in dem Walde, der mir gar so gut thut, in diesem herrlichen Herbste wohl noch so ziemlich verlängern dürfte, so bitte ich Dich freundlich, zahle von meiner Oktoberbesoldung an Herrn v. Gerbert meine vierteljährige Wohnungsmiethe, und zahle an den Buchbinder H. Brunnthaler (Platz, Eck der Hofgasse) fünfzig Gulden. Er hat mir in meiner Abwesenheit den Göthe und die Vertheilungsbände des Witiko gebunden. Die Rechnung wird etwa ein paar Gulden mehr machen, die ich nach meiner Rückkunft begleichen werde. Den kleinen Rest des Geldes behalte wieder. Wir haben hier lauter ganz heitere warme Tage und der Wald ist prachtvoll.

Im Buche der Richter steht: Heli's Söhne haben das Opferfleisch mit Gabeln aus den Töpfen genommen. Haben diese auch einen Verstoß gegen die Culturgeschichte gemacht?

Meine Verehrung Deiner Gattin, tausend Schönes an Dich und Deine Buben.

Lebe wohl, ich bin wie immer Dein treuer Freund

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerbäuer, am 6. October 1865.

Ich mußte Dir die Handſchrift der erſten Hälfte des zweiten Bandes des Witiko ohne weitere Zeile ſenden, wenn ich nicht in die Gefahr gerathen ſollte, daß Du dieſelbe vielleicht um zwei Tage ſpäter erhielteſt. Ich ſende alſo den Brief nach. Wir haben hier ſehr anfängliche Poſtverhältniſſe. Unter meiner Wohnung iſt die Poſtablage. Der Bote wohnt aber eine halbe Stunde Weges von hier. Um zwölf Uhr kommt er und holt ab, was da iſt, trägt es in ſeine Wohnung, um es des andern Tages auf die Poſt Breitenberg zu tragen, zu einer Zeit, da die Poſt nach Paſſau ſchon fort iſt. Daher raſten die Dinge wieder in Breitenberg bis auf den folgenden Tag. Wenn ich am Samſtage nach zwölf Uhr einen Brief hier abgebe, da der Bote fort iſt, ſo geht derſelbe Samſtag nicht mehr ab, Sonntags aber auch nicht, weil der Bote am Sonntage feiert, am Montage kömmt der Brief nach Breitenberg, und am Dienſtag gegen Mittag nach Paſſau, alſo ungefähr in zweiundſiebzig Stunden. Raſche Pferde legen den Weg in vier Stunden zurück. Ich werde ſuchen, dieſen Brief morgen auf die öſterreichiſche Poſtablage Schwarzenberg zu bringen, dann erhältſt du ihn um einen Tag früher.

Des Witiko willen eine Bitte. Ich habe den geſendeten Abſchnitt mir laut vorgeleſen, um zu hören, ob er fließt. Was zu

ändern und glätten ist, habe ich schnell mit einem Bleistifte auf ein Papier bemerkt. Bei der Eintragung der Aenderungen eilte ich sehr, daß Du nicht noch länger warten müsseſt. Es kann daher sein, daß etwa hie und da ein Wort sich nicht fügt, oder daß etwas, dessen Ersatz am Rande steht, nicht, oder nicht völlig ausgestrichen ist. Wenn der Setzer Anstände hat, trage ihm auf, daß er Dich frägt, und suche dann die Stelle aus der Handschrift ins Reine zu bringen, und solltest Du auch den Zweifel nicht lösen können, so thue mir die Freundschaft, und sende das Blatt mit einem rothen Striche an der bezeichneten Stelle. Ich hoffe, daß der Fall nicht eintreten wird, aber möglich ist er doch. Ich habe auf die Gestaltung dieses Dinges alle Kraft und allen Fleiß verwendet, und wünsche, daß dies auch nicht bei einer Stelle vergeblich gewesen sei.

Ich gebe Dir die Handschrift mit sehr heiterem Muthe. Mit meinem Wissen habe ich keinen Fehler darin gelassen, wenn ich auch gewiß bin, daß ich nach einiger Zeit wieder Verbesserungen wissen würde. Das war ein schwerer Abschnitt. Ich habe Dir geschrieben, daß ich in Prag gelernt habe, daß der ganze Abschnitt in der früheren Fassung falsch war, und daß ich ihn neu schreiben muß. Das Richtige dieses Ausspruches wirst Du beim dereinstigen Lesen selber erkennen. Was Du in den Händen hast, ist die Neuschrift und ihre Umänderung und Ausfeilung. Diese Arbeit ist in den Lakerhäusern geschehen, wo ich in den ersten Tagen des Juli ankam. Es sind über zehn Bogen, und wenn Du bedenkst, daß im Juli noch stark die Karlsbader Schwäche in mir nachwirkte, und der August erst ein rascheres Aufwärtsgehen brachte, und wenn Du bedenkst, daß ich kein gesunder, sondern nur ein langsam genesender Mensch bin, und wenn

Du bedenkſt, daß heute der 6. October iſt, ſo wirſt Du ſagen müſſen, daß ich der Sache genug gethan habe. Vier Tage werde ich jetzt raſten, denn ich habe mich ein wenig überarbeitet, dann gehe ich nach Linz, und dann gehe ich an den zweiten Abſchnitt, der nur einer Feile bedarf. Dann folgt noch ein Abſchnitt, den Du noch nicht kennſt, und dann iſt der Band aus. Ich werde recht thätig ſein, und Du wirſt keinen Grund zur Klage haben. Gebe nur Gott, daß meine Geneſung ſo fort geht, wie die letzten acht Wochen. Berg- und Waldluft und Granitwaſſer thun mir außerordentlich gut, ich werde daher im Winter in Kirchſchlag, zwei Meilen von Linz, auf waldigem Granitboden wohnen, der nur um Weniges tiefer liegt, als der hieſige. Gegen Ende April gehe ich wieder nach Karlsbad, das ich unſäglich lieb gewonnen habe. Man weisſagt mir dann völlige Befreiung von meinem Uebel, zu der in der Regel zwei Karlsbader Beſuche gehören.

Für Deinen letzten herzlichen, innigen Brief danke ich Dir aus dem Grunde meines ganzen Gemüthes. Es iſt mir ein Heilbalſam geworden. Ich werde beſtrebt ſein, Dir Alles zu vergelten.

Schreibe mir recht bald, und zeige mir den Empfang der Handſchrift an, es iſt keine Abſchrift da, und ihr Verluſt wäre entſetzlich. Schreibe mir auch, ob wir im Oktober eine Zuſammenkunft in Wien haben können. Wenn nicht, ſo gehe ich vielleicht auch nicht dahin, und mache meine Schritte brieflich, weil ich jeden Pfennig für den nächſten Karlsbader Aufenthalt ſparen muß. Ich habe viel Hoffnung, daß mich das jetzige Staatsminiſterium gut behandeln wird.

Was Du über Deine Kinder ſchreibſt, freut uns außerordentlich, wir freuen uns Deiner Freude, und wünſchen das beſte Gedeihen der Erziehung.

An Joseph Aymann.

Lakenhäuser, am 7. October 1865.

Es wäre abscheulich von mir, wenn ich Dich absichtlich mit der Zurücksendung des Wladislaw hätte so warten lassen. Heckenast harrte mit den größten Schmerzen auf die Zusendung der Handschrift des zweiten Bandes des Witiko. Ich arbeitete über Hals und Kopf, so weit ein langsam genesender Mensch über Hals und Kopf arbeiten kann, und je mehr ich trachtete, und je schmerzlicher mir es war, daß Heckenast so warten muß, desto mehr schien sich die Arbeit hartnäckig zu dehnen. Ich mußte nämlich einen ganzen Abschnitt neu machen, weil ich in Prag Erfahrungen sammelte, aus denen ich erkannte, daß der ganze geschriebene Abschnitt falsch sei. Ich kam daher nicht dazu, Deinen Stich und Geigers Zeichnung zu vergleichen, denn wenn ich von der Arbeit aufstand, war ich an allen Gliedern zerschlagen, und mein Geist fieberte. Gestern habe ich die Handschrift fortgeschickt, und morgen geht das Päckchen mit Wladislaw und Friedrich (Rothbart) für den Stich zum dritten Bande an Dich ab. Du hast Wladislaw meisterlich klar gestochen. und wenn auch Kleinigkeiten besprochen werden könnten, so können diese nicht Gegenstand eines Briefes sein, weil sie eben Kleinigkeiten sind und ich durchaus nicht sicher bin, ob ich Recht habe. Im Wesentlichen finde ich keine Einwendung zu machen, und danke Dir recht herz-

lich, daß Du zu meinen armen Worten und zu Geigers herrlicher Zeichnung Dein Beſtes gethan haſt. Möge Dir Gott noch recht lange Deine Kraft und Deine Kunſt bewahren.

Sage Ferdinand unſeren innigſten Dank für ſeine geſendeten Gaben. Das war eine treffliche Wiener Zunge und ein trefflicher Wiener Schinken. Ich durfte nicht daran gehen wie ein Geſunder; aber daran gegangen bin ich doch. Das beſte Theil haben die andern daran gethan. Als Ferdinand fort war, begann ſchönes Wetter, und blieb hartnäckig ſchön bis jetzt. Wir haben tauſendmal von ihm geſprochen.

Ich wünſche Glück zum Friedrich, er erſcheint mir noch außerordentlicher als Wladiſlaw, ſo außerordentlich Wladiſlaw iſt („das ſanfte ſchwärmeriſche ſlaviſche Auge", ſagte ein Reiſender, der die Zeichnung bei mir ſah). Friedrich iſt ganz ein Kaiſer. Ich werde Geiger nächſtens ſchreiben. Weit, weit ſteht er in ſeiner Kunſt über Allen, die jetzt leben.

Ich ende, ſei von uns auf das Herzlichſte gegrüßt, ſo auch Deine Gattin und Ferdinand, unſer junger edler Freund.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 11. October 1865.

Ich ſchreibe Ihnen noch von hier aus dieſe Zeilen. Uebermorgen, wenn ſchönes Wetter iſt, fahren wir über Aigen nach Linz, wo wir am Freitage ankommen. Länger als ſechs Wochen hatten wir ganz heitere, warme Tage, nur die Morgen und Abende waren kühl. Dieſe Zeit hat mir ungemein geholfen und wenn ſich nun noch ein Sommer unmittelbar anſchlöſſe, ſo könnte das Niemandem gedeihlicher ſein als mir. Ich fürchte Linz und den Winter. Ich habe deshalb den Entſchluß gefaßt, den Winter in Kirchſchlag zuzubringen, wo keine Nebel- und Dunſtſchichten ſind und auserleſenes Waſſer und unvergleichliche Luft iſt. Ich werde nur von Zeit zu Zeit und gelegentlich ein paar Tage in Linz zubringen. Sie ſehen aus dieſem Vorhaben, daß ich mich noch nicht zur Amtsübernahme fähig fühle. Ich bin es durchaus nicht. Wenn ich mich faſt wie geſund fühle, ſo kommt wieder plötzlich einer der düſterſten Tage ohne Veranlaſſung, und ich empfinde mich höchſt ſchwermüthig und unruhig. Da ich ſelbſt in der heiterſten Zeit, die ich habe, nur ſo viel eſſen darf, daß ich hungrig davon weggehen muß, weil ſich ſonſt ſogleich das Magenübel verſchlimmern würde, ſo iſt es begreiflich, daß ich nicht die Spannkraft zur Arbeit haben kann. Ich verſuchte neulich an einem der herrlichſten Tage einen ganzen Vormittag zu zeich-

nen, und mußte es durch die bitterſte Nervenaufregung büßen. Wohin wird das führen? Ich ſehe jetzt viel beſſer aus, aber wenn ich darüber freudig bin, ſo kommt wieder nagendes Siechthum, das denn doch noch im Körper iſt. Ich bin gefaßter und habe Gott Alles anheimgeſtellt. Auf Ihr liebes Schreiben, worin Sie Abſchied von mir nehmen, habe ich ſogleich geantwortet und hoffe, daß der Brief in Ihren Händen iſt. Ich habe Ihnen geſchrieben, daß ich im Oktober zu Ihnen nach Wien kommen werde. Es wird wohl nicht möglich ſein. Die Aerzte, beſonders mein trefflicher Arzt Seegen von Karlsbad, ſagen, die Kur muß wiederholt werden, und ich ſehne mich ſehr darnach, da mir die erſte ſo gut gethan hat. Dazu muß ich nun jetzt ſchon jeden Pfennig zurecht legen, daß ich ja gewiß reiſe und vielleicht endlich meine Geſundheit erlange, wenn es Gottes Gnade ſo fügt. Vielleicht hat er es aber auch anders verhängt, und ich nehme es dankbar aus ſeiner Hand. Wäre es denn nun gar ſo unbeſcheiden von mir, wenn ich dächte, daß eine gute Hand ein ſanftes Kiſſen unter mein Haupt legen möge, das vielleicht bald zu denken aufhört, jedenfalls aber krank iſt. Und iſt mein Verdienſt auch nicht zureichend, an dem Himmliſchen dieſer Erde habe ich doch gearbeitet, und habe es zu verbreiten geſucht, wie mein Herz mich geheißen hat. Wenn ich es auch mit Schmerzen weiß, wie weit ich hinter denen ſtehe, die Sterne unſeres Volkes geworden ſind, ſo habe ich doch auch unſerem geliebten Oeſterreich keine Unehre gemacht, und es iſt das holde Vorrecht Aller, die hoch unter den Völkern geſtellt ſind, von den Vätern Athens durch Auguſtus und Mäcenas bis auf unſere Zeiten herab, daß ſie denen einige Sorge zuwenden, die ſelber für das Menſchlich-Göttliche zu ſorgen ſtreben und darum kein Geſchick für das Erwerben des Irdiſchen

haben. Mein jetziger unbestimmter Zustand ist bis zum Entsetzlichen peinigend. Ich muß wieder um Urlaubsverlängerung einschreiben und harren, was wird, und dann, wenn der Urlaub abläuft? Der Referent Hermann hat mir gesagt, es seien zwei Schulräthe, von denen einer so lange diente, wie ich, in Hinsicht ihrer Stellung als wissenschaftliche Staatsdiener mit ihrem Gehalte pensionirt worden. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung es mir gäbe, wenn man das für mich aussprächе. Es wäre vielleicht halbe Gesundheit, vielleicht jenes sanfte Hauptkissen, von dem ich oben sagte, wenn mir der Tod bevorsteht. Ich selber kann das Ansuchen ämtlich nicht stellen. Das bringe ich nicht über mein Gemüth. Ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, daß ich, wenn ich vollkommen gesund werden sollte, mich sogleich wieder dem Staate zur Verfügung stellen würde.

Bis hieher schrieb ich gestern Abends, dann mußte ich aussetzen und schreibe heute in düsterer Stimmung weiter, wie ich gestern in düsterer Stimmung schrieb. Vielleicht regt mich auch die bevorstehende Abreise auf. Es ist zwar nichts Gutes mehr hier zu erwarten, besonders da die Wohnung für den Sommer eingerichtet ist, aber daß der Sommer und der hiesige liebliche Aufenthalt für den Sommer dahin ist, erscheint mir traurig. Mir machte sonst im gesunden Zustande jede Abreise Unruhe, bis ich im Wagen saß, um wie viel mehr jetzt, wo meine Nerven so sind, daß ich über jedes Geräusch erschrecke und jede Kleinigkeit fürchte. Ich brauche Ruhe und Heiterkeit der Umgebung und vor Allem Liebe. Meine Gattin, die so weit entfernt ist, eine glänzende Weltfrau zu sein, ist eben so weit über den glänzenden Weltfrauen an Treue und Innigkeit des Gemüths. Sie harrt opfernd bei mir aus und fast nur deshalb wünsche ich noch einen

Reſt geſunder Kraft, ſelbſt wenn ich von jenen Kunſtgebilden, die in mir arbeiten und blühen wollen, nichts mehr zu Stande brächte, daß ich doch ihre Liebe vergelten könnte. Jetzt vermag ich es nicht, ich bin reizbar gegen ſie und quäle ſie auch mit Klagen, wie ich hier Sie quäle. Am Sonntage werden es acht und zwanzig Jahre, daß mich ihr häuslich abgeſchloſſener Sinn und ihr lauterer, anſpruchloſer Wandel beglückt. Nicht einmal einen Stoff zu einem Kleide hat ſie in dieſer Zeit begehrt, ich mußte ihr ihr Wohlgefallen an etwas anmerken, und wurde dann durch den Zufriedenheitsglanz ihrer Augen belohnt. Auf Schmuck hat ſie nie viel Werth gelegt. Jetzt iſt ſie mit mir eine Freundin von Bildern und allen Geräthen. Auch Blumen- und Gartenpflege macht uns noch Luſt und manche Blume der Muſik und Dichtkunſt erquickt unſer Gemüth.

Sie haben geſagt, wir ſollen im Verkehr auch entfernt von einander bleiben. Wie troſtreich iſt dies, da wir ſchon entfernt von einander ſind. Ich werde Ihnen öfter ſchreiben und Sie nicht mit Klagen behelligen, ſondern mein heitereres Theil bringen und Sie werden mir gewiß manches Briefchen ſenden, das Sie Ihren wichtigen Geſchäften abnöthigen können.

Ich ſchließe dieſes Schreiben, Sie werden ſeine Länge entſchuldigen. Gott ſegne Sie auf Ihrem dornigen Pfade, wie gerne möchte ich einer jener Freunde ſein, von denen Sie ſchreiben, daß Sie Ihnen helfen ſollen, wenn Gaben, Jahre, Geſundheit an meiner Seite ſtänden.

Ich ſende tauſend Grüße an Sie und bleibe bis zum Tode Ihr treuer Freund.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Kirchſchlag, am 4. November 1865.

Sie ſchreiben, daß Sie meine Gedanken über die Volksſchule wiſſen möchten. Theuerer Freund! Ich habe meine Aufmerkſamkeit ſchon vierzig Jahre auf dieſen Gegenſtand gerichtet, ich halte ihn für höchſt wichtig und für eine der erſten Staatsaufgaben. Was ich aber ſagen könnte, wäre ein Buch, kein Brief, und das kann ich jetzt nicht abfaſſen. Es iſt ſchon lange meine Abſicht, daß es mein letzter Dienſt ſein ſoll, welchen ich dem geliebten Öſterreich leiſte, ein Werk in meinen älteren Tagen über Volkserziehung und Volksunterricht abzufaſſen. Ich habe Stöße von Stoff geſammelt, und will verſuchen, das Verhältniß meiner Grundſätze und die Möglichkeit ihrer Ausführung zu entwickeln. Sobald meine Kräfte es erlauben, und Sie mir anzeigen, daß Sie einige Muße dazu gewinnen, eile ich nach Wien, um mit Ihnen über die Sache zu ſprechen, von welcher mir vieles ſehr am Herzen liegt. Indeſſen werde ich anfangen allerlei, wenn auch nicht im folgerechten Zuſammenhange, auf Blätter zu ſchreiben und werde Ihnen dieſe Blätter ſenden. Etwa iſt manches brauchbar. Daß ich nicht auf Unfehlbarkeit Anſpruch mache, wiſſen Sie, daß aber auch einiges von mir wahr iſt, wiſſen Sie auch. Ich habe die feſſte Überzeugung, daß, wenn Staat, Kirche, Gemeinde und Familie der Regelung

des inneren Seelenwesens der Menge so gerecht würden, wie es Pflicht und Möglichkeit ist, alle vier unendlich glücklicher würden und höher stünden, als wenn sie einzeln Wunderblüthen treiben, während Strecken umher wüst sind.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes unterbrochen worden und konnte ihn einige Tage nicht fortsetzen, weil mir immer Unvermuthetes dazwischen kam. Heute kann ich ihn enden. Darf ich jetzt auch von mir reden? Gewiß, da Sie fragen, wie es mir geht.

Wir sind am 12. v. M. von den Lakerhäusern fortgefahren und am 13. in Linz angekommen. Ich empfand noch am selben Tage einen Druck auf der Brust und Ängstlichkeitsgefühle, und diese Zustände verließen mich nicht mehr. Am 16. beschloß ich nach Kirchschlag zu fahren und mir die dortigen Verhältnisse anzusehen. In Wildberg verließ mich der Druck, ich kam heiter in Kirchschlag an und blieb sogleich da und bin seitdem auf dem Berge. Ich ließ nicht zu, daß mich meine Gattin begleite und meine Einsamkeit theile. Sie besuchte mich und wollte mich bereden, sie bei mir zu behalten, ich lehnte es ab, die Einsamkeit wäre für sie zu schrecklich, und sie fügte sich endlich. Bis heute ist der Druck nicht mehr gekommen, und wenn mein Nervenübel überhaupt heilbar ist, heilt es hier. Ich bin während meiner ganzen Krankheit nie so heiter gewesen, als hier, und jeder Gang in die Luft stimmt mich wieder heiter. Ich habe ein allerliebstes Zimmer mit zwei großen Fenstern nach Süden, man ließ mir doppelte Fenster machen und Doppelthüren und setzte einen zierlichen Zugofen. Die Leute im Badhause sind immer heiter und freundlich, lieben mich sogar, und thun Alles, was sie mir an den Augen ansehen. Ich höre nie Zank oder Streit, mich berührt

nichts Unangenehmes. Zwei Familien, die hier auf ihren Landhäusern auch den Winter zubringen, der Baumeister Metz mit seiner Gattin, und der Buchhändler Haslinger mit seiner Gattin, tragen mich auf den Händen und haben mir manche Bequemlichkeit in meine Behausung gebracht. Der Baron Hauptmann Marenholz ist hier, ein sehr unterrichteter und lieber Mensch, und wird wahrscheinlich hier bleiben. Mit diesen Leuten habe ich manches angenehme Gespräch, und da sie und selbst die Wirthsleute sehen, daß mir, wie einem Kinde, Hätscheln und Streicheln wohl thut, so thun sie es. Selbst die Liebe meiner Gattin wirkt hier wohlthätiger, da ich nicht mehr ihren trauernden und besorgten Blick sehe, sondern nur ihre sanften Briefe lese. So beruhigt sich mein Wesen immer mehr. Doch sind das alles nur äußere Umstände. Seit mehreren Jahren beschlich mich schon ein Instinkt nach Höhen. Auf Höhen war mir wohler. In der Krankheit strebte ich noch mehr empor, ich suchte darum die Lakerhäuser auf. Ärzte riethen auch Höhe, aber nur so im Allgemeinen, und ich war immer im Unklaren. Haslinger, den die Ärzte 18 Jahre jährlich vom October bis Mai von der äußeren Luft absperrten und der sich endlich empörte, seiner Sucht nach Höhe nachgab, hier herauf ging, selbst im Winter hier blieb, und täglich große Spaziergänge machte und hier gesund wurde, lieh mir ein Buch von Dr. Werber „Schweizer Alpenluft", welcher Dr. Werber von vielen Schweizer Ärzten die Berichte sammelte, welche Krankheiten in bestimmten Höhen vorkommen, und welche dort heilen. Ich fand mich in dem Buche in meinem Zustande photographirt, daß ich über das Zutreffen fast starr war. Nervenleiden aus dem Unterleibe. Dieses Übel heilt die Höhe der Niederalpen (1500 bis 5000') fast immer sicher, sogar alle. Die Hauptwirkung der

Höhe ist nach Werber verminderter Luftdruck, daher Geltendwerden des vorhandenen inneren Gegendruckes, Strömung von Innen nach der Oberfläche, also fast augenblickliche Erleichterung innerer Stauungen, was ich jederzeit, selbst auf dem einfältigen Freienberge, empfunden habe. Jetzt wohne ich fast 3000' hoch. Hier ist, wie in den Centralalpen, Granit. Das Wasser Kirchschlags hat in der Welt wenig seinesgleichen. Die großartige Alpenkette liegt vom Dachstein bis zum Schneeberge in meinen Fenstern, und erfüllt mit sanfter Hoheit meine Seele, wenn ich sie betrachte; zum Tannenwalde habe ich nur einige Schritte, die Luft ist trocken und mild, und warmer Sonnenschein spielt um uns an allen Tagen, an denen Linz Nebel und Kälte hat, selbst an jedem anderen Tage sehen wir Linz in einem blauen Brodem schwimmen, während bei uns scharfe Klarheit ist. „Die Höhen sind im Winter wärmer und im Sommer kälter als die Thäler", sagt Werber, ich wußte es schon lange, die Menschen aber glauben es nicht, und die Linzer meinen, hier oben sei Heulen und Zähnklappern. Ich werde bis zum Frühlinge auf dem Berge bleiben, bis zu dem Tage, an dem ich wieder nach Karlsbad gehe. Um jedes Loth Luft, das ich hier entbehre, ist schade. Gott gebe seinen Segen. Nervenleiden sind etwas Entsetzliches und nun dauern sie bei mir schon so lange.

Sie verzeihen mir diese Umständlichkeit über mich selber gewiß, sie wird in Zukunft auf kürzere Berichte hinauslaufen.

Zum Schlusse lege ich ein Blatt der Baronin Eichendorf, der Schwester des edlen verstorbenen Dichters, bei, blos daß Sie sehen, daß Sie mit Ihrem Urtheile über Witiko nicht vereinzelt sind. Wir sind seit Jahren mit Louise Eichendorf sehr befreundet, daher das vertraute „Du" in dem Briefe. Sie senden mir das

Blatt, das mich von dieſer tiefſühlenden, begabten und phantaſievollen Frau, die die gegenwärtige Dichtungsweiſe haßt, und nur in unſeren großen Altmeiſtern lebt, ſehr freute. Das Blatt der edlen Handel, das Sie mir einmal mittheilten, ſende ich dankend endlich zurück. Gott ſegne Sie. Tauſend der innigſten Grüße von Ihrem treuen Freunde.

An ſeine Gattin.

Kirchſchlag, am 15. November 1865.

Die größte Freude, welche Du mir zu dem heutigen Tage, dem Jahrestage unſerer Vermählung, hätteſt machen können, haſt Du mir durch Deinen Brief gemacht, welcher die Worte enthält, die Dir Dein Herz zur Erinnerung an jene Stunde eingab, in welcher wir den Ehebund für dieſes Leben ſchloſſen. Schönere, edlere, liebevollere Worte hätten nicht geſprochen werden können. Sie haben mich ſo gerührt und beglückt, daß ich Dir es gar nicht ausſprechen kann. Ich ſage Dir den innigſten, treuherzigſten und heißeſten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Geſinnung, und ich glaube außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht beſſer ehren zu können, als daß ich Dir den Dank für Dein ſchönes Herz in dieſen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens dieſen Tag für die Darlegung meines Herzens beſtimmt. Du wirſt den Brief, in welchem auch ich Dir ein Erinnerungszeichen an dieſen Tag

ſendete, erhalten haben. Du ſprichſt die Hoffnung aus, daß auch ich jetzt noch ſo denke, wie an jenem Tage. Wohl denke ich noch ſo, Alles iſt auch mir noch klar und deutlich, wie es geweſen iſt; aber mein Gefühl hat ſich ſehr geändert, es iſt um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöſchlicher geworden, mit jedem Tage, ſeit dem wir verbunden ſind, iſt meine Liebe zu Dir gewachſen, und ich empfinde es, ſie wird bis zu meinem Tode wachſen. Wenn Du Gott anrufſt, daß er uns noch eine Zeit vereint mit einander leben laſſen möchte, ſo iſt dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels. Das Herz der theuren Gattin, das Herz des Gatten, ganz ſein nennen zu können, in einem Herzen ſich einzig und ohne Ende geliebt zu wiſſen, iſt doch das ſüßeſte Glück dieſer Erde, und alles, was man an Thaten und Geſinnungen ſich unterfängt, iſt doch zuletzt eitel Stückwerk und Flickwerk, ſo wie es zuletzt doch auch nur ein Stückwerk und Flickwerk ſein wird, was ich in dieſem Leben hervorzubringen geſtrebt habe. Daß ich doch ſo viel Werth gehabt habe, daß Dein Herz mich ſo liebt, wird dereinſt mein größter Schmuck vor dem Herrn ſein. Laſſe aber uns bei unſeren Bitten an Gott immer zuletzt dazu ſetzen: „Dein, nicht unſer Wille, Herr, geſchehe.“ Was er über uns verhängt, iſt zu unſerem Heile, und ich empfinde an dieſem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unſere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgeſucht hat, auch zu unſerem Heile iſt. Ich werde Dir darüber eigens ſchreiben. Heute ſetze ich ſonſt gar nichts mehr in dieſen Brief, er ſchiene mir durch Alles, was man noch ſagen könnte, entwürdigt. Nur Eines füge ich bei, was ſich ganz natürlich anſchließt. Du ſagſt immer, Du könnteſt nicht ſchreiben, und ſchreibſt mir einen Brief, den der erſte Dichter unſers

Volkes nicht schöner zu schreiben im Stande wäre. Gezierter und geschraubter könnte er schreiben, wahrer und heiliger nicht. Du kennst überhaupt Deinen Werth nicht, wie ich Dir oft sagte; ich aber kenne ihr und ehre ihn.

Und so habe Dank für das, was Du bist, und was Du für mich bist, ich drücke Dich im Geiste an mein treues Herz, und bin in Ewigkeit Dein Dich liebender Gatte.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. November 1865.

Ich habe auf der 70. Seite des 5. Bogens von Witiko II unseren Vertrag gebrochen. Sei nicht böse. Ich konnte die elende Bericht erstattende Stelle nicht ansehen, die da statt der lebendigen That steht, es hätte mir das Herz gebrochen. Die Sache ist am Ende eines Absatzes, und die neuen Worte haben um 19 Buchstaben mehr, was sehr gut angeht. Du weißt, ich habe im ersten Bande nicht viel herumgewirthschaftet, und werde es in diesem auch nicht thun. Lasse mir diese Stelle durchschlüpfen.

Adressire die nächsten Bogen nach Kirchschlag bei Linz. Da lebe ich jetzt auf einem Berge über den Winter 3000′ hoch. Die gesendeten Bogen kamen mir sehr verspätet zu.

Ich kann in dem Augenblicke nichts mehr schreiben, da der Bote wartet, der Correctur und Brief auf die nächste Post tragen soll. Dieser Tage schreibe ich Dir ausführlich. Mir geht

es gut, ich bin sehr thätig. Wie Du aus diesem Blatte siehst, habe ich kein Briefpapier, es muß erst wieder frisches von Linz kommen.

Tausend Grüße.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 27. November 1865.

Mit einem eigenen Boten sende ich Dir die Beilage dieses Briefes, und zwar in dem Augenblicke, da ich ihn gelesen habe. Der Kaiser hat mich zum Hofrathe ernannt, und mir den vollen Gehalt als Pension gewährt. Nun ist Ruhe in meinem Herzen, und die Gesundheit ist die sichere Folge. Ich drücke Dich mit heißen Thränen im Geiste an meine Brust, und theile Dir als der ersten diese Nachricht mit. Ach, daß ich Dich nicht in Wirklichkeit an mein Herz drücken kann, um die erste Freude mit Dir zu theilen. Wir haben heute sehr schlechtes Wetter. Sturm mit nässestäubenden Erdwolken, und hier ist kein geschlossener Wagen zu haben. Bei der tiefen Bewegung, in die mich diese Nachricht brachte, dürfte mir eine Fahrt in solchem Unwetter sehr leicht an der Gesundheit Schaden bringen. Auch ist voraus zu sehen, daß Du erschrecken wirst, wenn Du mich im Unwetter ankommen siehst. Und diese Rücksicht ist es am meisten, was mich bestimmt, nicht sogleich nach Linz zu fahren. Ich sende diesen Brief voraus, und komme in dem ersten, nur etwas günstigen Augenblicke nach.

Es thut mir leid, von dem Bischen Guten, das ich in Oberösterreich habe wirken können, scheiden zu müssen, ohne es einer bessern Vollendung entgegen führen zu können; aber eines Theiles hoffe ich noch durch manches Wort, das mich die jetzigen Leiter des Unterrichtswesens zu sich werden sprechen lassen, nützen zu können, und anderen Theiles bleibt es mir noch immer offen, wenn mir der Allmächtige meine volle Gesundheit wieder schenkt, mich unserem geliebten Österreich, wenn ich für dasselbe etwas wirken kann, neuerdings zur Verfügung zu stellen.

Betrachte das, was uns zu Theil geworden ist, in diesen wandelvollen Zeiten als ein Glück, das nun bis zu unserem Tode sich nicht ändern kann, das aber jedes andere, was noch sonst fördernd in unser Leben treten kann, nicht ausschließt.

Empfange den treuen Kuß Deines mit Liebe an Dich gebundenen Gatten, grüße Alle, und erwarte mich bald bei Dir.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 29. November 1865.

Se. Majeſtät der Kaiſer hat mich zum Hofrathe ernannt und mir als Ruhegehalt für den bleibenden Ruheſtand meine bisherige Beſoldung belaſſen. Der gegenwärtige Leiter des Unterrichtsweſens, Adolph v. Kriegs-Au, hat es mir durch ein Schreiben mitgetheilt, welches ich vorgeſtern in Kirchſchlag erhielt. Ich ſandte das Schreiben ſogleich durch einen Boten nach Linz zu meiner Gattin, einen andern Boten ſandte ich in das eine Wegſtunde entfernte Hellmonsedt um einen Wagen, derſelbe kam, ich fuhr nach Linz, und langte dort am Abende an. Heute ging ich zum Statthalter, um ihm die Sache anzuzeigen, und ihm für ſeine Einbegleitung zu danken. Dann gab es andere Gänge. Dann ſetzte ich mich zu dieſem Briefe, der wohl heute nicht mehr auf die Poſt kommen wird. Ich war eben im Begriffe, Dir wieder ein Viertheil des Bandes II des Witiko zu ordnen und zu ſchicken. Im Angeſichte der eingetretenen Ereigniſſe mußt Du wohl die Freundſchaft haben, mir dieſes Mal einige Tage zu warten. Es kann wohl nicht anders ſein; ich muß die Abſchiedsbeſuche in der mich berührenden Beamtenwelt machen, die Abſchiedsbeſuche der Lehrkörper empfangen, und mein Amtszimmer räumen laſſen. Am 2. December fahre ich wieder nach Kirch-

ſchlag zurück, und in vier bis fünf Tagen darauf ſende ich die Schriften.

Jetzt, theurer Freund, bin ich endlich beruhigt; und Alles wird raſch gehen, ſo wie meine Geſundheit auf dem wunderbaren Berge, auf dem ich mich befinde, raſch emporblüht. Nach Sendung der Schriften erhältſt Du einen ausführlichen Brief.

Nicht einmal dieſen kurzen Brief habe ich beenden können. Immer kamen Leute, und ſtatt denſelben am 29. auf die Poſt geben zu können, geht er erſt morgen am 30. fort.

Die herzlichſten, innigſten Grüße von mir und meiner Gattin an Dich und Deine lieben Kinder.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Linz, am 22. December 1865.

Dieſe Zeilen haben den Zweck, den Dank für das, was Sie mir zugewendet haben, ausführlicher darzubringen als es die wenigen Worte vermochten, die ich Ihnen nach Ihrer Anzeige und Beglückwünſchung geſchickt habe. Ich weiß und ermeſſe es, daß Sie die bewegende Seele des Ganzen geweſen ſind, wenn ich auch nicht verkenne, daß die wohlmeinende Anſchließung der anderen das Werk mächtig gefördert hat. Es iſt zum Abſchluſſe gediehen, und das Gefühl des Dankes lebt in meiner Seele und wird leben, ſo lange dieſe lebt. Noch

mehr aber als für die That neigt sich mein ganzes Wesen für den Sinn zu Ihnen hin, in welchem Sie die That aufgefaßt haben.

Was Sie mir gegeben haben, ist für mich von großem Inhalte. Die Anerkennung geht wie ein Lichtstrahl in mein Gemüth, wenn sie auch über meinem Werth steht, so wie die Sonne selbst dem traurigen Fels, wenn sie ihn trifft, ein sanftes Lächeln abgewinnt. Um meines geliebten Österreich willen ist sie mir werth, daß sie draußen sehen, daß es geistiges Verdienst ehrt, selbst wenn dieses, wie bei mir, sich mehr in einem hohen Streben, als in künstlerisch vollendeter Leistung kund gibt. Dann ist durch das, was die Regierung an mir gethan hat, eine solche Ruhe in mein Wesen gekommen, daß ich auf einem großen, lichten Felde der Zuversicht stehe und überall nur Dinge erblicke, die Frucht versprechen. Und die Genesung des Körpers steht wie eine lichte Morgenröthe an dem Rande dieses Feldes und verspricht eine Sonne, welche die Früchte reifen wird. Mögen sie dann dessen würdig befunden werden, was an mir geschehen ist.

Und also noch einmal den tiefsten, wärmsten Dank. Möchte doch die Vorsehung das, was Sie in Ihrer jetzigen Thätigkeit beginnen, mit vollständigem Erfolge lohnen, wird Ihnen doch, was auch die vielfachen Hindernisse daran wieder verkümmern werden, stets die Liebe und Verehrung Aller, die Sie kennen, unverkümmert bleiben.

Nun auch etwas von mir. Der wundervolle Berg, auf dem ich bin, scheint Wunder zu wirken. Eine Fülle des Lichts und Sonnenscheins umschwebet uns da, wenn die Niederung in nassem Dunst und Nebel begraben ist, die Luft ist rein, anregend, mild und wärmer als im Thale, das Wasser

iſt ein Labſal, wie kein anderes Getränke der Welt, und dieſe drei Dinge, verbunden mit der Ruhe dieſes Gipfels und der Erhabenheit der Ausſicht, heilen nach Werbers langjähriger Erfahrung Nervenleiden, aus dem Unterleibe ſtammend, jederzeit und vielleicht ganz allein gründlich weshalb auch ſolche Kranke einen inſtinktartigen Drang nach Höhen und reinem Granitwaſſer haben, welcher Drang, mir ſelber dunkel, ſchon ſeit Jahren in mir iſt, und welcher ſich in letzter Zeit faſt in ein fieberhaftes Begehren verwandelt hat. In den acht Wochen, die ich hier bin (auf dem Berge, dieſe Zeilen ſchreibe ich in Linz), habe ich mich ſo gebeſſert, daß ich mich kaum kenne. Der Körper fühlt gar keine Beſchwerde mehr, und ſeine Verrichtungen gehen regelmäßig, das Angeſicht hat eine geſunde Farbe und ſelbſt ein ſanftes Roth beginnt ſich zu zeigen. Die Nerven ſind gegen Unangenehmes noch ſehr reizbar; aber auch das mäßigt ſich ſchon ſichtbar, wie ich denn in freien Stunden wieder zu Zeitungen greife. Ich lebe hier abwechſelnd zwiſchen kleiner Arbeit und mäßiger Bewegung im Freien, wobei die Luft mich unſäglich angenehmer berührt als in Linz, und ich habe keinen Augenblick lange Weile. Nur die Trennung von meiner geliebten Gattin, deren Anerbieten, bei mir zu ſein, ich nicht zuließ, weil die anregende Winterluft des Berges ihrer Vollblütigkeit nicht zuträglich iſt, fällt mir ſchwer, und ſie ſelber trägt die Trennung ſchmerzlicher, als ich vermuthet habe. Zweimal hat ſie mich beſucht, dreimal ich ſie (jetzt zu den Feiertagen das dritte Mal).

Vom II. Bande des Witiko iſt der 10. Bogen ſchon gedruckt. Ich hoffe, daß Ihnen der II. noch mehr Freude machen wird, als der I.

Ich ſchließe mit dem Wunſche zum Jahreswechſel. Gott gieße die Fülle ſeines Segens über Ihr Herz aus im folgenden und in allen folgenden Jahren.

Ich bitte, grüßen Sie Ida, und ſenden Sie doch auch, wenn ein Stündchen gegönnt iſt, einige Zeilen. Sie erfreuen mich immer gar ſo ſehr.

Mit Liebe und Verehrung Ihr treuer Freund.

1866.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 16. Jänner 1866.

Ich schreibe Dir durch die Schusterin noch einige Zeilen. Dein Brief, den sie brachte, hat mich so glücklich gemacht, daß ich es nicht aussprechen kann. Du bist ja mein theuerstes, Du bist ja mein einziges Gut auf dieser Welt. Liebevolle Worte von Dir, liebevolles Entgegenkommen bereiten mir ein solches Entzücken und eine solche Freude, daß diesem Entzücken und dieser Freude gar nichts anderes in der Welt gleichkommt. In einem solchen Augenblicke bin ich ganz gesund und bin stark wie ein Riese. Ich danke Dir tausend Mal für Dein gutes Herz und für Deine guten Worte, ich möchte sie mit dem letzten Tropfen Blut meines Herzens vergelten, und ich werde durch den ganzen Rest meines Lebens bestrebt sein, Dir Alles, Alles, Alles zu vergelten, was Du um mich gelitten hast. Wenn es ein Glück ist, von einem Herzen recht geliebt, ja angebetet zu sein, so mußt Du ja trotz alles Elendes glücklich sein; denn von mir bist Du geliebt, wie kaum je ein Mensch auf Erden geliebt worden ist. Und Deine tiefe Liebe zu mir erkenne ich an dem Schmerze, den Du über unsere Trennung fühlst. Ich bitte Dich, tröste Dich mit dem Andenken an mich, denke recht fleißig herauf, wie ich hinab

denke, bete zuweilen in einigen Gedanken zu Gott für mich, wie ich für Dich zu Gott flehe, daß er Dich erhalte, daß er Dich stärke, und daß er uns noch einige Zeit in Liebe und Eintracht bei einander lasse, und daß er uns in der Ewigkeit auch nicht trennen möge. Das hat die jetzige Trennung doch Gutes gebracht, daß wir erst dadurch recht wissen, wie sehr wir uns lieben. Und diese Liebe wollen wir uns in alle Ewigkeit bewahren. Meine Genesung geht sehr rasch vorwärts, meine Hände werden fast rosig, und als ich mich gestern nach dem sehr sanften Mittagsschlafe im Spiegel sah, hatte ich ein Angesicht wie ein Kind, das sich rothe Backen angeschlafen hat. Wir haben jetzt wieder wunderbar schönes Wetter, und bei Tag so warm, daß es überall thaut und kothig ist und schmutzig. Die Schusterin kam in Schweiß an. Bald, bald ist Alles überstanden, und dann bleibe ich bei Dir, immer und immer.

Wenn Du Dir etwas gekauft hast, so freut es mich sehr, schreibe mir doch, was Du gekauft hast, ich bin sehr neugierig. Lasse Dich es nicht reuen, Du hast Einsicht und Kenntniß der Dinge; wenn ich hinab komme, werde ich gewiß sehen, daß es recht schön ist, was Du Dir gekauft hast. Heitere Dich nur auf und sei im Geiste bei mir, wie ich stets im Geiste bei Dir bin. Am besten zerstreut mich die Arbeit. Ich arbeite darum hier immer, wenn ich zu Hause bin, außer meinem Mittagschlaf. Es wird viel fertig, und wird uns auch einen Thaler Geld eintragen. Dann sind Deine Briefe ja auch eine geistige Gegenwart, sie erheben mein Herz und sind eine noch bessere Arznei, als die Luft und das Wasser hier. Lasse Dir durch die Schusterin hier sagen, wie balsamreich die Luft an so schönen Tagen ist wie heute.

Ich sende Dir hier einen Brief aus Südtirol, schicke ihn

mir am Donnerſtage durch das Waſſerweib wieder zurück. Morgen fahre ich nach Zwettl und Oberneukirchen.

Noch einmal tauſend und tauſend und tauſend Dank für Deinen ſo liebevollen Brief. Suche Dich zu erheitern, denke daran, daß ich Dich aufs Tiefſte und unaufhörlich liebe, dann wird Dein Herz ſanfter ſchlagen, und der Herzkrampf wird ſich beſſern.

Ich drücke Dich im Geiſte an mein liebendes Herz und küſſe Dich inniglich.

An Guſtav Heckenaſt.

Kirchſchlag, am 22. Jänner 1866.
(Morgens.)

Daß ich Dir ſo lange nach der letzten Handſchriftſendung nicht ſchrieb, wirſt Du mir gewiß verzeihen, wenn ich Dir ſage, daß ich mich ſo in Witiko hineingebohrt habe, daß ich nicht Luft zu einem nur etwas ausführlicheren Briefe fand.

Mein Uebertritt in den Ruheſtand hat mich weit mehr Zeit gekoſtet, als ich geahnt habe. Ich ging Ende Novembers nach Linz und meinte, mit einem Male Alles abthun zu können.

Ich wartete von Tag zu Tag auf mein Dekret, denn ich konnte doch eher meine Ausſcheidungsbeſuche in der Beamtenwelt nicht machen; allein das Dekret ließ warten. Ich ging dann ohne dasſelbe nach Kirchſchlag. Es kam mir dorthin nach, und

ich mußte dann noch einmal nach Linz. Alles ging endlich vorüber, die Abschiede sind genommen, die Kanzlei ist geräumt und ich bin frei. Die jetzige Staatsregierung hat eine Handlung der Großmuth an mir geübt, die ich erst zu verdienen suchen muß. Mein Freund Kriegs-Au stellt mich in seinem letzten Schreiben neben Grillparzer, was ich nicht zugeben kann, Grillparzer ist weit über mir, ja er dürfte für jetzt der größte deutsche Dichter sein. Diese Handlung der Regierung hat mir eine solche Ruhe und Zuversicht gegeben, daß diese Dinge eine bessere Arznei sind, als alle bis jetzt gebrauchten Mittel. Jetzt kann ich ohne Sorge und nur in Berührung mit edlen Menschen, die ich mir suche, und in der Erhabenheit der Natur meinen höheren Bestrebungen und meinen theuren und mich lohnenden Arbeiten leben. Mein Nachsommer hat begonnen. Jetzt, mein theurer Freund, werden sich alle Hinschleppungen meiner Arbeiten beheben, ich kann Ordnung und Erfolg in sie bringen, und vor Allem: es wird mir die Stimmung nicht mehr von Außen her zerstört. Ich danke Gott dem Allgütigen, der Alles so gefügt hat. Du wirst in Kurzem die Ordnung selbst spüren, und es wird in nicht langer Zeit Alles geglättet und ausgeglichen sein. Ich glaube, Dein Herz wird an diesem meinem Glücke einen großen Antheil nehmen.

Nun von meinem wundervollen Berge.

Derselbe ist der höchste Gipfel der Bergreihe, die man von den Fenstern meiner Wohnung in Linz gegen Nordwest sieht. Er ist nicht ganz 3000′ hoch und hat nahe an seiner Spitze das Dorf Kirchschlag mit einem Badehause. Er ist der Reinheit seines Wassers wegen sehr berühmt (aber nur in Oberösterreich) und ist im Sommer sehr besucht. Im Winter, meinen selbst die

Linzer, herrſche Heulen und Zähneklappern auf dieſer Höhe. Das Waſſer hat nur drei Procent aufgelöſte feſte Stoffe.

Ich bin hier unterbrochen worden und ſchreibe erſt nach mehreren Tagen weiter.

Seit Jahren hatte ich ſchon eine inſtinktartige Sehnſucht nach Höhen, und das Hochland von Oberöſterreich, das Mühlviertel war mir der liebſte Theil, und ich war dort immer heiter und fröhlich. Die Lakerhäuſer, abgeſehen von der wundervollen Schönheit der Gegend, übten immer einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf meinen Körper aus, ich aß und trank dort reichlicher und mit mehr Behagen, und empfand die Luft als trefflich. Am 13. October kamen wir von den Lakerhäuſern in Linz wieder an. Ich empfand dort durch drei Tage einen Druck in meinem Körper. Da ſagte ich zu meiner Gattin, ich fahre nach Kirchſchlag, und ſehe mir die Sachen dort an. Es geſchah. Nachdem ich zwei Drittel des Berges erklommen hatte, wich der Druck und kam nicht mehr. Ich blieb gleich auf dem Berge. Ich war zu Ende October auf drei Tage in Linz, dann zu Ende November acht Tage und in den Feiertagen vierzehn Tage. Meine Gattin hat mich zweimal beſucht. Ich ließ nicht zu, daß ſie meine Wintereinſamkeit theile, obwohl ſie es entſchieden verlangte. In den Lakerhäuſern hatten wir vier Zimmer und eine Küche, hatten unſere Köchin und unſere Nichte mit, alſo ein Hausweſen. Hier müßte ſie, da ſie im tiefen Schnee nicht wie ich ſpazieren gehen kann, ſtets in einem Gaſthofzimmer ſitzen; wenn ich arbeite, ſchweigen; wenn ich im Freien bin (und dort bin ich, wenn ich nicht arbeite), ſchweigen; alſo müßte ſie gemüthskrank werden. Ich gab alſo faſt Befehl, ſie müſſe zu Hauſe bleiben. Wir ſchreiben uns ſehr fleißig. Die Trennung hat ein Herrliches

gebracht. Nach der ſtillen und ſchweigſamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie ſehr ſie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und ſie erfuhr es ſelber erſt. Bei mir war es auch ſo. Wir hängen mit einer Innigkeit an einander, die nie, ſeit wir uns kennen, ſo groß war. Acht und zwanzig Jahre mußten vergehen, bis wir dies erfuhren. Theurer Freund! Mein häusliches Glück iſt das größte Gut für mich auf Erden. Dann kommt die Freundſchaft, und Gott hat mir auch hier ſeinen Segen nicht verſagt.

Nun wieder zu dem Berge. Ich muß eine Geſchichte einſchalten. Den Linzer Buchhändler Haslinger erklärten die Aerzte für tuberculos, und ließen ihn achtzehn Jahre vom October bis Mai nicht aus dem Zimmer gehen. Er hatte Sehnſucht nach Höhen. Die Sehnſucht wuchs. Er ſagte, er wolle nach Kirchſchlag gehen. Sein Arzt ſagte, dort gehſt Du zu Grunde. Er empörte ſich gegen den Arzt, ging eines Junitages nach Kirchſchlag, athmete Bergluft, trank Granitwaſſer, blieb den Sommer da, blieb im Winter da, ging in allem Schnee ſpazieren, ging nicht zu Grunde, ſondern wurde geſund. Er baute ſich eine Villa hier, hat ſein Hausweſen hier, hat dicke rothe Wangen und rothe Lippen, und geht allwöchentlich am Dienſtage zu Fuß nach Linz, um im Geſchäfte nachzuſehen. Hierauf fährt er mit dem Poſtwagen bis Glasau, eine halbe Stunde von hier. Er gab mir ein Buch von Dr. Werber: „Die Alpenluft“ Ich bitte Dich, kaufe Dir dieſes Buch und lies es beſtändig, es iſt für Geſundheitspflege unſchätzbar. Ich kann nicht näher eingehen. Es liegen Berichte von vierzehn Schweizerärzten da, die beantworten: Welche Krankheiten kommen in gewiſſen Erhöhungen nicht mehr vor?

(Wieder Unterbrechung und Fortsetzung.)

Diese Krankheiten also, wenn man sie sich in den Niederungen zugezogen hat, finden auf der Höhe Heilung. Werber sagt, daß Magenkatarrhe in der Höhe immer gut werden. Die Sehnsucht nach der Höhe ist der Befehl der Natur, dorthin zu gehen. Ich bitte Dich, verschaffe Dir das Buch, es ist in vielen Dingen höchst lehrreich und auch einleuchtend. Man wird durch Luft, Wasser, Licht und Nahrungsmittel weit sicherer gesund, als durch die Apotheke. Ich fühle mich leicht auf diesem Berge, als wäre ich selber Luft. Ich habe ein Zimmer mit zwei großen Fenstern nach Süden. Die Alpenkette vom Dachsteine an bis über den Schneeberg gegen Ungarn hinab liegt an heitern Tagen in diesen zwei Fenstern, und unzählige Höhen, Wälder und Hügel und weithin die Ebene der Donau mit dem glänzenden Bande. Das weitet die Brust und gibt erhobene Gedanken. Wenn die Ebene Nebel hat, haben wir den reinsten Himmel mit scharfem Sonnenlichte und milder Wärme. Zum Jahreswechsel war vierzehn Tage in Linz Hochnebel ohne Sonne, hier war stets Sonne und Wärme. Wir sehen dann den Nebel unter uns wie ein schimmerndes Silbermeer. Jetzt ist es schon wieder drei Tage so. Auch ist ein Naturgesetz, daß im Winter die Höhen wärmer, im Sommer kühler sind, als die Thäler. Mein achtzigtheiliges Thermometer am Fenster an der Südseite zeigte vorgestern um zwölf Uhr in der Sonne 24°, gestern 20°, heute 19°. Morgens sind 2° bis 4°. Die dünne, trockene Luft der Höhe und das Wasser (es muß aber aus Granitboden kommen und rein sein) machen leichtes, rosenrothes Blut (arterielles), und das thut dann im Körper die Thaten. Es nimmt die dunkeln Blutstoffe und sonstiges Schlechtes auf, und führt es in die Ausscheidungswege. Meine gelbe und

braunblasse Gesichts- und Körperfarbe weicht, und es stellt sich eine weißere Farbe ein mit fast rosenrothen Tönen, wie ich sie gar nie gehabt habe. Wenn nicht in Werbers Buche schon die Beweise für bestimmte Wirkungen reiner, trockener Luft und erhöhten Lichtes und anderer Elektrizität auf Höhen als in Niederungen stünden, so wäre ich jetzt durch die Erfahrung auf diese Wirkungen gekommen. Die Frau des Baumeisters Metz, der hier auch ein Landhaus hat, und im Winter und Sommer hier ist, sagte dieser Tage: Man braucht hier nicht Unterhaltung durch Gesellschaft, denn wenn man in die freie Luft geht, so wird man vergnügt. Und es ist sehr wahr. Ich bin nach langem Aufenthalte in der hiesigen Luft oft so vergnügt, als wäre ein Meer von Freude um mich her. Ich schrieb es dem Gefühle der wiederkehrenden Gesundheit zu; allein das Vergnügen verläßt mich, sobald ich in Linz in der schweren, naßkalten Nebelluft bin. Es ist mir wie in einem Gefängnisse. Besonders ist dieser Winter unten schlecht. Seit Monaten haben sie mit geringen Ausnahmen keinen Sonnenstrahl. Regen und Schneefall war zwar selten, aber außer diesem immer Erdnebel oder Hohlnebel, und in solcher Zeit haben wir hier oben lauter Sonnenschein und Wärme. Auch eine freudige Arbeits- und Schöpfungskraft kommt in mich, wie ich sie seit Jahren nicht hatte. Ich habe den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes des Witiko auch ganz neu gemacht, die Fassung, die Du gelesen hast, kam mir völlig farblos und wesenlos vor. Ich war schon krank bei der Abfassung. Heute werde ich fertig, dann lese ich die Sache durch und runde sie und sende sie Dir. Sie beträgt mehr als die letzte Sendung. Sodann ist nur mehr ein Abschnitt des zweiten Bandes zu liefern, an den ich gleich gehen werde. Obwohl die Zeit meiner Freiheit noch erst

äußerſt kurz iſt, ſo fühle ich ſchon die außerordentliche Wohlthat derſelben insbeſonders in meinen Arbeiten, die mich jetzt ungetheilt und ungeſtört haben. Du wirſt dieſe Wirkung, ich wiederhole es, auch ſehr bald empfinden. Könnte ich nur zaubern, ſo zauberte ich, daß Du auf einem Eiſenbahnwagen ſäßeſt, in zehn Stunden in Linz und dann in zwei und einer halben hier wäreſt, und acht Tage hier lebteſt, um in höchſtem Naturvergnügen zu ſchwelgen, und viel, ſehr viel mit mir zu reden, was recht noth thäte. Aber ihr habt Landtag, und da habt ihr alle keine Zeit. Sage Deinen Landsleuten, daß derſelbe Stifter, den ſie für ungarnfeindlich hielten, den Schritt unſerer jetzigen Regierung bezüglich Ungarns als hochherzige Handlung mit Jubel begrüßte, aber daß er großes Zagen hat, ob er gelingt.

Ich ſende Dir hier ein paar Briefe. Schicke ſie mir bald wieder zurück. An Lina Neumann, bitte ich Dich, ſende alle meine Werke, und rechne ſie mir an. Ich will ihrem kranken Vater, der ein ſchätzenswerther Dichter und Kritiker iſt, eine kleine Freude machen. Sie hat mir einen Theil ſeiner Werke geſendet. Nächſtens ſchickeich Dir wieder einige, beſonders einen ſehr ſchwärmeriſchen Mädchenbrief.

Bis Frühling wird der zweite Band Witiko fertig und im Sommer der dritte. Dann freue ich mich auf die Arbeit der Mappe.

An Joseph Türk.

Linz, am 19. Februar 1866.

Es hilft Alles nichts, ich kann Dir keinen langen Brief schreiben, wie Du wünschest, und wie mich mein eigenes Herz treibt. Ich bin mit dem zweiten Bande des Witiko in argem Gedränge. Fünfzehn Bogen sind gedruckt, der Setzer wartet auf mich und mir hängen die letzten Bogen wie Pech an den Fingern. Ich muß jedes bischen Zeit, das ich zur Arbeit verwenden kann, diesem Peche widmen, um es von den Fingern zu bringen. Wollte ich daher warten, bis ich Dir einen langen Brief schreiben kann, so verzöge sich die Sache auf eine noch unverantwortlichere Weise, als sie sich schon verzogen hat. Ich sende daher diese kurzen Zeilen mit einem Buche, und werde den langen Brief nachsenden, sobald die letzten Theile der Handschrift des zweiten Bandes des Witiko nach Pest gegangen sind.

Nimm also freundlich den Ahnherrn der Rosenberger, meinen Witiko, auf; er ist, denke ich, manierlich, er wird Dir kein Kreuz ins Haus bringen, und wenn Du ihm ein gutes Auge zeigst, wird er sehr dankbar sein. Macht er Dir durch gute Aufführung Freude, so wird meine Freude gewiß noch größer sein als Deine. Er kam spät zu Dir, weil er spät zu mir kam, der ich bis halben October in dem tiefen Walde wohnte. Es ist eine arge, böse

Zeit an mir vorüber gegangen, und meine Freunde, und gerade meine liebsten, mußten auch darüber büßen, wenn sie auch nichts abzubüßen hatten.

Ich wohne im Winter auf dem hohen Berge Kirchschlag bei Linz, und die unglaubliche Reinheit der Luft und des Wassers, verbunden mit Seelenruhe, die mir der gütige, meine Zukunft sichernde und ehrende Entscheid unseres Kaisers gegeben hat, wirken auch Unglaubliches an mir. Ich bin fast ganz gesund, fühle mich täglich mehr gesunden, und (in dem Augenblicke bin ich in Linz) wenn ich noch den März in Kirchschlag zubringe, werde ich völlig gesund sein. Gegen Ende April gehe ich nach Karlsbad und im Juni wieder in den wilden Wald (Lakerhäuser bei Breitenberg über Passau).

Du weißt also, wo mich Deine Zeilen finden. In Karlsbad bin ich auf dem Kirchenplatze zu den zwei Prinzen. Vielleicht komme ich im Herbste nach Wien. Sei tausend Mal gegrüßt. Melde Deiner Mutter meine und meiner Gattin Verehrung, und Deinem Bruder die herzlichsten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. Februar 1866.

Ich bin in großer Angst, daß Du über die Verzögerung des Witiko ungeduldig sein wirst. In sechs Tagen geht ein Theil an Dich ab. Du bekommst dafür mehr, als ich Dir zugedacht habe. Ich mußte die ganze Abtheilung zurückbehalten, weil ich öfter im Vorhergehenden nachschlagen mußte. In Berlin hat der Professor Foß einen 1½ stündigen Vortrag über mich in sehr liebevoller Weise gehalten, und die Berliner National-Zeitung hat einen Auszug gebracht, welchen die Debatte vom 31. Jänner nachgedruckt hat. Suche Dir das Blatt zu verschaffen. Ende April gehe ich nach Karlsbad. Den letzten Rest Witiko bekommst Du vorher. Nach Karlsbad wird der dritte Band vorgenommen. Der Druck dürfte im Herbste stattfinden können. Dann kann in Kurzem die Mappe folgen, und zwei oder drei Bände Erzählungen. Inzwischen arbeite ich dann auch schon am Zawesch. Morgen gehe ich wieder nach Kirchschlag. Richte Deine Sendungen wieder dahin.

Nach der Witikosendung schreibe ich Dir einen ausführlicheren Brief. Gott segne Dich und Deine Kinder.

An Guſtav Heckenaſt.

Kirchſchlag, am 7. März 1866.

Hier der Reſt vom zweiten Abſchnitte des zweiten Bandes des Witiko. Dieſer Abſchnitt war ungemein ſchwierig in der Form. Möge ſie nicht zu weit ab von dem Gehörigen liegen. Ich habe mich ſehr angeſtrengt, und mit ſchwimmenden und flimmernden Augen lege ich die letzten, erſt heute wieder neu geſchriebenen Blätter zu. Darum kann ich Dir nicht viel ſchreiben. Ich gehe nun ſogleich zum Schluſſe des zweiten Bandes. In dieſem iſt viel Thatſächliches, das weitaus das Leichteſte zu arbeiten iſt. Ich bleibe bis 30. d. Mts. in Kirchſchlag. Am 31. gehe ich nach Linz und am 25. April nach Karlsbad.

Gott ſegne Dich und Deine Kinder, und Gott (ſage ich) ſegne die, welche Ungarn und Öſterreich zum Heile beider einigen. Du kennſt ja Deák. Ich würde ihn grüßen laſſen, wenn ich ihn kennte. Im Gedanken habe ich es oft, dieſer Mann könnte vielleicht den Knoten löſen. Ich möchte gerne mit Dir und Eliſcher über dieſe Sache ſprechen.

Lebe wohl, grüße Eliſcher.

Ich bin ſehr, ſehr viel geſünder, ich kann ſagen, ganz geſund, bis auf Vorſicht im Eſſen. Du würdeſt lächeln, wenn Du mich ſäheſt. Mein Angeſicht iſt vom dicken Gelben ins magere Weiße übergegangen, und wird jetzt faſt roſig, als wollte ich wieder jung werden.

An Joseph Türk.

Kirchschlag bei Linz, am 13. März 1866.

Einen langen Brief an Dich zu schreiben, ist mir unmöglich, da es mir geradezu an Schreibezeit gebricht; aber einen kurzen zu senden, fordern mich zwei Dinge dringend auf: erstens, Dir meine und meiner Gattin innige Freude über die Wiedergenesung Deiner Mutter auszudrücken, die wir so verehren. Wir haben beide keine Eltern mehr, wissen aber, was Liebe der Eltern zu den Kindern, und Liebe der Kinder zu den Eltern ist. Möge Euch Gott die herrliche Frau, die Ihr als Mutter besitzt, noch recht lange erhalten, dann ist ein Wunsch, den wir als Freunde von Herzen hegen, erfüllt. Genießet das neue Glück, ich weiß nicht, ob es ein größeres gibt. Vielleicht ist nur das gleich groß, wenn Gott die geliebte Gattin wieder genesen läßt oder den Gatten.

Zweitens muß ich Dir die Freude melden, die ich empfand, als ich las, daß Dir mein armer Witiko gefallen hat. Das Urtheil und die Meinung edler und gebildeter Menschen, die das Unmaß und die Ungeheuerlichkeit neuer Dichtweise abstößt, gilt mir sehr viel, also auch Deines. Ich habe mehrere Zuschriften erhalten, die fast alle das Nämliche sagen wie Du. Möge Dich der zweite Band auch zufriedenstellen. Ich bin eben an der Durchsicht des Schlusses. Er wird im Sommer erscheinen. Nach meiner Meinung dürfte der zweite Band besser sein als der erste,

weil man in der Arbeit das Ding doch stets besser lernt. Ich werde ihn Dir sogleich senden, wie er gebunden ist, wahrscheinlich noch ehe ihn die Buchhändler haben. Grüße Deinen Bruder von uns Beiden auf das Herzlichste und empfange selber auch die freundschaftlichsten Grüße. An Deine Mutter bitten wir unsere Verehrung zu melden. Wie immer, so in alle Zeit Dein treuer Freund.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 16. März 1866.

Heute habe ich mir wieder einen Festtag gemacht, und als Hauptfreude dieses Tages habe ich bestimmt, Langes und Breites an Dich zu schreiben, und ist es am Ende nur Plauderei, was ich schreibe, so freut mich das Schreiben, und Dich freut das Lesen. Und damit der Freudentag durch nichts getrübt werde, ließ ich alle Schriftstellerei ruhen; denn vielleicht wäre ich mit meiner Arbeit nicht zufrieden gewesen, und hätte widerwärtige Gefühle gehabt. Ich beschloß daher schon gestern, daß ich heute Vormittag malen werde, und zwar an meiner Steinstudie. Ich habe Dir nämlich schon geschrieben, daß ich mir Steine in die Stube schleppen ließ, und daß ich sie male. Um 4 Uhr erwachte ich nach einem festen Schlafe, mich schon des kommenden Tages freuend. Um 5 Uhr sah die erste Morgendämmerung mit einem ganz heiteren Himmel bei meinen Fenstern herein. Ich

läutete, ließ mir einheizen, und stand um halb 6 Uhr auf. Ich kleidete mich schnell an, nahm meinen Kaffee und ging in das Freie, um den Sonnenaufgang zu sehen. Wir hatten Ostwind und 6 Grad Kälte. Doch war der Spaziergang angenehm und der Sonnenaufgang prachtvoll. Die Alpenkette glühte und funkelte. Um 7 Uhr saß ich an der Staffelei, und malte bis 10 Uhr. Gott ließ mich Freude erleben, die Arbeit gelang, und die Steine werden Dir gefallen. Sie gehören auf das große Alpenbild. Um 10 Uhr ging ich wieder ins Freie, die Sonne war sehr warm, der Luftzug aus Ost aber kalt, jedoch sehr erquickend. Ich ging langsam im Schnee, durch den sich ein Pfad schlängelt, bis gegen die Glasau und wieder zurück. Ich fand auf dem Wege Haslinger mit drei Hunden, und hatte den schwarzen Haushund mit, der nach und nach mein Hund wird, und die vier Hunde hatten ein tolles Spielen und Jagen im Schnee, daß er schimmernd emporstäubte. Durch Sonne und Luft gestärkt, aber durch den Höhenglanz fast schneeblind, kam ich um 12 Uhr nach Hause. Ich aß mein Mittagmahl, sagte Deinem Bilde freundliche Worte, und ging auf die Gasse. Durch das Haus vor dem Luftzuge gedeckt, stand ich in der warmen Sonne, und rauchte meine Pfeife. Dann ging ich wieder in die Stube hinauf, legte mich auf das Sopha, nahm Göthe in die Hand, und schlief mit Göthe ein, ich schlief sehr sanft und süß eine Stunde. Dann putzte ich Pinsel und Palette, und ging wieder in das Freie. Am Waldrande ober dem Hause ist ein schneefreier, sonnenwarmer, fast trockener Weg, auf dem ich hin und her ging, die fernen Berge betrachtend. Um 4 Uhr nahm ich meinen Kaffee, dann rauchte ich auf meinem Waldrandwege eine Cigarre, dann ging ich herauf, und jetzt begann erst das Fest, nämlich das

Schreiben an Dich, und bei diesem Schreiben sitze ich nun.

Hier hast Du Plaudereien genug.

Nun will ich sehr ernsthaft sein. Freilich muß ich mir allerlei und mitunter närrisches Zeug vormachen, um es hier nur noch aushalten zu können. Noch immer liegen 14 Äpfel da; aber doch nur mehr 14. Als ich Dir den vorvorigen Brief schrieb, waren es 21, das ist doch noch ein Trost, morgen sind es nur mehr 13, und endlich wird es doch nur mehr einer sein, und wenn ich diesen gegessen habe, erhebe ich ein Jauchzen. Ich will ein Mann sein, und will aushalten, was ich mir vorgenommen habe, und sollten mich tausend Gefühle so groß wie Elephanten hinabziehen. Ist aber der Charsamstag da, dann sollen mich aber auch zehntausend Elephanten nicht hier halten können. Ich fahre hinab, selbst wenn Mühlsteine von dem Himmel fielen. Es ist sonderbar: Alles Großartige und körperlich höchst Wohlthuende, was hier unläugbar ist, verliert seine Anziehungskraft für mich, meine Seele ist nun anderswo. Es ist aber ganz natürlich. Als ich noch bedeutend krank war, strebten alle Kräfte nach Gesundheit, und da sie dieser Berg gab, strebten sie nach dem Berge, jedes andere Ding, so wichtig und so an mein Herz gewachsen es sein mochte, mußte zeitweilig in den Hintergrund treten; als aber die Gesundheit kam, wurden die Dinge, die sie brachten, überflüssiger, und Alles, was sonst das Herz belebte und erfreute, stand wieder auf und forderte mit doppelter Gewalt seine Rechte. Und was soll diese Rechte mehr fordern als der Umgang mit Dir, der mir das Süßeste, das Theuerste, das Holdeste auf dieser Welt ist. Ich wäre sehr verlassen, sehr unglücklich, sehr vereinsamt, wenn ich Dich verlieren sollte. Du bist ein vortreffliches

Weib, kein falsches Faserchen ist an Dir, Dein Wandel ist von fleckenloser Reinheit, darum liebe ich Dich, darum hängt mein Herz so sehr an Dir, darum sind die Bande so außerordentlich fest, die mich zu Dir ziehen, insbesonders, wenn ich andere Frauen betrachte, selbst die besten, wie weit stehst Du über ihnen! Lasse uns unser häusliches Glück noch recht genießen, ich will Dir mein ganzes Dasein weihen, sei Du auch recht gut und lieb und sanft und freundlich mit mir, und Alles, Alles ist jetzt gut. Es erinnert mich fast nichts mehr an meine Krankheit, als nur noch eine kleine Empfindlichkeit der Nerven, die aber auch täglich geringer wird. Wer ist nun der Thor? Der auf den Berg ging, oder die ihn verlachten? Reine Luft, reines Wasser und mäßiges Leben, das ist die Apotheke des lieben Herrgottes, und die hilft, wenn überhaupt noch zu helfen ist. Ich werde Gott zeitlebens danken, und danke Du ihm auch mit mir. Du wirst ihm gewiß schon vielmal gedankt haben. Jetzt beginnt erst das allervertraulichste, heiterste und sorgenfreieste Leben für uns. Nehmen wir es in Demuth von Gott, und vergessen wir des herrlichen Mannes nicht, der es einleitete: Kriegs Au.

Nun zum täglichen Brot. Heckenast, weil ich ihm Handschrift von hier aus geschickt habe, hat 100 fl. hieher geschickt. Ich sende Dir 20 fl., vielleicht brauchst Du Geld, ich mag der Botin nicht gerne mehr geben, sie könnte doch unachtsam sein. Reichst Du nicht, so schreibe mir es, ich sende einen eigenen Boten hinab. Haslinger brachte mir Wecken, Stritzel und Wein, und das Liebste, einen Brief von Dir, habe Dank, tausend Dank für die herzlichen Worte desselben. Sende mir vier Flaschen Wein, und ein Schächtelchen schwefelfreie Zündhölzchen. Vom Kalbsbraten oder der Taube habe ich Dir geschrieben. Auch ein

paar Fläschchen Bier wären nicht überflüssig, es wird wieder klar und sehr gut. Gib der Botin etwas zu essen.

Und nun gute Nacht, Du geliebtes, Du theures, Du einziges Herz. Wenn Du morgen diesen Brief gelesen hast, so lasse ihn für Dich freudig sein, trage die Freude mit Dir herum, und wenn Du Dich zur Ruhe legst, nimm sie mit. Die 14 Tage werden doch auch vergehen, und dann bleibe ich immer bei Dir, bis Du mich davon jagst. Der Karlsbader Brief hat mich auch erfreut. So bekommen wir unsere liebe Stube wieder.

Tausend und tausend Grüße und Küsse. Grüße Marie, Kathi, Judith. Wie geht es der Schwägerin? Strenge Dich mit Schreiben nicht an, einige Zeilen schon erfreuen mich.

In Ewigkeit Dein Dich liebender, treuer Gatte.

An Gustav Heckenast.

Kirchschlag, am 17. März 1866.

Dieser Brief soll hauptsächlich zum Gegenstande haben, Dir einen Plan vorzulegen, mit dem ich mich schon länger her unbestimmt beschäftigte, und den die neuere Zeit klarer zur Reife brachte. Ich möchte etwas in Deine Hände niederlegen, von dem es mir leid thäte, wenn es nach meinem Tode zersplittert oder verschleudert oder gar etwa ungeschickt veröffentlicht würde, nämlich *meine Briefe*, die ich bisher geschrieben habe und die ich noch schreiben werde. Da ich nun einmal in die Öffentlichkeit

gerathen bin, und da es jetzt eine schöne Sitte wird, die, denen man in ihren Werken etwas gut geworden ist, auch in ihrem Leben näher kennen lernen zu wollen, so ist es wohl keine Voraussetzung von großer Unbescheidenheit, wenn ich vermuthe, daß es jemanden nach meinem Tode beikommen könnte, Briefe von mir drucken zu lassen. Nun kann es mir aber nicht gleichgiltig sein, wie die Auswahl getroffen werde; denn vieles dürfte so unbedeutend sein, daß es, ohne mein Wesen besonders aufzuhellen, doch einen Kreis von Inhaltlosigkeit um mich zöge, der gerade geeignet wäre, dieses Wesen entscheidend zu trüben. Ich habe nicht im Sinne, meine Fehler zu verheimlichen, sie liegen in meinen Werken, werden noch klarer in meinen Briefen und am klarsten in der Geschichte meines Lebens liegen, wenn eine solche der Mühe werth sein sollte; aber wie das Bild großer Männer sogar durch den Eifer der Veröffentlicher ihrer Züge verwischt und verneblicht worden ist, so dürfte es mit einem kleinen Manne, an dem aber doch manche Antheil nehmen, um so mehr der Fall sein. Ich möchte daher noch bei meinen Lebzeiten meine Briefe sammeln, und diejenigen bezeichnen, gegen deren Veröffentlichung ich nichts einwende. Auf die, welche ich nicht veröffentlicht wünsche, würde ich, ehe sie der Eigenthümer wieder zurück erhält, schreiben: „Darf nicht veröffentlicht werden", und würde in meinem Testamente auch die Veröffentlichung verbieten. Auf die andern schreibe ich: „Darf nur durch Heckenast oder seine Rechtsnachfolger veröffentlicht werden", und stelle dies ebenfalls im Testamente fest.

Ich habe in der Zeit meiner Rechtsstudien, als ich das 20. Jahr antrat, eine Reihe Briefe an einen Jugendfreund, der jetzt Pfarrer in Salham ist, geschrieben, etwas später eine ziem-

liche Zahl an . . . in . . . und seine Schwester Franziska, welche die erste tiefe Neigung meines Herzens war, dann sind die Briefe an meine Mutter und Geschwister, dann die Briefe an meine Gattin, welcher ich bei meinen vielen Amtsreisen und jetzt, da ich allein zur Kräftigung meiner Gesundheit auf dem Berge Kirchschlag wohne, sehr oft geschrieben habe, dann sind die Briefe an Dich, dann eine Reihe an meine Muhmen Louise und Josephine Stifter, dann an die Baronin Eichendorf, und endlich an zerstreute verschiedene Personen, darunter bedeutende Zeitgenossen, deren Namen ich mir jetzt, wie sie mir beifallen, in ein Verzeichniß bringe, welches ich bei jedem Briefe, den ich noch schreibe, vervollständige. Von den Briefen, die Du besitzest, mögest Du selbst die bezeichnen, welche Du veröffentlichen lassen möchtest, und sie mir zur Einsicht vorlegen. Die andern werde ich abschreiben lassen, und die Abschriften Dir senden. Auch das Verzeichniß werde ich Dir mittheilen, an wen ich geschrieben habe. Nach strenger Auswahl und nach dem Wegfalle dessen, was verloren ist, dürften reichlich 4 — 6 Bände in der Stärke der Nachsommerbände sein. Wenn ich, wie mich einmal mein Freund Brenner nannte, ein Herzensmensch bin, und wenn ich, wie mich der jetzige Fürst Colloredo hieß, ein Definitionsmagazin bin, d. h. einer, der auf Folgerichtigkeit sieht, so könnten in den Briefen Empfindungen und Ansichten enthalten sein, an welchen ein weiterer Kreis von Menschen Antheil nähme und vielleicht, da die Briefe unmittelbare Lebenszeichen sind, ein größerer Kreis als für meine Werke, die ich nur mittelbar lebte, und erst machen mußte.

Schreibe mir recht bald, was Du von der Sache denkst.

Ich sende Dir ein Schreiben über Witiko von einem edlen,

tiefen und richtig fühlenden Menschen, der seit vielen Jahren mein Freund ist. Schicke mir den Brief wieder zurück. Er sagt fast das Nämliche wie die andern.

Die Sendung zu Witiko II wirst Du erhalten haben. Ich arbeite jetzt am Schlusse von II.

Mein Befinden wird auf diesem Berge täglich ausgezeichneter, und Freude und Fröhlichkeit kommt in mein Herz.

Lebe wohl, tausend Grüße für Dich und Deine Kinder, denen ich, falls ich meine Gattin überlebe, meine Lebensbeschreibung, an der ich arbeite, zum Andenken als Geschenk hinterlassen will.

An Dr. Lorenz Tourtual

Kirchschlag bei Linz, am 28. März 1866.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihr liebes Schreiben so spät beantworte. Eine lange und niederdrückende Krankheit, aus der ich in eben so langsamer Genesung begriffen bin, war die Ursache der Verzögerung. Auch heute muß ich mich leider auf das Allgemeinste beschränken, da sich eine solche Zahl von Briefantworten, die ich schuldig bin, angesammelt hat, daß ich nicht weiß, wie ich der Schuld werde gerecht werden können; doch ich hoffe, daß unser erstes briefliches Begegnen nicht unser letztes ist, und daß wir, wenn Sie Österreich Ihre Wirksamkeit zuwenden, vielleicht auch uns persönlich begegnen werden.

Für das übersendete Buch*) danke ich auf das Herzlichste. Es ist mir ein höchst schätzbarer Dienst damit erwiesen worden, da im dritten Theil des Witiko die oberitalischen Kämpfe vorkommen werden. Ich habe das Buch mit dem größten Eifer studirt, und finde darin eine Gewissenhaftigkeit gegen die Quellen, die mir außerordentlich wohlthut. Tausend Dank dafür! Ich habe im Witiko, wie Sie vermuthen, wirklich unmittelbar nach den Quellen gearbeitet, nur bin ich als Laie nicht geschickt genug im Quellenfinden, und daraus dürfte manches Mangelhafte entstehen. Dem Außerachtlassen der geschichtlichen Wahrheit bei geschichtlichen Dichtungen bin ich entschieden feind, und bei hohem künstlerischen Werthe einer solchen Dichtung denke ich schmerzlich, wie schön wäre das Werk, z. B. Egmont von Göthe, erst, wenn es auch wahr wäre.

Für die Theilnahme, die Sie meinen harmlosen Dichtungen zuwenden, bin ich Ihnen sehr dankbar; denn wenn mir auch Streben nach Schriftstellerruhm völlig fremd ist, so ist es mir doch ganz und gar nicht gleichgiltig, ob ich etwas Edles geschaffen habe oder nicht, und dies erfährt man dadurch, daß uns eine Neigung edler Menschen entgegenkommt oder nicht. Ihr Entgegenkommen berührt mich als ein solches, und es hat mich sehr erfreut. Möchte mir Gott noch einige Jahre wieder meine Kraft geben; ich glaube, ich würde mein Besseres erst liefern.

Den Winter habe ich auf einem hohen Berge bei Linz (Kirchschlag) zugebracht. Am 31. d. M. gehe ich nach Linz, bleibe bis 26. April dort, an welchem Tage ich nach Karlsbad abreise. In Karlsbad bleibe ich bis in die ersten Tage des Juni,

*) Böhmens Antheil an den Kämpfen Friedrich I. in Italien, von Florentz Leuthal.

dann gehe ich in den baierischen Wald an den Fuß des Dreisesselberges (Lakerhäuser bei Breitenberg über Passau). Im Herbste kehre ich nach Linz zurück. Es wäre recht schön, wenn Sie mich mit einem Schreiben erfreuten.

Sie scheinen als junger Mann dem Romantischen oder Musikalischen in der Dichtung (wenn ich mich so ausdrücken darf) holder zu sein als dem Klaren und Bildnerischen. Ich hoffe, daß, wenn Sie älter sind, auch der Nachsommer mit seinen vielen Fehlern, besonders dem der Weitschweifigkeit, doch noch Gnade bei Ihnen finden wird.

Führt Sie denn Ihre italienische Reise nicht in die Nähe eines meiner Aufenthalte? Mündlich ließe sich viel besser verkehren.

Mit Hochachtung ꝛc.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. April 1866.

Ich beantworte Deinen liebherzigen Brief sogleich. Er hat mich ungemein gerührt und erfreut. Besonders wohlthuend ist meinem Gefühle, daß in kurzer Zeit Dein Knabe ganz in Deine Hände übergeht. Seine Erziehung liegt nun ganz in Dir, und Du wirst sie mit Liebe und Einsicht führen. Durch diesen Knaben lebst Du also genau nach Deiner Art in die Nachwelt hinein.

Gott wird Dir nach den harten Prüfungen, welche Dir auferlegt worden sind, dieses Glück belassen, und mir, der ich keine Kinder habe, und dem der Einfluß auf Bildung des Nachwuchses seiner Verwandtschaft beinahe gänzlich versagt ist, wird er die Freude gewähren, in Deinen Kindern ein Bischen mit fortleben zu können. Darum habe ich in mein Testament geschrieben, daß meine Lebensbeschreibung, falls meine Gattin vor mir stirbt, nach meinem Tode Deinen Kindern zufällt, und ich habe meinen jüngsten Bruder Jakob beauftragt, ihnen die Handschrift zu übergeben. Sie sei ihnen ein Denkmal meines Gemüthes und Herzens, das ich in die Worte derselben gelegt habe. Die Einleitung besagt das Nähere, und Deine Kinder mögen, wenn es die Schrift werth ist, durch Veröffentlichung ihr Eigenthum auch mit anderen theilen.

Ich werde in meiner jetzigen Mußezeit doch einmal Gelegenheit finden, eine Weile bei Dir und Deinen Kindern leben zu können. Vermöchte ich Dein Mädchen auf ein Jahr auf meinen Berg in die ätherreine Luft und zu dem silberklaren Wasser zu setzen, so würden ohne Arznei seine Äuglein rein wie der Äther und das Wasser sein. Jugendkraft wird aber gewiß das Übel überwinden. Grüße und küsse die Kinder in meinem Namen. Kannst Du einmal, ohne eben in Maróth sein zu müssen, eine Weile auf dem Lande leben, so thue es in Gesellschaft der Kinder mit mir in den Lakerhäusern oder auf dem Berge Kirchschlag, wo Du in einem netten Landhäuschen wohnen könntest.

Was Du über Ungarn und Österreich schreibst, ist aus meiner Seele gesprochen. Streiten wird nicht zum Ziele führen, ein großer Mensch könnte schlichten; aber wo ist er?! Vertrauen wir auf Gott, und suchen wir indeß das Unsere zu thun.

Was die Herausgabe meiner Briefe anbelangt, so leitete mich der Gedanke, daß diese unmittelbaren Ausdrücke meines Innern, falls dieses Innere einen Werth hat, und, wie meine Freunde versichern, das Innere anderer Menschen wieder anregt, nicht nach meinem Tode versplittert oder durch Vermischung mit Unzulänglichem verwischt werden. Göthe sagt (24. Band, S. 5): „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann . . . . . Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam." Beim Lesen dieser Worte reifte mein Entschluß. Du kannst Dich für jetzt in dieser Sache nicht entscheiden, und stellst mir die Gründe dafür in Aussicht. Ich bitte Dich, führe keine des Weiteren an, unser Verhältniß ist so freundschaftlich, Dein Brief ein so inniger Ausdruck desselben, daß Gründe verlangen oder geben fast beleidigend wäre. Ich achte, ehre und liebe, was Du thust. Mit irgend jemand anderm abschließen, widerstrebt mir so, wie es mir bisher widerstrebte, seit jener Zeit der zwei ersten Bände Studien, in der ich eine Verbindung mit Cotta durch Vermittlung meines Freundes Zedlitz ablehnte, mit irgend einem andern Buchhändler als mit Dir in ein dauerndes Geschäft zu treten. Die Briefe gehören zu Dir und Deinen Kindern oder zu gar niemanden. Ich werde sie jetzt sammeln und ordnen, daß der bisherige Stoff völlig übersehbar vorliegt. Dann ist die Sache eher greifbar. Und so geordnet will ich das Begonnene fortführen, bis ich abgerufen werde.

Vom Witiko ſchicke ich in einigen Tagen etwas, daß Du den 20. Bogen ſetzen laſſen kannſt, das andere muß ich des Zuſammenhanges wegen noch zurückbehalten; aber den ganzen Schluß ſende ich noch von hier aus (ich bin wieder in Linz), oder gewiß im Mai von Karlsbad. Daß Dir das Werk gefällt, freut mich, ich hoffe den dritten Band nicht ohne Würde zu beſchließen. Schreitet mein Geiſt wie jetzt ſo auch künftig vorwärts, ſo wird der dritte Band im Spätherbſte fertig. Oft iſt mir, als dränge ſich wieder eine ganze Welt von Schöpfungen in meinem Haupte, und iſt Geſundheit da, ſo hoffe ich erſt jetzt mein Beſtes zu fördern.

An Joſeph Aymann.

Linz, am 25. April 1866.

Deine Bilder kamen, als ich eben zur Reiſe nach Karlsbad einpackte. Ich kann daher nur wenig ſagen, das beſte wirſt Du ohnehin wiſſen. Wenn der Rothbart ſo herrlich wird wie Wladiſlaw, der einer Deiner allerſchönſten Stiche iſt, ſo kann ja keine Einwendung gemacht werden. Ich danke Dir tauſendmal für dieſes Werk. Die Blätter werden mir zeitlebens theuer bleiben.

Wenn ich über den Rothbart etwas ſagen ſoll, ſo dürften die Augen ein wenig zu ſtarr und das Licht im Angeſichte etwas zu weiß ſein. Die Weichheit, daß ſie iſt wie an Wladiſlaw, wird

wohl noch in das Ganze kommen. Die Unterschrift unter der Gestalt soll blos der Name „Friedrich" sein.

Grüße Deine Gattin und Ferdinand und, wenn Du schreibst, Katharina von uns beiden herzlich, sei selber herzlich gegrüßt, und ich bleibe wie immer Dein aufrichtiger Freund.

In Karlsbad wohne ich in den zwei Prinzen am Kirchenplatz.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 14. Mai 1866.

Damit Du nicht ungeduldig wirst, wenn ich Dich bis auf das Ganze des Abschlusses des zweiten Bandes Witiko warten lasse, sende ich wieder einen Theil, den ich entbehren kann, weil ich ihn, wie Du sehen wirst, abgeschrieben habe, also die ursprüngliche Fassung, welche dem Setzer auch viel Ungemach verursacht hätte, hier besitze und nach Bedarf in ihr nachsehen kann. Ich kämpfte sehr lange und eindringlich über die Art des Schlusses dieses Bandes. Es muß etwas geschehen, dessen Gestalt dunkel in meinem Haupte war, und sich nicht klären wollte. Es faßte mich die Angst, daß mir diese That, mit der der Band schließen sollte, einfallen wird, wenn der Band gedruckt ist. Allein plötzlich erhellte sich der Bestand dahin, daß die That mit ihren Folgen den dritten Band eröffnen müsse, und der zweite mit den Vorzeichen schließt, welcher Schluß künstlerischer ist, und den

weiten Band nicht zu sehr anschwellen läßt, dafür auf den dritten hinweist und ihn einleitet.

Ich wollte Dir, obwohl ich die Handschrift erst für Mai versprochen hatte, die Überraschung bereiten, sie Dir am 1. Mai zu übergeben; allein die unglückseligen Verhältnisse, welche bestehen, brachten mir solchen Kummer wegen der Mittel zur Badereise, daß meine Feder einen guten Theil des April lahm war. Ich mochte mich zwingen, wie ich wollte, in meinem Haupte wohnte schier kein Gedanke mehr. Am 26. April, dem zu meiner Abreise bestimmten Tage, kam Vormittags von Gerold eine Bankanweisung von 200 fl. Ich reiste um 2 Uhr ab. Nach dem alten Spruche sind die Unglücke immer gesellt. Du weißt, daß meine Gattin und meine Nichte auch krank sind, und schon im vorigen Jahre Karlsbad brauchten. Ich muß pflichtgemäß für sie wie für mich sorgen, und so sind wir mit unzureichenden Mitteln hier; denn, wie ich Dir schrieb, und wie ich aus der vorjährigen Rechnung weiß, bedarf ich außer den gewöhnlichen Raten als Mindestes 300 fl. Göthe sagt, daß zur Erhaltung jedes Talentes auch die äußeren Umstände kommen müssen (24. Band: Antik und Modern). Wie oft dachte ich: Etwa hätte ich doch eine der Größen werden können, wenn Freiheit der Seele und Klarheit und Heiterkeit immer gegeben gewesen wären. Und was bin ich nun? Eine Schranke, das Amt, hat eine gütige Hand weggenommen, und andere bauen sich in allgemeinen Verhältnissen auf, die durch Thorheit und Niederträchtigkeit der Menschen kaum übler sein könnten. Ist denn die Geschichte verdammt dazu, Kassandra zu sein? Stets hat Böses Böses geboren, und doch greifen Menschen, denen, obwohl ihr Verstand sehr beschränkt ist, doch wie als lächerlicher Hohn Staaten folgen

müſſen, wieder zu böſen Mitteln und auch zu thörichten. Wann werden Völker Völker ſein?

Wie lange wir hier bleiben müſſen, weiß ich noch nicht, wahrſcheinlich fünf Wochen. Heute iſt die zweite vollendet. Du kannſt alſo die Correctur hieher ſchicken. Ich bitte Dich, ſehe nach, ob der Übergang vom 20. Bogen auf den 21. richtig iſt. Der 20. Bogen kam zu meiner Abreiſe, ich zeichnete mir die Schlußworte ein, habe aber den Zettel zu Hauſe vergeſſen. Oder könnte ich die Aushängebogen 19 und 20 hieher bekommen? Ich wohne wieder bei „zwei Prinzen" auf dem Kirchenplatze.

Meine Geſundheit wächſt täglich, wären nur die äußeren nächſten Sorgen nicht der Hemmſchuh der Geiſtesthätigkeit.

Laſſe bald einige Worte hören. Ich hoffe noch immer, daß Bismarck doch nicht einen deutſchen Krieg wird anzetteln können. Grüße die Kleinen und ſei herzlich von uns beiden gegrüßt.

An Johannes Aprent.

Karlsbad, am 18. Mai 1866.

Unſer Arzt ſagt, daß wir dieſes Mal nur vier Wochen in Karlsbad zubringen dürfen. In dieſem Falle reiſen wir alſo Montag den 28. d. M. von hier ab und kommen Mittwoch den 30. in Paſſau an. Am 31. fährt meine Frau mit der Marie nach Linz, und am 1. Juni fahre ich mit eigener Gelegenheit, die ich miethe, in die Lakerhäuſer. Biſt Du alſo geſonnen

und ist es Deiner Schwester genehm, daß sie einen Landaufenthalt in den Lakerhäusern nimmt, so müßte sie am 31. Abends bei mir in dem Gasthause zum Mohren in Passau eintreffen. Jetzt aber bitte ich Dich, habe Verstand und rede mir im Folgenden nichts entgegen. Wenn der Entschluß gefaßt wird, daß Deine Schwester Luft, Wasser, Wald und Land an dem herrlichen Walde genießen soll, so ist sie von da, als sie das Gasthaus zum Mohren betritt, mein Gast, und hört auf es zu sein, wenn wir uns wieder trennen. Sie bekommt in den Lakerhäusern in unserer Wohnung ein Zimmer für sich, und da in der Wohnung gekocht wird, kann sie bestimmen, was sie essen will. Für die ganze Art ihres Lebens hat sie natürlich unbeschränkte Freiheit. Sie kann allein sein, so viel sie will, und kann mit uns sein, so viel sie will, nur wenn ich arbeite, ziehe ich mich in meine Kammer zurück. Denke nicht, daß ich aus irgend einer Tugend das so bestimmt habe, es geschieht aus lauter Eigennutz und Geldgeiz. Ich habe oft schon Gastfreundschaft geübt und daran Freude gehabt, und an dieser Gastfreundschaft habe ich die größte Freude, ich freue mich schon sehr darauf, Deine Schwester von Passau in der schönen Gegend dem wunderbaren Walde entgegenzuführen, ich freue mich auf ihren Umgang, und ich werde da in einer solchen Stimmung sein, daß ich prächtig arbeiten und ein ungeheures Geld verdienen werde. Du siehst also, wie es ist, und wärest ein verdammlicher Freund, wenn Du mich um alles das brächtest. Redest Du mir darein, so werde ich zum ersten Male in meinem Leben ganz ernstlich auf Dich zornig.

Ich muß für heute schließen, die Zeit ist karg und meine Antwortschulden auf Briefe häufen sich. Hoffentlich geben mir

die Lakerhäuſer zu einem Herzensbriefe Muße. Wir, beſonders ich, befinden uns ſehr wohl und wünſchen es von Dir und den Deinigen. Tauſend Grüße an Dich und die Schweſtern.

An Guſtav Heckenaſt.

Karlsbad, am 31. Mai 1866.

Tauſend Dank für Deine Güte und Liebe. Ich werde ſie mit allen Kräften meines Herzens und meiner Seele vergelten.

Sonntag, 3. Juni, gehen wir hier fort, und vom 7. an bin ich in den Lakerhäuſern. Briefe werden mir von hier nachgeſchickt.

Otto Wigand iſt hier. Ich liebe ihn heuer noch mehr.

Möge Gott den Schluß von Witiko II ſegnen.

Tauſend Schönes von uns.

An ſeinen Bruder Anton.

Lakerhäuſer, am 10. Juni 1866.

Du erhältſt heuer zu Deinem Namensfeſte einen Glückwunſch weniger, als Du in einer Reihe von Jahren erhalten haſt, einen Glückwunſch, der Dir von dem Nächſten kam, das der Menſch auf Erden hat, von der Gattin. Der Rathſchluß des Himmels

hat das Band für das irdiſche Leben gelöſt. Der Rathſchluß des Himmels iſt unerforſchlich; aber er iſt immer weiſe und immer gütig, wenn er auch das Erdenherz ſchmerzlich trifft. Iſt das Band der Ehe das feſteſte und eingreifendſte des Lebens, iſt ſein Reißen das Schmerzlichſte, Fürchterlichſte, was einen Menſchen treffen kann, ſo iſt doch auch ein anderes Band, das älter iſt, das ſanfter iſt, das, wenn es ſich löſt, nie erſetzt werden kann, und das, wie es auch getrübt oder bedroht werden kann, nie ganz zu ſchwinden vermag: das Band der gleichen Abſtammung von geliebten Eltern, das Band der Geſchwiſterliebe. Nimm meinen, Deines älteſten Bruders, Wunſch zu Deinem Namensfeſte. Möge Gottes Güte, welche Heilung in die Zeit legte, Deinen Schmerz lindern. Möge Dein Sohn zu Gutem und Rechtſchaffenem heranwachſen, mögeſt Du die Jahre, die Dir noch bevorſtehen, in Ergebung und getröſtet durch Erfüllung der Pflichten hinbringen, bis einmal wieder die Stunde der Vereinigung ſchlägt, welche dann frei von allen Erdenſchwächen in Schönheit und Herrlichkeit fortdauert, und ein Ende nicht zu fürchten hat. Den Dingen gegenüber, von denen ich geſprochen habe, ſind alle irdiſchen Vortheile oder Nachtheile, Glück oder Unglück, nichts; ich rede daher nicht davon.

Denke einmal an dem Tage Deines Namens an mich zu meinem Walde herauf. Denke aber ſtets, daß ich nie aufhören werde zu ſein Dein aufrichtig geſinnter Bruder.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 10. Juni 1866.

Ich wollte es mir als eine Art Belohnungsfest nach der Beendigung des zweiten Theiles des Witiko gönnen, mich in einem umständlichen Schreiben an Sie über allerlei Äußeres und Inneres zu ergehen, um meinem Geiste gleichsam einen sanften Ausheiterungsabend zu bereiten, allein die Arbeit wird immer nicht fertig; denn theils bin ich sehr vorsichtig in Geistesanstrengungen und breche ab, wenn sich nur das geringste Unbehagen einstellt, theils konnte ich über die Linie nicht einig werden, an der der zweite Band stehen bleiben sollte, und so muß ich, um gegen Sie nicht den Schein von Rücksichtslosigkeit auf mich zu laden, doch noch neben dem Witiko dieses Schreiben beginnen, um vielleicht beides zu gleicher Zeit zu beendigen. Die Behaglichkeit wird daher wohl diesem Schreiben fehlen, nicht aber das Herz, das Ihnen gehört. Ueber die Grenze des zweiten Bandes bin ich nun wohl in Klarem; aber sie ist noch nicht erreicht. Was im Entwurfe und nur theilweiser Ausführung einen kleinen Raum einnimmt, weitet sich ins Größere, so man es zur bezeichnenden Entfaltung bringen will, und wenn man einem Stoffe gewissenhaft seine Forderungen abfrägt, so will er sie auch erfüllt haben. Wäre ich dieser Erfüllung auch nur zum Theile mächtig. Oft verzage ich

faſt. In wenigen Tagen, hoffe ich, wird die letzte Welle aus dem Gefäße rinnen; wenn nur nicht ein Tropfen an dem Rande hängen bleibt, den ich dann mit Gewalt abzuſchütteln gezwungen bin. Es iſt wohl bei Ihren wichtigen Geſchäften eine anmaßende Bitte, wenn ich ſage, daß Sie das Buch, welches ich Ihnen ſogleich nach ſeinem Zuſtandekommen ſchicken werde, leſen und mir darüber Gutes und Böſes, wie es ſich fügt, ſchreiben möchten, und doch thue ich dieſe Bitte, weil ich voraus ſehe, daß Sie mich ſo achten, ſie, wenn ſie Ihrer Pflicht entgegen wäre, nicht zu erfüllen. Daß ich etwas Edles und Gutes, wenn auch nur annäherungsweiſe, hervorbringen möchte, werden Sie wohl wiſſen, jede andere Rückſicht iſt mir bei meinem Schaffen fremd. Ob ich mich aber dem Gewollten annähere, können nur Menſchen, die eben jenes Angeſtrebte in ſich tragen, mit Sicherheit zu erkennen geben. Andere mögen viel Geiſtvolles ſagen; aber ſie ſagen Anderes, das nicht fördert. Wenn der hohe Menſch eine Leiſtung ganz verwirft, ſo mag das weh thun, aber es ehrt und nützt, wenn man überhaupt Kräfte zum Höheren hat, weil man alsdann den Fehlweg verlaſſen und den beſſeren betreten kann. So iſt mir Ihr Urtheil, billigend oder tadelnd, theuer, und ſo auch das der edlen Gattin unſeres Freundes Sigmund. Liebe brachte ich zu meinen Werken, Eifer, der mich vielmal verwerfen und ändern und Zeit und irdiſchen Vortheil verſchwenden ließ, und Redlichkeit. Wenn nur nicht auch ein Schatten der Krankheit über dem Werke ſchwebt. Nun es ſei Gott anheim geſtellt, vielleicht läßt es ſich ſpäter verbeſſern.

Ich will Ihnen Einiges über meine jüngſte Lebensweiſe ſchreiben.

Wie doch die Natur gerecht und, ich möchte ſagen, in ihren

Mahnungen heilig ist. Seit Langem habe ich einen Drang nach Höhen und in den Höhen war mir wohler. Im letzten October erklärte ich, ich wolle den Winter auf dem Berge Kirchschlag zubringen. Die Linzer entsetzten sich oder lachten. Nur der Arzt Duftschmid sagte, das sei der gescheideste Gedanke, der in diesem Monate in Linz vorgekommen ist. Ich fuhr nach Kirchschlag und richtete mich häuslich ein. In der Luft des Berges, die so rein und im Winter milder ist, als die schwere, feuchte des Thales, bei dem herrlichen Wasser, das der Körper mit Begierde in sich aufnimmt, bei vielem Verweilen im Freien (täglich im Ganzen fünf Stunden) und endlich in Betrachtung und Verehrung der großartigen Landschaft, die weit hingebreitet ist, wurde ich täglich besser, und da Ruhe, Frieden und Stille um mich ausgegossen war, täglich heiterer und zuletzt gar schaffensfreudig. Ich dankte Gott dem Herrn, und dankte im Herzen den edlen Freunden, die mir zu der Ruhe erst recht die Ruhe gegeben haben. Ich hatte keinen Augenblick Langeweile, ich theilte meine Zeit in Arbeit, in Genuß der Größe um mich, in den Umgang mit einigen lieben Menschen, die ich auf dem Berge gefunden habe, und in Briefschreiben an meine geliebte Gattin. Die Wirthsleute sind einfache Menschen, die mich hätschelten. Am letzten März zog ich mit Sack und Pack, ich könnte sagen singend und springend nach Linz. Die alten Liebhabereien waren wieder erwacht. Ich setzte alle meine Cactus um und freute mich ihrer unsäglich. Ich besuchte meine Freunde und fuhr am 26. April nach Karlsbad ab. Am 1. Mai feierte ich den Morgen mit dem ersten Becher Schloßbrunnen und seitdem trinke ich dieses Wasser. Wie Unglück zusammenkommt, so kommt auch Glück. Meine Gattin litt lange an der Leber und ihre Nichte an der Milz. Essenwein

verordnete im vorigen Jahre Karlsbader Mühlbrunnen, ſie tranken ihn und der Erfolg war gut, ſie trinken ihn heuer wieder, und der Erfolg zeigt ſich jetzt ſchon ſehr gut.

Ich lebe einfach, arbeite ſehr mäßig, fühle mich täglich wohler, leſe Alles in kleinen Theilen, was Göthe über Kunſt geſchrieben hat, und nehme nach Befehl des Arztes Karlsbader Luft ein. Am 3. Juni iſt das Trinken aus, und ich gehe dann an die Südſeite des großartigen Dreiſeſſelberges in meine geliebten Lakerhäuſer, um dort zu leben, wie ich in Kirchſchlag gelebt habe. Und ſo ſage ich noch einmal Gott Dank, daß Alles iſt, wie es iſt. Ich weiß jetzt, daß die Zeit kommen wird, in der ich Ihnen werde ſchreiben können: Theurer Freund! Ich bin vollkommen geſund.

Was in der Welt geſchieht, das ſuche ich mir aus dem Sinne zu ſchlagen, doch ſchmerzen mich ſehr die öffentlichen Verbrechen, die jetzt begangen werden. Mit Ihnen möchte ich wohl eine geraume Weile über die Weltangelegenheiten ſprechen. Wenn nur Oeſterreich ſich jetzt nicht übereilt, und wenn es nur, falls es gezwungen iſt zu ſchlagen, mit aller Wucht ſchlägt, die es aufbringen kann.

Sie waren in Linz. Ach, daß ich ferne ſein mußte. Wie ſehne ich mich nach einem bischen Umgange mit Ihnen. Auf Ihnen liegt eine Laſt von Geſchäften, wie ſehr wünſchte ich für Sie auch ein Zeitchen Wald und Fels, und Luft und Freiheit, und zeitweiliges Vergeſſen deſſen, was geſchieht. Mein Gedanke iſt übrigens der (ſo weit ich in meiner Einſamkeit urtheilen kann), daß doch kein Krieg wird, und daß der Friede in einer Geſtalt kommen kann, die vielleicht auch kein großes Glück iſt.

Hier bin ich unterbrochen worden, und in der letzten Trinkzeit verbot der Arzt jedes Schreiben. Ich ſetze nun fort. Am 3. Juni

fuhren wir nach Eger, weil meine Gattin von der Kur so angegriffen war, daß sie ein weiteres Fahren nicht vertrug. Am 4. fuhren wir nach Regensburg und am 5. nach Passau. Am 6. fuhr meine Gattin mit dem Dampfschiffe nach Linz, und ich am 7. in die Lakerhäuser, da der Arzt für mich unweigerlich Landluft und Vermeidung jeder Stadt forderte.

Meiner Gattin wurde vorerst, bis sich ihre Aufregung gelegt hat, die anregende starke Waldluft allseitig widerrathen. Und so sind wir neuerdings zeitweilig getrennt.

Im Waldlande ist feierliche Stille um mich. Doch dringen Zeitungen und Kriegsgerüchte herein. In Baiern fand ich bei Menschen, mit denen ich auf der Reise in Berührung kam, Erbitterung gegen Preußen. Jetzt wird wohl doch Krieg und vielleicht ist es besser. Mein Herz leidet manches für unser Land. Im italienischen Kriege konnte ich ein Schärflein beitragen, jetzt kann ich es nicht.

Ihnen wünsche ich tausend Gutes und Liebes, und wenn Sie eine Minute haben, senden Sie mir zwei Zeilen in meinen Wald.

An J. P. Richter.

Lakerhäuſer, am 21. Juni 1866.

Entſchuldigen Sie es gütig, daß ich Ihr ſehr freundliches Schreiben vom 24. Mai erſt heute beantworte. Es hat den Umweg über Linz nach Karlsbad gemacht, wo es mich gegen Ende des Monats traf. Ich war in der letzten Woche des Trinkens des dortigen Schloßbrunnens begriffen und wollte Ihnen in der Abſpannung, die ſo etwas immer bewirkt, nicht ſchreiben, um Ihren ſchönen Brief nicht mit einem ſchlechten zu vergelten. Am 3. Juni fuhr ich von Karlsbad fort, um nach einer kleinen Reiſe den baieriſchen Wald aufzuſuchen, und da einen Theil des Sommers zu verleben. So bin ich nun am ſüdlichen Fuße des Dreiſeſſelberges und richte von ihm aus dieſe Zeilen an Sie.

Ich danke Ihnen herzlich für die ſchöne Empfindung, welche Ihr Schreiben in mir erregt hat. Mir iſt jedes Streben nach Schriftſtellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an ſehr empfänglich, ja ich geizte darnach, für den Beifall recht gethan zu haben, aber dabei auch zu wiſſen, daß es wahr iſt. Sehr bald entwickelte ſich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe, und ein Widerwillen für das Gegentheil, was mich in meiner erſten Jugend öfter zu überſchwenglichem Anſchließen oder überſchwenglichem Aburtheilen hinriß. Dabei

wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahre durch die Schöpfung von Haydn in ein ahnungsreiches, wonnevolles Wunderland versetzt wurde, und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete. Im 12. Lebensjahre kam ich in die Benediktiner Abtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten, dort lernte ich zeichnen, genoß die Aufmerksamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum ersten Male den Satz: das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt, das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes, in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtsthätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse, und jetzt im neunundfünfzigsten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er ist mir kein Glauben mehr, sondern ein Wahrheit, wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik sind nur die unseren Verstandesgesetzen entsprechenden Gesetze; diese Wahrheit aber ist unbedingt, oder Gott ist nicht Gott. Ich kam also ganz natürlich dazu, diesen meinen Seelen-

inhalt auch oft unbewußt auszudrücken, und da ich, ich weiß nicht wie, eine Art Dichter wurde, auch hierin. Als Dichter kann ich mich nicht hoch achten, wie weit stehe ich hinter den Männern des Alterthums und der neueren Zeit zurück, die uns so erhabene Gestaltungen gegeben haben; aber das Hohe der Menschheit, das Edle und, sagen wir es, das Göttliche suchte sich aus mir zu den Menschen hinaus zu lösen. Und ob dies in einigem Maße gelungen ist, das ist mir nicht gleichgiltig, ja es ist mir Lebenserfüllung. Ich selber kann wenig darüber urtheilen, da ich mir nur meines eigenen Empfindens bewußt bin, und nicht dessen, das ich erregt haben mag, darum ist mir Anerkennung von Menschen, denen ich das Höhere zutraue, sehr werth, und darum war mir Ihr Schreiben in seiner maßvollen, aber tiefen Haltung sehr werth. Ich habe öfter schon Zuschriften schwärmerischen Inhaltes von Jünglingen und Mädchen erhalten und freute mich der Blume ihretwillen, wußte aber nicht, habe ich zu ihrem Erblühen mitgewirkt, oder hat der Schreiber sein schönes Selbst nur in meine Schriften hineingetragen. Wenn aber ein ernster, älterer, gemäßigter Mann, der das Leben kennt (und ein solcher scheinen Sie mir zu sein), gerade das in meinen Werken betont, was ich selber für das Wesen derselben halte, dann bin ich sehr erfreut und drücke ihm dankbar die Hand, daß er in mir den Zweifel geringer gemacht hat. Dies ist die Ursache, daß ich die Beantwortung Ihres Briefes auf eine bessere Zeit verspart habe, und dies ist die Ursache, daß ich mir auch erlaubt habe, Sie mit der obigen Auseinandersetzung zu belästigen.

Ich bitte Sie meinen herzlichen Gruß anzunehmen, ihn auch Ihren Angehörigen und Ihren Freunden zu bringen, und

meine Bitte, daß Sie mir in einem freien Augenblicke wieder schreiben mögen, nicht unbescheiden zu finden.

Meine Gesundheit ist zwar noch nicht so fest wie in jungen Jahren, aber das Uebel von Stauungen im Unterleibe, aus vielem Sitzen in Zimmerluft entstanden, ist dem zweimaligen Gebrauch von Karlsbad und, wie ich glaube, dem fast dreijährigen Aufenthalte auf waldigen Bergeshöhen, in reiner Luft, bei herrlichem Wasser und wunderschöner Landschaft noch nachhaltiger gewichen. Ich lebe hier in dem Hause, in dem Witiko Bertha gefunden hat (es gehört meinem Freunde Rosenberger), bin fast immer im Freien und gehe weit und breit in Wald und Flur herum.

Von Witiko ist dieser Tage der letzte Correcturbogen des zweiten Bandes in die Druckerei gegangen. Dieser Band wird also in einigen Wochen erscheinen. In Jahresfrist hoffe ich das Werk mit dem dritten Bande zu vollenden.

Ehe ich schließe, muß ich den Wunsch beifügen: möge Ihr Haus von den Wirrnissen, die jetzt in Deutschland ausgebrochen sind, nicht unmittelbar getroffen werden. Unsere Herzen werden wohl alle getroffen, und die guten am schärfsten. Möge das herrliche deutsche Volk durch dieses Unglück die Läuterung empfangen, die es bringen kann, und deren es, eben weil es herrlich ist, mehr bedarf als ein anderes.

In großer Hochachtung ꝛc.

An seinen Bruder Anton.

Lakerhäuser, am 24. Juni 1866.

Auf diesem Blatte sende ich Dir die Zeilen, die ich der Verstorbenen als eine kleine Liebespflicht widme. Ich habe freilich geglaubt, daß sie mich zum Grabe begleiten wird, allein Gott hat es anders gefügt, und sein Wille ist unser Gesetz und unser Heil.

Das Denkmal kann, wie es gezeichnet ist, aus dem edlen Steine des Granites sehr würdig und kirchlich aussehen. Nach meiner Meinung dürfte es entsprechender gewesen sein, daß zuerst in einer kleinen Tafel die Worte für die früher verstorbenen Kinder gestanden wären, dann die für die Mutter auf einer größeren, weil sie sich auf jene beziehen: allein dazu müßte das Denkmal eine ganz andere Gestalt haben, und es wäre überhaupt schwer, die Gestalt zu dieser Anordnung zu finden. Darum glaube ich, möge der Entwurf bleiben, wie er gedacht ist. Schreibe mir doch auch die Worte, die für die Kinder stehen, daß ich sehe, ob Alles paßt, oder ob mit einer kleinen Veränderung zu helfen wäre. Auf die große Tafel könnte die folgende Schrift kommen:

Hier ruht
die Frau Magdalena Stifter,
Bürgerin und Lederhändlersgattin aus Linz.
Geboren am 29. März 1824, gestorben am 20. April 1866.

So ruh' in Frieden nun bei Deinen Kindern,
Die Gott vor Dir ſich nahm als junge Saat,
Nichts konnte Deine Sorge um ſie mindern,
Bis er zu ihnen Dich gerufen hat.
Und uns, die wir an euern Gräbern weinen,
Den Gatten und den Sohn, den er noch gab,
Auch dieſe wird er einſt mit euch vereinen,
Und dann iſt keine Trennung und kein Grab.

Es darf kein Buchſtabe und keine Silbe geändert werden, weil ſonſt der Vers geſtört wäre. Ich denke, für die Hinterbliebenen geliebter Verſtorbener iſt kein würdigerer Troſt, als der Wunſch ſanfter Ruhe und die Hoffnung der Wiedervereinigung. In dieſem Sinne dürften die ſchlichten Worte, die ich mir gedacht habe, Deine Billigung finden. Ich habe ſie nach meinem Gefühle geſchrieben. Mir würde nach dem Tode meines rechtſchaffenen, für mich ſo treugeſinnten Weibes keine Freude mehr bleiben, als die Hoffnung der Wiedervereinigung.

Schreibe mir doch, was Du für Deinen Knaben angeordnet haſt. Gott laſſe ihn einen guten, gerechten Mann werden.

Meine Geſundheit iſt beſſer, als ſie ſeit der Erkrankung war, und iſt ganz beſonders hier in der weiten und freien Luft und bei dem reinen Waſſer ſehr gut. Es ſind nur die Nerven noch empfindlich und kindiſch, aber nicht mehr in der Art wie früher, und werden bei der ſichtlichen Erſtarkung des Körpers gewiß auch erſtarken. Ein Brief, den ich aus Sachſen erhalten habe, und der von einem ruhigen und ernſten Manne herzurühren

ſcheint, wünſcht am Schluſſe, daß mein „ſegensreiches Wirken noch ein langes und ungetrübtes bleibe", und iſt dieſes Wirken ein bischen ſegensreich, ſo möchte ich wohl noch Einiges wirken, und für meine Gattin, die ohne mich ſehr verlaſſen wäre, wünſche ich zu leben, ſonſt iſt mir der Hingang in jeder Stunde genehm, er führt zu Vater, Mutter und Großeltern, zu manchem vorausgegangenen Geliebten, und zu hohen und großen Menſchen der Vorzeit.

Gott ſchütze Dich in Deinem Schmerze, und empfange die Theilnahme aller derer, die Dich lieben und achten.

Ich ſende Dir die herzlichſten Grüße.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 24. Juni 1866.

Ich ſende Dir hier einen Brief, der mir durch ſeine ſchlichte Sprache, die von einem älteren, ruhigeren nnd ernſteren Manne herzurühren ſcheint, mehr Freude gemacht hat, als manche ſchwärmeriſche Zuſchrift von Jünglingen oder Mädchen. Schicke ihn mir doch bald wieder zurück. Da Du an dem „ſegensreichen" Wirken, wie er es nennt, Theil haſt, ſo gehört Dir auch ein Theil des Briefes. Nächſtens ſende ich Dir zur Abwechslung ein Mädchenſchreiben.

Ich bin, wie ich Dir gemeldet habe, ſeit dem 7. d. M. wieder in meinen geliebten Lakerhäuſern, leider für jetzt noch ohne meine

geliebte Gattin, die in Linz die sehr vernachlässigte Wohnung wieder in besseren Stand zu setzen bestrebt ist. Aus dieser Trennung kannst Du schließen, daß sie wegen meiner Gesundheit nicht mehr sehr besorgt ist, und in der That bin ich heiter und kräftig, und dies hier mehr als irgend wo anders. Ich wirthschafte schon recht fleißig im III. Theile des Witiko und hoffe ihn im nächsten Frühlinge abzuschließen. Dann freue ich mich schon auf die Mappe, die sogleich folgen soll. Wie mich der Umstand beglückt, daß ich jetzt frei von Amtssorgen und Körpergedrücktheit meinen theueren Bestrebungen leben kann, vermag ich Dir gar nicht zu schildern. Tief betrübt mich der Krieg zwischen deutschen Brüdern, wie mir jeder Krieg zwischen Menschen ein Scheusal ist; aber ich habe feste Hoffnung, daß er kurz sein wird. Herrlich sind die Worte unseres Kaisers: „Zur Verantwortung für ꝛc. ꝛc. rufe ich diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen, allmächtigen Gottes." Mir ist seither öfters, die Worte könnten prophetisch sein und Gott könnte, ohne daß eine Frevelhand eingreift, den einen oder den anderen rufen, ehe wir denken. Einmal, wenn ich mir mehr Zeit gönne, schreibe ich etwas Längeres an Dich über die Zeitgeschichte, um mein Gemüth zu erleichtern.

Du mußt vergessen haben, daß ich Dir von Karlsbad meine Abreise auf den 3. und meine Ankunft hier auf den 7. d. Mts. angezeigt habe; denn die letzten Correcturbogen haben den Umweg über Karlsbad und dann über Linz gemacht. In Linz hat sie meine Gattin hieher angewiesen.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 26. Juni 1866.

Wodurch verdiene ich denn so viele Güte, Liebe und Freundschaft, als ich in Deinem Briefe finde? Ich habe Dir immer, seit ich Dich kenne, Hochachtung gewidmet. Als ich Dich näher kennen lernte, ist diese Hochachtung in Liebe übergegangen, aber das ist kein Verdienst von mir, daran bist Du nur allein selber schuld. Sonst habe ich Dir nie etwas bieten können, das Dir so viele Freude gemacht hätte, als mir Dein aufmerksames, zartes Vorgehen in einer Angelegenheit, die nur als einfache Anfrage erging, und nun von Deiner Seite ein Genesungsfest wird. Daß Du daran gedacht hast, das freut mich so sehr, und dafür nimm den herzlichsten, innigsten Händedruck. Ja es soll ein Genesungsfest werden. Ich habe meinen Plan geändert. Ich gehe am 1. Juli von hier nach Linz, um den 10. im Kreise meines Hauses zu feiern und zu einem Genesungsfeste zu machen. Unsere Mittagmahlstunde ist jetzt zwölf Uhr, als die Mitte des Tages. Ich bitte Dich, denke am 10. zu dieser Stunde ein wenig an uns. Dein Name wird auf unseren Lippen sein, und wenn ich auch noch kein sehr guter Freund des Weines sein darf, so wird doch in einigen vortrefflichen Tropfen Dein und Deiner Angehörigen Wohl zu dieser Stunde von uns ausgebracht werden; genau um zwölf Uhr fünfzehn Minuten. Möge das Wohl ein lange

besserndes sein, und möge hinter dem Genesungsthore ein nicht zu kurzer Gesundheitsweg liegen.

Meine geliebte Gattin ist in Linz, um unsere durch zwei Jahre fast ganz vernachlässigte Wohnung wieder ein wenig in Stand zu setzen. Ich bin indessen schon am Fuße der drei Seisel in dem Hause, in welchem Witiko Bertha fand, und es war nicht unsere Absicht, daß ich am 10. in Linz sei. Jetzt aber werde ich es sein und kehre nach mehreren Tagen wieder hieher zurück.

Meine Gattin ist mir in meiner Krankheit ein Engel geworden, und wie freue ich mich, daß durch Dich ihre Freude über meine Genesung eine noch viel größere wird.

Der Weg von Karlsbad nach Linz wäre über Wien ein doppelter von dem über Regensburg gewesen und wäre es noch mehr geworden, da ich von Linz hieher noch weit mehr westlich gemußt hätte. Zudem hat mir der Arzt nach dem Karlsbader Wasser jede Stadt verboten und den Genuß hochgelegener Waldluft gerathen. So bin ich hier und genieße sie. Vielleicht feiere ich im Herbste das Siegesfest in Wien mit, denn ein Sieg muß es dieses Mal werden, sonst müßte man ja an allem Rechte verzweifeln. So lange die Geschichte spricht, hat Frevel nie dauernd gesiegt; nur die Zeit ist die Frage, und was zwischen Anfang und Ende liegt. Wenn der, welcher in neuer Zeit unsere Zuchtruthe geworden ist, die wir, wie es immer geschieht, uns selber gebunden haben, wenn er, der stets den Frieden stört, jetzt schon berufen ist, unter den Rädern seines Getriebes zermalmt zu werden, dann ist im kommenden Herbst das Siegesfest noch nicht, aber es kommt gewiß und auch dann, wenn ihn Gott einfach zu sich zur Strafe ruft. Mich betrübt es

sehr, daß Menschen zur Schlichtung ihrer Händel noch raufen müssen, und daß diese Menschen noch dazu Brüder desselben Volkes sind.

Ich bitte Dich, sende das Armband an mich hieher, nämlich in die Lakerhäuser über Linz und Schwarzenberg. Schwarzenberg ist die letzte österreichische Post, drei Viertelstunden von hier. Ich gehe jetzt täglich gegen Abend hinüber, um die Post und Nachrichten zu erwarten, und da ich auf diese Weise mein eigener Bote bin, so ist die Richtung Schwarzenberg hieher jetzt für mich die sicherste.

Lebe wohl, ich hoffe ein fröhliches Wiedersehen. Melde Deiner ehrwürdigen Mutter meine Verehrung und Deinem Bruder den herzlichsten Gruß.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 5. September 1866.

Heute um halb 7 Uhr des Morgens saßen wir in eine bequeme Oberplaner Kutsche und fuhren unseres Weges gegen die Lakerhäuser. Die erste halbe Stunde bis in das Dorf Hinterstift hatten wir heftigen Regen und Kälte. Dann hob sich ein starker Wind, aber ohne Regen. Der Wind war kalt und durchdringend. Ich hatte Überrock und Mantel und den Plaid hatten wir über die Füße. Um halb 9 Uhr kamen wir nach Lichtenberg, das bei Ulrichsberg liegt. Dort nahmen wir noch einen Kaffee

zu uns. Um halb 10 Uhr fuhren wir weiter und langten nach einem kurzen Aufenthalte in Schwarzenberg um halb 12 Uhr in unserer stillen Wohnung an. Die Wirthin richtete uns einen Rinderbraten, der in einer Stunde fertig war. Wir aßen, und nach dem Essen ruhte ich, um meinen Kopf, der von dem Winde wüst geworden war, ausdröhnen zu lassen. Ehe der Nachmittagskaffee kam, packte ich Dein Bild aus. Ich hatte es wohlverpackt in das Gewölbe des Moosbauer gegeben, daß es sicher sei. Nach Oberplan habe ich es darum nicht mitgenommen, weil ich fürchtete, es könnte ihm, selbst wenn es in meinem Zimmer hinge, doch von den Kindern ein Schaden zugefügt werden. Es war mir wieder recht wohl, als ich das Bild an der Wand sah. Von Mittwoch Nachmittags, als ich es einpackte, bis Montag 4 Uhr habe ich es entbehren müssen. Die theuern Züge blickten mich so freundlich an, daß es mir war, als wärest Du im Geiste lebendig in dem Bilde. O, wie unaussprechlich liebe ich Dich! Gott erhalte Dich mir! Obwohl ich immer an Dich denke, obwohl ich in der letzten Nacht fast immer von Dir träumte, so ist es doch etwas anderes, wenigstens in der Abbildung, die Gestalt und das Angesicht zu sehen, als sich beides denken zu müssen. Wir hatten von Glück zu sagen, daß wir ohne Regen zurückkamen. Um halb 1 Uhr kam ein heftiges Gewitter, das zwar nur eine Viertelstunde dauerte, aber, obwohl kleinen, doch reichlichen Hagel niederschüttete. Um 3 Uhr war wieder ein schwaches, kurzes Gewitter, und nach 4 Uhr das dritte, stärkste, und dabei blos 6 Grad Wärme.

Nach dem Kaffee ging ich ein wenig in das Freie, dann war mein erstes Geschäft hier an Dich zu schreiben. Morgen trage ich den Brief nach Schwarzenberg, am Mittwoch bringt ihn die

Post nach Linz, und am Donnerstag Vormittags kommt er in Deine lieben Hände. Möge er Dir angenehme Gefühle erregen.

So herzlich man mich in Oberplan aufnahm, sogar ein Transparent hat man mir gemacht, so haben mir die vielen Kinder des Bruders und der Schwester, die übrigens gar nicht ungezogen sind, doch so viele Unruhe in den Kopf gebracht, daß ich gerne wieder fort ging. Ich bin das kleine Volk nicht gewohnt und bin gegen sein Treiben jetzt auch empfindlicher. Was wird aus allen den kleinen Geschöpfen werden? Die vierjährige Marie der verstorbenen Magdalena ist ein sehr liebes Kind. Es hat noch Stadtgefühle, wollte anfangs nicht barfuß gehen und hält auf schönes Gewand. Als ihm die Schwägerin ein Stück schwarzes Brot gab, dankte es und sagte: „Wir essen auch weißes." Katharina sagte gestern: „Ich nehme dich nach Linz mit, Marie, wo eine schöne Stadt ist." Heute um 6 Uhr kam das Geschöpflein mit seinen nackten Füßen herüber um mitzufahren, und weinte bitterlich, da es nicht sein konnte. Solche leichtfertige Versprechen sind große Fehler. Das Kind nimmt sie ernsthaft, und steht dann vor einer Lüge. Auf dem ganzen Wege sagte mir Katharina vor, wir sollen das Kind nehmen, sie wolle ganz allein dessen Behandlung besorgen. Wenn wir 25 Jahre jünger wären, ließe sich davon reden. Jetzt wäre ein solches Beginnen, dessen Beendigung nicht abzusehen ist, und dem wir auch gar nicht mehr gewachsen sind, beinahe ein Frevel.

In diesem Augenblicke, da ich schreibe, donnert das vierte Gewitter, es geht erst gegen 7 Uhr, doch ist es schon so wolkenfinster, daß ich enden muß. Ich sage Dir im Geiste eine gute Nacht, und schreibe morgen weiter.

Ich ging gestern Abends noch ein wenig zur Frau Rosen

berger, welche heraus gekommen war, und dann, da ich hörte, daß ein Mann aus Oberplan angekommen sei, ins Gasthaus, um den Mann zu sehen. Er war mir fremd. Wir kamen aber doch in ein Gespräch, er sagte, daß er Professor an der Universität in Prag sei, wohin man ihn aus Thüringen berufen habe. Seinen Namen habe ich über die Nacht vergessen. Er sei schon vierzehn Jahre in Prag. Er sei meinetwegen nach Oberplan und in diesen Wald gereist, um die Gegenden zu sehen, die ich so schön beschrieben habe. Er wird über eine Woche hier bleiben. Da der Mann eine edle Bildung und ein feines Wesen darlegte, freute mich die Sache sehr. Wir plauderten eine Weile, und schieden dann. Ich ging um 10 Uhr ins Bett. Um 2 Uhr erwachte ich mit heftigen Leibschmerzen, und weil ich noch eine gewisse Schwierigkeit empfinde, und das Thermometer bei Wolkenhimmel nur 5 Grad zeigt, bleibe ich heute in gleicher Wärme des Bettes. Ich nahm nur sehr wenig Kaffee, und will Mittags eine Reissuppe essen. Als Katharina das Mittagessen bestellt hatte, brachte sie die Nachricht zurück, der fremde Herr sei unwohl, und liege im Bette, er habe sich wahrscheinlich gestern verkühlt. So ist es nun mit uns beiden. Da ich schon in Oberplan ein paar Mal leichte Schmerzen empfunden habe, und diese Schmerzen sich gestern öfter wiederholten, glaube ich die Ursache zu wissen. In Oberplan kochen sie auf Sparherden in den Zimmern. Da wird es so heiß, daß ich jedesmal in einem solchen Zimmer in Schweiß gerieth. Öffneten wir nun die Fenster, so kamen kalte Luftströme, und überhaupt war es auf der Gasse kalt. Ich weiß aber bei mir aus Erfahrung, daß, wenn ich aus heißen Zimmern, z. B. Schulzimmern, in kältere Räume komme, sich solche Zustände einstellen. Ich schreibe diese Zeilen an Dich im

Bette, und habe Stülz Schauenberge als Unterlage. Nur kann ich, wie ich gestern geschrieben habe, diesen Brief heute nicht nach Schwarzenberg tragen. Du wirst ihn also um einen Tag später erhalten. Dafür werde ich desto mehr hinein schreiben.

Den Rahmen, welchen ich in Oberplan bekommen habe, konnte ich nicht zu mir in den Wagen nehmen, weil er nicht Platz hatte. Der Bruder Johann wird ihn Dir in dieser Woche recht verwahrt senden. Lege ihn einstweilen auch in mein Zimmer. Ich hoffe, daß, wenn die Vergolderbeklebung weggeschafft ist, eine sehr zarte, eigenthümliche Gestaltung zu Tage kommen wird. Besonders leicht werden sich die ringartigen Durchbrechungen des Randes darstellen. Ob er wieder Metallglanz bekommt, ob er braun bleibt, wird sich nach der Reinigung zeigen.

Jetzt ist es halb 5 Uhr. Mein Übel scheint schon ganz gut. In jedem Falle darfst Du Dich gar keiner Besorgniß hingeben. Ich bleibe aus Vorsicht im Bette, möchte aber sehr gerne aufstehen. Der fremde Professor hat sich schnell erholt. Er war vor dem Essen eine Stunde bei mir und wir schwatzten viel über die alten Griechen und Römer. Der Mann erscheint mir, wenn ich nach so kurzer Bekanntschaft ein Urtheil wagen darf, ziemlich bedeutend. Sein Name ist Bipart. Er hat ein Werk über Pindar, den griechischen Dichter, herausgegeben, und außerdem noch andere gelehrte Arbeiten. Das über Pindar muß ich mir verschaffen, da ich Pindar sehr liebe. Er hat versprochen, heute noch einmal zu kommen. Mein Mittagessen war die Reissuppe, sie war mir bitter zu wenig, ich blieb aber dabei. Desto behaglicher war mir darum der Nachmittagskaffee. Morgen beginne ich zeitlich zu malen. Ich will um jeden Preis baldmöglichst enden, daß ich zu Dir komme. Die Sehnsucht nach meinem Hause wächst

mir schon hoch über den Kopf zusammen. Dazu das Wetter, welches meiner Arbeit die größten Hindernisse in den Weg legt. Ich möchte oft völlig verzweifeln. Heute reinigt sich der Himmel, das Barometer steht gut, es scheint, daß morgen ein schöner Tag kommen wird. Dann gehe ich auch gegen den Abend nach Schwarzenberg, und trage diesen Brief hinüber. Ich finde dort freilich keinen Lohn, da von Dir noch nichts da sein kann.

Der Fall, von dem Du mir geschrieben hast, und den ich in der Linzer Zeitung ausführlich gelesen habe, daß nämlich eine Frau auf einem Dampfschiffe während der Fahrt von Wien nach Linz an der Cholera gestorben ist, und daß man sie in Urfahr begraben habe, zeigt Dir jetzt deutlich, daß meine Besorgniß nicht so unnöthig ist, wie Du geschrieben hast. So wird diese Heimsuchung der Menschheit weiter verschleppt. Ich lese, daß man Schiff und Leichenkammer und Grab desinficirt, — und die Träger der Leiche und die übrig gebliebenen Kleider? Gott gebe, daß Linz verschont bleibe, und daß nicht auch in unser Haus und seine Verhältnisse eine Verwirrung komme. Ich kann Dich nur bitten, sorgfältig acht zu haben, nichts zu versäumen, und meiner Einsicht nicht zu mißtrauen. Die Anstalten im Großen zur Gesundheit der Menschen sind noch ganz dumm und thöricht. Über dreißig Jahre wüthet nun dieses Scheusal in den Menschen, und sie setzen ihm noch immer nur Flickwerk entgegen. Wie überall die Saumseligkeit und das Verschlendern, so auch hier. Der Einzelne ist auf sich gewiesen, und zu viel Vorsicht hat noch nie Schaden gebracht. Wien ist noch ziemlich verschont, Prag ist bereits übel mitgenommen. Ich theile Dir hier zur Kenntniß mit, daß Du in Obermihel auch sogleich einen Wagen

bis Rohrbach bekommſt. Ich glaube, Du wirſt erkennen, daß zu Allem, was ich ſage und thue, meine Liebe zu Dir, und meine Sorge für Dich der Grund iſt. Nicht meine Annehmlichkeit, ſondern Dein Wohl iſt die Richtſchnur meiner Handlungen. Erkundige Dich alſo genau, welches der weitere Verlauf in Linz iſt, und handle darnach. Der gedachte Fall iſt am 26. Auguſt geſchehen, die Beerdigung am 27. Bis 2. September habe ich nichts geleſen, es ſcheint alſo vor der Hand dieſer Fall ohne Folgen geblieben zu ſein. Nr. 200 der Linzer Zeitung habe ich wieder nicht erhalten. Vielleicht iſt es nur auf der Poſt verlegt wie 193, das ſich auch wieder gefunden hat. Es darf mir alſo vorerſt 200 nicht nachgeſchickt werden. Da die Jahreszeit doch ſo ziemlich vorgerückt iſt, habe ich einige Hoffnung, daß Oberöſterreich verſchont werden könnte. Es thut mir ſehr leid, daß ich Dir von dieſen Dingen ſchreiben und Deine Ruhe trüben muß; aber da wir bald neunundzwanzig Jahre Freud und Leid mit einander getragen haben, ſo iſt es natürlich, daß ich auch von dieſem Gegenſtande ſpreche, wie wir ja über geringere Dinge unſere Meinung auszutauſchen pflegen, damit das Ergebniß dann beide ohne Zwang befriedige. Gott wird beſſere Zeiten ſenden, und wir werden mit ſeiner Gnade noch den Reſt unſeres Lebens in Liebe und Vertraulichkeit mit einander zubringen.

Heute iſt Mittwoch, und ich ſchreibe dieſen Brief gar zu Ende. Geſtern kam zufällig der Doktor von Breitenberg, und beſuchte mich. Er erklärte meinen Fall für Verkühlung, war mit meinem Verhalten einverſtanden, und ſagte, ich ſolle weiter nichts mehr thun. Es iſt auch heute bis auf eine gewiſſe Eingenommenheit vom geſtrigen Bettliegen ſchon gut. Ich bin früh aufgeſtanden, habe meinen Morgenſpaziergang in warmen Kleidern

gemacht, und schreibe diese Zeilen jetzt an dem Tische. Der Himmel heitert sich aus, die Luft ist wärmer, und ich hoffe, Nachmittags nach Schwarzenberg gehen zu können.

Gott segne und schütze Dein theures Haupt, Du bist mein Höchstes und Liebstes auf dieser Welt. Ich grüße und küsse Dich innigst, und bleibe Dein ewig treuer Gatte.

N. S. In der Nachschrift eine Bitte, daß Du sie immer schnell findest:

1. Semmeln.

2. Meine Holzstiefel. An manchen kalten und nassen Tagen hätte ich sie schon bitterlich gebraucht.

Tausend Schönes, Du liebes, liebes, liebes Herz.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 14. September 1866.

Es mehren sich heute, Freitags, die Zeichen, daß wieder schlechtes Wetter wird. Für diesen Fall ist der Moosbauerwagen nicht tauglich, da er nicht ganz zu decken ist. Und für diesen Fall habe ich im Einvernehmen mit dem Arzte Folgendes beschlossen. Wenn morgen früh entschieden übles Wetter für Sonntag zu fürchten ist, so sende ich die Kathi mit dem Stellwagen nach Aigen. Dort nimmt sie den Gläserwagen und die Pferde, die wir im vorigen Jahre nach Linz hatten, fährt damit am Sonntag früh 5 Uhr nach Obermihel, wo sie um 8 Uhr eintrifft.

Ihr fahrt nach dem Essen, etwa um 1 Uhr, wieder mit ihr nach Aigen zurück, bleibt dort über Nacht, und kommt am Montage zu Mittag hieher. Meine Windkolik ist ganz gut, aber entschieden erst heute. Darum darf ich mich einem schlechten Wetter, namentlich in einem offenen Wagen oder etwa gar in dem leinwandbehangenen Postkarren, nicht aussetzen. Wie groß meine Unruhe ist, daß ich wahrscheinlich Dich nicht abholen kann, wirst Du wohl ermessen können. Tausendmal schaue ich heute schon auf den Himmel und auf das Barometer. Beide sagen nicht viel Tröstliches. Noch ist meine Hoffnung, daß vielleicht in der Nacht die Zeichen wieder besser werden. Der Arzt sagte, daß ich täglich meine Kolik neu erzeugt habe, und zwar durch kaltes Trinken. So ist also Aussicht, daß, wenn ich das meide, die Sache nicht mehr kommt. Wenn die Kathi zu Dir kommt, wird sie Dir sagen, was Du wohl längst weißt, wie grenzenlos ich Dich liebe. Haltet euch im Wagen warm. Ich werde mir Montags die Augen ausschauen, ob nicht ein Wagen den Berg zu mir herauf kommt. Wie lange, lange ist noch bis Montag Mittags! Wenn Du diesen Brief bekommst, habe ich noch vierundzwanzig Stunden zu warten.

Lebe wohl, lasse Dir bei Altenfelden oberhalb des Berges von Obermihel herauf von dem Kutscher den Wald zeigen, wo für Dich das treueste Herz schlägt.

Gott schütze euch. Auf fröhliches Wiedersehen bei Deinem Dich ewig liebenden Gatten.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 5. October 1866.

Ich habe die Verwirrung ſtatt kleiner noch größer gemacht. Auf der Briefpoſt in Schwarzenberg zeigten ſie mir im Verzeichniſſe, daß ich am 5. Juli einen recommandirten Brief nicht an Türk, ſondern an Uhl aufgegeben habe. Ich habe wirklich in jener Zeit an Uhl geſchrieben, habe alſo wahrſcheinlich, da Du mir immer im Kopfe warſt, in mein Ausgabenbuch fälſchlich Türk ſtatt Uhl geſchrieben. Der Brief vom 25. Juni, den Du nicht empfangen haſt, iſt der vom 26. Juni. Alſo iſt die Poſt und ſind die Boten zur Poſt gewiß unſchuldig, und ich habe im Juli und ſpäter gar nicht geſchrieben, insbeſonders, da mir auch die Urſache des Aufſchubes einfiel; ich erkrankte nämlich gleich in der Nacht nach dem 10. Juli an einer heftigen Diarrhoe, zu der ich den Doctor Haller rief, welcher mich mehrere Tage im Bette hielt, dann war ich noch ein Zeitchen in Linz, dann ging ich nach Kirchſchlag, und da werde ich dann gemeint haben, ich habe an Dich ſchon geſchrieben. So dürfte die Sache mit aller Sicherheit ſein.

Dein Brief hat mich unausſprechlich erfreut. Du biſt ſo gut, da ich doch eine Verſchuldung nicht abwälzen kann, und ich weiß nicht, wie ich Dir es je zu vergelten vermag. In dieſer düſteren Zeit, wo Recht der Anmaßung unterlegen iſt, und durch Selbſtverſchuldung unterlegen iſt, wo es einem oft wird, ob denn

noch das Gute gelte oder nicht, thut Freundeswort und Freundestreue doppelt wohl, und müssen wir über deutsche, ja europäische Zustände trauern, so bleibt doch noch der Anschluß an gute und rechtliche Menschen und die Freude an ihnen. Sonst wären wohl die selig zu preisen, die gestorben sind, ehe sie gesehen haben, was geschehen ist. Und so lasse uns die Hände fest in einander halten und zu einander sagen: „Wir sind doch noch von dem alten Schlage.“ Vielleicht reicht unsere Lebensspanne noch hin, auch die Vergeltung zu sehen. Denke an Göthe's Verse:

„Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das ganze an sich, dann wächst Deutschthum dem Preußenthum über das Haupt, es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es sei — Gott waltet gerecht, und Europa ist so leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung ist noch nicht aus.

Ich danke Dir von tiefstem, innigstem Herzen für Deinen Brief. Nimm heute, wo sich so vieles zufällig zusammendrängt, die wenigen Zeilen hin, die ich durchaus nicht, damit sie mehr werden, auf morgen aufschieben mag. Schreibe mir doch bald wieder, wie es euch ergeht, es ist mir leichter, wenn ich das weiß. Ich werde Dir dann in einem längeren Schreiben antworten, und Dir unsere einfachen Erlebnisse erzählen. Freuen wird mich ein Brief, in dem steht: die Seuche ist im entschiedenen Abnehmen. Die jetzige unzeitgemäße Hitze hat sie verschlimmert, komme doch bald kühle Zeit. Wir haben heute den fünfzehnten heißen, schönen Tag. Gott schütze Deinen edlen Bruder in seinem herr-

lichen Berufe. Grüße ihn tausendmal von uns. An Ida Schmerling werde ich schreiben.

Indem ich Dich bitte, Deiner ehrwürdigen Mutter unsere innigste Ehrerbietung zu melden, und indem ich Dir unsere beiderseitigen allerherzlichsten Grüße schicke, zeichne ich mich Deinen alten treuen Freund.

An Auslan Heckenast.

Lakerhäuser, am 13. October 1866.

Ich muß Dir doch einige Zeilen schreiben, obwohl meine Zeit mehr als je in Anspruch genommen ist. Du wirst mein letztes Schreiben mit Einschluß eines Briefes aus Sachsen erhalten haben. Ich habe keine Antwort darauf erhalten. Eine schwere Zeit ist indessen über Österreich und Deutschland gegangen. Mich hat sie unsäglich ergriffen. Ich war so heiter und kräftig wie seit Jahren nicht, und eine geregelte, liebliche Thätigkeit beglückte mich in meinem Walde. An den Widersinn eines Krieges, wie er bevorstand, glaubte ich durchaus nicht, bis er eintrat. Dann glaubte ich nicht entfernt an die Möglichkeit eines solchen Ausganges. So verging mir der glückliche Monat Juni. Am 7. Juli, nach der Schlacht bei Königgrätz, ging ich zu meiner Gattin nach Linz. Ich hielt die Unruhe und Verwirrung, die herrschte, nicht aus, und floh auf meinen Berg Kirchschlag, las keine Zeitung, und es durfte mir niemand vom Krieg' reden

Dies stimmte mich ruhiger. Anfang Augusts ging ich wieder nach Linz, und am 9. von dort in die Lakerhäuser, um den unterbrochenen Aufenthalt fortzusetzen. Ich begann wieder zu arbeiten. Am 15. September, da sich das entsetzliche Wetter dieses Sommers besserte, kam mir meine Gattin nach. Und so sind wir noch hier. Die Nachwehen des Krieges brachten auch die Seuche der Brechruhr, und ich ängstige mich um Dich und so manchen Freund. Schreibe mir doch nur zwei Zeilen, wie es um euch alle steht, und wie überhaupt der Stand der Krankheit in Pest, und, wenn Du es weißt, in Wien ist. Ich habe die nur sehr magere Linzer Zeitung, und die sagt hierüber gar nichts, und andere Blätter, namentlich kleine, mag ich der Ruhe zu lieb gar nicht lesen. Wenn die Cholera, davon bis jetzt in Linz nur ein paar Fälle vorgekommen sind, sich dort ausbreiten sollte, gehe ich nicht hin, und bleibe hier, bis sie dort vorüber ist. Ich habe deshalb für meine kleine Sommerwohnung Winterfenster bestellt. Meine Zeit, darf ich sagen, ist getheilt zwischen Arbeit und Bekümmerniß.

Im August habe ich die letzte Sendung von Dir erhalten. Ich danke Dir herzlich. Witiko II wirst Du wohl noch nicht versendet haben. Von III bekommst Du in den ersten Wintertagen eine Abtheilung, und ich hoffe, daß wohl im Mai der Druck kann vollendet sein. O, welch' eine bessere Stimmung thäte der Rundung dieses dritten und wichtigsten Theiles noth!! Ich möchte oft bitter klagen. Meine Hoffnung zielt auf das Eintreten der Winterruhe. Es wird Manches vorüber und Manches gewöhnt sein. Ist Witiko fertig, und ist es mir sonst möglich, so komme ich wohl zu Dir, um über Vieles, Vieles zu sprechen. Einen sanften Silberblick habe ich in der Trübe doch.

Ich lese täglich einige Blätter aus Göthe's italienischer Reise. Die Ruhe und Größe, und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost, als Alles, was in mich hinein geredet werden könnte. Schreibe mir etwas von Deinen Kindern, wie alt sie sind, wie sie sich entwickeln. Möge Dir dieses Glück recht ungetrübt verbleiben. Einmal, wenn Du sie in Marôth hast, möchte ich doch längere Zeit bei ihnen sein. Vielleicht gewännen sie mich ein wenig lieb.

Euer Landtag wird berufen werden, möge er Gutes bringen. Doch lasse mich lieber von öffentlichen Dingen schweigen.

Lebe recht wohl. Wenn Du schreibst, so sende Deinen Brief über die letzte Post Schwarzenberg in Oberösterreich.

An Johannes Aprent.

Lakerhäuser, am 18. October 1866.

Dein Brief hat mich eben in der Vorbereitung getroffen, Dir zu schreiben. Ich bin darüber erfreut, daß Du Dich bedeutend erholt hast und schließe aus Deinem Briefe, daß Du die ganze Zeit in Wildberg zugebracht hast. Ich vermuthete Dich halb und halb irgendwo anders. Ich ging am 9. August wieder hieher, und am 16. September kam meine Gattin zu mir, mich zu besuchen, und sie ist noch hier. Sie leidet, da der tiefe Herbst kommt, immer mehr an Heimweh, und wird mir fast gemüthskrank. Dies legt mir wohl die Pflicht auf, sie nach Linz zu sen-

den; aber mein Gewissen sagt mir auch wieder, ich soll sie nicht unnöthig einer Gefahr entgegen gehen lassen. Es kommen uns Nachrichten zu, daß in Linz die Brechruhr ist. Aus der Linzer Zeitung bis zum Sonntag habe ich nur einige Fälle entnommen. Die Gerüchte aber sprechen anders. Hier handelt es sich also um das Wörtchen unnöthig. Du glaubst mir, wenn ich Dir sage, wie ich unter diesem Zwiespalt von Pflichten leide. Du schreibst kein Wort von der Seuche, da Du aber sagst, daß ich wohl noch lange nicht kommen werde, so schließe ich, daß Du selber an eine Dauer derselben glaubst. Es liegt in dem Wesen hypochondrischer Leiden, daß sie stets an ein einziges Übel mahnen, welches Übel eben im Zeitverflusse wechselt. So fürchte ich jetzt die Brechruhr, die ich bei öfterem Erscheinen in Wien fast nie beachtet habe. Wenn die Zeitungen berichteten, in Linz sei der Typhus, so ginge ich ganz gelassen hin. Solche Dinge sind eben so thöricht als sie quälend sind. Könntest Du mir nicht einiges über den Stand der Krankheit in Linz und der Umgebung schreiben? Du wirst Dich aber vielleicht darum so wenig kümmern als ich um den Typhus. Den Hauptausschlag gibt wohl Wien. Wenn dort das Übel bald rasch abnimmt, so ist für Linz besseres zu hoffen. Ich wäre heuer ohne den Krieg und die Seuche vollständig gesund geworden, und zwar gesünder, als seit vielen Jahren. Jetzt sind meine Nerven wieder in unruhiger Erregung. Nun, es muß eben auch wieder durchgekämpft werden. Die ruhige Pflichterfüllung des Schaffens ist daher auch wieder verrückt und das damit verbundene Glück. Abwesenheit des Glücks läßt sich noch verschmerzen, Stockung der Pflichterfüllung peinigt immer.

Ich habe Deine Angelegenheit, die wir auf dem Berge vor Kirchschlag besprochen haben, eingeleitet, wie ich für das Beste

und Wirksamste halte. Da mir bereitwilligst beigestimmt wurde, hoffe ich völliges Gelingen für die Sache und für Dich.

Bringe zu Handel und seiner Gattin, wenn Du einmal hinkommst, meine herzlichsten Grüße. Diese zwei Menschen gehören zu den trefflichsten, die ich kenne. Bringe auch zu Binzer, wenn sie kommt, meine Grüße. Liebe in einem edlen Freundeskreise muß uns wohl Linderungstropfen in die Trauer um die sittlichen Zustände unseres gesittetsten Welttheils bringen. Wäre dies nicht, und das Glück zwischen seinen vier Pfählen nicht, dann wäre wohl zu wünschen, daß man schnell seine Arbeit, die für die irdische Laufbahn bestimmt ist, abthue, und von dannen ginge, so es Gott gefällt.

Gott helfe euch über den unwirschen Spätherbst und den öden Winter in Wohlsein hinüber, vielleicht bringt der Lenz ganz andere Zustände in Dein Haus. Es wäre ein Pfeiler zu meinem Lebensglücke.

Zahlreiche herzliche Grüße von uns beiden an euch drei.

An Franz Rosenberger.

Lakerhäuser, am 25. October 1866.

Ich bin noch immer in Ihrem Hause in den Lakerhäusern. Es ist endlich ein herrlicher Nachsommer gekommen, und hat mich in meiner Malerei gefördert, daß ich jetzt in der That glaube, das Bild, welches ich male, wird fast einem Kunstwerke

nahe kommen. Der Wald ist jetzt so weit ausgebildet worden, und ich habe so an dem Dinge gelernt, daß das, was Sie unlängst fertig sahen und nicht schlecht fanden, völlig doch nur ein Kinderspiel gegen das ist, wie die Sache jetzt aussieht. Möchten Sie nur an dieser gemalten Erinnerung einige Freude haben.

Meine Gattin geht Montags nach Linz. Ich muß noch eine kleine Weile Ihre Gastfreundschaft mißbrauchen, die ich schon so arg mißbraucht habe. Es ist wohl das letzte Mal, daß ich die Lakerhäuser auf länger besucht habe. Jetzt aber will ich das Bild bis auf den Vordergrund fertig bringen.

Ich habe mich sogar an Ihrem Eigenthume vergriffen. Ich habe Winterfenster setzen lassen. Sie sind im Sommer leicht wegzunehmen, und die Eisenbalken wieder einzuhängen. Vielleicht thun sie nach mir auch wieder einmal jemandem wohl. Verzeihen Sie mir all diese Dinge, und bleiben Sie mir ein lieber Freund. Den zweiten Band Witiko erhalten Sie bald.

Tausend Grüße von uns an Sie und Ihre Angehörigen.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 25. October 1866.

Dein Schreiben vom 22. d. M. hat mir viele Freude in meiner Einsamkeit gebracht, und zwar darüber, daß Deine hochverehrte Mutter von ihrem Unwohlsein wieder genesen ist, daß ihr euch alle wohl befindet, und daß Dein Bruder seine reichen Erfahrungen und seine Urtheile der Nachwelt in einem großen Werke zu übergeben im Begriffe ist. Es hat mir auch Freude gemacht, daß mein armer Witiko Deiner Mutter während ihrer Wiedergenesung einiges Vergnügen bereitet hat, und es ist mir keine geringe Freude, daß meine Schriften Dir Antheil einflößen; denn kann ich sie selber gleich nicht in die Zahl von wahrhaften Kunstwerken setzen, so streben sie doch Edleres und Höheres an, als jetzt leider in der Dichtkunst des Tages durchschnittlich angetroffen wird, und wenn sie Eingang in das Herz von Freunden finden, die mir eben wegen ihres höheren Wesens theuer geworden sind, so ist das ein sehr schöner Lohn für mich, und ich darf sagen, daß ich mir einen schöneren nie wünschen könnte. Lebt doch jeder in seinen Handlungen und Hervorbringungen eigentlich nur in der Seele der Gleichgestimmten. Eine Freude macht es mir auch, Dich mit Förderung der edlen Kunst der Musik als einen der Direktoren des Conservatoriums beschäftigt zu wissen. Welch' ein liebliches Ziel für den Nachsommer,

den Du Dir geſchaffen haſt. Ich bitte Dich, mir viel über dieſen Gegenſtand zu erzählen, wenn wir wieder zuſammenkommen. Ich liebe die Muſik ſehr, aber im Dienſte ihres erhabenen Berufes. Heut zu Tage wird viel Mißbrauch mit ihr getrieben bis zu den Männern der Leierkaſten herab.

Nun noch zu Witiko. Ich lege Dir einen Brief meines Freundes Heckenaſt bei, der das ganze Verhältniß erklärt. Ich habe ihn heute erhalten, und heute durch meinen Verleger erfahren, daß Witiko II im Buchhandel iſt. Heckenaſt hat mir ſehr lange nicht geſchrieben, was Du ebenfalls aus dem Briefe entnehmen wirſt, und er hätte mir meine Exemplare wohl früher ſchicken ſollen; da er zwei Monate nicht im Geſchäfte war, wird es eben überſehen worden ſein. Aus dem Briefe wirſt Du noch manches erſehen, was Dir Antheil erregen dürfte. Sende ihn mir bei Gelegenheit Deines nächſten Schreibens zurück. Ich habe Anſtalt getroffen, daß die Bücher gleich gebunden werden und zwar wie I, und das erſte, das fertig wird, ſende ich an Dich. Ich habe bis jetzt, weil ich ohne Nachricht und ohne meine Exemplare war, die er mir bei I zeitlich genug anwies, geglaubt, er habe die Bücher noch gar nicht verſendet, wie ich Dir auch in meinem letzten Briefe geſchrieben habe.

Photographien werden wir von Linz aus ſenden. Hier haben wir keine.

Wir bitten Dich, Deiner Mutter unſere Verehrung zu melden, und unſere Grüße an Dich und Ludwig zu empfangen.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, Post Schwarzenberg, am 27. Oct. 1866.

Deinen so ungemein lieben Brief beantworte ich später ausführlich, da es mir heute an Zeit fehlt, indem sich meine Gattin anschickt, nach Linz zu reisen. Ich bleibe noch länger hier. Nur der Versendungsexemplare willen schreibe ich einige Zeilen. Schicke sie gütigst nach Linz an mich. Meine Gattin wird sie sogleich zum Binden geben. Sie werden wie der 1. Band gebunden und sodann versendet.

Daß Du so anerkennende Worte über meine Arbeiten schreibest, hat mich, so wie neuerlich wieder gleiche Worte von meinem Freunde Türk, sehr erfreut; denn ich lege auf beide Urtheile großen Werth. Und wurde der große Göthe durch Anerkennung bedeutungsvoller Menschen zu neuer Arbeit gestärkt, so wird es wohl der kleine Stifter auch. Ich werde sehr fleißig sein, Deinen Wunsch in Bezug des 3. Bandes zu erfüllen. Dann kannst Du gleich die Mappe und zwei Bände neuer Erzählungen herausgeben. Indessen rückt dann der Zawesch vor, und wird als Nebenerholung ein Lustspiel fertig. Gott gebe seinen Segen. In Staatsdingen sehe ich die Zukunft nicht so schwarz wie Du. Davon nächstens. Tausend Grüße. Küsse für uns die Kinder.

An seine Gattin.

Lakenhäuser, am 10. November 1866.

Heute bringt der Knabe Semmeln von Schwarzenberg, und ich schreibe Dir, ehe ich zu malen beginne, einige Zeilen, und sage Dir einen recht freundlichen, herzlichen guten Morgen. Möge der Himmel Deine Genesung fortschreiten lassen. Ich sehe mit Sehnsucht dem Briefe der Marie entgegen, der am Sonntag nach Schwarzenberg kommen wird, und den ich an demselben Tage Abends dort noch werde abholen lassen. Ich packe schon langsam ein, und wenn mich die Furcht vor der Cholera so rasch verläßt, wie in den letzten Tagen, so siehst Du mich eher, als wir beide gedacht haben. Gebe nur Gott, daß nicht wieder ein neuer Fall vorkommt. Das Malen geht sehr rasch, ich beeile mich, was ich kann, und wenn ich nur einen Tag Vormittags Sonnenschein auf dem Walde habe, um noch einige Merkmale abzusehen, die ich brauche, und wenn nur vier bis fünf lichte Tage sind, so bin ich im Reinen, und brauche gar nicht mehr hieher zu kommen. Gestern ist mir ein Theil wieder sehr gelungen. Könnte ich Dir nur mit dem Dinge Freude machen. Sei vorsichtig im Essen und verkühle Dich nicht. Witiko schreitet sehr vor. Ich bin ungemein fleißig.

Sei tausend und tausendmal gegrüßt und geküßt.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 11. November 1866.

Heute ist Sonntag der 11. November. Wenn morgen dieser Brief nach Schwarzenberg getragen wird, so kommt er am Mittwoch Vormittags in Deine Hände. Am Donnerstage ist der Tag, an dem es neunundzwanzig Jahre sind, seit uns das heilige Band der Ehe vereinigt hat. Auch heuer wie im vorigen Jahre will es die Verkettung von Umständen, deren wir nicht Herr sind, daß wir diesen Tag nicht mit einander feiern können. Ich sende Dir also diese Zeilen, nimm sie freundlich in Dein Herz. In diesen neunundzwanzig Jahren haben wir viele Freuden mit einander getheilt, wir haben manches Ungemach, wir haben Unglück und harte Schläge mit einander getragen. Die Freude hat uns beglückt, das Unglück hat unsere Herzen fester an einander gebunden und hat sie geläutert. Und so ist beides eine Gabe des Himmels zu unserem Besten.

Ich danke Dir für Deine wandellose Treue und für Deine unbegrenzte Liebe in diesen neunundzwanzig Jahren. Ich danke Dir für alles Gute und Herzliche, das Du mir zugewendet hast. Die Verbindung mit Dir ist das Glück meines Lebens geworden. Die Hochachtung, die ich für Deinen Wandel faßte, hat auch mein Wesen besser gemacht, und ich danke Dir dafür. Verzeihe mir die eine oder die andere Kränkung, die ich Dir zugefügt habe.

Mein Herz wußte nichts davon, und wenn es in Uebereilung geſchah, ſo iſt die ſchwere Reue in meinem Gemüthe darauf gefolgt. Du haſt mir alles Liebe in größerem Maße zu Theil werden laſſen, als ich es verdiente. Gib mir dieſes Geſchenk auch für die Zeit, die uns noch mit einander zu verleben gegönnt iſt. ich werde Dich ehren und lieben, ſo lange ich lebe, und wenn wir das Schönſte, das wir hienieden haben, auch in ein Jenſeits mitnehmen können, ſo werde ich Dich auch in dieſem Jenſeits ehren und lieben. Ich werde an dem Tage Gott bitten, daß er Dich wohl und glücklich erhalte, und daß er uns noch eine Zeit zuſammen gönne und keines zu lange einſam auf dieſer Welt laſſe. Denke, wenn Du Dein Herz an dieſem Tage zu dem höheren Weſen wendeſt, auch meiner, und denke überhaupt an dieſem Tage meiner in Liebe und Güte. Ich werde ihn nur im Andenken an Dich vollbringen.

Ich ſchreibe auf dieſes Blatt ſonſt gar nichts. Was ich ſonſt noch zu ſchreiben habe, ſchreibe ich auf ein anderes Papier, das ich beilege, oder wenn Du es nicht beigelegt findeſt, um einen Tag ſpäter nachſende.

Ich bleibe auf immer Dein Dich auf's Höchſte liebender treuer Gatte.

An Guſtav Heckenaſt.

Lakerhäuſer, am 12. November 1866.

Daß Du mich nicht für ſehr undankbar hältſt, muß ich Dir, wenn ich Dir ſchon ein längeres Schreiben jetzt nicht ſenden kann, doch einige Zeilen großen Dankes ſchicken. Du haſt mir durch die Photographien Deiner Kinder eine ungeheure Freude gemacht. Der Photograph verſteht zwar nicht gerade ſehr gut, Kinder nachzubilden, was die ſchwerſte Aufgabe für die Photographie ſein dürfte, da niemand leichter verduzt wird oder erſchlafft, als Kinder, wenn ſie der Maſchine ſtehen müſſen; aber doch, beſonders unter dem Vergrößerungsglaſe, zeigen ſich die lieblichen kindlichen Züge, und ich habe mich wiederholt ſehr in ſie vertieft.

Mögen ſie Dir durch Trefflichkeit der Entwickelung ihres Weſens lohnen, und möge ich ihnen einmal auch ein Bischen lieb werden. Oft denke ich, die werden, da ich keine Kinder habe, als die meines beſten Freundes noch Freude an mir erleben, wenn ich längſt in der Grube liege. Im nächſten Spätſommer ſehe ich euch gewiß alle in Maróth. Dann bringt ihr mich, wenn ihr mich hätſchelt, einige Wochen nicht an. Du mußt mir Bilder der zwei aus jedem kommenden Lebensalter geben, ſo lange ich ſelber lebe.

Daß ich Dir für den Augenblick nicht viel ſchreibe, daran iſt Witiko ſchuld. Ich bin tief in ihm verfangen, und mag mich nicht auch für kurz zerſtreuen. Ich möchte um jeden Preis Deinen Wunſch erfüllen. Die böſen Geſchicke des Vaterlandes treten nach und nach in den Hintergrund, oder ſchweigen mir wenigſtens, ſo lange ich ernſt und feurig in einer geliebten Arbeit begriffen bin, mein körperliches Befinden iſt ausgezeichnet gut, nur noch reizbar, und ſo bin ich in der Vollendung des erſten Abſchnittes begriffen. Wenn er an Dich abgegangen iſt, dann ſchreibe ich Dir recht viel. Mein heißeſter Wunſch iſt nur für dieſes Werk, es möge Unheil oder Sorge und Kummer nur ſo lange fern bleiben, bis es fertig iſt; denn dies drückt mich ſehr nieder und lähmt mich beinahe. Es wäre doch zu verzweifeln, wenn ich ſo viele Lebenskraft an ein Werk wende und es am Schluſſe nicht zur erwünſchten Reife bringen könnte. Es iſt in der Natur der Sache, daß der Eindruck ſich erhöhen und künſtleriſch abſchließen ſoll. Möge es der heilige Himmel fügen. Meine Gattin iſt nach Linz gegangen, ich bin noch eine Weile hier, in der Ruhe und Ungeſtörtheit des Waldes zu arbeiten.

An ſeine Gattin.

Lakerhäuſer, am 13. November 1866.

Heute Morgens habe ich Dir einen Brief geſchrieben, welchen Du am Donnerſtage erhalten wirſt. Auf dieſem Blatte fange ich jetzt des Abends, da ich mit der heutigen Witiko-Aufgabe fertig bin, einen neuen an, den ich morgen fortſetzen und ſchließen werde, damit Du ihn am Freitage erhältſt. Wir hatten heute einen Sturm, der das ganze Haus rüttelte, und bei 8° Wärme gleichſam Gewittergüſſe nieder jagte. Er kam aus Südweſt, deshalb war er ſo warm. Jetzt geht es auf acht Uhr, und er tobt noch in Einem fort. Den ganzen Tag war es ſo finſter, daß an kein Malen zu denken war. Meine Spaziergänge geſchahen auf der Kegelbahn, und es regnete ſo, daß der Schirm, den ich von der Kegelbahn in's Zimmer hatte, einen Waſſerſtrahl abfließen ließ. Das Barometer fällt noch immer, und ſo wird Kälte, die jetzt beſſer wäre, kaum kommen, und ein Licht, daß doch noch einige Striche an dem Bilde geſchehen, auch nicht. In einer halben Stunde oder etwas mehr nach acht Uhr wird der Bote kommen, den ich nach Schwarzenberg um Mariens Brief geſchickt habe, und der meinen Brief an Dich hinüber getragen hat. Ich warte mit Ungeduld auf ihn. Möchte die Nachricht kommen, daß es Dir wieder beſſer geht, und daß Deine Geneſung fortſchreitet. Du biſt gewiß nicht böſe, daß ich alle Tage ſende. Laſſe mir das

Labsal, es ist meine höchste Freude, von Dir etwas zu hören. Ich bin den ganzen Tag in Gedanken bei Dir. Ich sehe Dich, wie Du als Wiedergenesende im Schlafzimmer sitzest, oder langsam zu diesem oder jenem Geräthe gehst, und dort etwas krameſt. Ich bin im Geiste bei Dir, spreche mit Dir, sitze bei Dir und liebkose gelegentlich die arme Puzi, die recht häufig in das Zimmer herein kommt. Nur wenn ich am Witiko arbeite, an dem ich sehr fleißig bin, verschwinden diese Dinge, und selbst da steht oft plötzlich Deine Gestalt, die etwas blaß ist, vor mir da, und lächelt mich an. Ich unterbreche mich einen Augenblick, sehe liebevoll nach der Gestalt, und suche dann wieder zu meinen böhmischen Helden zu kommen. Jetzt bringt des Wirths Marie die Abendsuppe, und ich schließe für heute. Gute Nacht, gute Nacht, Du geliebtes, theures Herz.

Ich schreibe heute weiter. Der Bote kam erst um neun Uhr und brachte Mariens Brief, welcher mir sagte, daß es Dir wieder besser wird. Ich ging dann beruhigt zu Bette, schlief aber schlecht, da der Sturm so tobte, daß es schien, als führen hundert Wägen gegen die Fenster. Auch heute ist es so arg, daß wir die Thüren nicht gut genug zumachen können, sonst stößt er sie auf. Ich habe einen solchen Sturm hier noch nicht erlebt. Und das Barometer ist noch immer im Fallen. Dabei aber sind Morgens schon 5° Wärme gewesen, und es wird unter Tags wieder auf 8° bis 9° kommen.

Du läßt mir durch Marie die Wünsche zum 15., dem Erinnerungstag an unsere Vermählung, melden. Während ich schreibe, wirst Du vielleicht meine Wünsche und Anderes, was auf diesen Tag Bezug hat, lesen; ich habe den Brief, der dies enthält, am Montage nach Schwarzenberg geschickt, er muß Dir

also heute Vormittags zugekommen sein, oder eben, da es gegen halb neun Uhr geht, zukommen. Unsere Gedanken, wie es so oft der Fall ist, treffen auch hier wieder zusammen. Ich habe Dich ebenfalls, wie Du mich, gebeten, an diesem Tage meiner zu denken und habe den Wunsch ausgesprochen, daß wir künftig immer diesen Tag, den uns Gott doch noch öfter erleben lassen möge, vereinigt zubringen. Nur ein Punkt ist, der bei mir anders ist, als bei Dir. Ich habe Dich gebeten, mir jedes Leid, das ich Dir that, zu verzeihen. Diese Bitte hast Du nicht nöthig; denn ich sehe nur zu gut ein, daß, wenn ich wähnte, Du thust mir wehe, die Schuld an mir war, daß ich Dich mißverstand und thöricht empfindlich war. Ich habe mir auf das Heiligste vorgenommen, das zu bemeistern, und Du wirst sehen, daß es auch geschieht Gott scheint uns wieder bessere Zeiten senden zu wollen. Meine Gesundheit kehrt wieder, ja ich kann sagen, ich bin vollständig gesund. Speise und Trank schmeckt mir außerordentlich gut, ich esse wie Gesunde, und habe keine Beschwerden. Nur die lächerliche Cholerafurcht will mich nicht verlassen, was ich auch mit Verstand und Vernunft dagegen kämpfe. Ich bitte Dich herzlich, habe Nachsicht mit dieser Schwäche, sie wird von selber schwinden, wie die Nerven stärker werden. Und dies geschieht, wie ich empfinde, täglich mehr. Ich nehme bedeutend am Körper zu, und das hat auch Einfluß auf die Nerven. Viele kleinere Nervenzustände, Aengstlichkeiten und dergleichen sind ganz geschwunden, so z. B. greift mich der Sturm oder sonstiges Wetter gar nicht mehr an, auch höre ich Rani's Krankengeschichten ganz ruhig an, und so wird das stärker Eingewurzelte ganz gewiß verschwinden. Und dann wird Alles gut werden und besser, als es bei uns je gewesen ist, da wir in einer besseren Lage sind. Die einzelnen

Cholerafälle um Linz müſſen ja bald aufhören, und dann iſt das Geſpenſt dahin. Seit ich in der Linzer Zeitung las: „Linz iſt cholerafrei“, bin ich ganz geſund und rüſtig. Selbſt die Einſamkeit hier, auf die ich mich ſehr fürchtete, ertrage ich leicht; denn die Nani iſt immer bereitwillig, ſorgſam, freundlich und zuthätig, ſo daß ich ſehe, ſie thut mir zu Liebe die Sache, und ſo kommt ein wohlthätiges Gefühl in mein Herz, welches Gefühl mir die Trennung von Dir minder ſchmerzlich macht, als ſie ſonſt wäre. Daß ich über Deine Krankheit unruhig wurde, mußt Du mir nicht verdenken, obwohl Du mich bateſt, ganz ruhig zu ſein. Ich liebe Dich zu ſehr, zu außerordentlich, als daß ich das könnte. Und wenn ich die rieſigſte Bauerngeſundheit bekäme, ſo würde ich um Dich beſorgt ſein, auch wenn Dir nichts fehlt, um wie viel mehr, wenn Du krank biſt. Das iſt nun einmal ſo, und wird, ſo lange Liebe auf Erden iſt, ſo bleiben. Du ängſtigeſt Dich ja auch um mich, und oft unnöthig.

Mein ganzes Herz, mein ganzes Weſen ſende ich Dir zum Gruß, Du mein Einzigſtes, mein Geliebteſtes auf dieſer Welt. Morgen ſchicke ich wieder ein Blatt, und ſo fort, bis ich ſelber komme.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 14. November 1866.

Da mir das kleinste Blättchen von Marie über Dich und Dein Besserbefinden in meiner Einsamkeit eine Erquickung ist, so schließe ich, daß auch Du gerne von mir ein Schreiben empfangen wirst, das Dir Worte von mir bringt, und da das Schreiben an Dich hier im Walde mein größtes Vergnügen ist, so schreibe ich Dir heute, Mittwoch, noch ein Stückchen, und fertige den Brief morgen, an dem für uns so wichtigen Tag ganz aus, daß Du ihn am Samstage Vormittags erhältst. So tausche ich für täglichen Bericht tägliches Schreiben, bis ich selber vor Dir stehe. Das arge Wetter, welches mir gerade in diesem Augenblicke so zuwider ist, weil es mich im Reisen und im Malen hindert, hat sich in so ferne geändert, daß es heute stetig kühler wurde (von 5 Grad bis auf 1 Grad Wärme um 3 Uhr) und daß der Sturm statt Regen Schnee herunter jagt, der schon über der ganzen Gegend liegt. Das Barometer fällt nicht mehr, steigt aber auch nicht. Vielleicht wettert es sich in einigen Tagen aus, und es kommt dann ruhige, wenn auch kalte Zeit.

Nur dieses Stückchen hatte ich gestern schreiben können, weil ich unterbrochen wurde. Heute, an unserem geliebtesten Festtage, schreibe ich weiter. Im Geiste sage ich Dir einen herzlichen, innigen guten Morgen, im Geiste küsse ich Dich auf Deine

ſanften Lippen, und im Geiſte danke ich Dir noch einmal für all' das Gute, das mir in dieſen vielen Jahren ſo reichlich von Dir zugekommen iſt, und im Geiſte bitte ich Dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich Dir zugefügt habe. Mit Deinem Bilde im Herzen ging ich geſtern zu meiner Schlummerſtätte, mit Deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und that ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unſer Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieſes Band eine Zeit erhalten möge. Ich betete für Dich, daß er Dich bewahre, ſchütze, ſegne, und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, Dir Alles zu ſein, was meine Pflicht iſt. Ich ward nach dieſen Gedanken zu Gott recht ruhig und zuverſichtlich in meinem Gemüthe. Nach einer Zeit kam die Nani in das Zimmer und heizte ein. Ich ſtand dann auf, kleidete mich an und trat mit dem Lichte vor Dein Bild, die edlen Züge betrachtend, und im Gedanken dem Bilde ſagend, was ich Dir nicht ſagen konnte. Von da an dachte ich ſtets an Dich, wie Du erwachen wirſt, wie Du aufſtehſt, wie Du auch Dein Herz zu Gott wendeſt, wie Du an mich denkſt, mit Deiner Umgebung ſprichſt, vielleicht von mir ſprichſt, nein, gewiß von mir ſprichſt. Nach dem Frühſtücke ging ich auf der Kegelbahn eine Weile auf und nieder, dann ſuchte ich wieder das Zimmer und ſetzte mich zu dieſem Papiere, und an dieſem Papiere bin ich noch. In Baiern haben ſie heute keinen Feſttag, von Schwarzenberg hörte ich das Kirchenläuten herüber. Ich habe mir den Schlüſſel zur Kapelle geben laſſen, werde hinabgehen und allein noch in dem Kirchlein meine kirchlichen Gedanken haben. Im Uebrigen ſoll mir dieſer Tag ein Feſttag ſein und Witiko muß ruhen.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht und es wurde eine

Menge Schnee herabgeschüttet, die nun Alles bedeckt. Der Schnee reicht weit über die Knöchel, er ist aber naß. Das Thermometer zeigt 1 Grad Wärme. Das Barometer ist um zwei Linien gestiegen. Es ist Hoffnung auf baldige Aenderung des Wetters und auf heiteren Himmel. Dann schmilzt entweder der Schnee oder er friert, und in beiden Fällen wird wieder eine gute Fahrbahn, und auch eine Luft zum Reisen. Nach dem jetzigen Stande der Dinge kann ich Dir aber auch in diesem Augenblicke meinen Abreisetag nicht melden. Wahrscheinlich wird es auf mein anfängliches Vorhaben zurück kommen, am Montage abzureisen, an einem Montage wie Du, gerade drei Wochen nach Dir. Das Entbehrliche ist eingepackt, mit dem anderen bin ich in ein paar Stunden fertig. Gestern Abends habe ich nicht auf die Post warten lassen, weil Marie in ihrem letzten Briefe geschrieben hat, daß sie nun nicht mehr täglich schreiben wird, und für andere Briefe ist heute auch noch Zeit genug. Es wäre mir aber sehr lieb gewesen, wenn diese täglichen Berichte nicht unterbrochen worden wären. Es ist der Lichtpunkt des Tages gewesen, wenn ich lesen konnte, es gehe Dir besser. Gestern Abends war es völlig traurig, daß ich keine Nachricht bekam. Und etwas unruhig bin ich noch. Denn Du bist doch nur erst, wie der Arzt schreibt, in der Reconvalescenz, und da ist immer noch Gefahr, daß man sich mit irgend etwas verdirbt, was ich zwar von Deiner Besonnenheit und Deiner Liebe zu mir nicht erwarte; aber es könnte Dir gegen Dein Wissen geschehen. Gott füge Alles Gute.

Ich habe mein Schreiben unterbrochen, und bin in die Kapelle gegangen. Meine Andacht war kurz, aber sie ging vom Herzen. Nach der Zurückkunft schreibe ich wieder weiter. Es ist jetzt fast eine halbe Stunde über 10 Uhr. Das Schneeschütten dauert

noch immer fort, das Barometer ist aber im langsamen Steigen, und so, denke ich, wird es morgen noch wettern, Samstag und Sonntag werden Ausheiterungstage sein und der Montag ein schöner Tag. Ist dann Schnee oder nicht, das ist gleichgiltig, wenn nur das Stürmen einmal aufhört, das aber auch jetzt schon viel gelassener ist. Alles, was Du in den Lakerhäusern erlebt hast, ist Paradiesesschönheit gewesen gegen das, was heute ist. Man glaubt sich in eine Wildheit gebannt, aus der gar nicht herauszukommen ist. Ein solches Schneeschütten habe ich noch nicht gesehen. Kaum die ersten Bäume der Allee sind zu erblicken. Dauert es heute Nachts so fort, so geht morgen die schwarze Thür unterhalb meiner Stiege nicht auf, und sie muß ausgeschaufelt werden. Geht aber, weil bereits $1^1/_2$ Grad Wärme sind, der Schnee in Regen über, dann wird ein unendliches Gewässer. Ich melde Dir morgen schon weiter, was geschehen ist. Die Straßen und Brücken sind gut, und es wird schon zum Weiterkommen sein, wenn nur einmal der Luftkreis sich beruhigt. Ihr werdet wohl Regen haben, und Du siehst seine Tropfen gegen die Fenster unserer Wohnung fallen, während ich hier an dem gelben Kirschbaumtische sitze, an Dich schreibe, und gelegentlich in die herabfallende Schneenacht schaue. Denkst Du noch? an dem Tage unserer Trennung hat es auch arg geregnet. Wie wird es wohl sein, wenn uns der liebe Gott noch 21 Jahre schenkt, und wir die goldene Hochzeit feiern? Ist es dann draußen wie immer, in unseren zwei uralten Herzen würde doch der freundlichste Sonnenschein sein. Der Gedanke, das zu erleben, ist so schön, daß ich mir ihn zu denken fast gar nicht getraue. Und doch, wie trefflich wären die einundzwanzig Jahre, um Dir nur vergelten zu können, was Du um mich gelitten hast. Der Anfang der einund-

zwanzig Jahre wäre schon gut; denn ich bin heuer am 15. November viel, viel wohler als im vergangenen Jahre, auch viel heiterer und stärker. Noch im Winter, wenn ich in Linz mehrere Gänge machte, war ich schwindlich. Davon ist jetzt keine Spur mehr vorhanden, ich mag Bewegung machen, so viel ich will. Es ist auch keine Nervenerregung mehr vorhanden, als die Scheu vor allem Unruhigen und Unangenehmen, besonders die Cholerafurcht, aber selbst diese Dinge fühle ich sich mindern, wie ich denn schon manches Traurige ruhig erzählen hören kann. Ich hoffe, daß der nächste 15. November uns recht traulich und fröhlich vereint an unserem Tische in Linz finden wird. In dieser Hoffnung schließe ich das Schreiben und küsse Dich zu tausend Malen. Diesen Brief erhältst Du Samstags, und da die Marie geschrieben hat, daß Dich meine Briefe freuen, so bekommst Du Sonntags wieder einen und etwa bringe ich gar selber einen mit. Es folgen die gewöhnlichen Grüße.

An ſeine Gattin.

Lakerhäuſer, am 15. November 1866.

Es iſt der Abend des 15. November gekommen, und ich beginne wieder einige Zeilen an Dich zu ſchreiben, welche ich morgen nach Schwarzenberg ſchicken werde, nachdem ich ſie werde vollendet haben, daß Du ſie am Sonntag Vormittags erhältſt. Wie der Tag bis Mittag war, haſt Du in dem vorigen Briefe geleſen. Ich aß mit Nani ein Stückchen Kalbsbraten, und ging dann auf die Kegelbahn ſpazieren. Dann that ich einen kurzen Schlummer, las dann die Linzer Zeitung und ein wenig Göthe. Die Dämmerung verplauderte ich mit Nani. Sie erzählte mir von dem Blechinger'ſchen Hauſe, ich ihr von Dir. Den Joſeph ſchickte ich wieder nach Schwarzenberg, auf die Poſt zu warten. Er watete in dem Schnee bereitwillig fort. Dann ſetzte ich mich zum Schreiben an Dich nieder. So verging der Tag. Sehr oft bin ich heute zu Deinem Bilde gegangen, und habe Deine Züge betrachtet. Du hätteſt doch kaum einen Mann bekommen können, der Dich ſo liebt, wie ich. Bald werde ich doch auch das Bild einpacken müſſen, damit mich nicht die ſchöne Zeit überraſcht, und dann bin ich ganz von Dir getrennt. Ich will aber Alles, Alles gerne tragen, wenn Du nur ganz geſund wirſt und geſund bleibſt. Wenn ich heute gar keinen Brief

bekomme, halte ich es auch für ein gutes Zeichen. Darum habe ich für jeden Fall den Boten nach Schwarzenberg geschickt.

Es ist Morgens, der 16. November, und ich schreibe weiter. Der Bote hat keinen Brief gebracht. Ich weiß nun wohl, daß es Dir mindestens nicht schlechter geht; aber weit lieber wär es mir gewesen, wenn ein Zettel gekommen wäre, des Inhalts: der gnädigen Frau geht es wieder besser. So hängt mit allen Fäden mein Herz an Dir, daß jedes Ding, welches Dich angenehm oder unangenehm berührt, an diesen Fäden zu mir fortläuft, und die gleiche Empfindung in mir erregt. Und wenn des Tages zehn Nachrichten kämen: jetzt thut sie das, jetzt jenes, sie ist besser, sie hat dieses und jenes gegessen u. s. w., so wäre mir das nicht zu viel. Ich wäre gleichsam immer bei Dir. Lache nicht über den Schwärmer; der ist kein rechter Mann und Gatte, der nicht für das Herz seiner Gattin schwärmt. Und wenn sie ein so liebes, treues Herz hat wie Du, so hängt man ja mit ganzer Seele daran, und dieses Herz ist mein Kleinod auf dieser Welt, und wenn auch durch Krankheit und dergleichen Unruhe und Besorgniß entsteht, so ist das Glück der aufrichtigen, liebenden Vereinigung so groß, daß es durch nichts zu theuer erkauft wird. Und wenn mich heute Gott zu sich abruft, so sage ich: Herr, ich danke dir, du hast mir ein großes Glück auf dieser Erde gewährt. Freilich, wenn Gott ganz besonders gütig gegen uns sein wollte, so ließe er uns noch eine Zeit, in der nicht zu viele Sorgen wären, beisammen; durch das vergangene Ungemach sind wir noch näher an einander gebunden, und das zukünftige Glück wäre noch größer als das vergangene. Merkwürdig ist es, daß Alter und Jahre hier keinen Abbruch thun, überhaupt keinen anderen, als einen guten Einfluß haben. Ich liebe Dich jetzt weit, weit mehr, als

da Du ein 22jähriges, blühendes, unbeschreiblich schönes Mädchen warst, und Du liebst mich alten Mann mit allen seinen Wunderlichkeiten und Grillen mehr, als den jungen, kräftigen, gleichsam Himmel und Erde stürmenden. Und diese Liebe wird nicht geringer werden, sondern wachsen, und im Hochalter, wenn uns eines beschieden ist, werden wir völlig eins in dem andern und gleich sein. Möge nur jetzt der Gang Deiner Genesung stetig, ruhig und heiter sein. Dann ist ja bei mir auch Alles gut.

Von Graz erhielt ich gestern den Abdruck meiner Erzählung „der Kuß von Sentze" mit starken Druckfehlern. Der Schluß fehlt noch, er kommt wahrscheinlich im nächsten Blatte. Ein Schreiben bekam ich aber nicht. Wahrscheinlich werden sie bis nach dem ganzen Abdrucke warten.

Heute war mein erster Gang mit dem Lichte zum Barometer. Ich hatte die besten Hoffnungen. Denn der Sturm hatte sich gestern Abends gelegt, und in der Nacht war schon die Mondessichel zwischen laufenden Wolken zeitweilig zu sehen; aber wie erschrack ich, als ich sah, daß das Barometer, das gestern um 4 Linien gestiegen war, Nachts fast wieder um 2 Linien herabgegangen war, und beim Klopfen sich schnell herabduckte. Das Thermometer zeigte 1 Grad Wärme. Der Himmel war theilweise mit ruhigen Wolken bedeckt. Als es licht wurde, ging ich ins Freie. Es war schwacher Ostwind; die oberen Wolken aber gingen schon von Südwest her. Die ersten Anzeichen eines weichen Sturmes sind wieder da. Um 9 Uhr ging ich zum Moriz hinunter, um zu sehen, ob starke Schneeverwehungen sind. Sie sind nicht zu groß, und es ist durchzukommen. Die Wolken sind viel weniger geworden; aber sie ziehen schneller aus Südwest, also das Zeichen des Thauwindes etwas deutlicher. Unten

haben wir jetzt stärkeren Ostwind als oben. Das Barometer ist nicht mehr weiter gefallen. Das Thermometer zeigt fast 3 Grad Wärme. Wenn Thauwind und Schneeschmelzen kommt, so kommt beides gegen Abend oder in der Nacht, und bis Montag kann Alles wieder vorüber, und die Wege sogar besser sein. Es wird sich zeigen, wie die Merkmale heute Nachmittags sind. Jedenfalls bestelle ich den Wagen auf Montag, und fahre dann auch bei schlechtem Wetter, nur nicht bei heftigem Sturme. Der Wind verkühlt den Körper am leichtesten, wenn man keinen geschlossenen Glaswagen hat, wie ich leider aus Oberplan heraus erfahren habe, worauf ich das Bett hüten mußte. Ich komme also am Dienstag gegen Abend zu Dir.

Heute muß meiner Rechnung nach von Marie ein Brief kommen; denn gestern hat sie mein Schreiben erhalten, in welchem ich sie um Nachricht bat. Ich werde also den Joseph wieder auf die Post warten lassen. Wenn wider Vermuthen warmes, ruhiges Wetter bleibt, und noch ein Tag darauf erträglich zu werden verspricht; dann fahre ich plötzlich fort, und zwar mit dem Moosbauerwagen und Weichselbaumpferden nach Aigen, und des andern Tages von Aigen nach Linz. In diesem Falle komme ich dann früher als Dienstags. Rechne aber vorläufig nur auf Dienstag. Alles aber hängt von dem heutigen Briefe ab. Sollteſt Du übler sein, dann fahre ich morgen bei jedem Wetter.

Ich lasse einen kleinen Raum in dem Briefe frei, um Nachmittags etwas dazu zu setzen, vielleicht sind dann die Zeichen deutlicher.

Nachmittags 3 Uhr. Ja, die Zeichen sind deutlicher. Es war heute warmer Sonnenschein. Das Barometer geht stetig herunter. Nachts kommt der Sturm. Ich hoffe, Montag ist es wieder schön.

Ich lege ein Streifchen Stoff bei. Die Moosbauer ſagt, daß er Dir ſo gefallen hat. Laſſe Sonntag ſchreiben — — ach nein, da bekomme ich ja den Brief nicht mehr. Ich lege doch das Streifchen bei. Gefällt Dir das Kleid, ſo können wir es kommen laſſen; aber auf das bloße Wort der Moosbauer hin bringe ich es Dir doch nicht, ich könnte eine Dummheit begehen.

Lebe wohl, Du mein geliebtes, einziges Herz. Grüße alle wie gewöhnlich.

An ſeine Gattin.

Lakerhäuſer, am 16. November 1866.

Mein unermüdlicher Bote Joſeph iſt mit einem Briefe an Dich nach Schwarzenberg fort, daß Du ihn am Sonntage bekommſt, und ich fange hier einen neuen an, den Du am Montage bekommſt. Siehſt Du, wie ich fleißig bin. Die Marie hat geſchrieben, ich möchte Dir nur recht oft ſchreiben, das ſei der beſte Beweis meiner Liebe, und dieſes thue ich ſo gerne, und thue es täglich. Deine Augen gehen doch mit Freude darüber, wenn meine ſchwarzen Zeilen auf weißem Papiere ſtehen, und Du haſt doch jeden Tag etwas, das Du erwarteſt. Nach dieſem Briefe bekommſt Du noch einen am Dienſtage Vormittag, und an demſelben Tage Nachmittags bekommſt Du mich ſelber, außer es kommt heute oder morgen eine Nachricht, auf die ich ſogleich abreiſe, oder es ſtürmt am Montage dermaßen, daß ich nicht fort

kann. Dann gehe ich am ersten, nur ein wenig erträglichen Tage von hier fort. So habe ich es nach Aigen geschrieben. Das heutige Wetter hält mich völlig zum Narren. Das Barometer fällt stets, und jetzt leuchten die Sterne am Himmel und Alles ist still. Wer hätte gestern den heutigen Tag vermuthet? Und doch wird der Sturm kommen, wenn er nur bald in der Nacht käme, daß der Ausbruch am Montage vorüber wäre.

Heute warte ich mit der größten Sehnsucht, weil ich zwei Tage keine Nachricht erhalten habe. Zwei Stunden muß ich noch warten; denn bei dem ungemeinen Schneekothe wird die Post ziemlich spät ankommen. Wenn nur dann Alles recht und gut ist. Ich hoffe es, werde aber nur dann ruhig einschlafen, wenn ich es gewiß weiß. Ich ende für heute. Gute Nacht, gute Nacht, geliebtes Herz.

Tausend, tausend Dank, Du geliebtes, gutes Weib! Der Joseph kam gestern noch vor 8 Uhr und brachte Deinen herzigen Brief. Du hast mir mit diesem Briefe eine unglaubliche Wohlthat erwiesen. Von Kummer und Sorge war ich in Glück versetzt. Jetzt mag es draußen stürmen, wie es will, jetzt ist mir Barometer- und Thermometerstand nicht mehr so wichtig, wie dieser Tage, und wenn sich meine Abreise auch um einige Tage verzögert, so trage ich die Verzögerung gerne, weil Du nur wieder gesund bist. Und Du wirst gewiß auch in freundlicher Geduld meine Ankunft abwarten, und es wird Dir lieber sein, daß ich bei günstigem Wetter reise, als daß ich mich der Möglichkeit einer Erkrankung aussetze, da Du ja selber in dieser Hinsicht Besorgnisse in Deinem Briefe aussprichst. Sei ganz beruhigt, ich werde nur bei gutem Wetter und auch da sehr vorsichtig reisen. Du bist in Deinem Briefe ja gar schalkhaft, und drohest mit einer

Strafe Gottes, die mein bester Lohn wäre, daß er mich nämlich mit Dir die goldene Hochzeit erleben lasse. Jetzt erleben wir sie auch, es ist ein bedeutungsvolles Zeichen dafür eingetreten. Du hast immer gesagt: „die goldene Hochzeit erlebe ich nicht", und in diesem Briefe sprichst Du das Gegentheil davon aus. Ich habe nie geradezu Gott um diese Gnade gebeten; am heurigen Vermählungserinnerungstage that ich es, an dem nämlichen Tage, an dem Du Deinen Brief schriebst, und an dem nämlichen Tage schrieb ich Dir den Inhalt meines Gebetes. Die Briefe haben sich gekreuzt, und wie dieselbe Sache an demselben Tage wechselweise geschrieben wurde, so kommt das Geschriebene auch wechselweise an demselben Tage an seine Bestimmung. Ich habe Ahnungen nie geläugnet, da dem Menschen ein Wissen auch ohne die Sinne, die Untersuchung, die Erfahrung u. dgl. zukommen kann, welches Wissen so gewiß ist wie jedes andere, ja gewisser, da der Verstand irren kann. Wie oft hat sich bei Dir ein solches Wissen als richtig bestätigt!

Der von mir vorausgesehene Sturm ist heute um Mitternacht gekommen, und ist nach und nach zu einer Heftigkeit herangewachsen, daß der vorige ein Kinderspiel gegen ihn war. Alle Töne konnte man von ihm vernehmen, vom Donner bis zum Fagott und der Kinderpfeife herab, und bei uns rüttelte er sogar die Zimmerthüren. Regengüsse schlugen an die Fenster. Das Barometer fiel so tief, wie ich es hier noch nie gesehen hatte. Das Thermometer zeigte 3½ Grad Wärme. Aber eben, was so heftig ist, dauert nicht. Der Südwestwind ging in mäßigen Westwind über. Das Barometer ist seit Vormittag um 4 Linien gestiegen (jetzt ist es 2 Uhr). Das Thermometer zeigt 0, und so wird es sich bis Montag wahrscheinlich aufhellen, nachdem

inzwiſchen noch Schnee gefallen ſein wird, was eben jetzt anfängt.

Du hätteſt gewiß nicht gedacht, daß ich Dir je ſo viel Witterungsnachrichten ſchreiben werde. Aber in unſerer gegenwärtigen Lage ſind ſie uns ſehr wichtig.

Ich ſchließe das Blatt mit den innigſten, herzlichſten Grüßen und Küſſen.

An ſeine Gattin.

Lakerhäuſer, am 17. November 1866.

Wahrſcheinlich ſind dieſe Zeilen die letzten, die Du von den Lakerhäuſern von mir erhältſt, und wenn das ſo iſt, ſo bekommſt Du ſie nur um 7—8 Stunden früher, als Du mich ſelber ſiehſt. Das Barometer iſt noch raſcher geſtiegen, als es gefallen iſt, der Himmel heitert ſich aus, und es ſind ſchon Sterne an ihm ſichtbar. Es müßte doch mit üblen Dingen zugehen, wenn übermorgen wieder ſchlechtes Wetter wäre. Da auch Kälte eintritt, hoffe ich auf länger andauernde Heiterkeit. Ich verſuchte heute noch zu malen; allein der Erfolg war, daß ich das Gemachte wieder auslöſchen mußte, und daß jene Stelle jetzt ſchlechter iſt, als ſie früher war. Da ich ſchon mehr dort als da bin, ſo komme ich hier mit nichts mehr auf einen grünen Zweig. Mit dem morgigen Tage weiß ich völlig nichts anzufangen. Wenn er nur vorüber wäre. Da ich heute (Samſtag) dieſen Brief nicht endigen

werde, so wird wohl ein Zeitchen von morgen zum Schlusse verwendet werden, und das wird meine beste Zeit sein. Dein Bild ist gepackt, die Bilder bis auf eines, sind gepackt. Zum gänzlichen Einpacken brauche ich wenig Zeit, ich werde also stets den Himmel und die Wolken und das Barometer und Thermometer anschauen. Und das wird wahrscheinlich auch der Inhalt dessen sein, was ich Dir morgen noch zu diesen Zeilen hinzu schreiben werde. Ich bin wie ein Kind, das das Liebe, welches kommen soll, nicht erwarten kann.

Eifersüchtig bist Du nicht; denn es ist ein Brief, auf dessen Umschlage stand Johanna Siegel, an mich nach Linz gekommen, und ihr habt ihn unversehrt an mich geschickt. Das Fräulein gibt über sich gar keine Auskunft, und verlangt meine Photographie mit Unterschrift. Ich werde von Linz aus antworten.

Ich schaute eben wieder auf den Himmel. Leider ist er ganz heiter und zeigt Sterne. Das kommt mir ein wenig zu schnell. Wenn es nur drei Tage dauert.

Für heute schließe ich. Gute Nacht, gute Nacht.

Ich bin heute (Sonntag) um drei Viertel auf 4 Uhr aufgestanden, habe mir eingeheizt, und habe dann eingepackt. Als es licht wurde, sah ich, daß Westwind und Schneegestöber ist. Das Barometer steht aber gut, das Thermometer zeigte 2 Grad Kälte (jetzt 1 Grad Kälte). In Kurzem ließ Wind und Schneien nach und es wurde hell. Ich malte noch zum letzten Male. Es war nicht vergeblich, so scheide ich doch nicht mit einem Mißerfolg der letzten Arbeit. Alle Anzeichen sind dafür, daß es sich zum guten Wetter richtet. Also ist es sehr wahrscheinlich, daß ich Dich bald darnach, als Du diese Zeilen gelesen hast, sehen werde. Ich ging

gegen 11 Uhr bis gegen Moriz hinab spazieren, und dann Abschied nehmen auf meinen Zeichnungshügel. Nach der Zurückkunft putzte ich die Malergeräthe, und setzte mich dann zu diesem Blatte und schrieb obige Zeilen, die ich jetzt auch mit tausend und tausend Grüßen und Küssen, die meine Vorläufer sein sollen, schließe.

Sage der Marie den wärmsten Dank für ihren Brief. Er wäre nicht unumgänglich nothwendig gewesen; aber er hat mich sehr erfreut, und in dieser Hinsicht ist er sehr gut. Ich bin recht vergnügt ins Bett gegangen, nur wollte mir nicht einleuchten, daß ein Genesender, der zum ersten Male in die Luft geht, dies im Winter Abends thut, und ins Theater geht. Wußte Dr. Essenwein darum, und hat er es gebilligt? Ich hätte es nicht zugelassen. Lebe wohl, komme mir recht stark, rüstig, heiter, gesund entgegen.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Dienstag, am 20. November 1866.

Der Joseph trug einen Brief fort*), und einen neuen fange ich an. Das habe ich mir auch nie gedacht, daß ich einmal eine Zeit erleben werde, in der ich nichts thun werde, als an meine Gattin Briefe schreiben. Es fällt mir ein, wenn doch von der Ewigkeit her und in sie hin Posten gingen, dann könnten liebende Gatten,

*) Dieser Brief fehlt. Er enthielt wahrscheinlich die Anzeige, daß die Abreise noch nicht möglich sei.

wenn ſie durch den Tod getrennt werden, einander doch noch Briefe ſenden. Welch' ein Troſt! Jetzt hat das Überlebende nichts als den Wunſch baldiger Nachfolge.

Es iſt jetzt 3¼ Uhr Nachmittags. Das unſägliche Schneien hat nachgelaſſen, ja es ſteht ein großer Fleck blauen Himmels vor unſeren Fenſtern, das Barometer iſt Nachmittags auch um eine Linie geſtiegen. Vielleicht iſt doch morgen Erlöſung, und dann bringe ich Dir dieſen Brief ſelber. Der Joſeph und vier Mann ſind gedungen zum Ausſchaufeln. Wie ein ſchöner Tag wird, müſſen ſie ſich des Morgens ſtellen und meine Befehle erwarten. Alles iſt in Bereitſchaft. Was noch in den Koffer gehört, iſt in einer halben Stunde drinnen. Und das Umkleiden für die Kälte dauert auch kaum eine halbe Stunde. Dann, Lakerhäuſer, lebet wohl. Euer Winter fängt ſehr roh an, und das Ladenſtöcklein hat für die Kälte etwas zu ſiebartiges. Oben, unten, ſeitwärts, rückwärts, vorwärts geht der Wind herein. Das Speisfenſter war heute ganz verſchneit.

Ich ende. Fahre ich morgen nicht, ſo ſchreibe ich weiter; fahre ich, ſo hat alles Schreiben hier ein Ende.

Gute Nacht für heute, Du, mein einziges, mein liebes, theures Herz.

Ich ſchreibe doch noch weiter. Wie das närriſch iſt. Übermorgen bringe ich Dir dieſen Brief höchſt wahrſcheinlich ſelbſt, und könnte Dir Alles ſagen, was in ihm ſteht. Und doch ſchreibe ich es auf. Es iſt mir dabei, als ob ich Dir es heute ſchon erzählte, und Du meine Freude theilteſt. Es iſt nämlich jetzt ganz heiter (6 Uhr Abends), nicht eine Wolke iſt am Himmel, das Barometer ſteigt langſam, aber ſtetig, und da iſt zu hoffen, daß morgen ein ſehr ſchöner Tag iſt, und daß ich fortreiſen kann.

Auch das Gute hat das Schreiben, daß ich, so lange ich die Feder führe, leichter über die Zeit hinwegkomme; denn so lange es schneite und stürmte, hatte ich Geduld, ich sah die Abreise noch in unbestimmter Ferne; sobald es aber anfing, sich auszuheitern, war die Ungeduld da: erstens darüber, wird es schöner, wird es nicht schöner, und sodann, als der Wind ganz aufgehört hatte und der Himmel völlig rein war, darüber, daß es von 6 Uhr Abends bis 1 Uhr des anderen Tages gar so lange ist, wer wird das überdauern? Volle 19 Stunden! Da verschreibe ich nun einige Viertelstunden. Ich könnte auch einen guten Theil dieses Zeitmeeres verschlafen. Ja, da liegt es eben. Gerade, weil ich schlafen möchte, schlafe ich nicht, ich werde im Bette denken: ach, wenn ich nur schlafen könnte, und wenn es nur schon wieder Tag wäre, und wenn es nur schön bliebe. Und wenn der Mond durch die Fenster scheint, werde ich alle Augenblicke erwachen, ob er noch scheint, oder ob ich nicht das ferne Murren eines neuen Windes höre.

Eben ging ich wieder an das Fenster. Jetzt fliegen abermals leichte Wolken über den Himmel. Am besten wäre es, wenn ich fest glaubte, daß es morgen nicht schön wird, dann wäre ich ganz ruhig; dann sollte es aber morgen doch ganz schön sein, so wäre ich am schnellsten darüber. Die Ungewißheit ist es, welche peinigt. Nach meinen bisherigen Erfahrungen und nach den Zeichen der Luft und nach den Instrumenten wird es morgen noch nicht sehr schön, sondern der morgige Tag ist der Übergangstag, und übermorgen beginnt das schöne Wetter; aber die verwetterte Sehnsucht lispelt wieder darunter: vielleicht wird es doch schön.

Ist es nun, wie es ist. Ich ende einmal das „Raunzen", und schließe den Brief zu. Ist es morgen schön, so bringe ich

ihn Dir am Donnerstage. Erhältst Du ihn am Freitage Vormittag, und ist es am Donnerstage vorher schön gewesen, so komme ich am Freitage zum Nachmittagskaffee, haltet mir einen bereit.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Mittwoch, am 21. November 1866.

II. Lese von diesen zwei Blättern erst I, dann II. Ich habe heute I wieder aufgemacht, um II zu schreiben und beizulegen. In der Absendung macht es keine Verzögerung.

In I habe ich gegen das Ende geschrieben, daß der vor Kurzem ganz heitere Himmel wieder leichte, fliegende Wölklein hat. Das dauerte so fort. Wir aßen unsere Abendsuppe und Nani ging in ihre Schlafkammer. Ich rauchte, im Zimmer herumgehend, meine Cigarre. Oft trat ich an das Fenster. Es war Alles stille draußen. Die leichten Wölklein dauerten fort, und im Thale und in Breitenberg lag liebliches Mondlicht auf dem Schnee. So ging ich mit den sanftesten Hoffnungen um halb 9 Uhr in das Bett. Ehe ich entschlummerte, hörte ich, wie ich mich gestern ausgedrückt hatte, das ferne Murren eines neuen Windes. Das Murren wurde deutlicher und endlich zum Poltern, und dies dauerte die ganze Nacht. Ich bin fünfmal dadurch aufgeweckt worden. Um 6 Uhr kam die Nani. Als es licht geworden war, sahen wir, daß es heute ärger ist als je. Das Barometer

ist seit gestern Abends nicht mehr gestiegen, das Thermometer zeigt 2 Grad Kälte. Der Sturm jagt den Schnee wieder in Massen nieder. Alles ist mit Schnee umhüllt, von Schnee angeflogen. Die Gassenbank vor der Moosbauerwohnung ist verschneit, und der Schnee ragt schon fast auf die Moosbauerfenster. Von der Umzäunung an der Wirthshausschwelle ragen nur die Köpfe heraus, und zwischen dem Ladenstöcklein und dem Wirthshause ist eine Schneewehe, die einem Mann bis auf die Brust ginge. Unsere schwarze Stiegenthür wäre gar nicht aufgegangen, wenn von Moosbauer herüber nicht ausgeschaufelt worden wäre. Der Schnee bleibt an allen Wänden der Häuser kleben. Ein alter Mann, den ich im Wirthshause traf, wohin uns Moosbauer einen tiefen Weg hat schaufeln lassen (der freilich nur eine Viertelstunde dauerte), sagte, er sei von der Marxmühle herauf gegangen, und sei dort über dem Wassergraben beim Bebel bis unter die Achseln in den Schnee gesunken. So lange er lebe, sagte er, habe er um diese Zeit keinen solchen Schnee erlebt, so frühe und so harte Winter er auch durchgemacht habe. Kein Mensch hat hier noch darauf gerechnet, darum ist auch das vom Gerichte angeordnete Ausstecken von Ruthen an den Straßen und Pfaden noch nicht geschehen, und jetzt ist Straße und Pfad nicht zu erkennen. Es ist sehr ungewiß, ob ich dieses Schreiben heute werde nach Schwarzenberg hinüber senden können. Der alte Mann sagte, weil der Schnee so an den Häusern kleben bleibe, sei es ein Zeichen, daß Thauwetter kommen und der Schnee schmelzen wird. Darin dürfte er nicht Unrecht haben. Die Erscheinung ist in dieser Jahreszeit zu ungewöhnlich, als daß sie dauern könnte. Es muß die Gegenwirkung eintreten. Ich vermuthe sogar, weil der gestrige Ausheiterungsgang unter-

brochen worden ist, weil ferner das Steigen des Barometers einen Stillstand erhalten hat, daß ein Südwind im Anzuge ist, und daß das Barometer wieder fallen wird. Das muß sich nun in wenigen Stunden entscheiden. Das heurige Jahr ist einmal ein ganz ungewöhnliches, und läßt sich jetzt, da es nur mehr sechs Wochen zu leben hat, doch seine Rechte nicht rauben. Schmilzt der Schnee hinweg, so ist es mir am allerliebsten. Heitert sich aber der Himmel nach diesem großen Schneefalle aus, so kommt Kälte, und ich muß im offenen Schlitten nach Aigen fahren, weil nirgends ein gedeckter zu haben ist; aber es ist mir auch so lieb; denn dieser Vorgang ist kürzer, als die Schmelze, welche wieder Südstürme und Regen in ihrer Begleitung hat.

Ich muß nun geduldig harren, bis ich fort kann, und ich bitte Dich recht innig, sorge Dich nicht, kränke Dich nicht um mich, Du weißt, wie ich jetzt vorsichtig bin, ich werde nicht den geringsten Schaden nehmen. Das Schmerzliche ist nur, daß unser Wiedersehen durch diesen ungewöhnlichen Umstand so hinausgeschoben wird. Ich habe mich ergeben, und suche meinen Trost und meine Erholung im Schreiben an Dich. So bin ich wenigstens im Geiste bei Dir, und Du bist, da Du die Briefe lieſest, im Geiste bei mir. Das Einzige aber fällt mir schwer, daß ich kein Schreiben aus meinem Hause bekomme, was ganz begreiflich ist. Denn ihr werdet ziemlich stillen Regen haben, werdet nicht wissen, welch' ein Wetter hier ist, und werdet mich von Tag zu Tag erwarten. Und wenn meine Meldungen über dieſes Unwetter zu euch kommen, ist es vielleicht schon vorüber, und ich bin auf dem Wege zu Dir. Aber deßungeachtet, schreibe doch einige Zeilen, nur sehr wenige, welche mir sagen, daß Du

gesund bist, und geduldig auf mich warteſt, und gib ſie auf die Poſt. Finden ſie mich hier nicht mehr, ſo werden ſie mir nach Linz nachgeſchickt, und ich habe auch dort meine Freude daran. Wenn ſich der Joſeph heute nach Schwarzenberg wühlen kann, ſo iſt dieſer Brief Freitags früh in Deinen Händen, ſchreibſt Du Freitags noch zwei Zeilen, ſo habe ich ſie Samſtag Abends. Ich hoffe wohl, daß ich Samſtag Abends bei Dir bin; aber das Unglück könnte es doch fügen, daß ich noch hier bin, und welche Erquickung wäre es mir da, einige Worte von Dir zu erhalten.

Die Leute ſagen hier, der Sturm daure immer nur drei Tage. Heute iſt der dritte Tag, daß er ſo heftig weht, es geht gegen 11 Uhr, und er weht ſo luſtig, als wollte er noch lange nicht Abſchied nehmen. Mit Unterbrechung iſt er aber auch die vorige Woche gegangen, und hat leichten Schnee gebracht. Freitag war der einzige erträgliche Tag, und von da an habe ich Aufheiterung gehofft, weshalb ich auch den Wagen auf Montag beſtellte. Da wir ſo liebliche Zeit hatten, und ich nur mehr einen heiteren und zwei bis vier lichte Tage zu meinem Bilde brauchte, ſo wollte ich die Zeit benützen, um nicht mehr hieher kommen zu müſſen. Hätte ich aber nur im Entfernteſten geahnt, was bevor ſteht, ſo wäre ich Freitags mit Weichſelbaumpferden nach Aigen gefahren. Allein da ſeit Menſchengedenken ein ſolches Ereigniß in dieſer Jahreszeit hier nicht vorgefallen iſt, ſo konnte ich es auch nicht im Mindeſten ahnen. Und ſo bin ich hier angenagelt. Und es hat ſo etwas ungemein Langweiliges hier, das weiße Wehen unabläſſig vor den Fenſtern zu ſehen, wie es heute iſt. Friſche Luft können wir jetzt nur bekommen, wenn wir das Küchenfenſter öffnen. Vom Spazierengehen im Freien iſt natürlich gar keine Rede, und ſo haben die zwei Nächte, die weiße

Nacht des Tages und die schwarze Nacht der Nacht, eine unaussprechliche Länge.

Wenn Du wohl bist, wenn Du Dein Hauswesen und Dein Theater genießest, so ertrage ich Alles gerne. Was ist so ein Wetterungemach für eine Kleinigkeit gegen die Angst, die ich ausgestanden habe, als Du krank warst. Und gerade das ist es auch, daß ich dieses jetzige Ungemach leichter ertrage, weil das größere vorausgegangen ist, und sich glücklich gelöset hat. Schone Dich nur, sehe auf Deine Gesundheit, und sage in meinem Namen Deiner ganzen Umgebung, daß Dich ja niemand erzürne. Grüße Marie, Kathi, Judith, ich lasse ihnen sagen, daß sie ja gut auf Dich sehen, sonst haben sie mit mir den Kampf, wenn ich zurückkomme. Vielleicht sehe ich doch alle bald. Dir sende ich die zärtlichsten, herzlichsten Grüße und Küsse.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Mittwoch, am 21. November 1866.

Es ist jetzt Mittwoch halb 3 Uhr Nachmittags. Ich habe gestern Abends und heute Vormittags an Dich geschrieben, weiß aber nicht, ob ich die Briefe werde nach Schwarzenberg können gelangen lassen. Wenn es gegen den Abend nicht anders wird, ist es eine Unmöglichkeit. Der Wirth hat den Joseph früh um Brot in die Klafferstraße geschickt, und um 2 Uhr ist er bis auf den Bauch voll Schnee zurückgekommen. Heute ist der ärgste

Tag, nicht eine Secunde hat es bis jetzt nachgelassen, und der Schnee fliegt in ganzen Wolken an unserem Hause vorüber. Im Garten ist die Schneewehe bereits höher als der Zaun. Das zweite Moosbauerfenster von der Thür weg hat der Schnee schon erreicht. Wir können in das Wirthshaus nur gelangen, wenn wir vor uns her ausschaufeln lassen. Mit der Moosbauerfamilie verkehren wir durch das Rosenbergerzimmer. Alle Thüren müssen immer geschlossen sein. Auf dem Boden über meinem Zimmer entsteht ein Schneehaufen, der hinabgeschaufelt werden muß. Das Feuer brennt den ganzen Tag in dem Ofen, und doch wird es nicht zu heiß; denn dieser Wind dringt durch Mauern und Felsen. Ein solches Toben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Das Barometer steht den ganzen Tag still, das Thermometer zeigt jetzt 1 Grad Kälte, der Schnee bleibt an den Kleidern kleben, daß er kaum weggebracht werden kann. Der Wind scheint mir eine etwas aus Süd kommende Richtung einzuschlagen, was Alles auf Regen hindeutet; aber noch ist es nicht sicher. Das Barometer, welches jetzt auf 26 Zoll 6 Linien steht (veränderlich), muß noch fallen, wozu es Neigung zeigt, und das Thermometer muß steigen. Ich muß bei jeder Beobachtung vom Thermometer erst allemal den Schnee wegfegen. Wie es in anderen Gegenden ist, wissen wir gar nicht, weil keine Nachricht hieher gelangt. Ich hoffe, daß die heutige Nacht oder der morgige Vormittag eine Entscheidung bringt, habe aber noch keinen ganz sicheren Grund für diese Hoffnung als das rasende Schneien, das in dieser Heftigkeit unmöglich lange dauern kann. Sehr oft gehen solche Schneestürme in Regengüsse über, besonders in so früher Jahreszeit wie jetzt.

Als ich bis hieher geschrieben hatte, kam die Jause. Nach

derſelben ging ich ein wenig zu Moosbauer, und dann auf dem Gange im erſten Stocke hin und her. Jetzt habe ich die Lichter angezündet und ſchreibe weiter. Der Stand der Dinge hat ſich gar nicht geändert. Das Stürmen und Schneeſchütten dauert fort. Vor dem Kaffee kam die Häuſel-Reſi herüber, und ſagte, der Hansjörgl wolle für mich nach Schwarzenberg gehen. Ich machte Gegenvorſtellungen. Sie beſtand aber darauf, und ſo ließ ich es geſchehen. Du erhältſt alſo meine zwei Briefe am Freitag. Wann Du dieſen bekommen wirſt, kann ich nicht ſagen; denn es iſt nicht abzuſehen, wie es morgen ausſieht, wenn es die ganze Nacht ſo fortſchneit. Gebe nur der Himmel, daß weiches Wetter kommt, und dieſe Schneelaſten mindert. Durch Hansjörgl werde ich erfahren, wie es von Aigen abwärts iſt, wenigſtens bis Rohrbach. Ich habe ihm den Auftrag gegeben, ſich zu erkundigen. Ich ſchreibe Dir dieſe Dinge ſo ausführlich, weil es das Einzige iſt, das mich ſtärkt und labt, wenn ich wenigſtens ſchriftlich zu Dir reden kann. Ach, ſäße ich auf dem Sopha in unſerem Schlafzimmer bei Dir, was gäbe ich! Könnte ich Deine guten Augen ſehen, Dein freundliches Angeſicht und Deinen lieben Mund, und könnte ich die Worte hören, welche dieſer Mund ſpricht. Es wird ja auch werden, und jetzt heißt es Geduld haben. Ich bitte Dich wiederholt, ſorge Dich nicht um mich. Dieſes Unwetter iſt zu plötzlich gekommen, als daß es noch lange dauern könnte. Bis der Schneefall begann, war es ſo milde, daß das Vieh immer im Freien weidete. Einige Leute hatten ſogar noch Kartoffeln auf dem Felde. Es muß ſich wieder löſen, und es müſſen ſtille Tage kommen. Und ſelbſt, wenn es kälter würde, ſo kann das nur geſchehen, wenn es heiter wird, und in heiterer Zeit ſchadet mir das Fahren nach Aigen gar nicht, da

ich mich warm genug kleiden kann, und in der Mittagszeit fahre. Wenn ich nur einmal in Aigen bin, dort hinab ist Alles leichter. Nur ist das jetzige Warten so unangenehm. An dem Tage, an welchem ich abfahren wollte, begann der Sturm. Ich hatte eingepackt. Sollte ich wieder auspacken? Was hälfe es? Ich wäre vor Erwartung, ob dieses Wetter sich doch nicht ändern wird, nicht im Stande zu dichten. Zum Malen ist es zu finster, und auch zum Malen braucht man ein heiteres Gemüth. Also soll Alles eingepackt bleiben, und ich theile meine Zeit in Schreiben an Dich, in Anschauen des Schneewehens, in Betrachten des Barometers und Thermometers und in müßiges Warten. Eben kommt der Hansjörgl von Schwarzenberg zurück, und sagt, daß die Post nicht fahren kann. Also bekommst Du auch ein paar Tage meine Briefe nicht, und wirst nicht wissen, wie Alles steht, und vielleicht in Sorgen sein. Ich glaube aber, Du wirst Dir denken, daß ich des schlechten Wetters wegen nicht abreise. Ferner beruhigt es mich, daß ihr, wenn es auch in Linz nur regnet, doch den Schnee auf den Mühlviertler Bergen sehen, und also wissen werdet, daß es bei uns schneit und vielleicht auch stürmt. Die Schulmeisterin von Aigen hat mir durch den Papierer-knecht, der sich doch herauf gearbeitet hat, einen Brief geschickt, in welchem sie mir eine Wildschur und alle möglichen Warmkleider anbietet. Ich werde nur für Kopf und Füße etwas begehren. Du siehst, daß Alles für mein Wohl sorgt, und ich werde prächtig hinab kommen. Mit dem Schlitten bin ich schnell in Aigen, und mit dem Schlitten ist auch so gut wie keine Gefahr.

22. Heute ist ein schöner Tag, und es ist ruhig. Ich hoffe, daß der Schlitten kommt. Dann bringe ich Dir diesen Brief selber. Kommt er nicht, so fertige ich ihn Nachmittags aus.

Nachmittags.

Der Schlitten ist nicht gekommen. Es brachte ein Fußgänger die Nachricht, daß ein Knecht von Klaffer weggefahren ist, und oberhalb wieder umkehren mußte, weil er nicht durch den Schnee konnte. Also wird der Schlitten nicht haben herauf kommen können. Wir haben fünf Männer um den Lohn von 2 fl. 50 kr. den Rosenbergerweg ausgeschaufelt. Wahrscheinlich wird heute überall auf der Straße erst geschaufelt, und der Schlitten kommt morgen. Gott gebe nur, daß Windstille bleibt. Der Barometerstand ist ziemlich gut. Ich sende den Joseph mit diesem Briefe heute wieder nach Schwarzenberg, und gebe ihm auch einen nach Aigen mit. Es gehen heute noch immer einige Schneewolken nieder, aber ohne Wind. Sei ruhig, mein geliebtes, theueres Weib, wir sehen uns sehr bald.

Ich schließe, um den andern Brief schreiben zu können.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Samstag, am 24. Nov. 1866, Abends.

Der Joseph, der nicht in die Klafferstraße gegangen ist, hat eben einen Brief auf die Post getragen, und ich fange einen neuen an. Wenn ihr es wüßtet, wie mir in meiner Schneeeinsamkeit ist, so würdet ihr mir sehr oft schreiben, wenn auch ein paar Briefe wieder von Schwarzenberg nach Linz zurück gehen müßten, wie ja auch ich schreibe, selbst dann, wenn ich die Gewißheit

zu haben glaube, daß ich den Brief ſelber überbringen werde. Wie ein Lichtſtrahl in die Nacht iſt es, wenn ein Brief aus meinem Hauſe durch die Thür meines Zimmers herein getragen wird. Es wäre mir wohl nicht lieb, wenn Du Dein krankes Auge anſtrengen ſollteſt; aber es könnte ja die Marie einige Zeilen ſchreiben, und ich möchte doch wiſſen, wie das kranke Auge ſich befindet.

Sonntag, 25. November, 8 Uhr Morgens.

Der Wind hat noch geſtern Abends und die ganze Nacht mit dem Schnee gewirthſchaftet. Jetzt iſt es ruhig; aber es iſt eine einzige, ſchmutzig graue Wolkendecke über unſerem ganzen Himmel, auf den fernen Bergen ſehe ich Sonnenblicke. Das Thermometer ſteht auf 0. Das Barometer iſt um 4 Linien über die Nacht geſtiegen, und zeigt jetzt 26 Zoll 7 Linien, was für dieſe Höhe ſchon gutes Wetter bedeutet. Nun iſt mein Wunſch und mein Gebet: Möge heute das Barometer noch langſam fortſteigen, und ſich der Himmel etwas aufhellen, möge dann morgen die Aufhellung vollſtändig werden, und Dienſtags ein ſchöner Tag kommen, dem einige ſchöne Tage folgen. Auf dieſe Weiſe würde dann morgen von hier zur Mauth neuerdings ausgeſchaufelt, und je nachdem der Poſt-Joſeph die Nachricht bringt, daß in Klaſſer ꝛc. ſchon gebahnt iſt, fahre ich Dienſtag oder Mittwoch Morgens hier ab. Ich habe allen Straßengemeinden von hier bis Aigen meine Bitte einſagen laſſen, daß ſie ja gleich nach Aufhören des Schneeſturmes ſchaufeln, ich würde ihren Eifer zur Kenntniß des Statthalters und Landtages und etwa gar in die Zeitungen bringen. Ob das etwas wirkt, oder ob ein Schock Donnerwetter kommen muß, wie der Poſt-Joſeph den Klafferern und der Dr. Reiſchl dem Wegmacher eines erregt hat, weiß ich

nicht. Versucht wenigstens habe ich auch die Freundlichkeit, damit Alles geschehen ist. Finde ich aber Fahrlässigkeit, wenn ich durchfahre, die soll dann wahrhaftig in die Zeitung kommen.

9 Uhr.

Jetzt hellt es sich auch bei uns auf, und die ungeheure Schneelandschaft macht einen gewaltigen Eindruck. Wenn die ganze Wirthschaft vorüber ist, dann werde ich mich beim warmen Ofen in meinem Zimmer in Linz freuen, daß ich das gesehen habe und werde mir die Erscheinungen und ihre Eindrücke erst zurecht legen. Heute ist der Schnee sehr naß, und läßt sich zusammendrücken, was eine gute Bahn gibt; denn wenn er wie feiner Sand ist, treten die Pferde tief ein, und er weicht auch der Schlittenkufe aus, was ein mühseliges Fahren gibt. Weichselbaum trug mir an, er stelle mir allein seinen Postschlitten zur Verfügung, und fahre mich damit nach Linz. Er muß also Nachricht haben, daß auch in Linz eine Schlittenbahn ist, was ich bisher immer bezweifelte. Ich werde unterwegs sehen, was ich thue. Es wäre böse, wenn ich an eine Stelle mit dem Schlitten käme, an welcher die Bahn aufhört, und an welcher ich keinen Wagen bekäme.

Ich bitte Dich in diesem Briefe wieder, sei ganz ruhig. Die Sache hat durchaus nichts Gefährliches, sie ist nur sehr unbequem, ja sie hat Folgen in sich, über die Du einmal recht lachen wirst, wenn ich sie Dir erzähle. Nach dem beispiellos langen und reichlichen Schneefalle wird jetzt eine prächtige Bahn kommen, und ich fliege eines Tages unter lustigem Sonnenschein auf meinem Wege dahin, und vielleicht komme ich mit Martin bis Linz.

Nachmittags 2 Uhr.

Morgen sollte zeitlich früh der Weg zur Mauth gangbar gemacht werden und dann der Weichselbaum-Schlitten kommen, aber eben beginnt es abermals zu schneien, doch still. Das Barometer ist im Fallen. Wenn kein Wind kommt, kann ich morgen doch fort, mit Wind nicht. Das Fuhrwerk des Weichselbaum ist sehr gut, und der erste freie Augenblick wird benützt. Das Schneien kann doch nicht ewig dauern. Heute wäre ein Tag zum Fahren gewesen, wenn Morgens zwei Stunden geschaufelt worden wäre; aber zum Schaufeln war niemand zu bringen, weil Sonntag ist. Nun, Sonntag ist auch nicht immer. Sei recht heiter, recht ruhig, und genieße die Stadt. Die Kutscher, welche von Linz nach Rohrbach fahren, sagen, daß in Linz so viel Schnee ist wie in Rohrbach. Bei uns hier oben wird wohl mehr sein.

Lebe wohl, tausendmal wohl. Du liebes, theures, einziges Herz.

An seine Gattin

Aigen, Dienstag, am 27. November 1866.

Ich bin in Aigen, und juble. Das ist wie aus Rußland nach Italien. Es ist zwar sehr unwahrscheinlich, daß dieser Brief früher kommt als ich; allein die ewigen Hindernisse, die sich meiner Linzer Reise entgegen setzten, haben mich schon so miß-

trauiſch gemacht, daß ich es nicht für unmöglich halte, daß noch eines kommt, z. B. daß irgendwo plötzlich die Schlittenbahn aufhört, und ich dort keinen Wagen bekomme. Darum ſchreibe ich Dir dieſen Brief, und wenn er nur um ein paar Stunden Deine Angſt um mich früher endigt, als ich ſelber ankomme, ſo iſt das ſchon ein großer Gewinn, und lohnt das Schreiben. In Aigen bin ich geborgen. Da iſt ja der Schnee nur ein Kind gegen einen Rieſen.

Ich beſchloß geſtern, daß ich heute zeitlich Morgens bei jedem Wetter, es ſtürme wie es wolle, wenigſtens nach Schwarzenberg gehe. Ich wäre in dem Ladenſtöcklein krank geworden. Ich packte in der Nacht Alles, da ich nicht mehr ſchlafen konnte. Ich ſtand nach 3 Uhr auf. Um 5 Uhr kam die Nani, und fand mich eine Cigarre rauchend. Während ſie den Kaffee machte (drei Viertelſtunden), ſchlummerte ich noch ein wenig im Schlafrocke auf dem Bette. Dann nahm ich ein winziges Frühſtück; denn drei Tage ſchmeckte mir ſchon kein Eſſen mehr, der Mund klebte mir zuſammen und wurde bitter, und im erſten Lichte machte ich mich mit dem Häuſel-Joſeph und Häuſel-Hansjörgl auf den Weg. Eigentlich gingen ich und der Joſeph zuerſt allein; der Nani zeigte ich die Sachen, die der Hansjörgl auf einen Schlitten packen und nachziehen ſollte, ich konnte keine Minute mehr in dem Hauſe aushalten. Draußen lagen die Wolken auf der Erde, der Wind fegte ſie an derſelben dahin und ſchüttelte Schnee aus ihnen. Ich ſchützte mich durch den Regenſchirm. Der Joſeph ging vor mir. Er hatte Schneereife an den Füßen und trippelte mir mit denſelben einen Pfad in den Schnee, der feſt war. Mit meinen Stiefeln wäre ich bis an die Schenkel und ſtellenweiſe bis an die Bruſt eingeſunken, und ſtellenweiſe wäre ich gar nicht

durchgekommen. So trieben wir es vom Rosenberger bis zu den Aufsehern hinunter. Der Morizberg war der ärgste Teufel. Von den Aufsehern ging es in derselben Weise, aber besser, bis zu der Mauth. Der Hansjörgl kam mit dem Ziehschlitten nach. Bei der Mauth konnten die Schneereife weggethan werden; denn die österreichische Straße war ausgeschaufelt. Um 10 Uhr kam ich nach Schwarzenberg. Da war gar kein Schlitten da, beide waren nach Aigen gegangen. Zwei Pferde wären wohl da gewesen. Meine Bestellung ist statt gestern heute nach Schwarzenberg gekommen, da die Schlitten schon fort waren. Auch kein Zimmer war in Bereitschaft. In der Stube des Martin im Seitenstöckl mußte ich die Wäsche wechseln. Wenigstens heiß genug war es darin. Ich ging dann wieder in die Wirthsstube zurück. Da sagte die Wirthin: „Wenn nur ein anderer Schlitten da wäre als der Fuhrschlitten.“ Ich sagte: „Zeigen Sie mir den Fuhrschlitten.“ Sie that es. Er lag umgelehnt an dem Hause, ein Schlitten mit zwei Leitern. „Einen Sitz darauf gebunden, dem Martin ein Brettl, und fahren,“ sagte ich. Und so geschah es. Wir fuhren um halb 12 Uhr ab, erst in unendlichem Schnee Schritt vor Schritt, dann immer in weniger Schnee und schneller, und kamen um halb 3 Uhr in Aigen an. Dort fand ich den Postschlitten, und nahm ihn auf morgen in Beschlag. In Aigen fand ich auch meinen Hunger wieder, den ich in den Lakerhäusern verloren hatte, und der Mund klebte mir nicht mehr zusammen, und da mich das Bett gar so freundlich ansieht, so werde ich hier auch meinen Schlaf finden. Ich ging zum Gruber, er ist nach Wien fort. Dann ging ich zu den Schullehrerleuten. Sie hat mir gar eine Haube gestrickt, und sie mir nach Schwarzenberg geschickt. Sie ist ja mit Dir nach Rohrbach gefahren, davon

ſchriebſt Du mir kein Wort. Was wir geſprochen haben, davon mündlich. In Aigen ſchwimmt der Schnee im Waſſer; aber die Bahn iſt ſo dick, daß ſie ſelbſt im Thauwetter ſchon noch ein paar Tage aushält. Wahrſcheinlich geht die Bahn bis in den Saurüſſel. Dort nehme ich den nächſtbeſten Wagen zu leihen bis Ottensheim, und von dort einen Wagen vom Poſtmeiſter Dinghofer. Siehſt Du, in dieſe Dinge könnte das böſe Geſchick noch ein Hinderniß ſtecken, daß ich morgen nicht ganz nach Linz käme, und dann gelangt dieſer Brief früher in unſer Haus als ich.

Das Weſentliche enthält er, wenn dies der Fall iſt, und darum ſchließe ich ihn und gebe ihn auf die Poſt. Sehr, ſehr, ſehr viel werde ich Dir mündlich erzählen.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 3. December 1856.

Ich bin wieder in Linz. Es iſt in den Tagen, ſeit ich Dir geſchrieben habe, eine ſchwere Zeit über uns gegangen. Ich mache Deiner Freundſchaft die Mittheilung davon. Meine Gattin iſt am 28. October von den Lakerhäuſern abgereiſt, und am 29. in Linz angekommen. Am 2. November erkrankte ſie ſehr ernſtlich. Der Arzt ſchrieb mir, ſagte aber, es ſei keine Gefahr. Ich packte ſogleich ein, um zu ihr zu eilen; allein dann dachte ich, daß ſie bei meiner plötzlichen Ankunft erſchrecken und glauben würde, ſie ſei lebensgefährlich krank, weil ich auf den Brief

des Arztes gleich komme. Diese Rücksicht hielt mich in den Lakerhäusern zurück. Ich bekam wohl täglich Nachricht, und zwar, daß das gallichte Magenfieber gut verlaufe; aber ich schwebte vierzehn Tage in der unsäglichsten Angst. Endlich erfuhr ich wieder durch einen Brief des Arztes, daß sie außer Bette sei, und daß ich nun, ohne sie zu stark zu erschüttern, kommen könne. Ich schrieb ihr, daß ich am 19. abreisen werde. Aber am 19. kam ein fürchterlicher Schneesturm, der drei Tage dauerte und eine für die ältesten Leute noch nicht erlebte Schneemenge niederschüttete. Am 22. ließ ich auf meine Kosten den Weg von Rosenberger bis an die österreichische Grenze ausschaufeln, daß mich am 23. der Schlitten holen kann; aber aus einem Mißverständnisse kam der Schlitten nicht, und am 24. wehte ein neuer Schneesturm wieder Alles zu, als wäre nie eine Schaufel angesetzt worden. Am 25. wollte der Schlitten von Aigen aus zu mir kommen, konnte aber nicht durchdringen, und mußte umkehren. Ich wußte aber davon nichts. Die Aufregung wuchs in mir so, daß ich schon gar nichts mehr essen konnte; denn am 26. war wieder Schneesturm. In der Nacht milderte sich der Wind. Ich packte das Wenige, was noch zu packen war, ließ am 27. Männer kommen, die mir mit Schneereifen einen Pfad auf dem Schnee trippeln mußten, der mich einigermaßen trüge, ein Mann mußte in einem Handschlitten mein Gepäcke ziehen, und so ging ich, den Regenschirm gegen den Wind vor das Gesicht haltend, Schritt für Schritt nach Schwarzenberg. Dort fuhr ich auf einem Fuhrschlitten an demselben Tage noch nach Aigen. Am folgenden Tage fuhr ich in einem besseren, aber offenen Schlitten nach Perling, und von dort in einem kleinen, schlechten, ausgeliehenen Wägelchen nach Linz, wo ich um 4 Uhr ankam.

Ich fand meine Gattin geneſen, aber ſchwach und ſchmächtig. Nun bin ich bei ihr. Du weißt, mit welcher ungewöhnlichen Liebe wir an einander hängen, kannſt alſo die Qual ermeſſen, die ich litt, und doppelt litt, da ich anfangs aus Schonungsrückſichten nicht zu ihr konnte, und dann neun Tage nicht wegen Abgeſperrtſein durch Schnee. Dies und die Anſtrengung der Reiſe brachten mich auch in einen Nervenzuſtand, der jetzt langſam ausſchwingt. In wenigen Tagen hoffe ich wieder auf dem Klaren zu ſein, da bei meiner Gattin Alles gut iſt, und der Arzt ihr jetzt ſogar eine lange Geſundheit vorausſagt.

Zu dieſen Dingen kommt noch beſtändige Sorge und beſtändiger Kummer. Dieſe Krankheiten, der verordnete Landaufenthalt, die Karlsbader Reiſen verſchlingen mehr Geld als jede frühere Zeit, und meine Einnahmen ſind geringer als in früherer Zeit. Oft iſt es, als wollte mich bitterer Kleinmuth beſchleichen, wie ich denn das verdient habe, da ich ſo ſparſam und häuslich lebe, nie ein Gaſthaus oder dergleichen beſuche, und keiner Leidenſchaft ergeben bin. Gott laſſe einmal den ruhigen, fröhlichen Gang in unſer Leben kommen. Gattin und Nichte fühlten ſich durch den letzten Aufenthalt in Karlsbad ſehr gebeſſert, die eine hatte keine Leberſchmerzen mehr, die andere keine Milzſchmerzen. Ich meinte vor dem Kriege vollkommen geſund zu ſein. Der Arzt in Karlsbad ſagt, ein dritter Gebrauch werde Alles vollſtändig ins Reine bringen. Ich tröſte mich mit Göthe, der auch Karlsbad öfter beſuchen mußte. Aber ihm wird es leichter geweſen ſein.

Ich bitte Dich ſehr dringend, ſchicke mir die Verſendungsexemplare des zweiten Bandes des Witiko. Ich bin in die größte Verlegenheit gekommen, indem das Buch ſchon ſo lange im

Buchhandel ist, und ich hohen Personen und Körperschaften ein Exemplar erst jetzt nachträglich überreichen kann, denen ich den ersten Band überreicht habe.

Dieses Werk rückte freilich die letzte Zeit langsamer vor; aber es rückte doch. Das ist mir das Allerschmerzlichste, wenn ich durch äußere Umstände bei der Arbeit dieses meines liebsten Werkes gedrückt bin. Wo könnte ich sein, wenn Alles klar und ruhig und fest und heiter wäre. Gott wird doch die jetzige Bangniß vorüber gehen lassen, und dann wird der Gang desto schneller sein. Eine Abtheilung hoffe ich bald senden zu können, und mein heißestes Verlangen wäre es, wenn nach Deinem Wunsche das Buch vor Ostern erscheinen könnte.

Meine Gattin freut sich der Lichtbilder Deiner Kinder, und bittet Dich um eines von Deiner Person in ihr Album. Möge Gott nur über Dich und Deine Kleinen allen Segen ausgießen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. December 1866.

Übermorgen sende ich Dir ein Viertheil des dritten Bandes Witiko. Möge Dir die Arbeit, wenn Du etwa die Correcturbögen liesest, gefallen. Es ist das erste Kapitel. In drei Wochen erhältst Du wieder ein Viertheil u. s. w., so daß nach neun Wochen das letzte Viertheil in Deiner Hand ist. Ich zeige Dir dieses an, daß Du daraus eine kleine Neujahrfreude ziehest. Wir wünschen Gottes Segen auf Dich und Deine Kinder für das kommende Jahr. Möge auch bei uns einmal wieder heiterer Himmel werden. Meine Gattin ist jetzt sehr gesund und blüht völlig auf. Ich erhole mich von dem furchtbaren Schlage; aber die Sorge und Gedankenschwere nehme ich in das neue Jahr hinüber. Zeige mir den Empfang der Handschrift an, ich habe keine Abschrift, und meine Nerven sind noch immer ängstlich. Weil ich keine Abschrift habe, so sende mir die Correcturbögen doppelt, daß ich ein Exemplar zum Nachsehen zurückbehalten kann. Die Versendungsexemplare von II Witiko habe ich erhalten, eben so die Novemberrate durch Gerold. Ich danke Dir herzlich. Ich schreibe Dir nicht viel, weil meine Zeit gemessen ist. Zeit und Kraft gehört Witiko. Nur zur Erholung zeichne ich etwas, oder es finden sich Gedankenspäne zu leichteren Dich-

tungsarbeiten, was besonders im Spazierengehen geschieht. Später baut sich daraus mit einiger Feile etwas zusammen, das Dir etwa auch Vergnügen macht. Ich schreibe jetzt fast an niemand Briefe, und wo es sein muß, die kürzesten.

Lebe wohl, sei von uns bestens gegrüßt, und küsse für uns die Kinder.

1867.

An Adolph Freiherrn von Kriegs-Au.

Linz, am 8. Februar 1867.

Sehr lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, aber mit dem Schreiben ist es bei mir eine eigene Sache. Die Aerzte wollen noch immer, daß ich sehr, sehr wenig sitze und möchten auch, daß ich geistig gar nicht thätig wäre. Das wenige Sitzen kann ich in so ferne zuwege bringen, als ich täglich nur eine gewisse Zeit dazu bestimme, in der ich an meiner Schriftstellerei arbeite und die ich aus Vorsicht nicht zu groß ausmesse, wie ich es aber mit der Enthaltsamkeit von geistiger Thätigkeit machen soll, das weiß ich nicht; denn ich habe mir das Denken angewöhnt, und kann es mir jetzt nicht mehr abgewöhnen. Es sucht mich selbst bei körperlichen Arbeiten heim und kommt im Schlafe in der Schalksnarrheit der Träume. Nur bei Spaziergängen in einer erhabenen Natur, wie im baierischen Walde oder auf meinem Kirchschlagberge, denke ich weniger, und meine Einbildungskraft wirkt mehr empfangend, da sie die Größe, die sie umgibt, mit einer Art Wonne aufnimmt. Meine Freunde erhalten auf diese Art weniger Briefe als sonst, und die am wenigsten, denen ich die längsten schreiben möchte, wozu ich dann nicht komme, unter welche Freunde Sie gehören. Zürnen Sie mir daher nicht, wie auch ich mich

bescheide, wenn ich nur einige Zeilen bekomme, wiewohl ich sehr viele möchte, weil Ihre Zeit wichtigen Dingen gehört.

Ich erzähle Ihnen nun von mir. Vom 1. Mai bis 5. Juni war ich in Karlsbad und glaubte es nicht möglich, daß dieser wahnsinnige, frevelhafte Krieg Deutscher gegen Deutsche ausbrechen könne. Ich ging in die Laterhäuser zu meinem Dreisesselberge. Ich war fast völlig gesund, heiter, arbeitsfähig wie in meinen schönsten Tagen. Ich ging täglich nach Schwarzenberg (1 Stunde Weges) und erwartete dort die Post, denn meine Gattin war vorläufig noch in Linz und schrieb mir sehr oft und schickte mir allerlei Dinge. Da kam der Krieg. Ich gerieth in erwartungsvolle Ungeduld, und um so mehr, als mir die Dinge bei unserem Nordheere nicht zusagen wollten, wobei ich mir den Trost zusprach, ich verstehe die Sachen nicht. Am 7. Juli reiste ich nach Linz, weil am 9. der Geburtstag und am 10. der Namenstag meiner Gattin war, und ich an diesen Tagen bei ihr sein wollte. Da erfuhr ich nun die Niederlage bei Königgrätz. Ich war wie vernichtet. Fast eine Verzweiflung kam in mein Gemüth, und ich hätte weinen können wie ein Kind. Ich konnte nicht fassen, daß das geschehen ist, und daß so vieles vorher geschehen und nicht geschehen ist, daß es geschehen konnte. Es war in meinem Hause eine traurige Geburts- und Namensfeier. Und ich wurde wieder krank. Meine Nerven geriethen in eine Aufregung und Reizbarkeit, die ich längst überwunden zu haben vermeinte. Weil man nicht wußte, was die nächsten Folgen der unseligen Schlacht sein werden, blieb ich in Linz. Als ich aber die weiteren Schritte der Feinde beobachtete, erkannte ich, daß sie nach Linz nicht kommen, und weil mir die Unruhe und die Rathlosigkeit in Linz zu tief ins Leben ging, fuhr ich nach Kirchschlag.

Die Entscheidung, sagte ich zu meiner Gattin, wird bei Wien in Waffenstillstand und üblem Frieden erfolgen. Melde mir die Entscheidung, dann komme ich wieder nach Linz. Sie meldete mir auch endlich den Abschluß des Waffenstillstandes, und ich ging nach Linz, blieb einige Tage bei ihr, und fuhr mit dem Dampfer nach Obermihel, wo mich ein Wagen in die Lakerhäuser abholte. Mein Zustand besserte sich wieder, und ich begann mich zu fassen, meinend, das Unglück werde uns erschüttern und besser und klüger machen. Gebe es Gott. Ich besuchte meine Heimath Oberplan, und blieb eine Zeit dort. Am 16. September kam meine Gattin zu mir in die Lakerhäuser, und blieb in einem herrlichen Herbste bis 25. October. An diesem Tage reiste sie nach Linz. Ich blieb noch, um, nach Vorschrift des Karlsbader Arztes, so lange als möglich im Walde zu sein. Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Linz erkrankte sie. Essenwein schrieb mir und suchte die Sache zu verschleiern, ich erkannte [illegible]aber doch. Er wollte, daß ich nicht komme. Ich begriff es und blieb; denn mein plötzliches Erscheinen würde die Kranke ungeheuer erschüttert und erschreckt haben. So brachte ich vierzehn Tage der unsäglichsten Angst zu. Unsere Köchin schrieb mir täglich. Endlich zeigte mir Essenwein an, daß die Gefahr vorüber ist und daß ich kommen könne, die Genesene erwarte mich. Ich bestellte den Wagen. Allein da kam jener ungewöhnliche Schneefall im baierischen Walde, wie er in Jahrhunderten im härtesten Winter nicht ist, und ich mußte neun Tage bei dem gepackten Koffer stehen, ohne fort zu kommen. Dies und die Erscheinung selber: häuserhohe Schneehaufen, ein Stürmen und Schneeschütten, daß Alles in weißer Finsterniß war, griff meine durch die Angst um die Frau erschütterten Nerven so an, daß ich

völlig außer mir war. Die letzten drei Tage aß ich nichts mehr, nur etwas Fleischextract in warmem Wasser, ich wäre krank geworden. Da ließ ich mir durch Männer mit Schneereifen auf dem Schnee einen Pfad treten und ging so nach Schwarzenberg. Meine Sachen wurden in einem Handschlitten nachgezogen. Von Schwarzenberg fuhr ich in einem Fuhrschlitten mit ungemeinen Schwierigkeiten nach Aigen. In Aigen schmeckte mir Essen und Trinken. Am nächsten Tage fuhr ich in offenem Schlitten nach Gerling, und von dort in dem schlechtesten offenen Wägelchen nach Linz. Ich fand die Genesende und war glücklich, daß ich zu Hause bin. Die erste Nacht schlief ich, als wäre ich todt. Die Nervenaufregung blieb die nächsten Tage, und endlich warf mich ein katarrhalisch-rheumatisches Leiden ins Bett. Ruhe beruhigte nach und nach die Nerven. Ich ward wieder wohl, sogar sehr wohl, esse fast wie früher; aber der geringste Anlaß zu Besorgniß, Trauer oder Zorn jagt die Nerven wieder empor. Essenwein ist daher ein ständiger Besucher in meinem Hause. [illegible] der Einsamkeit von Kirchschlag könnte ich im heurigen Winter nicht sein. Ich darf an den Schnee in den Lakerhäusern gar nicht denken, ohne daß ich Aufregungen bekomme. Und in Kirchschlag ist auch Schnee genug. Ich war einmal oben, und der Schneewust wirkte wie in den Lakerhäusern auf mich.

Im Mai sind wir wieder in Karlsbad, das an Frau, Nichte und mir Wunder gethan hat. Sie sehen, wie sich die Heimsuchungen noch immer nicht von mir wenden. Nehmen Sie den armen Witiko gütig auf.

Ich ende mit tausend Grüßen von mir und meiner Gattin. Leben Sie wohl und glücklich.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 8. Februar 1867.

In dem vierten Bogen muß ich meinem Verſprechen, nichts in der Faſſung der Worte zu ändern, untreu werden. Ich habe eine arge Sünde begangen. Auf dem Lande Mähren iſt der Kirchenbann, und ich laſſe Wladiſlaw in Znaim in die Kirche gehen. Die Kirchen aber ſind im Banne geſchloſſen. Die Änderung iſt ſehr unbedeutend. Du wirſt nicht böſe ſein. Sieben Zeilen müſſen geändert, oder mit Weglaſſung einiger Worte und Einſchaltung anderer umgeſtellt werden.

Es wird doch endlich Alles gut werden. Ich habe jetzt Muße und Arbeitskraft. Im März wird Witiko fertig, und im Sommer kannſt Du die Mappe drucken. Dann gib ich Dir Handſchriften und gedruckte Erzählungen zur Ausfüllung der Lücke in den Studien, wenn Du nicht vorziehſt, bei einer neuen Ausgabe der Studien die Mappe einfach weg zu laſſen, und die Lückenausfüllung nebſt andern Dingen, die ich noch habe, für ſich heraus zu geben. Indeſſen wird Zaweſch vorrücken. Wir ſollten einmal wieder mit einander ſprechen können. Haſt Du denn nicht ein kleines Leiden irgendwo im Unterleibe (vor einem großen bewahre Dich Gott), daß Du im Mai in Karlsbad wäreſt? Das wäre prächtig. Ich werde dort ſein, um mit Gattin und Nichte, denen der Mühlbrunnen faſt ganz geholfen hat, völlig

aufzuräumen. Vormittags arbeite ich. Nachmittags schlenderten wir mit einander herum. Vielleicht wären wir auch bei dem nämlichen Brunnen. Ich freue mich wieder auf Karlsbad. Bei mir hat es Wunder gewirkt. Besser aber ist's, Du brauchst gar nicht derlei Dinge, und wäre es denn unmöglich, wenn Du einmal in Wien bist, auf einen Tag hieher zu kommen?

Der Großherzog von Weimar hat mir einen sehr lieben Brief geschickt.

Von einem Herrn Hippel habe ich aus Tilsit einen bekommen, der mich freut. Ich werde ihn Dir einmal schicken. Er will mir ein Buch widmen, das bei Duncker in Berlin im Frühlinge erscheinen wird: „Die Pflanzenwelt in ästhetischer Bedeutung." Das Kapitel, das mir vorliegt, scheint, so weit ich es gelesen habe, meisterhaft. Anerkennung von solchen Männern freut mich sehr. Ich werde natürlich die Widmung annehmen.

Schreibe mir doch auch einmal wieder. Ich lebe nur meinen Arbeiten und meiner Bewegung in freier Luft. In solcher Zurückgezogenheit thun liebe Worte eines theuren Freundes sehr wohl.

Küsse für uns die Kleinen, und sei tausendmal von uns gegrüßt. Mögest Du und die Deinen recht wohl sein. Ihr seid oft unser Gespräch. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mein Haus mein irdischer Himmel ist.

An Carl von Hippel.

Linz an der Donau, am 13. Februar 1867.

Ihr Schreiben vom 5. d. Mts. habe ich erhalten. Ich habe die erste Muße benützt, Ihren Aufsatz im Morgenblatte mit Sammlung zu lesen. Hat mir schon Ihr Brief allein Freude gemacht, so wurde diese Freude durch den Aufsatz vermehrt. Es ist eine tiefe Innigkeit des Gefühls in demselben, eine Reinheit des Herzens, ein scharfer Blick in die Merkmale der Natur und ein wissenschaftliches Erkennen ihrer Wandlungen. Das Alles ist außerdem nach meiner Meinung meisterhaft dargestellt. Ich rechne es mir zu hoher Ehre, daß Sie mir das Buch widmen wollen, und nehme die Widmung dankbar an, wenn gleich mein Wirken in der Welt nicht so hoch steht, derlei Auszeichnungen zu verdienen. Sie verlangen meinen Titel zu wissen. Ich bin österreichischer Hofrath in Pension, besitze das Ritterkreuz des österreichischen Franz Joseph-Ordens und die österreichische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. In der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale bin ich Conservator für Oberösterreich, und dann Mitglied mehrerer wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaften. Wenn Sie aber Ihrem Buche blos den Namen Adalbert Stifter vorsetzen, ohne Zufügung irgend eines Titels, so halte ich das für die größere Ehre, und würde Sie darum bitten, wenn der Name Ihrer würdig genug ist.

Es hat mich gerührt, was Sie mir über meine Schriften sagten. Ich fühle seit meiner Kindheit auf das Lebhafteste das Göttliche im Menschen und in der Natur, der sichtlichen Offenbarung Gottes und der Gesellschafterin des Menschen, und diese Gefühle bereiten mir Wonne, wo sie ihre Befriedigung finden, diese Gefühle mochten mich zur Schriftstellerei geführt haben, und mochten aus mir in meine Arbeiten geflossen sein. Obwohl ich nun von Begierde nach Schriftstellerruhm und dergleichen vollkommen frei bin, so erfüllt es mich doch mit Freude, wenn höhere Menschen eben ihr Höheres einigermaßen in meinen Worten finden, und daraus ein edles Gefühl schöpfen, weil ich daran erkenne, daß ich Genossen meines, wie ich glaube, reinen Gefühles habe, und daß dieses Gefühl doch in meinen Worten zum Theile liegen müsse, daß ich also nicht ganz vergeblich an Ausbreitung des Edlen arbeitete. Mir steht die Kunst, und besonders Dichtkunst, gleich nach der Religion. Beide bringen, wenn sie sind, was sie sein sollen, das Göttliche: die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes. Da ich nun aus Ihrem Schreiben und aus Ihrem Aufsatze sehe, daß Sie zu den höheren Menschen gehören, so hat mir Ihre Werthschätzung meiner Schriften sehr viele Freude gemacht, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Wenn, wie ich hoffen zu dürfen glaube, Ihre Worte nicht die letzten sind, die Sie an mich gerichtet haben, so schreiben Sie mir recht viel von sich und Ihren Bestrebungen und unter dem auch, ob Sie von Hippel, dem Verfasser der Lebensläufe, abstammen. — Für Ihre Photographie danke ich freundlichst, kann aber für den Augenblick keine Erwiederung senden. — Mit herzlichen Grüßen ꝛc.

An Frau von Fritsch.

Linz, am 1. März 1867.

Ich muß einen kurzen Brief schreiben, damit Sie doch endlich das Buch erhalten, weil ich zu dem langen, den ich seit Monaten vor habe, nicht komme, indem jeder Tag seine Nothwendigkeit bringt, welche die Zeit verschlingt. Zehntausend Dinge wollte und will ich Ihnen und Ihrem Gatten schreiben, und trage mich mit der Abfassung im Kopfe, aber nicht auf dem Papiere. Kommen Sie denn nie nach Linz? Zu sprechen wäre Alles besser als zu schreiben.

Daß Sie das Buch so spät erhalten, ist nur zum kleinsten Theil meine Schuld. Es war im Mai fertig. Der Verleger versendete es des Krieges wegen nicht. Erst spät im December erhielt ich die Austheilungsbände zugestellt und spät im Jänner wurden sie gebunden. Eine nicht lange Frist lag dann das Buch für Sie bei mir, weil ich ihm einen sehr langen Brief mitgeben wollte. Und das ging immer nicht. Nehmen Sie den guten Witiko wieder freundlich unter Ihr Dach, und behandeln sie ihn glimpflich. Er ist ein redlicher Kauz, und kann wahrhaftig für seine Fehler nichts. Das weiß ich am besten, weil ich sehr lange mit ihm umgegangen bin. Möge auch der liebe Freund Fritsch dem jungen Menschen einige Stündchen widmen. Er ist ja

dann schon zufrieden. Von III sind drei Viertheile schon im Drucke. Im März bin ich fertig. Tausend Schönes von Gattin und [illegible] Sie beide.

An Frau von Fritsch. 7

Linz, am 13. März 1867.

Ich muß auf die beiden sehr lieben Briefe von Ihnen und von Ihrem Herrn Gemahl sogleich antworten, weil ich außer dem herzlichsten, innigsten Danke für dieselben zwei wichtige Sachen aus Anlaß dieser Briefe vorbringen muß, oder eigentlich aus Anlaß Ihres Briefes allein.

I. Ich habe Ihnen schon früher eine scharfe Rüge zugehen lassen, daß ich in Ihren Briefen ein hochverehrter Schulrath und ein hochverehrter Hofrath bin; aber kein lieber Freund. Da ich nun meine, daß ich ein lieber Freund zu sein doch verdiene, so kann die Rüge nicht anders als scharf sein. Ich füge hinzu, daß, wenn in einem Ihrer Briefe eben noch ein Hofrath steht, wie immer verehrt, ich den Brief als nicht an mich gehörig nicht weiter lese.

II. Warum wir durch Reizenbeck keine Grüße an die Fritschischen schickten? Jener Reizenbeck, durch den wir hätten Grüße schicken können, ist gar nicht bei uns gewesen. Der sehr liebe Freund Reizenbeck kam zu uns, und das Hauptgespräch war seine Ehe und der Tod seiner Gattin. Nur der eine Punkt kam noch vor, daß er sagte, er bleibe länger in Linz, und er werde

noch zu uns kommen. Wir konnten also bei dem ersten Besuche nicht sagen: „Grüße Fritsch", weil das geheißen hätte, komme nicht mehr. Grüße gibt man in die Heimat eines Reisenden auf, wenn er Abschied nimmt. Nun aber kam jener Reizenbeck, der wieder kommen sollte, gar nicht mehr, und also blieben die Grüße hier. Da ich Nachfrage um ihn halten ließ, war er fort. So ist die Sache, und wir sind unschuldig wie die Kindlein.

Das von Traunstein ist köstlich. Ich kenne den Ort sehr gut, und komme im Sommer ganz gewiß zu Ihnen, und zwar allein; denn meine Gattin ist des Inderfremdeseins so satt, daß sie außer Karlsbad, wohin sie eben auch nur muß, ein Grauen hat vor jedem andern Orte (selbst vor Wien) als vor Linz und ihrem Sessel dort. Und wenn ich in Traunstein bin, so bleibe ich in Ihrem Gaststübchen, und rede Ihnen dann alle Briefe vor die ich nicht geschrieben habe. Fritschs liebe Schrift, wenn sie auch, wie er sagt, kleine Zacken bekommen hat, heimelte mich sehr an. Wie viel habe ich in dieser Schrift gelesen, und, wie ich jetzt erst recht erkenne, Gescheideres als in anderen Schriften und gar in gedruckten Büchern, vor denen ich in meiner Kindheit eine so große Ehrfurcht hatte. Übrigens muß ich meinem verehrten Freunde sagen: Die Lakerhäuser haben nicht den Namen von Lacken oder einer Lacke; denn dann hießen sie Lackenhäuser, sondern von dem Männernamen Laker, Häuser des Laker. Auf der Hinfahrt nach Karlsbad tummle ich mich über Passau, Regensburg, Eger. Auf dem Rückwege könnte ich vielleicht über München gehen. Wahrscheinlich aber fahre ich an einem gelegenen Tage von Linz nach Traunstein, und zeige Ihnen den Tag vorher an, daß keine Überraschung wird. Und wenn ich in

Traunstein alle alten und jungen Leute und alle Hunde kenne, dann nehme ich wieder Abschied.

Mit den durch Reizenbeck liegen gebliebenen Grüßen schicken wir frische, herzliche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. März 1867.

Ich schreibe Dir in Eile nur einige Zeilen, weil ich kein Theilchen Zeit dem Witiko nehmen kann.

Du erhältst in diesen Tagen wieder bei drei Druckbogen Handschrift des Witiko, daß Du nicht aufgehalten bist. Das dritte Kapitel wirst Du erhalten haben. Der Schluß des dritten Bandes wird sehr bald folgen. Sende mir daher die Handschrift der Mappe, daß ich sogleich nach Beendigung des Witiko an dieselbe gehen kann, und daß ich im Herbste den Zawesch beginne, auf den ich mich sehr freue, da er bedeutend dankbarer in seinen Quellen ist als Witiko.

Ich muß mit Gattin und Nichte abermals nach Karlsbad. Der letzte Besuch dort war fast entscheidend günstig für uns alle, und wir meinten, es sei zu Ende; aber der Arzt sagt, wir sollen den Schlußstein nicht scheuen, und durch nochmaligen Besuch mit Sicherheit Alles ins Reine bringen, weil es mit Karlsbad eben so ist, daß man es bis zu gänzlicher, sicherster Genesung wiederholen muß. Ich werde heuer den dortigen Aufenthalt kräf-

tiger und freudiger genießen können. Das vergangene Jahr hat mit dem Kriege und der gefährlichen, angstbringenden Krankheit meiner Gattin gar zu sehr auf uns eingestürmt. Ich gehe am 27. April hier fort, und trinke am 1. Mai den ersten Becher Schloßbrunnen. Ich freue mich auf den gemüthlichen Wigand. Als wir im vorigen Jahre fort fuhren, stand er vor seinem Thore und erwartete uns.

Lebe wohl, tausend Grüße von uns an Dich, und küsse für uns die Kinder.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. April 1867.

Ich bitte Dich, sei nicht böse; ich mußte in dem 15. Bogen eine Veränderung anbringen. Der Fehler wäre ja zu groß gewesen. Es handelt sich ja nur, daß einmal eine Zeile, und dann auf der anderen Seite 4½ Zeilen auseinander gelegt werden. Wenn nach der Vermählung Witiko's mit Bertha sich die Eltern Bertha's mit dem neuvermählten Paare in ein Gemach auf ein paar Worte zurückziehen, so müssen sie ja doch auch Witiko's Mutter mitgehen lassen.

Morgen oder übermorgen ist III Witiko fertig, dann 3—4 Tage Durchlesung, dann geht die Schrift an Dich ab. Ich konnte Dir von dem Mailander Zuge keinen Theil schicken, weil ich das Ganze stets zur Übersicht brauchte, und oft später erfuhr, daß früher ein Irrthum vorkam, der geändert werden mußte.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 26. April 1867.

Morgen Mittags gehe ich nach Karlsbad ab. Richte alſo Deine Sendungen dahin („Kirchenplatz, zwei Prinzen", auch blos: „Stifter in Karlsbad" trifft mich, der Briefträger weiß meine Wohnung ſchon).

Der Schluß des Witiko machte mir eine fürchterliche Arbeit, die ich im Entwurfe nicht ahnte. Das hohe Bild des „Rothbart" ſollte daſtehen, und doch den Hauptton nicht überſchreien. Ich habe gearbeitet wie ein Pflugſtier. Faſt alle Quellen jener Zeit mit ihrem wunderlichen Latein lagen um mich herum, ich ertrank beinahe in der Fülle der Thaten. Sie ſollten dem künſtleriſchen Zwecke dienen, und doch in ihrer Größe ſelbſtſtändig ſein. Der Geſchichtsmann wird in einer Zeile erkennen, welche Quellenarbeit in ihr liegt, der andere Leſer kaum, die meiſten gewiß nicht. Trotz der Gedrungenheit wird der Band zwei Bogen mehr haben, als der zweite. Es dürften noch bei neun Bogen für den Druck an Handſchrift bei mir liegen. Heute Abends wird endlich der letzte Tropfen aus dem Eimer rinnen. Einen halben Bogen täglich kann ich dann in Karlsbad durchfeilen, und werde Dir dann jeden Bogen ſogleich ſenden. Wie gerne hätte ich dieſes Werk vor Karlsbad von mir gehabt, ich habe mich dieſen Winter angeſtrengt wie nie; es ging aber nicht anders.

Mein Kopf ist aber fast wüst, und die Reisetage werden ihm wohl thun. Den letzten Correcturbogen trug ich selber auf die Post, und trug ihn so leider zwei Tage in der Tasche.

Von der Thorheit und Schlechtigkeit der Zeit habe ich meine Augen abgewendet, ich lese keine Zeitung mehr, und so finde ich Gott wieder in seiner Schöpfung. Ich suche meine Pflicht auf meinem Felde zu erfüllen, und werden die Deutschen durch meine Schriften etwas körniger und höher, so habe ich auch meine Bürgerpflicht gethan. Könnte ich vielleicht ein Kleines in der Öffentlichkeit wirken, so wäre ich wahrscheinlich dort und in meinen Schriften unzulänglich. Daher lieber Eines mit aller Kraft, die mir Gott gegeben. Ich hoffe heuer zum letzten Male nach Karlsbad zu gehen.

Lebe wohl, sei tausendmal mit Deinen Kindern von uns gegrüßt.

An Emilie Baronin von Binzer.

Linz, am 19. Juli 1867.

Fast unaufhörlich denke ich in dieser Zeit an Sie und die Ihrigen, fast unaufhörlich spreche ich mit meiner Gattin von Ihnen. Möge Ihnen Gott die Kraft und Ergebung verleihen, das zu ertragen, was jenseits des Meeres geschehen ist. Wie Maximilian Ihrem Hause in wahrhafter Liebe zugethan war, so wird auch bei Ihnen jetzt die Trauer sein. Ist doch mein eigenes

Herz, welches, was kommen wird, voraus sah, jetzt gleichsam zerschmettert, da das Vorausgesehene gekommen ist. Jedes, was ich an Maximilian wegen seines Zuges nach Mexiko getadelt habe, ist verschwunden, und Alles, was groß an ihm ist, steht vor meiner Seele. Ich soll Ihnen einen Trost sagen. Was ich zu sagen wüßte, habe ich mir selber gesagt und es steht gedruckt auf dem Blatte, das ich Ihnen hier sende. Möge es Ihnen auch eine kleine Linderung sein, wie es mir eine ist, und möge es auch andern eine sein. Maximilian gehört nun der Ewigkeit an, der jenseitigen und der diesseitigen, und so gehört er auch uns, und so ist er ein Märtyrer und Stern seines Geschlechtes. Ich setze diesen wenigen Zeilen heute nichts mehr bei, nächstens schreibe ich Ihnen einen Brief, der von gewöhnlichen Dingen reden soll.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. August 1867.

Nach langer Zeit schreibe ich Dir wieder einige Zeilen. Ich beginne von unserem Karlsbader Aufenthalte. Die Kälte abgerechnet, die uns im Mai vierzehn Tage zu heizen zwang, war unser Dortsein sehr angenehm und, was die Hauptsache ist, sehr ersprießlich. Dr. Seegen sagte mir am Tage unserer Abreise: „Ihr Magenkatarrh ist gehoben, die Nervenzustände werden sich mit der Erstarkung des Körpers bessern, und Alles wird vollständig gut werden. Schreiben Sie mir über die Nachwirkung

des Waſſers, nach Karlsbad dürfen Sie nun nächſtens nicht mehr kommen, gewöhnen Sie es ſich nicht an.“ Wie er ſagte, zeigt es ſich auch. Ich werde ſtärker, ſehe beſſer aus als vor meiner Krankheit, und fühle mich wohl. Nur die Nerven ſind noch reizbar, aber weit weniger als früher. So, ſcheint es, gehen wir doch wieder glücklicheren Zeiten entgegen.

Wir ſind am letzten April nach Karlsbad gekommen, und ſind am 4. Juni von dort abgereiſt. Wir reiſten gerade nach Linz, und ſind ſeitdem immer hier. Ich ruhte nach dem Karlsbade auf Mahnung des Arztes einige Wochen aus. Die Ruhe that mir körperlich ſehr wohl, war mir aber geiſtig langweilig. Jetzt bin ich wieder in Thätigkeit, und zwar in der Mappe des Urgroßvaters. Ich hoffe, Du wirſt mit dem Werke nicht unzufrieden ſein. Von der Kenntnißnahme der Welthändel habe ich mich völlig zurückgezogen, und ſo leben wir ruhig in unſerem Hauſe. Nach dem Bekanntwerden des Todes des Kaiſers Maximilian ſchrieb ich einen kurzen Aufſatz über dieſen Tod in die Wiener Zeitung, worauf ich ein ſehr rührendes Telegramm von der Frau Erzherzogin Sophie erhielt. Dieſer Dank freute uns ſehr, denn es kam mit ihm zugleich die Verſicherung, daß ich einigen Troſt gegeben habe. Was mag jetzt dieſes Mutterherz leiden, und wie viel leichter ſind dagegen körperliche Übelſtände zu ertragen. Möge nur bei Dir auch Alles gut ſein.

Für die Exemplare von Witiko III danke ich Dir herzlich, ich werde ſie bald verſenden. Von den künftigen Büchern mache ich keine ſolchen Verſendungen mehr. Nach der Handſchrift des erſten Bandes habe ich noch nicht geſucht, mir war ſelber immer her und her, ich habe ſie erhalten. Habe keinen Kummer darüber, ſelbſt der Verluſt wäre ja kein großer Schaden. Von Männern

der Geschichte sind mir einige recht erfreuliche Mittheilungen über Witiko zugegangen. Davon einmal das Nähere, wenn wir uns wieder sehen.

Am Sonntage bin ich durch einen Stoß von einem angespannten Pferde niedergeworfen worden, ohne den geringsten Schaden. Wenn Du also hören solltest, ich sei niedergeführt worden, so glaube es nicht und erschrick nicht. Doch weiche ich jetzt jedem Wagen weit aus.

Schreibe mir, wie es Dir geht, und was die Kleinen machen, die jetzt wohl schon bald auch Große sein werden. Küsse sie für uns herzlich. Zeige ihnen den beiliegenden Stifter-Oheim. Du hast vielleicht diese Photographie nicht, die eine der besten ist.

An Joseph Türk.

Linz, am 3. November 1867.

Mit diesem Briefe geht der dritte Band des Witiko an Dich ab. Nimm ihn gütig und freundlich an wie seine zwei Vorgänger. Ich wünschte nur, daß er so trefflich wäre, Dir die Freude zu machen, die ich Dir machen möchte. Ich habe das Werk mit aller Liebe gearbeitet, deren ich fähig bin. Seine Mängel sind eben die Mängel meiner Kräfte. Die Sendung hat sich wieder verspätet wegen der Verspätung des Empfanges und des Einbindens und leider auch durch meine Schuld. Ich bin mit Arbeit so angestrengt, um die Wunden, die Krankheit meiner Habe

geschlagen hat, zu heilen, daß ich oft gar nicht fähig bin, nur noch einige Zeilen zu schreiben, und Dir hätte ich gar so viel zu schreiben. Wäre Reden von Dir schon Schreiben, so hättest Du Bände von Briefen. Wenn nur einmal wieder ein persönliches Zusammenkommen erfolgte, daß wir uns recht des Längsten und Breitesten besprechen könnten. Alte Freunde sind wie alter Wein, er wird immer besser, und je älter man wird, desto mehr lernt man dieses unendliche Gut schätzen. Meine theuersten Freunde sind aber nicht bei mir, und zu einer Wiener Reise werde ich so bald nicht kommen. Auch allerlei Bedrängnisse suchen uns noch immer heim. Eben leidet meine Gattin schon in der dritten Woche an einer so heftigen Grippe, wie ich nie eine gesehen habe, daß ich oft schon zage, es möge ein tödtlicher Keim in diesem Dinge liegen. Ich bin davon unsäglich angegriffen. Wenn ich diese Lebensgefährtin, das Theuerste, was die Erde für mich trägt, verlöre, würde ich den Schlag kaum ertragen können. Der Arzt findet gar keine Gefahr, und das Herz zittert mir doch. Wie wir an euch allen den innigsten Antheil nehmen, so thut gewiß auch ihr, und darum klage ich Dir mein Leid. Mich hat mein Karlsbader Arzt gesund erklärt, so wie das Leberleiden meiner Gattin in Karlsbad geschwunden ist, und so könnten doch noch einige Jahre eines milden, heiteren Nachsommers für uns kommen. Doch wie es der Herr im Himmel will.

Wir leben still und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hauswesen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So lösen sich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung ist mein Königreich, der Welthändel entschlage ich mich, sie sind so trübselig.

Wirken kann ich in ihnen nicht mehr, wie es in jüngeren, gesunden Jahren meine Pflicht und Freude war, so weit mein Kreis reichte, und das Leiden durch sie will ich wenigstens mildern. Möge der Himmel mir noch meine lieben Freunde eine Weile lassen, und möge besonders noch bei euch das liebevolle Zusammenleben mit eurer verehrten Mutter lange, lange dauern. Es ist euer Erdenglück und ein gutes Stück des unsrigen.

Manche gütige Stimme, die mir über mein schwaches Wirken zukommt, thut mir auch wohl. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mir nach dem Ausdrucke seines Briefes für das Verdienst, das ich mir durch Witiko um die deutsche Literatur erworben habe, das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens vom weißen Falken geschickt; des Ordens, den Carl August, der Freund Göthe's, wieder erneuert, und zu dem Göthe den Wahlspruch gegeben hat: „Seid wachsam". Mich freute die Anerkennung sehr. Zustimmung und Tadel geht mir nahe, wenn sie von bedeutenden Menschen kommen: die erste belohnt mich, den zweiten beherzige ich. Wenn etwa auch der große Markt spricht, so kann mich das weniger berühren. Zum öftesten erfahre ich es nicht, und wenn, dann sind mir die Stimmen unbekannt, und ich vermag sie meistens nicht zu wägen. So möge meine Thätigkeit manches kleine Gute wirken, und was in ihr unzulänglich ist, liegt wenigstens nicht in meinem Willen.

Gott gebe Dir und den Deinigen Gesundheit und Heiterkeit, und denkt zuweilen an uns, die wir euch Freunde von ganzem Herzen sind.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 10. November 1867.

Ich ſende Dir einige Zeilen. Ich hätte Dir wohl ſehr viel mitzutheilen, allein ich nehme mir in dem Augenblicke von der Mappenarbeit gar kein Zeittheilchen weg. Etwas ſpäter mag es dann geſchehen. Ich werde dieſe Woche mit dem erſten Bande der Mappe fertig. Schreibe mir, ob ich ihn Dir ſenden ſoll, wenn Du etwa den Druck beginnen wollteſt. Vielleicht wird während des Druckes des erſten Bandes der zweite fertig. Ich weiß nur nicht, wie lange der Druck dauern wird. Ich werde wohl gegen drei Monate zum zweiten Bande brauchen. Das Werk hat zwei Bände. Wollteſt Du etwa Bilder dazu geben, ſo wäre von den alten nichts zu brauchen. Im erſten Bande iſt der Doctor jung, und im zweiten geſchehen viel wichtigere Dinge, als daß ein alter Mann vor einem Schreibtiſche ſitzt. Ich müßte Geiger den Stoff angeben. Nach Beendigung der Mappe entſteht die Frage: Setzeſt Du ſtatt der Mappe andere Erzählungen in die Studien, die ich Dir dann einhändige, oder läſſeſt Du bei einer neuen Auflage der Studien die Mappe einfach weg? Es ſind viel mehr Erzählungen vorräthig, als zur Füllung der Lücke der Mappe nöthig ſind. Sie könnten für ſich erſcheinen. Die Entſcheidung iſt auch ſchon zur Vorrede der Mappe nöthig, in der die Verhältniſſe dar gelegt werden müſſen. Könnte ich nur mit Dir reden.

Zu einer Wiener Reise habe ich nach so langer und kostspieliger Krankheit und nach der Krankheit meiner Gattin und ihrer Nichte, weshalb wir unser drei dreimal nach Karlsbad haben gehen müssen, durchaus nicht die Mittel zur Verfügung, es sind eben die Wunden auszuheilen. Nach Pest kann ich noch weniger kommen.

In diesem Augenblicke ist wieder Kummer und Sorge in meinem Hause. Ich bin zwar gesund, aber zu meiner Gattin geht der Arzt schon wieder in der dritten Woche. Sie hat eine Grippe; aber sie ißt schon fünfzehn Tage nichts, und kommt kläglich herunter. Ich fragte ihn auf sein Gewissen, ob nicht etwa ein Lungen- oder Luftröhrenübel da sei, er versicherte, ich könne vollkommen ruhig sein, sie werde bald genesen, es sei reine Grippe, und sie müsse sich nur halten. Aber doch zittere ich Am 15. d. M. sind wir dreißig Jahre verbunden, und leben in einer Ehe, in welcher die Liebe immer gewachsen ist.

Ich lege Dir hier einen Brief bei. Sende ihn mir zurück. Natürlich antworte ich dem jungen Manne, daß ich mit Dir in Verlagsverbindung bin, und die nicht unterbreche.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mir „wegen des Verdienstes, das ich mir durch Witiko um die deutsche Literatur" erworben habe (so lautet seine Zuschrift), das Ritterkreuz erster Klasse des weißen Falkenordens geschickt. Ich freue mich des Kreuzes, da es von Weimar stammt, und da Göthe den Wahlspruch „Seid wachsam" dazu gegeben haben soll.

Gott lasse Deine lieben Kleinen an Körper und Geist gedeihen, küsse sie in unserem Namen, und sei selber von uns beiden auf das Herzlichste gegrüßt.

An Carl von Hippel.

Linz, am 15. November 1867.

Es wäre unverzeihlich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, wenn ich doch nicht einige Gründe zu meiner Entschuldigung hätte. Einer dieser Gründe ist zwar kein Entschuldigungsgrund, sondern ein Laster. Ich bin ein sehr saumseliger Briefschreiber, seit ich täglich so viel schreibe, daß ich oft froh bin, die Feder niederlegen zu können. Das macht dann, daß ich selbst Briefe, die ich eigentlich sehr gerne schriebe, doch ungebührlich aufschiebe. Zudem drängen sich die Schreiben, auf die gleich geantwortet werden muß, zuweilen so, daß ich völlig wirre werde. Bei Ihnen ist nun die Sache auch noch so: Ich empfing Ihr Buch, da ich mit Abschließung des Witiko sehr im Gedränge war. Ich wollte diese Sache erst weg haben, daß ich mit Sammlung zum Lesen Ihres Buches käme. Ich las es; aber das Buch ist in jeder Zeile so inhaltvoll, daß man es nicht so geradehin weglesen kann, wie die Buchstaben auf einander folgen. Wenigstens ich wurde stets zum Denken angeregt, und las manches zweimal, so daß ich zu diesem Bande die Zeit brauchte, als wären es drei Bände. Nun hatte ich den Drang, Ihnen sehr ausführlich zu schreiben, und dazu wollte sich immer und immer nicht die rechte Muße finden, so daß ich auf ein Langes und Breites lieber verzichten muß, soll ich Sie nicht noch länger war-

ten laſſen. Wie viel könnte in einem Stündchen mündlichen Geſprächs gefördert werden!

Ihr Buch hat mir weihevolle Stunden gegeben, ich halte es für ein vortreffliches Buch, obwohl ich glaube, daß es von jenem großen Lesertheile, der gedankenlos nur grobe Aufreizungen empfindet, nicht gewürdigt werden kann. Je höher ein Buch, deſto mehr muß der Leſer dazu mitbringen, freilich wiegt dann dieſer Leſer ganze Königreiche anderer auf. Aber Sie geben auch viel, und tauſend Gemüther, die empfänglich ſind, und die in Hinſicht deſſen, was Sie bieten, unangebaut geblieben wären, werden nun von lieblichen Gedankenkräutern ſproſſen. Ich habe Ihr Buch ſchon wie einen Steckbrief zu Bäumen mitgenommen, und freute mich kindlich der Vergleichung und des Zuſammentreffens. Wie himmelweit verſchieden iſt das dürre Umſchreiben des Pflanzenlehrers von der gegenſtändlichen Darſtellung des Dichters in Bezug auf Befruchtung des Gemüthes. Das erſte, wie richtig es ſei, läßt leblos, wie ich denn nie aus einer Landkarte das Bild eines Landes bekam. Zu Ihrem Buche iſt mir aber jetzt der Pflanzenlehrer ſehr brauchbar. Es iſt in Ihrem Buche ein klares Auge und ein tiefes Gemüth für die edlen Geſtaltungen der Pflanzenwelt, und bewundert man das Auge, ſo liebt man das Gemüth. Wie tief iſt die Menſchheit noch in ihrer Kindheit! Ich will von dem ſcheußlichſten Merkmale, dem Kriege, nicht reden, aber ſicher iſt es, daß Kinder, noch in ſich ſelber ganz und gar verſunken, kein Auge für die Gegenſtändlichkeit der Außenwelt haben, ſondern nur Begierden nach Dingen. Und unter den Menſchen ſind es nur einzelne, die, ohne an ſich zu denken, die reine Freude an dem haben, was Gott ſelbſt im Kleinſten ſo ſchön geſchaffen hat. Könnten Sie denn nicht

auch einmal zu uns in unsere herrliche Alpenwelt kommen? Ich würde Sie gerne an einige Stellen begleiten.

Ich sage Ihnen den innigsten Dank, daß Sie dieses Buch geschrieben haben. An mir haben Sie einen andächtigen Leser gefunden. Ich habe ein Herz für Gottes Herrlichkeit in der Natur. Seit fünfzehn Jahren bin ich ein Cactuszüchter, und Sie ahnen kaum, von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen abgesehen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus), was für wunderbare Gefühle es mir oft gab, wenn ich die Unendlichkeit der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten mit der Lupe durchmusterte.

Gott gebe Ihnen Befriedigung in Ihrer neuen Stellung, schreiben Sie bald wieder ein Buch, und denken Sie zu Zeiten an mich.

An Heinrich Bürkel.

Linz, am 21. November 1867.

Ich habe einen Eingriff in Dein Eigenthum gemacht, und komme nun zu Dir beichten und um Lossprechung zu bitten.

Im hiesigen Vereine war ein Bild von Dir, das aus Wien geschickt worden war, ausgestellt, einen Felsenweg am Achensee vorstellend. Mir und meiner Gattin gefiel das Bild außerordentlich. Es thut so innig wohl, in unserer Zeit prahlerischer Arbeiten wieder einmal ein echtes Kunstwerk zu sehen, das, jeden

Firlefanz verſchmähend, nur in ſeiner eigenen Tiefe, Würde und Lieblichkeit ruht. Obwohl ein ſehr aufgetakelter Nordgreen, der mit Kanonen Beifall forderte, daneben und zwar auf dem beſſeren Platze hing, kehrten die Augen immer auf Dein Bild zurück, ja, es wurde gerade durch den Nordgreen (norwegiſches Hochgebirge [ein grauer Steinblock mitten, und allerlei grelles Gras und Schnee und harte Linien]) immer ſchöner, und brachte zuletzt den Nachbar um.

Wir beſchloſſen, nämlich meine Gattin und ich, Dein Bild zu kaufen, und ich wollte an Dich ſchreiben, was es für mich koſtet. Allein meine Gattin wurde krank. Sie hatte das Bild nur einmal geſehen. Ich bat daher den Verein, nach Schluß der Ausſtellung das Bild an mich zu ſenden, ich würde es bei Dir ſchon verantworten. Vor mehreren Tagen kam das Bild zu mir. Es wurde auf eine Staffelei geſtellt, und gefiel uns von Stunde zu Stunde immer mehr. Das iſt der alte, liebe, herzige Bürkel. Ich verdanke dem ungeſtörten Genuſſe dieſes Bildes einige der ſchönſten Stunden meines Lebens. Du wirſt es mir gewiß verzeihen, daß ich ſo mir nichts dir nichts Dein Bild zu mir nahm. Wird in der Welt ſo viel geraubt, warum ſoll ein Kunſtnarr nicht auch einen Kunſtgenuß rauben? Nimmt er ja doch von der Sache nichts weg, wie die anderen Räuber thun.

Ich wurde endlich auch krank, wie die Frau, und zuletzt erkrankte noch unſere Köchin, ſo daß die Nichte meiner Frau allein bis jetzt geſund blieb. Da ich für drei Perſonen, die Gattin, mich, und die Nichte, durch drei Jahre her meine Groſchen habe nach Karlsbad tragen müſſen, wofür wir freilich geſund wurden, ſo muß ich jetzt das Geld, das für Dein Bild beſtimmt war, dem Arzt, der ſchon Wochen ins Haus geht, und noch

Wochen gehen wird, und dem Apotheker geben, und auf den Kauf verzichten, da ich das Bild erſt ſpäter, wenn die Lücke ſich wieder gefüllt hat, zahlen könnte. Es iſt daher der Eingriff geſchehen, daß ich über Dein Bild verfügt habe, und daß es bei mir iſt. Verzeihe mir, ja, ich bitte Dich ſogar, laſſe mir es noch einige Tage, daß ich es recht tief genieße und dann Abſchied davon nehme. Es geſchieht daran ſicher viel weniger etwas, als wenn es in einem Speditionsgewölbe wäre. Ich werde es Dir wohlbewahrt überſchicken. Hat doch Albert Zimmermann einmal freiwillig ein Bild an mich zum Anſchauen geſchickt. Er erhielt es freilich nicht mehr zurück, weil ich veranlaßte, daß es für die hieſige werdende Gallerie gekauft wurde.

Gott erhalte Dich in Deiner Schöpfungskraft, ein Bürkel kommt ſo bald nicht wieder auf die Welt. Liebe mich ein Bischen für das Viele, womit ich Dich liebe, und ſende mir einige freundliche Zeilen.

Meine Gattin und ich grüßen Dich auf das Innigſte und grüßen auch Deinen lieben Sohn, den wir kennen gelernt haben.

Ich ſchließe einige gedruckte Zeilen bei, die ich in unſere Landeszeitung über Dein Bild geſchrieben habe.

Mit größter Hochachtung und Verehrung Dein treuer Freund.

An Guſtav Heckenaſt.

Linz, am 11. December 1867.

Da ich Dir von der Krankheit meiner Gattin geſchrieben habe, ſo ſchreibe ich Dir jetzt auch von ihrer Geneſung. Erſt vor zehn Tagen bin ich mit ihr zum erſten Male ausgefahren, und nach mehrmaligem Fahren durfte ſie auch gehen. Ich führte ſie. Die Arme war faſt wie ein Schatten. Mit der ungewöhnlich heftigen Grippe waren auch gaſtriſche Zuſtände verbunden, ſo daß die Sache ärger war als ein Nervenfieber Sie erholt ſich jetzt ſchnell und ſichtlich. Dafür habe ich die Grippe von ihr geerbt; allein bei mir iſt ſie ohne Verbindung mit andern Leiden geblieben, hindert mich nicht am arbeiten, obwohl mich der Arzt in das Zimmer gebannt hat. So ſchreibe ich Dir alſo wieder Freude und Jammer durcheinander. Möge ſich endlich einmal Alles wieder zurecht finden.

Von der Mappe liegt der erſte Band ſchon lange druckfertig. Von dem zweiten iſt ungefähr ein Viertheil fertig.

Gott ſegne Dich und Deine Kinder, und laſſe euch recht glückliche Feiertage erleben. Grüße Eliſcher herzlich. Ich und meine Gattin grüßen Dich auf das Innigſte und küſſen die Kleinen.

An A. Schloſſar.

Linz, am 24. December 1867.

Eine böſe, langwierige Grippe, die zuerſt meine Gattin ergriffen, und von der auch ich ſie bekommen hatte, machte, daß ich jede Arbeit ruhen laſſen mußte, alſo auch die Beantwortung Ihres Briefes. Sie werden mich gewiß entſchuldigen.

Die Photographie, welche ich Ihnen ſende, iſt ungefähr ſechs Jahre alt, ich habe keine jüngere.

Daß Ihnen meine Schriften einiges Wohlgefallen machen, freut mich. Mit der Jugend muß wieder Begeiſterung für Edles in die Menſchheit kommen. Seit einer Reihe von Jahren iſt es ſchnell und erſchreckend abwärts gegangen. Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen, und in ſich fort zu nähren. Von dem deutſchen Volke hoffe ich es noch. Wenn ich meinen Schriften einen großen Kunſtwerth nicht beilegen kann: jene Flamme brennt doch in ihnen, und wo ſie erkannt und geliebt wird, macht es mir der Sache willen Freude.

Mit Hochachtung ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

An Johannes Aprent.

24. December 1867.

Meine Leute ſagen mir, daß Du in dieſen Tagen ſchon zweimal bei mir warſt, und daß ſie Dich nicht zu mir herein gelaſſen haben, weil der Arzt es verboten hat. Ich weiß nicht, haben ſie es vergeſſen, daß ich geſagt habe, daß man Dich immer herein laſſe, oder habe ich vergeſſen es zu ſagen, aber es iſt mir ſehr peinlich, daß es geſchehen iſt. Ich bitte Dich alſo, laß Dir den Gang nicht zu viel werden und komme ſehr bald. Ich bin zwar ſo heiſer, daß ich faſt nichts reden kann, aber ein Weilchen kannſt Du doch bei meinem Bette ſitzen, wir reden ein weniges, und dann gehſt Du wieder. Der Arzt ſagt, es geht zu Ende, und dann iſt Alles auf einmal gut. Bei der Frau war es auch ſo. Tauſend Grüße.

N. S. Komme, wenn Du kannſt, noch heute oder morgen, oder wann Du willſt, denn es iſt mir ſehr peinlich, und in dieſer Krankheit macht mir jedes Kleinſte Unruhe und Aufregung.

Bitte.

Besitzer von hier nicht abgedruckten Briefen Stifters werden freundlich gebeten, die Aufnahme derselben bei einer neuen Auflage möglich zu machen. Gefällige Zusendungen sind an die Verlagshandlung von G. Heckenast in Pest zu richten, welche, sobald von den Originalbriefen Abschrift genommen ist, dieselben dankend zurückstellen wird.

Der Herausgeber.

Erzählungen

von

Adalbert Stifter.

(Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.)

herausgegeben von

Johannes Aprent.

Erster Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869

Pest 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Vorrede.

Müssen gleich die vorliegenden Erzählungen der sinnvollen Worte entbehren, die der Dichter seinen Gaben sonst voranzusenden pflegte, so dringt doch auch statt ihrer dieses Verstummen selber ans Herz, und weckt die Erinnerung an manche schöne, heiter ernste Stunde, daß sie dem, was sich hier zu Früherem gesellt, eine freundliche Aufnahme bereite. Die beiden Bände enthalten neben manchem aus Stifters früherer Zeit, wo das noch aufstrebende Leben auf die Dinge glühende Farben und spielende Lichter legte, anderes aus den späteren Jahren, wo der gereifte Mann die Welt in der auch ihr eigenen Würde und Schönheit zu fassen suchte. Aber was in dieser Hinsicht weit auseinanderliegt, verbindet doch wieder der unwandelbare Grundton seines Wesens: Ruhige Klarheit und Sitte, und die über jeder Zeile schwebende Ahnung eines Dauernden und Unendlichen.

Linz, Ostern 1869.

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Prolegus	1
Die drei Schmiede ihres Schicksals	81
Der Waldbrunnen	119
Nachkommenschaften	169
Ein Gang durch die Katakomben	251
Aus dem bairischen Walde	277

Prokopus.

München

I.

Am Morgen.

Durch das Hauptthal der Achtan, in welchem die Perniz fließt, ging einmal ein großer Zug von Männern und von Frauen. Der Weg war damals keine Straße, auf welcher schöne Wägen gehen können — eine solche ist er noch heut zu Tage nicht — aber damals war der Pfad so schmal und uneben, daß nicht einmal jene Gebirgswägelchen auf ihm hätten fahren können, mit denen er in unsern Zeiten so zu sagen bedeckt ist. Deshalb saßen alle jene Männer und Frauen auf ihren Pferden und ritten auf dem Pfade dahin. Die Thiere gingen eines hinter dem andern, außer wo der Weg sich etwa zufällig erweiterte, und sie sich zu zweien gesellen konnten, wenn ihre Reiter etwas mit einander zu reden oder sich sonst einen Beistand zu leisten hatten.

Wenn man in jenen Tagen ein Ding durch die Achtan bringen wollte, mußte es gesäumt werden. Die Bergdachungen zu beiden Seiten gingen mit Wald bedeckt bis an das Wasser nieder, in dem sie sich netzten. Die Perniz rauschte an dem Wege und es lagen in ihren Gewässern noch manche Marmorblöcke aus dem Reviere der Achtan, welche man später weggeräumt hatte, um Platz zu gewinnen, oder um etwas Nützliches und Nothwendiges aus ihnen zu machen.

Es glänzte ein heiterer Morgen auf dem ganzen Lande, da der Zug ging, Alles war erfrischt, und manches nasse Zweiglein, das an dem Wege stand, streifte die Füße eines Pferdes, oder das Gewand eines Reiters.

Sie hatten alle die Tracht, die gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Männer hatten keine Harnische mehr an, noch hatten sie irgend ein anderes Eisenwerk an sich, wohl aber trugen sie an ungeheuren bauschigen Schärpen, die um das Lederkoller gingen, die Schwerter der damaligen Zeit. An den Halftern des Sattels steckten sehr große ungeschlachte Pistolen, und auf dem Haupte war der breitkrempige Hut mit der niedergehenden wallenden Feder. Manche hatten gleich mehrere solcher Federn, daß sie wie ein nickender Haufen auf dem großen Rande des Hutes saßen oder von demselben wie ein Schneefall niedersanken. An den Stiefeln, deren Mündungen oft kahnförmig um den Fuß gingen, waren die großrädrigen Sporen jener Zeit. Die Frauen hatten klappige Häubchen auf dem Kopfe, gesteifte Ärmel, dünne Leiber, dann weiter unten allerlei Böschungen, und endlich das glänzende niederfallende Reitkleid. Bei verschiedenen waren goldflinkernde und manchmal noch schönere seidene Blumen darauf gestickt.

So bewegte sich der Zug auf dem Pfade dahin.

Da er um die Biegung eines Hügels kam, erweiterte sich hinter diesem das Thal und es ging der Weg in einen ebenen, gleichsam geplätteten Raum auseinander, auf dem viele Pferde und Menschen und andere Dinge hätten stehen können. Auf diesem wohlgestampften Platze, am Rande der hohen düsteren Tannen und Fichten, wo der schäumende weiße Giesbach aus der dunkeln Rinne des Gransberges hervorstürzt, stand das Wirthshaus des

Thales, die grüne Fichtau geheißen, und sah mit seinen beiden übereinander befindlichen Fensterreihen auf die beschriebene Gasse heraus. Es war aus Holz gezimmert, hatte auf dem Erdgeschoße ein Stockwerk und dann ein sehr flaches Gebirgsdach, auf dem graue Steine lagen, darunter auch manch rother aus dem Marmor der Fichtau. Das Haus ging mit seinen Schoppen und Scheunen gleich in die Tiefe des Waldes zurück. Sonst war kein Gebäude oder eine Hütte zu sehen. Auf der Wirthshausgasse gegen den Wald hin, wo von großen Tannen, die auf einem Steingewände standen, noch die langen Morgenschatten fielen, war ein Tisch, er war aus mehreren aneinander gestoßenen gefügt, mit frischen Linnen bedeckt, und mit Geschirren, Gläsern und Flaschen beladen. Um den Tisch waren Stühle und Bänke, wie sie das Fichtauer Wirthshaus vermochte. An dem Saume des Gehölzes standen mehrere Menschen, die man gleich an ihren Gewändern erkannte, daß sie aus der Fichtau zusammen gekommen waren. Sie hielten sich ruhig, als warteten sie auf etwas. An der andern Seite des großen Platzes, schon gegen die Stallungen zurück, standen Packpferde, die an einander gebunden waren, und auf der Erde lagen Lederbäcke, aus denen bereits manches gepackt wurde.

Als die Reiter gegen dieses Haus kamen und über die Brücke des Waldbaches hervor geritten waren, schwenkten sie sämmtlich auf die Gasse der grünen Fichtau hinzu und blieben dort stehen. Die Männer sprangen hierauf von den Pferden, und halfen auch den Frauen herunter. Die Thiere wurden den Dienern und solchen zur Obhut übergeben, welche unter der Gesellschaft im Trosse geritten waren.

Während sich die andern noch mit ihren Pferden und Klei-

dern beschäftigten, trat ein junger Mann aus der Gesellschaft gegen den Tisch hinvor. Er war sehr schön gekleidet. Er legte den schwarzen Filzhut mit weißer, dichter Feder auf einen Stuhl, und wie diese Kopfbedeckung von seinen Zügen, die sie beschattet hatte, weg war, gewannen diese gleichsam Licht und zeigten, daß er sehr jung war, und eine Schönheit besaß, die fast zur Bewunderung hinriß. Es war um die Lippen und das Kinn der Anfang eines dunklen Bartes, von dem Haupte fielen schwarze Locken, und die Augen unter der klaren Stirne waren von einer Größe, wie man sie selten bei Männern findet, und sie waren ebenfalls ganz dunkel wie die Haare.

Er hatte an seiner Hand ein Mädchen gegen den Tisch geführt, welches eben so schön gekleidet war, wie er, und mit blauen Augen aus einem schönen, sanften Angesichte sah.

„Siehst du, Bertraud," sprach er zu ihr, „das ist die grüne Fichtau, wie ich dir gesagt habe, das älteste Haus in den ganzen Bergen, weit älter als der Rothenstein. Lege den Mantel ab, liebe Bertraud. So. — Ich sage dir, da mögen sogar die Avaren und Bojer schon einen Lagerplatz für ihre Saumthiere gehabt haben. Dann hat ein Waffenknecht oder ein Anderer eine Hütte gebaut, um die Zugzubehöre unter Dach und Fach zu bringen. Wie oft mußte das Haus erneuert worden sein, da es nur von Holz ist, siehst du, und das Holz keinen so festen Bestandtheil abgibt. Als die Männer in das heilige Land zogen, und manchmal ein Zug an der Perniz ging, da lesen wir, wie sie in der grünen Fichtau sich sammelten, und ihr Rüstzeug und Eisengeschirr auf die Bänke umher legten. Aus dem Lebensbuche des Ritters Quirinus geht hervor, daß vor zweihundert Jahren das Haus schon die doppelte Fensterreihe gehabt habe, wie jetzt.

Es erscheint überhaupt das Haus öfter in den Schriften und Pergamenten des rothen Saales. Die Bewohner kamen manchmal zu uns hinauf, und einmal war eine gar Amme auf dem Schlosse, bei dem Sohne des Ritters Ubaldus. Setze dich auf diesen Stuhl, Gertraud, er ist für dich bereitet."

Das anmuthige Wesen ließ sich in dem Stuhle nieder, der ihm angedeutet wurde, und sagte: „Ihr seid sehr gelehrt, mein verehrter Gemahl, und wißt von vielen Dingen dieser Erde zu erzählen."

„O nein, Gertraud, ich bin nicht gelehrt," antwortete der Jüngling, „und weiß auch nicht viel. Wenn ich aber auch nur etwas Weniges weiß, so ist mein Bernhard schuld, der mir von den Dingen auf der Erde und an dem Himmel erzählte."

„So wisset ihr von den Dingen, die in dem Himmel sind, zu erzählen, verehrter Vater?" sagte die junge Frau, indem sie sich auf dem Stuhle umwendete, und zu einem Manne aufsah, der eben herzutrat.

Dieser war ein Greis, und hatte, ungleich den andern, die meistens in Leder gekleidet waren, einen schwarzen, sammtnen Überwurf an, auf den der weiße Bart nieder ging, und über dem der weiße gegen die Mitte zu kahle Scheitel glänzte.

„Nein, erlauchte Frau," antwortete er, „von den Dingen, die in dem Himmel sind, weiß ich nichts zu erzählen, sondern nur von den Sternen, die sich außerhalb an demselben befinden und sich bewegen."

„Nur von den Sternen," sagte die Frau, „das ist nicht bedeutend."

„Da wir von dem Innern des Himmels nichts wissen, so ist das von den Sternen doch bedeutend," antwortete der Greis.

Die Übrigen waren indessen auch mit ihren Anordnungen fertig geworden, und schickten sich an zu dem Tische zu kommen. Der Jüngling rief so eben zu der Gesellschaft: „Tretet hieher, Schwiegervater Werner, kommt, verehrte Schwiegermutter, Schwager Rudolph, Freunde, Gäste und Genossen — nehmet das Frühmahl ein, das hier bereitet ist. Mein geehrter Lehrer, Bernhard von Kluen, wird, wie bisher, die Stelle meines Vaters vertreten. Die grüne Fichten sorgt für Alles, was wir und unsere Angehörigen bedürfen."

Die Männer nahmen die Frauen zierlich bei der Hand und führten sie gegen den Tisch hinvor, wie der Jüngling wenige Augenblicke früher seine junge Gattin hinvor geführt hatte. Die Frauen setzten die Füße leicht und nur mit den Spitzen der Zehen auf den Boden, und machten im Gehen sehr kurze Schritte.

Der Jüngling nahm nun den Hut von dem Stuhle, setzte ihn aber nicht auf, sondern behielt ihn in der Hand und blieb stehen, bis alle Paare an den Tisch gekommen waren und die Frauen sich niedergesetzt hatten. Dann that er den Hut auf das Haupt, und setzte sich neben seine Gattin. Deßgleichen thaten auch alle andern. Sie warteten, bis die Frauen saßen, dann rückten sie die Stühle und ließen sich neben ihnen nieder.

Da saß nun links von dem Jünglinge sein Schwiegervater, Graf Werner von der Staue, ein Mann mit bereits beginnendem Grau der Haare und mit gebräuntem Angesichte — rechts saß die junge Gemahlin; wir haben schon gesagt, daß sie so feine Wangen und blaue Augen hatte; man bemerkte jetzt, da sie so saß, daß ihr Kopfputz anders war, als der aller Übrigen. sie hatte noch nicht das Frauenhäubchen auf, hatte aber auch

nicht mehr den gewöhnlichen verschlungenen Kopfputz der Mädchen, sondern auf dem Scheitel war ein sehr kleines Barett, von dem nach hinten ein Schleier hinab ging. — Gleich an ihr saß ihre Mutter, fast noch selber eine junge schöne Frau, das gealterte gemilderte Ebenbild der Tochter. Dann war der alte Bernhard von Kinen, der Schwager Rudolph, und Verwandte und Freunde und Genossen des Jünglings. Zwischen jeden zwei Männern saß eine Frau, entweder solche, die wegen Blutsfreundschaft hieher gehörten, oder Gespielinnen, oder selbst höhere Dienerinnen der jungen Gattin. Die andern Diener und Knechte mochten im Hause oder hinter demselben irgend wo ihr Frühmahl halten.

Die ganze Zeit her war auf einem freien Platze nicht weit von der gedeckten Tafel ein seltsamer Mann gestanden. Er hatte sehr viele schneeweiße Haare, blitzende Augen und ein freundliches Angesicht. Auf dem Leibe trug er ein lodenes Wams, dann Pumphosen bis an die Knie, graue Strümpfe und große Schwalbenschuhe. Es war der Wirth der grünen Fichtau. Da sich alle an dem Tische zurecht gesetzt hatten, nahm er das Barett, das er bisher in beiden Händen gehalten hatte, in die rechte Hand, näherte sich dem Tische, that mit dieser rechten Hand eine leise kleine Schwenkung seitwärts und sagte: „Lange lebe unser Herr und Graf, der junge Protopus von Scharnast! Lange lebe seine neue Braut und Gemahlin, die Gräfin Bertrand von der Stane, welche jetzt die Gräfin von Scharnast ist! Lange leben unsre hochgebornen Herren und Gäste, und alle, welche mit ihnen in Verbindung und Verwandtschaft stehen!"

Als er diese Worte gesagt hatte, ging er, sein Barett gleichsam wie ein Briefstäschlein in das Wams steckend zu dem Tische, und nahm die Deckel von den Schüsseln, in denen kalte Speisen

waren, und legte sie auf die geeigneten Plätze des Tisches umgekehrt nieder. Zu gleicher Zeit, da er mit einem Winke umsah, näherte sich seine Frau und seine Tochter an der Spitze von mehreren Leuten, welche die warmen Speisen trugen. Die Frau war ein schönes, in die ersten Greisenstufen tretendes Weib, und die Tochter ein junges schlankes, herrlich blühendes Mädchen. Sie theilten sich beide in die Arbeit so, daß die Mutter an der einen Seite des Tisches hinauf ging und die Aufstellung und Ordnung der Schüsseln besorgte; die Tochter aber an der andern hinab, das Nämliche besorgend. Dann gingen sie jedoch wieder beide in das Haus hinein.

Der junge Graf war auf die Anrede des Wirthes ein wenig aufgestanden, hatte mit der Hand gegrüßt und gesprochen: „Wir danken dir, Romanus, für deinen Wunsch, wir hoffen, daß der Rothenstein und die grüne Fichtau die gute Nachbarschaft bewahren werden, in der sie bisher gestanden sind, kommt manchmal hinauf zu uns, so wie wir hier einsprechen, wenn uns der Weg durch das Thal führt, und lebe gleichfalls noch recht lange, und freue dich deines rechtschaffenen Weibes und deiner schönen Tochter."

„Meine Frau und meine Tochter sind unbedeutende Wesen und sind auch schon fortgegangen," antwortete Romanus, der Wirth: „für den Gegenwunsch gebe ich den Gegendank, erlauchter Herr, und ich meine, ich werde schon noch eine Weile die grüne Fichtau aufrecht erhalten und sie dann aufrecht vererben. In Hinsicht des armen Mahles, das ich aufstellte, habe ich gethan, was ich vermochte. Ich habe meine Leute, die sonst auf der Wiese, oder draußen gegen Prigliz auf dem Felde sind, zu Hause behalten, damit sie die Dienste leisten. Dort stehen sogar an dem

Rande des Holzes Manche, die aus der Fichtau zusammen gekommen sind, um das Mahl der hochgebornen Herren zu sehen."

„Wir danken," sagte der Graf, sich noch einmal leicht erhebend, „und laden alle und jede auf den Rothenstein ein, die innerhalb der nächsten vierzehn Tage unsere Gastfreundschaft zu theilen gesonnen sind."

Nach diesen Worten setzte er sich wieder nieder, und sprach leiser zu seinen Umgebungen fort. Der Wirth trat auf seinen früheren Platz zurück, nahm das Barett aus der Brustspalte des Wamses und hielt es wieder in den beiden Händen.

Das Mahl war nun an dem Tische angegangen.

Ein Diener hatte des Grafen goldenen Becher hingestellt, den er aus einem Fache genommen und mit Wein aus einer eigenen Flasche gefüllt hatte. Ein anderer stellte einen kleineren zierlicheren, aus edlem Glase geschliffenen vor die Gräfin und that etwas Weniges von feurigem blinkenden Weine hinein. Überall wurden aus Körben Flaschen genommen, und aus denselben Weine in die umstehenden Gläser vertheilt. Auch war Backwerk, Käse, eingemachte Früchte und Fische in Behältern mitgenommen und nun unter die von Vater Romanus aufgestellten Gerichte vertheilt worden. Diesen ländlichen Gerichten der grünen Fichtau sprach man nun wacker zu, und es wurden auch die Gebirgsweine eingeschenkt, die Romanus von den entfernteren unteren Ländern alljährlich aus eigenem Geschmacke selber holt, und in seinem Keller einem hohen Alter entgegen reifen läßt. Sie schmeckten in der Morgenwärme wohl, namentlich wenn man das eiskalte Wasser dazu goß, das die grüne Fichtau in den Spalten des Grans nahm, aus denen es von dem tiefinneren Vorrathe des Berges floß.

Der Morgen rückte indessen weiter, der Himmel wurde klarer und feuriger, die Sonne stieg höher, die Tannenschatten wurden kürzer, und weit drüben auf den Bergen blitzte und glänzte es und warf allerlei Funken.

Von den Gesprächen an dem Tische konnte man wenig verstehen, weil sie zu stille gehalten wurden und von dem Hin- und Herziehen der Diener und von dem Rufen derselben unterbrochen wurden.

Vater Romanus hatte von seinen Leuten die besten aufgestellt, daß sie da stünden, und wenn ein Löffel weggelegt würde, ihn mit einem neuen vertauschten, und wenn eine Flasche leer wäre, eine volle aus dem Eiswasser darreichten. So ging das Mahl vorwärts. Man reichte sich wechselweise Gerichte herum, die Männer legten den Frauen vor und nahmen sich selber. Nach und nach kam man zu den feinen Backwerken, Zuckersachen und Leckerbissen, mit denen gerne die Mahle beschlossen werden. Hier wurden auch wieder aus silber- oder messingbeschlagenen Reisekästchen sehr mannigfaltige Dinge genommen, und vorgelegt, es wurden auch noch zierlichere und kleinere Glasbecher herum gestellt, und in dieselben noch glänzendere und bessere Weine gethan. Als man dieses verzehrt hatte, blieb man noch eine Weile sitzen und sprach. Endlich, da von den Tannen, die zufällig einen Spalt bildeten, ein Lichtstrahl, gleichsam wie eine Mahnung, auf den Tisch, der bisher in dem Schatten gestanden war, herein fiel, beendete man das Mahl. Der junge Graf stand auf, neigte sich vor seiner Gattin, und lüftete den Hut gegen alle Anwesenden. Diese thaten das Gleiche, verneigten sich gegen die Nachbarinen und dann gegen alle; die Stühle wurden hierauf gerückt und man trat zu einem Kreise zusammen. Indessen

richteten die Knechte die Pferde, und gaben die Meldung, da Alles in Bereitschaft war. Der Graf richtete zum Abschiede noch ein paar Worte an Romanus, und die junge Frau neigte sich freundlich gegen ihn. Die Männer führten nun die Frauen zu den Pferden, halfen ihnen hinauf, schwangen sich selber auf ihre Thiere, und setzten sich zum Fortziehen in Bereitschaft. Einige schöne Windhunde, welche Jemanden in der Gesellschaft gehören mußten, sprangen freudig voraus, der Zug setzte sich in Bewegung und ritt auf dem Pfade der grünen Fichtau gegen den Waldweg hinunter, der durch die Länge des Thales geht. Nur ein einziges kleines, graues Männlein stand noch bei Vater Romanus auf der Gasse, der Zahlmeister, und brachte die Forderung in Richtigkeit. Aber auch dieser kletterte nun auf sein Rößlein und suchte die andern zu gewinnen. Die Knechte waren indessen auch mit Einpacken und Aufladen fertig, und eilten den Vordern nach. Man sah an der Steinwand, von welcher die Tannen den schönen Schatten auf den Tisch geworfen hatten, die ganze Länge des Zuges, man bemerkte das Baumeln und Neigen und Wallen der Hutfedern der Fortreitenden, der Faden wurde immer kürzer, wie er sich hinter die Steinwand hinein zog — endlich waren nur mehr zwei, und auch diese wurden sogleich von den grünen Zweigen verschlungen.

Der gestampfte Platz vor der grünen Fichtau, der vor Kurzem noch so belebt gewesen war, zeigte nun nichts als seine Leere, er war von den Pferden und Dingen, die darauf gewesen waren, zertreten und durchfurcht. An dem Rande stand der verlassene lange Tisch, auf welchen nun das volle Sonnenlicht herein fiel, und der unter den Resten des Mahles, den halbgeleerten Gläsern und Flaschen, den Geschirren und Messern allerlei Schimmer

und Flammen und Blendwerk erzeugte. In Unordnung standen die Stühle und Bänke, und die Schenktischlein waren verschoben.

Vater Romanus rief gegen einen Haufen Leute, die weiter unten standen und dem Zuge nachsahen, folgende Worte hinab: „Damian, komme herauf. Franz, Joseph, Katharina, kommt hieher. — — So. Laßt den Platz sauber abkehren. Macht Alles in Ordnung. Du, Damian, stehe der Mutter bei, die aus dem Hause heraus geht, und nicht, wie du, dem Fortzuge nachschaute. — Lasse zuerst, Mutter Ludmilla, die Teller und Schüsseln hineintragen, du, Lenore, hilf der Mutter: siehe zu, daß die Gläser, Flaschen, Bestecke und Linnen in die große Stube auf den Tisch kommen, wo ihr sie dann unter dem Tage ordnen könnt. Ihr stellt die Tische auseinander, und thut sie wieder auf ihren Platz. Wenn ein Säumer kommt, muß Alles sein, wie sonst, daß er sich an den Tisch setzen, und auf die abgewischte Wassenbank sein Zeug niederlegen kann."

Während er diese Worte sprach, kamen alle die Leute, die am Waldrande gestanden waren und dem Mahle zugeschaut hatten, hinter Romanus auf den Platz hervor und bildeten eine Gruppe.

„So," sagte er, „das ist ein merkwürdiges Geschlecht. Zuweilen sind sie gut und freundlich: zuweilen seltsam und ungebärdig. Sie haben immer sonderbar auf ihrem Berge gehauset, und es sind verschiedene Thaten geschehen. Sie sind sehr schnell empor gekommen; die grüne Fichtau ist schon gestanden, als auf dem Rothensteine noch nichts war, als eben nur die rothen Felssteine und die Bäume herum. Ihr vermöget gar nicht so weit zurück zu denken, und alle eure Vorfahren können nicht so weit zurück denken, als die grüne Fichtau schon stand. Und immer

sind wir darauf gewesen: der Vater, der Sohn, und dessen Sohn und wieder so fort. Ihr könnt es euch nicht erklären, wie das ist. Seht, da macht gerade hier das Thal die Erweiterung und die schöne Ebene. Da hatten die alten Heiden, als sie die Waaren durch das enge Thal von den oberen Landen zu den unteren säumten — es war nicht viel, aber doch etwas: Leder, Wolle, Waffenzeug, Eisen und dergleichen — da hatten sie hier nothwendig ihren Lagerplatz, sie kochten sich das Essen, fütterten die Thiere ab, und hielten eine Weile Rast. Da hat dann einmal Einer ein Haus gebaut, um vor schlechtem Wetter zu schützen; denn die Menschen sind nach und nach empfindlich geworden, wie sich die Fruchtbarkeit dieses Landes hervor gethan hat, und ihnen verschiedene Bequemlichkeiten verschaffte. Das war das untte Haus der grünen Fichtau, wo sie kommen, ihren Schutz haben, und Alles erlangen, was sie bedürfen. In später Zeit ist dann auf dem rothen Felsen gebaut worden: zuerst ein Weniges, wo man die Rothbuchen reutete, dann mehr, dann die ganze Mauer um den Berg, und dann die Gebäude auf den verschiedenen Stellen der Felsen. Sie haben aber fort gewirthschaftet und wir herunten. Wir sind dazumal, ehe ihr euch eure Hütten und Dinge in den Thälern herum bautet, die einzigen zwei Häuser in der Fichtau gewesen, der Rothenstein und die grüne Fichtau. Von uns kam manchmal Einer hinauf, wenn wir etwas abzuführen und zu entrichten hatten; sie kamen herab, wenn Einer eine Stärkung oder sonst einen Labetrunk bedurfte. Sie haben nach und nach die Gebühren und die Unterthänigkeit des umliegenden Landes erhalten; wir haben unsere Obrigkeit erweitert, haben gebaut und eingerichtet und verschiedene Ertragswerke begonnen. So ist es mit den zwei Häusern. Sie waren fortans aufrecht

und gut. Wenn das Grafenamt nicht wäre, das sie in den Zeitläufen erhalten haben, und wenn das höhere Alter unseres Hauses nicht wäre, so wären wir in den andern Dingen gleich, und es könnte, wenn sonst nichts hinderte, ohne Aufenthalt geschehen, daß einmal ein Scharnast eine Jungfrau aus der grünen Fichtau zum Weibe begehrte, und wenn er sie erhielte, sie auf seinen Berg mitnähme."

„Nun, der Wirth der grünen Fichtau ist stolz genug," sagte mit Lachen eine Stimme aus den Umstehenden.

„Ja, ja, Sebastian," antwortete der Vater Romanus, „du hast recht. Wir haben immer unsern Stolz gehabt. Und haben wir denn nicht Ursache dazu? Wir sind eine ehrenhafte Familie, sitzen mitten im Walde, und treiben in verschiedenen Dingen unsere vorzügliche und anständige Nahrung. Kein Haus ist dem unsern gleich, als etwa die Hasenmühle, welche auch schon seit Christi Geburt bestehen soll."

Er hatte, während er diese und die obigen Worte sprach, sein Barett wieder aufgesetzt; denn während der ganzen Zeit des Mahles war er unbedeckt da gestanden, und die Sonne hatte auf seine weißen Haare nieder geschienen. Aber diese dichten weißen Haare mochten keinen Sonnenstrahl durchlassen, und mochten so manchen Sonnenstich und Regenguß in den langen Jahren gewohnt worden sein. — Die Leute, welche er gerufen hatte, waren indessen an ihre Arbeit gegangen. Die Mutter Ludmilla stand derselben in Ruhe und Freundlichkeit vor, und die wirklich wunderschöne Tochter legte hie und da selber Hand an, und versüßte den Leuten die Arbeit durch gutherzige Blicke und durch zutrauliche Worte. Auch kamen zu den Menschen, die ohnehin auf der Gasse der grünen Fichtau standen, noch mehrere, die an

verschiedenen Stellen des Thales gewesen waren und den Zug der Fremden angeschaut hatten.

„Gott grüße dich, Schmied Eberhard von Saran," sagte Vater Romanus zu einem Ankommenden, „was willst du haben, was können wir dir geben?"

„Den Alten, du weißt schon," antwortete der Ankommende.

„Und dir auch, Gervas, nicht wahr, es wird gut thun?" sagte der Wirth zu einem Andern.

„Ja, ja," antwortete dieser.

„Wie steht das Getreide draußen in der Au?" fragte Romanus weiter, nachdem er die Befehle wegen des Weines in das Haus hinein gerufen hatte.

„Es steht im Ganzen schon gut," antwortete Gervas, der Aubauer, „der Weizen behuscht sich, das Korn nimmt sich empor, und es wird schon recht sein, wenn der Frühling weiter kommt."

„Ja, wenn das Wetter schön bleibt," sagte der Schmied.

„Wird schon, wird schon," antwortete Vater Romanus. „Das verstehst du nicht, Eberhard, der du immer in der Hitze deiner Esse stehst; aber ich bin gestern bei meinen Schäfern an der Grahnseite oben gewesen, da stiegen die Widder unabläßlich höher und härten sich, was jedesmal ein Zeichen der anrückenden Wärme ist. Da kömmt der Riemmeister von Perklas auch, seht nur — seht — seht!"

„Ja, da kömmt er," erwiederte der Angeredete, indem er näher herzu trat, „da kömmt er, weil er ohnehin etwas in Prigliz zu thun hat, und sich deswegen heute eine kleine Weile genommen hat, um zugleich den Brautzug zu sehen. Gebt mir von eurem Siebensteiner etwas, Vater Romanus."

„Du sollst ihn haben, Nikolaus, aber da muß ich selber

hinein gehen," antwortete der Wirth. „Setzt euch nieder, Männer, hier an dem Gesträuche steht schon ein Tisch; das Andere wird alles sogleich auch in Ordnung sein."

Bei diesen Worten wendete er sich um und ging in das Haus hinein.

„Was gibt es denn Neues draußen im Lande?" fragte der Schmied den Riemmeister, indem sich die Männer gemächlich an dem von Vater Romanus bezeichneten Tische nieder ließen.

„Nicht viel," antwortete der Gefragte, „die Säumer werden morgen nicht kommen. Im Asang sind dreizehn Packpferde abbestellt worden, weil man sie braucht, um in etlichen Tagen die Brautgüter durch das Thal zu befördern."

Bei diesen Worten legte er seinen ledernen Schnallensack und seinen langen Stock ab, und setzte sich sehr bequem zu den andern Männern an den Tisch.

„Brautgüter? gehen denn diese auch durch die Fichtau?" fragte ein Mann, der sich mit ungeschlachten Gliedern nicht weit von dem Tische auf die Gassenbank des Hauses nieder gelassen hatte.

„Freilich, Tiburius," antwortete der Riemmeister; „wenn es einen andern Weg auf den Rothenstein gäbe, glaubst du denn, die Herren würden alle einer hinter dem andern durch die Fichtau geritten sein?"

Der Vater Romanus war indessen wieder heraus gekommen, und hinter ihm ging ein Bube, welcher auf einem Brettchen die Weine trug, die die Männer bestellt hatten. Er that vor jeden sein gehöriges Glas hin, und ging mit dem Brettchen wieder fort.

„Nun so hat der Rothenstein wieder sein Weib," sagte Romanus, „er hat lange genug um sie gefreit: nun hat er sie.

Ich kenne sie seit früher Zeit. Ich bin an dem Tage auf dem Stauenfels gewesen, an welchem sie geboren wurde. Es war das Jahr, wo der große Komet an dem Himmel stand, darauf das Korn so klein und mehlreich wurde, und der Wein so ergiebig. Warte — es muß jetzt sechzehn Jahre sein — siebzehn — — achtzehn ist es. Schau — schau — so alt ist sie schon. Man sagt ihr nach, daß sie obenaus sei, und sehr begehrlich nach allen Dingen, die ihr angenehm scheinen. Ich weiß es nicht, sie hat mich kaum einmal angeredet. — — Was sitzest denn du hier?" wandte er sich plötzlich an den Mann, der auf der Gassenbank der grünen Fichtau saß, und den er jetzt erst erblickte.

„Ich warte ein wenig," antwortete der Angeredete.

„Du warteſt ein wenig? und warum bist du denn überhaupt hier? und wer ist denn bei den Ziegen?" fragte der Wirth.

„Der Denis ganz allein," sagte der Mann, „ich bin herunter gestiegen, um den herrlichen Brautzug des Grafen zu sehen."

„Nun das ist doch ein Ziegenhirte," sprach Romanus, „da läßt er die Böcke und Ziegen auf den Felsen und steigt herunter, um den Brautzug zu sehen — und nun sitzt er hier mitten in den Sonnenstrahlen, die auf sein Haupt brennen, und läßt den großen breiten Hut neben sich auf der heißen Bank liegen. — So bleibe nur da, du kannst mit meinen Leuten essen, und morgen mit dem Frühesten geht der Franz ohnehin mit dir auf die Hochkogelwand. Dann schaue aber auf deine Thiere, du weißt, ich habe dreiunddreißig Ziegen darunter und der Käse hat jetzt seinen Werth. Verstehe, Tiburius. — Auf den Durchzug der Brautgüter darfst du nicht denken; ich weiß auch nicht, was du daran sähest, da die Sachen in Ballen eingemacht sind, wie andere Waaren, die man säumt."

„So zürnt nur nicht, ich gehe schon morgen hinauf," antwortete Tiburius, „der Denis versteht es gut, und es geschieht ja nichts."

„Nun, es ist schon recht, es ist schon recht," antwortete der Wirth.

Die Menschen, welche früher in einer Gruppe mitten auf der Gasse gestanden waren, zogen sich zum Theile näher an das Haus und an die Gesträuche, wo die Männer saßen, um etwas von dem Gespräche zu vernehmen. Andere waren auch fortgegangen, und neue waren wieder gekommen.

„Der Graf Prokopus soll ein sehr gelehrter Herr sein," sagte der Wirth; „er hat einen alten Ritter bei sich, der alle Dinge der Welt weiß, und ihm zuweilen von ihnen erzählte. Aber es kann nicht sein, daß der junge Graf sich alles gemerkt hat; denn mit zweiundzwanzig Jahren ist der Witz noch nicht so groß und das Urtheil noch nicht so stark, daß man den Nutzen der Sachen kennt. Der Syndikus von Prigliz hat mir gesagt, daß der Bernhard von Kluen schier alle Bücher der Erde gelesen hat, sie mögen von den Pflanzen auf der Welt, oder von den Sternen am Himmel handeln — er hat auch die Wissenschaft und die Dinge der alten Heiden inne, die vor vielen tausend Jahren gewesen sind. Es mag da Manches enthalten sein; aber wir können es nicht erfahren, weil uns die Zeit fehlt und uns der Beruf hindert. Der junge Graf hat auch im Kriege gedient, aber es mag da nicht viel gewesen sein, weil er kaum noch ein Kind war — es sind schon drei Jahre — vier sind es schon gar — — er ist damals schon immer wegen der Gertrud auf den Stauenfels hinüber geritten, die noch die Kinderschuhe an hatte. Wenn ihm Vater und Mutter nicht so bald gestorben wären — die

Mutter war eine sehr schöne Frau, viel, viel schöner, als die jetzige junge Braut — wenn diese nicht gestorben wären, und der alte Verhab und Geschäftsleiter sich nicht auf der Burg aufgehalten hätte, könnte alles anders sein. — Nun, es ist vorbei, er ist jetzt zum Herrn erklärt worden, und wir werden sehen, ob er es auch versteht."

„Es soll ja ein großes Buch in dem Schlosse sein, wo die Grafen immer ihre Sünden aufschreiben müssen," sagte der Anbauer.

„Das verstehst du nicht, Gervas," antwortete der Wirth — „ihre Thaten und ihr Leben müssen sie aufschreiben, weil daran die Burg hängt, sonst bekommen sie dieselbe nicht. Ein alter Vorfahr hat es einmal so gestiftet — man weiß nicht, zur Buße oder wie — und die Pergamente, wo Alles steht, müssen sie in einen großen, rothen Saal thun, daß sie nicht verbrennen, weil auch alle Schriften der Vergangenen von jedem Gegenwärtigen gelesen werden müssen. Von dem Lesen und Schreiben sind sie alle gelehrt, und daher kommen auch die unklugen Dinge, womit sie manchmal die Unterthanen gedrückt haben, und andere Sachen. Wir wollen nicht weiter davon reden. — Lieben Leute, wenn Einer etwas will, so darf er sich nur dort zu dem Schenkladen wenden, es ist schon jemand da. Und wer keinen Zehrpfennig hat, oder ihn sparen muß, kann auch ohne denselben etwas bekommen, wir werden es aus der Küchenstube schon sagen lassen. Das Haus der grünen Fichtau steht nicht umsonst im Walde, es gibt schon dem ermüdeten Wanderer und dem Armen sein Theil. Heute ist sogar noch etwas Besseres zu haben als sonst."

Manche von den angeredeten Leuten gingen zu dem Schenkladen, der eigentlich ein Fenster mit einem Brette davor und

einem großen Überdache darüber war, bestellten etwas, und setzten sich an irgend einem Platze nieder. Die Andern blieben stehen und horchten, als würde noch etwas geredet werden.

Die Arbeiten, welche Vater Romanus angeordnet hatte, waren indessen vollendet worden. Von dem langen Tische war alles Geschirr, Geräthe und Linnen weg, die einzelnen Tischlein, aus denen er zusammengesetzt gewesen war, und die Bänke und Stühle waren an ihren Platz, entweder in das Haus, oder auf der Gasse an den Saum des Gebüsches, gestellt worden.

„Die vornehmen Leute haben doch manchmal recht besondere Dinge," sagte Gervas, der Aubauer.

„Da haben sie auch einen Saal," sagte Romanus, „in welchem alle gemalt sind, die Männer und die Frauen, bis auf den heutigen Tag. Sie stehen in einer langen Reihe mit lauter Harnischen und Schwertern. Das thun wir in der grünen Fichtau nicht, wir hätten auch gar keinen Platz für die Bilder. — — Knabe Christian, komme einmal her. — So. — Lasse jetzt das Kehren gehen, Knabe; du machst zu viel Staub, und die Gasse ist ohnehin schon schön genug. Lege den Besen an seinen Ort, gehe hinter das Haus, wo die Trinkborne stehen, und wasche sie sauber mit dem Bachwasser aus. Man kann doch nicht wissen, wem die fremden Pferde gehört und was sie könnten gehabt haben. Wasche sie gut aus. — So."

Der Mensch, welchen Vater Romanus mit den letzten Worten angeredet hatte, war zwar so klein, wie ein Knabe, aber er hatte ein altes Gesicht, und einen struppigen Bart. Es war eines jener unglücklichen blöden Wesen, wie man sie manchmal im Gebirge findet, und hatte in der grünen Fichtau das Gnadenbrot, wofür er selbstgefällig und oft zu vorzüglich verschiedene

kleine Geschäfte im Hause verrichtete. Er hatte dem Vater Romanus lächelnd zugehört, und da dieser fertig war, nickte er mit dem Kopfe, ging wieder auf seinen Platz zurück, nahm den Besen, mit dem er gekehrt hatte, stellte ihn in einen Verschlag an dem Hause, wo man derlei Werkzeuge aufzubewahren pflegte, und humpelte dann mit seinem seltsamen Gange hinter das Haus.

„Ja, so machen wir es nicht, wie die Rothensteiner," fuhr der Wirth fort, „wir richten nur unsere Sachen in Ordnung, und schauen mit Sorgfalt in die Zukunft. Da kannst du etwas reden, Nikolaus. Habe ich es nicht recht gemacht, da ich sagte, daß mein künftiger Eidam drei Jahre wandern soll, damit er etwas lerne? Das Ledergeschäft in Perklas ist gut, die Feldwirthschaft des Hauses auch, und Lenore mag einmal recht warm darinnen sitzen — aber er mußte die Welt und andere Handelsherren sehen, daß er sein Weib gut behandle, und den Perklasern ein Beispiel gebe, die nicht vom Hause weggekommen sind."

„Ja, der Albrecht ist ein feiner Mann geworden," sagte der Riemmeister aus Perklas, „ich habe gerne mit ihm zu thun, und Andere kommen auch von Weitem herzu, um einen Handel mit ihm zu schließen."

„Er ist ein feiner Mann," sagte Romanus; „aber Lenore kommt nicht leer zu ihm. Sie kann sich schon sehen lassen, und bringt ihm einen Glanz in das Haus. Man muß den jungen Leuten immer einen guten Betrieb zu ihrem Anfange geben, daß sie den rechten Anstand haben, und die Welt vor ihnen Achtung trägt. So bin ich schon in der Jugend gewesen. Ich habe meine Augen nur auf anständige, sittsame Jungfrauen gerichtet — und da ich mir Ludmilla zuwege gebracht hatte, hat ihr Vater, der alte Hasenmüller, schon auch das Seinige gethan. Sie hat darum

immer ihr Gefühl und ihren Stolz in meinem Hause gehabt, weil sie seinen Wohlstand mit aufgebaut hat. Sie ist immer ein verehrungswürdiges Weib gewesen, ich habe sie nie unechtliche Arbeit thun lassen, und habe ihr nie, so lange wir verheirathet sind, mit einem Finger gedroht. Solche Weiber sind jetzt gar nicht mehr auf der Welt."

„Ja, solche Weiber sind nicht mehr auf der Welt," sagte Gervas, der Aubauer, „Alles ändert sich jetzt."

„Schaut dort hin," erwiederte Romanus, „da hat sie all das Gerülle, das nach dem Mahle übrig geblieben ist, wegräumen lassen, daß der Platz schimmernd und rein und blank ist, wie alle Tage — sie hat die Aufsicht gepflogen und dabei nicht ein einziges lautes Wort verloren. Jetzt steht sie in der Küche, und kocht die Suppe für die armen Leute, und freut sich schon, wenn sie dieselbe essen werden."

„Ein gutes Weib ist ein Segen in dem Hause," sagte Gervas.

„Ein Segen in dem Hause?" fuhr Romanus, der Wirth, heraus — „Alles ist sie in dem Hause; — wenn mich Ludmilla nicht freut, so freuen mich die Kinder nicht, und so mag ich nicht erwerben und sorgen. — Und schön ist sie gewesen, ihr seht das jetzt nicht mehr so — sehr schön — ihre Tochter Lenore kann sich mit ihr gar nicht vergleichen. Suche dir nur bald ein Weib, Nikolaus, und schau, daß ihr recht gut mit einander wirthschaftet."

Nikolaus, der Riemmeister, welcher noch ein junger, unvermählter Mann war, drehte bei diesen Worten sein Weinglas, führte es zum Munde, und als er getrunken hatte, sagte er lächelnd: „Nun, nun, Vater Romanus, es kann noch werden,

und es wird sich schon machen. Gebt mir dann euern guten Rath, wenn die Gelegenheit ist."

„Sollst ihn haben, Nikolaus, sollst ihn haben — aber du wirst ihn nicht befolgen, wenn es dich auch nachher reut. Es reut dich gewiß, ganz gewiß." —

Da der Wirth diese Worte gesprochen hatte, gingen vier Männer gegen die Gasse der grünen Fichtau zu. Sie gingen auf dem Wege, der sich von dem allgemeinen Thalpfade gleich hinter dem Brücklein des Waldbaches trennt, und blos gegen das Wirthshaus hinzuführt, langsam einer hinter dem andern.

Vater Romanus richtete sich mit den Augen gegen sie, und rief den Vordern an: „Wo kommt denn ihr her, und was wollt ihr denn da?"

„Wir haben den Kalk in die Weidenkörbe gethan," antwortete der Angeredete, indem sie näher kamen.

„Nun — und dann?"

„Er kann heute nicht heraus gesäumt werden, weil der Rentmeister des Schlosses da gewesen ist, und die Pferde verlangt hat, um die Brautgüter zu fördern."

„So, das hat er gethan?" erwiederte Romanus, „und da mußtet ihr gleich alle viere herauskommen um mir das zu sagen, und so langsam gehen? Begebt euch in die Küchenstube, und eßt, so dürfen wir euch nichts in den Bruch hinaus schicken; dann aber geht sogleich und geschwinder wieder zurück, und sagt, ich kann dem Scharnast keine Pferde leihen — der Georg soll den Kalk noch heute nach Prigliz säumen, weil der Fuhrmann schon wartet. Die Brautgüter können aufgeschoben werden, der Kalk nicht."

„Es ist schon recht," sagte der Anführer der viere, indem er

den sehr großen Hut ein wenig vor Romanus rückte, was auch die übrigen thaten, die ihm einer hinter dem andern in das Küchenzimmer folgten, gerade so, wie sie gekommen waren.

„Das sind meine Kalkbrecher und Brenner," sagte der Wirth, indem er sich wieder zu den Andern wendete.

„Ich kenne den Vordern," antwortete Gervas, „das ist der Peregrin."

„Ja," sagte der Wirth, — „der Marmor meines Wildbruches gibt guten Kalk, und der Kalk hat seinen gesuchten Werth. Ich thue den Mitmenschen gerne einen Gefallen und etwas Gutes; aber oftmals kann doch das Geschäft nicht unterbrochen werden, weil ein Anderer daran hängt und an dem wieder ein Anderer. Es geht die Welt ohnehin immer beschwerlichere Wege, und man hat sich zu stemmen, daß man seinen Raum behält. Damian wird weiter sorgen müssen. Er hat zwar noch keine Braut, aber er ist ganz meine und Ludmilla's Art, und es wird sich schon geben. — Weil Alles so vordrängt, werden unsere Nachfolger viel tiefer eingehen und wirken müssen. Ich sage euch: wer die Fichtau in hundert fünfzig Jahren sehen könnte, würde ganz andere, seltsam neue Dinge sehen, als nun; so wie sie jetzt das nicht mehr ist, was sie einstens gewesen war. Ich habe noch meinen Urgroßvater gekannt — denn wir werden immer sehr alt — und der hat gesagt, daß die ganze Fichtau ein einziger Wald gewesen ist. Unser Haus ist ganz allein in dem Graben gestanden, und der Saumweg ist seit ewigen Zeiten gewesen. Überall waren Wölfe, er hat sie selber manchmal in der Nacht heulen gehört. Die Pirniz ist an lauter Steinblöcken und Bäumen vorbei gegangen, und die Bären und die Hirsche haben daraus getrunken. Wo ist nun ein Wolf, wie wenig sind

Bären, und wie selten werden bereits die Hirsche, daß man auf einer Jagd kaum zehn, kaum fünfzehn schießen kann. In manchem Thale ist schon eine Hütte, es sind Kohlbrennereien da, Holzwerke und Alles. Ja, es werden bereits Bauernhöfe, wo man in früheren Jahren nichts gewußt hat. So wie sich nun bis jetzt Alles verändert hat, so wird es sich weiters noch mehr verändern. Die Fichten dort standen einmal gerade vor den Fenstern, darum heißt die grüne Fichtau die grüne Fichtau; jetzt sind sie schon zurück bis an den Saum, und werden noch weiter zurück müssen. Die Tannen dort auf der Steinwand werden wohl zuerst wandern. Die Lage dieses Ortes ist einmal zu allen Dingen zu günstig: der Bach fließt so gut und reich aus dem Grahnsthale hervor, da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet, oder das Loh der oberen Grahneichen stampft — das Thal geht gegen rückwärts weit auseinander, da wird aufgeräumt werden, es werden Häuser entstehen, daß Abends die ganze schöne Rinderheerde der grünen Fichtau mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht und in die Hütten gesammelt wird — der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitenthälern, wo jetzt die Bächlein rinnen, auch Wege sind, und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann Alle mit einander in die Kirche nach Prigliz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her, die gewiß einer unserer Nachfolger errichten wird. — Ich habe selber schon hinter dem Hause einen großen Garten wollen anlegen lassen, aber es sind noch die Bäume mit ihren

langen Schatten, und im Frühlinge deswegen die häufigen hartnäckigen Reife. — — Wie haben auch in der Zeit her die Rothensteiner auf dem Berge gewirthschaftet — wie haben sie verändert und umgestaltet und gebaut, die bauen eigentlich immer. Sie bauen dies und das und stets mehr und immer mehr — — das ist ganz unglaublich, ganz unrechenbar, und füllt den Kopf mit schwerer Sorge: was das für Geld gekostet haben mag!" — —

Nach diesen Worten erheiterte sich sein Angesicht sichtbarlich, und er begann mit Vergnügen zu lächeln. Es kam seine Tochter Venore über den Platz her gegen ihn gegangen, in knapper, sehr netter Kleidung, daß die Schönheit des Mädchens noch bedeutender auffiel. Die langen Wimpern schatteten über die großen Augen, und standen zu den frischen Wangen sehr fein.

„Wo gehst du denn hin, Venore?" fragte er sie.

„Die Mutter schickt mich in das Hintergärtchen um Grünes in die Suppe," antwortete sie, „und dann läßt sie euch sagen, die Mittagskost für die Leute, welche etwas bedürfen, sei schon fertig, und sie mögen nur kommen."

Der Vater nahm seine Tochter freundlich an der Hand, führte sie zu dem Tische, wo die Gäste saßen, mit denen er eben sprach, und fragte sie: „Kennst du diesen Mann da?"

„Ja," antwortete sie, „es ist der Riemmeister von Perklas."

„Und wen soll er denn grüßen?" fragte er weiter.

Venore sagte nichts — kein Sterbenswörtchen. Die langen Wimpern senkten sich noch tiefer, bis die Augenlieder ihre Äpfel vollkommen deckten. In die feinen Wangen goß sich nach allen Richtungen das Blut — und es wurde die unbeschreibliche Anmuth ihrer Jugend und ihres Standes sichtbar.

Der Vater winkte voll innerer ungebändigter Freude dem Andern mit den Augen zu. Dieser saß da, und lächelte.

„Nun, wen soll er denn grüßen?“ fragte Romanus wieder.

„So grüßt ihn recht schön, und recht herzlich,“ sagte das Mädchen, indem es die Augen ein wenig empor schlug.

„Du darfst dich nicht schämen, Narre, es ist schon Alles recht, es ist schon recht,“ sagte der Vater viel sanfter und freundlicher. „Jetzt geh' nur, geh', du Ebenbild deiner Mutter,“ setzte er hinzu, „hole das Grüne in die Suppe, und weil Alles fertig ist, sage der Mutter, daß die Leute schon kommen werden.“

Er ließ sie los, und sie ging um eine Gebüschecke, wo sich vielleicht das fragliche Hintergärtchen befinden mochte.

Der Wirth behielt sein vergnügliches leuchtendes Angesicht. Er ging auf dem Platze ein wenig hin und her, daß seine weißen Haare, die unter dem Barette hervor quollen, abwechselnd in der Sonne schimmerten, und rieb sich die Hände. Er dachte wahrscheinlich vor der Gegenwart nicht mehr an die Schauerlichkeiten und Unheimlichkeiten aller Vorfahrer, und nicht an die Mühen und Abänderungen aller Nachfolger und nicht an den Stolz und das Wirken der Rothensteiner.

Lenore war mit dem Grünen nicht mehr auf demselben Wege zurück gekommen, auf dem sie hin gegangen war. Wahrscheinlich hatte sie den Umweg rückwärts um das ganze Haus herum gemacht.

Romanus ging noch ein wenig auf dem Platze hin und wieder, sagte zu diesem und jenem gelegentlich ein Wort, und sprach dann zu Allen: „Ich glaube, daß es Zeit ist, Leute, hinein zu gehen. Wem eine Mittagsuppe in der grünen Fichtau genehm ist, dem ist sie vergönnt, und er begebe sich nur in die Küchenstube.“

Mehrere von den Anwesenden gingen hinein: Andere nahmen Abschied, zogen ein Stück Brot hervor und verzehrten es lustig und plaudernd nach heimwärts wandernd, indem sie sich zu stolz dünkten, von der grünen Fichtau ein Almosen anzunehmen: und wieder Andere blieben müßig stehen und schauten herum.

Es waren heute, wie natürlich zu erachten ist, viel mehr Menschen in der grünen Fichtau, als zu andern Zeiten. Es war in dem Hause eine sehr große Küche mit lichten Fenstern gegen das Grüne. In dieser Küche stand Mutter Ludmilla, und ordnete das Vertheilen der Speisen. Neben der Küche gegen die Waldung hinaus war eine große Stube, die mit einem sehr breiten Überdache sogar bis ins Freie gegen die Bäume ging. In dieser Stube und unter dem Überdache saßen viele Menschen und aßen, indem man ihnen Suppe und Anderes zum Mittagmahle vertheilte. Die Tochter Lenore wurde unter diesen Leuten gesehen, mit denen sie freundlich redete.

Es war indessen schon beinahe Mittag geworden, die Sonne stand schon hoch, und die Hitze mehrte sich, obwohl es noch zeitlich im Frühjahre war. Da die Menschen in der Küchenstube und unter dem Vordache gegessen hatten und sich entfernten, rückte die Stunde heran, wo auch Vater Romanus mit den Seinigen das Mittagmahl einzunehmen gewohnt war. Es war damals diese Stunde viel früher, als jetzt, und meistens schon, ehe die Sonne den Mittelpunkt ihres Bogens erreicht hatte. Wenn Sommer und schönes Wetter war, geschah es, daß sie meistens im Freien an einem abgesonderten Plätzchen, wo Mittags liebliche Schatten hinfielen, beisammen saßen, und daß Vater Romanus nach der letzten Speise noch ein wenig blieb, und mit den Seinigen plauderte. — So war es auch heute

gewesen, weil ein gar so funkelnder, blauer, freundlicher Himmel über der ganzen Fichtau stand.

Nach dem Essen ging Romanus in die Herbergstube. Er rechnete dort ein wenig mit der Kreide auf einer Tafel und ging dann wieder auf die Gasse hinaus.

„Was bin ich denn schuldig, Vater Romanus?" fragte ihn hier der Riemmeister.

„Vier Batzen, Nikolaus, willst du denn schon gehen?" sagte der Wirth.

„Ja freilich, Vater," antwortete der Mann, „ich muß bei Zeiten in Prigliz sein."

„Nun, so grüße mir die Perklaser recht schön, wenn du wieder heim kommst," sagte Romanus, „den alten Lederherrn und seine Frau, und ihren Sohn Albrecht, meinen künftigen Eidam — und die andern alten Perklaser; ich komme wohl die künftige Woche hinaus."

„Seid ihr denn morgen nicht zugegen?" fragte der Riemmeister; „ich spreche wieder ein, wenn ich auf dem Rückwege bin, und da könnt ihr mir die Grüße nach Perklas aufgeben."

„Ich gehe wohl in die linke Holzwiese hinauf, um nachzuschauen," antwortete der Wirth, aber ich werde schon zurück sein, wenn du kommst. Spreche nur ein, Nikolaus, spreche nur ein. Jetzt Gott befohlen und grüße die Priglizer, den alten Syndikus, das ist ein närrischer Mann."

„Gott befohlen," sagte der Riemmeister, indem er seinen Schnallensack und seinen Stab von der Bank anfaß.

Im Vorübergehen, da er sich gegen den Pfad hinab wandte, gab er dem Vater Romanus die vier Batzen in die Hand, welche dieser in eine Ledertasche an seinem Wamse gleiten ließ.

Die Frucht soll ja vorlezt im Lande sehr abgeschlagen haben," wandte sich der Wirth nun an den Aubauer Servas.

„Die Hohenhauser haben vier Muth Korn um fünfund dreißig Thaler geladen," antwortete dieser.

„So — so — das ist gut," sagte der Wirth, „zeigt auch, daß die Händler wegtrachten, weil die Saat so schön steht."

Nach diesem Gespräche ging auch der Aubauer fort, und mit ihm ging Eberhard, der Schmied aus Sarau. Auch andere Gäste hoben sich, berichteten ihre Rechnung und gingen fort. Die Leute, welche schon am frühen Morgen da gewesen waren, um das Fest zu sehen, und auch die andern, welche sich später eingefunden hatten, weil sie an irgend einer Stelle des Thales gestanden waren, um zuzuschauen, entfernten sich einer nach dem andern, um die Heimath zu gewinnen, bis endlich der Platz vor der grünen Fichtau ganz leer war, und auch im Hause sich niemand befand, als der zum Hause gehörte.

Die Sonne stand schon schief. Die Tannen, welche Vormittags Schatten geworfen hatten, glänzten jezt in allen ihren Nadeln, die Wände gegenüber, welche Morgens geleuchtet hatten, standen jezt in ruhigem Schatten, und die Wärme milderte sich.

Der Vater Romanus hatte noch allerlei zu thun, um die Vorkommnisse des Tages und die Nachrechnungen desselben in Ordnung zu bringen. Er war deshalb in der Stube. Mutter Ludmilla ließ noch die lezten Reste des Festes, die man etwa im Drange übersehen hatte, einräumen, und Alles an seinen Platz und in seine Ordnung stellen.

Gegen die spätern Nachmittagsstunden hin kamen zwei Säumer. Sie banden ihre Thiere an die glänzenden Eisenringe, die an einer Reihe von Pflöcken befestigt waren, und hielten ihr

Vesperbrod. In jenen Zeiten, wie wir gesagt haben, wurden noch alle Gegenstände, die durch die Fichtau gingen, gleichsam wie auf hohen, schmalen Gebirgspfaden gesäumt, weil man der breiteren, fahrbaren Straßen noch nicht bedurfte. Der Säumer ging oder ritt neben seinem einen oder mehreren Thieren einher, sie mit einer Leine leitend. Er hatte den Lodenrock an, einen breiten Hut auf, und oft den Gebirgsstock in der Hand — und in der damals noch einsamen Luft, in welcher nur die Naturlaute des Singens und Schreiens der Vögel und des gelegentlichen Rufes eines Thieres waren, tönte das Glöcklein, das an dem Halfe eines Saumthieres hing. In der grünen Fichtau hielten sie gerne an, wie auch die zwei thaten, von denen wir oben geredet haben. Nachdem sie Alles, was sie begehrten, von einem Diener erlangt hatten, schnürten sie wieder ihre Sachen, und zogen mit dem feinen Tone des Glöckleins an der Steinwand hin, auf welcher die Tannen standen, die Morgens die langen Schatten geworfen hatten.

Die letzten Gäste der grünen Fichtau waren zwei Holzknechte. Sie kamen erst, da die Sonne nur mehr über den äußersten Rand der westlichen Bergwände auf das allerlei Waldlaub herein spann. Sie waren damals, wie jetzt, leicht erkennbar: das Angesicht mehr als gewöhnlich gebräunt, darin das Leuchten des Auges — der eigenthümliche Anzug, damals noch mehr Leder enthaltend, darüber der Überwurf von Loden, dann die Steigeisen, der langstielige Gebirgshaken und oft ein oder mehrere Bündel Eisenkeile. Der Vater Romanus war zufällig auf die Gasse gekommen, als sie herzu gingen. Er redete sie seiner Weise nach sogleich an, und sagte: „Ei, ei, es ist ja nicht Samstag, wo kommt denn ihr her, und wo seid ihr denn gewesen?“

„Wir sind bei dem gebrochenen Stein hinten gestanden," sagte einer von ihnen, „und sind gestern schon herab gestiegen, um den Brautgang zu sehen. Heute gehen wir noch in die rothe Schwaig zurück, und steigen morgen früh wieder auf das Eseck hinauf."

„Nun, das ist ja recht gut," antwortete der Wirth, „daß ihr herabgestiegen seid — es ist kein kleiner Weg, und die Klötze können derweil ruhig zwei Tage auf dem Eseckle schlafen."

„Ei, Vater Romanus, gebt uns einen Wein," sagte der Sprecher mit lustigem Lächeln, „ihr habt ja doch durch unser Herabsteigen keinen Schaden gelitten."

„Du meinst etwa gar Nutzen, Konrad, wegen des Bischen Weines," sagte der Wirth — „ich habe keinen Schaden gelitten; denn von meinen Leuten ist keiner herabgestiegen, um Bräute zu sehen, außer dieser da."

Er wies bei diesen Worten auf die Hausbank hin, auf welcher Tiburius, der Ziegenhirt, nachdem er sein Mittagmahl gehalten hatte, wieder saß und ruhig lächelte.

Hierauf befahl er, daß man den Gästen jenen sauren, starken Wein gebe, den diese Leute lieben, und den sie zu ihrem harten Brote oder zu fetten Klößen trinken. Er blieb bei ihnen, trank selber sein Abendgläschen guten Weines, und redete mit ihnen, bis sie fertig waren. Sie standen auf, zahlten das wenige Geld für ihre Zehrung, schulterten ihre Sachen, gingen auf dem entgegengesetzten Wege fort, als wo sie gekommen waren, und verschwanden bald in dem Gesträuche.

Und von nun an blieb das weitgebreitete hölzerne Waldhaus mit allen seinen Nebenschoppen und Gebäuden einsam. Es stand schon in dem Schatten des Abends; denn die Sonne war hinter

dem Rande der Wand untergegangen, alle Blätter und Nadeln wurden gleichsam noch grüner und dunkler, während der Grahus, der im Osten stand, anhob beinahe hellroth auf das Ganze nieder zu leuchten.

Die Leute in der grünen Fichtau thaten ihre Geschäfte des Abends, und der Sohn des Hauses, ein schöner schlanker Jüngling, noch jünger als seine junge Schwester Lenore, that auch, was er gerne um diese Zeit zu thun pflegte. Er ging mit drei großen schönen Hunden, welche einen Theil der Besatzung des Hauses ausmachten, auf dem Thalpfade neben der Pirniz hin, immer weiter und weiter, bis er nicht mehr gesehen werden konnte. Er that dieses gerne, entweder weil er da keine Arbeit hatte, oder weil er überhaupt sinnend war und gerne seinen Gedanken und Träumereien nachging, oder weil auf sein unentwickeltes Herz diese Tageszeit eine besondere Wirkung ausübte, die im Gebirge mehr als im flachen Lande um alle Dinge ihre unbeschreibliche Ruhe und Würde ausgießt.

Es war in der grünen Fichtau Gewohnheit früh schlafen zu gehen, um, wie sich Romanus ausdrückte, die Nacht Nacht und den Tag Tag sein zu lassen. Im Sommer geschah es schon, wenn die letzte Stufe der Dämmerung noch am Himmel leuchtete, so, daß man genug sah, seine Schlafstelle zu suchen, und daß, wenn man schon schlief, die Sterne oder der Mond zu scheinen anhoben.

Wie alle Tage, war es auch heute an diesem so bewegten gewesen. Da die Leute ihre Arbeiten, die in jeder Dämmerung nach einer unwandelbaren Regel sich wiederholten, verrichtet hatten, gingen sie einer nach dem andern schlafen. Auch Tiburius erhob sich sofort von der Gassenbank, da noch ein recht schöner aber

blasser Gold dämmer um alle Gegenstände des Thales leuchtete, er nahm seinen breiten Hut, zog sein rauhes, graues Ziegenfell, das oben zu der Verwitterung der Felsen besser paßte als unten zu der Umgebung, über der Brust zusammen, und ging gemach gegen die vieleckigen und vielwinkeligen Holzgebäude zurück, in denen er seinen gebräuchlichen Ruheplatz schon wußte.

Vater Romanus, nachdem er Alles verrichtete, und an allen Stellen des Hauses gewesen war und nachgeschaut hatte, stieg die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, wo das Schlafgemach war. Ludmilla mußte schon viel früher herauf gegangen sein; denn sie hatte schon ihren Schlüsselbund losgenestelt und auf den Tisch gelegt — sie mußte schon ihr Abendgebet verrichtet haben; denn sie saß bereits mit dem knappen Nachthäubchen auf dem Kopfe und mit den weißen Nachtgewändern angethan auf dem Bette — sie war, obschon sie noch nicht besonders alt war, doch eingebückt, wie ein Mütterlein, und auf das milde, einst so schöne Angesicht, das halb gegen das Fenster gewendet war, fiel der letzte Schein, daß es fast mit Gold und Silber belegt war. Romanus, der sonst gerne rasch und frisch war, ging fast fromm in das Zimmer. Er legte seinen großen Schlüssel, mit dem er alle ihm zugehörigen Räume geschlossen hatte, dann die Geldtasche und allerlei andere Dinge, die er aus seinen Säcken genommen hatte, neben den Schlüsseln und abgelegten Taggewändern Ludmilla's hin, und sagte: „Du bist schon da, Mütterlein, du bist schon fertig — lege dich nur nieder, daß du dich nicht erkältest — gute Nacht, Mutter, gute Nacht."

„Gute Nacht, Romanus," antwortete sie, „schlafe recht wohl."

Und mit diesen Worten legte sie sich vollends in ihr Bett hinein, und zog die Decke bis an das Kinn ihres Antlitzes empor.

Romanus ging nun gegen die Thür und schloß sie wohl ab, dann untersuchte er die Fenster, und hatte Verschiedenes hin und her zu trippeln, wobei er sich seiner Oberkleider entledigte. — Nach einer Weile that er sein Käppchen ab, und kniete auf dem Schemel zum Abendgebete nieder — und es war, als ob seine schneeweißen Haare jetzt in dem dunklen Gemache leuchteten. — Da er fertig war, kleidete er sich aus, und legte sich in sein Bett, das in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers von dem Ludmilla's war. Er bedeckte seine Haare mit seinem Käppchen, richtete es sich sehr bequem in dem Lager, und es mochte dessen weiche Umfangung ihm, der den ganzen Tag ungemein rührig und thätig zu sein gewohnt war, wohl recht lieblich und anmuthig dünken. — In der heimelnden Stube war es nun ganz dunkel; denn die Sterne gaben gerade so viel Licht, daß man kaum die weichsten und unbestimmtesten Umrisse der Gegenstände wahrnehmen konnte.

Die Tochter der beiden Eheleute, Lenore, war auch schon im Bette. Ihr Schlafgemach war neben dem der Eltern, durch das sie gehen mußte. Sie ging gewöhnlich mit der Mutter herauf, was auch heute geschehen war, daher sich Romanus, als er schlafen ging, um die Tochter nicht bekümmerte. Als sie mit der Mutter ein Weilchen geredet hatte, und als ihr diese mit der Hand das Kreuzzeichen in das schöne Angesicht gemacht hatte, war sie in ihr Kämmerlein zu dem jungfräulichen Bette getreten. Sie sperrte die Thüre nie zu, weil sie zu Mutter und Vater führte; aber das bewegliche eiserne Fensterkreuz hatte sie untersucht, ob es ja fest und geschlossen sei — sie war dann im Stübchen noch ein wenig hierhin und dorthin gegangen, um Manches zu ordnen — hatte im Winkel des Fensters kniend gebetet —

hatte von den Oberkleidern abgelegt — und war dann in das enge Bettlein gehuscht, das sie immer im schönen weißen Glanze erhielt.

Der letzte, welcher im Hause die Ruhe suchte, war der Sohn Damian. Als die Pirniz, welche am ganzen Tage so unermeßliches blitzendes Silber gerollt hatte, auch nicht mehr den geringsten Schein desselben besaß — ja, als die unheimlich blaulichen Wellen, welche sie, wenn das Abendgelb am Himmel lodert, hinter Steine, Gesträuche und Baumwurzeln zurückführt, gar nicht mehr gesehen werden konnten, und ihr Wasser nur hörbar war — als der letzte mattrothe Sterbeglanz des Grahns von seinem Gipfel gleichsam unsichtbar in die Luft verschwunden war, daß er selber nun grau und kalt da stand und nur ganz schwach in dem dunkeln Himmel gesehen werden konnte — als der Pfad im Grase des Rasens kaum mehr als grauer Streifen erkennbar war: ging er mit seinen Hunden an dem Rauschen des Flusses zurück. Er ging zu dem Hause, that die Hunde in einen Zwinger, in dem sie in der Nacht herumgehen konnten, sperrte mit einem Schlüssel die kleinere Hausthür auf, und verschwand hinter ihr, sie wieder verschließend. Er wurde weiter nicht mehr vernommen.

Deß ungeachtet war noch nicht die vollständige Ruhe in der grünen Fichtau. Da es schon ganz finster geworden war, bewegte sich ein schwarzer Knäul über die Gasse gegen die Hintergebäude zurück. Es war der arme Christian, der seinen Heuverschlag suchte, in welchem er zu schlafen pflegte. Man weiß nicht, was er etwa noch so spät vor dem Hause oder in dem Gebüsche zu thun gehabt hatte — er weiß es selber oft nicht — und von den andern kümmerte sich auch keiner um ihn, was er that, oder wann er sich zur Ruhe begab.

Von nun an, da die seltsame Gestalt unter der Schwärze des Überdaches verschwunden war, herrschte ununterbrochene Stille. Alle lagen sie in todesähnlichem Schlummer befangen, und die kalte Sternenglocke stand brennend und einfach über dem ganzen Walde, der dunkel und ohne Regung unter ihr ruhte, und in dessen Größe das Haus, in dem wir den ganzen Tag zugebracht hatten, nicht zu sehen und zu erkennen war, oder so winzig und klein, als hätte man kaum mit der Spitze einer Nadel in das Waldland getupft. —

Nun müssen wir von der stillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentschuldigbarer Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Thun zu lange aufgehalten haben, Abschied nehmen, und dem Zuge, der am Morgen in ihr das glänzende Frühmahl eingenommen hatte, folgen, um zu berichten, was ihm im Laufe dieses Tages begegnet ist, und wie denn die nämliche Nacht, die jetzt über der Fichtau steht, auch über die Häupter jener fröhlichen Menschen herauf zog.

Sie ritten in heiterer Luft, da noch die helle Sonne auf sie schien, ihres Weges dahin, und die Pirniz ging rauschend und plaudernd mit ihnen. Beide, der Weg und der Fluß, strebten aus dem engen Thale hinaus gegen die ebneren Länder, wo der Weg in eine breite Straße auseinander geht, auf der der Zug aus seinem dünnen Faden sich zu einer sprechenden und scherzenden Gruppe hätte aufrollen können, und wo der Fluß, ohne mit seinen Wellen über Steine zu springen, in einer glänzenden Schlange auf weiten Wiesen dahin liegt. Der erste Gruß, den das erweiterte Land dem Wanderer entgegen trägt, ist der freundliche, spitze Kirchthurm von Prißliz, und dann folgen Meierhöfe und verschiedene Werke.

Allein, ehe man noch dahin gelangte, schwenkte die ganze Gesellschaft von dem Wege ab, trabte über ein Brücklein der Pirniz, und verließ dieses lustige, hüpfende Wasser. Sie ritten in ein Seitenthal hinein, das so spitz abfällt, als wollten sie wieder in die Berge der verlassenen Fichtau zurückkehren.

So war es auch beinahe. Sie ritten bei immer höher steigender Sonne, bei muthwilligem Hundegebell, bei manch' schwierigem Gespräche, und bei manchem Wirrsale und Streite der Diener, die sich hinten drängten, in dem Seitenthale dahin, gleichsam um ein vielgestaltig emporragendes Hügelland eine Kreislinie spannend. Die rothen Steine der Fichtau blickten überall nieder und die Wasser schossen herab. Einmal, da die Höhen auseinander rissen, zeigte Prokopus seiner Gemahlin den Berg, wohin er sie führte, wie er im Dufte des wolkenlosen Vormittags schwimmend gleichsam weit hinter allen Höhen draußen zu schweben schien.

Sie ritten weiter und weiter.

Als die Sonne schon ziemlich bedeutend jenseits ihres Gipfelpunktes am Himmel hinab rollte, als die Blitze des Morgens schon längst von den Berghöhen verschwunden waren, und als diese bereits in einem müden, trockenen Nachmittagshauche standen: erreichte man den Fuß des Berges. Hier ist ein Dörflein, und außer den einzelnen Menschen, die schon in dem Seitenthale gestanden waren, und die Gesellschaft angeschaut hatten, waren hier zuerst mehrere derselben versammelt. Sie standen aus Neugierde da oder riefen Glückwünsche zu. Von dem Schlosse waren Pferde herabgebracht worden, die warteten. Man bestieg sie, während die Diener die alten in Empfang nahmen und herum führten. Mit diesen frischen Kräften zog man die Höhe des

Weges hinauf. Aus den Obstbäumen des Dorfsteins bog man anfangs durch ansteigende Felder hinauf, und kam dann auf die Einsamkeit des Berges. Eine vielfach unterbrochene Rasendecke streckte sich hinan, Steine schauten überall aus ihr heraus. Zwischen diesem hindurch ging der Weg, er war breit, und zu seinen beiden Seiten stand eine Doppelreihe uralter Fichten, welche mit den traurigen, tief niedergehenden Zweigen und mit den langen hängenden Moosbärten eine Gattung düsterer, einödeartiger Allee bildeten. Zwischen den runzligen, harzigen Stämmen stand hie und da ein Mensch, sein Angesicht hervor zeigend und die Vorüberreitenden betrachtend. Weiter gegen Oben sah man mehrere den Reitern schleunigst voraneilen, um bei dem Einzuge gegenwärtig sein zu können.

Den Grafen Prokopus an der Spitze und zu seiner Rechten die junge, schöne Gemahlin kam man an dem Thore des Rothensteines an. Zu beiden Seiten von unendlichem Haselgebüsche bewachsen zeigte die Ringmauer des Berges nur eine einzige offene Stelle, in der der steinerne Thorbogen war. Sein düsteres Eisengitter war außer dem Wappen schier nirgends zu sehen, weil es von einer Last von Blumengewinden bedeckt war, die nur an einer Stelle durch ihre Schwere niedergebrochen hingen, den Stein zeigend, und gleichsam gebrochenes Glück bedeutend. Die Thorflügel waren in weiter Gastlichkeit geöffnet. Auf einem Gerüste hinter dem Blumenberge versteckt war eine schmetternde Fanfare, die den Zug begrüßte, und im Augenblicke von dem Donner des Geschützes abgelöst wurde, das auf dem Berge aufgepflanzt war und erdröhnte, als der Zug durch die Thorflügel einritt. Eine fast wogende Menschenmenge war hier versammelt: sie riefen theils Lebehoch, theils winkten sie mit Tüchern und

Hüten. Es war schier ein sturmähnliches Brausen, wie wenn sie eher Unheil als Glück verkündeten. Innerhalb des Thores, auf dem weiten, sandigen Platze, wo ein Obelisk steht und zwei Sphinxe ruhen, waren jene Leute des Grafen aufgestellt, die in den verschiedenen Besitzungen desselben etwas galten: Richter, Schreiber, Schöffen, Verwalter, Geschworne u. dgl. Sie standen mit sehr ernsten Gesichtern. Aber wie ein holder, versöhnender Gegensatz löste sie eine Schaar weißer Mädchen ab, welche Kränze auf Kissen trugen und feine Papiere darreichten, auf denen Sprüche und Wünsche standen.

Der junge, schöne Graf hörte freundlich an, was der Mann, der an der Spitze der Mädchen stand, sagte, — auch sonst war er zuvorkommend und höflich, er hielt den Hut over dem Haupte gelüftet immer in der Hand, und grüßte nach dieser Seite und nach jener. Auch die neue Gebieterin neben ihm, an der eigentlich alle Blicke hingen, hatte mit Neigen und Grüßen und herablassendem Winken vollauf zu thun.

Man ritt von dem Platze des Obelisks auf dem sanftgewundenen Pfade über den ferneren Theil des Berges gegen die Schloßgebäude hinan. Eine nachdrückende Menschenmenge beschloß den Zug — ja, auch seitwärts, wo sich liebliche Weinreben um das Roth der Marmorgesteine schlangen, suchten sich viele durchzufristen, und zertraten manch' zartes und nützliches Reis.

Nach einer Weile Reitens trat den Ankommenden ein schöner, großer Bau entgegen. Er schwamm im zarten Lichte des späten Nachmittages, und war rückwärts gehoben von einem schönen Eichenwalde, der sein Glanzgrün dem Auge entgegen hielt, und auf dessen Rasen, der tiefgrün durch die Stämme vorblickte,

Dammhirsche gingen, die trotz der Menschenmenge, oder vielleicht gerade durch sie gelockt, neugierig an den Rand kamen, und heraus schauten. Der Bau hieß der Altbau, und war das Ziel der Reise. Er bekam in folgender Zeit aus Ursachen, die wir später anführen werden, den Namen Julianbau. Man hatte im Heraufreiten zwar verschiedene Bauten und Häuschen in dem Weingelände zerstreut gesehen — sie waren auch zu Zeiten bewohnt gewesen — aber der Graf hatte zu seiner Wohnung den weitläufigen Altbau erwählt, wie auch seine Vorfahren aus den Bauwerken des Berges sich immer dasjenige zum Aufenthalte bestimmt hatten, das ihnen am meisten gefiel. Da man zwischen die Vorgebäude auf den Sandplatz hinvor gekommen war, standen alle Diener des Hauses da. An ihrer Spitze war der Schloßmeister mit dem rothen Stabe, und neben ihm der Kastellan mit seinem Abzeichen, dem großen Schlüssel. Da sie sich nach der Anweisung des Schloßmeisters verneigt hatten, und da der Gruß von den Ankommenden erwiedert worden war, eilten die hiezu Aufgestellten herbei, der Gesellschaft von den Pferden zu helfen. Als man abgestiegen war, wies der Schloßmeister mit seinem Stabe auf die große Treppe und ging voran. Prokopus führte seine Gattin die Stufen hinauf, indem er die Andern mit freundlicher Geberde zur Nachfolge einlud. Man gelangte in den großen Eintrittssaal, in welchem schöne Kalkgemälde auf den Wänden prangten. Der Schloßmeister wies, sich sehr tief verbeugend, von hier aus der jungen Gräfin Bertrand und ihren Frauen die Gemächer an, die eigens nur zu dem Zwecke hergerichtet waren, daß sie sich in denselben umkleideten und ein Weilchen ruhten. Desgleichen that er auch mit dem Grafen und mit den Andern.

Es war nämlich im Plane, ehe man irgend etwas Weiteres im Schlosse vornahm, gleichsam zu glücklichem Eingange das junge Paar von ihrem künftigen Seelsorger noch einmal segnen zu lassen, so wie es von dem zu Stauenfels für das ganze Leben war eingesegnet worden.

Nachdem der Zweck des Umkleidens und Ruhens erreicht worden war, trat Bertraud in einem einfachen kirchlichen Gewande aus den Zimmern hervor. Die Andern hatten schon auf sie gewartet. Prokopus, der ein fast hochzeitliches Kleid angethan hatte, nahm sie bei der Hand, und führte sie von allen Gästen gefolgt durch den langen Gang in die finstere Schloßkirche, in der die steinernen Heiligenbilder fast drohend herab sahen. An dem Altare stand der Priester und sprach zum Empfange einen biblischen Gruß. Dann verrichtete er, während alle in den Stühlen saßen, ein Dank- und Bittgebet zu Gott. Hierauf schritten Prokopus und Bertraud zu dem Altare hinvor, knieten auf die daliegenden rothsammtnen Kissen nieder und empfingen den Segen, gleichsam eine zweite Befestigung des Bandes, das für alle Ewigkeit geschlossen worden war.

Nachdem man diese kirchliche Feier vollbracht hatte, geleitete Prokopus seine Gattin in dem Kleide, in dem sie war, und in Gesellschaft ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders und mancher ihrer Freunde zu den Zimmern, welche ihr nun für ihre Zukunft auf dem Rothenstein zur Wohnung dienen sollten, und welche durch lange Zeit her mit aller möglichen Umsicht und mit Pracht und Aufwand hergerichtet worden waren. Prokopus und die andere Gesellschaft blieben auf der Schwelle des Einganges zurück, denn es sollte niemand als sie und ihre vertrautesten Frauen zum ersten Male diese Gemächer betreten, damit sie

allein alle Dinge überblicken, und sich darüber freuen, oder auch nach Maßgabe betrüben möge.

Prokopus schritt, da Bertraud in die Zimmer verschwunden war, nach dem Empfangsaale zurück und von da in Begleitung seines Lehrers und Freundes Bernhard von Kinen über die große Treppe auf den Sandplatz des Schlosses hinab, wo noch mehrere Menschen versammelt waren. Er entblößte, auf der letzten Stufe stehend, daß ihn Alle sehen konnten, das Haupt, und sagte: „Ich danke euch, werthe Freunde und Nachbarn, für die Theilnahme an dem glücklichen Ereignisse, das heute hier gefeiert wird. Ich hoffe, daß wir in alle Zukunft in freundlicher und nachbarlicher Weise neben einander leben werden. Alle, die heute dieses Schloß besucht haben, sie mögen Unterthanen oder Fremde sein, sind höflich zu Gaste geladen. Gegen das große Thor zu, seitwärts des Kastellanhäuschens, sind auf der Wiese und unter angenehmen Baumgruppen Tische gestellt — ich glaube, daß die Reihe groß genug sei: und sind zu wenige, so werden noch neue aufgerichtet werden; — es sind Speisen und Wein dort, und Jeder, der will, darf zu dem Mahle niedersitzen, ohne eines Wortes und andern Grundes zu bedürfen, als daß er da ist. Möge die Bewirthung nachsichtig und freundschaftlich aufgenommen werden."

Nach diesen Worten schwenkte er noch einmal grüßend den Hut, und setzte ihn dann auf. Die versammelten Menschen aber riefen laut und erheitert: „Hoch lebe unser Graf — es lebe der Graf!"

Prokopus dankte noch einmal und ging mit Bernhard die Treppe hinauf.

Die letzte Feierlichkeit, welche den Tag beschließen sollte, war

das Mahl. Die Andern hatten, als Prokopus zu dem Volke hinab ging, schon angefangen, ihre Kleider und Schmucksachen, wie es damals gebräuchlich war, zu dem Feste in Ordnung zu setzen. Er kleidete sich nun auch um, damit er fertig wäre, wenn die Glocke ertönte.

Das Mahl wurde nicht in dem Schlosse gehalten, sondern in einem Saale, der einige hundert Schritte davon entfernt war, in einer edlen Umgebung von Eichen und Ahornen stand, und vor langer Zeit zu einem ähnlichen Zwecke erbaut worden war. Die Küche des Saales stand hinter demselben und war so sehr in das Gebüsche hinein gebaut, daß, wenn Braten knisterten und Gerichte schmorten, die grünen Baumzweige bei den Fenstern hinein sahen. Die Lichter, welche man in übermäßiger Menge in dem Saale anzündete, spielten in die schiefen, durch Baumstämme, Gebäudesäulen und Glastafeln hereinfallenden Strahlen der bereits tief stehenden und erlöschenden Sonne. Diener, die vom Putze strotzten, liefen an den Tafeln hin und her, und wurden bald von einem fliegenden Sonnenblitze, der von außen herein kam, begossen, bald von den Lichtern, die im Innern in noch schwacher Gewalt brannten, sanft bestrahlt.

Als die Schloßglocke gellte, fügten sich die Gäste paarweise zusammen, wie man es schon angeordnet hatte, und gingen von dem Schlosse in den Speisesaal hinüber.

Es liegt außer unserem Zwecke, das Mahl, das diesen beschwerlichen Tag beschloß, näher zu beschreiben. Nur so viel genüge, daß es sehr glänzend war; denn die Sitte der damaligen Zeit verlangte, daß man seinen Gästen die Ehre, die man ihnen erweisen wollte, durch großen Aufwand kund that, namentlich, daß nichts fehlte, was nach den herrschenden Begriffen ein

Bestandstück der Tafel war. Eine sanfte Musik tönte von verschiedenen Stellen des Berges herüber, als die reichgekleideten Menschen in der immer heller brennenden Kerzenmenge, wie draußen der Tag sich allmälig verdunkelte, da saßen, als die Menge der glänzenden Gefäße auf dem Tische stand, als die Messer und Gabeln klirrten, und als die Gespräche rauschten. Es saßen nach dem Gebrauche auch die vorzüglicheren Haus- und Amtsleute des Grafen zur Tafel, und auf ihren Standeskleidern schimmerte die Last der Seidenverzierungen und der Goldstickereien.

Als das kostbare Mahl geendet war, und man sich mit Ausnahme Einiger, die noch beim Weine geblieben waren, wieder in das Schloß hinüber begeben hatte, zog die Mutter Gertraud's den jungen Gatten in ein Nebengemach, wo zufällig auch der Vater, Bruder und einige Verwandte standen, nahm ihn bei beiden Händen, und sagte: „Ich habe euch Alles, was ich besitze, übergeben, theurer Eidam, ihr wisset, daß ich keine Tochter mehr habe, und daß Söhne sich um Mütter wenig zu bekümmern pflegen — behandelt sie gütig und freundlich, behandelt sie ja recht gut; denn sie ist es von Jugend auf gewohnt."

Der junge Graf legte seine rechte Hand, die er sanft von der Schwiegermutter losgemacht hatte, auf die Brust und sagte: „An diesem Herzen will ich sie halten, wie mein liebstes Wesen, auf diesen Händen will ich sie tragen, wie mein Kleinod; denn es ist unter allen Geschöpfen, die da Raum haben in der Wesenheit der Dinge, kein einziges, das ich so liebe, wie sie."

„Amen," sagte der alte Graf von der Stane, „es ist schon recht und gut."

Man gab sich die Hände, schüttelte sich dieselben und verfügte sich wieder zu den Andern.

Bertrand war von ihren Frauen schon in ihre Gemächer geleitet worden. Da Prokopus ebenfalls von der Gesellschaft Abschied nahm, um sich in seine Wohnung zu begeben, trat ein großer, finsterer Mann, Florenz von den Tennen, der bisherige Vormund und Verhab, herzu und sagte: „Ich wünsche dir Glück, Graf Prokopus, ich wünsche dir Glück."

„Ich danke euch, ich danke," erwiederte dieser.

Auf dem Gange sagte Bernhard von Klnen zu ihm: „Sei recht glücklich, Prokop, sei für alle Tage deines künftigen Lebens zufrieden und heiter."

„Lebe wohl, guter, treuer Lehrer und Vater," antwortete Prokopus, „gute Nacht, gute Nacht."

Und sie schieden unter dem Lichte der herabstrahlenden Lampe, indem der eine in seine Schlafgemächer ging, und der andere sich zu den wenigen Gästen zurück verfügte, die noch in dem großen Saale waren.

Prokopus war durch die hohen Thüren, die in seine Wohnung führten, hinein gegangen, und es war nach dem geräuschvollen Tage, in welchem den Menschen ihr Thun wie eine Rolle im Schauspiele war vorgeschrieben worden, eine Last von ihm genommen, da er allein war. Die Lampe in dem großen Vorgemache hatte, da er eintrat, ihr sanftes, wohnliches Licht auf ihn herab gegossen, die Schritte, welche auf dem Gange gehallt hatten, waren auf den Teppichen seiner Zimmer nicht zu hören. — Der Kammerdiener stand mit dem Nachtgewande vor ihm, als er in dem inneren Gemache stehen blieb, und sich an der Ecke eines kalten Marmortisches hielt. Die mehreren einfachen Lampen, wodurch seine Zimmer erhellt wurden, streuten ihr mildes Licht auf die Gegenstände, unter denen er so lange gelebt hatte.

Er legte den schönen, federbebuschten Hut auf ein Ruhebett, das die weichen, mit feinem Leder überzogenen Kissen ihm entgegen schwellte. Dies Zeichen war für den Diener der Anfangspunkt seines Geschäftes. Er legte die Nachtkleider über die Lehne eines Sessels und Prokopus ließ sich Stück nach Stück von seinem schimmernden Gewande von dem Leibe nehmen, und sich das einfache, dunkle Kleid und das leichte, dunkle Wams umlegen. Das dargereichte Barett nahm er nicht an, sondern die langen schwarzen Haare sanft mit der eigenen Hand zurückstreichend, ging er in das innere Zimmer hinein, wo sein Bett stand, auf das ein allseitiges, freundliches Licht hernieder fiel, und betrachtete die Bücher, die auf dem Betttische lagen, und welche nun schon geraume Tage nicht aufgeschlagen worden waren. — Dann ging er wieder zurück und bedeutete dem Diener mit der Hand, daß er entlassen sei, indem er nur noch hinzufügte, daß die andern, welche in den Vorzimmern dienen, schlafen gehen oder sich vergnügen können, nur solle er darauf sehen, daß sie von dem Weine, der für sie bereit steht, nicht zu viel nehmen und sich schaden.

An der Seite des Schlosses, wo die Fenster seiner Wohnung hinaus gingen, war ein sehr großer Balkon, der eine weite Umsicht über die Theile des Berges und über die entfernteren Gegenden gewährte. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen war der Balkon gewöhnlich mit einem Dache von Leinwand überspannt und hatte an seinen Seiten manchmal auch schmale, leinene Wände. Heute war statt den Linnen weiße Seide gezogen, das Innere war mit rothem Sammt ausgefüttert und mit demselben Stoffe gleichsam zu einer großen, prachtvollen Nische ausgebaut, in der man sitzen und den ungeheuren Raum vor sich

betrachten konnte. Zur Bequemlichkeit waren lange, an den Enden nach vorwärts geschweifte Ruhebänke von Sammt gestellt. Der Balkonsaal, dessen Thür hinaus führte, war bei der neuen Einrichtung der Wohnungen Gertrauds und Prokops so geordnet worden, daß er einen gemeinschaftlichen Saal abgab, aus dem man rechts in die Zimmer des Grafen, links in die Gertraudes gelangen konnte.

Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurückgegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Innern bunter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinaus getreten, und lehnte sein Haupt an eine der eisernen Stangen, an denen der Sammtbau befestiget war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rothensteines schon Abschied genommen, nur in dem äußersten Abende, wie es im Sommer zu sein pflegt, war noch ein schwaches Roth, das aber sogleich in jenen blassen Schein des Himmels überging, der nur noch durch das matteste Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fort genommen hatte. Sonst war diese Einheit an dem Himmel, durch kein einziges noch so kleines Wölkchen unterbrochen. Auf der Erde war die Stille noch nicht eingetreten. Es feierten wohl die Bäume, die in schwarzen Klumpen unten standen, und der Rasen, der sich gleich einem dunklen Tuche hin breitete, die Nachtruhe: aber zwischen den Bäumen kam noch der verlorene Schimmer von Lampen und Kerzen herüber, die in dem Speisesaale brannten, und über den Rasen schwamm noch mancher vereinzelte Laut daher, der sich von denen verirrte, die etwa noch beim Becher saßen, oder sich sonst über die Freude des heutigen Tages vergnügten. Selbst von der untersten Stelle der Ummauerung des Berges, wo das Kastellanhäuschen stand,

kamen noch Zeichen des Lebens herauf. An der Wand des Baumdunkels war der Lichterschein zu erkennen, der für das eingeladene Volk war angezündet worden, und zu Zeiten war es, als hörte man das Brausen herauf, wie es sich unterredete.

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichsam wie in einem sanften Rauche schwimmend von dem Schlosse aus sehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit seinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, stand ganz allein in der ihn umgebenden, beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf so stand, und wie die fernen Stimmen schwächer wurden, war es, als legte sich etwas — — er wendete sich um und sah von der Finsterniß des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen, und von dem dunklen Sammte, der die Saalthür bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Gestalt — es war seine Gattin Bertraud. Sie stand inmitten des Zimmers, wie schüchtern vorgeduckt — gleichsam wie eine, die zaudert und rathlos ist. — Ihre Frauen hatten sie entkleidet und ihr die Fülle der schönen, ganz schneeweißen Gewänder angethan. Ueber dieselben war ein kurzes, rosenrothes, seidenes Mäntelchen geworfen. Auf dem Haupte hatte sie nichts als die schönen blonden, reichlichen Locken. Sie war in das letzte ihrer Zimmer, das an den Balkonsaal stieß, gegangen, war in den Saal getreten, und man wußte nicht, wollte sie an und für sich auf den Balkon hinaus gehen, weil es ihr einladend erschien, oder war sie nur zufällig in den Saal gekommen, und zauderte nun, ob sie zurückkehren oder hinaus

treten solle, da sie ihren Gatten dort stehen sah, und vielleicht meinte, er trauere.

Prokopus, da er sie erblickt hatte, ging in den Saal hinein und nahm sie, ohne zu sprechen, bei der Hand, die zitterte.

Die zwei Frauen, welche sie her begleitet hatten, gingen in die Gemächer zurück.

Sie konnten nun, da sie allein waren, noch weniger sprechen. Prokopus zog sie sanft gegen sich und führte sie auf den Balkon hinaus, auf dem sie in der Beklommenheit bis an den Rand hinvor gingen.

„So bist du jetzt hier auf dem Schlosse, Bertrand," sagte er, „auf dem du immer und immer leben wirst."

„Es ist schauerlich," antwortete sie, „wir schweben ja mit dem Berge nur in der Luft und rings um uns ist nichts."

„Es ist schon etwas," erwiederte er, „du siehst es nur nicht, weil es Nacht ist: recht schöne Berge und sanftes Land liegt in einem Ringe herum, und grüßt zu jeder Zeit hold entfernt herauf."

„So meint ihr, daß ich morgen hier Länder und Berge sehen werde, wie aus den Fenstern des Stauenfels?" fragte sie.

„Ich meine nicht," antwortete er, „es ist gewiß, du wirst sie sehen und dich daran erfreuen. Auch den Berg, den wunderbaren, mit seinen Kuppen, Zacken, Gebüschen und Werken wirst du lieben. Das Gebäude, in dem wir stehen, ist viel größer, als du ahnst, oder heute Abends erblicken konntest; es geht in sehr schöne Trümmer aus, hinter denen ein merkwürdiger Garten ist, dort schaut sanft der glatte Sixtusbau herüber — da unten sind die weißen Häuschen und die Mauerwerke — da ist der Eichenwald — dort gesellen sich die Linden, und an dem Kegelgipfel steigen die Fichten empor."

„Ihr werdet mir das Alles zeigen, verehrter Gemahl," sagte sie.

„Ja, ich werde es dir zeigen," antwortete er, — „liebe, liebe Bertraud, bist du mir denn auch so gut?"

„Ja, ich liebe euch sehr," erwiederte sie.

„Siehst du," sagte er, „wie gut es nun ist, daß wir hier stehen, wir ganz allein, daß die Menschen abgefallen sind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt sie uns auch sind, sie sind uns dennoch fremd — du hast mir heute nicht angehört, — ich habe nur selten dein liebes, süßes, holdes Auge sehen können, und durch den grünen Schleier nur manches Mal dein theuer verehrtes Angesicht erblickt. Den Schleier, welchen du heute getragen hast, mußt du mir als Angedenken an diesen Tag geben."

„Nimm ihn," sagte sie leise, „er liegt auf dem Ankleidetische."

„Ich werde ihn mir nehmen," sprach er, „und wenn ich uralt bin, werde ich ihn noch als unerreichbares geliebtes Kleinod auf dem Herzen tragen. — — Du bist müde von dem Reiten des heutigen Tages, Bertraud, auch könnte dir die Kälte der Nacht schädlich sein — komme."

Mit diesen Worten führte er sie in die Tiefe des Balkons zurück, und ließ sie auf eine Ruhebank niedersitzen. Wie sie sich auf die weiche Rücklehne des Sammtes zurückließ, war sie in der Dunkelheit des Balkons wie ein kleines weißes Häufchen, das sich duckt. Er setzte sich neben sie.

„Wie seltsam es in der Welt ist," sagte er, „da stehen die stillen Sterne vor uns — sie haben schöne Namen, siehst du die sieben, die da an dem Rande des Sammtes stehen, sind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichsel, dort sind die Petrus-

ſtäbe, dieſe da ſind gar das Paar eines ſchönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde ſie dir einmal ſagen — da ſtehen die ſtillen Sterne; dort unten, wo das trübe, rothe Licht ſich durch die Bäume ſtiehlt, ſind einige Menſchen, die ſich vergnügen, weil ſie Wein trinken, andere liegen ſchon in dem ſtarren, unempfindlichen Schlafe, und wir zwei ſitzen hier oben mit unſerem Glücke."

Weil er ein leiſes Beben in ihren Gliedern fühlte, ſo meinte er, ſie fürchte ihn. Er rückte deshalb einen Schemel zurechte, ſtand auf, und ſetzte ſich auf denſelben ihr gegenüber zu ihren Füßen nieder, ſo daß ſein Haupt viel tiefer war, als ihres. Das Licht des Saales, welches früher an ihnen vorbei unſichtbar in die Luft hinaus gewandelt war, fing ſich nun an ſeinen Zügen, daß ſie beleuchtet zu ihrer Dunkelheit hinauf ſahen.

„Laſſe mir die Hand," ſagte er, — „liebe Gertraud, laſſe mir die theure, ſanfte Hand."

„Ich laſſe ſie dir ja, Prokopus," antwortete ſie, indem ſie ein wenig weiter vorrückte, und die Hand ihm reichte.

„Siehſt du," fuhr er fort, „wir werden jetzt ein ſchönes Leben beginnen — ich werde dich hierhin und dorthin führen, ich werde dir erzählen, du wirſt zuhören — ich werde dir alle Dinge zeigen, welche dieſer Berg enthält, ich werde dich in ſeine Vergangenheit einweihen, ich werde dir auch von andern Dingen ſagen, die wunderbar ſind auf der Erde, und dieſe Sterne, die alle Nächte langſam über unſern Berg hinüber wandeln, werden die Zeugen unſeres Glückes ſein."

„Sieh' die Schnuppe," rief Gertraud plötzlich.

Ein glänzender Streifen war über den weiten Himmel, den man von der Sammthalle aus überblicken konnte, hin gefahren,

und war unten im Dunste, wo Himmel und Land nicht mehr unterscheidbar waren, erloschen.

„Sie soll nicht unser Unglück bedeuten," sagte er, „sondern nur den schnellen Flug, in welchem die Zeit in unserem Glücke dahin gehen wird. Dann werden wir alt sein, Bertrand, aber wir werden in heißer Liebe Herz an Herz drücken — und wenn das eine gestorben ist, so wird das andere weinen, als müsse es mit seinen Thränen sich zu Grabe bringen."

„O, wie bist du schön, Protopus!" sagte Bertrand.

„Und wie bist du gut," erwiederte er, — „und wie ist es glücklich, daß es so gekommen ist, daß wir uns besitzen, und welche unabsehbaren Tage des Glückes werden kommen!"

Sie antwortete nicht, aber sie folgte dem leisen Zuge seiner Hand, die sie gegen sich zog, gleitete gegen ihn, da er sie umfaßte, schlang beide Arme um seinen Nacken, da er sie an sich drückte und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie war auf dem Sammtkissen des Schemels, auf dem er saß, gekniet, da sie ihn umfangen und geküßt hatte. Als die Arme sich lösten, hob er sie sanft auf, lenkte sie auf ihren früheren Sitz, und setzte sich neben sie.

Sie sprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterschein, der unten an den Bäumen des Kastellanhäuschens gesehen worden war, war erloschen, auch derjenige, welcher von dem Speisesaale dämmerig herüber gekommen war, war nicht mehr da, und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben sich, und gingen wie zwei selig schüchtern Liebende in den Saal hinein.

Die dunkle Thür schloß sich hinter ihnen und dieselben

Sterne, welche über den Bergen der ganzen Fichtau schienen, welche auf das kleine graue Haus und darin auf das schlummernde, alternde Ehepaar, auf die unschuldige Lenore, auf den Jüngling Damian und auf die andern nieder leuchteten, standen nun auch in der kühlen, brennenden Glocke über dem Berge des Rothensteines.

Er war fast ganz schwarz, und kein einziges Licht auf ihm zu erblicken; denn die wenigen, welche innerhalb der Mauern noch brannten, waren durch feste eichene Fensterbohlen von der äußern Ruhe, Heiligkeit und Stille der Nacht abgeschlossen.

II.

Der Mittag.

Das versprochene Glück ist nicht gekommen. Nachdem die Hochzeitsgäste noch mehrere Tage mit Freuden und Vergnügungen auf dem Rothensteine zugebracht, nachdem sie Alles und Jedes auf dem Berge besichtigt, in den Teichen und Flüssen der Ebene gefischt, in den Wäldern der Fichtau gejagt, und hinter dem Eichenhaine auf die Scheiben geschossen hatten: gingen sie einer nach dem andern fort. Die letzten waren die Eltern Gertrauds und der fröhliche Schwager Rudolph. Die Pferde, welche man von dem Rothensteine zur Beförderung mitgegeben hatte, kamen nach und nach abgemüdet wieder zurück, und jetzt begann Alles in dem Gleise zu gehen, in welchem es alle die künftigen Tage gehen würde.

Aber es war eigentlich noch kein Gleis. Protopus war erst wenige Wochen vor seiner Vermählung mündig gesprochen worden. Vorher war das Leben auf dem Rothensteine sehr einfach gewesen. Vater und Mutter Protops waren sehr früh gestorben, da er noch beinahe ein Kind war. Sie hatten, da er ihr einziger Nachkomme war, Alles auf seine Erziehung verwenden wollen, was ihnen ihr großer Reichthum nur immer eingab, und was die besonders guten Anlagen des Knaben, die sie zu sehen glaubten,

erherrschten. Es waren Lehrer nach Lehrern auf das Schloß gekommen und immer wieder mit andern vertauscht worden. Kurz vor dem Tode der Eltern war einmal der Ritter Bernhard von Kinen eine Weile auf dem Rothensteine gewesen. Er war ein seltsamer Mensch. Von seinen Vorfahrern mit Gütern und Reichthümern versehen, genoß er dieselben gleichwohl nicht, das heißt, er genoß sie nicht so, wie sie seine Standesgenossen, und so ziemlich alle Menschen seiner Zeit genossen haben würden. Er verbrachte einige seiner frühesten Jugendjahre im Kriege. Dann kam er nach Hause und liebte ein armes Mädchen seiner Nachbarschaft so sehr, daß er es zu seinem Stande erheben und zu seiner Gemahlin machen wollte. Das Mädchen hatte eingewilligt und wurde in verschiedenen Dingen unterrichtet. Nach und nach gewann sie aber den Forstmeister viel lieber und Bernhard gab ihr eine große Summe Geldes und ließ sie den Forstmeister heirathen. Nach drei Jahren heirathete er selber ein Edelfräulein, welches nach fünfjähriger, kinderloser Ehe starb. Von nun an blieb er unvermählt. Er hatte schon früher, da er von den Kriegsfeldern zurück kam, ein sehr gleichmäßiges Leben geführt. Er hatte nicht Pferde und Hunde oder Gewehre, Rüstkammern und Dienerschaft gehalten, er gab keine Tafeln und Gelage und wohnte keinen solchen bei. Dieses Leben führte er als Wittwer um so mehr fort. Er setzte mehrere gute Amtmänner in seinen Liegenschaften ein, und besuchte bald den einen, bald den andern. In seinem Schlosse hatte er viele Bücher und wissenschaftliche Geräthe. In den Büchern las er, mit den Geräthen machte er Versuche. Er reisete auch manchmal fort, und besuchte Städte und Männer, die ähnliche Dinge trieben, wie er, und unterredete sich mit ihnen. Wegen dieser unkriegerischen und

unjagdlichen Eigenschaften, die sie ihm beilegen zu müssen glaubten, hatten seine Nachbarn und Standesgenossen seltsame und unvortheilhafte Meinungen von ihm. Zu diesem Manne, da er, wie wir sagten, einmal eine Weile auf dem Rothenstein war, faßte der Knabe Protopus eine feurige Liebe. Bernhard hatte sich mit ihm abgegeben, ihm Vieles erzählt und ihn um Manches gefragt. Da es nun so war, schlug er den Eltern vor, daß er auf den Berg herüber kommen und den Knaben unterrichten wolle. Die Eltern waren sehr zufrieden, Bernhard reiste ab, kam nach einiger Zeit wieder, und lernte von nun an alle Tage mit dem Kinde. In kurzer Zeit starben Vater und Mutter hinter einander. Da kam in Folge des väterlichen Testamentes Klerenz von den Tennen, ein unabhängiger, adeliger Mann, der mit den Scharnast weitläufig verwandt war, als Vormund des Buben und als Verhab der Besitzungen auf das Schloß. Es begann eine Verwaltung, in der Alles zu dem Zwecke ging, daß das Gut sich nicht vermindere, sondern vermehre. Bernhard blieb auf dem Schlosse, er wurde von dem Schloßgesinde für einen Lehrer angesehen, der gezahlt wird, und ging mit seinem Zöglinge auf dem Berge herum. Da derselbe in das Jünglingsalter getreten war, hielt Bernhard dafür, daß er einige Zeit in Kriegsdienste gehe, daß er sich stärke und tüchtig werde: aber als er bald ungebändigte Neigungen und Leidenschaften bei dieser Beschäftigung verrathen hatte, zog man ihn von derselben in kurzer Zeit wieder zurück. Er ritt nun in der Gegend nach verschiedenen Stellen herum. So kam er auch auf den Stauenfels, und faßte eine heftige Neigung zu dem Kinde Gertraud von der Staue. Er ritt von jetzt an, wenn es seine Stunden erlaubten, zu jeder Zeit nirgends anders hin, als auf den Stauenfels. Weder der

Vater des Mädchens noch der Vormund wollten wegen der großen Jugend Prokops und Gertrauds in das Einverständniß willigen: aber die bewunderungswürdige Ausdauer Prokops in seiner Bewerbung und die unermeßliche Neigung des heranwachsenden Mädchens zu dem Jünglinge besiegten allen Widerstand. Der Vater selber beredete den Vormund, seine Einwilligung zu geben. Der finstere Florenz von den Tennen legte eine Vormundschaftsrechnung über die Zeit seiner Amtsführung ab, welche alle Erwartungen bei weitem übertraf, dann ward Prokopus für volljährig erklärt. Wenige Wochen darauf hielt er sein Vermählungsfest auf dem Stauenfels, bei welchem Bernhard Vaterstelle vertrat, und führte dann die Braut voll Freude und Vergnügen auf den von ihr noch mit keinem Auge gesehenen Rothenstein, wie wir es im vorigen Abschnitte schilderten, und wo sie sich auf dem Balkone bei dem Scheine der Sterne an die Herzen drückten.

Die Zeit zwischen der Volljährigkeitserklärung und der Vermählung wurde von Prokop zu lauter Vorbereitungen zu dem Feste verwendet, und da, wie wir sagten, alle frühere Vergangenheit sehr einförmig und in Abhängigkeit verflossen ist, so mußten die Gleise für die Zukunft, wie wir es bemerkten, noch nicht fertig sein und erst neue gemacht werden.

Das erste, was Prokopus that, da die Festtagsgäste entschwunden waren, bestand darin, daß er Gertraud in allen Theilen seiner und nun auch ihrer Besitzungen herum führte, und sie ihr zeigte, und daß er daran ging, diese Besitzungen zu verwalten und zu regeln.

Des Morgens nach der ersten Nacht, als die jugendliche Herrin die sanften, grünseidenen Vorhänge von den Fenstern ihres Schlafgemaches zurückgeschoben hatte, bewahrheitete sich die

Aussage ihres Gatten, und ein schöner Ring sanfter, wunderbarer Ferne lag um ihren Berg herum, der mit seinem frischen, herrschenden Grün auf das holde Dämmern und Duften des unendlichen übrigen Landes, wie ein König hinaus sah. Schwalben kreuzten sich, wie in der blauen Luft dahinschießende Funken, und in den entfernteren, hinabziehenden Gebüschen erscholl ein Freudenlärmen von singenden Vögeln, da sie den einen Fensterflügel für hereinströmende Luft geöffnet hatte; denn in dem Rothensteine war es seit Jahren Gesetz, daß auf dem Berge kein einziger Singvogel getödtet oder verfolgt werden dürfe. Da Prokopus hatte nachfragen lassen, ob seine Gattin schon angekleidet sei, und solches bejaht wurde, holte er sie ab, und führte sie zu den Gästen, um ihnen Aufmerksamkeit zu beweisen. Dies geschah an jedem Tage, so lange noch einige da waren.

Als endlich Gatte und Gattin ihrem eigenen Ermessen überlassen waren, den Tag einzutheilen, wie sie wollten, ging Prokopus daran, ihr ihr künftiges Eigenthum darzustellen. Er zeigte ihr den ganzen Altbau in allen seinen Räumen. Von dem großen Saale mit den Wandgemälden angefangen durch alle Gemächer und Gänge, durch ihre eigenen Wohnungen, durch den Balkonsaal, vor welchem noch die aufgerichtete Sammtnische prangte, durch die Kapelle, durch die Pfarrerswohnung, ja durch alle Zimmer, in welchen Dienerschaft oder Gäste untergebracht werden konnten, führte er sie hindurch. Da sie durch die Eisenpforten eines Saales hinaus traten, öffnete sich ein sonderbarer Anblick. Das an den Saal stoßende Getäfel des Fußbodens, das Marmor war, hatte keine Decke über sich, als den Himmel, und durch die Fenster des Zimmers schaute ebenfalls der Himmel herein. Das daran stoßende Gemach und die folgenden waren ebenfalls in

dem nämlichen Zustande, dann kamen Mauertrümmer, Bogenstücke, Simse und Schutt, über dessen Böschung eine nothdürftig vorgerichtete Treppe hinab ins Ebene führte. Es war dies der älteste Bau, an den man gegen den Eichenhain vorschreitend den neuen angestoßen hatte, und der nun in Trümmern lag. Prokopus leitete seine Gattin die Treppe hinab in den alten Garten, der wieder zu Pfirsichzucht und anderem hergerichtet worden war, und seltsam zwischen zwei Bogengängen fort lief, in deren obern Hallen sich bereits die Zweige der wuchernden Bergbäume, des Ahorns und der Ulme, hinein erstreckten. Prokopus führte seine Gattin auf dem wohlausgetretenen Wege, der in der Mitte des Gartens hin lief, bis zu dem Ende, an dem der große rothe Stein lag. Er öffnete die äußere Pforte des Felsenthores; er öffnete mit den zwei kleinen Stahlschlüsseln, die er im Sammtfache mit sich trug, die innere, und führte Bertraud in den rothen Saal, welcher unterirdisch in Felsen gehauen war, in welchen sie als eine Angehörige des Berges hinein durfte, und in welchem nach der Stiftung des alten Hanns von Scharnast die Lebenserzählungen sämmtlicher Burgbesitzer lagen, daß sie von jedem neuen gelesen und mit der seinigen vermehrt würden. In Prokops Nische befanden sich erst einige wenige, unbedeutende Blätter. — — Ach, es sollten schon noch mehrere und bittere schmerzliche hinzu kommen. — — Das Licht von oben fiel durch die Kuppel einsam und ruhig an den im Sechseck gestellten Wänden auf den Boden hernieder und bestreifte im Vorbeigleiten die Stahlthürmchen und Goldbuchstaben zu den Nischen, in denen die Beschreibungen waren. Bertraud hatte in diesem Saale kein einziges — nicht ein Lebenswörtchen gelesen.

Ihr Gatte führte sie neben dem rothen Steine auch in den Kirchhof des Berges, auf dessen Stille die Wipfel der Lindenallee, die zu ihm führte, die grünen Wände des Eichenwaldes und die grauen Schutthügel des Altbaues herein sahen. Sie gingen über das glatte, grüne Feld mit den Gefühlen ganz junger Leute hin, für welche dieser Platz gleichsam gar nicht gemacht ist, und betrachteten das weiße Kreuz, das mitten auf dem gleichartigen Rasen von vier Linden umgeben stand.

Prokopus führte Bertraud auch in den Sixtusbau, der, glatt und fest von gehauenem Steine aufgeführt, als sei er von Eisen, hinter dem Eichenwalde stand und die Klausur der einstigen Burgfrau Hermenegild, der Gattin des Kreuzfahrers Ubaldus, die nach dem Tode ihres Mannes Nonne geworden war, dann mehrere Prunk- und Wohngemächer früherer Geschlechter, und endlich den grünen Saal enthielt, in welchem alle Angehörigen des Berges in Lebensgröße gemalt waren. Bertraud sah alle Männer dieses Schlosses bis auf Prokopus herab, der noch fehlte, in Harnischen da stehen, oder sich an Tische lehnen, oder in reichen Sesseln sitzen. Sie sah alle Frauen und Jungfrauen in den fortschreitenden Veränderungen ihrer Gewänder, die oft wunderbar und zierlich genug waren. Sie betrachtete die nächsten leeren Nischen, in welche Prokopus und ihr Bild und vielleicht die Bilder Derer kommen könnten, die den Kreis von zweien zu einem von vielen zu erweitern bestimmt waren. Jetzt standen sie nur erst zwei da, und in dem ungeheuren Saale, in welchem die Reihen von Männern und Frauen hinab glänzten, in welchem der glatte Serpentin und die Lichter und Hellpunkte der Gemälde durch hereingehende Tageslichter funkelten, erschienen sie klein und beinahe unscheinbar.

Prokopus zeigte seiner jungen Gattin auch andere Bauwerke des Berges, welche für die verschiedenartigste Dienerschaft, für Pferde, Wägen und dergleichen bestimmt waren, er zeigte ihr die lang hinlaufenden Mauerwerke, welche die Stufen des Weingeländes bilden, und schwarz bemalt trotz der Höhe und trotz der kühlen Sonne doch die süßen Beeren des Berges reifen — er zeigte ihr die ungeheure Umfangsmauer des Berges, welche während achtzig Jahren in verschiedenen Zeiträumen erbaut worden war — er führte sie durch die verschiedenen Anlagen und deren Lustbauten — er geleitete sie durch den Fichtenberg, einen sonderbar ansteigenden rothen Fels, der an seiner unteren sanften Dachung mit dichten Fichten bewachsen und auf seinem Gipfel so glatt geebnet war, daß ein bedeutendes Gebäude auf ihm hätte stehen können; — er führte sie durch eine sanft geschwungene, grasreiche Wiese zu der Bergzunge empor, die schnell und fürchterlich gegen die Fichtau abfällt, daß unten grüne Waldeswogen hinaus gehen, von manchem Wässerlein durchglitzert, und daß draußen röthlich bläulich der Grahns dämmert, der hinter dem Wirthshause der grünen Fichtau steht.

So oft sie von solchen Besuchen und Gängen zurück kamen, saßen sie gerne in ihren kühlen, schattigen Zimmern — denn auf dem Berge begann es bereits heiß zu werden — und erzählten sich von ihrem Glücke und von der ungeheuern und unermeßlichen Größe desselben, die sie erst in der Zukunft erwartete.

Nächst dem, daß er mit seiner Gattin umging, widmete nun Prokopus auch einen Theil seiner Zeit der Bewirthschaftung seiner Güter und der Ordnung seiner Verhältnisse. Er war aus der Vormundschaft heraus gekommen und fing nun an, Alles zuerst genau kennen zu lernen, um es dann in den Gang zu

bringen, oder vielmehr in demselben zu erhalten; denn das erkannte er sehr bald, daß der finstere Vormund, den er nie geliebt, ja kaum geachtet hatte, der selber bei den Nachbarn in keinem freundlichen Rufe stand, vorzüglich gut gewirthschaftet haben mußte. Obwohl er noch sehr jung war, so hatte er doch ein adeliges, stolzes und zuversichtliches Wesen, das ihm Achtung verschaffte, und hiebei eine solche mildernde Schönheit des Angesichts, daß ihm überall Liebe entgegen flog. Vorzüglich jung waren die Augen an ihm geblieben, daß sie noch beinahe so unbefangen und unschuldig in ihrer Größe in die Welt hinein sahen, wie bei einem Knaben. Wertraud liebte diese Schönheit gar so sehr, und wenn er nach längerer Abwesenheit wieder nach Hause kam, konnte sie sich gar nicht satt sehen an seinen Zügen und an der Gewalt seiner Augen, und sie hing in Seligkeit an dem Empfangskusse seiner Lippen. Er entgegen lebte und webte in ihrem Innern, und konnte sich nicht denken, daß es ein lieblicheres, unschuldigeres, holderes und reizenderes Weib auf Erden geben könne, als Wertraud.

Ehe das erste Jahr der Ehe herum war, kam der bestellte niederländische Meister, um die beiden Bilder, Prokops und Wertraudes, für den grünen Saal zu malen. Es war ein Fest für Beide, und war zugleich eine heilige Handlung für ihre Nachwelt. Prokopus, in Verehrung der ernsten, vergangenen Zeit, die überall in dem Saale dargestellt war, legte einen Harnisch an, damit er in demselben gemalt werde, obwohl er sonst nie einen getragen hatte. Wertraud, in der kindlichen und kindischen Freude über die Sache, und in der Scheu über ihren Ernst und ihre Bedeutung, war bald muthwillig in der Wahl ihrer Gewänder und Schleifen, bald waren sie ihr nicht würdig und

einfach genug, bis sie sich zuletzt zu Prokops Freude von ihren Frauen in das Gewand kleiden ließ, das sie angehabt hatte, als sie mit ihm zum zweiten Male in der Kapelle des Rothensteines am Tage ihrer Ankunft war eingesegnet worden. Die Anfertigung der Gemälde geschah in dem großen Gemache des Sixtusbaues, das nahe am Eingangsthore schon vom Anbeginne eigens zu dem Zwecke hergerichtet und mit allem Nöthigen versehen worden war.

Endlich prangten sie in dem dunklen Serpentine und sahen als die letzten der Reihe in die Räume des Saales heraus.

Im zweiten Jahre der Ehe brachte ihm Gertraud das erste Kind, einen Sohn, den der Vater Julianus taufen ließ. Aber sonderbar war es: da er heran wuchs, zeigte sich die blonde Haarfarbe der Mutter auf seinem Haupte verfärbt und war roth. Die Augen hatte er auch von der Mutter, aber blaßblau.

Nach und nach begann es sich auch zu entfalten, wie das Unglück, dessen wir oben erwähnten, in dieses Haus einzog.

Gertraud war bei ihrer Vermählung ein Kind gewesen. Ihre Innerlichkeit war eine Knospe und mußte sich erst entwickeln. Dies geschah. Wie die Rose eben eine Rose wird, so ward sie auch sie selbst. Keine Hand that etwas hinweg, daß sie voller und herrlicher wurde, oder daß sie schwächer und verkümmerter ausfiel. Prokopus liebte sie zu sehr, wie sie war, als daß er an eine Umbindung und Änderung gedacht hätte. So wuchs auch in ihm der Same auf, der schon in seiner Einzelheit lag, und den er von seinen Vätern überkommen hatte. Beide bildeten sich zu dem, zu dem sie konnten.

Gertraud war eine tiefe, stille Natur, der Alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein. Sie

klärte und ebnete daher Alles, daß es blank und rein und übersichtlich da lag — und was sie nicht gewältigen konnte, stellte sie außer ihren Kreis, daß es gar nicht da war — und wer es ihr hereinbrachte, that ihr feindliche Gewalt an, die sie wie ein Versuch ihrer Vernichtung berührte. Darum war auch in ihrer Wohnung ein Glanz der Reinheit und Ordnung, der mit ebenmäßiger Heiterkeit umfing — ihre Augen waren immer klar und gütig, ihr Haar auf das Bestimmteste geordnet und ihr Anzug vollendet und rein. Sie liebte klare, ruhige und abgeschlossene Schönheit sehr, und hatte Widerwillen gegen jedes Gewaltverkündende, Anschreitende, Drohende. Sie konnte sich nicht verstellen, ja selbst um eine wohlgemeinte Ueberraschung hervor zu bringen, konnte sie nicht anders sein, als sie war. So wie sie das Angreifende haßte, griff sie selber auch nie an, sondern setzte der Gewalt nur die stumme Unmöglichkeit entgegen, sie aufzunehmen. Nur in der süßesten, holdesten Stunde der Herzenshingebung und Schmelzung brachte sie es zuwege, daß sie einige leise Töne anschlug von dem, was sie schmerzte, was ihr wehe that, und was sie bei dieser oder jener Gelegenheit dachte — und selbst da war es, als ließe sie nur mit Scham diese wenigen Andeutungen aus ihrem Innern hervor gehen. Ihre Welt war in ihrer Seele gebildet, und so hielt sie dieselbe wie ein Kleinod und hütete sie, daß sie die Andern nicht kannten und ahnten — und sie selber kannte sie nicht. Sie wußte nicht wie ihr Inneres sei, wie sie dasselbe bilden möge und was sie thun solle, um die Umgebung glücklich zu machen — nur das Eine wußte sie, daß sie ihren Gatten über Alles und mit einer Inbrunst und Überschwenglichkeit liebe, von der sie nicht begreifen konnte, wie sie nur in der Welt möglich sei. Er liebte sie nicht minder. Wie ein

Bild der Anbetung — man möchte sagen der Abgötterei — betrachtete er sie, und hatte auf der Erde keinen Wunsch, keine Freude, kein Entzücken als sie.

Und dennoch waren es diese Menschen, die sich wehe thaten, die sich gleichsam wie mit schneidenden Messern die Gemüther verwundeten.

Prokopus war offener, heiterer Natur. Wie Gerhard Alles in ihrer Einbildungskraft klar hatte, so hatte er es in seinem Verstande. Er fand für das Herz das Wort. Wo es zur Klärung von Wirrnissen oder Mißverständnissen nicht entgegen kam, da hielt er es für Verstockung und Trotz. Sein Geist war wie der von manchem seiner Vorfahren weit fliegend, aufsuchend, angreifend, enthüllend, ungenügsam mit seinem Besitze und prüfend, ob er der rechte sei, eroberungslustig und freudig in Unbestimmtheit und Unendlichkeit, wo große Gewalten spielen, sich herein dämmern und vielleicht einmal enthüllt werden würden.

So geschah es im Anfange ganz leise und unbedeutend, daß er etwas sagte, von dem sie dachte, daß er es eigentlich nicht hätte sagen sollen. Sie stand stille in der Fensterverkleidung, oder sonst irgendwo — er kannte jedes kleinste Plätzchen auf dem immer klaren Spiegel ihres Angesichtes, kam hinzu, und wußte es gleich nicht, woher das Wölkchen entspringe, so küßte er es doch weg — das will sagen: er meinte, daß Alles verschwunden ist, weil sie nicht klagte und gut und duldend war, aber das Wölkchen war doch da, sie hatte es sich nicht gegeben, sie konnte es sich nicht nehmen, und das allmälige Verschwinden derselben merkte er nicht.

Dann kam wieder heiterer Himmel, und man hatte heiter.

Aber die Spaltungen erschienen wieder und wurden tiefer. Wenn sie schwieg, wenn er in sie drang zu sagen, was ihr fehle,

und wenn sie es nicht sagen konnte, wenn er noch stärker drang, es unbegreiflich hieß, warum sie nicht rede — und wenn er nach geraumer Zeit endlich abließ, sie fragte, ob sie gut sei, und sie durch Thränen antwortete, daß sie gut sei: so suchten beide die Einsamkeit, und meinten das Herz müsse ihnen zerspringen.

Einmal, da sie neben einander saßen, da sie ihm Mehreres von ihren Kleinigkeiten gesagt hatte, insbesondere, was ihr in der letzten Zeit an Arbeiten oder sonstigen Bestrebungen mißlungen war, da er so gut und lieb war, gerade gar so gut und lieb, wie sie es sich in früherer Zeit immer vorgestellt hatte, daß er sein müsse, wenn sie in seine Züge und in seine Augen geschaut hatte, sagte sie: „Lieber Protop, sieh, du hast mir einmal versprochen, daß mir alle diese Dinge auf dem Berge schon gefallen werden — das will mich kummern. Schaue nur, wie das wüste Bauen ist; da haben sie gleich den ganzen Berg mit einer finstern Mauer umgeben, und ihn von der andern Erde weggerissen — an unsere Wohnung sind die Trümmer des Baues, in dem die Vorältern gelebt haben, angeheftet, wie ein Todter an einen Lebendigen — dann ist der verzauberte Garten und der sonderbare weite Saal — und endlich bist du gar im Mondscheine über den Trümmerberg in den Garten hinab und in den Saal gegangen!"

„Liebe, sanfte, thörin Vertraut," antwortete er, — „das ist ja schön, wenn man im Niederströmen des Mondlichtes durch die Nacht der Vergangenheit und neben den Zeugen der Gegenwart, den schwarzen, ruhigen, klumpharten, schweigenden Bäumen vorübergeht. Und was die Vorältern auf dem Berge thaten, ist ja auch nicht bedeutungslos. Es ist groß, es ist schwunghaft und tüchtig, wenn man versucht, auch im Reiche des Geistes zu wei-

len, zu ändern, umzugestalten und fremde Kräfte, bisher unbekannte, in sein Wesen zu ziehen — statt daß man blos fortlebt in täglichem Ernähren und in ordentlichem, häuslichem Wirthschaften. Das leuchtet ja mit klaren, hellen Strahlen!"

Sie nickte und schwieg. Er, der bei ihr gesessen war, war aufgestanden.

Sie dachte, er wird schon recht haben — aber, dachte sie, es wäre ja nicht unmöglich, daß der Berg wie ein anderes Haus wäre, das so in seinem Garten oder auf seiner Wiese steht, und dann liegt die ganze Welt um dasselbe herum — oder daß der Schutt an unserer Wohnung weggeräumt würde, und der Garten gevadet, daß das Schloß an seinen frischen Bäumen stünde, wie der Stauenfels — oder es könnte sein, daß die Lebenserzählungen, wenn sie auch geschrieben und gelesen werden müssen, wie das veraltete Testament befiehlt, doch in einem freundlichen Zimmer in schönen, feuerfesten Kästen liegen dürften."

Er ging in einer Weile hinaus und ging in den Eichenhain hinüber, in welchem die Tauwühriche waren, die ihn kannten. Er fütterte sie auch heute, wie er sonst gerne that, mit Brod aus seiner Hand.

Am meisten feindlich schien ihr Bernhard von Minen, der auf dem Schlosse geblieben war; er ergreife Alles, er zerstöre Alles, aus den Sternen wolle er wilde Erdklingeln machen, wo es ist, wie hier — er reiße sie auseinander, und verwirre die Welt, daß sie nicht so schön sei, wie sie ist. So waren bitterliche, lange Stunden, wenn die zwei Männer in das abgelegene Haus hinüber gingen, das sie gebaut hatten, wo die Bücher waren, und die Gerärthe und allerlei andere Sachen, und wo sie sich vergnügten und ergötzten.

Als sie den ersten Knaben geboren hatte, war gerade der Tag Julianus, und Prokop ließ ihn so taufen. Ihr gefiel der Name nicht, sie hätte lieber Julius gesagt, aber sie schwieg und ließ es geschehen. Als sie den zweiten zur Welt brachte, wurde er, um ihren Gedanken nachzukommen, den Prokopus mittlerweile doch erfahren hatte, Juline getauft, woher es kam, daß in der Familie die fast gleichen Namen Julianus und Juline waren. Sie war erfreut darüber, und dachte nun den Knaben zu ihrem Liebling zu machen. Er war äußerst wohl gebildet; denn zu der Schönheit des Vaters, dem er fast Zug um Zug ähnlich sah, hatte er die außerordentliche Zartheit der Mutter empfangen. Aber wie es oft seltsame Spiele in der Natur gibt: der Knabe neigte, da er heran zu wachsen begann, sich entschieden zu dem Vater, obwohl ihn dieser nicht eigens an sich zu ziehen suchte. So wie er ihm körperlich ähnlich war, erhielt er auch seine günstigen Anlagen, seine heitere Art und Wesenheit, und hing ihm unbedingt an. Gertraud ließ ihn fahren und ergab sich. Dennoch wandte sie ihm aus mütterlicher Liebe, weil er der zweitgeborne war, und daher von den großen Gütern wenig erben konnte, ihren Antheil zu, den sie nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von dem Allode derselben erhielt; die Leben fielen zurück.

Als Prokopus durch den sogenannten Lichtenkogel, den kleinen, dünnen Fichtenwald auf den Seiten eines Spitzberges, nicht nur einen Weg nach aufwärts bahnen ließ, sondern auf der Abplattung des Gipfelfelsens auch einen zackigen Thurm zu bauen angefangen hatte, von dem er sagte, daß er von ihm aus auf die Sterne schauen werde, und als er oft viele Stunden auf der Steinplatte stand und den Bau zeichnete, saß der Knabe neben

ihm, und die wunderschönen Haare kräuselten sich lieblich in dem Zuge des Windes.

Bertraud hatte dem Gatten auch noch drei Töchterlein nach den zwei Knaben geboren. Sie waren sehr sanfte, holde Wesen, und man beschloß, wenn sie größer geworden wären, alle Kinder malen zu lassen, und in dem grünen Saale neben die Eltern zu stellen, so daß die Mädchen gleich neben dem Vater stünden, und dann die zwei Brüder kämen.

Das einzige Süße in dieser harten Zeit war, daß Ekkehard, wenn sie sich längere Zeit nicht gesehen hatten, wenn sie getrogt hatten, zu Bertraud hinüber zu gehen gedrungen war, um das abgeweinte Angesicht zu küssen; denn, wenn sie von seinen Augen getrennt war, dann stellte ihm sein Gedächtniß all das Liebe und Holde, das Unschuldige und Hilfebedürftige dar, das sie hatte. Dann drückten sie die Lippen so heiß zusammen, dann hielten sie sich so fest in den Armen, und das Drücken an das Herz war so liebeversichernd, daß sie meinten, sie könne ja doch kommen, die schöne, selige Zeit, — es wäre so leicht und, ach, mein Gott, sie besitzen sie so viele.

Aber sie kam nicht — sie entfernte sich nur noch mehr. Die außerordentlich schönen Haare Ekkehards hatten sich endlich schon mit Grau gemischt und das liebliche, zarte, klare Angesicht Bertraudis hatte die vielen Fältchen überall und allüberall bekommen, die anfangs kaum sichtbar sind, und doch der Blüthe den Überhauch des Welken geben, dann aber deutlicher hervor treten und im Glücke ehrwürdig machen, im Unglücke aber noch trauriger sind.

In dieser Zeit geschah ein merkwürdiger Fall auf dem Schlosse Rothenstein. Bernhard von Klingen starb. Bertraud,

welche ihn immer mehr und endlich ganz entschieden haßte, und diesen Haß vermöge ihrer klaren, unfalschen Natur nicht verbarg, hatte eine unverhohlene Freude darüber; denn jetzt, dachte sie, würde ihn ihr Gatte ganz angehören. Als man den Körper, den man einbalsamirt, und mit schönen Kleidern angethan hatte, von dem Rothenstein unter Gepränge und schwarzen Behängen fort führte, sah sie durch das Fensterglas dem Zuge nach. Als eine Weile später Protopus in ihr Zimmer trat und das unverborgene Vergnügen in ihren Zügen gewahrte, sah er sie zum ersten Male mit einem Blicke an, mit dem er sie noch nie angeschaut hatte. Er legte dann eine Abschrift des Testamentes Bernhards, die ihm gleich nach dessen Tode war zugestellt worden, und in welcher ihm von Bernhard eine ungemein namhafte Summe, die er sich von seinen Einkünften erspart hatte, seiner Gattin Gertraud aber die Sammlung von Edelsteinen, die er eingefaßt, aber in den schönsten Stücken, die zu haben waren, zusammen gebracht hatte, vermacht worden war, vor Gertraud auf den Tisch hin und ging fort. Er ging in das Bücherhaus hinüber, und in demselben in die Kammer Bernhards, in der noch das schwarze Kleid auf einem Stuhle lag, wie er es ausgezogen hatte, als er krank geworden war, und weinte dort aus der bedrängten Brust siedend heiße Thränen um den verlorenen Lehrer, Freund und Vater.

Dann ließ er sich ein Pferd satteln, und sagte den Dienern, er werde zwei Tage nicht kommen.

Er ritt über den Berg hinab, und schlug den Weg ein, der ihn durch sein gebirgiges Waldrevier in die jenseits gelegenen ebenen Länder führte. Als er durch die Fichtau ritt, waren schier Alle, die damals den Brautzug angeschaut und ihn beneidet

hatten, schon alte Männer, und die Kinder, die unbegreifend das Gewühl und den Prunk angestaunt hatten, waren erwachsen, waren in Geschäften versorgt, und hatten wahrscheinlich schon Alles vergessen.

In der grünen Fichtau ritt er zu und ließ sich einen Trunk geben. Romanus und Ludmilla waren uralt. Sie saßen beide neben einander in der Sonne und lächelten. In dem Lächeln des Romanus war noch der alte Verstand und die gewisse Schlauheit, die er gehabt hatte, nur etwas schwächer und beruhigter: in Ludmilla's Angesichte war nichts als die Güte, die Verstandesschwäche und die Unschuld. Ihre ganz silberweißen Haare sahen bei dem schwarzen Häubchen hervor, das man ihr aufgesetzt hatte. Romanus' Haare waren, wenn es möglich ist, noch weißer und blendender geworden, nur dünner und schlichter waren sie. Damian trat, wie einstens sein Vater, mit dem Trunke in der Hand zu dem Grafen, und lüftete das Käppchen. Unter demselben aber waren noch die schönen, braun glänzenden Locken. Er hatte ganz das Antlitz des Vaters; die Träumerei seiner Jugend war eine Art Sanftmuth geworden, statt daß der Vater mehr eine gutherzige Schalkheit besessen hatte. Seine jüngsten zwei Buben standen da, und glotzten den Grafen an.

Als derselbe wieder weiter ritt, war es ihm bestimmt, auch noch den Rest der Familie der grünen Fichtau zu sehen. Die Vorhersage des alten Romanus war rascher in Erfüllung gegangen, als man gedacht hatte; der Weg durch die Fichtau war ein Fahrweg geworden, schöne, kurze Gebirgswägelchen rollten auf ihm, und nur noch selten, gleichsam wie ein übergebliebenes Alterthum, hörte man das Saumglöcklein, das an dem Halse eines alten, mit Gepäck einherschreitenden Thieres hing. Auf

diesem Wege begegnete dem reitenden Grafen an einer Stelle des Pirniz, wo man recht schöne Geländer gemacht hatte, ein Wagen. Auf demselben saß ein vornehm bürgerlich aussehender Mann, der ihn leitete, der Lederermeister Albrecht von Perklas. Hinter ihm war die einst so schöne Lenore. Sie war kaum mehr zu erkennen. Zwar leuchtete von ihrem Antlitze noch immer die Frische, die Gesundheit und Freude, aber sie war fast zu dick geworden, eine wohlhabende, mehr in der Stube, als auf dem Felde sich aufhaltende Bürgerin. An ihrer Seite saß ein erwachsenes Mädchen, ganz die einstige schlanke, feine, unsäglich edel gebildete Lenore der grünen Fichtau. Hinten waren noch zwei, ziemlich erwachsene Buben und ein kleines Mädchen aufgepackt, die ganze Freude des Bürgerhauses, die zu den Großeltern hinaus geführt wurde.

Prokopus ritt vorüber: er ritt an dem entgegenrauschenden Wasser und an dem hereindunkelnden Grün der Bäume hinaus.

Die ganze Zeit, als er nicht zu Hause gewesen war, war Gertraud in ihrem Zimmer gesessen, und hatte kreideweiß immer an Tüchern genäht.

III.

Der Abend.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Die natürlichen Dinge gehen ihren Lauf, wir mögen noch so großen Schmerz darüber empfinden. Es ist aber in unsere Macht gegeben, die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen, und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge.

Die Kinder Prokops und Gertrauds waren erwachsen. Sie waren gemalt und in dem grünen Saale aufgestellt worden. Die drei Töchter, die schönsten Nachbilder der sanften Mutter, standen gleich nach Prokopus — dann kamen die merkwürdigen Brüder: Julianus im reichen Goldkleide, in einem kleinen, vergoldeten Harnische, widrigen Angesichtes, furchtbaren, rothen Bartes, — Julius im grünen Jagdkleide, ein Bild edler, sanfter Schönheit mit auf das Kleid herab wallenden Locken. Wenn sein Vater, da er in diesem Alter war, das gleiche Gewand angehabt hätte, so wäre er Julius gewesen.

So standen die Bilder in dem grünen Saale; — es änderten sich gemach die Farben derselben, wie es ihre Natur ist, und Staub fiel darauf — und so werden sie stehen, wenn Alles an den Urbildern längst in dem Laufe der Zeiten dahin ist. Jetzt werden sie noch immer aus Liebe zu den Personen

gereinigt — einstens werden sie aus Liebe zu den Bildern gereinigt werden.

Die Töchter hatten geheirathet, hatten bedeutendes Gut mit bekommen, lebten sehr weit entfernt von den Eltern, schickten anfangs oft Botschaft, kamen selber manchmal — aber alles dieses wurde seltener: sie lebten bei ihren Männern, und die Eltern wurden alt — — sie hatten aber den Anfang der Ehe, die Einigung der Herzen zu demselben Klange noch nicht gefunden. Prokopius hatte schneeweiße Haare, in dem Angesichte Gertrauds waren die vielen, vielen Falten und die klaren, guten Augen der Jugend schauten daraus heraus.

Mit dem Bildnisse Prokops war ein merkwürdiger Zufall geschehen. Es löste sich ein Stück des Simses des grünen Saales und fiel herunter. Durch Anschlagen mit Rauhigkeiten und Zacken zerschmetterte und verletzte es das Bild so, daß es fast gänzlich vertilgt war. Prokopius hatte denselben niederländischen Meister, der es gefertigt hatte, kommen lassen, allein, da dieser erklärte, daß das Gemälde nie völlig in einstiger Ähnlichkeit hergestellt werden könnte, ließ sich Prokopius in seinem Alter malen, stellte das Bild in den Rahmen und verbrannte das frühere. So kam es, daß man in spätern Jahren mitten unter den jungen Gestalten, wo Töchter und Mutter sich ähnlich sahen, den alten Mann mit weißen Haaren als Vater und Gatten fand.

Gertraud weinte bitterliche Thränen. „Also nicht einmal die Bilder," dachte sie, „können in Vereinigung bleiben!"

Prokopius hatte den seltsamen Thurm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und sogar mit Hausrath eingerichtet. Hieher ging er nun immer und

schaute, mit einem Pelze angethan, nach den Sternen. Auch noch etwas anderes sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Thurmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen saß, mehrere sehr dicke und mit goldenem Drahte übersponnene Saiten bis an die Pflastersteine des Bodens nieder, auf dem der Thurm stand, so daß sie schief vom Thurme gegen den Boden gespannt waren. Diese Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg, in mächtigen, wenn auch oft in leisen und eindringenden Tönen. Ja, selbst in der Nacht, wenn Alles schlief, tönte oft das tiefe Summen auf dem Berge. Er hatte eine Einrichtung getroffen, daß er den Kloben, auf welchem oben die Saiten befestigt waren, durch den Druck einer Feder niedriger stellen konnte, daß die Saiten schlotterten, wenn er wollte, daß sie keinen Klang geben sollten.

So ging die Zeit dahin.

Gertraud saß in ihren Zimmern und weinte über die Ungerathenheit ihres älteren Sohnes, den sie, da der jüngere sich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. Die Söhne waren meist abwesend, weil Julianus herum schwärmte und Julius auf der Jagd war. Letzterer kam wohl öfter, und war bei dem Vater, der schwieg.

Endlich legte sich das thränenschwere Haupt zur ewigen Ruhe. Prokopus härmte sich so bitter und furchtbar um sie, daß er ihr bald zur Grube folgte.

Julianus schrieb im rothen Saale unter die unvollendete Lebensbeschreibung seines Vaters: „† (gestorben) am dritten Tage nach dem Worte: Zirkelodem der Sterne."

Was das Wort bedeuten mochte, kann man nicht errathen.

Auch Verse hat man von ihm in dem rothen Saale gefunden. Sie handelten über die Wunder der Welt.

In dem Sternengemache des Thurmes war eine kostbare Büchse, in welcher sich der grüne, vermorschte Schleier befand.

Alle Menschen in der Fichtau und weiter hin in dem Lande dachten, Prokopus sei ein sonderbarer, fast verrückter Mensch gewesen — da er so unverständlich gelebt, so sehr nach den Sternen geschaut, und in der Nacht so unheimliche Musik gemacht hatte. Er ist, dachten sie, wie manche seiner Vorfahren. — Und die Sache wäre so einfach gewesen. Andere Eheleute hätten sich gefügt und sich nach ihrer Art glücklich gefühlt. Sie waren höher, liebten sich und machten sich unglücklich. Sie strebten, ach! so heiß nach Einigung — ein haarbreit Hinderniß lag nur dazwischen, dieses kleine Haar war zu überschreiten; es ist so leicht — — aber gerade bei Wesen, deren Inneres ganz grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich, und meint, es wäre die Einigung sogleich gethan, das zweite dürfte nur sein, wie das erste, was so natürlich wäre. So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz.

Prokopus konnte nicht sein, wie sein Lehrer Bernhard von Muen, der groß und sanft war, und errang.

Der bei allen Nachbarn verrufene Julianus hauste nun auf dem Berge, nachdem er einmal im Wirthshause zur grünen Fichtau mit Julius eine Zusammenkunft gehabt, mit ihm gekämpft und ihn um das Vermögen der Mutter betrogen hatte, worauf dieser in die weite Welt ging.

Lieblich, wunderbar, schön in dem Glanze der Sonne lag die Fichtau draußen, und grünte und blühte und keimte immer fort

und fort, wie die Jahre flossen, wie Julianus fortlebte und nach ihm Geschlechter um Geschlechter, daß sich die Herzen der Menschen daran erfreuten, und daß sie ihren Kindern die Gaben geben konnten, die ihnen die reichen Berge brachten.

Des Wirthes Romanus Aussage, daß die Männer der grünen Fichten immer sehr alt werden, schien wahr zu sein; denn er selber war im höchsten Alter gestorben, sein Sohn Damian war jetzt auch im höchsten Alter, und dessen Sohn, der nunmehrige Wirth, mit heiterem, fröhlichem Angesichte verspricht in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. Es wohnt die Lust, die Behäbigkeit und die Freude um dieses Haus.

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Quisque fortunae suae faber est
Alter Schulspruch

Es war in einer Gesellschaft lustiger Männer ein Streit über den altlateinischen Satz ausgebrochen, daß jeder Mensch der Schmied seines Schicksals sei. Einige behaupteten, der Satz wäre echt römisch, und stehe gewiß in diesem oder jenem Werke dieses oder jenes Classikers; Andere sagten, er sei ein neues Machwerk, und schleppe sich erst seit kurzer Zeit durch unsere lateinischen Schulbücher. Aber, wie es geht, von diesem rein historischen Standpunkte, über den sie sich nicht einigen konnten, spielte sich der Streit auf den philosophischen über, und entbrannte nun auf das heftigste über die Frage, ob es auch wahr sei, was der Satz enthalte. Man führte nun nicht mehr bloß die Historie ins Feld, sondern suchte der Sache a priori beizukommen, indem man die Psychologie, die Logik und Metaphysik aufbot. Man redete über Zusammenhang der Dinge, sittliche Weltordnung, Emancipation vom Zufalle, Freiheit des Willens, und war auf dem Wege bis ins Endlose zu gerathen, als plötzlich ein Schalk, der bisher geschwiegen hatte, eine Geschichte zu erzählen anfing, worauf es nach und nach stille ward; denn beide Parteien horchten hin, in der Hoffnung, Gründe für ihre Behauptung aus der Geschichte ziehen zu können. Allein der Mann sagte seine Geschichte gerade

bis zu dem Punkte, wo sie sich spalten mußte, um der einen oder der andern Partei zu dienen — dann brach er ab und sagte, daß er den Rest morgen erzählen wolle, wenn sie etwa wieder zusammen kämen. Sofort erhob sich ein Lärm über Willkür und Täuschung, und man verlangte, daß er fortfahre. Aber, da er hartnäckig bei seinem Ausspruche blieb, so vertagten sie lustig den Streit, weil jeder begierig war, wie es nun weiter gehen werde, und weil jeder heimlich hoffte, ihm würden die Hülfstruppen aus der Sache zuwachsen.

Allein, da nun die vierundzwanzig Stunden vorüber gegangen waren, da sich die Gesellschaft versammelt, und der Mann seine Geschichte beendet hatte, so waren sie so ins Weite verschlagen, daß sie nun über ihren anfänglichen Satz gar nicht mehr stritten, sondern ihn Alle plagten, ob die Geschichte wahr sei, wo sie sich zugetragen, wie die Personen geheißen haben, und wären beinahe in den neuen Streit gerathen, ob die Geschichte aus innern Gründen wahr sein könne oder nicht. Der Mann aber lächelte verschmitzt, drehete seinen Ring auf dem Finger, und sagte kein Wort mehr. Die Klügern unter uns merkten, daß er uns am Narrenseile geführt, die Andern aber haderten auf dem neuen Wege weiter, auf den er sie gelockt hatte.

Da ich aber nun die Geschichte gerne wieder erzählen möchte, der Mann jedoch, wie ich oben sagte, ein Schalk ist, so weiß ich in der That nicht, ob er sie gelesen, ob sie ihm Jemand erzählt, oder ob sie sich gar an ihm selber zugetragen habe. Letzteres wäre nicht ganz unwahrscheinlich, da man sich aus seinem früheren Leben noch ganz andere abenteuerliche Sachen erzählt. Jedenfalls aber hat er sich die üblen Folgen, die etwa aus meiner Plauderhaftigkeit entstehen sollten, selber zuzuschreiben: warum hat er

uns die Geschichte arglistig erzählt, und warum hat er uns nicht aufgetragen, dieselbe geheim zu halten.

Es waren zwei Männer. Mein Vormann hat sie Erwin und Leander genannt. Beide waren sehr reich, hatten aber in ihrer frühesten Jugend das Unglück gehabt, ihre Eltern zu verlieren und jeder stand dann unter einem tyrannischen Vormunde. Gleiche Schicksale, gleiche Jahre, und vielleicht auch ein Zug des Herzens hatte sie schon früher zusammengeführt. Sie betrieben auf dem mauerschwarzen Collegium dieselben Studien, nämlich die Anfangsgründe alter Sprachen, und naschten zu Hause mit einander dieselbe Lectüre, nämlich nicht etwa Kinderbücher, sondern nur alte Classiker. Sie hatten auch nie Kinderkleider gehabt, sondern, selbst da sie noch ganz klein waren, schon nach dem Schnitte der Vormünder, und auf das Wachsen berechnet, daher immer zu groß — jeder hatte einen sauersehenden Diener, und in jedem der zwei blühenden Kindergesichter war die traurige Miene und der liebeleere Blick von Waisenknaben bemerkbar.

Nach und nach wurden sie in die Welt und das Leben eingeführt, das heißt, sie kannten die Gesetze der Spartaner, beteten die Stoiker an, ahmten Beide nach, und waren außer sich über das Bekannte jenes Weibes: „Es schmerzt nicht." Leander kam wohl zu besondern Zeiten, damit er, wie der Vormund sagte, Manieren lerne, in diese oder jene Familie, die einst mit seinem nun verwaiseten Hause verbunden gewesen war, aber er lernte dort nichts, weil er bloß schwieg, in einen Winkel gedrängt wurde, und bei der ersten Gelegenheit fort ging. Um Erwin aber, dessen Güter lauter Raubritterruinen in den fernen Waldbergen waren, kümmerte sich kein Mensch und kein Hund. Wenn er mit seinem Diener zur Schule ging, so geschah es zuweilen,

daß eine Mädchengestalt etwa über seinen Weg trat, oder in einem Wagen vorbei fuhr; allein er machte sich nie davon eine deutliche Vorstellung, was das sei, und wie sie sich von ihm unterscheide.

Nicht weit von der Stadt war ein verrufener Winkel, „die Gänseweide" geheißen; dort rangen sie, warfen den Diskus, und fochten mit Schild und kurzem Schwerte. Weit von ihrer Wohnung, wo der Fluß zwischen düstern Föhren stagnirte, schwammen sie, und sprangen über ausgetrocknete Lehmgruben.

Als sie Jünglinge geworden, schlossen sie einen Freundschaftsbund, wie etwa zwei gefeierte Namen des Alterthums, und damals hatten sie auch verabredet, im strengsten Sinne des Wortes, wie das classische Sprichwort sagt, die Schmiede ihres Schicksals zu werden, nämlich sich von Allem unabhängig zu machen, was zufällig sei, damit geschehen könne, was auf Erden möglich, ohne ihr inneres Glück zu berühren. Von diesem Tage an aßen sie nur mehr eine vegetabilische Brühe, annähernd die schwarze Suppe Lakedämons, schliefen auf bloßem Stroh, und verbannten alle Geräthe, außer einem Tische und einer Bank. Ihre Zeit und ihre Mitwelt ging neben ihnen her, als sei sie vor tausend Jahren gewesen.

Daß ihr äußeres Benehmen auf diese Weise ungeschlacht und eckig, ja unheimlich und lächerlich zugleich werden mußte, ist begreiflich, nur sie ahneten nichts davon. Bloß darin mochte sich ein dunkles Gefühl davon aussprechen, daß sie, je mehr sie heranwuchsen, desto mehr die Gesellschaft flohen, namentlich die gesellige, von Männern und Frauen gemischte; nur mit dem einen oder dem andern verwitterten und bemoosten Repetenten der Schule pflogen sie Umgang und lernten von ihm Kneipenton,

was sie für moderne Welt hielten, im Gegensatze zu der alten classischen. Tanten und Mädchen gossen ihnen Blei in die Glieder, so daß die Füße in dem Boden und die Hände in den Rocktaschen wurzeln mußten. Sie erlangten die Beweglichkeit erst wieder, wenn sich der Zauber dieser Klapperschlangen entfernt hatte. Nur Leander hatte sogar schon einmal mit einer geredet, er war damals achtzehn Jahre alt, sie fünfzehn und wunderschön. Er mußte zum neuen Jahre Glück wünschen gehen, und traf unseliger Weise nur Mutter und Tochter zu Hause, und zum Ausgehen angezogen. Noch dazu wurde die Mutter abgerufen und sagte im Weggehen: „So reden Sie doch mit Emirenz, Herr Baron!" Damals nun hatte er gefragt: „Diese Webe an Ihrem Gewande ging gewiß aus Ihrer und Ihrer Mutter kunstreicher Webehand im Frauengemache hervor." Emire wurde bloß im ganzen Gesichte blutroth, und hatte ihm aber gar nichts geantwortet. Seit der Zeit beging er lieber die schreiendste Unart, als daß er sich wieder einer solchen Lage ausgesetzt hätte. Erwin hatte solches nie zu erdulden gehabt; denn er war in seinem Leben noch nie auf dem glatten Boden eines Besuches gestanden.

Eine Stellung hatten sie trotz alledem, in welcher sie jedes Auge mit Vergnügen anschaute, nämlich, wenn sie zu Pferde saßen — reiten hatten sie bei dem ersten Meister gelernt — da reichte kein Jüngling an diese zwei kraftvollen, schönen Göttergestalten. In der That hatten sie durch ihre Übungen eine Gesundheit erlangt, daß ein eiserner Thurm auf sie fallen konnte, ohne ihnen etwas anzuhaben, und eine tigerartige Kraft und Geschmeidigkeit, die nur in Wüsten vorkömmt, leider trat sie bloß bei ihrem einfachen Laufen und Springen hervor, nie aber

im geſelligen Verkehre. Auch war ihrem Erſcheinen ein Umſtand im Wege, den ich zum Schaden meiner Helden noch anführen muß. Sie gingen nämlich, wie einſt als Knaben in Männerkleidern, ſo jetzt als Jünglinge in Greiſengewändern, und noch dazu faſt im Schnitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ließen, oder vielmehr ihre Bedienten — ſonſt faſt Todfeinde, in dieſem einen Punkte aber wunderbar gleich — ließen bei demſelben uralten Schneider arbeiten, und zwar ſo, wie es in ihrer Jugendzeit ſchön geweſen wäre. Sie trotzten mit der Garderobe ihrer jungen Herrn der Macht des neuen Jahrhunderts. Nur die jungen Herrn wußten es nicht, da ſie zu Hauſe keinen Spiegel hatten, und auf der Gaſſe nur Andere, nicht ſich ſahen. Bloß in dem einen Stücke gingen ſie mit der Mode, daß ſie ſich allen Bart wachſen ließen, aber doch wieder mit der Ausnahme, daß ſie vorhatten, ihn mit der Scheere nach altgriechiſcher Art zuſammen zu ſtutzen, wenn er nur erſt groß genug ſein würde.

Ob ſie in dieſer Lage glücklich waren?

Ich glaube beinahe: ſehr; denn ihr Leben machte ihnen Freude, ein anderes kannten ſie nicht. Ihr reiner, ſproſſender Körper gab ihnen Gefühle von Behagen und Wohlſein, wie ſie Andere gar nicht zu ahnen vermögen, und eine Heiterkeit trat hervor, die in der That durch keinen Unfall zu trüben war, nachdem ſie nur einmal jene Zeit überwunden hatten, wo aus den Augen eines Kindes, wenn man es für glücklich halten ſoll, noch die empfangene Mutterliebe herausſchauen muß. Ihr Geiſt war auch glücklich, denn ſie hatten ſehr viel gelernt und erfreuten ſich gegenſeitig des Beſitzes. Alte Geſchichte und Literatur, dafür gar keine neue, Mathematik in allen Zweigen, dann die Realwiſſenſchaften — Alles das hatten ſie ſich nach und nach meiſtens

beigebracht, und zwar in einer Vollendung, wie selten junge Leute — es war eine andere Art Rennbahn gewesen, und in diesen Übungen erfreute sich ihr Geist. Von Gefühlen schwärmender Sehnsucht, von namenlosen Hinausahnungen, von Schmachten, von Trieben des Herzens, von süßem Schmerz, und so weiter, war gar nichts da; außer einigem Übermaß classischer Begeisterung waren sie in diesen Dingen so roh wie die Irokesen.

Wenn es mit ihnen so fort geht, so haben sie das Räthsel gelöset, das sie sich aufgegeben, nämlich jetzt waren sie die Schmiede ihres Schicksales, und zwar eines ganz und gar glücklichen; denn wenn auch von dem einen oder andern Vormunde mit Schmerzensrufen und Lamentirungen die Nachricht einging, wie dort der Hagel wieder ein Feld in den Grund geschlagen, hier eine Scheuer abgebrannt und dort ein Knecht ein Schlingel gewesen sei, so war ihnen das bloß komisch: denn sie hatten für ihre künftigen Bedürfnisse so lächerlich zu viel, daß eher eine Verlegenheit daraus entstanden wäre, was sie mit dem Überschusse thun sollten, als daß sie sich hätten kränken können, wenn etwas verloren ging.

So lebten sie mehrere Jahre, waren meistens beisammen, und trugen sich mit Vorstellungen, wie sie erst, wenn sie in den Besitz ihres Vermögens kämen, eine recht eigentliche eiserne Unabhängigkeit gründen wollten, die sie zum Herrn der ganzen Welt machte.

Der erste, welcher von diesem Zusammenleben Abschied nehmen mußte, war Leander, der etwas älter war. Es erschien ein junger Mensch, und mit dem mußte er seine Reise durch Europa antreten, daß er Welt bildung bekomme. Der Vormund selbst hatte ihn abgeholt, und nun ging Erwin allein in den

Räumen der Musenstadt herum. Aber auch seine Zeit dauerte nicht mehr lange; denn er wurde, da sein Vormund plötzlich starb, mündig erklärt und in die Verwaltung seiner Güter eingesetzt. Man hatte absichtlich keinen Briefwechsel verabredet, weil diese Trennung die erste Probe ihrer Grundsätze sein sollte. Erwin ging in das Gebirge und auf der dreißig Meilen langen Straße lief das Gerücht hinter ihm her von dem Manne, welcher lauter Genüsse gegessen habe. Sein Plan ging noch viel weiter, als der Leanders. Nicht Europa, das er fast verachtete, wollte er besuchen, sondern um seine menschliche Kraft an der großen, aufrecht stehenden Natur zu üben, statt sie an Afterverhältnissen herabzubringen, beschloß er nach Texas zu gehen, dort an der Grenze der Wilden eine Niederlassung zu gründen mit dem Keime antiker Kraft und Gesetze, der sich durch die ganze Republik verbreiten, dereinst wachsen, und etwa einen Staat von spartanischem Erze, athenischer Schönheit und römischer Tüchtigkeit erzeugen, der dereinst seiner geographischen Lage nach der erste der Welt werden würde. Vorher wollte er die Verwaltung seiner europäischen Güter auf einen Fuß seiner eigenen Einsicht bringen, welche auf mathematischer Basis ruhte, so daß nach seiner Abreise ruhig das Gesetz fortwirkte, und ihm dorthin die Zuflüsse sende, die er zu seinen Zwecken brauchte. Erreiche er dieselben wegen äußerer Zufälle nicht, so seien sie doch moralisch da, und erreicht; das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter.

Alle Diener und Müßiggänger, alle Schmarotzer und Freunde des Hauses, alle Beamten, große und kleine, waren in ihrem Herzen unsäglich erleichtert, als sie den Tod des unerträglichen, tyrannischen Vormundes erfuhren, und die Ankunft des

schwachen Narren, seines neuen jungen Herrn, erwarteten. Der Verwalter konnte sein Staunen drei Tage und drei Nächte nicht verwinden über die unsägliche Albernheit seines neuen Gebieters, wie er ihn verwirrt und ehrerbietig vor seiner eigenen Tochter, der thörichten Rose, stehen sah, wie er lauter Kräutersuppe aß, stets zu Fuße ging und auf einem Bund Stroh schlafe. Aber ehe zwei Jahre ins Land gingen, sagte man sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ins Ohr, welch' unendlich fürchterlicher Tyrann jetzt da sei: Zwei Jahre nicht zornig und zwei Jahre unerbittlich.

Erwin ließ sich, als er einen Tag zu Hause gewesen, sofort alle Papiere, die sich auf den Complex seiner Güter und auf Einzelnes bezogen, vorlegen, und las darin anderthalb Jahre, dann schrieb er ein halbes Jahr, und legte endlich dem Verwalter den Entwurf für die Zukunft vor. Dieser sagte, er sei unausführbar. Erwin erwiederte nichts, aber in zwei Jahren war der Entwurf ausgeführt und im Gange, er hatte nur zu diesem Behufe zwei Drittheile seiner Leute entlassen. Keine Gesellschaft, kein Gastmahl, kein Tropfen Wein, als lauter verkäuflicher, keine Kutsche, kein Pferd daran, einen groben, grauen Rock, Tags über stets am Schreibtische, und von Boten und Beauftragten umringt, Abends allein im Garten, Klettern, Laufen, Steine werfen, über Holzböcke springen, dabei immer ernsthaft bleiben — — es ging über menschliche Begriffe! — und so jung, und so geizig und so unerhört hartnäckig; um kein Jota durfte von seinen Anordnungen abgegangen werden. Und als nach fünf Jahren Alles in seinem Gange war, sahen sie ihn in dem grauen Rocke, mit einem Ränzchen auf dem Rücken, und einem Knotenstocke in der Hand fortgehen und nicht wieder kommen.

Er war auf dem Wege nach Havre, um von dort New-Orleans zu gewinnen. Ein Oberverwalter war bestellt, alle Correspondenzpunkte bestimmt, und Alles in absoluter Festigkeit und Gewißheit. Seinen Freund hoffte er in Paris zu finden, wo er sich, wie er gehört, schon seit einem Jahre aufgehalten, und er hoffte ihn vielleicht zur Theilnahme der Nachfolge zu bewegen. Aber auf seiner fünften Nachtstation hatte er das Unglück zu erfahren, daß sich Leander auf das Schmählichste geändert. Er fand nämlich dort auf der Post einen Brief seines Verwalters, und darin ...en eingeschlossen einen von Leander, der ihn zu Gaste auf seine Hochzeit bat: „Ich habe dich," hieß es unter Anderm darin, „du geliebter, alter Freund und Genosse meiner Jugendträume, nicht vergessen, und immer nicht vergessen können. Erinnerst du dich noch an das kindische Versprechen des Nichtcorrespondirens — nun ich muß es doch brechen, um zu sehen, wie es mit dir ist, da du gar nichts hören lässest. Auf alle deine Schlösser hab' ich zugleich Abschriften dieses Briefes gesendet, und hoffe dich gewiß bei mir zu sehen, wenn du nicht etwa indessen, weiß Gott wo, in Europa herum vagirst. Wir hätten dich trotz der Unpäßlichkeit meiner Eveline und der Abneigung ihrer Mutter vor Reisen auf einem deiner Nester überfallen, wenn wir nur gewußt hätten, wo. Alle Nachrichten der Reisenden stimmen darin überein, daß auf keinem deiner Güter eine Herrschaft wohne. Bist du etwa in süßen Banden? wie!? und halten dich diese in der Stadt? ich hoffe, daß ein deiniger Lehensmann, dem dieser Zettel in die Hände geräth, so viel Vernunft haben wird, ihn dir zu übermachen. Ich sehne mich im Ernste nach dir, die holdesten, liebsten Fäden meines Herzens und meiner Kinderspiele laufen in dir zusammen. Eveline ist zu begierig auf dich. Komme,

komme, und komme, du bist der Willkommenste auf Schloß Turun."

Erwin war zu einer Säule erstarrt. Das erste Mal in seinem Leben half ihm die Stoa nichts. Er suchte vergeblich, zu machen, daß dieser Schmerz und dieser Verdruß nichts sei — er war immer wieder da, und so sehr er bisher und so glücklich er an seinem Schicksale geschmiedet hatte: dieser Klumpen von Eisen war einmal absolut nicht zu schweißen, ja er wurde sogar, wie gerade starke Menschen, wenn sie einmal aus dem Geleise sind, nervös, und ärgerte sich über Dinge, über die sich Niemand zu ärgern hat; über die gläsernen Salzfässer, über den kleinen Wirth, und über seinen Ärger. Turun lag nur eine Meile von dem Städtchen, übermorgen war Hochzeit, ganze Wagen voll Gäste waren schon durchpassirt, mit der lieblichen Morgenröthe war auch die Stoa beinahe wieder gekommen, aber doch nicht ganz: denn statt seine Reise gelassen fortzusetzen, wie Zeno gethan hätte, dachte Erwin: „dies eine Mal kann ich ja von meinem Vorhaben so weit abgehen, daß ich es um zwei Tage verzögere, oder auch gar nicht verzögere, denn diese zwei Tage kann ich ja im Gehen einbringen — ich will hinüber und meinen einstigen Freund mit meiner ruhigen Gegenwart beschämen, und etwa retten, was noch zu retten ist."

Ach, der Arme! den süßen Zug, der ihn heimlich zu dem ehemaligen Lieblinge zog, wagte er nicht, sich einzugestehen. Und so ging er gegen Abend auf Schloß Turun hinüber. Das Ränzlein hatte er bei dem Wirthe gelassen, mit dem Bedeuten, daß er es übermorgen abholen werde.

Er war nicht ganz zufrieden mit sich und sein Herz war auf dem ganzen Wege unruhig. Dieses erstemal hatte er seinem Zwecke

zuwider dem Zufalle nachgegeben, aber es soll gewiß auch das letzte Mal sein.

Drüben war Alles vollgestopft mit Gästen. Man geriet durch den neuen Ankömmling in eine zweifache Verlegenheit: erstens, was man denn aus seinem einfachen, grauen Rocke machen sollte, der so unsäglich hochzeitswidrig war, und zweitens, wohin man ihn einquartieren werde; denn von allen Geladenen waren entweder Entschuldigungen oder Annahmen eingegangen, und jeder Raum und jedes Räumchen des Schlosses war vergeben, bis auf Eines, wohin man aber unmöglich einen Menschen stecken konnte, ohne sich der größten Verantwortung auszusetzen. Nur Leander in seinem wahrhaft stürmischen Entzücken, daß er den Mann wieder habe, den er am meisten auf dieser Welt liebte, machte sich aus beiden Verlegenheiten nichts. Über das Erste, worauf sich doch die Blicke aller Andern richteten, glitt sein Auge ohne Bewußtsein hinaus; über das Zweite, als es ihm der Haushofmeister zugeflüstert hatte, lachte er bloß und sagte: „Dieser Mann, Erwin, trägt Bedenken, dich in eine Stube zu weisen, worin Gespenster sind. Du mußt nämlich wissen, daß mein Haus nicht bloß von Außen das ganze, weitläufige Ansehen eines alten Feudalschlosses hat, sondern daß es auch noch seinen Geist auf unsere ungläubige Zeit herüber gerettet. In dem Zimmer, wo du heute schlafen sollst, geht zu Zeiten unsere weiße Frau herum, eine Dame des Hauses aus dem eilften Jahrhundert. Sie ist aber nicht etwa eine Verbrecherin, sondern bloß eine Schutzfrau, die nur zur Warnung erscheint. Heute, meine ich, wird sie wohl ruhig in der Gruft bleiben; denn wenn sie gegen Evelinen etwas hätte, so hätte sie mir zarter Weise doch viel früher erscheinen sollen — außer sie

dehnt etwa ihre Sorgfalt für mich auch auf dich, meinen Freund, aus, wenn du vielleicht auf bösen Wegen wandelst."

Erwin, der keine andern, als classische Gespenster kannte, fürchtete keine mittelalterlichen, und beruhigte den Haushofmeister, der nun sofort befahl, daß man das rothe Eckzimmer lüfte, daß man weiche Tunen in das Bett lege, Teppiche breite, den Kamin heize, und Wein und kalten Braten auf den Tisch stelle. Alles müsse noch bei Tageshelle fertig sein.

Leander nahm nun den Freund, indessen man sein Zimmer bereitete, mit sich in sein eigenes Gemach, das einzige, das ihm heute zu freier Schaltung übrig geblieben war, und bewillkommnete ihn dort wieder und wieder, so daß es dem Andern fast süß und lieb ins Herz geflossen wäre, wenn er nicht den feinen, schönen, verweichlichten Mann vor sich hätte stehen gesehen, der einst sein starker, edler Freund gewesen. Ob der Mann aber nicht auch in dem fein rasirten Angesichte und dem modernen Fracke noch edel und stark geblieben sein könnte, davon ahnte Erwin in seiner Einseitigkeit nichts, Leander aber durchblickte den armen Freund gar wohl.

„Wir wollen heute und morgen," sagte er, „einmal das reine Beisammensein genießen, und von nichts Anderem reden, was es trüben könnte. Ich fürchte, du bist auf einer weiten Reise."

„Ja, nach Texas, wo ich bleiben will."

„Da sei Gott vor, was willst du denn in dem verworrenen, unsicheren Lande? Davon müssen wir dich abbringen."

„Das wird wohl nicht angehen," sagte Erwin lächelnd.

„Nun, nun, es sei, wie es wolle," versetzte Leander, „lassen wir das Alles, wir wollen schon über dich gehen und dich heilen.

Jetzt komme, damit wir nicht ſtreiten, mit mir auf den Balkon, ich will dir meine Gäſte aufführen, die unten im Parke ſpazieren gehen, und dir auch die Stelle zeigen, wo ſich der liebe Zufall ereignete, der mich mit Evelinen verbunden hat."

„Laſſe mich doch wenigſtens aus deinem Munde nicht das Wort Zufall vernehmen," entgegnete Erwin, „es iſt, als ſei es unmöglich, daß du es ſollteſt ausſprechen können."

„Noch viel mehr," ſagte der Andere, „ich will dich lehren, daß es einen Zufall gibt, und daß wir nur weiſe ſind, wenn wir ihn beherrſchen."

Mit dieſen Worten hatte er den Freund auf den Balkon hinaus geführt. Dort fuhr er fort: „Ja, wenn du nicht gar zu ungelehrig biſt, ſo hoffe ich mit Zuverſicht, daß ich bald ſo glücklich ſein werde, bei dir einem gleichen Feſte beizuwohnen, wie du heute bei mir."

„Laſſe doch ums Himmels willen die Weiber," ſagte Erwin und zuckte ordentlich weg, als hätte ihn ſchon eine dieſer Schlangen bei der Hand.

Der Andere aber fuhr hartnäckig fort. Entweder merkte er die Stimmung des Freundes nicht, oder wollte er ſie nicht merken. „Da wäre die zarte Agnes Harrand, die dort neben dem Merkur ſteht, ſie iſt die Schönſte des Landes, und erſt ſiebzehn Jahre alt. Oder jene roth gekleidete, ſchlanke Figur neben der dicken Mutter, das iſt die Gräfin Roſalie Steinheim, ſo gut und ſchön, wie eine Taube. Siehe da gerade über das Parterre geht eine Schmiedin ihres Schickſales, wie wir es einſt waren. Unſere jungen Herrn würden lieber ein glühendes Eiſen anrühren, als dieſe Dame, ſo ſtolz iſt ſie. Sie bleibt unvermählt, weil ſie keinem Zufalle, d. h. keinem Manne, preisgegeben ſein will.

Es freit auch keiner mehr um sie. Der alte Mann, mit dem sie geht, ist ihr Vater, der Ritter Fargas, mein nächster Nachbar, sie heißt ebenfalls Rosalie, und wenn du reiten lernen willst, so nimm sie zum Stallmeister. Dort auf der Gartenbank sitzen gar drei auf einmal, doch nur die mittlere ist ausgezeichnet, die andern minder, aber jede trägt zwei Rittergüter in der Schürze. Sie sind die Baronessen Kralstein Bertha, Emilie und Clarinda. Eine heißere Sonnenscheibe, als Emiliens schwarzaugige Blicke gibt es nicht. Oder betrachte die, welche jetzt von Rosalie Fargas leichthin gegrüßt wird, sie ist viel gefeiert und einige sind über sie verrückt, sie ist die Gräfin Mirie, eine einzige Erbin — und dann erst die, die wir nur von ferne sehen, oder erst die, so von den Gebüschen bedeckt sind, Johanna, Mathilde, Emerentia, Sibylla, Margaretha, Cajetana, und wie sie heißen mögen. Morgen wirst du sie alle neben alten Papa's-, Mama's- und Onkelsgesichtern sitzen sehen und kannst wählen. Dem Sohne deines Vaters, und deinen ungeheuern Wäldern wird keine abgeschlagen. — Doch Scherz bei Seite, Erwin. Morgen wird Eveline kommen, und du wirst die ruhig schöne Tugend sehen, aus klaren, fleckenlosen, aufrichtigen Augen schauend, und ein solches Gut wünsche ich deinem Herzen, dem festesten und besten dieser Welt.

Erwin aber bat mit düstern, trüben Blicken, daß er ihn mit alle dem verschonen möge, daß man ihm lieber sein Zimmer anweise, und daß man ihm gestatte, für heute dort zurückgezogen bleiben zu dürfen. Wie er es morgen halten wolle, war ihm noch nicht recht klar, nur so viel ungefähr schwebte ihm vor: wenn nur diese Nacht überstanden sei, so werde er morgen bei der Ceremonie sein, und dann sogleich auf dem Wege nach

Havre. Verstimmt, mürrisch und durchaus nicht mehr Herr seiner Stimmung, ließ er sich von Leander in das rothe Gemach geleiten. Er schrieb Alles dem Zufalle zu, dem er sich hingegeben, und dachte, es werde nicht eher gut, als bis er wieder auf der Straße nach Havre sei, Niemanden Raum gebend und gehorchend, als sich selbst und seinen Entschlüssen. „Daher kommt Alles," dachte er, „daß ich das Ding da nicht gelassen habe, wie es ist, und ruhig meines Weges weiter gegangen bin. Nun habe ich Reue, ein Ding, das früher nie da war, und nun schmiede ich vergebens an meinen Gedanken, daß sie ruhig und ebenmäßig sein sollen, und sie fahren widerspenstig im Kopfe gegen einander."

Leander empfahl sich, der Andere schloß hinter ihm seine Thüre zu, und betrachtete sich trübselig die Behausung, in der er die Nacht zubringen sollte. Er war über sich ärgerlich, daß er nicht ruhig sei, daß so viele fremde Dinge kämen, und deshalb ging er an die Musterung des Zimmers, um sie abzuleiten. Es war nicht anders, als gewöhnliche Zimmer sind, nur, da es in einem reichen Schlosse war, war es groß, ein reguläres Viereck und mit einem ungeheuern Kamine versehen, in welchem trotz des nicht kühlen Maiabends ungeschlachte Scheite loderten. Die Fenster gingen gegen Osten, an dem bereits, da die Sonne schon untergegangen, ein riesengroßer, blutrother Vollmond stand, und matt durch die Gläser herein schien. Erwin, dem die Hitze zuwider war, da er stets in ungeheizten Zimmern schlief, öffnete die Flügel des einen Fensters, und sah nun, daß es das letzte einer langen Fronte sei, und daß daneben rechtwinklig eine andere, noch längere Fronte wegspringe mit unzähligen, riesenhaft wegstehenden Dachrinnen, welche große, kupferne Rachen aufrissen. Drüber hinaus standen Wirthschaftsgebäude in allen

Richtungen verschoben, und über sie blickten die Wipfel des Parkes herein, gegen den Vollmond emporstehend. Da er dieses betrachtet hatte, ging er an den Tisch, nahm sich Brot und Wasser und hielt Abendmahl. Der Braten und Wein blieb unangerührt stehen. Da es indessen ganz finster geworden, zündete er die auf dem Nachttische stehenden Kerzen an und bemerkte, daß ein modernes Buch daliege, welches etwa der Haushofmeister zur Zerstreuung des Gastes hergelegt. Damit keine Kohle auf den Teppich herausfalle, schürte er noch das Feuer in dem Kamine zurück, schob den Holzkorb ein wenig weiter hinweg, dann nahm er alle Dunen und alles Zeug aus dem Bette bis auf den Strohsack und eine Decke, packte Alles auf einen Kasten, dann legte er die Oberkleider ab, versuchte noch einmal die Güte des Thürschlosses, da er große Summen im grauen Rock führte, und legte sich endlich auf sein Stroh nieder. Die durch das offene Fenster hereinströmende Mailuft that ihm sehr wohl, da es ihm von dem unvernünftigen Heizen unerträglich warm schien. Eine Weile las er in dem Buche, es stand von nichts als lauter überschwenglicher Liebe in überschwenglichen Versen darinnen, dann legte er es weg, löschte die Lichter aus, und starrte noch eine Zeit in die zusammensinkende Gluth des Kamines, die um so düsterer roth war, als daneben das weiße Silber des Mondes in breiten Scheiben auf dem Fußboden lag. Dann mit einem flüchtigen Gedanken an die weiße Frau und mit verwirrten Träumen von Emilie, Emerentia, Cajetana entschlummerte er fest und ruhig.

Wie lange er mochte geschlafen haben, wußte er nicht, aber es durfte schon Mitternacht vorüber sein, da war es ihm, als streife ein eiskalter Hauch über sein Gesicht. — War es nun,

daß er über die Sagen des Zimmers doch nicht ganz gleichgiltig war, oder war es seine angewohnte Entschlossenheit, er weckte sich aus dem halb träumenden Zustande, in den ihn der Luftzug versetzt hatte, vollends auf und öffnete seine Augen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er gerieth, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war: im Kamine, wo er nur ein Häufchen verglimmender Kohlen gelassen hatte, loderte ein helles Feuer, vor demselben, die Fußsohlen gegen die Wärme haltend, und ihm den Rücken zugekehrt, saß eine Gestalt, über und über mit weißem Zeuge, wie mit Nebelhüllen angethan, vorne durch das Kaminfeuer blaß rosenroth angeleuchtet, hinten mit dem bleichen, fast blauen Scheine des Mondes belegt. Er getraute sich keinen Athemzug zu thun, so war er erschrocken. Er glaubte noch zu träumen, und redete sich innerlich zu, zu erwachen, aber er antwortete sich, daß er ja wache; denn auf dem Tische stehen die zwei Flaschen, und ganz deutlich die Teller mit den Speisen, da stehen neben ihm die zwei ausgelöschten Kerzen, da liegt das Buch und dort auf dem Kasten das herausgeräumte Bettzeug, von dem Feuer sanft roth gesäumt — und es ist ja so heller Mondschein, daß man einen Strohhalm auf dem Zimmer liegen sähe. Die Gestalt saß unbeweglich in derselben Stellung dort. „Das ist meine rechte Hand," — sagte er sich, „das ist die linke, jetzt rühre ich den Daumen, jetzt den Fuß —" das Alles sagte und that er, um sich zu überzeugen, und um sich von jenem Zustande empor zu raffen, der sich bleischwer und alpartig auf ihn zu legen drohte und seine Sinne zu benebeln begann. Aber es half nichts, das Bild blieb unbeweglich dasselbe, und es war, als scheine der Mond nur immer greller darauf. Erwin war bis an die Wand gerückt, dort

drückte er sich an, zog die Decke bis an die Augen, und über seine Glieder ging es fast, wie ein Fieberfrost. Er schloß ein um das andere Mal die Augen, aber es half nichts, er mußte sie wieder öffnen und sie saß immer wieder dort. Einmal nur hatte sie wie traumartig den Arm gehoben, und ihn wie einen Bogen über das Haupt gehalten, wie etwa Jemand im Schlafe einen Arm über den Kopf emporzwingt. Dann aber hatte sie ihn wieder sinken lassen, und war unbeweglich wie früher. Nur die Füße hielt sie nicht mehr gegen das Feuer, sondern auf den Teppich gestellt. Sie waren ebenfalls schneeweiß.

Wie lange die Erscheinung schon dauerte, konnte Erwin nicht ermessen; denn ihm war alles Zeitmaß verloren gegangen. Nur eine Thätigkeit war ihm geblieben, die der Augen. Unverwandt und bezaubert mußte er sie immer hin heften, und den drängenden Athem ließ er so leise strömen, daß er ihn selbst nicht einmal hören konnte. Bald war ihm, die Gestalt rege sich, bald, sie sei starr — endlich regte sie sich in der That. Unheimlich langsam, wie ein Todtes oder Träumendes, richtete sie sich auf, wendete sich mechanisch um, schritt nebelhaft gleichmäßig gegen das Bett, beugte sich und legte sich hinein. Nur im Momente des Niederlegens hatte er ein kurzes, leises Seufzen gehört, wie von menschlichen Lippen — dann aber folgte bald das regelmäßige, tiefe Athmen eines ruhig Schlafenden.

So schmal sich nur immer ein ohnehin sehr schlanker Mann machen konnte, so schmal hatte er sich in dem Augenblicke gemacht, als sich die Erscheinung zum Niederlegen anschickte, wie ein Schilfrohr lag er an der Wand, und keine Fiber an ihm regte sich. Fast wollte ihn wieder die eisige Hand des Entsetzens packen, wenn er sich die seit achthundert Jahren modernde

Schönheit bei sich im Bette dachte. Aber da er das gesunde Athmen hörte, und da ihm war, als fließe sanfte Lebenswärme von der Gestalt zu ihm, so war nun sein Erstaunen noch größer, als früher sein Entsetzen gewesen war. Eine Zeit lang rührte er sich noch nicht, dann aber ganz behutsam und sachte, daß nichts knistere, drehte er den Kopf herum (er hatte nämlich früher das Gesicht gegen die Wand gekehrt) — aber sah nichts als feine, weiße Wäsche, die über eine menschliche Gestalt gedeckt schien. Das halb weggewendete Gesicht der Gestalt konnte er nicht sehen, weil eine sehr große Krause einer Nachthaube davor empor stand. Daß es nur ein Weib sei, schloß er, aber sein Zustand war um nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre. Bloß des einen war er sicher, daß ihm das Weib nicht gegen seinen Willen den Hals umdrehen könne, das andere war Alles ängstlich genug.

Wieder eine Weile war er ruhig — dann wagte er es, den Kopf auch ein wenig zu heben, um über die obere Kante der Krause auf das Gesicht niederblicken zu können. Auch diese Operation gelang. Halb schwebend hielt er so den Oberleib gehoben, und sah auf die ruhigen, schlummernden Züge einer jungen, schönen Dame nieder. Ja, sie war fast außerordentlich schön. Eine weiße, sanfte Stirn, darunter die zwei großen, geschlossenen Augenlieder mit langen Wimpern, feine, stolze Wangen, vom Schlafe leicht geröthet. Seine Angst erreichte den höchsten Gipfel, aber in ihr gab ihm der Himmel einen Gedanken ein, für den er ihm inbrünstig dankte, nämlich, sich leise empor zurichten, mit äußerster Vorsicht über sie hinaus zu steigen, seine Kleider zu nehmen, und in den Garten zu entfliehen. „Wenn nur die Thür einmal offen ist," dachte er, „zumachen wolle er

sie dann gar nicht mehr." Da das Athmen der Gestalt so sanft und gleichmäßig fort ging, machte er sich an sein Werk. Langsam und mit der gemessensten Behutsamkeit richtete er sich in die Lage empor, die er brauchte — schwebend prüfte er die Breite des Bettes — plötzlich geschah, da die Nacht doch kalt war, wieder durch das noch offene Fenster ein so eisiger Luftzug, wie der, welcher ihn aufgeweckt haben mochte — die Gestalt mußte ihn auch verspürt haben; denn sie that einen tiefen, unterbrechenden Athemzug, und griff mechanisch nach der Decke, die sie über sich zog. Erwin war indessen wie ein in die Luft geheftetes Marmorbild starr geblieben, und gelobte sich innerlich heilig, wenn er je wieder in einem fremden Zimmer schlafe, stets das Bett von der Wand zu rücken, damit man von allen Seiten hinaus könne. Endlich athmete die Gestalt wieder gleichmäßig weiter, und er ging an die Fortsetzung seines Werkes. Aber ruhig muß ihr Schlaf nicht gewesen sein, oder dichtete es ihm seine Angst vor: jeden Augenblick regte sie sich, und jeden Augenblick mußte er inne halten.

Endlich war er so weit, daß nur noch das Aufstellen des einen Fußes auf die jenseitige Bettkante und der leichte Sprung nöthig war, vor dem er, sich seiner Gewandtheit bewußt, sich gar nicht fürchtete. Aber eben, wie er so halb über sie gebeugt hing, wie einer, der die Schlafende entzückt bewundert, was aber bei ihm, weiß Gott, durchaus nicht der Fall war — eben in dem Augenblicke öffnete sie die Augen und starrte ihn, aber gleichsam mit erloschener Sehkraft, an. In dieser Sekunde that er das Thörichteste, was er zu thun vermochte: er plumpte nämlich mit eins in seine vorige Lage zurück — im Momente belebten sich ihre Augen zum völligen Sehen, und mit dem Schrei: „Nichtswürdiger Mensch!"

sprang sie aus dem Bette heraus, und „Rosa, Rosa!“ rufend eilte sie gegen den Kamin — hier aber hielt sie plötzlich, wie von einem Schlage betäubt, an, that einen gellenden Schrei, schlug ihre beiden Hände vor die Augen, und stürzte auf die Knie nieder.

Erwin war eben so schnell aus dem Bette, warf seinen Rock über, und wollte ihr beistehen. Aber er wußte nicht, wie es anzufangen sei, und sah bloß einen Augenblick hin, und da war es ihm, als zittere es innerhalb der weißen Hüllen heftig, wie wenn ein ganzer erschütterter Organismus bebt. In ungeschickter Güte nahm er sie bei dem Arme, aber sie riß ihn weg und rief leise: „Nur fort, fort!“ Das war ihm das Liebste, er raffte Alles, was sein war, zusammen, und näherte sich der Thür. Aber in demselben Augenblicke fühlte er sich wieder ergriffen, und hörte die Worte: „Verlassen Sie mich nicht — wie können Sie mich denn verlassen?“ Diese Worte waren in jenem Tone gesagt, den man, wenn es erlaubt wäre, flüsterndes Schreien nennen könnte, und der Ton, ob er ihn gleich nie gehört hatte, kündete ihm ihre furchtbare Gemüthsbewegung an. Die Seele hat einen Instinkt, die Leiden einer andern Seele zu fühlen — und dieser Instinkt gab ihm Geschicklichkeit zu handeln. Er wendete sich an der Thür um. „Ich will Ihnen helfen,“ sagte er, „ich will Alles thun, was in der Kraft eines Menschen ist. Sie haben sich in dem Zimmer geirrt, ich will Sie auf das Ihrige geleiten —“ in dem Momente fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ja gestern den Nachtriegel vorgeschoben, er that einen plötzlichen, scheuen Blick auf die Thür — es war richtig — der Riegel steckte noch, wie er ihn vorgeschoben, — es war nun kein anderer Weg herein gewesen, als das offene Fenster. — Sie war angstvoll

seinen Blicken gefolgt, und mit leisem Händeringen hatte sie die Worte geächzt: „Ach Gott! ach Gott!“

„Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig!“ sagte er.

„Ich kann nicht ruhig sein,“ antwortete sie, „ich kann nicht ruhig sein — Mann! wer sind Sie denn?“

„Ich bin Erwin Alan, der Freund des Schloßherrn.“

„Ach, es ist entsetzlich,“ sagte sie, gleichsam als hätte sie seine Worte überhört, „es ist entsetzlich —“ und händeringend ging sie im Zimmer herum. Dann, als wollte sie sich gewaltsam sammeln, setzte sie sich wieder auf den Stuhl, der noch vor dem Kamine stand, drückte ihr Gesicht verzweiflungsvoll in die Hände, und saß gebeugt da. Er stand neben ihr, aber da sich ihre Stellung Minute nach Minute nicht änderte, so nahm er sich wieder den Muth, sie anzureden: „Fassen Sie sich, fassen Sie sich.“

Sie sprang wieder auf, wollte vorwärts, wollte rückwärts, wußte selbst nicht, was sie wollte. Sie nahm ihn bei der Hand, und drückte sie so heftig, wie wenn man mit Angst etwas erflehen will, oder wie man einen Retter anfaßt. Er war auch ganz verloren, und wußte nicht was und wie; er nahm ihre andere Hand, er wäre bald vor ihr niedergekniet, wie man betet, aber dann erschien es ihm thöricht — und er rief, fast so angstvoll geworden, wie sie: „Ich will Ihnen ja helfen, aus Mitleid und Barmherzigkeit und Menschenliebe will ich Ihnen helfen, so sagen Sie nur, wie ich es kann?“

„Ach Gott, was werden Sie von mir denken, wenn ich es Ihnen sage — ich bin nun der Großmuth eines Mannes verfallen — zum ersten Male meines Lebens bin ich abhängig — ich will keinen einzigen mehr verachten, o Gott, wenn du mir

aus dieser Lage hilfst! — Aber Sie werden mich verrathen, wenn ich es sage, und mich verlachen."

„Aber nein — nein, so lange ein lebendiger Blutstropfen in mir ist, will ich Sie nicht verrathen, — so reden Sie nur."

Sie schlug ihre Augen zweifelnd zu ihm auf, und sah die schönen, ehrlichen, von dem Monde beschienenen Züge.

„Hören Sie mich," sagte sie leiser und gefaßter, „ich bin Rosalie Fargas. Kein Mensch weiß es, als mein Kammermädchen Rosa, daß ich im Vollmondscheine manchmal herumwandle. Ich weiß nicht, daß ich sonst aus dem Zimmer gegangen bin, aber heute — vielleicht sind breite Simse — Ihr offenes Fenster muß mich gelockt haben, da Ihr innerer Thürriegel vor ist — und, ach Gott, bei mir ist auch ein solcher von Innen vor."

„Schläft Rosa in Ihrem Zimmer?"

„Nein, daneben, aber die Thür zwischen beiden ist offen."

„Würden Sie auf dem Gange Ihre Zimmerthür erkennen?"

„Ja."

„So warten Sie ein wenig, ich will auf den Gang hinaustreten, und sehen, ob er frei ist, dann gehen Sie zu Ihrer Thüre, und klopfen leise, bis Sie Rosa hört und hineinläßt."

„Ach, da würde ich eher alle Schläfer dieses Schlosses mit meinem Pochen erwecken, als Rosa; denn die schläft so fest, wie sonst kein Mensch, und auch, wenn sie erwachte, so würde sie, ehe sie öffnete, ein Gespräch anheben wollen, um sich zu überzeugen, daß ich es sei."

„Sie haben Recht, es darf Sie kein Mensch erblicken, hier bleiben können Sie auch nicht, sonst vermißt Sie Rosa und macht Lärm; wo schläft denn Ihr Vater, ich will ihn wecken."

„Ich weiß es nicht — aber es nützt auch nichts, weil Sie anklopfen müßten, und er von innen noch mehr Lärm machen würde.“

„Es nützt auch nichts — es nützt nichts,“ sagte Erwin, und sah sie rathlos an. Plötzlich aber rief er: „Ha, mir kömmt ein Gedanke, der Alles löset.“ Hiebei war er an das Fenster gesprungen. Sie war ihm gefolgt.

„Wo liegt Ihr Zimmer?“

„Es muß das über die Ecke hinüber sein, wo das Fenster offen ist; denn alle andern sind zu, wo wäre ich denn sonst heraus gekommen?“

„Ich springe hinüber,“ sagte Erwin, „öffne leise ihren Riegel und Sie gehen hinein.“

„Um Gotteswillen, nein,“ flüsterte sie bestürzt, „in diesem Abgrunde zerschmettern Sie sich — da kann ja kein Mensch hinüber. Und in der Angst hatte sie ihn mit beiden Armen umschlungen, als springe er bereits hinaus.

„Ich kann es, ich kann es,“ erwiederte er, „Ihnen zu Liebe kann ich es,“ sagte er wiederholt, indem er die weichen Arme, von derlei er zum ersten Male in seinem Leben umschlungen war, aufzulösen strebte, und bemüht war, die sanfte Schulter, die er gefaßt, von sich wegzudrücken.

„Springen Sie nicht,“ flehte sie, „ich stürbe, wenn Sie hinunterfielen.“

„Ich falle aber nicht hinunter,“ sagte er, „ich falle nicht, lassen Sie mich doch, ich bin mehr geübt, als andere Männer, und kann viel, viel weiter springen, als dieser Raum beträgt.“

Zögernd — versuchsweise ließ sie mit zurückgepreßtem Athem von ihm ab — in demselben Momente war seine dunkle Gestalt

ſchon lautlos auf dem Fenſterſimſe, und im ſelben Momente auch ſchon nicht mehr, — mit einem ſchwachen Schrei war ſie zurückgeſunken, ihre Sinne flirrten, und ſie kämpfte mit einer Ohnmacht, aber doch durch Alles hindurch war ſich ihre geſpannte Seele bewußt geblieben, keinen ſchweren Fall gehört zu haben. Sie ſprang wieder vor, und blickte hinaus, aber auch im andern Fenſter war keine Geſtalt mehr. Dafür hörte ſie ganz leiſe draußen an dem Thürſchloſſe die Klinke verſuchen. Sie ging hin, öffnete den Riegel, und Erwin ging auf den Zehen herein.

„Gehen Sie nun ſchnell hinüber, die Thür ſteht offen," ſagte er, „nun iſt Alles gut."

„Ewig, ewig dankbar," flüſterte ſie, indem ſie auf das Innigſte ſeine Hand nahm, „Sie verrathen mich nicht."

„Nein, nie," antwortete er, und ſie war hinaus.

Er ſchob, ſo leiſe, als es nur immer anging, ſeinen Riegel wieder vor. Dann ging er in die Mitte des Zimmers, und athmete beruhigt auf. Drüben hörte er jetzt ein Fenſter zumachen — und im Oſten blühte ein ſchwaches, graues Licht auf, der Vorbote des kommenden Morgens. Er ſchloß nun auch ſein Fenſter, und legte ſich wieder nieder. Aber er konnte nicht einſchlafen, weil eine ganze Verwirrung in ſeinem Kopfe war. Nach einer Weile, da jeder Verſuch einzuſchlafen mißlungen war, zündete er ſich die Kerzen an und nahm wieder das Liebesbuch, aber es war nun einmal zu toll, was drinnen ſtand. Er mußte es auch wieder weg legen. Später ging er an das Fenſter, um zu ſehen, ob das von Roſaliens Zimmer zu ſei. Es war zu und der Mond war jenſeits der Dächer getreten, ſo daß jetzt Alles vor ihm im Schatten lag, und nur der Kiesweg an den Ställen ein wenig beleuchtet ſchimmerte. Erſt gegen Morgen, da es

Aufstehens Zeit war, wäre er wieder eingeschlafen, wenn es nicht in den Gängen laut geworden, und so hin und her gepoltert wäre, daß er endlich resignirt aufstand, sich ankleidete, und zu Leander hinunter ging. Dieser aber war bereits in dem Versammlungssaale, wo, wie ein Diener sagte, eben die Gesellschaft zum Frühstücke zusammen komme. Erwin, einmal in dieses Haus gelangt, wollte nun mit seinem grauen Rocke trotzen, und ging auch in den Saal. Leander trat augenblicklich auf ihn zu, führte ihn mit ausnehmender Auszeichnung gegen die Mitte des Saales hin, und stellte ihn der ganzen Gesellschaft als Erwin Alan von Alansfort, seinen ersten und theuersten Jugendfreund, vor, der, auf einer großen Fußreise begriffen, erst gestern in der Nachbarschaft seine Einladung zur Hochzeit nachgeschickt bekommen, und ihm die Freude bereitet habe, ihn mit seiner Gegenwart zu überraschen. Bei Einigen schwand, als der allbekannte Ritternamе genannt wurde, sogleich das Bedenken hinsichtlich des groben, grauen Rockes weg. Andere aber sahen nun gerade noch begieriger auf ihn hin, weil sich der Ruf des verrückten Güterherrn bereits bis zu ihren Ohren verbreitet hatte, und wieder Andere hatten ein gemischtes Gefühl von Schadenfreude, weil sie doch die leise Verlegenheit gewahr wurden, die sich in Leanders Bewegungen zeigte.

Vorne am Fenster in einem tiefen, breiten Rollsessel saß Rosalie Fargas und war heute besonders blaß.

Es erhoben sich Gespräche über dieß und das. Man reichte Thee, Kaffee und Anderes herum. Erwin ging zum Erstaunen Aller zu einer Milchkanne hin, leerte sie beinahe ganz in ein Glas, that etwas Wasser dazu und trank den Inhalt aus. Dann aß er ein Stück Milchbrot. In dem Augenblicke that ein

altes Damengesicht die unglückselige Frage: „Herr Baron — Sie haben ja in dem Zimmer der „weißen Frau“ geschlafen — ist sie Ihnen nicht erschienen?“

„Nein,“ sagte Erwin kurz, wurde aber roth.

„Das wäre mir an des Herrn Baron Stelle leid gewesen,“ sagte ein alter Knasterbart, „ich war von jeher ein großer Liebhaber von Erscheinungen weißer Frauen“. Und er belachte tüchtig seinen eigenen Witz.

„Ja, wenn sie von Fleisch und Blut waren,“ sagte ein Anderer.

„Anderweitige, Herr Kamerad, gibt es ja nicht,“ entgegnete der Knasterbart, „ich bin in aller Herrn Länder gewesen und habe niemals derlei Schnarrwerk angetroffen.“

„Unbedingt sind diese Sachen doch nicht abzusprechen,“ sagte ein Dritter.

Und ein Vierter leugnete, ein Fünfter bejahte die Gespenster, und es entstand eine kurze Debatte über diesen Gegenstand, allein sie mußte aus dem Grunde hohl und unfruchtbar bleiben, weil kein Einziger in der ganzen Gesellschaft war, dem je ein Gespenst erschienen wäre, sie lachten sich bereits gegenseitig aus, als mit großem Ernste und schüchtern sich der Haushofmeister geltend zu machen suchte und vortrat: „Wenn die gnädigen Herrschaften erlauben,“ hub er an, „so könnte ich da Auskunft geben, ich habe ein Gespenst gesehen.“

„Ja, das Weingespenst in der Flasche,“ sagte der alte Knasterbart.

„Vergönnen, Herr Oberst,“ erwiederte der Haushofmeister, „ein anderes Gespenst.“

„Nun also, welches? wann?“

„Ich habe heute Nacht die „weiße Frau" des Hauses gesehen."

„Die weiße Frau?!" riefen Alle.

„Ja, heute um zwei Uhr Nachts. Ich stand zeitlich auf, um die Teppiche im Speisesaale, und dann die im Gartensalon legen zu lassen, wo das Vesperbrot sein wird — und da ging ich in den obern Gang, um Sebastian zu wecken, — da sah ich mit diesen Augen — deutlich sah ich die „weiße Frau" schweben. Sie kam aus des Herrn Baron Alan Zimmer, und verschwand auf Nro. 23, wo Baronesse Fargas schliefen."

Ein erschrockenes Schweigen herrschte nach diesen Worten im ganzen Saale. Manche Augen richteten sich auf Rosalien, die nun ihrerseits flammend roth im Sessel saß — hilflos gegen dieses zweideutige Schweigen.

In dem Augenblicke trat der Vater Rosaliens mit dem heitersten Gesichte ein, und entschuldigte sich, daß er so spät erscheine, seit Jahren habe er nicht so gut und lange geschlafen.

„Das ist ein Glück für den," flüsterte eine Stimme, „daß er so lange geschlafen."

Rosalie wiegte sich vorne in ihrem Sessel, um gleichgiltig zu scheinen. Leander schickte den Haushofmeister mit einem Geschäfte ab, und verlangte den Rapport darüber nach einer halben Stunde im Schreibzimmer — einige machten sich mit Kaffeegeschirren zu thun, andere fragten nach dem Barometerstande — die Damen bewunderten da ein Armband, dort ein Dosengemälde — der alte Fargas verlangte in seiner jovialen Weise eine oder etliche Flaschen in den blauen Gartenpavillon, es würden sich schon Gesellen zu ihm finden, die ein solches Frühstück jedem andern vorzögen — und so war das ganze Geistergespräch in andere,

gleichgiltige Dinge übergegangen. Auch zerſtreute ſich die Geſellſchaft bald, um die Zeit bis zur Vermählung durch Herumſchlendern, Putzen oder, wie der alte Ritter, durch Trinken hinzubringen. Leander hatte ſeinen Staatswagen mit ſechs milchweißen Pferden beſpannen laſſen, um in eigener Perſon Evelinen entgegen zu fahren, die um zwei Uhr mit ihrer Begleitung in Schloß Turun eintreffen ſollte. Manche andere Wägen hatten ſich angeſchloſſen. Auch Reiter waren fortgeſprengt, um der ſchönen neuen Herrin bei ihrem Einzuge das Geleite zu geben. Dennoch war es im Schloſſe, als ſei um keinen Einzigen weniger; auf jeder Treppe, in jedem Gange, auf jedem Gartenplatze und in jedem Hofe begegnete Erwin Einzelnen und Gruppen. Die aus der nächſten Nachbarſchaft kamen erſt heute an, und die ältern Gäſte erzählten ihm heimliche Geſchichten.

Erwin ging in ſein Zimmer, dann ging er in den Garten, dann beſah er die Kirche des Schloſſes, die ſchon prachtvoll dekorirt war, dann ging er wieder in ſein Zimmer — und dann wieder durch die Gänge — eine unbeſtimmte Wuth kochte in ihm. Man hatte, durch die feine Sitte höherer Stände geleitet und aus Hochachtung vor dem Wirthe des Hauſes, nicht mit dem leiſeſten Worte, nicht mit der mindeſten beziehenden Miene mehr an die beim Frühſtück erzählte Geſchichte erinnert, aber dafür wehte durch das ganze Schloß jenes feine, unfühlbare, ungreifbare Gift ſchnöder Meinung, das ſich in naturrohe Herzen, wie Erwins, fürchterlicher einfrißt, als Schwerter und Kanonen. Es wisperte hier — es fisperte dort — und nirgends war etwas. Und Alle hatten ſie lächelnde Geſichter, und Alle waren ſie ausnehmend höflich — und als gegen Mittag, da eben die größte Hitze über dem Schloſſe ſtand, ein unſäglich freundlicher Herr die

Mitteltreppe hinanstieg, und im ganzen Gesichte über und über glänzend Erwin grüßte, so packte ihn dieser beim Kragen und schleuderte ihn die einigen Stufen abwärts, die er gekommen, daß ihm Hut und Stab entflogen — und da Erwin dies gethan, so war ihm unendlich leichter, und er war zum ersten Male in diesem Schlosse von Grund aus mit sich zufrieden. Der Herr hatte unten Hut und Stock aufgerafft, und nur noch gesagt: „Wir werden uns sehen, Herr Baron, wir werden uns sehen," und dann war er verschwunden.

Erwin blieb auf der Treppe stehen. Von Rosalien wußte er gar nichts. Er suchte sie nicht, und fragen durfte er nicht. Hätte er aber gewußt, was sich kurz vorher mit ihr zugetragen und die Heiterkeit des Schlosses nicht wenig vermehrt hatte, er würde sich über seine That, sei's nun an einem Schuldigen oder Unschuldigen, noch weit mehr erfreut haben, als er ohnehin that. Man hatte nämlich Rosalien im Garten im dichsten Gebüsche ihrem Vater an der Brust liegen gesehen, worauf der Ritter mit donnernder Stimme nach seinen Leuten und Pferden rief, und zu satteln befahl; denn er wolle augenblicklich mit seiner Tochter nach Hause reiten. Dieses Aufsehen drückte der ganzen Geschichte erst die Krone auf.

Erwin stand noch auf der Treppe, als schon drei Herren zu ihm kamen, und ihm eine Einladung auf Degen brachten, augenblicklich zu vollziehen auf dem Fasanenplatze hinter dem Fichtengehege des Parkes.

„Ich komme schon," rief er mit leuchtenden Augen, „laßt nur Schwerter hinbringen, denn ich habe keines — ich kämpfe mit dir auch, und mit dir auch, und sagt nur dem Affen, das ist mir eben recht."

Die Andern verbeugten ſich ruhig, und bedauerten den Menſchen, der ſich ſo bloßgebe. Erwin aber begab ſich ſogleich auf den Weg zu dem Faſanenplatze, der ihm heute morgens bekannt geworden war. Seine Wanderung führte ihn an dem blauen Gartenpavillon vorüber, wo noch die Flaſchen ſtanden, an denen der alte Fargas gefrühſtückt hatte. Erwin trat hinein, ſchenkte ſich von dem Reſte des Weines ein, und ſtürzte zwei Gläſer hinunter. Dann begab er ſich auf den Faſanenplatz. Die Andern kamen auch, man maß die Degen und machte Stellung.

Die Sache war aber im Schloſſe nicht geheim geblieben, man ſprach von Beleidigung und Zweikampf, und eben da Roſalie ſchon zu Pferde ſaß, um ihre Schmach nach Hauſe zu flüchten, flüſterte ihr der Stallmeiſter ihres Vaters die ganze Geſchichte zu — auch der Faſanenplatz war genannt worden. Ohne ſich im Geringſten zu bedenken, flog ſie mit ihrem Fuchſe durch das Bogengitter auf die Kieswege des Parkes hinaus, dem Faſanenplatze zu. Der Vater und der Reitknecht mit dem geſattelten Handpferde, das er hielt, folgten ihr. Da ſie ankam, und mit fliegendem Schleier auf den Standplatz vorjagte, traf ſie den Mann, der ihr heute Nacht ſo bedeutend geworden war, ſeinem Gegner gegenüber ſtehen, und ein wenig verathmen. Er blutete aus der Wange, der Andere am rechten Arme. Erwins Geſicht flammte fieberiſch von dem genoſſenen ungewohnten Weine, und von dem eben ſo ungewohnten, tiefen Zorne — die Andern ſtanden etwas verdutzt da: ſie hatten nicht geahnt, was Erwin ſei, nach den Verwundungen hatten ſie den Kampf beenden wollen, aber er gab bloß zehn Sekunden Athmungsfriſt, nahm den Degen, wie der Andere, links, und verlangte Fortſetzung,

bis Einer todt sei. Wie er Rosalie vorsprengen, vom Pferde steigen und zwischen sie treten sah, wischte er sich mit seinem grauen Rockärmel das Blut von der Wange, als schäme er sich dessen, und sah auf sie hin. In dem nämlichen Augenblicke stürzte auch Leander, der eben mit Evelinen auf Turun angelangt war, todtenbleich herbei, indem nur er allein die Kampfkraft Erwins kannte, und das Schrecklichste fürchtete. Auch Andere, Männer und Frauen, waren herzu gekommen, da sich die Sache mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitet hatte.

„Erwin, Erwin," rief Leander, „warum hast du mir das gethan!"

„O, du weißt nicht, Leander," erwiederte der Andere, der vor der Menge vergebens mit seinem Zorne kämpfte, wie ein Knabe, der ihn nicht beschwichtigen kann, „du weißt nicht — mit Lächeln, mit Blicken und mit süßen Mienen — o, da stehen sie — aber siehe, ein Helote führt das Schwert besser, als diese." — Dann, gegen Rosalie gewendet, fuhr er fort: „Fräulein, es soll Sie kein Mensch mehr auf dieser Welt, so groß sie ist, beleidigen dürfen. Werden Sie mein Weib — ich habe Güter und Wälder, ich werde Ihnen Alles geben, was Sie verlangen — aber, wenn dann nur Einer wagt, mit seiner kleinsten Faser zu zucken, so will ich nach ihrer lächerlichen Sitte Mann nach Mann mit ihnen kämpfen, bis keiner eine Faser hat, die er regen könnte."

Thränen der Scham und Wuth wären ihm bald hervorgebrochen, als er dieses gesagt, weil er den ganzen Kreis auf sich blicken und sich bestaunen fühlte. Rosalie stand glühend, betäubt und verwirrt da, eine solche Werbung mochte noch nicht vorgekommen sein.

Aber ihr Vater trat in diesem Moment hervor, und sagte ruhig, wie man es an dem heftigen Manne gar nicht gewohnt war: „Für die Ehre meiner Tochter bin ich da — laßt das jetzt weg — indessen seid bedankt, edler Mann."

„Ich bitt' euch, Freunde, Nachbarn," fiel Leander ein, „thut mir die Liebe und Freundschaft, zerstört mir den schönsten Tag meines Lebens nicht — es kann nur ein leichtes Mißverständniß sein — es wird sich Alles lösen. Lasset uns gegenseitig die Hände reichen, und uns heiter zu dem bevorstehenden Feste rüsten. Erwin, komm', vergiß, was dir heute bei mir zugestoßen."

„Halte Hochzeit, Leander," entgegnete Erwin, „aber lasse mich fortziehen, — ich kann nicht bleiben, weil mich deine Luft erstickt — ich will mit dem Fräulein auf Schloß Fargas; sie mag mich nun als Bräutigam annehmen, oder nicht, weil sie keinen Mann will, woran sie recht thut; so wird sie mich doch heute beherbergen, und dann, ehe ich nach Texas ziehe, soll noch jeder Rechenschaft geben, der sie zu beleidigen wagt."

Und in seiner Verwirrung bestieg er das ledige Pferd, welches der Reitknecht hielt, und ritt davon. Draußen auf der Straße wartete er, bis der Ritter Fargas mit Rosalien und seinen Leuten kam, dann schloß er sich an, und ritt von dem lärmenden Schlosse weg nach Fargas.

Auf Turun war verstimmte Hochzeit gewesen. Auf Fargas kamen des andern Tages von allen männlichen Gästen des Festes Briefe an, in denen sich die Schreiber als Rächer anboten, wenn Jemand etwas gegen Rosalien habe. Der Ritter dankte kalt, und die Sache war aus.

Das Ränzchen wurde bei dem kleinen Wirthe in zwei Tagen auch nicht geholt, dafür schrieb Erwin einen zornigen Brief an seinen Oberverwalter, worin die Worte standen: „Ich bin von dem Wege nach Havre durch Zufall abgewichen, habe gezankt, habe mich betrunken, duellirt und verlobt. Schreibe deine Briefe nach Schloß Fargas."

Endlich wurde das Ränzchen doch geholt, aber die Reise nach Havre bis nächsten Frühling aufgeschoben. Nächsten Frühling aber war Erwin mit Rosalie vermählt. Auf seiner Hochzeit war Leander, und viele der damaligen Gäste gewesen. Erwin erzählte nun mit Erlaubniß seiner Gemahlin die Geschichte jener verhängnißvollen Nacht, und Alles war weit fröhlicher und heiterer als damals.

Auf Erwins Schlössern war nun Wein und Braten, waren Wägen und Pferde daran, der spartanische Bart war von seinem Gesichte, Rosalie, die Unvermählbare, betete ihren Gatten an, dies Alles hat der ganz kleine Zufall verschuldet, dem Erwin damals gestattet hatte, ein winziges Loch in sein System zu bohren — dies und noch etwas, flüsterten die bösen Zungen, daß nämlich Erwin ein ganz klein wenig unter dem Pantoffel stehe.

So endete die Geschichte der drei Schicksalsschmiede, sie sind sehr gute Freunde, und schmieden bis auf den heutigen Tag, nur daß das Eisen, welches sie nehmen, nicht mehr so spröde ist, sondern sie lassen den Zufall gelten, aber sich nicht von ihm beherrschen.

Als Note muß zum Schlusse noch beigefügt werden, daß Erwin auf seinem Wohnschlosse zwar jedes Fensterchen ver-

gittern ließ, daß sich aber nie mehr der Fall ereignete, daß Rosalie im Vollscheine ihr Bett verlassen hätte. Es mußte damals nur heimtückische Rache des Zufalls gewesen sein, dessen Reiche sie getrotzt hatte.

Der Waldbrunnen.

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedes Mal glaubte, es sei das schönste, was es auf Erden gibt.

Das eine Mal war es ein Zigeunermädchen gewesen, das andere Mal eine junge Frau.

Da ich schon in Amt und Würden stand, und eines Tages in Dienstessachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirthshausgasse aus dem Wagen stieg, dort einiges Gedränge. Drei einspännige Wägen standen da, vor jeden ein mageres Pferd gespannt, und jeder mit einem Leinwanddache überwölbt. Die Wägen standen in Unordnung. Um sie und zwischen ihnen lagen noch allerlei Dinge, die fremdartig und seltsam waren: Stäbe mit bunten Farben bemalt, Pfannen, runde Krüge mit Stroh umwickelt, krumme Messer an Stangen, um Aeste von den Bäumen zu reißen, Pflöcke, die man über ein Feuer zusammen stellen konnte, eine kothige Trommel, und noch mehr Anderes. Um diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer, fast so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in feurige Lappen der verschiedensten Trachten gekleidet, halb nackte und ganz nackte Kinder, Frauen, alt und jung, in rothe, blaue oder scheckige, ganz durchlöcherte oder zerrissene Gewänder gehüllt. Alle riefen und schrieen, als keisten sie, in der Angelegenheit des Ankommens

oder Abfahrens begriffen. Neben der Thür des Gasthauses aber, zu der ich mühsam gelangen konnte, da ich mir für die Zeit, wenn ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl bestellen wollte, stand ruhig, als ginge sie das Alles nichts an, ein Mädchen der Zigeuner, und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein röthlich braunes ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdies die Arme von den Achseln an ganz nackt hervor gingen. Von den Hüften war ein Rock mit gelben und rothen Streifen bis über die Knie hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolkigen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Flechtwerke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien, die es nur geben kann. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie nur schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe Farbe, und gingen in wunderlichen Knäueln, Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder, und stand sehr gut zu dem vollkommensten und richtigsten Ebenmaße der Glieder, daß wenn diese Gestalt genau, wie sie war, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervor zu bringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor dieser Schönheit hätten knieen müssen,

Univ.-Bibl. München

wenn auch der Glanz der Augen nicht gewesen wäre. Ein Maler hätte die Gestalt nicht malen können, weil er das sanfte, schlanke Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Krystalle, keine Pflanze, so herrlich sie sei, kein Thier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstenthier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die sixtinische Madonna von Raphael. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln der Maler ist diese Gestalt nicht. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch regte es sich nicht wesentlich, und nur bei dem Blicken der Augen sah ich die leichte Bewegung der dunkeln Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Hausthür der Wirth mit dem großen Bauche, der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln, und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr essen kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst weiter nichts; die Zeit, die mir gegönnt war, verbrachte ich mit Betrachtung des Mädchens. Sie war sehr kurz, kaum mehrere Augenblicke; denn weil man mich hatte kommen gesehen, so sendete man mir, da ich kaum aus dem Wagen gestiegen war, die Botschaft, die anderen Herren warten schon auf mich und man versammle sich im Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarrhof, und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämmtlich das Mittagessen

bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank hierauf weniger des Durstes als des Wirthes willen, um ihm doch ein Bischen Geld da zu lassen, ein Glas Wein, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein, und rollte auf meinem Heimwege dahin. Um die Zigeuner hatte ich nur im Fluge gefragt, und die Nachricht erhalten, daß sie gegen das Gebirge gezogen seien. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges, und dachte stets, ob denn diese Gestalt so schön gewesen sei, wie die, welche ich vor vielen Jahren auf dem Rigi gesehen hatte, die der jungen Frau.

Ich war noch ein Schüler der Rechtsschule, als ich eines Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi empor stieg. Damals gab es noch Fußreisende genug, und wir waren ihrer fünf, sämmtlich aus derselben Schule, jeder mit einem Lederränzlein, einer kleinen Kappe und einem Ziegenhainerstocke versehen. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren viele Leute mit uns auf einer günstigen Stelle versammelt, um eben den Morgen zu sehen. Als man genug des Morgens gesehen hatte, sah man auch einander an, und wir jungen Leute waren die ersten bei dem Geschäfte. Da war eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen, weißen Fächer in der Hand, am Halse sah eine schmale, weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben, sehr feinen Florentiner Strohhut. Alle Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentinerhute, die Zähne waren weißer als die Krause

und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Sanft und würdig baute sich diese Gestalt empor, die Bewegungen waren reich und geltend. Die Menschen sagten, ihre Augen erschienen nur so leuchtend und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade, weil in das Rosenroth ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, glich die feine Wölbung dieser Wangen so sehr der zarten Führung des schönsten griechischen Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie, und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge, und an diesem Tage war die schwarze Frau mit dem gelben Florentinerhute der Gegenstand der Aufmerksamkeit der jungen Männer, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber Niemand von den Anwesenden habe eines dieser Gedichtchen gesehen oder gehört, und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einschreibbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichtchen war dabei. Ich habe den Namen im folgenden Laufe der Zeit wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln gesehen, ich habe sie auf einem Steine

ſitzen geſehen, ich habe ſie in dem Geſellſchaftsſaale geſehen, und ich habe ſie ſprechen gehört. Als der nächſte Morgen graute, gingen wir fünf zuſammen gehörenden Wandergeſellen wieder den Berg hinunter.

An dieſe Frau dachte ich nun, da ich das Zigeunermädchen geſehen hatte.

Eine geraume Zeit aber, nachdem dieſes geſchehen war, erfuhr ich folgende Geſchichte:

Ein alter Mann fuhr einmal mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen auf der Straße, welche von Paſſau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem bairiſchen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gaſthofe halten, und ſtieg mit ſeinen Begleitern aus. Er beſtellte für Menſchen und Pferde ein Mittagmahl, und ſagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unſer Eſſen in Bereitſchaft iſt.“

Und ſie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwiſchen die Felder führte.

Die drei Menſchen waren ganz gleich gekleidet, nämlich grau. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut auf dem Haupte, ein grautuchenes weites Oberkleid an, und eben ſo graue Beinkleider. Neben ihm ging ein Jüngling, der eher noch ein Knabe war, gleich ihm gekleidet, nur daß ſein Hütchen von grauem Stroh, und ſein faltiges Oberkleid von grangefärbtem Linnen war. Auf der andern Seite ging ein Mädchen, jünger als der Knabe, und wie die Beiden gekleidet, nur daß von dem Oberkleide ein ſilbergraues Röcklein hinab ging. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen in dem gutgefärbten Angeſichte

und einen weißen Stutzbart auf der Oberlippe. Die Kinder hatten braune Locken und braune Augen und roſige Angeſichter.

„Siehſt du, Franz, und ſiehſt du, Katharina," ſagte der alte Mann, da ſie an dem Felde hin gingen, „ich habe abſichtlich dieſes Gaſthaus Fendelsberg zu unſerem Mittagspunkte erwählt, damit ich euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unſerem Wege kaum irgendwo ſo gut ſieht, wie hier. Wenn die Sonne ſo lieblich ſcheint wie heute, ſeht nur, wie blau er nach einander dahin geht an dem lichteren und noch blaueren Himmel, und wie ſo ſchön die Felder und die Wieſen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns gefärbt ſind. Alles iſt ſtill in dem ſanften Dufte. Und ſo geht er dort links, wohin wir nicht mehr ſehen können, noch immer fort, daß du zehn oder fünfzehn Tage wandern könnteſt, Franz, ehe du ihn auswanderteſt. Und ſo liebe weiße Häuschen, wie das iſt, in welches ich euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere ſind dort, nicht weiß, ſondern braun, weil ſie aus Tannenholz gemacht ſind, das ſich in der Sonne ſo färbte. Und auf den Dächern liegen große, graue Steine. Und noch kleinere Häuschen ſind da, winzig kleine, in denen ſehr arme Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen ſehen, weil der ferne blaue Wald ſo groß iſt, und die Häuschen ſo klein. Es kann nichts Holderes geben, als das ſanfte blaue Band des großen Waldes, das ſo ſtumm dahin und dahin geht."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „ſiehſt du dort rechts hinter dem Berge einen Thurm hervor ragen? Das iſt der Kirchenthurm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf dieſen Ort fahren wir zu. Und ſiehſt du weit hinter

Waldkirchen den Bühel von dem Rande des blauen Waldes empor ragen?“

„Ich ſehe ihn, Großvater,“ ſagte der Knabe.

„Das iſt der Fels der drei Seſſel, der über alle Bäume empor ragt,“ ſagte der alte Mann, „und von dieſem Felſen gerade herab, wo das Blau des Waldes aufhört, ſind die Thäler und die Schluchten und die Gräben und die Hügel und die rauſchenden Wäſſer, zu denen wir gehen.“

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?“ fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von dieſem Gaſthauſe weggefahren ſind,“ antwortete der alte Mann, „und da bekommt ihr unter Weges noch eine recht gute Milch in einem Hauſe, das Jandelsbrunn heißt.“

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald,“ ſagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald geſehen.“

„Wenn du hin kömmſt, iſt er grün,“ ſagte der alte Mann.

„Alle Wälder ſind ja grün, Katharina,“ ſagte der Knabe.

„So ſchimmert er nur blau?“ fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne,“ ſagte der alte Mann. „Und nicht nur ſchön iſt der Wald, wenn ihr ihn in der Ferne ſehet, und ſchön, wenn ihr in ihm herum gehen werdet, er hat auch köſtliche Dinge in ſich. Da iſt der ganze Boden, auf dem er ſteht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang iſt, viele Meilen breit, und manche Meile tief. Er hat Riſſe und Spalten und Gänge und Öffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der ſchwarze Boden liegt, auf dem die Gräſer und Blumen und

Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels nieder regnet, sinkt auch hinein, und sinkt immer tiefer, und sinkt tiefer, und reiniget sich, und sammelt sich in dem Steine, wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist, und dem Wasser nichts gibt, wodurch es unrein werden könnte, und dann quillt es irgendwo hervor, und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brünnlein, so hellen Wassers, daß du nicht weißt, wo die Luft aufhört, und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht in der Tiefe, und die vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser gibt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, schon reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie auch Fröhlichkeit und Gesundheit bringt, so wie das Wasser. Und wer Beides, Fröhlichkeit und Gesundheit verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt, und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit euch zu einem Brunnen, den ich im Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen weht."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast beides, und ich glaube, auch Franz hat beides," sagte der alte Mann.

„Und hast du beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht," sagte der Großvater.

„Und wodurch hast du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch Mancherlei verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann. „Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen, und bin dadurch zu viel an einem Tische gesessen, als noch euer Vater und eure Mutter im Grase fröhlich herum sprangen, ich habe Kummer erlebt, und werde sie verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

„Daran hast du ja nicht Mangel," sagte Franz, „dich lieben alle Menschen, und sagen es auch, dich lieben unsere Dienstleute, die wir in dem Hause zurück gelassen haben, und sagen es auch, dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina lieben dich auch, so gut dich Susanna und Ludmila lieben."

„Die lieben mich alle, und ihr liebt mich auch," sagte der Großvater, „und ich bin euch für eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und ihr gebt mir die, die ihr habt."

„Ja, das thun wir," sagte Katharina.

„Ihr versteht diese Sachen noch nicht, und mögt ihr sie noch recht lange nicht verstehen," entgegnete der alte Mann, „ich bin von Kindheit an ein empfindsamer Mensch gewesen. Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie ihr seid. Und ich bin heran gewachsen, und habe mir Gespielen gesucht, und habe ihnen Gutes gethan, indem ich mich aufopferte, und sie haben gedankt, und sind fröhlich gewesen, und sind in die weite Welt gegangen. Ich habe eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden, und

hat mich sehr geliebt. Ich hätte ihr Alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war, sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Theuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn war. Endlich starb sie, und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu eurer Mutter, und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders thun. Und dann begannet ihr heran zu wachsen, und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat dich Alles gekränkt, lieber Großvater," sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und gehen wir jetzt zu dem Mittagessen. Sie werden euch etwas sehr Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen," sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um, und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz, und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab, und fuhr rechts auf einer kleineren gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden ver-

gangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blauschwarz dämmernd hernieder sah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte, und ging mit den Kindern fort. Sie gingen auf einem Wiesenpfade, der so weich wie Sammet war, auf dem Grün der Wiese, welches in der Sonne glänzte, hinter dem Gasthause langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher, und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes gegen sie heran rückten, und die Kinder sahen hie und da ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder sie sahen ein größeres Haus, oder auch ein braunes Holzhäuschen, oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege, und auch sonst hie und da zerstreut, andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wässer rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe Niemanden als euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes

und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch roſiger und eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirſt du denn auch Jemand haben, der dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen," antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen, und in dasſelbe gegangen. Es war, wie der Großvater geſagt hatte, die drei Zimmer waren mit Geräthen verſehen, und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten ſich darüber, und freuten ſich, daß ſie in die Wohnung gehen konnten, ohne über eine Treppe zu ſteigen. Die Frau Crescentia, welche hier ihre Magd ſein ſollte, ſtand ſchon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reiſenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendſuppe wurde auf den runden Tiſch geſtellt, und der Großvater zeigte nun noch, ehe es dämmerte, den Kindern den ſchönen Waſſerſtrahl, der hinter dem Häuschen gleichſam mitten aus dem Felſen wie Glas hervor ſchoß, und ſich in einem Felſenbecken ſammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Hausthür geſperrt, die Fenſtervorhänge zugezogen und alle gingen zur Ruhe.

Des anderen Tages am früheſten Morgen, als ſie die Milch und das Waſſer, das ihnen von Crescentia gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Schreinerhäuschens (denn über der Hausthür ſtanden die Worte: der Schreiner) auf dem weißen Wege, der von unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem thauigen Graſe in das freie, weite Thal dahin. Der Großvater führte die Kinder in das Schulhaus der Waldhäuſer, welches auf einem Anger unter

lauter Kirschbäumen stand, und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klafferstraße ein größeres Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere, in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, euch meine Ankunft und die Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet sein, und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumniß werde antreten können."

„Mein hochedler, hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige, und werde sie sogleich eintragen. Möge euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser milden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber hier fortsetzen," erwiederte der alte Stephan, „sollte ich eures Rathes hier je bedürfen, so werde ich euch darum bitten."

„Mein Rath wird bei so lieben und schönen und wohl erzogenen Kindern kaum nöthig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich. Leider sind meine Gaben klein, und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vor-

gesetzten so lange in diesem unwirthbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Wenn die Eltern nicht wieder Alles verdürben," antwortete der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Rohheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwächst, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein," sagte Stephan.

„Hier ist Vieles möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt in der zweiten Bank, und wenn ich es frage, und liebreich zu ihm rede, blekt es die Zähne und schaut mich mit häßlichen Augen an, und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf, und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst könnt das Kind gar nicht mehr in die Schule, und geht ganz zu Grunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen, und streckt den Arm aus den Lumpen hervor, und predigt, oder schreit sonst etwas, wenn auch gar Niemand dabei ist, der es hört, ja dann geschieht es sogar am öftesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch unter diesem Gesindel die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte, und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt, oder Preißelbeeren, oder ihr einen Buschen Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt mit Tagesanbruch von dem Holzloche hervor, durchstreift die Gräben,

und zerreißt Gebüsche und Kräuter. Öfter hört man es bei der Großmutter singen, und die Alte singt mit."

„Ja, und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mit lesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht, und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu tanzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufenes Volk," antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben, und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheirathete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes, und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört. Man gibt sich auch nicht gerne mit den Leuten ab."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich eure Schule einmal besuche," sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre davon haben," antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knixte, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause unter den Kirschbäumen

über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie in dem Walde herum, so weit er gangbar war, oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemooften Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umher lagen, und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die andern Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Sommerzeit ergötzen sollten; er zeigte ihnen die vielen Wässerlein, die rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten, und glaubten, daß das Wasser heilig sei und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag ein Stein wie ein Haus über anderen Steinen, und da, wo sie alle mit einander ein Dach bildeten, war in einer Vertiefung auf Unterlagen von Granitsteinen unter dem Schutze dieses Daches ein Wasser, in das aus dem Gesteine ein Quellchen nieder rieselte, und von dem in das weitere Gestein ein Quellchen fortrieselte. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser in seinem Steinhause nicht gerührt hätte, wäre es von der Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeergesträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern auf einen Stein, und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er ein schönes Glas aus einem Fache, das er in

seiner Tasche trug, hervor, füllte es mit Wasser, und gab den Kindern zu trinken, und trank selber. Dann als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln in den Zweigen, unter dem Geflatter von manchem schönen Falter, und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Thierchens, oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie ins Freie gelangten, und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze in der zweiten Bank und glotzte den alten Mann mit schreckhaft großen, pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der alte Mann beachtete es nicht, und sprach nicht zu ihm, sondern ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesammt einige Worte, und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er ließ sich ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zeigen, und betheilte sie zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Tafel, und wurde auch nicht betheilt. Die Kinder umringten ihn, und drängten sich an ihn, wenn er einmal bis zum Ende der Schulzeit bei ihnen blieb, und mit ihnen fort ging. Jedes wollte das nächste an ihm gehen, und manche gingen länger auf dem Pfade, den er wandelte, fort, als ihr Nachhauseweg erfordert hätte. Das wilde Mädchen sah er nie die andern Kinder stoßen oder schlagen, sondern es ging seines Weges fort. Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit:

Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrothe Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen u. dergl. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten und theilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder um das wilde Mädchen herum hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr, und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er wieder zu seinem Stuhle an dem Tische des Lehrers zurück, setzte sich nieder und packte die Geschenke, die ihm übrig geblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf und drängte aus der Bank. Auf ein Zeichen des Lehrers ließ man es heraus; es ging aber nicht, wie man geglaubt hatte, aus der Stube, sondern nahm schnell sein Buch von der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin, und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann gab freundlich ein Zustimmungsnicken, und sofort begann das wilde Mädchen laut und mit klarer, etwas tiefer Stimme ganz richtig, aber in fremdartiger Aussprache zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutete, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank, und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das Höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschrifttafel stand, abgeschrieben, oder etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, sondern ganz andere seltsame Worte, die

oft nichts bedeuteten: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Werdehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren und Ähnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel geht um den Stamm, Wasser Wasser Wasser fort, schöne Frau schöne Frau schöne Frau, alles leicht alles grau, u. dergl. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrothseidenes Band hervor, und gab es dem Mädchen. Das Mädchen ging mit dem Bande und mit seiner Schrift in die Bank zu seinem Platze. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit, und ging dann mit den Kindern fort.

Und so oft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagsonnenscheine von ihrem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch die Rasenpfade an Bäumen, Gesträuchen, rauschenden Wässern und großen Steinen vorüber, er führte sie durch ein kleines wildes Gehölz, und als sie aus demselben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn zwischen Gesträuchen, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel die Lerche, und an dem kleinen Flecklein Korn stand ein braunes hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäufchen gegen den großen grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäufchen gegen das Häuschen war. Zu diesem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder.

Es waren Holzstäbe um dasselbe aufgeschlichtet, und in einem Fenster stand ein Topf mit Rosmarin und einer mit Nelken. Der Großvater führte die Kinder an dem Häuschen vorüber zu dem Zubaue. Da saß unter der Thür, in welche die helle Sonne schien, einen groben Faden aus der Spindel ziehend, ein altes Weib, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tanne, aus dem Dunkel des winzigen Holzbaues über das alte Weib heraus blickend, wie eine Katze das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen rothen Latz, einen zerrissenen grünen Rock und ein Linnenhemd um Schultern und Hals, das aus Alter grau war. Ringe um das Weib staken in dem Holze des Anbaues wie um ein Heiligenbild in einer Feldkapelle Zweige, Blumen, Getreidehalme und selbst Federn, in den weißen Haaren hatte das alte Weib auch Blumen, gefärbte Papierstreifen, einen Büschel Hahnenfedern, und es hing das rosenrothe Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, sein Rock war auch grün und zerrissen, sein Latz war blau, und sein Hemd, sonst wie das der Alten, hatte frische Risse. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe stehen und sagte: „Das ist ein lieblicher Sonnenschein, der heute da hernieder kömmt."

„Ja, ja, er scheint jeder Zeit, wenn er scheint," erwiderte das alte Weib.

„Ihr habt euch in denselben gesetzt und zieht da eueren Faden aus dem Rocken," sagte Stephan.

Das alte Weib sah mit großen schwarzen Augen aus dem knöchernen Angesichte auf ihn, und sagte nichts.

„Er wärmt eure Glieder," sagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm sein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende," sagte das alte Weib.

„Wie heißt ihr denn?" fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucia, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmilla, da er noch lebte, der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt," sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr," rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervorstreckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um, und ging von dem Zubaue weg.

An der Thür des Hauses stand ein Weib, und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen und habt mit ihr gesprochen!"

„Wenig," sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein."

„Das Kind läßt sie nicht sprechen und läßt nicht andere mit ihr sprechen," sagte das Weib.

„Seid ihr die Mutter des Kindes?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter," antwortete das Weib, „wir haben die Plage und müssen für Alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten, die im Kopfe nicht mehr bei sich ist, und will gar nicht einmal zu uns hervorgehen, wo es viel besser leben hätte. Wir müssen durch Qual und Arbeit Alles erhalten. Aber wollt ihr denn mit den schönen Kindern nicht hineingehen, hoher Herr, und einen Schluck Milch trinken, sei es von der Ziege, sei es von der Kuh."

„Nein," sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen, und danken euch."

„Nun, so behüte euch Gott," sagte das alte Weib.

„Euch auch," entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz, und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater," sagte Katharina, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervorstreckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen."

„Aber wie ein schönes Bild," sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen am Altare."

„Nein, wie die Kohlen im Backofen," sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen wie dich," sagte Franz, „dann sieht."

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

Und an einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte sie der Großvater zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glases von seinem Wasser, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Falter und seine Käfer und seine Thierchen, und hörten die Vögel singen, und öfter gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wässern, an den Ahornbäumen und andern hinauf in das wilde Gehölz, und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue, und

ſahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater ſprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein ſeidenes Bändlein, oder Glaskorallen, oder papierne Blumen, oder ein Schnürchen mit Dolden, und ſie ſahen dann ſpäter die Dinge an dem alten Weibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens," ſagte Katharina, „ſind doch viel ehrbarer gekleidet als die alte Frau und das Mädchen."

„Weil ſie auf ſich mehr verwenden," antwortete Franz.

Der Sommer war indeſſen immer älter geworden, die Leute thaten ſtets andere Arbeiten auf den Feldern und Wieſen ringsum, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, faſt jeder Menſch kannte ſchon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbſt rückte herzu, und die Stunde des Abſchiedes ſchlug.

„Centia," ſagte Stephan eines Morgens, da Alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirthshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte Alles gut, was wir da gelaſſen haben, mit dem erſten Frühlinge kommen wir wieder."

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirthshaus, um dort in den Wagen zu ſteigen. Der Lehrer der Waldhäuſer war da und auch der Vorſtand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abſchied zu nehmen. Crescentia war ihnen auch nachgelaufen, und da man ſich verabſchiedet hatte, und da die Kinder im Wagen ſaßen, und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt ſtellte, um einzuſteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, ſchlug beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart, und rannte davon. Der alte Mann wiſchte mit dem Ärmel ſeines Rockes über ſein Angeſicht,

man wußte nicht, wische er sich den Kuß des Mädchens ab oder Thränen. Dann stieg er in den Wagen, und sie fuhren davon.

Immer weiter wich der große, dunkle Wald zurück und wurde höher und blauer. In Jandelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagessen verzehrt und der ferne blaue Wald angesehen, und dann fuhren sie weiter den Berg hinab, und sie erblickten hinter sich nichts mehr als Getreidehügel und einige Häuser und Bäume.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an dem Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Thalrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern und die braunen hölzernen herab, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirthshaus in der Klafferstraße, und weiter hin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breitenberg stand, und gegen andere Kirchen, und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen, und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und brachten Alles in Verwirrung, daß Feld und Wald tanzten, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster, und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien, und legte um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß, und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und Kammern des weißen Schreinerhäuschens, und legte die Dinge heraus, die der alte Stephan da gelassen, und die er, seit er fort war, geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an andern die Blüthen, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel ansetzte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg und Jandelsbrunn und in das Wirthshaus in der Klafferstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und über den Anger und zwischen den Häuschen, die weit zerstreut herum lagen, und an den Kirschbäumen und andern Bäumen, die da standen, vorüber, und an den Rändern der tiefen Gräben dahin, in denen die Wasser rauschten, dem breiten Walde immer näher gelangte, und in das Schreinerhäuschen ging, wo er Crescentia fand und andere Leute, die ihn begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von Allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer gehabt hatten, daß sie wieder lebten wie im vorigen Sommer, und daß Crescentia die einzige Haushälterin sei, die jedes besorgte, und die Kinder liebte, und sich zu Arbeiten, wenn es noth that, Leute dingte, die sie kannte. Nur Linnen, Kleider, Geräthe hatte Stephan gesendet, daß abgeholfen würde, wo er im vorigen Sommer eine Lücke erkannt hatte.

Den nächsten Morgen kam der Gemeindevorstand selber zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule, und Nachbarn und Bekannte und solche, denen Stephan im vorigen Jahre Gutes gethan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Theil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

Und in den kommenden Tagen war es dann schon, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fort gewesen.

Die Kinder lernten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters. Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und Äckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Wieden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina bewunderten. Und so war es gelegentlich auch mit andern Häuschen. Daheim sorgte Crescentia für Alles, und draußen genossen sie den Sonnenschein und die reinen Lüfte und den glänzenden Anger und den dämmernden Wald und den Überblick über alle die vielen Hügel und Höhen und den Gesang der Vögel und das Wasser ihres Waldbrunnens. Oft gingen sie auch in ein Haus ihrer Freunde, und die Alten sprachen und die Kinder spielten.

Einmal gingen sie wieder zu ihrem Waldbrunnen. Ehe sie bei ihm waren, sahen sie auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagrecht, und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide empor streckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück, und es waren die dunkeln Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann

lauſchten ſie ihnen und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, ſchöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenſchein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs ſo grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, ſchmücke ſie, nähre ſie, ſchlafe da, immer nah, alle fort, andre fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!“

Und bei dieſem Worte erblickte das Mädchen die drei Menſchen, die unten ſtanden, und glitt ſchnell, faſt wie eine Waldſchlange, rückwärts von dem Steine hinab, und ward nicht mehr geſehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, ſchöpfte in ſein Glas Waſſer, und ſie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb ſtehen, und ſah ſie mit den glänzenden Augen an, und ſeine dunkeln Wangen waren von der Bewegung roth.

Als der alte Stephan und die Kinder Anſtalten machten, ſich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte ſeine Hand, und ſagte: „Geh' mit.“

„So führe mich,“ ſagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn, und ließ den ganzen Weg ſeine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts, und dann einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchem man gegen das Schreinerhäuschen hinab kömmt, und da ſie ins Freie gelangten, gingen ſie über Anger und Wieſe und durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen ſie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüſche umgeben iſt, auf dem im vorigen Sommer das Korn geſtanden war, das jetzt jungen grünen Haber trug, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue ſtand. Und als liebte die Lerche den Platz, und wohnte in der Einſamkeit, und wollte

den Kindern eine Freude machen, wieder ſang ſie hoch oben im blauen Himmel als winzige Ampel über dem kleinen Flecklein Acker. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens, und ſagte: „Du biſt bei dem Herrn Martin Wieden geweſen, du biſt bei dem Herrn Franz Roſenau geweſen, du biſt in der Schule geweſen, du biſt in dem Marhauſe geweſen und bei Ludwina's Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum biſt du nicht zu uns gekommen?“

Mit dieſen Worten ſtellte ſie ihn vor die Großmutter, die am Zubaue auf einem Bänklein in der Sonne ſaß. Die Thür des Zubaues ſtand offen.

„Ich wäre ſchon gekommen,“ ſagte Stephan.

„Da iſt er, Großmutter,“ ſagte das Mädchen.

Die Großmutter hatte alle Bänder und alle Glasperlen und alle Dinge, welche Stephan geſpendet hatte, an ſich. Sie ſaß müſſig an der Sonne, als hätte ſie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter, und ſagte: „Trink.“

Die Großmutter trank von der Milch, und das Mädchen trug das Krüglein wieder in das Haus.

„Jana, Jana,“ ſagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln ſind in ihrem Baue, und du biſt immer fort.“

„Ich muß ſchöne Sachen ſuchen,“ erwiederte das Mädchen, „die du brauchſt, ich muß ſingen, und auf den Stein ſteigen, und ich muß nach dem alten Manne forſchen.“

„Wir kommen zu euch, liebe Frau," sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen Sommer da, und werden öfter zu euch kommen."

„Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau," sagte das wilde Mädchen, „sie ist schön, und du bist auch schön."

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe, und wie die Lüfte um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen, er ist sehr lang gewesen," antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Haber gesäet."

„Er ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Faden hängen," sagte Stephan.

„Jana ziert Alles," entgegnete die alte Frau, „und sie hat schon von der Mutter viele Strafe erhalten."

„Das geht in alles Andre hin," sagte das Mädchen, „und rede nicht."

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnte er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen Holzzubaues schauen. Es war derselbe eine kleine, kleine Kammer. In derselben war ein größeres Bett, wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Lade, daß das wilde Mädchen, wenn es da ruhen sollte, nur gekauert sein konnte. Dann war eine Bank an dem Öflein, ein Tischchen und eine Truhe. Um den Eingang, um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühnern, Hähnen, Enten, Nußhehern und andern Vögeln, so wie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern.

Stephan ſagte, er werde morgen wieder kommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen ſprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, ſah ihm mit den großen Augen in das Angeſicht, ſtreichelte ſeine Hand einige Male, und lief wieder zur Großmutter zurück.

Stephan ging dieſes Mal auch in die Stube des Häuschens, weil ihn die Mutter des wilden Mädchens, die ihn unter der Thür erwartete, darum bat. Die Stube war ſchöner und reiner als der Zubau, es ſtanden drei Betten in ihr, und in der Kammer, die neben der Stube war, ſtand noch ein viertes Bett, das ſchöner war als die drei. Sonſt waren die Geräthe da, wie ſie in ſolchen Wohnungen zu ſein pflegen.

Als Stephan mit den Kindern an dem weißgeſcheuerten Tiſche ſaß, brachte die Frau in einer reinen, grünen Schale Milch, und auf einem grünen Schüſſelchen Butter. Dann legte ſie ein Laiblein Brod, drei Löffel und ein Meſſer auf den Tiſch.

Stephan und die Kinder aßen, die Gaſtlichkeit zu ehren, einige Löffel von der Milch und ein Schnittchen Butterbrod.

„Was ich bitten wollte," ſagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das zum erſten Male in der Schule zu euch geſprochen hat, ich heiße Magdalena, und das Kind liebt euch, hoher Herr, es iſt immer zu Crescentia gegangen, ob ihr noch nicht da ſeid, und iſt auf dem Himbühel geſtanden, von wo man gegen Jandelsbrunn ſieht, ob euer Wagen nicht fährt, und hätte euch, da ihr da waret, ſelber geholt, und zur Großmutter geführt, wenn ich es nicht verboten hätte, und es hat es doch gethan. Es wird euer Wort befolgen. Da ſteht ein ſchönes Bett für die Großmutter in der Kammer, und hier ſtehen drei, für mich, für meine Schweſter und für Juliana, wir

haben alle Platz, und es ist sonst besser hier, und die Großmutter, welche meine Mutter ist, geht nicht zu uns, weil sie schon am Verstande leidet, und Juliana geht auch nicht zu uns. Sie sind in der schlechten Holzhütte, und sind immer bei einander, wenn das Kind nicht in der Schule ist, oder herumschweift. Wenn Juliana wollte, ginge die Großmutter auch herüber. Ich habe ihr schon Schläge angedroht, daß sie wollen soll; aber sie schaut mich mit schreckhaften Augen an, die sie so groß und dunkel hat wie ihr Vater, der zu bald gestorben ist und sie nicht erziehen konnte, und trotzt. Ich getraue mir nicht, sie mit Schlägen zu strafen, weil sie doch schon zu erwachsen ist, und auch davon laufen könnte. Aber wenn ihr sagt, daß sie mit der Großmutter zu uns herüber gehen soll, wo wir sie recht pflegen würden, wird sie es thun."

„Ich werde nachdenken, was man da Gutes in dieser Sache thun könnte," antwortete Stephan.

„Denkt nach, guter Herr," sagte die Frau, „das wird recht vortheilhaft sein."

„Jetzt gehabt euch wohl, ich werde mit euch schon noch darüber reden," sagte Stephan.

„Gott behüte euch und die schönen Kinder," sagte die Frau.

Stephan verließ nun mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater," sagte Katharina, „du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit seiner Großmutter aus der häßlichen Holzkammer in die schönen Zimmer des Hauses herüber geht, da haben es beide besser."

„Ich meine," antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen soll."

„Ihr meint beide, wie es euch gut dünkt," sagte der Groß-

vater, „ich muß erſt ergründen, ob ſie es wirklich in den ſchöneren Stuben beſſer haben, und dann, wenn das Mädchen geht, ſoll es freiwillig gehen, und ſo habt ihr beide Recht.“

„Wir haben beide Recht, das iſt ſehr ſchön,“ ſagte Katharina.

Sie waren bei dieſen Worten an dem Haberfeldlein hingegangen, gingen dann durch das Gebüſch und das wilde Gehölz, und ſchlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tages am Nachmittage ging der Großvater freiwillig mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieſes Mal mit Geſchenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verſchiedenſten Dinge, die man ſich auf der Erde denken kann, abgebildet waren, Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenſtände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Käſtchen mit Farben und Pinſeln, und der Großvater brachte ſehr ſchöne Pfauenfedern, Federn von Goldfaſanen und Silberfaſanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre, endlich farbiges Papier und eine Scheere. Er gab zuerſt ſeine Dinge an Juliana, und ſagte, daß er ihr dies Alles von ſeiner Heimath gebracht habe. Sie nahm, was ſie faſſen konnte, in die Hände, und hielt anderes noch mit dem Ellenbogen an ſich, und ſah ihn mit glänzenden Augen an, und ihre Wangen leuchteten, dann warf ſie Alles auf das Bett der Großmutter, hing ſich an ſeine Schulter, und ſtreichelte mit der einen Hand an dem Ärmel ſeines Rockes nieder. Dann kam Franz hinzu, und gab ihr die Bücher und das andere. Sie legte Alles ſogleich auf das Bett, ging zu Stephan, und ſagte: „Das gibſt auch du mir?“

„Mit meinem Willen gibt es dir Franz,“ ſagte der alte Mann.

„So nehme ich es von dir," ſagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es dasſelbe aufſchlug, und auf die Bilder wies.

Juliana that einen Blick hinein, legte das Buch aber gleich auf das Bett, wendete ſich zu Stephan, und ſagte: „Das gibſt auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Katharina," ſagte Stephan.

„So nehme ich es von dir," antwortete das Mädchen.

„So thu' es, und verwende die Sachen, wie du willſt," ſagte der alte Mann.

Das Mädchen ſtand nun noch immer da, und blickte ihm mit ihren großen Augen in das Angeſicht.

Die Großmutter ſaß auf einem Schemel, und hatte das hie und da zerriſſene Kleid um ſich ausgebreitet. Sie ſchaute auf den Vorgang, und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verſtehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenſtrahl auf einen rauhen dürren Fels trifft, und auf ihm ein Lichtlein macht.

Stephan blieb ein Weilchen mit den Kindern da, und ging dann wieder fort.

Er kam nun recht oft mit den Kindern in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde ſtand, welches von Gebüſchen umgeben, und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was man gebracht hatte, war zum Schmucke des kleinen Holzzubaues verwendet worden, die Pfauenfedern, die andern Federn, Streifen, Bänder, Schleifen, Papierreſte, Lappenzierrathen, Schnüre, Fäden und anderes. Die Farben hatte Juliana dazu gebraucht, um auf die weißen Tafeln Streifen, Kreuze und allerlei andere Geſtaltungen zu malen, und das in dem Raume aufzuhängen.

Selbſt auf Holzſpähne und ſonſtige Holzflächen hatte ſie Dinge gemalt, und das gemalte Holz irgend wo angebracht. Das Bilderbuch hing umgeſchlagen an einer Schnur hernieder, und zeigte täglich ein anderes Bild, das mit einem Faden umbunden war, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter war ſo verziert, daß man ſie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar keinen Schmuck an ſich.

Und wie der alte Stephan ſchon zu vielen Tagen in dem Häuschen geweſen war, hatte er noch immer kein Wort zu Juliana geſagt, daß ſie zu ihrer Mutter und Muhme hinüber ziehen möge.

Zu der Mutter ſagte er, ſie möge ihm nur Zeit gönnen, er werde Alles machen, daß es ſich recht friedlich und lieblich und freundlich löſe.

„Das iſt auch meine Meinung," ſagte die Mutter.

Das wilde Mädchen kam auch ſehr oft in das Schreinerhäuschen, und brachte etwas. Es brachte ſchöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder koſtbare Waldſchwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde that, welche es mit ſeinem Taſchenmeſſer machte. Was es aber auch immer brachte, wurde nur an den alten Stephan gegeben, nie richtete es eine Gabe an Franz oder Katharina. Stephan dankte mit Worten und freundlichen Mienen dafür.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meiſtens war es ſchon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann ſtand es ruhig da, ſah freundlich zu, wenn er Waſſer ſchöpfte, und trank, und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anſtalten zum Fortgehen machte, lief es ſchnell auf dem Pfade hin, der zu dem Holz-

häuschen führte, Stephan ging auf ſeinem Wege in das Schreinerhäuschen.

Sonſt lief das Mädchen, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen, und ſpielte mit ihnen.

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen, und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens ſtieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann that er auch nicht ſelten, wie das wilde Mädchen einmal auf dieſem Steine gethan hatte; er warf die Arme empor, oder ſtreckte ſie aus, oder that dies mit dem einen oder dem andern, und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zuſammenſtellte, oder die er ſchon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er ſchon wieder herunter.

Und ſo war der Sommer vergangen, und es war der Herbſt gekommen, der die Brombeeren, aber auch die Morgenreife brachte.

Stephan packte ſeine Sachen zuſammen, und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen ſtieg, die Arme um ſeinen Nacken geſchlungen, und ſeinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derſelben Abſchied genommen.

Als im nächſten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern ſaß, wieder gegen den Wald fuhr, ſtand an der Mühle, noch lange ehe er zu dem Wirthshauſe in der Klafferſtraße kam, das wilde Mädchen. Als es den Wagen ſah, machte es Zeichen. Stephan ließ den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, ſprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei

dem Abſchiede, reichte den Kindern die Hände, und drückte, und ſchüttelte die ihrigen, und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab, und lief querfeldein dem Walde zu. Es ſchien, als hätte es das erſte Weſen in den Waldhäuſern ſein wollen, das die Ankommenden begrüße, und dazu den Ankunftstag von Crescentia ausgeforſcht habe.

Stephan brachte jetzt auch keine Geſchenke für das wilde Mädchen als eine Reihe von verſchiedenfärbigen Muſcheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach ſeiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldfeldchen, auf dem heuer Gerſte ſtand, und neben dem Häuschen an den kleinen Holzbau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muſcheln. Es nahm dieſelben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzbau kam, waren unter den andern Zierrath auch die Muſcheln vertheilt. Die ſchönſte trug die Großmutter um den Hals.

Und in dieſem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen geweſen war. Stephan machte mit den Kindern Beſuche in verſchiedenen Häuſern, und man beſuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und ſtets war das Mädchen zu Hauſe, wenn er kam. Sonſt lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher, und hüpfte und tanzte und ſpielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals. Von dem, daß die Großmutter mit Juliana in die andern Räume des Holzhäuschens ziehen ſolle, war keine Rede mehr. Die Mutter des Mädchens freute es ſchon

ſehr, daß ihr Kind mit den Enkeln eines ſo vornehmen Mannes umgehen und ſpielen dürfe.

Viel öfter kam heuer das wilde Mädchen in das Schreinerhäuschen als im vergangenen Jahre, und es wurde immer öfter. Wenn es ſich nur ein Zeitchen verſchaffen konnte, erſchien es. Es war bei den Kindern, oder es ſagte zu Stephan: „Du biſt recht ſchön, du biſt recht gut.“ Und wie ihm war, zeigte ſich in ſeinen Mienen; denn das dunkle Antlitz ſpiegelte Heiterkeit und Glück. Auch die Großmutter ſchien glücklicher; denn ihr Lächeln war ſeliger, wenn ſie ſpann oder im Nichtsthun an der Sonne ſaß.

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in der Stube des Schreinerhäuschen waren, und Franz den Vorſchlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinab zu laufen, und da die Kinder ſich ſchon bei dem Großvater verabſchiedet hatten, und an der Thür waren, kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Ärmel ſeines Rockes, ſah ihn mit den großen Augen freundlich an, zeigte im Lächeln die weißen Zähne, und lief dann den andern Kindern nach.

Während ſie den Anger hinab rannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, ſeinen Augen entſtrömten Thränen, und er ſagte: „Du heiliger und du gerechter Gott! So iſt es denn zum erſten Male in meinem Leben, daß ich von jemanden um meiner ſelbſt willen geliebt werde, von einem Menſchen, dem ich nichts gegeben oder gethan habe, weßhalb Menſchen Dank oder Zuneigung ſchuldig zu ſein glauben, oder worauf ſie bei ihrem Entgegenkommen rechnen. Und dieſer Menſch iſt ein armes verwaiſtes und vernachläſſigtes Kind, das keine Gründe ſeiner Handlungen oder Empfindungen kennt. Ich

danke dir für dieſes ſüße, bisher ungekannte, mir zum Schluſſe meines Lebens gegebene Gefühl.“

Dann ging er in der Stube hin und wieder, und trocknete ſich mit dem Tuche die Thränen von den Augen.

Crescentia kam, und ſagte, ob er denn ſehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger ſind. Sie ſind hinab gelaufen, ſind herauf gelaufen, ſind wieder hinab gelaufen, und jetzt halten ſie ſich an den Händen und drehen ſich im Kreiſe.

„Laſſe das,“ ſagte Stephan, „ſie genießen den Beginn des Lebens, wenn dasſelbe gegen das Ende neigt, iſt Alles anders.“

So wie das wilde Mädchen in dieſem Sommer öfter in das Schreinerhäuschen kam, als früher, ſo brachte es auch öfter Dinge zum Geſchenke, und mehr als früher. Crescentia konnte manches Mal von den übrig gebliebenen Erdbeeren etwas den Kindern des Lehrers geben, oder den Kindern verſchiedener Nachbarn.

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und ihre andern Angehörigen in dieſem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war, und die Abreiſe kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abſchied, ſtand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbei fuhr, am Wege, und nahm noch einmal Abſchied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuſer, und es war, wie es immer bisher geweſen war, nur daß er jetzt gar keine Geſchenke mehr, auch nicht die geringfügigſten, an Juliana und ihre Angehörigen austheilte. Auch die Kinder brachten nichts und gaben nichts, außer was im Spielen oder Umherſchweifen gegeben oder getauſcht wurde.

Nur eine Veränderung trat allmälig ein, die Kinder wuchsen heran, und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, und wie die Jahre vorrückten, befaßten sie sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder, und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten, Franz trug von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, zu Juliana. Die Zwei lasen oft laut mit einander im Freien, auf den Fluren, im Walde, im Gesteine, und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn sie gingen oder am Saume des Waldes rannten.

Dies dauerte fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit seinen Enkeln früher zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demselben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, sondern von dem Walde herunter. Da sahen sie, als sie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine, und konnten auch endlich Worte vernehmen, die sie rief. Sie hatte eine tiefere Stimme als gewöhnlich Mädchen ihres Alters; aber sie war sehr klangvoll. Und mit dieser Stimme rief sie:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen;
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht."

Dann rief sie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen, in schwebender Pein
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Den Schlußvers rief ſie nicht, ſondern ſie rief wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!“

Und wie ſie den Arm dabei empor hob, drang er durch den zerriſſenen Ärmel hervor, und war ſo ſchön wie an einem Standbilde alter Künſtlerzeit. Und ihre Geſtalt war ſehr fein und ſchlank.

Und ſie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.“

Dann rief ſie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen,
Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu, immer zu!“

Und dann rief ſie:

„Ich bilde Menſchen,
Dein nicht zu achten, wie ich.“

Hierauf ſtieg ſie von dem Felſen herunter, und Stephan ging mit ſeinen Enkeln zu ihr hinzu. Er ſagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen, und ſpielten. Juliana war bei ihnen. Der alte Stephan trat an das offene Fenſter, und ſah ihnen zu. Da ſah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen ſich die zwei Kinder in die Arme, umſchlangen ſich, und küßten ſich, und Juliana rief: „Liebſter, liebſter, liebſter Franz!“

Und Franz rief: „Liebſte, liebſte Juliana!“

Und Juliana rief wieder: „Liebſter, liebſter Franz!“

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens herauf gerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten.

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Wesenheit ist endlich zum Durchbruche gekommen."

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde dich, wenn ich wieder von dem Walde fortfahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, du wirst noch manches lernen, und wenn du das gelernt hast, wirst du Franzens Braut werden, und dann sein Eheweib."

„Ich gehe nicht mit dir," antwortete Juliana.

„Warum denn nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse," antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es dir gönnen, wenn du das Glück in deinem Leben findest," sagte Stephan.

„Großvater," erwiederte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte, und zum Kaiser und zur Kaiserin aller Länder machte, und sie dir wegnähme, würdest du nicht betrübt sein?"

„Ich würde es sein," sagte Stephan.

„Siehst du," antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben."

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns," sagte Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben," antwortete das Mädchen.

„Juliana," erwiederte der alte Stephan, „wenn du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit du Franzens Weib werden könntest, müßtest du noch vieles lernen, und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie ihr hier seid, könnt ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh thut, wenn er dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, daß er dich vergißt."

„Er wird mich vergessen, und es wird Alles gut sein," sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen, und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Thränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen," sagte er, „thue, wie du thust."

Das Kind ging zu ihm hinzu, und küßte ihm zum ersten Male, seit es mit ihm bekannt war, die Hand.

Dann ging es schweigend bei der Thür hinaus.

Die zwei andern Kinder saßen mit Thränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände, und sagte: „Es ist recht schön und folgsam von euch, daß ihr, wie ich euch aufgetragen habe, kein Wort geredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er Alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und in den langen Wald hinunter."

Die Kinder schluchzten fort, suchten ihre Thränen zu bemei-

ſtern, wiſchten ſich mit ihren Taſchentüchern häufig ab, richteten ſich in Ordnung, und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und noch gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er etwas Geld, daß ſie ſowohl ſich als auch Juliana und der Großmutter beſſere Kleider und ſonſt noch andere Nothwendigkeiten anſchaffen konnten. Er gab auch ſogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht, und das ſie ſehr geliebt hatte, aus Bedrängniß verkaufen müſſen. Dieſes kaufte Stephan als halbgewachſenes Thier wieder zurück, und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wieſe jenſeits der Gebüſche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es, und gab es Magdalena. Vor Allem aber ließ er Werkleute kommen, und ließ einen hölzernen Zubau zu Juliana's und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, ſo lange er da war. Das Gemach Juliana's und der Großmutter ſollte unverändert bleiben, nur ſollte man von ihm noch in eine ſchöne geräumige Stube kommen können. Und als Alles fertig war, ſtand die Stube da, ſie glänzte hell von vier Fenſtern, prangte mit einem grünen Ofen, und reinen Geräthen. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen that, und das ſo zahlreich ſei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan beſah Alles, was er gethan hatte, und rüſtete ſich zur Abreiſe.

Als die Reiſe gekommen waren, wurde ein Wagen mit Allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen geweſen war, man nahm

Abſchied, und Stephan fuhr in einem andern Wagen mit den Kindern dem Packwagen nach.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken fegten wieder das Land gegen Breitenberg hin, und die Kälte war in den Lüften. Der Frühling kam, die Geſträuche und Bäume blühten, die Tannen ſetzten die neuen Wedel an, und bekamen die rothen Zäpfchen, Blumen und Gräſer waren da, über dem kleinen Felde, das von Gebüſchen umgeben war, auf dem wieder Korn wuchs, und an dem das Holzhäuschen ſtand, ſang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle ſtand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen ſtand jetzt leer, und Crescentia war zu den ihrigen gegangen.

In dem nächſten Sommer war es wieder ſo. Das Schreinerhäuschen war leer; denn Stephan, der es gekauft hatte, um in jedem Sommer dahin zu kommen, kam nicht, und vermiethete es nicht. Nur Crescentia kam zuweilen mit Leuten, und reinigte und fegte es, und ließ ausbeſſern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern erſt, da ſchon der größte Theil des Sommers verfloſſen war. Er ging zu dem Holzbaue der Großmutter und Juliana's. Die Großmutter ſaß in der Sonne und lächelte. Juliana ſtand neben ihr. Sie war höher geworden, und ſchien nun ihr Wachſen vollendet zu haben. Sie erſchien ſchlanker. In ihrem dunkeln Angeſichte war Fröhlichkeit. Stephan und die Kinder grüßten Juliana und die Großmutter, und wurden von Juliana wieder gegrüßt. Sie gaben die Geſchenke, welche ſie mitgebracht hatten, und die Geſchenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für

sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch mehreres in die Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte. Da waren Stoffe, Geräthe, und es war noch manches Andere.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft, und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in dem Schreinerhäuschen oder auf dem Anger vor dessen Fenstern.

Stephan verbesserte manches an dem Häuschen und der Umgebung, und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit zielten.

Er fuhr mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort.

Und so war es noch öfter.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand, und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna, und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter todt in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem Angesichte war das nämliche selige Lächeln, das sie gehabt hatte, als er einmal die vielen Federn und die andern bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Beerdigung gemacht.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen, und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit war, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen in den Kirchhof von Breitenberg bringen, und dort wurde sie unter den kirchlichen Gesängen in die Erde bestattet. Es waren des vornehmen Mannes willen, der sich um diese Leute angenommen hatte, viele Menschen herbeigekommen. Magdalena und Anna weinten, und jammerten an dem Grabe, und riefen, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei, und sagte gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan, und sagte: „Großvater, jetzt gehe ich mit dir, und will bei dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin."

„Juliana," erwiederte Stephan, „du verlässest deine Mutter."

„Sie denkt es sich, daß du mich mitnimmst, und ist stolz darauf," entgegnete das Mädchen, „sie hat es schon Nachbarinen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre."

„Liebst du denn deine Mutter nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter sehr," antwortete Juliana, „sie hat mir viel Gutes gethan, ich werde oft zu ihr zurückkehren, und werde ihr wieder Gutes thun."

„Ich sage wieder, Juliana, thue, wie du thust," entgegnete Stephan.

Und sofort brachte er nun die Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins Reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana wie Katharina geleidet mit Stephan und seinen Enkeln von dem Wirthshause der Klafferstraße fort den Weg gegen Jandelsbrunn dahin.

Als nach einigen Jahren Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: „Franz, du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt, und welche ihre Pflicht versteht, und das ist das Höchste. Halte es in Ehren. Du liebst mich und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftstrieben, und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer über den Rest meines Lebens will ich mir erhalten, so lange dieses Leben noch dauert.

Eine Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal mit meiner Gattin auf dem Rigi. Der jetzige Wirth, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war, und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder da gewesen, und die Schwester dieses Gatten mit ihrem Manne auch. Wenn schon nicht mehr ganz jung, so sei die Frau doch noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe aber ihr wenig nach. Er zeigte mir die Namen in dem Einschreibbuche. Da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir früher der Augsburger Kaufmann als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt, und die ich wieder vergessen hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun.

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Nachkommenschaften.

So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder geräth, welch' eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch' eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an; und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch' allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden! Ich rede hier gar nicht von verschämten Töchtern, welche in Wasserfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgend ein bekränzter Krug steht, an dessen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten soll; ich rede ferner nicht von den Erzeugnissen, welche reisende Frauen oder Mädchen von dem Dampfschiffe oder dem Fenster ihres Gasthauses aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landschaften, welche Schönschreibmeister in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinschulen verfertiget werden, unter denen sich viele Landschaften mit Bäumen befinden, auf denen Handschuhe

wachsen — wenn man das Alles hinzu zählte, so wären wir mit Landschaften überschüttet und die Menschen müßten verzweifeln. Nun, es sind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen versehenen Landschaften schon genug. Und ich will nun auch noch so viele Landschaften mit Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hinein gehen. Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, mein Vater ist sechsundfünfzig, mein Großvater achtundachtzig, und beide sind so rüstig und gesund, daß sie hundert Jahre alt werden können; mein Urgroßvater, mein Ururgroßvater und deren Großväter und Ururgroßväter sind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch so alt werde, und stets Landschaften male, so gehören, falls ich sie alle am Leben lasse, und sie einmal in Kisten sammt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweispännige Wägen mit guten Rossen dazu, wobei ich noch so manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann.

Das ist betrachtenswürdig.

Ich fahre fort. Wenn man zu einem Alpensee kommt, und in einem einsamen Gasthause übernachtet, so kommen Abends drei oder vier Landschaftsmaler in die Gaststube, welche unter Tags auf verschiedenen Stellen des Angers gesessen sind und gemalt haben. Die sich an dem Rande des Gletschers befinden, übernachten in der Alphütte auf der Ochsenwiese oder sonst irgendwo. Unterhalb des Staubbaches sind mehrere sehr große, weiße Sonnenschirme ausgespannt, wie das Schildkrötendach der Römer bei Belagerungen, unter denen Männer sitzen und versuchen, den herabwallenden Schleier des Wassers nachzuahmen.

Am Rande des Waldes dann, vor den Trümmern eines alten Ritterschlosses, vor gethürmten Felsen, vor gedehnten Ebenen, am Gestade des Meeres, in Grotten und grünblauen Eishöhlen der Gletscher, vor einzelnen Bäumen, Ruinen, Wässerlein, Waldpflanzen, sind solche, welche sich bestreben, die Dinge, die sie da sehen, mit Farben auf ihre Leinwanden zu bekommen. Dann macht noch ein Lehrer der Landschaftschule von der Staatsmaleranstalt mit allen seinen Schülern einen Ausflug, daß sie nun im Freien die Dinge gerade so malen, wie sie sie sonst in der Stube nach seinen Vorlagen gemalt haben. Und ich bin jetzt auch mit einem dreifüßigen, zusammenlegbaren Feldstuhle versehen; dann mit einem weiten, groben, weißgrünen Sonnenschirme, den ich in die Erde pflanzen und so befestigen kann, daß er wie ein Wartthurm dasteht; dann mit einem Malerkasten, der mit Leinwand, Papier, Farben, Pinseln und so weiter versehen ist, und als Staffelei dient; ich will von den wasserdichten Stiefeln und von dem Wachsmäntelchen und andern Schutzdingen gar nicht reden.

Das ist bemerkenswerth.

Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche sich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich die Verzeichnisse neugemachter Bücher ansah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn schon so viele vorhanden sind. Ja, wenn man eine neue, erstaunliche Erfindung macht, so mag man dieselbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man blos etwas erzählen will, da schon so unendlich Viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser, als mit einer in Öl gemalten, in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an

sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter können herausgerissen werden, und die Theile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen; aber die Landschaft, mit deren Goldrahmen die Menschen Mitleid haben, kann mehrere Geschlechter hinter einander warten, bis sie in einem Gange eines Schlosses, oder in dem Vorhause eines Wirthshauses, oder an der Außenwand eines Trödlergewölbes hängt, und endlich, wenn gar kein Gold mehr an dem Rahmen ist, und die Farben alle Töne ihres Lebenslaufes bekommen haben, in der Rumpelkammer alle Jahre in eine andere Ecke gestellt wird, und so gleichsam als ihr eigenes Gespenst umgeht, während von dem Buche schon alle Blätter verbraucht sind, und die Deckel morsch und schimmlig geworden und weggeworfen worden sind.

Aber ich bin ganz unschuldig.

Ich habe nie daran gedacht, ein Landschaftsmaler werden zu wollen. Habe ich in der lateinischen Schule in der Benediktiner Abtei nicht den ersten Preis erhalten? Muß ich daher nicht tüchtig lateinisch gelernt haben? und auch griechisch? und habe ich nicht auch sehr viel Erdbeschreibung und Geschichte vor mich gebracht? Da hatten sie auch eine Zeichnungsschule. Ich hüpfte vor Freude empor, als ich von einem Schüler einer höheren Klasse eine mit Tusch gemachte Säule sah, deren Grund schön blaß grünspangrün, und deren Durchschnitt schön blaß rosenroth war.

Ich schrieb meinem Vater um die Erlaubniß, in diese Schule eintreten zu dürfen, und erhielt sie. Ich malte nun auch solche Säulen mit grünspangrünem Grunde und rosenrothem Durchschnitte. Dann zeichnete ich aber Bäume, und der Lehrer ließ mich recht viele zeichnen, weil er sagte, ich hätte Anlage. Und da

waren im Mittage von der Abtei sehr schöne blaue Berge, grüne Hügel, goldene Getreidefelder, rauschende Wässer und Bäume mit wunderbaren Blätterschlägen. Ich betrachtete das Alles mit Vergnügen, zeichnete Manches mit schwarzer Kreide, und Anderes malte ich mit Wasserfarben auf weißes oder auf blaues Papier.

Und als ich schon lange nicht mehr in der Abtei war, als ich Menschen und Städte, und Bildersammlungen und Bilderausstellungen angesehen hatte, und als ich in den Alpen oft vielmal kreuz und quer, hin und wieder gewandert war, sagte ich: Soll es denn gar nicht möglich sein, den Dachstein gerade so zu malen, wie ich ihn oft und stets vom vorderen Gosausee aus gesehen habe? Warum malen sie ihn alle anders? Was soll denn der Grund dieses Dinges sein? Ich will es doch sehen. Und ich machte nun zehn und etliche Versuche. Sie mißlangen sämmtlich. So sehr war ich darauf erpicht, den Dachstein so treu und schön zu malen, als er ist, daß ich einmal sagte: ich möchte mir am Ufer des vorderen Gosausees dem Dachsteine gegenüber ein Häuschen mit einer sehr großen Glaswand gegen den Dachstein bauen, und nicht eher mehr das Häuschen verlassen, bis es mir gelungen sei, den Dachstein so zu malen, daß man den gemalten und den wirklichen nicht mehr zu unterscheiden vermöge.

Da sagte ein Freund von mir, der aber ein Schalk war: „Dann wirst du siebenundfünfzig Jahre in dem Häuschen gewesen sein und gemalt haben. Die Sache wird bekannt, die Zeitungen reden davon, Reisende kommen herzu, Engländer werden auf den Höhen herum sitzen, und mit Ferngläsern auf dein Häuschen schauen. Freunde werden dich mit manchem

Nöthigen verſehen, und wenn die ſiebenundfünfzig Jahre aus ſind, wirſt du ſterben, wir werden dich begraben, und das Häuschen wird angefüllt ſein mit mißlungenen Dachſteinen."

Er hätte mögen mit dem Mißlingen Recht haben; aber ich baute das Häuschen nicht, und ich malte keine Dachſteine mehr; allein die Farben hatte ich nun einmal angeſchafft, der Sonnenſchirm, der Malerkaſten, der Feldſtuhl waren da, und ich malte weiter. Das Malen iſt mir lieber, als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte, als das Malen. Wenn das Früh raſch dämmert, wache ich auf, und freue mich ſchon darauf, wieder in den lieblichen Farben zu wirken, und wenn der Abend kommt, denke ich daran, was der Tag gefördert hat, oder worin er zurückgeblieben iſt, und male in Gedanken weiter.

Bei mir iſt aber Vieles anders, als bei andern Malern. Der Schalk hätte nicht erlebt, daß das Häuschen am Bofauſee mit mißlungenen Dachſteinen angefüllt geweſen wäre. Alles, was mir von meinen Arbeiten nicht gefällt, verbrenne ich. Jene wirklich mißlungenen Dachſteinmalereien ſind alle verbrannt worden, ich konnte ſie gar nicht anſehen, und hatte keine Ruhe, ſo lange ſie auf der Welt waren. Und ſo würde ſich in dem Häuschen, wenn ich ſchon mein Ziel nicht erreicht hätte, nur ſehr viele Aſche gefunden haben. Wohl ſagte mancher Freund: „Ich bitte dich, wenn dir auch eine Arbeit nicht gefällt, mir gefällt ſie ſehr wohl: ſchenke ſie mir lieber, ehe du ſie verbrennſt, das iſt ja widerſinnig, an einem verbrannten Dinge kann ja kein Menſch mehr eine Freude haben." — „Das iſt widerſinnig, was du willſt," ſagte ich, „an der nicht verbrannten Pfuſcherei habe ich zeitlebens Ärger, ſo lange ich ſie auf der Welt weiß, auf die

verbrannte vergesse ich, indem ich mir denke, ich will jetzt etwas ganz Schönes machen.“ Und so sind schon viele Dinge in das Feuer gegangen.

Diese Sache kann eine merkwürdige Folge haben.

Entweder ich vervollkommne mich von Bild zu Bild, dann ist bei meinem Tode nur ein Bild von mir vorhanden, an dem ich nämlich eben vor dem Tode gearbeitet habe, weil alle andern verbrannt worden sind; oder ich steige rasch empor, und male hierauf lauter Meisterstücke, dann sind bei meinem Tode jene fünfzehn zweispännigen Wägen voll Bilder von mir vorhanden, oder vielleicht zwanzig Wägen voll, weil ich in der Freude über das Gelingen meiner Werke immer eifriger male, und durch die Übung immer geschwinder zu malen verstehe. Wo würden dann aber jene Bilder sein? Würde ich sie wirklich, wenn ich einmal gegen mein Lebensende im siebenundneunzigsten oder achtundneunzigsten Jahre in eine andere Stadt oder in ein anderes Haus übersiedelte, in den Wägen zu verfahren haben? Oder werden sie zerstreut sein?

Dies führt mich auf einen weiteren Zustand meines Malerthums. Ich habe nämlich das Glück, daß ich kein Bild verkaufen muß. Ich werde auch keines verkaufen. Ich habe an Geld und Gut so viel, daß ich, und wenn ich ein Weib mit sieben Kindern hätte, mit Allen davon reichlich leben könnte. Ich werde aber gar niemals ein Weib bekommen, weil mir an einem solchen gar nichts liegt.

Mein Oheim sagte, als mein Vater Bedenken über meine Malerangelegenheiten äußerte: „Lasse dem Narren das Ding, er muß etwas haben, daran er mit den Hörnern stößt, und wenn du es ihm nimmst, so ergötzt er sich vielleicht daran, sein Geld

zu verſchwenden.“ Nun, mit dem Verſchwenden hat es ſeine guten Wege. Farben, Leinwand, Pinſel, Malerſtäbe ſind nicht theuer, ſonſt brauche ich nicht viel, und ſo wird das Geld immer mehr. Aber, was ich mit den Bildern, falls ſie am Leben bleiben werden, thue? Das weiß ich noch nicht. Jetzt, wenn ich ein Bild male, und wenn Zug nach Zug ſo gelingt, ſo habe ich eine Freude daran, daß ich das Bild um keinen Preis hergäbe, man möchte mir Geld oder gute Worte, oder Verwandtſchaftsliebe dafür bieten, bis ich es nach und nach verderbe und verbrenne.

Bleiben alſo doch Bilder übrig, und ändere ich dieſen Sinn nicht, ſo habe ich endlich wirklich alle meine Bilder in meiner Wohnung beiſammen, oder in den Räumen, die ich dafür miethe. Ändere ich meinen Sinn, was ſehr übel wäre, ſo habe ich eine Schweſter, die Kinder hat; ſo haben meine zwei Oheime Kinder: dieſe Kinder bekommen einſt Kinder, welche wieder Kinder bekommen, ſo daß ich bei dem hohen Alter, welches ich erreichen werde, Nichten, Neffen, Geſchwiſterkinder, Urnichten, Urneffen, Urgeſchwiſterkinder, Ururnichten, Ururneffen, Ururgeſchwiſterkinder, und ſo weiter, in großer Zahl haben werde, unter welche ich meine Bilder als Geſchenke vertheilen kann.

Meine Großmutter ſagt, daß unſere Vorfahren immer zahlreiche Nachkommenſchaften gehabt haben, und daß das Geſchlecht nie ſo zuſammengeſchmolzen geweſen wäre, wie eben jetzt: ſich aber wieder auszudehnen beginne, indem ihre jüngeren Söhne ſchon ſo viele Kinder haben, und noch mehr zu bekommen hoffen dürfen, welche Hoffnung bei meinem Vater auch noch nicht vorüber wäre. Und wären jene Oheime und Großoheime und Tanten nicht geſtorben, von denen ich mein Geld geerbt habe, ſo würde das Geſchlecht noch ausgedehnter geworden ſein; das könnte

nun einen Maler in Athem erhalten, der es mit Landschaften zu versorgen hätte. Mögen sie sich ausdehnen, ich dehne mich nicht aus, wie mein Großoheim sich nicht ausgedehnt hat, der so unendlich viele Hasen geschossen hat, bis er ohne Kind und Kegel gestorben ist.

Da bin ich in dem Lüpfinger Thale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön, und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da, und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor und den daranstoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüber liegenden Weidehügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald, und die hinter diesem Fichtenwalde emporstehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft, und läßt so viele Steine und Erde in das Moor führen, und so viele Gräben von ihm hinwegziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein Bischen Gras und sehr schlechten Hafer auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirthin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede werth, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede werth, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz, und dann ist gar nichts zu malen.

Da ist auch ein Schlammbad mit einem Hause, das zu dem Schlosse Firnberg gehört; der reiche Mann hat das Haus verröden, und das Schlammbad verfallen lassen, so daß das Schwein

des Wegmachers der letzte Schlammbadegast gewesen sein soll. So ändert sich Alles. Wenn nicht das Haus meiner Wirthin auf einem Hügel stände, von dem aus man das ganze noch übrige Moor und die zwei einfärbigen Fichtenwälder und die grauen Hügel gegenüber und die blauen Berge hinten überschauen kann, und wenn nicht der Hügel und das Haus schon seit der Sündfluth dem Wirthe gehörte, und wenn der jetzige Lüpfwirth nicht alles Andere eher thäte, als das Haus dem Lüpfgeschlechte zu entziehen und es weg zu geben: der reiche Mann hätte es schon gekauft und vielleicht den Hügel und das Haus in das Moor geworfen.

Wenn der Sohn und der Enkel des Lüpfwirthes dem Vater und Großvater nachschlagen, so werden sie auch ihre kleinen Felder auf den Anhöhen hinter dem Hügel pflügen, den Wanderern, die hier als auf einem Kreuzpunkte der Fußwege von vier Thälern zusprechen, einschenken, und einen Maler in dem oberen Stübchen beherbergen, der die Felder unter sich malt, wenn die Nachkommen des reichen Mannes schon lange statt des Moores nichts mehr haben, als eine Wiese mit gelbem Grase und einen Acker mit kurzem Hafer.

Als es gestern seit den drei Tagen, die ich im Lüpfhause bin, zum ersten Male ein wenig wärmer geworden war, setzte ich mich gegen Abend, nachdem ich all' mein unter Tags verwendetes Malerzeug geputzt und geordnet hatte, vorne auf den Hügel, wo ein Apfelbaum steht, auf ein Holzbänkchen an eines der vier dort befindlichen Holztischchen, um mein Abendessen zu verzehren. Die Wirthin brachte mir einen gebratenen Fisch, ein Ei, ein Stück weißen Brotes und ein Glas guten Weines, den sie meinetwegen eingelegt hatte. Diese Dinge kann man im

Lüpfhause immer frisch bekommen, da die Hühner die Eier legen, der große Bach in der Lüpf Fische hat, und die Wirthin zu ihren Broten immer ein weißes Laibchen bäckt.

Als ich gegessen hatte, und mich behaglich der Betrachtung meines Moores hingab, nicht des gemalten, sondern des wirklichen, kam ein Mann zu dem Apfelbaume. Er war mittlerer Größe, hatte ein graues Käppchen auf und graue Kleider an. Seine nicht langen Haupthaare waren weiß, und sein nicht langer, voller Bart war auch weiß. Daraus sahen rothe Wangen hervor, und die Augen, die er hatte, waren braun und klar. Er setzte sich zu einem der Tischchen, lüftete das graue Häubchen und wischte sich mit einem weißen Tuche ein wenig Schweiß von der Stirne. Dann lüftete er das Häubchen noch einmal und grüßte mich. Ich erschrack, stand auf und dankte sehr artig; denn es wäre eigentlich an mir, dem jüngeren, gewesen, zuerst zu grüßen.

Die Wirthin brachte ihm in einem geschliffenen Deckelglase Bier, und setzte es vor ihn hin. Nach einer Weile lüftete er den Deckel des Glases, blies den weißen Schaum ein wenig weg und kostete das Bier. Ich sage: kostete; denn nicht sieben Fingerhüte voll hatte er getrunken. Nach einer sehr langen Weile trank er wieder; und jetzt mehr. Ich hatte nichts vor mir; denn, wenn ich gegessen und mein Glas Wein getrunken habe, brauche ich nichts mehr. Wieder nach einer Weile, aber nach einer kurzen, redete er mich an und lobte den Abend. Wir saßen nämlich, wenn auch an zwei verschiedenen Tischen, doch so nahe, daß ein Gespräch geführt werden konnte. Ich lobte auch den Abend; denn wirklich, statt kühler zu werden, wurde er beinahe immer wärmer; das Moor unter uns wurde stets schöner und duftiger, und die Luft klarer. Er sagte, daß jetzt der Früh-

ling mit Gewalt vorrücken werde, und daß wir kaum mehr bedeutende Fröste zu erwarten haben dürften, dann erzählte er mir von dem Straßenbau in Kiring, und sagte, daß man große Felsensprengungen habe machen müssen; die Sache sei aber sehr nothwendig geworden, die Kiringer Straße sei über einen Berg gegangen, der Menschen und Thiere zu Schanden gerichtet habe. Dann redete er von dem Kohlenflötze im Fuchsberge. Es bringe jetzt der Gegend wenig Nutzen, da dieselbe noch Überfluß an der Rothtanne habe; allein für die Folge und für die Ferne werde der Fuchsberg ein unermeßliches Gewicht erlangen; dann sagte er, daß die untere Lüpf durch diese gegen die jährlichen Überschwemmungen des Lüpfbaches gesichert werden sollte.

Ich antwortete wenig, weil ich die Sachen, von denen er sprach, nicht genug kannte und verstand, sondern ich hörte größtentheils nur aufmerksam zu. Er hatte während des Gespräches nach und nach sein Bier ausgetrunken, und als dieses geschehen war, legte er mehrere Kreuzer, die das Bier kostete, neben das Glas. Nach einer Weile stand er auf, lüftete wieder das graue Häubchen, wünschte mir eine gute Nacht, und ging fort. Ich hatte seinen Gutenachtgruß erwiedert, indem ich aufgestanden war, und sah ihm nach. Die Wirthin, welche bei seinem Aufbruche aus dem Hause gekommen war, knixte ihn und begleitete ihn. Ich setzte mich wieder zu meinem leeren Tischchen. Die Wirthin mochte ihn bis zum Wachholdergehege hinter dem Hause begleitet haben, wo der Weg abwärts zu gehen beginnt; dann kam sie aber wieder eilig hervor, und nachdem sie das Geld und das Deckelglas genommen hatte, sagte sie: „Das ist er gewesen."

„Wer?" fragte ich.

„Der Herr Roderer," sagte sie.

„Der Herr Roderer," sagte ich, „der Herr Roderer? Nun, Roderer heiße auch ich."

„Ihr heißt Roderer, lieber Herr?" entgegnete die Wirthin. „Nun, dann muß das ein anderer Roderer sein, und es gibt mehrere. Bei uns sind viele Meier, Bauer, Schmid."

„So, Meier, Bauer, Schmid," sagte ich, „diese gemeinen Dinge; aber Roderer! Und wer ist er denn, wenn er der Herr Roderer ist?"

„Der reiche Mann," sagte sie.

„Der reiche Mann," entgegnete ich, „der mit seinem unbilligen Reichthum das Moor austrocknen will?"

„Ja, der die Steine in das Moor wirft," antwortete sie. „Seit er uns im vorvorigen Herbste nach dem großen Hagelschlage das Wintersaatkorn geschenkt hat, kommt er immer herauf. Wir nehmen aus Erkenntlichkeit das Bier aus seinem Bräuhause, das er in der oberen Lüpf an dem Hasenhange gebaut hat, und da scheint es mir, daß er herauf kommt, das Bier zu kosten, ob wir es nicht verfälschen. Nun, Gott sei Dank, wir haben keine Ursache, etwas zu verfälschen. Er trinkt immer nur ein einziges Glas, nicht mehr und nicht weniger, dann bezahlt er es und geht. Oft kommt er alle Tage herauf, er hat ein eigenes, geschliffenes Deckelglas für sich herauf gestiftet. An dem Willigitter wartet sein Wagen, und er fährt dann nach Lüpfing und in sein Schloß Firnberg. Er sitzt in der Wärme immer an dem Apfelbaume, und wenn es kalt ist, kommt er gar nicht. Er hat euch gewiß angeredet, er redet alle Leute an."

„Er hat mich angeredet — und woher ist denn der Herr Roderer gekommen?" sagte ich.

„Er ist weit her gekommen," antwortete die Wirthin, „mit

seiner Frau und mit seinem Sohne und mit seiner Tochter ist er von Holland oder von Spanien gekommen, und hat das Schloß gekauft, und hat einen Forstmeister, und hat einen Verwalter, und hat einen Braumeister, und hat einen Gärtner. Dem Zugerhäusler hat er gar kein Geld gegeben, als er abgebrannt ist, und hat sich dann in den Aufbau gemischt, und hat ihm dann einen Dachstuhl setzen lassen, um das Bauholz weg zu bringen, das er hinter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Es liegt noch ein Theil da; aber es brennt jetzt Niemand ab. Wir haben ihn Herr Baron heißen wollen, weil es sich so schickt, aber er hat es nicht geduldet. Im Frankwalde läßt er Fichtenbretter schneiden, und unten, wo der Letten ist, wirft er Gräben auf, damit Holz wachsen soll, wo nur Huflattig fortkommt und weiße Wasserblumen. Er kleidet sich nicht nach seinem Stande, und geht schlicht daher. In Lüpsing, will er, sollen alle kranken Armen in ein einziges Haus kommen, wohin er Suppe und Arzneien schicken will. In Kiring draußen hat er eine Mühle im Trocknen mit einem Kirchthurme. Sein Sohn ist jetzt gar nicht da, er will die Maschinen lernen, und ist nach Engelland gefahren. Morgen wird es noch wärmer als heute, da kommt er gewiß wieder heraus, ihr könnt mit ihm reden, vielleicht kauft er euch die vielen Risse ab, die ihr von dem Moore macht, er kann sie etwa gut brauchen."

„Es ist schon recht, Frau Wirthin," sagte ich, „morgen bringt ihr mir, ehe der Tag graut, meine warme Milch hinauf mit dem weißen Brote, und legt noch ein Stück Brot dazu, das ich mitnehme; ich komme den ganzen Tag nicht nach Hause. Auf den Abend bratet ihr mir zum Mittagmahle ein Huhn oder eine Ente."

„Ein Huhn ist nicht möglich," sagte die Wirthin, „wir brauchen alle vorhandenen zum Eier legen, aber eine Ente bekommt ihr von der letzten Zucht, und weil die Rosenäpfel bis in den Frühling gedauert haben, stecke ich einen hinein."

„Es ist gut," sagte ich, „und jetzt gehe ich schlafen."

„Glückliche Ruh'," entgegnete die Wirthin und knixte.

Ich ging die Treppe zu meiner Stube empor. Droben dachte ich: „Es wäre doch entsetzlich närrisch, wenn dieser reiche Roderer — nun, wie reich, weiß man doch nicht — auch noch ein Roderer zu unserem Geschlechte wäre; wenn sein Herr Sohn mein Herr Vetter, und sein Fräulein Tochter mein Fräulein Muhme wäre! Dann wären ja doch," dachte ich, „die Roderer ausgedehnt genug. Ich muß es der Großmutter hinterbringen, die hat Freude am Forschen."

Der nächste Morgen stieg ohne ein Wölklein an dem Himmel herauf. Da kaum die Sterne erblaßt waren, kam meine gewissenhafte Wirthin mit der warmen Milch und den Broten herauf. Ich war schon angekleidet und aß schnell, was für den Morgen bestimmt war. Das Brot, die Nahrung des Tages, steckte ich in die Tasche, dann sah ich noch einmal die zwei Blätter an, die ich schon von Moorstellen entworfen, und vorläufig in der Stube aufgehängt hatte, nahm meinen Kasten auf mich, den großen Sonnenschirm, meinen langen Stock, und trat die Wanderung an.

Was nöthig war, hatte ich schon gestern vorbereitet, Farben, Pinsel, und viele Blätter, darauf gemalt werden konnte; denn ich wollte Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung beginnen, und alle Tage an den Stunden, die dazu geeignet wären, an dem entsprechenden Blatte malen, so lange

es der Himmel erlaubte. Moor im Regen hatte ich mir schon vorgenommen, von meinem Fenster aus zu malen. Über das Moor im Nebel habe ich noch nicht nachgedacht. Es ist doch ein Glück, daß ich für meinen Kasten eine Vorrichtung erfunden habe, viele ölnasse Blätter in ihm unterbringen zu können, ohne daß sie sich verwischen.

Es kam ein heißer Frühlingstag, wie ich noch wenige erlebt habe. Ich mußte mich ungemein beeilen; die Stunden flogen wie Augenblicke dahin, die Beleuchtungen wechselten, und ich mußte, die Stellen aufsuchen, von denen sich die Beleuchtungen am schönsten zeigten. Ich hätte bald gar kein Wasser für meinen Durst bekommen, wenn mir nicht die Männer, die mit Wägen auf dem Damme hinausfahren, der in das Moor gebaut ist, um von ihm Steine hinabzuleeren, in einem grünen, bauchigen Kruge frisches Quellwasser gegeben hätten. Es schmeckte vortrefflich.

Als der Tag vorüber war, und während ich Alles putzte, was noth that, und während ich den Kasten wieder in die Verfassung setzte, ihn morgen gleich mitnehmen zu können, brachte meine Wirthin die Ente, und als ich in der lauen Abendluft an dem Apfelbaume saß, und sie wohlgebraten mit ihrem Rosenapfel in ihrem Innern vor mir auf dem Tische stand, kam der Herr Rsderer mit seinem grauen Anzuge, seiner grauen Haube und mit seinen weißen, kurzen Haaren daher. Ich sprang sogleich auf, ihn zuerst zu grüßen, daß ich nicht wieder die Beschämung wie gestern hätte; ich hielt meine Kappe in der Hand, und richtete die Augen auf ihn. Er lüftete wieder sein Häubchen wie gestern, und trat zu mir heran. Ich bot ihm einen Sitz an meinem Tischchen an, und er setzte sich zu mir. Dann brachte ihm die Wirthin sein Glas Bier.

Während ich nun meine Ente aß, that er genau wie gestern. Er öffnete den Deckel, blies den Schaum weg und kostete das Bier. Nach einer Weile that er erst den ersten Trunk. Das Gespräch kam heute viel leichter in Gang. Er sagte, daß es viele Arbeit gegeben habe, da solche Frühlingstage viel fordern. In dem Garten, auf den Feldern und Wiesen, im Walde und auf der Weide sei zu schaffen gewesen. Er selber habe einen großen Weg zurückgelegt, da sei ihm der Abend doppelt willkommen.

„Ich habe ein Bräuhaus," sagte er, „von dem ich mir das Bier des gelungensten Sudes in mein Haus kommen lasse, und es dort in einen guten Keller lagere, und es gut behandle, und doch schmeckt mir ein Trunk des Bieres, das die Leute aus meinem Bräuhause nehmen, unter diesem Apfelbaume besser als in meinem Hause. Wenn ich Abends an dem Moore nachsehe, gehe ich gerne herauf und genieße den Trunk. Der Hügel hier besteht aus Sandstein, und da ist der Keller trefflich, und das Bier bleibt würzig. Dann ist das Heraufgehen, das schon vorbereitet, und dann ist das darauf folgende Fahren nach meiner Wohnung, das so behaglich ist. Ich will davon nicht reden, daß dieser einsame Hügel am Rande des Moores mit dem Apfelbaume etwas sehr Anziehendes hat, derlei muß man sich ausschlagen."

„Ich schlage es mir nicht aus," sagte ich, „deswegen bin ich an jedem Abende, wenn es nicht Frost oder Nässe hindern, hier."

„Das wird anders werden," entgegnete er, „man muß sich oft das Liebste ausschlagen. Sie haben heute sehr viel gearbeitet; meine Leute, welche an dem heutigen Tage an dem Moore beschäftigt gewesen sind, haben es mir gesagt, sie haben Sie den ganzen Tag ohne Mittagmahl gesehen."

„Mein Mittagmahl ist diese Ente hier," sagte ich.

„Das habe ich mir gedacht," entgegnete er. „Ich laſſe meine Leute an dem Moore immer nach einiger Zeit durch andere ablöſen, daß die Gefahr des Fiebers für ſie geringer wird. Sie aber gehen nun immer derſelbe hinaus, und die Luft, die da erzeugt wird, kann auf Sie Einfluß nehmen."

„Darauf muß ich es meines Zweckes wegen wohl ankommen laſſen," ſagte ich.

„Nun, ich wünſche, daß Sie Ihre Zwecke auf das beſte und vollſtändigſte erreichen," antwortete er, „man kommt durch Beharrlichkeit meiſtens zum Ziele; aber die Ziele wechſelt man öfters."

Und ſo redeten wir noch mehreres, bis er ſein Bier ausgetrunken hatte, bis er aufgeſtanden war, ſein Häubchen lüftete und mir gute Nacht ſagte. Ich hörte dann, wie unten ſein Wagen mit ihm fort rollte.

Am nächſten Tage war es wieder ganz heiter. Ich ging mit dem Anbruche des Tages in das Moor und blieb den ganzen Tag in demſelben. Ich hatte mir zur Löſchung des Durſtes nun ſelbſt eine ſehr große, überflochtene Flaſche voll Waſſer mitgenommen. Das Waſſer wurde wohl warm, aber es mußte helfen. Ich arbeitete auf allen Stellen an den für dieſe Stellen begonnenen Entwürfen weiter, bis es gegen Abend ging. Die Leute, welche mit Austrocknung des Moores beſchäftigt waren, brachten Ladung nach Ladung, und warfen ſie in den weichen Grund, der ſie verſchlang, bis der Tag ſeinem Ende entgegenrückte. Er war noch viel heißer geweſen, als der geſtrige. Abends kam der alte Mann zu dem Apfelbaume, und wir redeten mit einander.

Ich wollte eine Reihe von Entwürfen ausarbeiten, die mir

dann dienen ſollten, ein ſehr großes Bild in Angriff nehmen zu können.

Als ich eines Tages auf einer meiner Stellen ſaß — es war ein trockener, grauer Raſen, der ſich unweit des Weges nach Firnberg am Rande des Moores befand, kam, während ich unter meinem weißen Schirme fleißig arbeitete, eine Geſellſchaft gegen mich heran. Ich gewahrte erſt, daß Jemand hinter mir ſtehe, als ich einmal zufällig außerhalb meiner Richtung blickte, und Schatten von Dingen ſah, die nicht ich und mein Sonnenſchirm waren. Ich ſchlug den Deckel meiner Malvorrichtung zu, damit das Gemälde nicht mehr geſehen werden konnte, und blickte, auf meinem dreifüßigen Stühlchen ſitzen bleibend, um. Da ſtanden vier Menſchen hinter mir. Zwei waren junge Mädchen, zwei waren junge Männer. Ein Mädchen war gerade hinter mir geſtanden. Es hatte braune Haare, braune Augen und ein blühendes Angeſicht. Auf dem Haupte war ein gelbes Strohhütchen. Neben ihr ſtand ein Mann, der hatte nankinggelbe Beinkleider an, eine nankinggelbe Weſte, einen nankinggelben Rock, und auf dem Haupte hatte er auch ein gelbes Strohhütchen. Er war blond und hatte eine fröhliche Geſichtsfarbe. Die andern zwei waren ſich faſt gleich. Jedes hatte ſchwarze Haare und dunkle Augen. Sie ſtanden etwas weiter weg. Als ich dieſe vier Menſchen erblickt hatte, ſtand ich von meinem Stühlchen auf, und wendete den Rücken gegen mein Malerzeug, das Angeſicht aber gegen die Perſonen. So blieb ich ſtehen.

„Sie handeln mißgünſtig, daß Sie uns den Anblick Ihrer ſchönen Arbeit ſo ſchnell entziehen," ſagte die mit den braunen Augen.

„Sie haben dieſe Arbeit, deren Schönheit noch ungewiß iſt, ſchon heimlich geſehen," antwortete ich.

„Wir haben Sie überraſcht," ſagte ſie, „da Sie in Ihrer Kunſt vertieft waren, und haben wohl etwas zugeſehen. Halten Sie das für unrecht?"

„Ja," entgegnete ich, „weil Sie nicht wiſſen konnten, ob der malende Mann ſein Malen zum Zuſehen eingerichtet habe."

„Dies iſt ein Weg, auf dem man von Kiring nach Firnberg gehen kann," nahm jetzt der blonde, junge Mann das Wort, „und jeder Menſch darf dieſes Weges gehen, der ſich keiner Übertretung ſchuldig gemacht hat, um derentwillen man ihn einfangen dürfte. Da wir nun zu dieſer Menſchengattung nicht gehören, ſo iſt uns erlaubt, auf dem Wege zu gehen. Und da wir Augen haben, dürfen wir auf den Weg ſchauen, und auf alles das, was ſich neben ihm rechts und links befindet."

„Was ſich rechts und links befindet," antwortete ich, „ja — wenn man an dem Weg handelt, wohl nicht: dazu braucht man die Einwilligung des Handelnden."

„Sie konnten ja Ihr Malerfach ſchließen, als Sie uns kommen hörten," ſagte der Mann.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört, das wiſſen Sie recht gut," antwortete ich.

„Zanken Sie nicht, Herr Graf," ſagte die Braunäugige, „es iſt wohl von uns unartig geweſen, daß wir von dem Farbenreize, der da unter der aufgeſpannten Schirmleinwand war, verführt, ſtehen blieben, und ein wenig zuſahen, wie dieſer Farbenreiz entſteht. Wir hätten den Herrn um Erlaubniß bitten ſollen."

„Sie haben Recht, ſchöne Suſanna, wie Sie immer Recht haben," antwortete derjenige, den ſie mit „Herr Graf" angeſprochen hatte, „und vielleicht öffnet nun dieſer Herr, wenn ich

ihn für Sie recht artig bitte, den Deckel von ſeinem Farbenreize."

„Was unter dem Deckel dieſes Faches iſt," entgegnete ich, „beſteht aus unfertigen Strichen und Haken, die nur für den einen Sinn haben, der ſie weiter entwickeln und zu dieſem Sinne geſtalten will. Daher ſind ſie zum Vorzeigen nicht geeignet."

„Das iſt richtig und billig," antwortete die Braunäugige, „aber ich weiß, edler Herr, daß Sie in der Lüpfſchenke fertige Entwürfe dieſer Gegenden haben: wäre es denn für ein Mädchen, das dieſe Gefilde und die Kunſt liebt, unbeſcheiden, wenn es den Wunſch hegte, einige dieſer Entwürfe zu ſehen?"

„Es iſt nicht unbeſcheiden, dieſen Wunſch zu hegen," ſagte ich, „allein meine Gemälde ſind nicht zum Vorzeigen verfertigt worden. Vielleicht zeige ich ſie Jemanden, vielleicht ſchenke ich ſie Jemanden, vielleicht behalte ich ſie immer bei mir, vielleicht zerſtöre ich ſie auch. Zudem ſind die Dinge, welche in der Lüpfſchenke liegen, nur Entwürfe und keine Gemälde. Ich kann ſie Ihnen daher nicht zeigen."

„Sie ſehen ſchon, verehrte Suſanna, daß mit dieſem edlen Herrn kein Vertrag zu ſchließen iſt," ſagte der, welcher „Herr Graf" geheißen wurde, „wir müſſen wohl ſchon darauf verzichten, etwas mehr zu ſehen, als wir ſchon geſehen haben."

„Wir müſſen halt verzichten," ſagte ſie.

Nach dieſen Worten nickte ſie, ich verbeugte mich, die Andern verbeugten ſich auch, und die zwei Paare gingen vorüber.

Nach kurzer Zeit kam ein Wagen in der Richtung, in welcher die vier Menſchen gingen, an mir vorüber. Der Wagen war leer, er war ſehr ſchön und wurde von zwei vorzüglichen Braunen gezogen. Als er die zwei Paare eingeholt hatte, ſetzten

sie sich ein und fuhren in der Richtung nach Firnberg weiter. Ich aber öffnete jetzt den Deckel, setzte mich, und malte noch so lange fort, bis meine Zeit an dieser Stelle aus war.

Ich habe diese Menschen später noch einmal gesehen. Wenn ich auf der Stelle neben dem Wege saß, war ich nach jener Begegnung sehr vorsichtig, und sah zu rechter Zeit wegauf- und wegabwärts. Und da sah ich sie kommen. Ehe sie mich erreichten, schloß ich den Deckel, stand auf und richtete das Angesicht gegen sie. Da sie vorüber gingen, grüßte ich sie, und sie dankten. Susanna hatte sehr große, feurige Augen, und sah mich mit ihnen an. Da sie ihres Weges weiter waren, malte ich erst ruhiger fort.

Es kam endlich eine andere Zeit. Ein Gewitter ging über das Moor, und es folgten mehrere kalte und regnerische Tage. Den Regen über dem Moore suchte ich nun von meinem Fenster aus zu malen. Da trübe Tage ohne Regen kamen, ging ich in meinem Zimmer daran, die gemalten Entwürfe auf das einzige, große Bild anzuwenden, das ich vor hatte. Ich stellte zu dem Zwecke meine zerlegbare Staffelei zusammen, spannte auf Leisten, die ich mitgebracht hatte, eine große Leinwand, stellte die Leinwand auf die Staffelei, und richtete neben ihr einen eigenen Malerkasten zurecht. Damit ich von Zeit zu Zeit die rechte Ferne von dem Bilde nehmen konnte, öffnete mir die Wirthin die Thür in eine Dachbodenkammer, in die man aus meinem Zimmer gelangen konnte, und ich ging nun während der Arbeit oft in dieses Nebengemach, und sah aus demselben auf mein Bild hinaus. Ich bestellte sofort durch ein Schreiben auch einen Goldrahmen sammt einer Kiste für das Bild, damit ich durch nichts in der Förderung des Werkes aufgehalten würde; denn

die letzten Striche an einem Bilde ſollen und müſſen in dem Rahmen gemacht werden, und die Kiſte brauchte ich, um in jedem Augenblicke das Gemälde an einen andern Ort ſchaffen zu können, falls ich das für nöthig finden ſollte. Um nicht zerſtreut zu werden, aß ich auch jetzt zu Mittag nicht, ſondern legte mir ein Brot zurecht, von dem ich zeitweiſe einen Biſſen nahm. Erſt gegen Abend, wenn ich aufhörte, wenn alle Geräthe gereinigt waren, und wenn ich Alles für den nächſten Tag zurecht gerichtet hatte, berieth ich mich mit der Wirthin über mein Mittageſſen, das zugleich ein Abendeſſen war.

In den fünf trüben, zum Theile auch mit Regenſchauern heimgeſuchten Tagen konnte ich die große Leinwand ganz mit Farbe bedecken, alſo das Bild untermalen. Die Wirthin hatte mir nach und nach die allerlei Habſeligkeiten, die ſie in der Dachbodenkammer hatte, weggeräumt, und mir auch die Kammer zur gänzlichen Benützung gegeben, da ſie ſah, wie ich anfing, ganz und gar keinen Platz mehr zu haben. Ich ſetzte in dieſen fünf Tagen keinen Fuß aus dem Hauſe, um einen Gang in den Fluren zu machen, kaum daß ich zuweilen Abends ein wenig unter den Apfelbaum trat, und in das Moor hinaus ſah.

In dieſen fünf Tagen ereignete ſich eine Seltſamkeit mit mir, die ich im Grunde von mir nicht begreifen konnte. Der reiche, alte, kurzweißhaarige Herr Roderer, der natürlich durch die regneriſchen und trüben Tage in ſeinen Arbeiten im Moore nicht aufgehalten war, ja in der Kühle durch Pferd und Mann mehr wirken konnte, als in den heißen Tagen, der mir alſo einen bedeutenden Vorſprung abgewann, kam auch an manchem Regentage, oder wenn es grau und froſtig am Himmel war, auf den Pupfhügel herauf. Er ſaß dann mit mir in der Wirthsſtube, in

welcher selten Abends ein Gast war, da die Fußgänger, die am häufigsten hier zusprachen, das Moor am Abende mieden, theils der Dünste, theils der Gespenster wegen. Die Wirthin sagte mir, daß der hochgeborne Herr Roderer sonst an solchen Tagen nie gekommen sei, daß er an mir Gefallen gefunden haben müsse, und daß er jetzt auch länger da bleibe als sonst, wenn er auch eigensinniger Weise nicht mehr als ein Glas Bier trinke.

Eines Tages, da es in der Wirthsstube zu sehr rauchte, während die Wirthin mein Abendessen kochte, saßen wir in dem einzigen noch verfügbaren Gelasse des Hauses, einem kleinen Kämmerlein neben meinen zwei Arbeitsstuben. Als ich nun am andern Tage, ich weiß nicht, ob es wieder geraucht hat, den Herrn Roderer abermals die Treppe zu dem winzigen Kämmerlein herauf steigen hörte, — ich kannte seine Tritte schon recht gut, und konnte sie von denen des Wirthes und der Wirthin, und dem Gerassel der Buben wohl unterscheiden — rief ich ihn, von den Worten der Wirthin und meiner eigenen Beobachtung, daß er wirklich jetzt länger bleibe, wirblig gemacht, durch die offene Thüre meiner Stube zu mir herein, und nun sah er, da der Tag schon länger, und es völlig licht war, alle meine Bilder und Entwürfe, die ich Niemanden zeigen wollte, und die ich nicht einmal Susanna gezeigt hatte, die doch weit lebhaftere Augen besaß, als der Herr Roderer, obgleich die seinigen so braun waren, als die ihrigen. Ich putzte eben die Pinsel, und er ging von einer Arbeit zu der andern, wie sie eben entweder herum lagen, oder an die Wand geheftet waren, und betrachtete jede genau. Auch das angefangene, auf der Staffelei stehende große Bild schaute er lange an. Ich konnte es ihm nicht verbieten, da ich ihn selber hereingerufen und ihm folgerecht die Dinge

zur Betrachtung preisgegeben hatte. Er ſprach aber über alle die Arbeiten kein Wort. Wir ſetzten uns, da ich mit meinen Pinſeln fertig war, in das kleine Stübchen, auf deſſen Hängetiſchchen die Wirthin ſein Bier und meine Abendkoſt geſtellt hatte. Als ſeine Zeit um war, kletterte er die Treppe hinab, ging über den Hügel hinunter, und fuhr in ſeinem Wagen nach Hauſe.

Am anderen Tage war ſchönes Wetter. Mein Reiſebarometer, welches ich in meiner Malerſtube aufgehängt hatte, zeigte achtundzwanzig Zoll und vier Linien, was Dauer des ſchönen Wetters bedeutete, und ich nahm meine ſtets bereit ſtehende Malerwanderſachen, und ging ſofort zum Malen auf das Moor hinaus. Es folgten mehrere ſchöne Tage, und ich benützte ſie.

Meine Wirthin hätte mir bald Unannehmlichkeiten bereitet. Es nahte das Kirchweihfeſt in Lüpfing, und da redete ſie mir zu, ich ſollte an dieſem Tage Ruhe machen, und nach Lüpfing gehen; denn etwas Schöneres, als dieſes Feſt könne ich gar nicht ſehen. Ich wies ihr Anſinnen zurück. Als der Tag des Feſtes vorüber war, den ſie ganz und gar in Lüpfing zugebracht hatte, kam ſie Abends zu mir an den Apfelbaum, an welchem heute mein Herr Roderer nicht ſaß, weil Feiertag war, und erzählte mir, wie außerordentlich Schade es ſei, daß ich nicht nach Lüpfing gekommen bin. Die Leute kennen mich alle, ſie lieben mich, ſie haben alle nach mir gefragt und meine Bilder geprieſen; ſie habe geſagt, ich ſei ein ſehr gewöhnlicher Herr, der keinen Stolz hat, und mit Allen redet, ſie könne meine Bilder ſehen, wann ſie wolle, wenn ſie aufräumme oder etwas frage, und ihr Mann könne ſie auch ſehen, wenn er ein Waſſer hinauf trage oder dergleichen, und wenn ich nach der Arbeit aufräumme, ſage ich nicht einmal ihren Buben einen Tadel, wenn ſie hinauf kommen.

Die Leute freuen ſich außerordentlich auf die Bilder. Sie werden kommen.

Ich ſagte zu der Frau Wirthin: „Ihr, meine liebe Frau Wirthin, wenn ihr in meine Stube kommt, und etwas zu ſchaffen habt, und euer Mann, der Herr Wirth, wenn es für ihn bei mir etwas zu thun gibt, könnt meine Bilder nach Herzensluſt anſchauen, ſelbſt eure Knaben können es zu einer Zeit thun, in der ſie mich nicht ſtören: aber jeder andere Menſch darf es nicht, wenn er auch aus Lüpfing oder Kiering kommt, oder aus der oberen Lüpf, oder aus der unteren Lüpf, oder aus Paris, oder aus Petersburg, oder München. Sagt einem Jeden, daß ich nicht Zeit habe, Leute zu empfangen, und daß meine Bilder nicht zu ſehen ſind.“

„Das iſt ſo, ſo iſt es,“ antwortete ſie, „wir haben ein großes Recht, wir und der hochgeborne Herr Roderer, die Bilder anzuſehen, und ſonſt Niemand.“

„Ihr könnt ſie anſchauen,“ ſagte ich, „weil ihr ſeid, wie ihr ſeid, und dem Herrn Roderer habe ich ſie gezeigt, weil ich ſie ihm nun eben einmal gezeigt habe.“

„Ja, das verſtehe ich,“ antwortete ſie.

„Und ſo thut auch, wie ich geſagt habe,“ erwiederte ich.

„Ich werde es thun, freilich thue ich es,“ ſagte ſie.

Und hiemit war wohl das Geſpräch aus, aber nicht die Sache. Denn in den Tagen, die auf die Lüpfinger Kirchweihe folgten, kamen wirklich Leute aus Lüpfing und anderswoher zu mir, die mich einfach beſuchen wollten. Die Tage waren trüb, ich arbeitete an dem großen Bilde in meiner verſperrten Stube, und ließ ſagen, daß ich mich nicht unterbrechen könne, und nicht geſtört werden dürfe. Endlich ließ ich mir durch den Wirth, welchen ich ſendete, einen Wagen aus Lüpfing beſtellen,

und fuhr in demſelben nach Lüpfing. Die Wirthin äußerte ihre Freude, daß ich einmal von der großen Plage, die ich mir auferlege, inne halte, und auch ein Vergnügen ſuche, wie es ſich gebühre. Ich aber kaufte in Lüpfing zwei gleiche Eiſenringſchrauben und ein Vorhängeſchloß, und fuhr wieder heim. Die Eiſenringſchrauben ſchraubte ich von außen in Thürſtock und Thüre meiner Stube ſo, daß die Ringe über einander paßten, und als ich das nächſte Mal in das Moor malen ging, legte ich das Vorhängſchloß in die Ringe, und ſperrte ſo meine Stube, daß ſie in meiner Abweſenheit nicht geöffnet werden und daß man meine Bilder Niemand zeigen konnte.

Der Goldrahmen zu dem großen Bilde kam nun auch endlich an. Der Rahmen war zerlegt, und in ſeinen Theilen der Länge nach in die Kiſte gepackt. Ich konnte ihn jetzt nicht zuſammenſtellen, ſah aber an den Theilen, daß er ſehr ſchön ſein müſſe, wie Alles, was von meinem Vergolder kommt.

Als es ſchon Sommer war, und ich an einem lauen, lieblichen Abende mit Roderer an dem Apfelbaume ſaß, ſagte er: „Sie werden ſehr wahrſcheinlich einmal zu malen aufhören, und dann gar nie mehr einen Pinſel anrühren.“

Ich ſchaute ihn mit den größten Augen, die in meiner Macht waren, an und ſagte: „Das wäre das ſeltſamſte Ding, ich finde dazu noch gar keinen Anfang in meinem Weſen. Und was werde ich denn dann thun, wenn ich nicht mehr male?“

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete er, „aber thun werden Sie gewiß etwas.“

„Ja, gewiß etwas thun,“ ſagte ich, „und Sie können mir wohl nicht verargen, wenn ich Sie frage, was Sie zu dieſem Ausſpruche über mich berechtiget, der ſo tief in meine Thätigkeit eingeht.“

„Gewiß kann ich Ihnen die Sache nicht sagen," antwortete er, „aber sie ist mir sehr wahrscheinlich, und wenn mein Ausspruch zur schnelleren Entwicklung Ihres Laufes etwas beitragen kann, so wird es mich sehr freuen, und wenn ich mich irre, und Sie ein Maler bleiben, so werden Sie durch meinen Ausspruch und mein Benehmen erst ein rechter Maler."

„Nun, ich bin begierig," sagte ich.

„Hören Sie mich an," begann er. „Es lebt seit Jahrhunderten, ein Geschlecht, das immer etwas Anderes erreicht hat, als es mit Heftigkeit angestrebt hat. Und je glühender das Bestreben eines dieses Geschlechtes war, desto sicherer konnte man sein, daß nichts daraus wird. Und nicht etwa durch das Schicksal wurden diese Leute aus ihren Bahnen geworfen; denn dann wäre ja mancher darin geblieben, weil Schicksal und Zufall nicht folgerichtig sind, sondern Jeder verließ selber freiwillig und mit Freuden seinen Kampfplatz, und wendete sich zu anderen Dingen. Manche erreichten über Ansammlung der Mittel zu ihrem Zwecke den Zweck nicht. Sie waren Alle höchst begabte Leute, einen einzigen ausgenommen, welcher ein gewöhnlicher Mensch war, und weil sie solche Begabungen hatten, so wählten sie frühzeitig schon irgend eine Thätigkeit, spornten diese zu höchstem Feuer, und erreichten auch Erfolge, die andere Menschen in Erstaunen setzten; aber es genügten ihnen die Erfolge nicht, und sie warfen das Zeugs weg. Ich weiß nicht, wenn einmal einer gekommen wäre, der das Höchste in seinem Fache hervorgebracht hätte, ob auch er von demselben wieder gewichen wäre, ich weiß es nicht, weil der Fall nicht vorgekommen ist; ich glaube aber, dieser Mann wäre eine Ausnahme seines Geschlechtes geworden, und hätte es zu seltenen Ehren gebracht, wenn er nicht, auch noch

anderen Gedanken nachjagend, all' sein Thun für Stückwerk gehalten, und es zu dem Plunder geworfen hätte. Wer kann das wissen. So merkwürdig ist aber das Geschick dieses Geschlechtes, daß selbst der gewöhnliche Mensch, der, wie ich Ihnen sagte, dazu gehörte, diesem Geschicke nicht entgehen konnte. Obwohl er nicht durch hohe Begabung zu vorzeitiger Thätigkeit getrieben, und von ihr wieder abwendig gemacht wurde, so reichte sein Pfund doch gerade hin, zu thun, wie alle seine Väter, Vettern und Muhmen, nämlich ein Ungethüm von Zeit und Kraft einem Dinge zuzuwenden, um es dann gehen zu lassen, und ein anderes zu ergreifen. Ich kenne dieses Geschlecht außerordentlich genau, ich bin selbst einer davon, und zwar jener gewöhnliche Mensch, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich habe selber gethan, wie meine Angehörigen. Ich habe von denen erzählen gehört, welche vor uns gelebt haben, und ich habe beobachtet, was die gefördert haben, die mit mir gleichzeitig sind, und habe besonders die jüngeren beobachtet. Und gerade so, wie diese jüngeren, benehmen Sie sich, mein Herr. Sie haben sich der Landschaftsmalerei ergeben nicht des Geldes wegen, nicht des Ruhmes wegen, nicht aus Eitelkeit; denn Sie verbergen Ihre Bilder, zeigen sie nicht, wollen sie nicht verkaufen, sondern sie streben nach eigener Billigung, wollen den Dingen ihr Wesen abringen, wollen die Tiefe erschöpfen, darum wählen Sie sich einen Gegenstand, der so ernst, schwierig und unbedeutend ist, daß ihm die Andern aus dem Wege gehen würden, dieses Moor. Sie verfolgen Ihren Zweck mit einer Kraft und Hartnäckigkeit, die zum Bewundern sind, Sie lassen Alles, was sonst die Jugend bewegt, bei Seite liegen, ja Sie versagen sich die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse, um nur Ihrem Ziele zuzusteuern, und Sie sind in

Ihren Arbeiten zu Ergebnissen gekommen, die ganz ungewöhnlich sind. Ich verstehe Bilder, und wenn Sie mich einmal in meinem Hause besuchen wollten, würden Sie nicht unbedeutende Erzeugnisse der Malerkunst älterer Zeiten bei mir finden. Ihre Entwürfe, die ich genau angesehen habe, gehören zu dem Allerbesten, was die neue Kunst hervorgebracht hat, an Wahrheit übertreffen sie Alles, was jetzt da ist: und eben deswegen werden Sie eines Tages sagen: Das ist doch noch nichts als leeres Gethue, ich werfe es zum Teufel. Noch eins ist, das zu beachten kommt. Alle Nachkommen unseres Ahnherrn, auf den wir noch zurück zählen können, haben fast wie mit Eigensinn ohne erhebliche Ausnahmen braune Haare und braune Augen bei freundlicher Farbe des Angesichtes. Sie besitzen diese Merkmale auch, als sollte Ihr Körper mir auch noch die Anzeige geben, welche mir Ihr Geist gegeben hat. So sind die Dinge, und so habe ich aus Ihnen über Sie geschlossen."

„Ich habe Sie Ihre Ansichten entwickeln lassen," entgegnete ich auf die Rede meines Nachbars, „und bin jetzt weniger betroffen über Ihren Ausspruch, als ich es war, da ich ihn Eingangs Ihrer Mittheilung hörte, weil ich damals glaubte, er ruhe auf irgend einem untrüglichen Fuße, und raube mir wider meinen Willen meinen Lebensinhalt. Jetzt aber kann ich Ihnen mit Beruhigung sagen: Ich werde nie meinem Streben untreu werden, und ich werde nie der Landschaftsmalerei entsagen, mögen die Ergebnisse derselben sein, welche sie immer wollen. Ich kann dieselben nicht voraussehen; aber wenn man mir mein Thun nimmt, hat mein Leben gar keinen Werth und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringsten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geistesbefriedigung, Daseinsabschluß

und dergleichen nennt, ist für mich dann nicht mehr als das Stäubchen, das in der Sonne spielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt."

„Das ist gerade auch eines der Merkmale mit," entgegnete mein Nachbar, „und bestärkt mich in meiner Ansicht. Jeder unseres Geschlechtes war von der Unaufhörlichkeit seines Strebens schlechterdings durchdrungen, bis es aufhörte."

„Die Männer jagten nach ihrem Zwecke, die Frauen duldeten und kämpften darnach, bis es nichts war. Da war der uralte Echoz — Vornamen gab es damals noch kaum — der machte die Römerzüge des rothbartigen Friedrich mit, er dürstete nach ritterlichem Ruhme, nach Thaten, die keiner nachthun könnte, nach schönen Waffen, Pferden, Kleidern, er wollte wie Büren, der Stammvater der Staufen, auf einem hohen Berge eine Burg bauen, ein hohes Fräulein ehlichen, und ein Geschlecht gründen, dessen Glanz noch weiter über die Erde gehen sollte, als das der Staufen."

„Er erwarb Reichthum, er heirathete ein hohes Fräulein, und verwaltete im Alter einen großen Hof, und ritt herum, seine Rinder, Schafe, Zuchtpferde zu zählen."

„Sein Urenkel wollte den besten Viehstand in einem gezäunten, ungemein großen Gehege gründen, den es im deutschen Reiche geben sollte, und rodete endlich das Gehege zu Wiesen und Feldern, und mochte wohl der Roderer geheißen haben."

„Ein anderer, Peter Roderer, lebte mit Söhnen und Töchtern auf seinem Hofe und hielt Ordnung, und suchte Alles kennen zu lernen, was gute Landwirthe thun, um ihr Anwesen empor zu bringen; denn er wollte die beste Wirthschaft, die es geben kann, herstellen. Dann zog er gegen die Türken und ward

ein Vorkämpfer und Führer, der geachtet wurde, und er starb in hohen Ehren, entfernt von seinem Hofe, den er nicht mehr sah."

„Dann war ein anderer Peter Roderer, welcher nach Reichthum strebte, um ein strahlendes Haus zu gründen, das der Neid Aller im Gaue sein sollte; darum preßte er Cider aus Äpfeln, und suchte dieses Getränke im Lande zu verbreiten, so wie auch eine edle Obstzucht zu begründen, weshalb er aller Orten treffliche Bäume suchte und pflanzte. Seine Söhne waren die Roderer Peter Buben. Sie waren vier und hatten ganz gleichen Sinn. Ihr Vater hatte ihnen einen mäßigen Hof in Tissenreit hinterlassen. Sie waren in ihrem Alter sehr nahe: denn jeder der Jüngern war von dem Nächstälteren ungefähr um ein und ein halbes Jahr verschieden. Sie hatten im Sinn, nicht einen Hof allein zu besitzen und zu bewirthschaften, wie Bauern, sondern sich zu heben, und Edelsitze zu gründen. Jeder wollte Reichthum sammeln, dann ein schönes, reiches Mädchen heirathen, ein eigenes Anwesen herstellen und so fort wachsen."

„Um dies auszuführen, beschlossen sie den väterlichen Hof gemeinschaftlich zu verwalten, Alles, was nur immer aus ihm zu ziehen wäre, in Geld zu verwandeln, und wenn genug Geld vorhanden wäre, es zu theilen, den Hof in die Theilung einzubeziehen, und dann ihr beabsichtigtes Leben zu beginnen."

„Sie legten das gröbste Bauerngewand an, und gingen in hölzernen Schuhen. Sie unterzogen sich der härtesten Haus- und Feldarbeit, hatten gar keinen Knecht, sondern Taglöhner, und benöthigten nur eine einzige Magd. Am Sonntage zog ein jeder einen besseren Rock und lederne Stiefel an, und so gingen sie in ihre, eine halbe Wegstunde entfernte Pfarrkirche. Auf dem Heimwege zogen sie zur Sommerszeit Stiefel und Rock aus,

gingen auf bloßen Füßen, und trugen Stiefel und Rock über der Schulter. Am Nachmittage dieses Tages saßen sie auf dem steinernen Gange im Innern ihres Hofes, und aßen jeder ein Stück weißen Brotes als Sonntagsgabe, oder im Winter in der gemeinschaftlichen kleinen Stube. Nie trank einer der vier einen Schluck Wein oder Bier oder Branntwein. Den Cider ihres Vaters, und den sie selber machten, verkauften sie, und was der Hof trug, wurde an Käufer abgelassen. Die Roderer Peter Buben starben unvermählt, jeder über neunzig Jahre alt, und hießen immer die Roderer Peter Buben."

„Silber befand sich in Säcken, in Strümpfen, in alten Stiefeln, in hölzernen Kistchen oder Tiegeln. Zum Erben war Karst, der Mann ihrer Nichte, eingesetzt, der arm war, das Seinige zu Rathe hielt, und gerne Geld sammelte. Als Karst das Silber erhielt, ward er wahnwitzig, lebte in Saus und Braus, verschwendete Alles, und starb mit seiner Frau im Elende. Mit den Roderer Peter Buben wären die Roderer Peter Buben ausgestorben, wenn es nicht noch einen Roderer Peter Buben gegeben hätte, einen fünften, der aber nie so geheißen hat; denn als das Volk den Namen Roderer Peter Buben schöpfte, da sie gemeinschaftlich als junge Menschen ihren Hof verwalteten, war er schon lange nicht mehr in dem Hause. Er war schon zu den Lebzeiten seines Vaters fortgegangen. Er hieß Friedrich."

„Friedrich Roderer war ein räudiges Schaf. Er konnte schon als Jüngling, als jüngster unter den Brüdern, das Streben des Vaters nicht theilen. Ihm lag nichts an Obstzucht oder andern Dingen des Hauses, noch auch befreundete er sich mit den Geldneigungen der Brüder, die sie schon in der Kindheit gezeigt hatten, sondern er schweifte in der Gegend herum, wußte alle

Vogelneſter, kannte alle Hunde, wußte wie ſie hießen und wem ſie gehörten, ritt auf allen Pferden, die auf der Weide waren und die er habhaft werden konnte, floh die Schule, verſchlenderte jeden Pfennig, den er bekam; führte alle Buben der Gegend, welche, wie er, nicht viel in dem väterlichen Hauſe waren, zu Schlachten an oder zu Zügen in den Wäldern, oder ſie fingen Fiſche und Krebſe in den Bächen, und brieten ſich dieſelben an einem Feuer, das ſie angelegt hatten, und wenn er die Strafe des Vaters fürchtete, ſchlief er oft mehrere Nächte in einer Höhle oder unter einem überhängenden Steine, der ihn vor dem Nachthaue ſchützte."

„Der Vater ſuchte ihn zu beſſern, er redete ihm zu, er züchtigte ihn empfindlich; aber durch die Strafe wurde er nur störriger. Seine Mutter war ſchon vor langer Zeit geſtorben. Später ließ er ſich einen langen Bart wachſen und ging zu den Gauklern, welche auf dem Seile tanzten, durch Reifen Luftſprünge machten, Feuer fraßen, Bänder ſpieen und ihren Körper in die ſtaunenswertheſten Stellungen brachten. Er kam weit von ſeiner väterlichen Gegend weg, und man hörte lange nichts mehr von ihm."

„Von den Gauklern ging er zu den Schauſpielern, und ſtellte die verſchiedenſten Handlungen und Gemüthsbewegungen der Menſchen dar. Er wollte das deutſche Schauſpielweſen auf den Gipfel der Kunſt erheben, und was er in der Kindheit ſo ſehr geflohen hatte, die Bücher, das wurde jetzt ſein Lieblingsgegenſtand. Faſt Tag und Nacht las er, oder er ſchrieb, oder ließ davon nur ab, um ſeinen Kameraden darzuthun, welche Sachen ſchön und würdig ſeien, und wie man ſie am herrlichſten darſtellen könne. Als die Preußen Schleſien angriffen, zog er gegen

sie ins Feld, und ging nun nie mehr zu den Schauspielern oder Gauklern zurück, sondern blieb unter den Soldaten, brachte es vorwärts, und wie er einst die Lotterbuben seiner Heimath zu Spielschlachten angeführt hatte, so führte er jetzt Männer zu wirklichen, und die Zahl, die unter ihm stand, wurde stets größer. Er kam zu Hab und Gut, heirathete ein reiches Fräulein, und mehrte dadurch den Besitz."

„Was die vier Roderer Peter Buben in neunzig Jahren nicht zuwege bringen konnten, das erreichte der räudige Friedrich im Spiel und Sprunge. Er wohnte im Alter auf einem ihm zugehörigen Edelsitze, obwohl er selber nie nach dem Adel, der ihm hätte gegeben werden können, strebte."

„Von der Erbschaft der Roderer Peter Buben hatte er nur ein Theilchen bekommen, man weiß nicht, ob durch das Gesetz oder auf eine andere Weise. Das arme Töchterchen Karsts, Mathilde, nahm er zu sich."

„Dieser Friedrich Roderer war mein Urgroßvater, und von ihm stammen alle Roderer. Seltsam ist es, daß alle, so wie er den vollen Bart als Seilkünstler trug — wie er als Krieger war, wissen wir leider nicht mehr — auch den vollen Bart trugen; aber im Widerspruche mit ihm trugen sie nicht einen langen, sondern einen auf drei Zoll zurückgestutzten Bart. Die zahlreichen Roderer, die von ihm stammen und ins Grab gestiegen sind, sah ich mit diesem Barte abgebildet, und die noch leben, kenne ich mit diesem Barte. Bei einigen, wie bei mir, ist er weiß geworden. Und haben Sie nicht auch, wie unser Geschlecht, einen kurzen, braunen Vollbart?"

„Das ist ein Zufall," sagte ich, „jetzt ist es in vielen Männerkreisen Sitte, einen kurzen Vollbart zu tragen. Mir gefällt

die Sitte und mir ist es bequemer, meinen Bart mit Schere und Kamm zu behandeln als mit dem Schermesser."

„Daß Ihnen diese Sitte gefällt, zeigt schon, daß Sie mit unserem Geschlechte gleich fühlen," sagte Roderer, „wir trugen den Bart, da er noch nicht Sitte war."

Er schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Wollen Sie denn von mir nicht auch etwas hören?"

„Dem würde ich die größte Theilnahme schenken," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „weil ich vor Ihnen sitze, und weil das Gegenwärtige immer mehr Kraft und Recht hat als das Abwesende. So hören Sie denn."

„Von den vier Söhnen Friedrichs, nachdem einer von den Wölfen zerrissen worden war, und einer sich in den deutschen Orden begeben hatte, heiratheten zwei, mein Großvater Peter, der zweitjüngste, und der jüngste, Joseph. Auch die vier Töchter heiratheten, und auch das angenommene Kind Mathilde. So wurden wieder Roderer und solche, denen von weiblicher Seite her Rodererblut in den Adern rann. Mein Vater hieß gleichfalls Peter, so wie ich wieder Peter heiße. Mein Vater besaß ein kleines Anwesen, und trieb einen lebhaften Linnen- und Flachshandel. Vier Söhne und vier Töchter gebar ihm meine Mutter. Unsere Eltern erzogen uns sorgfältig und unter angenehmen Verhältnissen. Mein Vater las sehr gerne in geschichtlichen und wissenschaftlichen Büchern. Jede Zeit, die er frei hatte, widmete er fast ganz dem Lesen. Er hatte sich eine eigene Lampe und ein Pult erfunden, um Nachts, oder wenn er krank war, im Bette lesen zu können. Man sagte, daß er in seiner Jugend daran gegangen sei, eine Weltgeschichte zu schreiben. Wir haben nie etwas davon zu Gesichte bekommen."

„Wir besuchten die Schulen, und gehörten zu den besten Schülern. Ich weiß noch wie heute, wie dann in den freien Schulmonaten oft andere Roderer zu uns auf den Hof kamen, und wie wir dann Spiele hielten. Unter den Mädchen, welche auf dem einen oder dem andern Wagen von der einen oder der andern Seite zuweilen zu uns geführt wurden, war auch Mathilde, die Enkelin jener Mathilde, die von dem Obersten in das Haus genommen worden war. Das Mädchen hatte sehr schöne rosige Wangen, braune Haare und bedeutend große, braune Augen. Es war stille und schien ein wenig unwissend. Es schloß sich gerne an mich an, und wenn es die Vettern neckten, oder sogar im Übermuthe nach ihm schlugen, stellte es sich an meine Seite, als ob es dadurch schon geschützt wäre. Als ich heran wuchs, kam ein großes Unglück in die Roderer. Alle starben in kurzer Frist, ohne daß eben eine Seuche im Lande war, an verschiedenen Übeln so zusammen, daß nur mein Vater mit seinen Kindern, und ein Sohn Josephs, ein Wittwer, übrig blieb. Dieser Sohn Josephs, der selber wieder Joseph hieß, war ein alter, gebrechlicher Mann, und bei ihm war Mathilde: sie wurde wenig beachtet, erhielt was sie brauchte und blieb unwissend. Ich war in der gelehrten Schule einer der besten Zöglinge; vor Allem rissen mich die Dichter zur Begeisterung hin, und wie mein Vater Geschichtschreiber las, so las ich fast immer, wie nur eine freie Minute gegönnt war, Dichter."

„Die alten Griechen hatte ich sehr bald inne, ich ging zu den Römern, die mir weniger behagten, und dann zu den Neuern. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, wenn ich mich in der Welt der Dichtungen bewegen konnte, und es stiegen dann Gestalten von Helden, von erhabenen Frauen und von feenhaften

Mädchen mit Engelsweſen im höchſten Maße in meiner Seele empor. Und ſo wuchs der Wunſch und Entſchluß heraus, Heldendichter zu werden. Alle Heldenbücher wurden wieder vorgenommen, die alten und die unſerer erſten blühenden Zeit. Ich wählte Adam zu meinem Stoffe, die Makkabäer, Karl den Großen, Otto und Friedrich den Rothbart."

„Alle Dinge, welche ſonſt Jünglinge meines Alters erfreuen, berührten mich nicht mehr, außer die Welt meiner Dichtungen. Ich bedurfte nur ſehr wenigen Schlafes, wählte abſichtlich ſehr einfache Nahrung, und war immer bei meinen Schriften oder Büchern. Und wenn ich viele Stunden zu einem einzigen Verſe brauchte, ſo wendete ich die Stunden an, bis der Vers leicht und ſchön floß, und tiefe Geſtaltung hatte wie bei Homeros. Ich hatte oft freudige Schauer, wenn nach langem Schmieden eine herrliche Wendung gelang. Ich lernte zu meinem Zwecke Sprachen: Sanſkrit, Hebräiſch, Arabiſch und faſt alle europäiſchen Sprachen. Ich ſprech' ſie noch mit einiger Fertigkeit. Da las ich nun das Größte, was in dieſen Sprachen vorhanden war. Es war groß und außerordentlich; dennoch aber nicht ſo groß und nicht ſo außerordentlich wie die Wirklichkeit. Ich beſchloß, alle Heldendichter zu übertreffen, und die wirkliche Wahrheit zu bringen, und da ſehr viele Zeit mit Sprachenlernen und Leſen vorüber gegangen war, und ich mein Ottolied wieder las und das Makkabäerlied, welch' beide Entwürfe meine beſten Arbeiten waren, reichten ſie nicht an das Vorhandene, und da ich mit Anwendung aller meiner Zeit und Kraft Neues dichtete, und dasſelbe nicht größer war als die beſtehenden Lieder, und die wirkliche Wahrheit nicht brachte, dichtete ich nicht mehr und vertilgte Alles, was ich gemacht hatte. Nur die Bücher, die ich

kennen gelernt hatte, waren und blieben zu Zeiten meine Freude. Was ich jetzt thun sollte, wußte ich nicht. Es war eine Leere gekommen. Da trat eine Zeit heran, die Alles änderte. Mein Vater starb eines plötzlichen Todes in der Fülle seiner besten Kraft. Ein stürzender Wagen hatte ihn erschlagen. Meine Mutter gerieth in Verzweiflung, und der Gedanke, wer denn jetzt ihre Kinder in der Welt feststellen werde, marterte ihr Herz. Sie mußte das Geschäft unseres Vaters fortführen."

„Forderungen wurden angemeldet, ausstehende Schulden geläugnet, Handelsfreunde drückten uns, Gerichtskosten liefen auf, frühere Verluste vermehrten sich, und als man, um diesem Dinge ein Ende zu machen, das Geschäft zuletzt auflöste, zeigte sich bei der Abwicklung, daß uns fast nur das kleine Anwesen geblieben war, das kaum mehr als die dringendsten Bedürfnisse zu decken im Stande war."

„Da sagte ich nun, meine häusliche Erziehung sei schon lange vollendet, ich sei der älteste, ich wolle meinen Geschwistern kein Kaserchen entziehen, ich werde in die Welt gehen und mir Eigenthum erwerben, um mich und meine Geschwister erhalten zu können und der Mutter zum Gutchen noch Beiträge zu leisten. Ich packte sogleich meine Sachen. Reisegeld nahm ich nur als Vorschuß, und sogleich verließ ich das Haus. Meine Sprachkenntnisse kamen mir nun sehr zu statten. Ich konnte in jedes Land Europa's gehen. Ich ging aber nach Amsterdam. Nicht einmal mehr einen Gulden hatte ich im Vorrathe, als ich dort ankam; aber wie ich früher mit der größten Ausdauer und mit allen Entbehrungen für meine Dichtungsarbeiten gekämpft hatte, so kämpfte ich jetzt für Erlernen und Fruchtbarmachen der Handelsgeschäfte."

„Ich fand sogleich, da mir alle Bedingungen recht waren, einen Platz, und Fäßchen oder Kistchen auf Schubkarren fahren, oder Päcke tragen, oder Gegenstände in Mörsern stoßen, oder Waaren in den kleinsten Abtheilungen zum Verkaufe senden, oder Truhen, Fächer und Gläser säubern, alle Gänge verrichten, Nachts öfters wachen und aufpassen, das that ich nun so genau und sicher, wie ich einst mit vielem Feilen meine Verse gemacht hatte. Ich war in hohem Maße sparsam, und schon nach vier Monaten konnte ich das mir vorgeschossene Reisegeld an die Meinigen zurückgeben. Jedes Stückchen Silber oder gar Gold, das mir eigen geworden war, suchte ich nach meinen erlangten Kenntnissen zu verwerthen, und ehe noch die Augen meiner Umgebung auf mich gerichtet waren, hatte ich schon mein kleines Nebengeschäft, das mir Gewinn abwarf, und das ich nach dem Wachsen meiner Erfahrungen vervollkommte. Ich jagte jedem heller Erwerb nach, und meine Habe in den kürzesten Fristen mit dem kleinsten Erträgnisse zu verwerthen, galt mir mehr als größere Gewinne nach längeren Zeiten."

„Man wurde auf meine Verbindung aufmerksam, und zog mich auf höhere Stufen der Thätigkeit und der Gehalte, und vergrößerte so meinen Gesichtskreis und meine Kraft. Nach nicht langer Zeit wurde ich im Schreiben, Rechnen und in Geschäften im Großen verwendet, und wieder nach nicht langer Zeit leitete ich fast unabhängig ein ausgedehntes Geschäft in mehreren Sprachen, und führte mein kleineres daneben in immer weiteren Kreisen. Nach weniger Jahren, als ich je gedacht hatte, war ich selbstständig, der Name Peter Roderer, auf ein Handelspapier geschrieben, galt in ganz Amsterdam, und ich wurde für einen festen Mann gehalten."

In Frankfurt am Main hatte ich einst ein Mädchen kennen gelernt, welches so fein und ätherisch war, wie die in meinen Dichtungen und so schön wie die Prinzessinen in den alten und neuen Heldenliedern. Ich hatte das Mädchen oft gesehen, mit ihr gesprochen, und war oft als Gast und in Geschäften in dem Hause seines reichen Vaters gewesen. Es hatte mir zu Zeiten Stimmungen eingeflößt, wie ich sie einst bei meinen Dichtungen hatte. Jetzt aber ging ich zu Josephe Mathilde, und sagte: „Mathilde, willst du mein gutes, treues Weib werden?“ Ihre großen, braunen Augen sahen mich noch größer, als sie waren, an, füllten sich mit Thränen, und sie sagte: „Vetter Peter, ich gehe gerne mit dir, und will dir unterthänig und treu sein, so lange ich lebe.“ Und die größte Perle, das größte Juwel habe ich in mein Haus getragen und das größte Glück mit ihr in mein Leben. Sie ist mir eine sanfte, aufopfernde, liebende, treue, sorgsame Gefährtin durch alle Jahre gewesen, und lebt noch in der Reinheit ihres Wesens neben mir, und jetzt in ihrem Alter ist sie in meinen Augen weit schöner, als sie die Fee aus Frankfurt in meinen jungen Augen gewesen ist. Die Hochzeit wurde auf dem Gütchen meiner Mutter gehalten, und alle meine Geschwister waren zugegen. Meine Brüder hatten die kleineren Unterstützungen, die ich ihnen früher, und die größeren, die ich ihnen später zukommen ließ, fast nicht gebraucht, und statteten mir jetzt Alles zurück, wie ich ihnen einst mein Reisegeld zurückerstattet hatte. Sie hatten jeder ein Geschäft gegründet, und waren aufrechte und rechtschaffene Männer.“

„Die Schwester war an einen jungen, tüchtigen Mann verlobt. Alle konnten wir uns dahin vereinigen, der Mutter ein schönes, fröhliches Leben zu verschaffen. Als wir einmal in der

unteren Stube, ehe das Essen aufgetragen war, um den buchener Tisch in der Art saßen, wie einst als Kinder, und als die Mutter auf einer Bank neben dem großen, grünen Ofen saß, sagte sie: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht.“ Wir alle hatten Thränen in den Augen, und da wir nach dem Auftragen der Speisen die Mutter zu dem Tische gezogen hatten, konnte einige Zeit das Essen nicht in rechten Gang kommen. Ich ging mit Mathilde nun nach Amsterdam, und sie wurde das Bild jeder häuslichen Tugend. Sie strebte weniger nach Glanz. Was ihr an Kenntnissen fehlte, erwarb sie sich in meinem Umgange, wie weit ich es für meine Gattin als nöthig erachtete, und mit ihr verlebte ich unter dem Drange und den Sorgen der Geschäfte wieder manche Zeiten meiner früheren Richtungen, wenn wir uns in ein Buch oder in Erwerbungen aus dem Gebiete der Kunst theilten. Da uns der Himmel einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte, widmete sie sich den Kindern wie eine Mutter und Magd.“

„Als eine Reihe von Jahren vergangen war, die meine Mutter das irdische Leben verlassen hatte, und als meine Habe so angewachsen war, wie ich es nie zu meiner Lebensweise erwartet hatte oder bedurfte, trat ich das Geschäft ab, zog mein Eigenthum aus demselben, ging mit ihm nach Deutschland zurück, und kaufte mir das Gut Firnberg, wo ich nun der Ruhe lebe, wenn man die Bewirthschaftung von Garten, Wiese, Feld und Wald, von Maierhof, Geflügel, Schafstall und anderlei Dingen Ruhe nennen kann. Gegen die Geld- und Handelsgeschäfte ist es Ruhe, und es ist die ursprünglichste Beschäftigung des Menschen. Ich habe mir auch zum Ziele gesetzt, mit meinem

Erworbenen einzelnen Menſchen oder der Menſchheit überhaupt Gutes zu erweiſen, ſo weit ich es vermag. Es gewährt mir dies ein beſonderes Vergnügen. Wir können auch jetzt mehr Zeit den Büchern und Gemälden widmen, als wir es ſonſt zu thun im Stande waren. Ich werde hier ſterben. Es iſt ſtets ein merkwürdiges Zeichen der Roderer geweſen, daß ſie immer in der Welt zerſtreut waren, keiner Gegend angehörten, bald hier, bald da auftauchten, und wieder verſchwanden, es gehört dies zu ihrem begabten oder unſteten Weſen, und mehrt dieſes Weſen hinwiederum. Ich möchte einen feſten Stamm der Roderer in dieſer Gegend gründen, und ihn an dieſe Gegend heften, und wenn meine Nachkommen ſo denken wie ich, ſo trocknen ſie das Moor völlig aus, verwalten ihre liegende Habe, genießen das Erworbene, vermindern es nie, vermehren es dagegen, wirken gut für die Menſchen hier, verwachſen mit ihnen, werden ſtetig und ruhig, bleiben ſtets bürgerlich, und ſagen: „Peter Roderer, der Amſterdamer, iſt der erſte geweſen, der ſich hier anſäſſig gemacht hat.“ Nun, wie es der Himmel lenken will! So iſt es mit mir, und Sie ſehen, wie ſeltſam oft die Beſtrebungen ſind, und wie ſeltſam die Erreichungen. Ich wollte auf Ihre Lebensweiſe keinen Einfluß nehmen, ich erkenne in Ihrem Weſen und in Ihren Beſtrebungen, daß dies eitel wäre; ich habe geſagt, was ich geſagt habe, weil Sie mich ſo ſehr an die Roderer erinnern. Nehmen Sie meine Worte freundlich auf, wie ſie freundlich gegeben ſind.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Mittheilungen und für Ihr Vertrauen,“ ſagte ich, „es gewähren mir die Lebensbilder, in welche Sie mich haben blicken laſſen, Belehrung und Anregung, und ich ſehe es deutlicher, daß es gut iſt, jedes

Streben zu achten, in so ferne es nicht nach Schlechtem geht, und in dem eigenen zu verharren, so lange Einen der eigene Geist nicht zu etwas Anderem führt."

„So spreche ich auch," sagte mein Nachbar, „und was Sie hier behaupten, wird einem im Alter noch viel klarer, als es in der Jugend gewesen ist. Die Triebe zu Dingen sind in die Herzen gepflanzt, und in die der bedeutenderen Menschen mehr als in die der andern, oder vielmehr: die stärkere Triebe haben, und kräftiger nach ihnen handeln, werden eben bedeutendere Menschen."

„Und kämpfen sich aber auch leichter zur Klarheit durch als die andern," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „und genießen das Leben doppelt, während die Unbestimmten und Zaudernden kaum recht anfangen zu leben, am wenigsten aber irgend ein Wesen aus sich entwickeln; denn die That ist das Leben."

Er hatte während seiner Erzählungen sein Bier ausgetrunken; er war weit länger sitzen geblieben als an anderen Abenden, und hatte es abgelehnt, daß man ihm noch etwas in sein Glas einschenke. Jetzt stand er auf, lüftete seine Haube und sagte: „Leben Sie wohl, genießen Sie der Ruhe, und gehen Sie morgen recht eifrig wieder an Ihre Geschäfte."

„Ich wiederhole noch einmal meinen Dank für die Zeit, welche Sie mir geschenkt haben," sagte ich, „für die Mittheilungen, und wünsche Ihnen gute Nachhausekunft und eine glückliche Nacht."

„Amen," sagte er, und ging den Hügel hinunter; ich hörte noch seinen Wagen fortfahren, und stieg dann die Treppe zu meiner Kammer empor.

„Nun, das wär' doch das Teufelmäßigste," sagte ich zu mir selber, „wenn ich zu diesen tollen Roderern gehörte! Warum habe ich ihm denn nicht gesagt, daß ich Roderer heiße?"

Ich ging in mein Bett und schlief mit all den Vettern und Muhmen ein, die mir vielleicht nach Roderers Erzählung zugehören konnten.

Was das Zerstreutsein der Roderer in der Welt anbelangt, so trifft dieses bei uns so gut ein, wie bei den Roderern des Herrn Peter Roderer. Mein Vater ist erst von Siebenbürgen nach Wien übergesiedelt; der eine Oheim wohnt in Mähren, der andere ist auch erst kurz in Wien, und der Großoheim hat die vielen Haien alle in Schlesien geschossen. Ich selber bin noch gar kein Ansässiger, indem ich seit der Zeit meiner Großjährigkeit oder eigentlich schon seit jener Zeit, als ich die Landschaftsmalerei zu betreiben begonnen habe, am wenigsten bei meinen Eltern in Wien, am häufigsten aber an verschiedenen anderen Stellen gewesen bin, wie ich ja jetzt eben auf einem kargen, graugrünen Hügel sitze, der an dem Lüpfinger Moor steht, einen Apfelbaum und ein kleines Wirthshaus trägt, und auf den ein mittelgroßer, kurz weißhaariger und kurz weißbartiger Mann hinaufsteigt, und eine Geschichte von Roderern erzählt. Ich muß mich doch auch jetzt um meine Roderer erkundigen; ich habe diesen Zweig der Wissenschaften bisher schändlich vernachlässigt, um meine Roderer mit den Roderern des Herrn Peter Roderer vergleichen zu können.

Es war sehr merkwürdig, daß am andern Tage, als mir Roderer gesagt hatte, ich werde mein Malen aufgeben, die Arbeiter kamen, um mir ein Blockhaus auf dem Lüpfhügel zu bauen. Ich hatte nämlich dem Lüpfiner Wirthe ein Stück Grundes

abgekauft, um in einem Blockhause nebst einem kleinen Schlafgemache ein sehr großes Zimmer zu errichten, daß ich in demselben mein großes Bild malen könnte, wozu mir ein Kämmerlein des Wirthes viel zu klein wäre. Ich wollte nämlich, so wie der Heldendichter Peter Roderer, die wirkliche Wirklichkeit und dazu die wirkliche Darstellung derselben immer neben mir haben. Freilich sagt man, es sei ein großer Fehler, wenn man zu wirklich das Wirkliche darstelle: man werde da trocken, handwerksmäßig, und zerstöre allen dichterischen Duft der Arbeit. Freier Schwung, freies Ermessen, freier Flug des Künstlers müsse da sein, dann entstehe ein freies, leichtes, dichterisches Werk. Sonst sei Alles vergeblich und am Ende. — Das sagen die, welche die Wirklichkeit nicht darstellen können. Ich aber sage: warum hat denn Gott das Wirkliche gar so wirklich und am wirklichsten in seinem Kunstwerke gemacht, und in demselben doch den höchsten Schwung erreicht, den ihr auch mit all euren Schwingen nicht recht schwingen könnt? In der Welt und in ihren Theilen ist die größte dichterische Fülle und die herzergreifendste Gewalt. Macht nur die Wirklichkeit so wirklich wie sie ist, und verändert nicht den Schwung, der ohnehin in ihr ist, und ihr werdet wunderbarere Werke hervorbringen als ihr glaubt, und als ihr thut, wenn ihr Afterheiten malt, und sagt: Jetzt ist Schwung darinnen.

In Wien ist eine Landschaft. Vorne geht über Lehmgrund ein klares Wasser, dann sind Bäume, ein Wäldchen, zwischen dessen Stämmen man wieder in freie Luft sieht. Der Himmel hat ein einfaches Wolkengebäude. Das ist mehrere hundert Millionen Male auf der Welt gewesen, und doch ist die Landschaft die gewaltigste und erschütterndste, die es geben kann. Ich werde

mein Moor in meinem Blockhause malen. Die Arbeiter, die ich schon lange erwartete, sind gekommen, und die Arbeit hat begonnen. Ich habe einen Baumeister aus der Gegend genommen, der nach meiner Zeichnung baut, und habe ihm Auftrag zum Kaufe trockenen Bauholzes gegeben. Das Glashäuschen im Angesichte des Dachsteins habe ich nicht erbaut; aber ein Blockhaus im Angesichte des Pilpfinger Moores erbaue ich.

An dem Tage nach dem Gespräche mit Roderer malte ich freilich nicht; denn an diesem Tage wurde die Lage des Hauses abgesteckt und wurden die Erdarbeiten begonnen, wobei ich, namentlich bei der Absteckung, gegenwärtig sein wollte. Der Baumeister hatte mir versprochen, rüstig bei der Hand zu sein und viele Leute zu stellen, daß das Haus in wenigen Wochen fertig sein könnte. Wirklich kamen in den nächsten Tagen, während der Bauplatz geebnet und geordnet wurde, immerwährend Wägen mit den getrockneten und behauenen Stämmen, aus deren Übereinanderlage mein Blockhaus gebaut werden sollte, und es kamen Zimmerer, welche die Fügungsglieder in die Bäume arbeiteten. Auch die Bäume zu dem Gerüste waren aufgestellt worden, und nun hatte man mit der Gerüstung begonnen. Endlich konnte auch zur Fügung der Stämme geschritten werden. Ich verlor viele Zeit während dieser Arbeiten und während des fortschreitenden Baues; denn ich brach häufig meine Beschäftigung ab, und ging auf den Bauplatz, um zu schauen, oder drein zu reden. Der Herr Roderer erschien auch zuweilen, stand freundlich da, schaute zu, und war uns mit Rath und Anleitung behilflich. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die behauenen Stämme von ihm gekauft worden waren, und daß ich in Bezug auf ihre Trockenheit und

Tauer ſehr gut verſorgt ſei, indem ſie zu gehöriger Zeit, da ihr Saft zurückgetreten war, geſchlagen und dann in mäßiger Luft übertrocknet und endlich erſt behauen worden ſeien. Ich habe alſo, dachte ich, von dem Bauholze erhalten, von dem mir meine Wirthin erzählt hat, daß es dem Herrn Roderer übrig geblieben ſei, weil jetzt Niemand abbrenne.

Eine widerwärtige Sache begann für mich während der Zeit des Baues.

Hatten nun die Leute ſeit jenem närriſchen Kirchweihfeſte, an welchem ſie die Wirthin zu mir eingeladen hatte, Luſt bekommen, zu dem Lüpfwirthshauſe zu gehen, oder hatte ſich das Gerücht von meinem Baue und dem Zwecke desſelben ausgebreitet und die Neugierde erregt: genug, ſelten konnte ich jetzt mit Herrn Roderer allein an dem Baume ſitzen, immer kamen Leute aus Lüpfing oder anders woher, und ſaßen bei uns. Auch die Trefflichkeit des Bieres, welche Herrn Roderer zum Heraufſteigen und zum Trinken eines Glaſes ſeit Langem ſchon bewogen hatte, wurde jetzt neu entdeckt, der Ruf wurde verbreitet, und das Lüpfwirthshaus geſucht, was dem Wirthe ſehr genehm und der Wirthin ſehr erfreulich war; denn er zeigte ſtets ein fröhliches Angeſicht, ſie lächelte immer, und redete zu gehöriger Zeit mit ſich ſelber. Mich ſprechen die Leute gerne an, wollen mich unterhalten, wollen meine Zwecke kennen lernen, auch an Verſuchen, meine Bilder zu ſehen zu bekommen, fehlte es nicht, die ich aber immer auf das Entſchiedenſte zurückwies. Nur wenn ſchwere Wolken am Himmel hingen und ein Gewitter oder einen Sturm befürchten ließen, war ich zuweilen mit Roderer allein, und wenn dann die Wolken ſich mehr verzogen, und plötzlicher Wetterwechſel nicht zu befürchten war, blieb er wieder, wie öfter,

länger bei mir sitzen, und wir redeten über verschiedene Dinge. Er hatte bedeutende Kenntnisse, und wir redeten oft Vieles von der Kunst.

Als es einmal Abends sehr sanft, aber sehr dicht und nachhaltig regnete und kein einziger Mensch in dem Lüpfwirthshause als Gast anwesend war, als nur ich allein, und als ich in der Wirthsstube mein Abendessen verzehrt hatte und nach demselben ein wenig mit dem Wirthe, der neben mir saß, sprach, kam auch die Wirthin herzu und fragte, ob sie Erlaubniß hätte zu reden, sie wolle mir seit Langem her etwas sagen.

Ich rückte ihr einen Stuhl hin und sagte, sie möge sich zu uns setzen und reden.

„Ach, diese Ehre!" sagte sie. „Ich setze mich schon zu Euch, weil Ihr es erlaubt und rede."

Nachdem sie sich mit einigen verschämten Geberden auf den Stuhl gesetzt hatte, sagte sie: „Es wäre schon längst unsere Schuldigkeit gewesen, uns bei euch zu bedanken; es ist aber nicht Gelegenheit gewesen, und ich habe meinem Manne gesagt, heute müsse es sein. Nicht nur, daß bei dem Baue alle Zimmerleute und Taglöhner und Handlanger ihre Kost bei uns verzehren und ein Stück Geld ins Haus bringen, seid Ihr ein berühmter Herr und habt in Eurer Aufführung ein gutes Benehmen, daß der hochgeborne Herr Roderer ungebührlich lang bei Euch sitzt, der fast immer in seinem Wagen hin und her fährt oder auf seinen Füßen hin und her geht, und die Leute kommen aus Lüpfing Euch zu sehen, so vornehm sie dort sind, sie mögen ein Kaufgewölbe haben oder die Brandschreiberei führen, sie sehen, daß unser Bier sehr gut ist, und wir müssen Euch danken. Christian, wir müssen wohl danken."

„Der Herr weiß es, daß wir dankbar sind, weil seinet halben Leute zu uns kommen," sagte der Wirth. „Unsere Worte sind nicht so geschickt: aber er sieht wohl, daß wir es gut mit ihm meinen."

„Ja gut," sagte die Wirthin, „freilich gut. Darum sage ich Euch, Ihr müßt unter die Leute gehen, Ihr müßt nach Lüpfing gehen, Ihr müßt zu dem hochgebornen Herrn Roderer gehen, dort ist es sehr schön, Ihr sehet Bilder und Gärten, und ein sehr schöner Graf wird die Susanna heirathen. Er ist der Graf von Sternberg, und die Mutter ist eine recht freundliche Frau, sie redet mit jedem Kinde. Es kann aber auch sein, daß der Baron Waldheim die Susanna heirathet, sie sagen, es sei noch nichts gewiß, oder der Baron Geller: sie gefällt auch noch andern, sie thun, als ob sie eine Königstochter wäre. Ich sage aber, daß sie den Grafen heirathen wird, weil ein Graf mehr ist als ein Baron, und er hat zwei sehr schöne Füchse vor einem dunkelbraunen Wagen, und ich habe sie schon in dem dunkelbraunen Wagen fahren gesehen, und zu andern Leuten müßt Ihr auch gehen, daß Ihr nicht so allein seid, man sieht auch keine Menschen, die Ihr malt, statt daß Ihr Bäume und Kräuter malt. Das habe ich Euch sagen wollen, und ich habe es Euch jetzt gesagt."

„Und ich danke Euch recht schön, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „wenn ich von Euch fortgehe, so gehe ich nach Wien. Das ist eine ungeheuer große Stadt, mehr als zweihundert Lüpfing hätten in ihr Platz und mehr als fünfhundertmal mehr Menschen sind dort als in Lüpfing, und auch vornehme, die ein Kaufgewölbe haben, und die auch mehr als Brandschreiber sind. Mit vielen von ihnen gehe ich um, so lange ich in Wien

bin. Wenn ich aber zu Euch herauf komme, ſo will ich keine Menſchen, und gehe mit Eidechſen und Fliegen um."

„Ja, das iſt recht gut," ſagte die Wirthin, „aber wann kommt Ihr denn nach Wien? Da baut Ihr Euch ein neues, hölzernes Haus bei uns, und wer ſich ein Haus baut, wird darin wohnen, und da werdet Ihr immer darin ſein, und wenn Ihr auch bei uns eſſet und trinket, oder wenn Ihr Euch ein Dienſtmädchen nehmt, das ich Euch empfehlen würde, ſo ſind das doch nicht Leute für Euch. In Hüpfing ſind zwei Maler, welche die Zimmer und Kirchen recht ſchön malen; aber der eine hat ein Weib und hat Kinder, und beide gehen Abends, wenn ſie mit ihrem Werke fertig ſind, in das Poſthaus. Nun, Ihr ißt bei uns jetzt auch Abends, wenn es ſchön iſt, mit mehreren Leuten bei dem Apfelbaum, aber Ihr redet ja nicht mit ihnen, nicht die Hälfte von dem, was der hochgeborne Herr nur redet. Wir könnten Euch einen vornehmen Verſchlag bauen, wie ihn andere Gaſthäuſer haben, daß die Leute darin ſitzen können, und Ihr könntet ihn recht ſchön ausmalen. Ihr malt keine Vögel und Heilige, da habe ich eine unerhört große Blahe, auf Hölzern ausgeſpannt, in Eurem Zimmer geſehen, die angeſtrichen iſt und auf der Ihr malt, aber es ſind ſchon wieder lauter Wolken darauf gemalt, und da werdet Ihr die Blahe in das neue Haus nehmen und werdet fort und fort malen, zu Niemanden gehen, vielleicht nicht einmal zu uns herüber, und da müſſet Ihr in Eurer Seele gemüthskrank werden."

„Nun, ich verſpreche euch, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „Frau Anna, wie euch euer Mann immer heißt, Frau Anna, ich verſpreche euch, nicht krank zu werden; ich werde überhaupt nicht leicht krank, und gehe ja viel herum und bin viel in freier Luft."

„Ja, in freier Luft," sagte sie, „unten an dem Sumpfe, wo die Leute krank werden, und da sitzt ihr auf einem lächerlichen, kleinen Stühlchen und malt und geht höchstens ein paar Hühnerschritte von einer Stelle zur andern."

„Im Winter," antwortete ich, „male ich an dem großen Bilde nicht, denn ich male auf dem großen Bilde euer Land rings hier herum, und da muß es zum Malen Sommer sein, daß ich oft hinaussehen kann, damit ich es recht genau mache, und wenn ich im Winter nicht nach Wien gehe, so werde ich Stiefel von Juchtenleder anziehen und werde im Schnee nach Lüpfing gehen und mich dort vielleicht in das Posthaus verfügen und da essen und trinken. Und auch sonst will ich im Schnee zu allerlei Menschen gehen."

„Ja, ja, zu Menschen," sagte sie, „zu Menschen, sonst werdet ihr noch krumm und dumm."

„Nun ja, zu Menschen, ich will zu Menschen gehen," sagte ich, „euer Wort ist gut gemeint und ich danke euch."

„Ja, es ist gut gemeint," erwiederte sie, „und der Christian meint auch so."

Wir redeten dann noch eine Weile von dem vornehmen Verschlage, den die Wirthin für ihre Gäste bauen wollte. Ich rieth ihr, den Apfelbaum zu lassen, der freue die Leute mehr als ein sogenannter Verschlag, der ihnen nichts Neues ist, und den sie überall treffen. Und sollte ihr Haus immer besuchter werden, und sollte durchaus ein Verschlag gebaut werden müssen, so würde ich ihr beistehen und würde selber einen Maler aus Wien bringen, der ihr den Verschlag weit besser ausmalen würde, als ich es könnte.

Sie knixte und dankte, als ich fortging, und freute sich, daß ich so viele Höflichkeit besitze.

Ich ging in mein Gemach empor, um mich zur Ruhe zu legen.

Mein Haus wurde wirklich in einigen Wochen fertig. Ich ließ die zwei Zimmer im Innern leicht täfeln, mit Lehm überziehen, anwerfen und mattgrau tünchen. Da Alles sehr ausgetrocknet war, zog ich ein. Ich feierte gleichsam ein Fest, und fühlte mich froh und leicht, als ich in dem hohen, weiten Zimmer mit den großen Fenstern war. Ich stellte jetzt meine Gerüste so, daß das rechte Licht in ruhigem Strome auf die Fläche fallen konnte, auf der ich malte. Ich änderte in Freudigkeit auch alle meine andern Dinge. Ich nahm eine Magd nicht, sondern ließ mir, was ich brauchte, von dem Lüpfwirthshause herüber bringen, und was aufzuräumen und zu ordnen war, besorgte die Frau Wirthin. Ich hatte die Einrichtung getroffen, daß sie mein Schlafgemach, ohne durch die große Stube gehen zu müssen, betreten konnte. Die große Stube hatte ich für den Fall meines Weggehens zum Absperren gerichtet. An Geräthe hatte ich zwei lange Tische, ein Betttischchen, mehrere Stühle, eine Bank um den grünen Kachelofen, zwei große Schreine für meine Sachen und Kleider und ein Bettgestelle. Alles war aus weichem Holze gefertigt und grau wie die Wände angestrichen. Ich wollte nämlich nicht, daß irgend eine Farbe entschieden in der Wohnung herrsche. Ich führte Roderer in mein Haus, er lobte den Bau und die ganze Anordnung. Das Erste, was ich in meinem Hause that, war, daß ich mit Hilfe zweier Arbeiter, deren Geschicklichkeit ich in der Bauzeit kennen gelernt hatte, den Goldrahmen auspackte, zusammenstellte und auf dem großen

Gerüſte, welches dafür beſtimmt war, das große Bild in ihn fügte. Es paßte vollkommen. Was mir immer geſchah, wenn ich ein Bild zum erſten Male in einen Rahmen that, nämlich, daß es mir größer, aber auch anſehnlicher erſchien, geſchah auch jetzt und zwar in höherem Maße. Das Bild erſchien mir wirklich als ganz ungewöhnlich groß, ſo daß, wenn ich es aus dieſem Blockhauſe würde fortbringen wollen, ich den Rahmen zerlegen und das Bild würde rollen müſſen, ſonſt müßte ich, wenn ich es in einer Kiſte geſpannt, und im Rahmen fortbringen wollte, eine Wand des Hauſes umlegen. Was bis jetzt gemalt war, erſchien mir auch entſprechend. Ich wollte nun mit Eifer fortfahren. Den Rahmen legte ich nicht mehr auseinander, ſondern hüllte ihn in Linnentücher und ſtellte ihn an die Wand zur Bereitſchaft, wenn ich ihn wieder brauchen würde.

Ich malte nun faſt immer an dem Bilde, denn was ich an Entwürfen dazu von Außen her bedurfte, hatte ich mir ſchon größtentheils gemacht, nur ſelten mußte ich auf ein paar Stunden hinaus gehen und mir etwas aufnehmen. Öfter trat ich auf den Hügel vor meinem Hauſe, um einen Überblick über das Ganze zu machen. Die Theile ſah ich aus meinen Fenſtern, die nach der Richtung gingen, nach welcher das Bild gemalt wurde. Und ſo fuhr ich fort. Weil ich jetzt weniger in die Luft kam, ſo mußte ich Spaziergänge machen. Daß der Wirthin mein jetziges Thun gänzlich mißfiel, konnte ich deutlich ſehen; ſie ſagte aber nichts mehr, nur erzählte ſie mir öfter, was in Lüpfing, in Kiring, in Zanſt und anderwärts geſchähe, und welche Feſte und Luſtbarkeiten es da gäbe. Auch beſchrieb ſie ſchöne Gegenden, die da oder dort waren. Das Größte aber werde vorbereitet zur Feier des fünfhundert-

jährigen Bestehens von Lüpfing, da der erste Stein zur Kirche gelegt wurde, wie sie jetzt ist: vorher soll eine Stadt da gewesen sein, die aber untergegangen ist. Wer nach Lüpfing gehe, könne sich von den Vorrichtungen zum Feste, das am Bartholomäustage gefeiert werde, überzeugen.

Ich ging täglich eine Zeit herum.

Es war ein sehr schöner Fußweg, links von meinem Hügel an gegen den Wald. Im Walde kam man auf einen trockenen, sandhaltigen Geleisweg, der von dem Fußwege in senkrechter Richtung rechts führte und in die Straße mündete, die auf der andern Seite des Moores gegen Lüpfing und Firnberg lief. Es war dies dieselbe Straße, auf der Roderer heim fuhr, wenn er an dem Apfelbaum gewesen war, und an der ich die Gesellschaft gesehen hatte, welche mir hinter meinem Rücken in meine Malerei hatte schauen wollen.

Auf dem Waldwege zu gehen, war sehr angenehm. Er war breit und glatt, nach dem stärksten und längsten Regen gleich wieder trocken, an seinen beiden Seiten standen festgereiht die dunkeln Fichten, Schatten und Wohlgeruch verbreitend. Ich will von dem Vogelgesange nicht reden, der aber doch auch in Betrachtung kommt, da im Moore höchstens der Kibiz schreit, und auf dem Lüpfhügel etwa der Schlag des Rothschwänzchens gehört wird. Selten begegnet man auf diesem Wege einem Menschen, da er hauptsächlich nur im Winter zum Holzführen gebraucht wird, weßwegen man gar oft ein grünes Kräutlein oder eine schöne Blume auf ihm empor wachsen sieht. Ich hatte diesen Weg schon häufig beschritten und kannte den Wald um ihn sehr gut. Diesen Weg wählte ich daher nun größtentheils zu meinem täglichen Spaziergange. Ich ging von meinem

Hause aus an der linken Seite des Moores hinunter, wo man bald den Wald erreicht, dann den langen Waldweg gegen rechts, und endlich am rechten Ufer des Moores zu meinem Hause zurück. Dazu brauchte ich, je nach meinem Ausschreiten, zwei oder zwei und eine halbe Stunde. Diese Zeit konnte ich opfern.

Eines Tages, als ich um eilf Uhr auf dem geraden Waldwege fortschritt, kam eine weibliche Gestalt gegen mich. Es war Susanna. Ich schritt gegen sie dahin, sah sie an und erschrak; denn sie war wirklich eine Königstochter. Die Wangen waren lieblich und fein, die großen, glänzenden, braunen Augen sahen mich an, der Mund war ernst, und ihr Gang war frei und einfach. Ich lüftete meinen Hut zum Gruße, sie neigte ein wenig ihr Angesicht, und wir waren aneinander vorüber.

Auf der Straße draußen fand ich ihren Wagen auf sie warten. Er war mit den Braunen bespannt, die sie entführt hatten, als sie damals hinter meiner Malerstelle gestanden war. Jener nankinggelbe Graf war also auch wahrscheinlich der Graf Sternberg gewesen.

Dem Herrn Roderer sagte ich Abends nicht, daß ich heute seine Tochter gesehen habe. Er redete auch von keinem Begegnen.

Ich sah sie ein anderes Mal wieder auf diesem Wege, und dann wieder.

Ich ging jetzt gar keinen andern Weg mehr als diesen. Ich sah sie mehrere Male und endlich täglich.

Wenn nur das erste Licht sich an dem Himmel zeigte, stieg ich schon aus meinem Bette, und zürnte, daß jetzt die

Tage kürzer würden, und die Sonne ſpäter erſchiene. Sobald es das Licht erlaubte, war ich ſchon an meiner Malerei, um Zeit zu gewinnen. An einem Fenſterpfoſten war mein Fernrohr angeſchraubt, und ſobald ich einen Wagen am rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren ſah, richtete ich das Rohr auf ihn, ob er die bekannten Braunen habe. Und hatte er ſie, ſo warf ich Pinſel und Malerbrett weg, und eilte auf meinem linken Moorufer in den Wald, und begegnete ihr auf dem Waldwege. Unſer Begegnen war immer gleich. Wir gingen in mäßigen Schritten gegen einander. Und als wir uns trafen, richtete ich meine Augen gegen ihre großen, feurigen Augen, die mich anblickten, grüßte ſie ehrerbietig, ſie neigte ſich freundlich, und wir waren vorüber. Ich ging jetzt nie mehr auf der Straße, auf welcher ihr Wagen wartete, in mein Haus zurück, ſondern erreichte auf einem Seitenpfade meinen Weg an meinem Moorufer, und gelangte auf dieſem in mein Haus zurück.

Eines Tages dauerte es ſehr lange, bis der Wagen mit den Braunen auf der Straße an dem rechten Moorufer mittagwärts fuhr. Um zwei Stunden kam er ſpäter. Ich legte meine Geräthe bei Seite und ging in den Wald. Wir begegneten uns. Ich glaubte bei dem Begegnen zu bemerken, daß ſie erröthete.

Am andern Tage kam der Wagen um eine und eine halbe Stunde zu früh. Ich raffte mich auf, ging in den Wald, und wir begegneten uns, und ich glaubte wieder das Roth auf ihren Wangen zu ſehen.

Von nun an kam der Wagen ganz regelmäßig um eilf Uhr. Wir begegneten uns, grüßten uns, und ihre Augen wurden immer ſchöner und glänzender.

Kein Mal, nicht ein einziges Mal that Roderer ſeiner Tochter Erwähnung. Ich that es auch nicht.

So kam der Bartholomäustag. In Lüpfing war am Vormittage feierlicher Gottesdienſt, und der Wagen mit den Braunen fuhr nicht an dem rechten Geſtade des Moores mittagwärts. Es war bereits drei Uhr geworden. Der Tag war mir unausſtehlich. Ich machte mich auf und ging gegen Lüpfing hinaus. Es war ein langes Gehölze, morgenwärts von Lüpfing, von deſſen Rande man das Thal, die Wieſen, Felder und Gärten, in denen Lüpfing lag, überſehen konnte. Auch das Schloß Firnberg ſah man von da aus. Ich richtete meinen Weg ſo ein, daß ich durch dieſes Gehölz an ſeinen Rand und von da nach Lüpfing käme. Als ich an den Rand des Gehölzes heraus gelangte, ſah ich ein ſeltſames Bild vor mir. Auf dem Wieſenanger, der, ſanft abwärts gehend, an das Gehölze ſtieß, und theilweiſe auch auf den abgeernteten Feldern waren Buden aufgeſchlagen, waren Tiſche mit ſchmauſenden Menſchen, waren Kegelbahnen, Scheibenſchießen, Schaukeln, Muſikbühnen, Tanzplätze, und ich weiß nicht, was ſonſt noch, von Stangen mit wallenden Fahnen überragt, und durchwimmelt von bunten Menſchen aus Lüpfing, Kiring, Firnberg, Zanſt und den weiteren und näheren Umgebungen. Ich blieb ſtehen und ſchaute über das Ding hin. Dann nahm ich mein Zeichnungsbuch heraus und beſchloß einen Abriß dieſer Sache zu machen. Zwiſchen dem Gehölze und dem Anger war eine Steinmauer aus loſen Steinen, an der auf der Seite des Angers ein Weg dahin ging. Ich ſuchte auf meiner, nämlich der Waldſeite der Mauer, eine gute Stelle zu gewinnen, an der ich, nicht geſehen, mein Buch auf die Mauer ſtützen und

zeichnen konnte. Ich hatte die Stelle bald gefunden. Ein trockner Rain, von Haselnußgesträuchen überschattet, ging gegen die Mauer, die hier niederer war, so daß ich, mit dem Körper unter dem Haselnußgesträuche liegend, das Zeichnungsbuch auf eine Emporragung stützen und mit meinem Haupte durch eine Scharte der Mauer hinaussehen konnte. Ich begann nun zu zeichnen; aber noch hatte ich nicht den zehnten Theil des Bildes vor mir flüchtig hingeworfen, als ich auf dem Wege jenseits der Mauer eine Gesellschaft längs der Mauer gegen mich heran kommen sah. Roderer ging mit einer alten Frau an dem Arme auf dem Wege daher: die Frau hatte milde, schöne, sanfte Züge mit sehr großen, braunen Augen. Es mußte Mathilde, Susanna's Mutter, sein. Dann kam Susanna und zwei Mädchen, dann der Graf und jener Mann mit den schwarzen Haaren, der an meiner Malerstelle bei Susanna gewesen war, und dann noch einige junge Männer. Da sie genau an der Stelle vor mir angekommen waren, sagte Roderer: „Hier kann man das Treiben gut übersehen, und ein Maler könnte kaum einen bessern Platz wählen, wenn er es malen wollte. So etwas sieht man am lebendigsten in Holland."

„Und hier ist für unsere Königin auch ein steinerner Thron, wie die alten heidnischen Völker steinerne Königssitze im Freien gehabt hatten," sagte der blonde Graf, indem er Susanna an eine glatte Steinstelle, die auf der Mauer war, führte, auf die sie sich niedersetzte.

„Und die Mutter der Königin muß wohl als Vasallin an ihrer linken Seite und tiefer sitzen," sagte Roderer, indem er Mathilde zu einem tieferen Steine an der Seite Susanna's führte, auf den sie sich nieder ließ.

Sie sagte: „Das Alter sucht auch niederere Stellen, weil es sich auf hohe nicht mehr schwingen mag."

„Und die Vasallen sitzen noch tiefer als die Vasallinen," sagte Roderer, indem er sich tiefer als seine Gemahlin, wahrscheinlich auf einen Stein setzte.

„Und die Ritter müssen zu den Füßen der Königin sein," sagte der Graf, indem er sich auf das Gras niederwarf. Die andern Männer thaten desgleichen. Die Mädchen setzten sich auch auf tiefere Stellen, aber an der Mauer.

Mathilde war gerade vor meinem Haupte: ich konnte aber von ihr nur Nacken und Hinterhaupt sehen. Von Roderer und den Männern sah ich gar nichts, von den Mädchen nur die Hintertheile ihrer Hütchen. Susanna saß etwas rechts von meinem Kopfe, aber halb gegen mich und ihre Mutter gewendet. Weil sie auf der Steinmauer saß, sah ich ihren ganzen Rücken.

Ich war in einer sehr unangenehmen Lage. Soll ich in mein Gebüsch zurückkriechen? Dann mache ich vielleicht ein Geräusch und richte alle Angesichter gegen mich. Die Musik, obwohl man sie nur gedämpft bis hieher hörte, schwieg jetzt auch überall. Soll ich aufstehen und die Gesellschaft grüßen? Das ganz und gar nicht. Die Tanzmusik und dann die schmetternde Musik an dem Schießstande muß beginnen, und dann ziehe ich mich zurück. Bisher hatte mich Niemand gesehen, denn die Blicke waren stets auf das Volksfest vor mir gerichtet gewesen.

Die Musik begann aber nicht, dafür hörte ich die Worte der lauten Stimme des Grafen: „Weil Sie schon, hochverehrter Herr, sagten, daß der Anblick vor uns gemalt werden könnte,

wie in Holland ſolche Dinge lebendig ſind, und wie Holländer ſie von jeher ſehr zierlich zu malen verſtanden haben, ſo hätte man ja den Maler aus der Lüpfſchenke holen laſſen ſollen, damit er die Sache flüchtig mit Farben entwerfe, und dann ſpäter das Bild ausführe."

„Der geht nicht zu euch Leichtſinntöpfen heraus," ſagte Roderer.

„Verſteht ſich," erwiederte der Graf, „der Kauz hat ſich in ein Uhuneſt geſetzt."

„Er wendet ſeine Kraft an ſein Unternehmen," ſagte Roderer.

„Da hat er ein Blockhaus gebaut, um das Moor zu belagern," entgegnete der Graf.

„Wer weiß, ob er die Kräfte beſäße, ſo ein buntbewegtes Leben zu malen, wie wir es hier ſehen," ſagte der Mann mit den ſchwarzen Haaren.

„Ob er es kann oder nicht, weiß ich nicht," erwiederte der Graf, „aber der größte Narr iſt es, den ich je geſehen habe: der Kibiz auf der Lüpf, der Blockhausfroſch am Rohrdommelmoor! Das ſpricht auch wenig für ſeine Kunſt. Jedoch ein Stümper und ein Narr iſt jeder auf ſeine eigene Gefahr, und wir können nichts dawider haben. Wenn es aber wahr iſt, was ich hörte, daß er ſeine Augen auf die ſchöne Suſanna richtet, dann muß der Tropf gezüchtigt werden."

Ich weiß nicht, hatte Suſanna mich ſchon früher einmal geſehen oder nicht: bei dieſen Worten aber warf ſie einen Blick auf mich: es war nur ein einziger, kurzer Blick, ſie mußte gleich wieder wegſehen, um nichts zu verrathen: aber es war ein namenlos wunderbarer Anblick. Ich ſah in wahnſinnigem Zorne

und in wahnsinniger Liebe gegen ihre Augen. Ihre liebe Hand tastete jenseits der Mauer hinab, und als sie mein Haupt erreichte, von dem ich die Bedeckung bei dem Beginn des Zeichnens in das Gras gelegt hatte, hielt sie die Hand auf meinen Scheitel und drückte mich sanft nieder.

Ich athmete nicht in diesem Augenblicke.

Dann stand sie auf und sagte: „Wir müssen doch das Bild auch von einer andern Seite betrachten."

Und sie that einen Schritt vorwärts, und zögerte dann, um zu sehen, ob man ihr nachfolge. Da sie Anstalten gesehen haben mußte, daß man sich erheben wolle, ging sie wieder einige Schritte weiter, das Angesicht immer gegen die Menschenmenge gerichtet. Roderer erhob sich, nahm seine Gattin an dem Arme und ging mit ihr längs der Steinmauer weiter. Die Mädchen waren aufgestanden, die Männer waren aufgesprungen, und alle jungen Leute folgten Susanna.

Ich drückte mich jetzt in mein Haselgebüsch zurück, steckte mein Zeichnungsbuch in die Tasche, nahm meinen Hut, erhob mich hinter dem Gebüsche von dem Boden, ging das Gehölze zurück, und aus demselben auf dem Wege, den ich gekommen, in mein Blockhaus.

Ich schlief in der kommenden Nacht keinen Augenblick und malte des andern Morgens nicht.

Als ich den Wagen mit den Braunen an dem rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, flog ich mit klopfendem Herzen auf meinen Pfad. Auf dem Waldwege sah ich Susanna daherwandeln. Mit stürmender Brust ging ich gegen sie. Als sie nahe war, und als ich sie sah, und als ich sah, daß sie heute blasser sei, rief ich: „Susanna, Susanna!"

Sie ſah mich liebend an und reichte mir beide Hände hin.

Ich ergriff die Hände, riß das Mädchen gegen mich, und ſchloß es an meine Bruſt. Unſere Arme umſchlangen ſich, und ihr heißer Mund glühte auf dem meinen.

Der Mund, der immer ſtolz geweſen war, hatte mich geküßt.

Und als ſich die Arme gelöſt hatten, und als ich ſie wieder anſah, ſah ich, daß ſie das ſchönſte Geſchöpf iſt, welches die Erde getragen, und welches Gott je erſchaffen hat.

Ich legte wieder meinen Arm um ihre Schulter, nahm ſie bei der Hand und ſagte: „Suſanna! auf ewig —."

„Auf ewig," antwortete ſie.

„Du geliebtes, du theueres Weſen," ſagte ich.

„Du lieber, du einziger Mann," antwortete ſie, „der ſein All auf einen Gedanken ſetzt, gegen ſie, die kein All haben, und keinen Gedanken, es an ihn zu ſetzen —!"

„Du biſt meinetwegen den Waldweg gegangen, Suſanna?" fragte ich.

„Ich bin deinetwegen gegangen," erwiederte ſie. „Und du?"

„Ich bin nur gekommen, dich zu ſehen," ſagte ich.

„Ich wußte es," entgegnete ſie, „aber ſage, wie heiß' ich dich denn?"

„Heiße mich Friedrich," ſagte ich.

„Höre, Friedrich, ſagte ſie, „du mußt deine Gewalt, die ich an dir ſehe, auf irgend etwas Großes wenden, und es erreichen, dann lieb' ich dich grenzenlos."

„Und ich liebe dich grenzenlos, weil du biſt, wie du biſt," ſagte ich, „und ich werde thun, was ich kann, oder unterliegen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte sie.

„Welch' ein Glück, das wir so schnell gefunden," sagte ich.

„Ein Glück vom Himmel," antwortete sie.

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie: „Du hast gestern meine erste Bitte erfüllt, Friedrich, erfülle heute meine zweite."

„So sprich," sagte ich.

„Du wirst den erbärmlichen Grafen zur Verantwortung ziehen?" fragte sie.

„Ja," sagte ich.

„Thue es nicht," antwortete sie, „er hat nichts Schlechtes, nur Unverstand von dir gesagt, und es war kein Zeuge. Du kämest mir beschimpft vor, wenn du mit ihm stritteſt."

„Und wenn er Streit mit mir beginnt?" fragte ich.

„Das wird er nicht," antwortete sie. „Als wir allein waren, sagte ich zu ihm, wenn je ein Mann dadurch, daß er die Augen auf mich richtet, meinen Unwillen erregt, so soll er mein Kämpfer gegen diesen Mann sein: wenn ich aber eines Mannes Augen auf mich richten lasse, diesen Mann müsse er auf's Höchste ehren."

„Nun?" fragte ich.

„Er ging es ein," antwortete sie, „wie er immer huldigt."

„Sie sagten ja, er sei dein Bräutigam?" fragte ich.

„Er versichert mich," antwortete sie, „daß ich die Schönste auf der Welt bin, daß ich eine Göttin bin, daß ich eine Königin bin, und daß ich ihn zum glücklichsten Menschen machen könnte, wenn ich mein Loos mit ihm theilte. Ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht die Gefühle hege, sein Weib zu werden, und daß ich es nie werden könne. Er hat eine schöne Farbe seines Angesichtes, schöne Augen und einen schönen

Bart, hat schöne Pferde, mit denen er hin und her fährt, und die er selber erzieht, und hat mehrere Güter. Sonst ist er gutmüthig. Er hat seine Anträge stets scherzend gehalten, und ich habe meine Ablehnung scherzend gemacht. Wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist — denn ich will meine Liebe nicht geheim halten, sage sie dem Vater, sage sie der Mutter, sage sie, wem du willst — und wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist, so wird er sich fügen, und irgend einmal eine andere heimführen."

„Wenn er aber doch gegen mich auftritt?" fragte ich.

„So handle nach deinem Ermessen," sagte sie.

„So sei es," antwortete ich, „möge der erste Tag unseres Bundes Friede sein."

Ich reichte ihr die Hand, und sie empfing dieselbe.

Dann nahm ich sie an dem Arme, und führte sie den Weg zurück, den sie hergekommen war. Wir gingen nun langsam Arm in Arm den Weg in sanftem Gespräche, den wir so oft schweigend gegen einander und an einander vorüber gewandelt waren. Ich führte sie zu ihrem Wagen. Dort reichten wir uns die Hand zum Abschiede, ich half ihr in den Wagen, ihr Kutscher fuhr sie die Straße an dem rechten Ufer des Moores mitternachtwärts, ich ging den langen Weg durch den Wald und dann den Pfad an dem linken Moorufer in mein Blockhaus.

Mit wallendem Herzen ging ich in mein Zimmer. Dort schaute mich ruhig von seinem Gerüste mein großes Bild an.

Nachmittags malte ich nicht mehr.

Als ich Abends mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte ich zu ihm: „Ich bitte Sie für den morgigen Tag um eine

Unterredung, die mir sehr wichtig ist: mögen Sie mir dieselbe gestatten, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt."

„Meine Zeit erlaubt es immer," sagte er, „und ich bitte Sie, wählen Sie die Stunde selber."

„Wenn ich die Stunde selber wählen darf," sagte ich, „so wähle ich, daß nicht viel Zeit vor der Eröffnung verfließe, die neunte Stunde Morgens."

„Es wird ein Wagen nach acht Uhr bei dem Willigitter unter diesem Hügel auf Sie warten, um Sie in mein Haus Firnberg zu bringen," sagte er.

„Ich nehme es dankbar an," entgegnete ich.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich, wie man sich in Wien kleidet, wenn man einen Vormittagsbesuch macht. Die Wirthin richtete große Augen auf mich, als sie mich in diesen Kleidern ohne Malergeräthe den Hügel hinab gehen sah.

Der Wagen wartete an dem Willigitter, er hatte Roderers Pferde, die täglich Abends dort warteten, ich stieg ein und nach einer Fahrt von kaum einer halben Stunde war ich in dem Schlosse Firnberg. Man führte mich in Roderers Empfangstube. Es war dies ein sehr anständiges, eingerichtetes Gemach, das durch einfache Schönheit mild umfing. Roderer war zum Empfange eines Besuches gekleidet. Er saß auf einem Rohrstuhle an einem Schreibtische. Als ich eingetreten war, stand er auf, ging mir entgegen, reichte mir die Hand, führte mich zu einem Sitze an dem großen Tische, der in der Stube stand, setzte sich an meine Linke, und fragte, ob er mir in etwas dienlich sein könne.

Ich war ein wenig bewegt, und sagte die Worte: „Hochverehrter Herr Roderer! Ich bin nicht gekommen, einen Dienst

von Ihnen zu verlangen; sondern es ist etwas geschehen, was Jemanden Ihrer Angehörigen betrifft, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Sache zu enthüllen. Ihre Tochter Susanna und ich haben eine Neigung zu einander gefaßt und sie lange schweigend gehegt. So lange nicht eines zu dem andern ein Wort gesprochen hatte, hielt ich mich nicht für verbunden, mit Ihnen davon zu reden, weil Gedanken nach Außen nichts bewegen; aber gestern haben wir gesprochen, und haben gesagt, daß es unser beider Wunsch wäre, uns auf ewig anzugehören, und jetzt bin ich gekommen, es Ihnen zu sagen, damit Sie handeln, wie Sie es für Ihre Pflicht halten. Ich heiße Friedrich Roderer, gerade Roderer wie Sie, und bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt. Mein Vater lebt in Wien, und hat Liegenschaften in Niederösterreich und Ungarn. Meine Mutter lebt auch noch. Ich habe eine Schwester, eine Großmutter und zwei Oheime, Brüder des Vaters. Ob wir mit Ihnen und Ihren Roderern verwandt sind, weiß ich nicht, ich habe mich nie gekümmert, ob noch entfernte Verwandte von uns in der Welt sind. Ich selber besitze ein Vermögen, daß eine Gattin und zahlreiche Nachkommenschaft versorgt werden kann, wie wohlhabende Leute die Ihrigen zu versorgen pflegen. Ich verschwende nichts, Sie selber haben mein einfaches Leben gesehen, und so ist es immer, und so ist mein Habe gewachsen. Ich habe bis jetzt eine ehrlose Handlung nicht begangen, und bin meines Willens gewiß, sie auch in Zukunft nicht zu begehen. Meine Fehler suche ich zu verbessern, wenn sie mir bekannt werden. Was davon noch da ist, mögen meine Freunde aus Liebe ertragen und bessern. Irgend ein Mädchen habe ich bisher noch nicht beachtet, weil ich nur ein einziges, alles Andere

verdunkelndes Beſtreben hatte, die Kunſt. Ich habe geglaubt, daß ich nie eine eheliche Verbindung eingehen werde, Suſanna liebe ich, wie ich nie irgend ein Weſen auf der Welt geliebt habe. Wie und warum weiß ich nicht. Ich habe ſie ſehr oft ſtumm angeblickt, ſie mich auch, und wir liebten uns, und haben es plötzlich geſagt. Über meine äußeren Verhältniſſe kann ich Ihnen die Beweiſe vorlegen, wenn ſie angekommen ſein werden, über mein Weſen nur meine Worte. Suſanna werde ich ewig lieben, und ich glaube von ihr, ſie mich auch. Was ſonſt ſein wird, weiß ich nicht. Jetzt habe ich Ihnen Alles geſagt."

Er ſchwieg ein Weilchen, dann ſprach er: „Sie haben in dieſer Sache ehrenhaft gehandelt, und ich glaube feſt, daß Sie einer unehrenhaften Handlung nicht fähig ſind. Ich habe gewußt, daß meine Tochter in dem Lüpfwalde ſpazieren geht, ich habe gewußt, daß Sie dieſelben Wege gehen. Meine Tochter hat unſer Vertrauen, und Ihnen ſchenkte ich es auch. Hätten Sie nicht geſprochen, ſo hätte Suſanna geſprochen, und dann hätte es mir um Sie leid gethan. Ich ahnte, was geſchehen würde, und Mathilde und ich ſprachen keine Mißbilligung aus. Um das Vermögen des Gatten Suſanna's fragen wir nicht, nur um ſeine Perſon. Ich kenne Sie nur einige Monate und achte Sie mehr, als Sie vielleicht wiſſen. Ob aber ſonſt Ihr Weſen zu dem Suſanna's paſſe oder Suſanna zu Ihrem, kann jetzt Niemand wiſſen. Schließen Sie ſich an uns an, und wenn die Zeit, die nöthig iſt, daß ſich die Zuſammenſtimmung kläre oder die Mißſtimmung eröffne, um iſt, dann geſchehe, was eben dieſe Zeit gereift. Iſt Ihnen dieſe Antwort entſprechend?"

„So herrlich, wie ich sie von Ihnen gedacht, den ich verehren gelernt habe," sagte ich, „Sie müssen es gesehen haben."

„Ich hab' es," antwortete er, „und ich bin auch nicht, mein lieber junger Freund, immer nur des Glases Bier wegen auf den Lüpfhügel gestiegen. Sie haben mir allein Ihre Bilder gezeigt, und ich habe Ihnen Roderergeschichten erzählt, in denen Närrisches genug vorkommt, Sie haben sich nicht an uns gedrängt, und ich habe Sie nicht nach Ihrem Namen gefragt. Aber sagen Sie, warum haben Sie mir denn nicht eröffnet, daß Sie Roderer heißen?"

„Recht genau weiß ich es nicht," antwortete ich, „aber nach meinem Vermuthen war es anfangs Schüchternheit, und dann, als ich die Roderergeschichten kennen gelernt hatte, mochte es die Scheu gewesen sein, vorzeitig in Verwandtschaftforschungen hinein gezogen zu werden, was mir Herz und Stimmung für meine jetzige Arbeit gedrückt hätte. Für den Winter aber dachte ich mir, da ich an dem Lüpfbilde nicht arbeiten würde, könnte ich Ihnen die Sache sagen, wir könnten forschen, und Sie vielleicht einen anderen Roderer sehen."

Er lächelte und sagte: „So stammen Sie schon von dem nämlichen Friedrich Roderer her, der sich den langen Bart ha wachsen lassen, und dann ist jener Sohn nicht von den Wölfen gefressen worden. Ich werde mich mit Ihrem Vater und seinen Brüdern] in Verbindung setzen, und die Sache heraus bringen. Ob Sie ein anderer aus den Rodererm sind, muß sich erst zeigen, wenn das Siegel auf die Handfeste gedrückt ist. Das ist merkwürdig. Gehen wir zu meinem Frauenvolke, das uns erwartet."

Er ſtand auf, und führte mich durch mehrere Zimmer, in denen ich ſelbſt in der Flüchtigkeit ſchöne Bilder ſah, in das Wohnzimmer ſeiner Gemahlin. Es waren eigentlich zwei. In dem erſten größeren ſaß ſie, und Suſanna ſtand neben ihr. Sie ſchienen nicht gerade beſchäftiget zu ſein, und mochten uns eben erwartet haben. Daß die Zimmer würdig waren, ſah ich, forichte aber nicht weiter. Mathilde ſtand auf, da wir kamen, ich grüßte ſie ehrerbietig, ſie dankte freundlich. Gegen Suſanna neigte ich mich, ſie ſich auch gegen mich, und unſere Augen mochten für einen Augenblick gleichſam ihre Lichter getauſcht haben.

„Da bringe ich dir nun meinen jungen Freund aus der Lüpf, Mathilde," ſagte Roderer, „ſetzet euch nur alle um den großen Tiſch, ich muß euch wichtige Geſchichten erzählen."

Er drängte uns gegen den Tiſch, wies uns die Plätze an, und da wir uns geſetzt hatten, ſagte er: „Ich komme letzterer Zeit gar nicht aus den Roderer Begebenheiten hinaus und bringe wieder eine. Ich habe ſchon große Angſt gehabt, daß meine Tochter Suſanna aus der Art der Roderer ſchlage, ſo ruhig, ſo vernünftig, ſo beſcheiden, ſo einfach regelmäßig und ſo faſt ohne Fehler war ihre Lebensweiſe. Ich ſchüttelte faſt den Kopf. Aber jetzt iſt es anders. Statt aus den Söhnen des Landes, die das Ihrige bei einander haben, die leben wie junge Leute leben, die achtbare Verwandte haben, die ſich gut kleiden und ſchmucke Gebärden zeigen, einen Bräutigam zu wählen, erlieſet ſie ſich einen Geliebten, den Niemand kennt, deſſen Namen ſie gar nicht weiß, der nur einen runden Hut und graue Leinwandkleider trägt, der gar nicht ſo außerordentlich ſchön iſt, als daß er braune Haare und braune Augen hat,

den unſere Umwohner hier zu den reiſenden Schauſpielern zählen, der ein Narr iſt und ſich auf dem Lüpfhügel ein Blockhaus baut, um den Sumpf zu malen, der keinem Menſchen ein Bild zeigt, der ſich um Niemand kümmert, und mit Niemanden umgeht, und der zuletzt und endlich auch noch ein Roderer iſt. Staunt nur, ein Roderer iſt es, der bewirkt hat, daß meine Tochter zeigt, daß ſie nicht aus dem Stamme der Roderer geſchlagen iſt."

„Aber Vater," ſagte Suſanna hierauf, „du haſt ſelber von dem Manne auf dem Lüpfhügel erzählt, und biſt zu ihm hinaus gegangen, und da iſt es ja natürlich, daß ich ihn angeſchaut habe, als er mir begegnete."

„Angeſchaut," entgegnete Roderer, „und dann?"

„Du wirſt ſchon ſehen, Vater, daß er recht iſt," ſagte ſie, „wenn du der andern gedenkſt, wie ſie ſind."

„Ja, der Rechte iſt immer der Rechte," ſagte Roderer, „und du haſt dich mit der Mutter verſchworen, daß ich ſagen ſoll, liebt euch ewig; denn, nicht wahr, ewig, habt ihr geſagt, werdet ihr euch lieben? Nun, es wird ſchon recht ſein."

„Mein Gatte hat mir von Ihnen erzählt," ſagte Mathilde, „geſtern haben wir wieder von Ihnen geſprochen. Der Wille meines Gatten iſt in allen Dingen immer der meinige geweſen und iſt es auch in dieſen. Sie haben ihn und er hat Sie dieſen Sommer kennen gelernt, wenn Sie nun auch uns ein wenig näher wollen kennen lernen, ſo wird es recht gut ſein."

„Ich bin für dieſe Güte ſehr dankbar," antwortete ich, „was ich bereits kenne, hat mir Verehrung eingeflößt, und ich glaube die Hoffnung ausſprechen zu können, daß mein Benehmen Sie Ihre Freundlichkeit nicht wird bereuen laſſen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," ſagte ſie, „ſonſt hätte Sie Roderer nicht hieher geführt. Und wenn Sie Suſanna's Herz beglücken und Suſanna Ihr Herz beglückt, ſo werde ich meinen Segen dem Tage geben, der Sie in dies Haus geführt."

„Möge dieſer Segen bald erſcheinen," ſagte ich, „und der Segen Gottes bald umſchweben, was wir wünſchen, wenn wir es verdienen. Ich bitte Sie in dieſem Augenblicke, hochverehrte Frau, um die Erlaubniß, zum erſten Male Ihre mütterliche Hand küſſen zu dürfen."

Sie reichte mir ihre weiße, feine und milde Hand, ließ ſich aber dieſelbe nicht küſſen, ſondern drückte die meine freundlich, und ſah mich mit den großen braunen Augen an, von denen mir Roderer erzählt hatte, daß ſie ihn beglückten, und in denen ich Suſanna's Augen erkannte, die mich beglücken werden.

„Wenn Sie Roderer heißen," ſagte ſie, „ſo iſt es gut, die Roderer ſind faſt immer gut, und Suſanna iſt ſehr gut."

„Das wußte ich, als ich ihre Augen geſehen hatte," ſagte ich, „und ich werde ewig gut und mild mit ihr ſein."

„Amen," ſagte ſie.

Wir ſprachen nun von gleichgiltigeren Dingen. Suſanna ſetzte ſich zu mir, und legte ihre Hand auf die meine. Ich glaubte dann, daß dieſer erſte feierliche Beſuch abzubrechen ſei, und erhob mich. Ich verabſchiedete mich von Mathilde, von Roderer und Suſanna. Roderer geleitete mich zu dem Wagen, der mich wieder an den Lüpfhügel zurückbrachte.

Nun begann ein eigenes Leben. Des frühen Morgens ſchon malte ich, und malte den größten Theil des Tages mit einem Eifer und mit einem Feuer, die ich früher gar nicht

gekannt hatte, Alles gelang besser, und oft, oft war es mir schon deutlich, ich müsse es erfassen können, daß der unnachahmliche Duft und die unerreichbare Farbe der Natur auf meine Leinwand käme. Die Waldspaziergänge waren eingestellt. Wenn es aber Nachmittag wurde, dann legte ich Alles weg, kleidete mich um, und ging zu Roderer. Und wenn ich nicht dorthin ging, so ging ich weit und breit spazieren, selbst in Ortschaften hinaus und saß Abends mit ihm am Apfelbaume oder in der Stube des Wirthes.

Die Wirthin sagte zu mir: „Es ist doch gut, daß ihr mir gefolgt habt. Wäret ihr auch zu dem Jubelfest nach Lüpfing gegangen, so hättet ihr euch sehr erheitert. Es war prachtvoll auf den Wiesen und Stoppelfeldern an dem Wührholze. Der hochgeborne Herr Roderer und seine hochgeborne Frau Gemahlin und Susanna und ihr Bräutigam und andere vornehme junge Leute und Fräulein waren zugegen, und ergötzten sich sehr. Ich habe es euch ja gesagt, daß es euch in dem Schlosse Firnberg sehr gefallen wird. Jetzt geht ihr hin. Geht nur auch öfter hinaus, und geht nur auch recht unter die Leute. Ihr seid schon jünger und viel schöner seit der Zeit geworden, und eure Augen sind ganz lustig. Und wenn Susanna Hochzeit macht, müßt ihr zugegen sein, müßt fröhlich sein, und einen Segen trinken, wenn euch dann auch der Herr Roderer nach Hause fahren lassen müßte. Einmal ist keinmal. Folgt mir in Zukunft nun in allen Dingen recht ordentlich.

Ich sagte, daß ich sehr bestrebt sein werde es zu thun.

Ich kam bei Roderer mit dem Grafen Sternberg und mit anderen jungen Männern zusammen. Was Susanna voraus-

gesagt hatte, traf ein. Ich behandelte sie wie in großen Städten sich die besseren Stände behandeln, und sie zeigten mir Ehrerbietung.

Roderer hatte nicht viele, aber außerordentliche Gemälde. Von den besten Niederländern und Italienern war etwas da. Teutsches war noch weniger: Alles war von der alten Schule. Ich brachte viele Zeit im Anschauen dieser Dinge zu. In seiner Büchersammlung war das Beste fast aller Sprachen, besonders Dichter. Die Heldendichter waren alle vorhanden. Und so wurde viel und sehr gut vorgelesen. Sein Vortrag war ausgezeichnet; am besten aber immer Herr Roderer selbst. Es dürften da noch Erinnerungen aus seinen Jugendbegebenheiten hereingespielt haben. Sehr oft gingen wir in den Liegenschaften und Anstalten herum und betrachteten, was eben geschah. Auch mich besuchten sie zuweilen, und ich zeigte Mathilden und Susannen meine Malereien bereitwillig. Anderen Menschen aber nie. Die Zeit unseres Zusammenseins schien zu entfliehen. Immer schöner wurde Susanna, sie schaute mich immer freundlicher an, und ich liebte sie immer mehr.

So war endlich der Winter gekommen, nachdem uns ein ungewöhnlich langer und schöner Herbst beglückt hatte. Erst acht Tage vor der heiligen Weihnacht fiel der erste Schnee. Er hemmte mir das Malen ein. Das große Bild war bis auf die letzten Zeilen fertig. Eine unsägliche Zeit und Mühe hatte ich in dieses Bild hinein gemalt.

Als harter Schnee auf den Fluren lag, und Schlittenbahn war, verabschiedete ich mich, um nach Wien zu gehen, und meinen Eltern genaueren Bericht über meine Erlebnisse abzustatten, als ich es durch Briefe hatte thun können.

Roderer kam auch nach Wien, und besuchte meinen Vater. Da kam es nun zu Tage, daß wir leibhaftig zu Rodereys Roderern gehörten. Das wußte mein Vater sehr gut, daß er von einem Roderer herstamme, der Friedrich geheißen habe und Oberst gewesen sei. Er soll auf einem Schlosse gehaust haben und sehr reich gewesen sein. Er soll vier Brüder gehabt haben, die alle vier aus Geiz nicht geheirathet hätten, und mit denen er im Unfrieden gelebt habe. Das sind nun genau die vier Roderer Peter Buben. Das ist ganz klar, und der reiche Oberst ist der ränkige Friedrich, der fünfte Roderer Peter Bub. Mein Vater wußte ferner, daß ein Sohn dieses Obersten, Namens Friedrich, der einen Bruder in dem deutschen Orden hatte, und der Großvater meines Vaters gewesen war, einer schönen Jüdin zu Lieb nach Rußland gegangen war. Die Jüdin aber ist ein nichtsnutziges Ding gewesen, und Friedrich hat später die Tochter eines gemeinen Russen, der ihn von Wölfen gerettet und gepflegt hatte, geheirathet. Da ist nun etwas unklar. Entweder mußte er flüchten, oder er hat das Mädchen entführt, weil sie eine Leibeigene war. Kurz, mein Vater konnte nichts heraus bringen, weil sein Vater selber nichts Genaues wußte. Verfolgungen, Elend und dergleichen habe es gegeben. Aber die Ehe mußte anerkannt worden sein, weil Friedrich später wieder in Rußland war, und durch Leitung von Bergwerken Vermögen erwarb. Es sind zwei gelbe Briefe vorhanden, welche an diesen Großvater meines Vaters von seinem Bruder Joseph Roderer geschrieben waren, in deren erstem Joseph seine Vermählung anzeigte, und in deren zweitem Joseph um Angabe des Aufenthaltsortes Friedrichs bat. Meines Vaters Vater, auch Friedrich geheißen, war in Siebenbürgen,

und hatte dort Liegenschaften. Mein Vater, der wieder Friedrich heißt, verkaufte dieselben, und übersiedelte nach Wien. Daß in Holland Nachkommen von Peter Roderer, einem andern Sohne des Obersten, sein sollen, wußte er auch. Sonach ist der Stammbaum nun aus den Erinnerungen meines Vaters und Roderers völlig aufgestellt worden. Wir, die Friedrich Roderer, sind der ältere Zweig von dem Obristen, und die Peter Roderer sind der jüngere. Da der deutsche Herr keine Kinder haben konnte, und die Nachkommenschaft Josephs ausgestorben ist, so sind diese beiden Zweige nun die einzigen Rodererzweige.

Es war großer Jubel über diese Enthüllungen, alle unsere Roderer kamen herzu, nämlich meine zwei Oheime mit ihren fünf Söhnen, und es wurde ein Mahl veranstaltet. Meine Großmutter war glücklich, daß sich die Roderer nun wieder mit Einem Schlage ausgedehnt hatten. Sie war die lebendige Handfeste unseres Zweiges, und wie so in der alten Geschichte geforscht wurde, kamen ihr immer mehr Erinnerungen zu, und von ihren Lippen folgte Erzählung auf Erzählung, die erst mächtig die Klarheit förderten.

Peter Roderer reiste wieder heim, und im Frühlinge kamen nach Verabredung alle Roderer in Firnberg zusammen und brachten auch alle ihre weiblichen Angehörigen mit. Es war nun da Peter Roderer mit seinem Sohne, der auch wieder Peter hieß, und von England gekommen war; es waren da seine drei Brüder mit ihren Gattinen, sieben Söhnen und drei Töchtern; es war da mein achtundachtzigjähriger Großvater mit unserer achtzigjährigen Großmutter und vier Töchtern, meinen Tanten; es war da mein Vater mit mir und meiner

Schweſter, und es waren da meine zwei Oheime mit ihren Gattinen und fünf Söhnen, wozu ich nun noch Mathilde, des älteren Peter Roderers Gattin, und Suſanna, meine Braut, nennen muß. Es wurde die Stammesverbrüderung gefeiert, und Peter Roderer gab mehrere Feſte. Alle männlichen Roderer hatten den kurzen Vollbart, außer denen, welchen er erſt wachſen mußte, und alle Bärte waren braun: nur der meines Vaters war ſchon gemiſcht weiß, ſo wie es die der drei Brüder des älteren Peter waren. Der des älteren Peter war weiß, und der meines Großvaters war ſchneeweiß. In dieſer Verſammlung wurde mir auch Suſanna endgiltig zugeſprochen. Die Hochzeit ſollte am Petrus-Paulustage ſein. In dieſer Verſammlung ſprach auch mein Vater und mein künftiger Schwiegervater den Wunſch aus, daß ich von jetzt an bis zu dem Hochzeitstage einen Ring durch die Länder Holland, Belgien, Frankreich und Italien machen möchte. Ich ſah den Grund nicht ein; aber in meinem Glücke wollte ich mich gegen nichts auflehnen, und willigte ein. Als die Roderer ſich trennten, fuhr ich auf der Straße gegen Holland. Ich war ſchon geraume Zeit vor dem Petrustage wieder zurück, und hatte aus eigenem Antriebe noch ein Land hinzugefügt, nämlich die Schweiz.

Da ich meine zukünftigen Angehörigen in Nürnberg begrüßt hatte, ging ich in mein Blockhaus.

Dort blieb ich zwei Tage vor meinem Bilde ſitzen. Dann ging ich zu Suſanna, bat ſie um eine Unterredung, und ſagte zu ihr: „Meine geliebte Braut, du höchſtes Gut meines Herzens hienieden! höre mich an. Mein großes Bild, welches bis auf Kleinigkeiten fertig iſt, kann die Düſterheit, die Einfachheit und Erhabenheit des Moores nicht darſtellen. Ich habe mit

der Leinwand gemalt, die mir deine Liebe eingab, und werde nie mehr so malen können. Darum muß dieses Bild vernichtet werden, und keines kann mehr aus meiner Hand hervorgehen. Wenn du sagst, ich werde dich verlieren, wenn ich mein Streben aufgebe, so muß ich dich mit dem ungeheuren Schmerze verlieren, aber meinen Entschluß ausführen. Jetzt rede."

„Nein, du verlierst mich nicht," antwortete sie, „mein Vater hat mich von Kindheit an im Kennen von Bildern geübt. Deine Bilder sind außerordentlich schön; wenn aber deine Gedanken höher sind, und du dich durch deine Hervorbringungen gedemüthigt fühlst, vernichte sie. Ich liebe dich noch mehr. Wir werden unsere Herzen verbinden, sie werden etwas vollführen, und klein und niedrig und unerheblich wird es nicht sein."

Und wir schlossen uns in die Arme und drückten die heißen Lippen an einander, und drückten sie noch einmal an einander, dann schüttelte ich ihr die Hand, und sagte: „Erzähle deinem Vater, was ich dir gesagt habe. Ich gehe jetzt in das Blockhaus."

Wir trennten uns.

Im Blockhause nahm ich das Bild aus dem Rahmen, zerlegte den Rahmen, und verpackte ihn in seine Kiste. Dann schnitt ich die Leinwand des Bildes aus ihren Hölzern, zerschnitt sie in kleine Theile, und verbrannte diese Theile langsam im Ofen. Dann zerlegte ich die Hölzer und verbrannte auch sie. Dann verbrannte ich alle meine Entwürfe, und zuletzt die Farben, die Pinsel und die Malerbretter. Was sonst noch an Geräthen war, bestimmte ich späterer Zertheilung. Daß in dieser Zwischenzeit Rauch aus meinem Rauchfange ging, befremdete

meine Nachbarn, die Wirthsleute nicht; denn ich hatte öfter im vergangenen Sommer zu meinen Zwecken Feuer in meinem Ofen gehabt.

Ich fühle nun eine Freiheit, Fröhlichkeit und Größe in meinem Herzen wie in einem hell erleuchteten Weltall.

Ich reiste nach Wien zu Vorbereitungen.

Am Petro-Paulstage war die Hochzeit. Sie wurde in Nürnberg gefeiert. Alle Roderer, die im Frühlinge an dieser Stelle gewesen waren, kamen noch einmal, um diese Feier mit zu feiern, und die Stammesgefühle noch fester zu binden. Die Trauung geschah in Lupfing unter großem Zusammenlaufe von Menschen. Meine Wirthin schlug die Hände zusammen, als sie sah, daß ich Susanna heirathe. Ihr Mann Christian trug einen großen Blumenstrauß von der Lupf nach Nürnberg. Als wir bei dem Mahle saßen, stand Peter Roderer, mein Schwiegervater, mit dem Rheinweinglase auf und sprach: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanna hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzuthun; heute haben wir beide ehelich zusammengefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen, als von andern Rodereru, — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwege gebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

„Das Doppel-Rodererwohl auf grenzenlose Zeit!" riefen mehrere Gäste; alle aber standen auf und stießen an.

Wir dankten auf das Verbindlichste.

Und es war an diesem Tage auch große Fröhlichkeit in

Firnberg. Die Roderer tranken, als müßten sie wahr machen, was mir die Wirthin geweissagt hat, wenn ich auf Susanna's Hochzeit mit dem Grafen wäre, und als müßte sie Peter Roderer endlich klärlich auf Wägen nach Hause bringen lassen.

Ein Gang durch die Katakomben.

Wir sind so gewohnt worden, unsere Voreltern als gute, dumme Hanse zu betrachten, daß, wenn von was immer für geistiger Größe die Rede ist, wir sogleich mit den Fortschritten unserer glorreichen Zeit da sind, worunter jeder die versteht, in der er gelebt hat, und daß, wenn von einer Thorheit die Rede ist, die dort oder da geschehen, wir sogleich schreien: „dies ist doch unglaublich; so etwas geschieht in unseren Tagen!“ Ich aber frage: „warum sollte es denn nicht geschehen?“ Was wir auch in gewissen Richtungen gewonnen haben, so blieb es doch meistens nur Eigenthum Einzelner, oder Weniger — was wir verloren haben, das verloren Alle. Ich will mich deutlicher erklären. Die Wissenschaft, der Gewerbfleiß, in gewissen Zweigen auch die Kunst (aber weniger) haben erstaunliche Fortschritte gemacht — aber das Gute, ich meine das Menschlich-Gute, was diese Dinge brachten, wie Vielen wurde es zu Theil? oder liegt nicht die Masse in eben den Banden des Rohen gefangen, wie einst, nur sind diese Bande beweglicher und polirter — und von denen, die sich in den Besitz des menschlich Erworbenen setzten, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst, bei wie Vielen ist es zuletzt Sitte und Schmuck des Herzens geworden, als ein wirklich Menschliches? oder tragen sie es nicht als todten Schatz, als

bloßes Wissen oder Können in sich, es höchstens zu Nützlichem verwendend, nicht zum Guten? — ja, durch vervielfältigte geistige und leibliche Verkehrsmittel sind wir feiner, glatter, geschmeidiger geworden, wie Kiesel, die sich an einander abreiben: aber ist deshalb der Kiesel innerlich weniger hart? Mit Betrübniß und Entsetzen müssen wir erfahren, wenn heute diese Politur, diese, ach, so fälschlich „Bildung" getaufte Politur, von der Leidenschaft durchbrochen wird, daß da Feuerflammen herausfahren, wie wir sie kaum in alter oder ältester Zeit gesehen haben, — oder gibt an Gräßlichkeit und Ausschweifung die französische Revolution irgend einer Thatsache der frühern Zeit etwas nach? — Unverkennbar ist es zwar, daß wir fortschreiten; denn solche Scenen der Weltgeschichte werden, Gottlob, seltener — aber wann wird jene Zeit kommen, in der ein Krieg eben so ein Unding der Vernunft sein wird, wie ein Trugschluß schon heute ein logisches Unding ist? — — Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch!! und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner sittlichen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende! — wie lange, wie viel Billionen Jahrtausende, muß dann die Großjährigkeit dauern? Ich sagte oben, daß, was wir verloren haben, Alle verloren. In der Glätte und Verflachung unserer Zeit ging alle tiefe Gemüthskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter. Was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war Allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt selbst die Individuen. Darum baute

dieſer Sinn einſt jene rührend erhabenen Kathedralen und malte jene Bilder, die wir heute blos bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unſerer techniſchen Mittel nicht mehr nachmachen, indeß unſer Zeitgeiſt auf das ſogenannte Praktiſche geht, worunter ſie meiſtens nur das Materiell-Nützliche, oft ſogar nur das Sinnlich-Wollüſtige verſtehen; daher wir Eiſenbahnen und Fabriken bauen, während ſie Dome und Altäre, und wenn es ja heutzutage eine Kirche werden ſoll, ſo wird ſie wieder ſehr nützlich gebaut, oder ſie ſähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande ſchon erfahren, wenn ſie keinen Thurm hätte, einem Zinshauſe ähnlich. Ja, oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig ſchönen Werke der Vorzeit, denn wie viele Tauſende werden täglich in Wien über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desſelben etwas anderes zu wiſſen, als daß er ſehr groß iſt. Wenn mir Jemand den Aberglauben unſerer Voreltern einwenden will, ſo muß ich ihm leider entgegnen, daß heute der widerwärtige Indifferentismus der ſogenannten gebildeten Klaſſen zu dem alten Aberglauben, den die Maſſen nicht abgelegt haben, noch hinzugekommen iſt — und zuletzt iſt Aberglaube ſchöner, heiliger, kräftiger, als jene ſieche Kraftloſigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unſterblichkeit, Ewigkeit nichts denkt, und ſie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat, wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dies iſt neben dem ſo vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenſeite derſelben, daß, ſeit ſie die Bücher ſo vervielfältigen, tauſend und tauſend Menſchen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben; denn ſie leſen ſich einen gewiſſen Vorſtellungskreis, eine Art Natur zuſammen, und ſagen ihn ſo

lange sich selber und andern vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben; darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.

Solche, und ähnliche schwermüthige Gedanken hatte ich, als ich eines Tages aus den Katakomben des Stephansthurmes wieder an das Licht des Tages trat, und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging.

„In diese Katakomben nun will ich den freundlichen Leser begleiten, daß er ein ernstes Stück Vergangenheit vor sich sehe, und daß er etwa anfange, über den ernsten Inhalt der Worte Gott, Weltgeschichte, Ewigkeit u. s. w. nachzudenken.

Wer immer über die Spinnerin am Kreuz (ein schöner Getreidehügel, über den die Triester Straße führt), oder über einen der Westberge Wiens gegen die Stadt kommt, der wird die alte, ernste, große Stephanskirche mitten in dem Häusermeere, wie einen Schwerpunkt, ruhen sehen, und sich dieser Symmetrie erfreuen; aber dies war nicht immer so, sondern bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, und, wie es eine rührende Sitte unserer Ahnen war, um den Ort, an dem sie sich im Leben Trost und Zuversicht holten, nämlich um die Kirche, auch im Tode zu schlummern, welchen Platz sie mit dem schönen Namen Friedhof belegten: so war es auch um diese Kirche, und manche alten Leute Wiens sagen noch immer statt Stephansplatz Stephans-Friedhof, aber es ist kein Friedhof mehr; denn diese Sitte der Altväter ist ebenfalls aus allerdings sehr nützlichen Sanitätsrücksichten abgeschafft worden, und heute ragt jede Kirche geradewegs aus dem lustigen Getümmel des

Alltagslebens empor, und ist fast ein gewöhnliches Haus geworden, so wie sie einst aus den Monumenten des Todes emporstieg, und selbst von seinen Schauern umweht war. Oft, wenn ich über diesen Umstand traurig war, dachte ich: wenn sie nur tief genug gruben, so könnten schon die Todten an ihrer Kirche ruhen, und wie wäre es religiös feierlich, wenn jede Kirche, selbst in den Städten, mit einem großen Garten der Todten umgeben wäre, der durch eine Mauer von der leichten Luft der Lebenden getrennt wäre, daß sie ein Gedanke der Ewigkeit anwandeln müßte, wenn sie durch das Gitter einträten.

Der Stephans-Friedhof ist keiner mehr, sondern ein geräumiger Stadtplatz mit schönen Häusern und Waarenauslagen, und glänzende Karossen rollen über das Pflaster, unter dem die Reste unserer Vorfahren ruhen — ihre Kreuze und Monumente sind verschwunden, das Lob ihrer Tugenden auf demselben ist verstummt, die Denkmale, die sie einst gründeten, um die Stätte ihrer Angehörigen auf ewige Zeiten zu bezeichnen, sind von unserer Industrie und unserem Verkehre bis hart an die Mauern der Kirche gedrängt worden, wo noch manche Tafel aus rothem Stein übrig geblieben ist, auf dem ein betender Vater mit seinen Kindern ausgemeißelt ist, oder ein liegender Todter selber mit gefalteten Händen, oder Heiligenbilder, oder sonst Embleme und Wappen, wovon manch Stück durch die Zeit herabgeschlagen oder verwittert ist, und darunter steht Namen und Amt, und stehen die Tugenden des Todten — aber wie oft weiß man gar nichts mehr aus der Zeit seines Lebens, und es ist da Keiner mehr, um zu sagen: er war unser Ahnherr.

Es ist in neuester Zeit, gegenüber von der Rückseite der Kirche, ein sehr großes Haus aufgeführt worden, und als es

bereits prachtvoll und wohnlich mit mehr als hundert Fenstern glänzte, als zu ebener Erde schon die grünen Flügelthüren der Verkaufsgewölbe hoch und elegant eingehängt waren, und längs derselben ein breites, flaches Trottoir hinlief, so ging man auch daran, den Platz vor dem Hause bis zur Kirche zu ebnen, und das bisherige schlechte Pflaster zu verbessern. Es mußten einst die Grabhügel bedeutend höher gelegen haben, als das heutige Pflaster; denn als man zum Behufe der oben angeführten Planirung und Pflasterung die Erde lockerte, kamen die Knochen und Schädel der Begrabenen zum Vorscheine, und wie ich nebst vielen andern Menschen zufällig da stand und sah, wie man bald die Röhre eines Oberarmes, bald ein Stück eines Schädels, ein Gebiß mit etlichen Zähnen, ein Schulterblatt oder anderes, gelassen auf einen bereit stehenden Schubkarren legte, und lachend und scherzend und die Pfeife stopfend weiter schaufelte, dachte ich: vor so und so viel Jahren hat man euch eingegraben, und an eurem Grabe wurde gesungen: »Requiem aeternam dona eis, domine!« *) dann deckte man es mit Erde zu, und setzte ein Denkmal auf den Hügel, daß man wisse, wer da in Ewigkeit ruhe — — und jetzt legt man eure Reste, die Niemand kennt, wie das werthloseste Ding auf einen Haufen, um sie an einen andern Ort zu bringen, wo sie wieder nicht bleiben; denn wer weiß, zu welchem Zwecke unsere Nachkommen denselben wieder werden brauchen können.

Außer den Hügeln des Stephans-Friedhofes, deren Ruhe, wie wir erfahren haben, nichts weniger als ungestört blieb, haben sich aber Jene, deren Rang oder Reichthum es erlaubte, noch

*) Herr! schenke ihnen die ewige Ruhe.

ganz andere, festere, sicherere Grabesstätten auserwählt; nämlich nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Baue von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte deutsche Haus, unter die Post, ist ein System von Gewölben und Gängen, nach Art unserer Voreltern äußerst fest gebaut, und man weiß heut zu Tage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken. Sie sind hier unter dem Namen der Katakomben von St. Stephan bekannt, und waren lauter Begräbnißstätten, gleichsam eine weitläufige unterirdische Todtenstadt. Jedoch trotz der dickern Mauern, aus denen diese Zellen, als Fundament der Kirche, aufgeführt sind, trotz der Quadern, womit Gänge, Gemächer und Bogen überwölbt sind, ja trotz dem, daß jedes Gewölbe, wenn es mit Todten gefüllt war, zugemauert wurde, fanden dennoch die hier liegenden Schläfer die beabsichtigte Ruhe nicht, so wie sie ihre ärmeren Brüder nicht gefunden, die man über ihnen auf dem Friedhofe in bloßer Erde eingegraben hatte. Manche Gänge, manche Gewölbe wurden im Laufe der Zeit geöffnet. Die Einen lockte Neugierde; die Andern jenes Schauergefühl, das den Menschen über Tod und Ewigkeit ergreift, und ihn doch lockt, solche Stätten zu betreten, wo es erweckt wird; wieder Andere wurden durch frevlen Vorwitz hingeführt, so daß Menschenhände, theils fromm ordnend, theils muthwillig zerstörend, das vollendeten, was Zeit und leise Verwesung begonnen hatten, nämlich einen ganz andern Zustand der hier verborgenen Reste hervorzubringen, als den Die beabsichtigten, welche sie hier verbargen.

Wir wollen in folgenden Zeilen einen Gang durch diese Katakomben beschreiben.

Es war ein feuchter, neblichter Novembernachmittag, als wir uns, fünfe an der Zahl, auf dem naſſen Pflaſter des St. Stephansplatzes, rückwärts der Kirche, wo der Thurm emporſteigt, einfanden. Ein Freund hatte uns verſprochen, uns in die Katakomben zu führen. Wir ſtanden lachend und ſcherzend, als wir ihn erwarteten, und machten Bemerkungen über das trübſelige Wetter und die Unpünktlichkeit des Freundes; aber nach einer Stunde war es ganz anders: nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den dieſe Stunde unterirdiſchen Aufenthaltes in mir hervorbrachte.

Als wir einige Zeit gewartet hatten, erſchien der Freund, und mit ihm zwei Führer, weil er, obwohl ſchon öfter unten, doch nicht ſicher war, ſich und uns vor Verirrung zu bewahren. Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Hinabgang, ſondern einer der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorſpringenden Winkel bildet, und Wohnparteien und Handelsgewölbe enthält, — es liegt mit dem Winkel ſchief gegenüber der Wohnung des Küſters, die ſich im Erdgeſchoße des Stephansthurmes befindet. An dieſem Hauſe ſperrte er eine dunkle, ſchwarze, hohe Thüre auf, an der ich wohl hundertmal vorübergegangen war, und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Thores einer Bude gehalten hatte. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem ſchmalen Gange: der Führer ſchloß hinter uns die Thüre wieder zu, und der andere machte Licht, woran er eine Fackel, und wir jeder unſere Wachsferze anzündeten, und dann ging es nicht über eine Treppe, ſondern wie über einen ſanften Gang abwärts; ein ſchwacher Tagesſchein fiel in das erſte Gewölbe durch einen ſchmalen Schacht herab, der in den Hof des deutſchen Hauſes mündet.

Dieses Gewölbe war gleichsam eine Vorhalle, und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren und dergleichen in dem Winkel, alles von seltsamem, veraltetem Ansehen.

Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge schmal, und die Gewölbe verhältnißmäßig klein und niedrig, aber das Mauerwerk fest und dicht, als wäre es aus einem einzigen, riesenhaften Granitblocke gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach Ost oder West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten, und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren, und stundenlange herum suchen könnte, ohne den Ausgang zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen, finstern Stadt, nämlich: wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen — es überläuft einen ein seltsamer Schauer. — Was werden alle diese Werkzeuge, als sie noch ein denkender Geist belebte, ein liebendes oder hassendes Gemüth stachelte, Schönes, Herrliches oder Entsetzliches gethan haben? und nun liegen sie hier, starr, über einander geschichtet, eine werthlose, schauererregende Masse. — In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum, und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Ein Führer bedeutete uns, daß man die vielfach zerstreuten Knochen der Katakomben, und die einst auf dem Stephans-Friedhofe ausgegrabenen hier der Ordnung wegen aufgeschichtet habe. Meine Phantasie fing bereits zu arbeiten an, sei es durch den Anblick vor mir aufgeschreckt, oder gedrückt durch das Bewußtsein, unter

der Erde zu ſein. Die Luft trug nichts bei; denn trotz den hier vorgegangenen Akten der Zerſetzung, waren dieſe doch ſchon vor ſo vieler Zeit, und es iſt ſeitdem eine ſolche Trockenheit eingetreten, daß die Luft, durch viele Schachte in Communication mit der äußern erhalten, ganz trocken und rein iſt. Wir ließen das Licht unſerer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenſtoßes hingleiten, und beleuchteten bald dieſe, bald jene Partie, und das fahle, verwitterte Grau dieſer ausgetrockneten, uralten Gebeine erglühte düſter roth in dem Scheine unſerer Lichter, die dem ungeachtet, trotz der anſcheinenden Kleinheit dieſer Räume, nicht bis zu den obern Rändern dringen konnten, ſo daß der Schein in unheimliche, geheimnißvolle Schatten überlief, die hoch oben, und ſeitwärts in den Ecken ſaßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, ſo erglänzte das Geſtein der Mauer in allerlei kleinen Flimmern, wahrſcheinlich die ſchönen Glimmertäfelchen des Granites. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter, und der Fuß ſtreifte zuweilen an einen Lappen von einſt koſtbarem und ſchimmerndem Seidenſtoffe. — Wir gingen weiter in einem Kreuzgange: ein Schädel mit langen, ſtaubigen Haaren lag da. Einer leuchtete ihn an; ich aber mußte augenblicklich die Augen weg wenden, und es rieſelte mir ſeltſam in dem Körper. — „Laſſen Sie das liegen," ſagte ein Führer, „wir werden ſchon noch mehr ſolches und beſſer erhalten antreffen." Ei freilich trafen wir es an. An einem viereckigen, machtvoll großen Pfeiler ſtand ein Sarg, ein einziger in dieſem Gewölbe, als wäre er von ſeinem Orte abſichtlich hieher gebracht und geöffnet worden, und dann ſtehen gelaſſen; denn wirklich lag ſein Deckel nebenan, und zwiſchen den Brettern, die vom Alter geſchwärzt, und nur mehr loſe zuſammenhängend waren, lag

der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau

ach! wer war sie? mit welchem Pompe mag sie einst begraben worden sein! und in welchem Zustande liegt sie jetzt da! blosgegeben dem Blicke jedes Beschauers, schnöde auf die bloße Erde niedergestellt, und unverwahrt vor rohen Händen; das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten — in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde blos vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichtes sind erkennbar, die Glieder des Körpers sind da, aber die zsichtige Hülle desselben ist verstaubt und zerrissen, nur einige schmutzig schwarze Lappen liegen um die Glieder und verhüllen sie dürftig, auf einem Fuße schlottert ein schwarzer, seidener Strumpf, der andere ist nackt, die Haare liegen wirr und staubig, und Fetzen eines schwarzen Schleiers ziehen sich seitwärts und kleben an einander wie ein gedrehter Strick — diese Zersetzung des Anzuges und die Unordnung, gleichsam wie eine Art von Liederlichkeit, zeigte mir ins Herz schneidend die rührende Hilflosigkeit eines Todten, und widersprach fürchterlich der Heiligkeit einer Leiche. — Ich legte mit der Spitze meines Stockes die Reste des gewiß einst prunkenden Anzuges so anständig, als es noch möglich war, über die Glieder, und leuchtete dann der vergessenen Todten ins Antlitz. Es war im Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen, und in dieser, dem Menschenangesichte gewaltsamen Lage erstarrt, und so blieb es, wer weiß wie viel hundert Jahre, in unheimlicher Ruhe ein Bild eines einstigen gewaltsamen Kampfes, der das so heiß geliebte Leben von diesen Formen abgelöset hatte; und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer

eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen — und dann das, daß wir sie uns schon jenseits jenes Vorhanges denken müssen, der so geheimnißvoll zwischen diesseits und jenseits hängt, daß sie schon wissen wie es ist — und dennoch mit dem ehernen Schweigen da vor unsern Augen liegen, fremde Bürger einer andern Welt. Wer mag die Todte vor meinen Augen — wer mag sie einst gewesen sein? Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Werth geben, ja, wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht Alles gleich, und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir uns hienieden bemühen, wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Todte dahin gebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weils ihn ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurechte, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine muthwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann Jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht und wieder hinwirft.

Mitleidig wandte ich mich ab, um weiter zu gehen; da sah ich, daß ich bereits allein war, und die Lichter meiner Freunde schon fern und klein in einem Gange hinabschwebten. Mit raschen Schritten ging ich nach — es wollte mich fast wie Furcht überkommen.

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche," sagte ein Führer, und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke alle stille, und da hörten wir deutlich in langen, schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg, und dann wieder in höheren, sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde, goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder.

Endlich schwieg Alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt! Ich brauchte einige Zeit, um mich wieder zu orientiren, wo ich sei, und meine Phantasie wieder an diese unterirdischen Gemächer zu gewöhnen, und doch war es wahrscheinlich nur das sogenannte Segenlied gewesen, was wir herunter gehört hatten.

Wir traten nun wieder in eine neue Halle, und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrack ich heftig. Ein großer, nackter Mann lehnte starr an der Mauer; zu seinen Füßen saß ein Anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet, und den Kopf, der nur mehr an einem losen Bande des Halses hing, über die Schulter seitwärts gesunken — eine Frau, in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, lauerte im Winkel, und an den Wänden lehnten, oder saßen, oder lagen andere — und wie ich so vor mir herleuchte, wieder andere und wieder andere — lauter Leichen und Mumien, der eine mit offenem Munde, der andere mit furchtbar zusammengepreßten, der eine gestreckt, der

andere zusammengekauert, fast alle mit gefalteten Händen, wie man sie ihnen im Sarge gegeben — alle mit verzerrten Zügen; aber bis zum Erschrecken deutlich waren die Gesichter und die Körperformen, als wären sie gestern hieher gestellt worden; denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet, und war anzufühlen wie weich gegerbtes Leder, das Zellgewebe des Fleisches war ebenfalls angetrocknet und füllte die Haut wie eingestopfte Sägespäne, so daß selbst die Muskeln elastisch blieben, dem Drucke unserer Stöcke wichen, und wieder sachte empor schwollen, wenn der Druck nachließ.

Es war ein seltsamer, gespenstiger Anblick in dieser Halle, und überwältigend für Gefühl und Phantasie. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbmauer empor; aus ihm ragten Lappen von Gewändern heraus, mitunter Holzsplitter, oder es blickte ein Arm hervor, oder ein Fuß mit allen Zehen, oder eine zusammengekrümmte Gestalt saß auf demselben, eine andere lag der Länge nach, wieder andere standen aufrecht, und obwohl sie einst unverletzt gewesen waren, und ihrer Art nach bleiben konnten, so mochte doch schon der Muthwille an ihnen manches verübt haben; denn viele derselben waren zerrissen, daß ein Arm herabhing, oder der Kopf, oder Glieder ganz fehlten — vielleicht hat auch theilweise Verwesung das ihrige gethan. — Seltsam ist es, die Körper sind geblieben, und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten, und waren sogar erkennbar, meistens Linnen und Seidenzeug, welches letztere ganz besonders stark und fest gearbeitet war.

Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst

verstorbenen, unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hieher gebracht wurden, um zu verwesen, die aber nun ihren Urenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt, und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht, oder die dunkelrothe Gluth der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Todten lief, und darinnen schweren Kampf, oder starre Ruhe, oder häßlich Grinsen wies: so waren wir alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes gerathen, in ein Gebiet, so ganz andere, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo Alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthloses Ding wird, hingeworfen in das Mehricht, daß es liege, wie ein anderer Unrath. — Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zu Grunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgiltig zu Grunde geht, als wäre es eben nichts! Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen, und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung. Wir standen alle stumm, und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles andere abfällt, und vor seiner Gewalt nichtig wird. —

Ich war so aus mir selber getreten, daß mir das Rollen eines Wagens, das wir in dem Augenblicke auf diesem Pflaster über uns hörten, ganz abenteuerlich vorkam, ja durch den Gegensatz schauerlich. Ist es denn der Mühe werth, dachte ich, daß sich der im Wagen oben brüstet, und über das Pflaster weg rollt? daß sie Häuser bauen, und bunte Lappen heraus hängen, als wäre es was?

Wir fragten die Führer, ob man denn gar nicht mehr weiß, wer einer von denen gewesen sein möge, die wir da vor uns haben? „Es mag wohl im Pfarrarchive zu finden sein," antwortete er, „wer überhaupt herab begraben worden ist, aber da es schon viel über hundert Jahre sein mag, daß man Niemanden mehr herab begraben hat, so kann man auch gar nicht wissen, wer dieser oder jener sei. Sie haben einmal sehr getrachtet, in die Stephansgruft begraben zu werden, damit sie ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen hätten."

Ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen! als ob irgend auf der Erde etwas Ungestörtes, etwas Unvergängliches wäre! ja, ist nicht am Ende sie selber vergänglich, und wird eine Leiche, so wie die, die man jetzt so sorglich in ihrem Innern verbirgt?

Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönige Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg that, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen, und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes, und ließ dann die Wasser wieder darüber weg rollen — ja, endlich tödtete man die, die um das Werk wußten, und es machen halfen, damit Niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — — aber eines Tages

wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Überschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern, und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinaus werfen auf den Anger der Haide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten, als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja, hätte er sie alle einst gezählt, und auf Karten getragen, und zählte sie heute wieder, und sieht seine Karten an, so fehlt keiner, und so prachtvoll, wie immer, glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie auch von *seinem* Untergange nichts, ja, sie wissen nichts von unserm ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen.

Während ich dies dachte, rasselte wieder ober uns das Geräusch eines rollenden Wagens auf dem Pflaster des Stephansplatzes, und es däuchte mir so leichtsinnig oder so wichtig, wie etwa die Weltgeschichte der Mücken oder der Eintagsfliegen.

Wir aber leuchteten noch einmal die unbewegliche, gespenstige Versammlung in die Runde an, und wendeten uns dann zum

Fortgehen; sie aber sanken hinter unsern weichenden Lichtern in ihre alte Ruhe, in ihre alte Nacht zurück.

Immer weiter, immer verwickelter und größer entfaltete sich diese Stadt der Grüfte; immer neue Todte waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von getrocknetem Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dies Alles hin erstrecke, weiß man jetzt noch gar nicht mit Gewißheit: denn in manchem Gemache sieht man in der Mauer einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, oder daß man hindurch gehe, so wie durch den, durch welchen wir herein gekommen waren: aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so daß die Vermuthung entsteht, daß hinter ihm wieder ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll mit Todten war. — Und wirklich traten wir jetzt an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte, und siehe! aus der Breiche ragten eine Unzahl Särge hervor, klafterhoch auf einander geschichtet, mit gräßlichen Trümmern und Splittern heraus ragend aus der Finsterniß des Gewölbes — die Zeit hatte Bretter und Fugen gelöset, daß ein ganzes Wirrsal derselben herab gegleitet da lag, und oben in der Öffnung nackte Füße und Glieder der Todten in die Luft herausstanden, verlassen von der schützenden und bergenden Wand ihrer Särge, ebenfalls bestimmt, auf den hängenden Brettern vorwärts zu gleiten, und endlich wie sie herab zu stürzen. Es war ein Anblick, noch erschütternder, als jener in dem Gewölbe der Mumien, weil er unmittelbar das Reich der Verwesung und Zerstörung aufthat, und näher der Zeit lag, wo alle diese noch wandelten und lebten, weil er eindringender wies, wie auch wir einst werden sollen, und weil das

Werk der Vergehung und Vernichtung gleich maſſenhafter und großartiger erſichtlich war. Auch einen ſolchen aufgeſchichteten Stoß von Kinderſärgen ſahen wir hervorblicken, einen über einander geworfenen Haufen kleiner Häuschen, deren Bewohner ſtarben, ehe ſie lebten. Es that unſäglich wohl, daß man von den Särgen keines der zarten Glieder hervorragen ſah, ſondern alle verdeckt waren, wahrſcheinlich ihres geringen Gewichtes wegen, das die Särge nicht aus den Fugen zu drücken vermochte. Arme kleine Welt!

Es war ein düſter großartiger Anblick, wie wir ſo daſtanden vor dem ſtarren Ruinengewirre und der Lichtblick unſerer Fackeln auf dem Granit der Mauer und auf den alten, braunen Sargbrettern glänzte — und wie weiter zurück zwiſchen den Bretterträmmern heraus Finſterniß glotzte, und ſich unſere Phantaſie hinter ihr dieſelbe Bevölkerung von Todten vorſtellen mußte, immer fortgeſetzt und immer fortgeſetzt — liegend in der eiſernen Nacht, bis einmal dieſe vorderen zerſtäubt ſind, und wieder ein anderes Jahrhundert und eine andere Hand das fernere Gewölbe erbricht, und die Schläfer dem Lichte der Fackeln bloslegt, ſo wie dieſe da in dem der unſern düſter glänzen.

Es war einleuchtend, daß dieſes Syſtem von Gewölben, wie weitläufig es auch ſein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage ſich dann die Gruft von St. Stephan auf immer ſchloß — daß es nur die Mächtigſten und Reichſten ſein können, die wir da in dieſer Zerwürfniß und ſchnöder Verlaſſenheit liegen ſehen, und dieſer Gegenſatz machte die Scene noch tragiſcher, und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt ſind, die andern zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeſchichte halfen die da bauen, welche da vor

uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herum geworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in Andrer Herzen strahlte, und um die der schwärmende, wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin voraus schlenderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum, und beide sind sie eine werthlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke, oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Edle von sich ferne hielten, und nun selber ärmer und edler sind, als das Thier des Berges, welches in die Felsluft stürzte, und dort in der Mittagssonne dörret, und von den Winden der Nacht getrocknet wird — — Sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Thaten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist Alles vorüber, und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben Tiefer ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben, und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich diese verschwindet, und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal Alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und wunderbarer

herum zu gehen ſein, als jetzt; denn auch der Boden, auf dem wir in dem Augenblicke wandeln, iſt höchſt wahrſcheinlich wieder nur die Decke von andern Gewölben, die unter uns befindlich ſind.“ Wirklich war es uns ſchon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte, ſanft gewölbte Stellen weg. Und als der Führer obige Worte geſagt hatte, verließen wir die traurige Breſche, und gelangten nun in der That in ein Gemach, deſſen Fußboden durchbrochen war, und ſiehe, es war unten wieder eine ſolche Halle, wie die, in der wir ſtanden, eine Leiter führte durch die aufgebrochene Öffnung in dieſelbe hinab, und zwei von uns ſtiegen hinunter. Das Gewölbe ſchien niedriger, wahrſcheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finſterniß, in der unſere Lichter wie ohnmächtig waren, nichts deutlich zu ſehen, aber unſer Führer verſicherte uns, es ſei hier unten Alles vollgeſtopft mit Todten. Unendlich erleichtert ſtiegen wir wieder empor — ſeltſam! — obwohl die Luft unbegreiflich trocken und rein war: ſo fühlte ſich doch die Phantaſie erleichtert, als ſie wieder nur mehr eine Decke über dem Haupte wußte. Die nicht hinabgeſtiegen waren, leuchteten nun noch einmal in die Höhle hinab, und wir gingen dann weiter durch mehrere Gänge und leere Gewölbe, wie es mir ſchien, auf dem Rückweg begriffen. Wir hatten alle Orientirung bereits ſo verloren, daß jedem die Unmöglichkeit einleuchtete, ohne Führer hinaus zu finden — namentlich, wenn einer ganz allein wäre. Er müßte nur, meinte man, die Wege, die er ſchon gegangen iſt, mit Knochen beſtreuen, um immer andere Gänge zu finden, und ſo auch den, der ihn hinausführt.

„Aber wenn ihm allenfalls das Licht ausginge," bemerkte ein Anderer.

Es ist entsetzlich, dies zu denken, und furchtbar inhaltschwer wäre die Geschichte solcher Augenblicke. Das Licht flackert noch einmal, und ist aus: eine Nacht, so dick, wie die Erde keine kennt, ist um ihn; die Todten, die ihm früher sein Licht gezeigt hatte, ist er nun genöthiget, mit dem innern Auge zu schauen, und zwar, da ihm die Begrenzung seines Raumes, die ihm das Licht vorher so freundlich gewiesen hatte, durch die Finsterniß entrückt ist, so muß er sich nun gleich das ganze Todtengewölbe auf einmal vorstellen, die ganze durchbrochene Todtenstadt mit all ihren Bewohnern — er horcht — vielleicht rührt sich heimlich etwas — Alles stille, nur das Knistern seines Trittes, und das dumpfe Rascheln seiner Hände, wie er sich an den Mauern fortgreift — er ruft, er ruft — keine Hoffnung gehört zu werden; er geht in Todes- und Geisterangst — gestachelt fort durch Gänge und Gewölbe, die sich ewig in einander münden. — — Es sind bereits Stunden, es ist vielleicht schon ein Tag vergangen — er faßt, an der Felsenmauer fortgreifend, einen Todten, und erkennt, daß es derselbe sei, den er schon einmal ergriffen habe — dabei hört er von oben herab die Orgel tönen, vielleicht auch das Singen der Gemeinde, oder das Läuten der Glocken, das Rasseln der lustigen Wägen auf dem Straßenpflaster — er ruft und ruft — — alle gehen sie ihrer Wege, es wird stille, also Nacht — und des andern Tages hört er es wieder so — und so fort, und so fort — — bis in der Gruft um einen Todten mehr ist.

Mir ſchauerte, als ich dies dachte, und unwillkürlich drängte ich mich an die Führer, mit leiſem Fröſteln mir den Einfall hinwerfend, „wenn nur dieſe ſicher zu der ſchmalen, hohen Thüre zurück finden, bei der ſie uns herein gelaſſen haben.“

„Wir ſind jetzt unter der Poſt,“ ſagte einer von ihnen, und leuchtete im Gange weiter.

Faſt fing es mir an, in dieſen maſſiven Kreuzgängen und Überwölbungen drückend zu werden — immer Mauer, eiſenfeſte Steinmauer, keine Fenſter, keine Öffnung. — Wie ſchwer der Menſch jene leichte, lichte Decke entbehrt, deren Köſtlichkeit er in ſeinem Leichtſinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes! — Es ſchien mir, als entbehrte ich die Luft ſelber. — —

In dem Momente fiel ein blaſſer Streifen von oben herab, es war Tageslicht durch den Schacht vom deutſchen Hauſe — ich erkannte die Stangen und das Stroh, die Bretter und Tragbahren des erſten Gewölbes wieder — der Boden hob ſich — der ſchmale Thürflügel ging auf, und wir traten auf das vom Regen glänzende Steinpflaſter des Stephansplatzes hinaus.

Die Bruſt des ſtarkſten Mannes hob ſich freier in der friſchen Luft; ein feiner Novemberregen rieſelte von dem Himmel. Man zündete eben die Abendlichter an, Gold, Silber, ſchimmernde Seidenſtoffe wurden davon in den ſtrahlenden Kaufbuden beleuchtet — koſtbar gekleidete Menſchen wimmelten an mir vorüber; glänzende Karoſſen rollten; der Thurm St. Stephans ſtieg rieſig empor, und Sprechen und

Lachen erſcholl ihm gegenüber, den beleuchteten Häuſern entlang. — —

Ich aber ging wie im ſchweren Traume nach Hauſe, während an mir vorüberhuſchte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menſchen.

Aus dem bairiſchen Wöldalde.

Es möge mir erlaubt sein, ein Ereigniß aus meinem Leben zu erzählen, in welchem eine Naturerscheinung und eine Schickung so seltsam verbunden waren, daß, wenn die Sache eine Dichtung wäre, man ihr den Vorwurf der Absichtlichkeit machen würde, und doch hat sich das Alles zugetragen, und ich werde es erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Ich hatte den Mai des Jahres 1866 in Karlsbad mit meiner Gattin und ihrer Nichte Katharina zugebracht. Der Arzt gab mir die Weisung, ich möchte zu guter Nachwirkung des Heilwassers wieder wie im vergangenen Jahre einen Landaufenthalt in einer hochgelegenen Waldgegend, wo möglich in einem Nadelwalde, nehmen, worauf ich antwortete, ich werde wieder wie im vorigen Jahre in den baierischen Wald an den Fuß des Dreisesselberges gehen. Er billigte es. Am 8. Juni kamen wir auf der Bahn von Eger über Regensburg in Passau an. Unsere Magd Marie kam mit dem Dampfboote an demselben Tage von Linz nach Passau. Es war verabredet, daß meine Gattin von Passau nach Linz gehen solle, weil sie in der Wohnung manches zu schlichten und zu ordnen hätte, ich aber möge mich sogleich in den Wald begeben. Später wolle sie zu mir kommen. Am 9. Juni fuhr sie mit Marie auf der Donau nach Linz. Nie hatte ich bei einer

Trennung eine so bängliche Ahnung, sie könnte krank werden, als damals, und ich band sie der trefflichen Marie, wie man sagt, auf die Seele. Des frühen Morgens am andern Tage saß ich mit Katharina in einem Wagen, und fuhr von Passau mit ternachtwärts dem Walde zu. Auf der Straße von Passau über Freiung nach Böhmen gelangt man in etwas weniger als drei Stunden in den Ort Fendelsberg, der aus zerstreuten Häusern besteht. An der Straße steht einzeln ein stattliches Wirthshaus. Dort ließ ich gewöhnlich die Pferde zwei Stunden rasten, und nahm mein Mittagsmahl ein. So thaten wir auch jetzt. Wenn man von dem Gasthause auf einem Raine zwischen den Feldern in der Richtung gegen Morgen dahin geht, sieht man ferne zu seiner Linken das ungeheure, bläulich schimmernde Band des Waldes, der in einer so langen Linie zwischen Baiern und Böhmen dahin geht. Der Wald hat als Merkmal viele langgedehnte, weithingehende, sanftgewölbte Kissen, die seine Höhen sind. Eines dieser Kissen ist der Treisesselwald, oder, wie die Leute kurzweg sagen, der Sesselwald. Er liegt von Fendelsberg ziemlich gegen Morgen, und war noch vor mehreren Jahren dadurch unter allen seinen Genossen ausgezeichnet, daß auf seinem zarten Rande etwas schwebte, wie ein Würfel. Dieser Würfel ist aber seit einigen Jahren nicht mehr zu sehen. Die Ursache werde ich später angeben. Wir gingen auch heute wieder auf dem Raine hin, und zeigten uns wechselseitig bekannte Höhen des Waldes. Mit dem Fernrohre fanden wir manche befreundete Stellen.

Nach dem Mittagmahle trennten wir uns von der Hauptstraße, und fuhren auf einer Nebenstraße mehr morgenwärts unserem Ziele zu, das wir gegen den Abend erreichten.

Mittagwärts von den drei Sesseln und dem Plöckenstein

liegt eine Ortschaft, welche den Namen Vaterhäuser führt. Die Vaterhäuser aber liegen nicht bei einander, sondern auf einen sehr großen Raum zerstreut. Wie der Wald lange, weiche, polsterartige Erhöhungen oder sanfte Dachungen von sich hinabschiebt, auf denen entweder wieder Wald, oder zerstückte Wäldchen, oder helle Matten, oder grünende Felder sind, so stehen auf solchen Matten, oder an einem Wäldchen, oder auf einem Hange die Häuser. Sie sind meist aus Holz, und haben ein flaches Dach, auf welchem große Steine liegen. Manches hat ein Stückchen weiße Mauer. Sie sind also eigentliche Waldhäuser, wie man sie unter vielerlei Namen auf den Schwellungen und Dachungen an dem Walde länge seiner ganzen Ausdehnung bis gegen Eger hin findet. Die Vaterhäuser haben eine kleine Schule, aber keine Kirche. Ihre Pfarrkirche steht mittagwärts eine Stunde von ihrer Mitte entfernt auf der halben Höhe eines langen Berges, und heißt Breitenberg. Eines der Vaterhäuser, fast das nördlichste, macht von allen übrigen eine Ausnahme. Es ist ein fast schloßähnliches Gebäude aus einem Haupthause und einem Seitenflügel bestehend. Es hat ein Stockwerk und noch Dachzimmer. Mathias Rosenberger, der durch Handel wohlhabend geworden war, hat es gegen das Jahr 1818 erbaut. Er ist auch der Wohlthäter und gewissermaßen der Vater der andern Vaterhäuser geworden. Sein jüngster Sohn, Franz Xaver Rosenberger, erbte das Anwesen, dehnte seine Geschäfte noch mehr aus, und ward auch, wenn man so sagen darf, der Patriarch der Vaterhäuser. Er zierte seine Wohnung mit schönen, meist alterthümlichen Geräthen, einigen Bildern und werthvollen Büchern, und führte ein schönes Mädchen aus einem achtbaren Bürgerhause Münchens als Gattin in seinen Wald, die jetzt die

Mutter mehrerer lieben Kinder ist. Unter dem alten Rosenberger war das Haus auch ein Gasthaus. Franz baute ein eigenes, stockhohes Gasthaus neben seinem Hause. Das hinderte aber nicht, daß er stets Freunde oder höher gestellte Menschen gastlich in die Räume seines Hauses aufnahm. So wurde jene Stelle ein Punkt geselligen Verkehres, nicht nur für einzelne Reisende, die kamen, den Wald zu besuchen, sondern auch für ganze Gesellschaften, die erschienen, und für manche Familien aus Passau, München, Linz, Budweis und anderen Orten, die eine Zeit im Sommer oder Herbste in den Vakerhäusern zubrachten. Der Name Rosenberger wurde weithin bekannt. Wenn ich in der Ferienzeit meiner Studien oft von meiner Heimath Oberplan im südlichen Böhmen in jene Wälder streifte, stieg ich gerne auf der andern Seite zu dem alten Rosenberger hinab, und verweilte, nicht selten mit mehreren Genossen, durch eine Zahl von Tagen in seinem Hause, wo gute und sehr billige Bewirthung zu treffen war. So wurde ich mit seinen Kindern befreundet, was zur Folge hatte, daß ich mehrere Male in späteren Jahren mit meiner Gattin im Hause Franz Rosenbergers war, wo er uns im ersten Stockwerke des Seitenflügels eine Wohnung von einem größeren Zimmer und drei Kabinetten und einer Küche anwies. Wegen Kränklichkeit seiner Gattin brachte Rosenberger in späteren Jahren den Winter in Passau zu, und siedelte endlich vor einigen Jahren ganz nach Passau über. Die ebenerdigen Räume seines Hauses, ein Verkaufsgewölbe desselben und die Feldwirthschaft verpachtete er, das obere Geschoß des Hauses behielt er sich vor. Und so kömmt er oft von Passau in sein Waldhaus, und seine Gattin und ihre Kinder bringen jeden Sommer eine Zeit dort zu.

Ich bekam mit meiner Nichte im Sommer 1861 wieder meine gewöhnliche Wohnung.

Es ist ein reizender Blick aus den Fenstern dieser Wohnung. Ist er nicht so ergreifend wie der in eine erhabene Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg aber zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind. Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Thäler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreise. Man kann Jahre lang hier weilen, und ersättigt sich nicht an der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Priel gruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn an Sommernachmittagen oder noch mehr in der Abenddämmerung an dem ungeheuern Gesichtskreise breite Gewitter hingehen, und ihre Feuer spielen lassen.

An der nördlichen Seite des Hauses sind Felder, deren Breite etwa zwei Flintenschüsse beträgt. Dann steigt der dichte, ununterbrochene, schwere Wald hinan. Das breite, bläuliche, schwärzliche, grünliche Band schaut ungemein ernst und an Sonnentagen doch sanft auf die Lieblichkeit des südlichen Kreises hinab. Links, wenn man über das Haus hinblickt, zieht sich die ungemeine Mächtigkeit des Rückens des Fichtwaldes fort, der gegen seinen Rand hinauf einige entblößte Gerölfstellen hat, die aber in der Nähe ein Gewirr hausergroßer Granitblöcke sind. Rechts ist die noch höhere Seewand mit noch mehr solchen Gerölfstellen. An ihrer entgegengesetzten Seite liegt der Plöckensteiner

See. Die Breite des sogenannten wilden Waldes beträgt in jener Gegend zwei bis drei Meilen. Überall, wo man in den reizenden Gefilden herum geht, und es sind der Wanderwege unzählige, einer lieblicher als der andere, zieht die Würde des Waldes den Blick an sich, und die Gegend, deren Anmuth man vielleicht auch anderwärts anträfe, erhält durch diese Würde erst ihre Erhabenheit. An den Wänden des Waldes rinnen allwärts Quellen herab, und strömen in den tiefen, mitunter sehr scharfen Schluchten, die zwischen den weichen Kissen und Matten sind, dahin, so daß man an stillen Abenden durch die offenen Fenster das Rauschen in die Zimmer hört. Das Wasser ist glashell, daß man den Sand und die Steinchen des Grundes herauf schimmern sieht, und daß dort, wo es sich etwa still in einem Grunde des Waldes zwischen Steinen sammelt und ruht, die Grenzfläche zwischen Wasser und Luft, wenn man in den Schlund hinein sieht, nicht zu erkennen ist. Weil das Wasser aus einem ungeheuern Granitlager kömmt, hat es fast keine Stoffe in sich gelöst, und ist der lieblichste und erquickendste Trank. Mit der edlen Waldluft ist es ein gesundheitsfreundliches Ding, wie man nur immer eines zu finden vermag.

Am Rande des Waldes ist in den Schluchten meist in und an dem Wasser ein Geschiebe von Granitblöcken. Sie gehen auch noch tiefer hinab, und nicht selten liegt mitten in dem Grün der Matten ein Block, so groß wie eine Waldhütte, und so dicht, daß die schönsten Werke daraus gemeißelt werden könnten. Oft stehen an solchen Blöcken schöne Bäume, besonders Ahorne, dann Birken, Eichen und andere Laubbäume mit Nadelholz gemischt, und solche Gruppen ziehen gegen den hohen Wald hinan. Und dieser Rand und das Land schimmern in einem Grün, wie man es sich

kaum denken kann. Oberösterreich ist ein besonders grünes Land, und doch, wenn man von diesem Walde in seine Fluren hinab kommt, sind sie beinahe grau.

Nicht bloß gesundheitbringend, sondern auch stillend und seelenberuhigend ist es, wenn man hier wandelt, und Alles auf sich wirken läßt: das Gras an dem Wege mit den tausendartigen Waldblumen und dem weißen Stein darin, und den ernsten Baum, und die hellen Wiesen, und das einfärbige Getreide der Felder, und die glänzenden Dächer der Hütten, und die Hügel und Wäldchen, und den Duft der Ferne mit manchem weißen Punkte einer Kirche, und die unermeßliche, leuchtende Himmelsglocke über dem Haupte. Und wenn man eine mäßige Höhe hinter dem Rosenbergerhause hinauf geht, sieht man am südlichen Rande des Landes das ganze, ungemein sanfte Land der salzburgischen und steirischen Alpen mit manchem Blicke eines Schneefeldes darinnen. Zu allem dem vernimmt man das leise Rauschen der Bäche, mitunter den Klang einer Heerdenglocke von dem Walde herab, oder hoch oben das schwache Wirbeln einer Lerche. Man glaubt, die Welt ist voll Ruhe und Herrlichkeit. Und wenn man von dieser Ruhe in eine andere geht, in die des großen Waldes, so ist es wirklich wieder eine Ruhe und wirklich eine andere. Der Blick wird beschränkt, nur das Nächste dringt in das Auge, und ist doch wieder eine unfaßbare Menge der Dinge. Die edlen Tannen, wie mächtig ihre Stämme auch sein mögen, stehen schlank wie die Kerzen da, und wanken sanft in dem leisesten Luftzuge, und wenn der stillste Tag draußen ist, so geht in das Ohr, kaum vernehmlich und doch vernehmlich, ein schwaches, erhabenes Sausen — es ist wie das Athemholen des Waldes. Zu der Tanne gesellt sich ihre geringere

aber doch schöne Schwester, die Fichte, dann kommt die hellgrün laubige Buche und in den Tiefen an Wässern die Erle, und es kommen andere wasserliebende Bäume. Und zwischen den Stämmen ist die Saat der Granitblöcke ausgebreitet, einige grau, die meisten mit Moos überhüllt, dann scharen sich die Millionen Waldkräuter, die Waldblumen, dann sind die vielfarbigen Schwämme, die Ranken und Verzweigungen der Beeren, die Gesträuche, und es ist manches Bäumchen, das sein junges Leben beginnt. Hier und da blickt ein ruhiges Wässerlein auf, oder schießt ein bewegtes durch die Dinge dahin. Wenn draußen das breite Meer des Lichtes war, so ist es hier in lauter Tropfen zersplittert, die in unzähligen Funken in dem Gezweige hängen, die Stämme betupfen, ein Wässerchen wie Silber blitzen machen, und auf Moossteinen wie grüne Feuer brennen. Oft, wenn eine Spalte ist, wird das Dunkel des Waldes durch eine glühende Linie geschnitten. Die vielen Thierchen des Waldes regen und bewegen sich, und wenn die auf dem Boden durch ihre Gestalt und Lebensweise ergötzen, so erfreuen die der Höhe durch ihre Laute. Und in Alles tönt das ununterbrochene Rauschen der Wässer. Und wenn man fortwandert, ändert sich Alles und bleibt doch Alles dasselbe. So kann man viele Stunden wandern, und spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüther, die seiner ungewohnt sind, anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher, und ist endlich eine Lieblichkeit wie die draußen, nur eine feierlichere.

Und wie eindringlicher und erweckender wirkt es erst, wenn man irgend ein Ding zum Gegenstande seiner Betrachtung oder wissenschaftlichen Forschung macht, sei es das Leben der Himmelsglocke mit ihren Farben und Wolken, oder sei es das Leben

mancher Thiergattung, oder seien es nur die verachteten Moose, die mit ihren verschiedenen Blättchen, oder den dünnsten goldenen Seidenfäden den Stein übertleiden.

Da zeigt sich im Kleinsten die Größe der Allmacht.

Von den Scheuern des Rosenbergerhauses führt ein Fußpfad einem Wässerlein entgegen am Feldrande bis zu dem Walde. Dort strömt ein klarer Bach aus dem Dunkel hervor. Und von dort geht ein Weg, so trefflich, daß ihn eine Frau mit Stadtschuhen begehen kann, schräge an der Walddachung zu den drei Sesseln hinan. Wenn man sehr langsam geht, kommt man in zwei Stunden an die Schneide des Waldes hinauf. Man geht beständig unter hohen Bäumen, eine Strecke unter sehr schönen Buchen. Auf der Waldschneide stehen hie und da Granitgiebel empor, die aussehen, als wären sie aus riesigen Steinscheiben gelegt worden. Wahrscheinlich sind es Reste eines ausgewitterten, gewaltigen Granitrückens. Manche sind gerade so wie steilrechte, aus Steintellern gelegte Säulen. Die bedeutendsten sind der Sesselfels und der Hohenstein. Man kann noch den Seethurm des Blöckensteines dazu rechnen. Von andern Blöcken solcher Art, die noch auf der ungeheuern Schneide des ganzen Waldes stehen, ist hier nicht die Rede. In den steilrechten Sesselfels ist eine Steintreppe gehauen. Wenn man sie hinan gestiegen ist, steht man auf einer wagrechten Steinfläche, auf welcher nur einige Menschen Platz haben. Man steht gerade mit seinen Fußsohlen neben den Wipfeln der hohen Bäume. Mit Sesseln hat der Fels nicht die geringste Ähnlichkeit, eher wäre er ein großer Säulenknauf. Vor mehreren Jahren standen noch an der Oberfläche des Steins drei Lehnen empor, welche Spalten zwischen sich hatten, durch die man hinaus sah. Damals glich der Fels

einem riesigen Predigtstuhle. Die Leute nannten die Lehnen Sessel, daher der Name. Ich wollte in dem Jahre 1855 in die nördliche Lehne wirklich einen Sitz hauen lassen, so daß man von ihm die ganze südliche Fernsicht genießen könnte; aber der Entschluß fand Verzögerungen durch Voranstalten, Umfragen und dergleichen. Indessen, waren nun die Lehnen schon seit Langem locker, oder ist die Auswitterung sehr rasch geschritten, fanden sich mehrere Leute, die sich die Arbeit machten, die viele Zentner schweren Lehnen in die südliche Tiefe zu stürzen. Dort liegen sie nun unter anderem Steingetrümmer. Als sie noch standen, waren sie von ferne wie ein Würfel auf dem Waldesrande zu sehen, jetzt ist von der Ferne nichts mehr sichtbar, weil der Fels nur bis zu den Baumwipfeln reicht, außer es stünden eben Menschen auf ihm, die man dann mit dem Fernrohre finden würde.

Höhere Berge haben oft einen weniger lohnenden Fernblick als dieser Fels. Man sieht gegen Mittag hinab auf die Schwere des Waldes, durch den man herauf gegangen ist, und da zeigt er sie erst recht, wie es der Hinaufblick nicht vermag. Dann kömmt das hügligte Land bis zur Donau mit den tief drunten liegenden, grünen Schwellungen und den weißen Ortschaften, Kirchen und Häusern darauf und den unzähligen Wäldchen, Wiesen und Feldern und mit manchem dunkeln Rücken, der ein großer Wald heißen würde, wenn man nicht auf dem sehr großen Walde stünde. Dann erscheint der schleierige Streifen des obst- und kornreichen Landes nördlich der Alpen. Man sieht darin die Glanzfäden der Donau, des Inn und der Isar. Manche behaupten, mit Fernröhren die Thürme der Liebfrauenkirche von München gesehen zu haben. Ich konnte wohl die bairische Hochebene finden, sah aber nie diese Thürme. Regensburg wird durch

die Wälder bei Stauf gedeckt. Endlich ist als Krone des Ganzen, die Alpenkette vom Pinzgau bis zum Schneeberge in Unterösterreich, im zartesten gezackten Blau, daß der Kundige jede seiner Höhen und jedes seiner Schneefelder findet. Und über Allem ist der feeige Duft und Schmelz der Luft, der ausgedehnte Landschaften so unsäglich anmuthig macht, und den der Pinsel so selten erreicht, wenn es nicht etwa Claude Lorrain gelungen ist, der aber nie so große Dehnungen gemalt hat. Gegen Nordwest, Nord und Nordost ist die Aussicht beschränkter, aber sehr ernst. Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet. Großartig ist es, wenn Wolkenberge an dem Himmel lagern, und mit blauen Schattenflecken dieses Waldmeer unterbrechen. Kann man eine herrliche Alpenansicht ein schwunghaftes lyrisches Gedicht nennen, so ist die Einfachheit dieses Waldes ein gemessenes episches.

Nicht weit von dem Sesselfels steht der Hohenstein, auf den eine hölzerne Treppe führt, und von dem aus eine größere Fernsicht nach Böhmen ist, aber eine weit kleinere nach Süden.

Von den Sesseln kann man auf einem knorrigen, steinigen, oft sumpfigen Wege, der streckenweise, namentlich gegen das Ende, gar kein Weg mehr ist, immer auf der Schneide des Waldes ostwärts gehend in etwas mehr als zwei Stunden zu dem Blöckensteine gelangen, der höher ist als der Sesselberg, aber eine geringere Rundsicht hat. Wenn man jedoch um den Steingiebel, der den Namen Seethurm führt, links herum wendet, und einige Schritte abwärts geht, steht man plötzlich auf dem Rande einer steilrecht abfallenden Felsenwand. Links sieht man gewaltige Felsen niedersteigen, rechts steigen Felsen hinab, überall gehen Wälder hinab, und auf dem Grunde dieser Riesche an dem

Saume eines Gewirres hinabgestürzter und bleichender Baumstämme, steht ein ruhiges, starres, schwarzes Wasser, jenseits von einem schmalen, dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der Blöcken steinsee. An sonnigen Tagen zeigt der Hinabblick in all das blaue Tämmern und Weben der hinunter steigenden Wälder, der hinunter stehenden Felsen, des bleichenden Saumes, des stahlblau und schwarz schillernden Wassers, des Uferbandes, und dann ein Blick auf das einfärbige Himmelblau etwas so zauberhaft düster Holdseliges, daß manche Gemüther davon mächtiger erfaßt werden, als von der Pracht des Blickes von den Sesseln aus. Ich konnte einmal einen Freund von der Felsplatte, die an der Wand gleichsam über dem See schwebt, kaum fortbringen. Man kann den See links von der Wand aus umgehen, und an sein flaches jenseitiges Ufer hinab gelangen, aber der Gang ist durch die Steintrümmer, Farrenkräuter, Brombeerranken und anderes Gesträuche und über gefallene, modernde Bäume äußerst beschwerlich. Die von dem Moldauthale aus den See besuchen, kommen an seinem östlichen flachen Ufer an. Man hat dort an Nachmittagen den schönsten Anblick gegen die schattige, gleichsam wie in Schleiern zitternde Seewand. Ich habe beide Anblicke, den von oben und den von unten, vielfach genossen, und weiß nicht, welcher vorzuziehen ist.

Vom See gelangt man auf einem andern Wege leicht in zwei Stunden zu dem Rosenbergerhause hinab.

Im Sommer, besonders aber im Frühherbste, dessen Tage im Walde oft sehr schön und trocken sind, kommen häufig Reisende in die Bakerhäuser, um die Sessel und den See zu besuchen. Der See ist auch schon gemalt worden. Im Sommer, am Tage des heiligen Jakob, wird an den Sesseln jährlich ein Volksfest

abgehalten. Da ist eine Menschenmenge an dem Fuße des Sesselliftes, und es wird gesotten und gebraten. Wie viele aber gehen da hinauf, die nicht die Herrlichkeit der Natur im Sinne haben.

Die Lakerhäuser stehen auf bairischem Boden hart an der österreichischen Grenze. Man gelangt in einigen Minuten von dem Rosenbergerhause zu dem Bache, der die Grenze bildet. Jenseits desselben stehen wieder zerstreute Häuser der Ortschaft Schwarzenberg, deren Kirche nebst dem Schulhause von einem fast kegelförmigen Berge empor ragt. Auf dem Fußwege gelangt man leicht in drei Viertheilen einer Stunde zur Kirche. Der Fahrweg ist weiter. Vom Rosenbergerhause führt eine schmale Straße abwärts bis zu dem sogenannten Grenzaufseherhause, wo sie in die bairische Straße mündet, die von Waldkirchen her östlich gegen Österreich läuft. Diese Straße geht bis an die Grenze, wo ein Zollhaus für Österreich und Baiern steht. Von da knüpft sich die österreichische Straße an, und geht südöstlich über Schwarzenberg nach Aigen, wohin man mit guten Pferden in zwei Stunden gelangt. In Aigen wird man von der Reichsstraße zwischen Krumau und Linz aufgenommen, und kann von da leicht in sechs bis sieben Stunden nach Linz fahren.

Einer schönen Ebereschenallee muß ich noch erwähnen, die eine Strecke an dem Rosenberger Wege von dem Hause aus dahin läuft. Am Ende der Allee hat Rosenberger eine Kapelle bauen lassen, auf deren Altare ein gutes Marienbild ist. An gewissen Tagen des Jahres wird in der Kapelle Messe gelesen. Das geschieht zuweilen bei Gelegenheiten auch an andern Tagen. Einmal traf ich einen Priester aus Passau in den Lakerhäusern, wo er gesundheitshalber verweilte, und da war täglich in der

Kapelle Gottesdienst. Auf dem Dache des Seitenflügels des Rosenbergerhauses ist ein Thürmchen mit einer Glocke, die das Zeichen zur Morgen-, Mittag- und Abendandacht gibt.

Das ist die Gegend, in welcher ich so gerne und so oft weilte, und zu welcher ich auch jetzt meine Zuflucht nahm.

Ich stieg wegen meiner noch nicht ganz befestigten Gesundheit nicht auf die großen Höhen, ging aber sonst nach allen Richtungen herum. An jedem schönen Tage ging ich mit Katharina Nachmittags auf dem anmuthigen, Wald und Wiesen und Felder durchschneidenden Fußwege nach Schwarzenberg, um dort die Post zu erwarten, ob sie etwa ein Liebeszeichen oder die eine oder andere Gabe, deren meine Gattin oft sendete, aus Linz bringe. Abends gingen wir wieder in unsere Wohnung zurück.

Als der Krieg ausbrach, schrieb ich meiner Gattin, sie möge nicht zu mir kommen, sondern in Linz auf weitere Nachricht von mir warten.

Im Anfange des Juli ging ich selber nach Linz. Katharina ließ ich in den Vaterhäusern zurück, unsere Wohnung zu hüten, und auf weitere Weisung zu warten.

In Linz fand ich meine Gattin und Marie in vollkommenster Gesundheit.

„Siehst du," sagte meine Gattin, „deine Ahnung, daß ich krank werden könnte, war eitel, ich habe mich nie wohler befunden."

„Gott erhalte dich so," antwortete ich, „dann ist Vieles leichter zu ertragen."

Ich blieb bis zum achten August theils in Linz, theils auf dem Berge Kirchschlag bei Linz.

Am achten August ging ich wieder in die Vaterhäuser, meinen Landaufenthalt fortzusetzen.

Im September kam auch meine Gattin zu mir. Es wurden außerordentlich schöne Herbsttage, die wir mit einander genossen, und sie dauerten an. Der October war so sonnig und warm, wie ich selten einen erlebt hatte.

Gegen das Ende des Monates October machte ich meiner Gattin den Vorschlag, sie möge mit Katharina nach Linz fahren, ich wolle noch, so lange es nur immer das Wetter gestattet, in den Vaterhäusern bleiben, um die Heilsamkeit des Waldes bis auf die letzte Möglichkeit auf mich wirken zu lassen. Ihre Besorgniß, daß ich dann allein in der Wohnung sei, behob ich dadurch, daß ich ein Schreiben an das benachbarte Neureichenau an Anna Wöchel, eine ältliche, nicht ungebildete, uns befreundete Frauensperson, die oft bei Drang der Gäste im Rosenbergerhause wegen ihrer Geschicklichkeit Aushilfe leistete, mit der Bitte sandte, sie möge einige Zeit in den Vaterhäusern meine Haushälterin machen, und daß die Antwort zurückkam, sie wolle es sehr gerne thun. Und so bestellte ich bei dem Wirthe Gruber in Aigen einen bequemen Wagen für meine Gattin und Katharina.

Am 29. October Vormittags hob ich beide in den Wagen, wir sagten uns das letzte Lebewohl, versprachen fleißiges Briefschreiben, freuten uns auf baldiges Wiedersehen, und der Wagen rollte dahin. Ich sah ihm noch mit dem Fernrohre aus dem Fenster nach, bis er mir in der Nähe der Kirche von Schwarzenberg entschwand.

Dann war ich in der Wohnung allein, und aß auch allein mein Mittagessen.

Nachmittags kam Anna, und es begann das Haushälterleben. Was ich vorausgesehen hatte, erkannte ich im ersten Augenblicke als richtig. Anna war die Zartheit, Sorgfältigkeit,

Aufmerkſamkeit ſelber, ſo daß ich erfreut und beinahe gepeinigt zugleich war. Ich ſchrieb ſofort an meine Gattin, daß ich in aller Hinſicht wohl verſorgt ſei, und daß ſie ganz ruhig ſein könne. Dieſer Brief kreuzte ſich mit einem von ihr, worin ſie mir meldete, daß ſie am 29. ſehr gut in Aigen angekommen ſei, dort Beſuche gemacht, und die Nacht dort zugebracht habe. Am 30. ſei ſie bei ſchönſtem Wetter und mit heiterſtem Gemüthe um vier Uhr in Linz angelangt, und ſie ſchreibe mir dieſes ſogleich.

Ich war nun, ſoweit es möglich war, fröhlich, und fing an, mich ungeſtört der unſäglichen Herbſtpracht der Wälder hinzugeben.

Nach zwei Tagen aber erhielt ich einen Brief von unſerem Arzte aus Linz, in welchem er mir allerlei ſchrieb, das er zu ſchreiben nicht nöthig gehabt hätte. Am Schluſſe ſagte er noch, daß er bei einem Beſuche meine Gattin etwas fiebernd mit Ergriffenheit der Leber angetroffen und Mittel verordnet habe. Ich möchte aber ja nicht kommen; ſie wiſſe, daß er geſchrieben habe, und würde, falls ich plötzlich erſchiene, glauben, ſie ſei lebensgefährlich, und die Erſchütterung könne dann wirklich gefährlich werden. Das Weitere werde man mir melden.

Ich aber ſah augenblicklich die Gefahr.

Sofort begann ich zu packen. Allein die Betrachtung, daß meine Gattin in der That nicht unvorbereitet auf meine Ankunft ſein dürfe, überwog doch zuletzt Alles in meinem Herzen. Ich ſetzte mich hin, und ſchrieb an den Arzt und an Marie, ich wolle kommen, ſie möchten die Kranke vorbereiten, und mir Meldung thun. Marie möge mir jedenfalls alle Tage ſchreiben, wenn mir auch die Briefe wieder nach Linz nachgeſchickt werden müßten.

Die Antwort sagte, ich möchte ja nicht kommen, und den Gang nicht stören, es gehe Alles sehr gut. Ich blieb also wieder bis auf die nächsten Briefe. Diese sagten minder Gutes, und sagten, der Arzt werde mir schreiben, wann ich kommen soll. Marie sendete mir des nächsten Tages Trostesworte folgenden Inhalts: „Seien Sie ganz ruhig, die kranke Frau hat das Bewußtsein wieder, der Arzt ist auch sehr eifrig, und thut das Möglichste. Er kömmt täglich zwei Male.“ Diese Tröstung versetzte mich in die unbeschreiblichste Angst. Ich schrieb, man solle mir den Namen der Krankheit nennen. Man nannte ihn nicht. Ich war zu nichts mehr fähig, als Briefe zu schreiben und Briefe zu erwarten. Und die Briefe mußte ich freundlich und gelassen schreiben. Tag nach Tag verging. Jeder war lang, die Nacht war noch länger. Ich konnte fast nichts mehr essen. Anna tröstete unaufhörlich. Unser ganzes Gespräch war die kranke Frau, und am tiefsten, aber auch lindernd ging es mir in die Seele, wenn Anna von den Tugenden der Frau sprach, von ihrer Güte, Sanftmuth, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Verträglichkeit. So ward es Morgen und Abend und wieder Morgen und Abend.

Endlich am 15. November erhielt ich einen Brief von dem Arzte, der sagte: „Ihre Frau Gemahlin ist außer Gefahr. Die Krankheit war ein gallichtes Magenfieber. Kommen Sie in einigen Tagen. Sie ist vorbereitet, sie freut sich auf Ihre Ankunft, sie wird nicht erschüttert werden.“

Der Tag war ein Donnerstag.

Ich wollte nun pünktlich der Weisung des Arztes folgen, und sandte Freitags einen Brief an Gruber nach Aigen, er möchte mich Montags mit einem Wagen nach Aigen holen lassen,

und Dienstags mich mit diesem Wagen nach Linz schaffen. Die Antwort lautete, der Wagen werde kommen.

Ich packte meine Sachen zusammen, legte mir zurecht, wie ich ohne alle Erregung zu dem Bette meiner Gattin treten wolle, damit sie nicht in zu große Empfindung gerathe. Marie sandte noch täglich einen Brief, der die fortschreitende Besserung bekundete. So kam der Sonntag.

Bis dahin war gutes Wetter gewesen. Die Leute arbeiteten in Hemdärmeln auf den Feldern, und die Rinder waren noch auf den Wiesen und Wintersaaten.

In der Nacht von Sonntag auf Montag erhob sich ein Wind, der Morgens zum Sturme wuchs. Als es graute, sah ich, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah ich auch, daß es heftig schneie. Das Thermometer zeigte 0 Grade. Ich hoffte daher, daß unter Tags Regen kommen werde, aber es blieb bei 0, und das Schneien wurde stärker. Ich faßte Besorgnisse. Um zwölf Uhr kam der Wagen. Der Kutscher sagte zu mir: „Sie können nicht fahren. Es sind schon Schneeverwehungen. Auf dem Rosenbergerwege herauf brauchte ich Männer, die mir den Wagen hielten, daß er nicht stürze, und die Pferde sanken oft bis an den Bauch. Ich werde nach Schwarzenberg trachten. Von dort ist die Straße fahrbarer, vielleicht komme ich noch nach Aigen. Wenn es nicht geht, warte ich in Schwarzenberg auf das Weitere." Alle Männer, der Pächter, der Wirth, und die im Gasthause waren, sagten, ich dürfe mich der Gefahr nicht aussetzen, auf freiem Felde mit dem Wagen liegen bleiben zu müssen. Wie hier die Gegend und wie jetzt die Jahreszeit ist, wird es sich bald ändern. Der Schnee ist ganz naß, morgen regnet es, und Alles ist gut. Anna beschwor

mich. Ich sagte also dem Kutscher, er möge wieder mit Männern den Wagen nach Schwarzenberg bringen, und dort thun, wie er für gut finde. Sei er morgen in Schwarzenberg, und es trete Regen ein, und man könne fahren, so möge er wieder um mich kommen. Er sagte es zu, und in einer Stunde fuhr er fort.

Und von nun an erlebte ich ein Naturereigniß, das ich nie gesehen hatte, das ich nicht für möglich gehalten hätte, und das ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe. Es wurde ein Schneesturm, wie ich ihn nie ahnte, und es wurden Wirkungen, die weit über mein Wissen gingen. Und zweiundsiebzig Stunden dauerte die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten ununterbrochen fort.

Als sich der Kutscher entfernt hatte, stand ich an dem Fenster, und betrachtete, was draußen geschah. Anna erzählte mir Geschichten, wie Menschen an Orten eingeschneit worden seien, und lange nicht fort gekonnt hatten. Da ich selber in einem Schneelande geboren und mit Winterstürmen vertraut bin, und weiß, wie das verläuft, achtete ich nicht auf sie. Ich kehrte meine Aufmerksamkeit nach außen. Die Gestaltungen der Gegend waren nicht mehr sichtbar. Es war ein Gemische da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das sich unaufhörlich regte und durcheinander tobte, Alles verschlang, unendlich groß zu sein schien, in sich selber bald weiße, fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Ballen und andere Gebilde, und sogar in der nächsten Nähe nicht die geringste Linie oder Grenze eines festen Körpers erblicken ließ. Selbst die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erscheinung hatte etwas Furchtbares

und großartig Erhabenes. Die Erhabenheit wirkte auf mich mit Gewalt, und ich konnte mich von dem Fenster nicht trennen. Nur war ich des Kutschers wegen, der jetzt zwischen mir und Schwarzenberg sein mußte, besorgt. Das Thermometer stand unbeweglich auf 0. Das Quecksilber im Barometer wies, nach der hohen Lage der Gegend, 25 [illegible] Zoll. 26 Zoll sind in den Talerhäusern der Mittelstand.

Da ich einen Spaziergang im Freien nicht machen konnte, nahm ich meinen Mantel um, und ging in dem Gange des Hauptgebäudes im ersten Stockwerke hin und wieder. Ich blickte auch hier mit Staunen durch die Fenster der beiden Enden des Ganges hinaus. Es war immer dasselbe, das Außerordentliche. Überall im Hause war Schnee, weil er durch die feinsten Ritzen eindrang.

Gegen die Dämmerung ließ ich meinen Boten Joseph aus dem Nebenhäuschen des Rosenbergerhauses holen und fragte ihn, ob er sich nach Schwarzenberg zu gehen getraue.

„Mit einer Laterne schon," sagte er, „es ist nicht so schreckhaft."

Ich gab ihm einen Brief an meine Gattin, worin ich ihr meldete, daß ich wegen zu starken Schneiens nicht abreise, daß ich aber den ersten besseren Tag zur Abreise benützen werde; ich trug ihm auf, daß er auf die Post warten, und mir den Brief, der aus Linz kömmt, bringen möge.

Er ging später mit einer Laterne fort.

Ich packte aus meinem Koffer wieder einiges Nothwendige aus, und saß dann mit Anna bei unserem Lichte an dem Tische. Wie es draußen sei, konnten wir nicht erkennen, da Alles völlig schwarz geworden war; aber den Sturm hörten wir rütteln, und

das sahen wir, daß die Fenster unserer Küche und der Kammer daneben, die keine Außenfenster hatten, schon ganz zugeschneit waren.

Da wir unsere Abendsuppe genossen hatten, schickte ich Anna in ihre Schlafkammer im Hauptgebäude, und wartete auf meinen Boten. Er kam eine halbe Stunde nach zehn Uhr bis auf die Brust hinauf mit Schnee überhüllt.

„Morgen kann niemand mehr ausgehen," sagte er, und gab mir den Brief.

Auf mein Befragen erzählte er mir, daß der Kutscher aus Aigen nicht in Schwarzenberg geblieben, sondern nach Aigen fort sei. Die Post, die in einem Schlitten gekommen sei, habe ihn in Ulrichsberg gesehen, von wo er bis Aigen keine Gefahr mehr habe. Ich reichte ihm seinen Lohn, ließ ihn durch meine untere Treppenthür ins Freie, und versperrte mich dann in meiner Wohnung. Mariens Brief sagte mir, es gehe immer besser, und meine Gattin freue sich schon, daß ich bald nach Linz kommen werde.

Ich suchte nun meine Ruhestätte, in welche wenig Schlaf gelangte.

Es erschien nun der Dienstag, und bei dem ersten Tagesschimmer sahen wir, daß es draußen gedauert habe wie gestern, und daß es noch daure. An den Mauern des Hauptgebäudes sahen wir jetzt das Emporwachsen des Schnees. Vor unsern Fenstern war ein Berg desselben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der schon höher war als das Gartenhaus, die Thür des Hauptgebäudes war verschneit, so daß, als eine Magd sie von innen öffnete, der Schnee auf sie hinein fiel, daß sie mit hölzernen Schaufeln ausgeschaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß, und von allen Vorsprüngen und Dächern hingen

die vielgestaltigsten Schneegebilde nieder. Ich konnte nichts thun, als immer in das Wirrsal schauen. Das war kein Schneien wie sonst, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige Flocke war zu sehen, sondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, strömte ein weißer Fall nieder, er strömte aber auch wieder gerade empor, er strömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, al[illegible] Seiten gegen alle Seiten, und dieses Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenster weg ging, sah man es im Geiste, und man ging lieber wieder zum Fenster. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Wir waren abgeschlossen, die ersten Bäume der Allee, zwanzig Schritte entfernt, waren nicht mehr sichtbar. Zum nächsten Hause geht man sonst in einigen Minuten. Sie konnten nicht zu uns, wir nicht zu ihnen. Von Ausschaufeln, selbst zu dem einige Schritte entfernten Gasthause, war bei diesem Sturme keine Rede. Man konnte nur das Toben anschauen, und hatte keine Ahnung, wohin das führen werde.

Von meiner Gattin konnte ich keine Nachricht erhalten. Nach Schwarzenberg war nicht zu gelangen, und die Post konnte bei diesem Wetter nicht gehen. Wenn sie nun von mir, der ich täglich geschrieben hatte, kein Schreiben mehr erhält, wenn sie aus der Zeitung erführe, daß die Posten aus dem Walde ausgeblieben sind, wenn sie rückfällig würde! Aber mit allen Gedanken konnte man nichts als nur harren. Der Barometerstand und der Thermometerstand waren wie gestern, es konnte jeden Augenblick regnen; aber es regnete nicht und regnete nicht.

Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche.

In der Finsterniß, da man das Flirren nicht sah, mußte man es sich vorstellen, und stellte es sich ärger vor, als man es bei Tage gesehen hätte. Und zuletzt wußte man auch nicht, ob es nicht ärger sei.

Ich legte mich ins Bett, der Sturm tönte, als wollte er den Dachstuhl des Hauses zertrümmern.

Es kam Mittwoch.

Das Tageslicht zeigte die gleiche Erscheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt vor meinen Fenstern stand, reichte bis zu mir herauf. Der Schneewulst im Garten war emporgewachsen, daß er in gleicher Höhe mit den Fenstern des ersten Stockwerkes stand, und die Thür am unteren Ende der Treppe zu meiner Wohnung, die nach außen aufging, konnte nicht mehr geöffnet werden. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort.

Was anfangs furchtbar und großartig erhaben gewesen war, zeigte sich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte fast sinnbestrickend, und man konnte dem Zauber nicht entrinnen. Dazu der Gedanke, wenn etwa, wie die Knechte fahrlässig sind, in den Scheuern des Hauses Feuer ausbräche, was dann? Wir hatten an diesem Tage auch nur mehr das letzte Stückchen Fleisch; ich aß aber keines.

Nachmittags stieg das Barometer sehr rasch und hoch, und es kam wie Lichtschein in mein Gemüth. Gegen den Morgen hörte der Wind auf, und es ward Stille. Später sah ich Sterne durch die Fenster herein scheinen.

Am nächsten Tage, Donnerstag, war an dem tiefblauen Himmel kein Wölklein, und die Sonne strahlte auf das unen

meßliche Weiß blendend hernieder. Der Wächter ließ einen Weg in das Gasthaus schaufeln. Menschen kamen hoch auf dem Schnee mit Schneereifen zu uns und in das Gasthaus. Ich ging auch in dasselbe. Dort sahen die Angekommenen verstört aus, und achtzigjährige Männer sagten, daß sie das nie erlebt haben. Ich ließ bei dem Bürgermeister der Vakerhäuser anfragen, wann er schaufeln lassen werde. Er antwortete, morgen werde er einsagen lassen. Das war mir zu spät. Ich bestellte nun durch Joseph eine Zahl Männer, und trug ihnen auf, sie möchten den Weg bis zu den Aufsehern schaufeln, daß ein Schlitten durchkommen könne. Sie machten sich ans Werk. Mittags kamen sie und sagten, es sei nun bis zu den Aufsehern offen: aber auf der Waldkirchnerstraße könne man auch nicht bis zu dem Zollhause. Ein zweispänniger Schlitten aus Klafferstraß habe es versucht, und habe umkehren müssen, vom Zollhause aber sei weiter zu gelangen, auf der Österreicherstraße arbeiten alle Gemeinden. Ich trug ihnen nun ferner auf, auch bis zum Zollhause zu schaufeln. Abends waren sie fertig, und ich bezahlte sie. Dann gab ich Joseph einen Brief an meine Gattin und einen an Gruber in Aigen, den letzten des Inhaltes, es sei nun zu mir hin offen, er möge morgen bei Empfang dieser Zeilen einen Schlitten senden. Früher hatte mir Gruber einmal gesagt, ich möge, wenn ich etwas Dringendes zu melden habe, den Brief durch den Postkutscher senden, der ihn sogleich bei seiner Ankunft in Aigen abgebe, während die Post dies erst nach Stunden thue. Ich sagte also Joseph, er solle auf dem geschaufelten Wege nach Schwarzenberg gehen, den Brief an Gruber dem Postkutscher geben, und ihn bitten, daß er denselben morgen frühe gleich bei seiner Ankunft in Aigen dem Gruber einhändige. Joseph ging.

kam zurück, und sagte, Alles sei in Ordnung. Er brachte mir auch Mariens rückständige Briefe, die die Post erst an diesem Tage von Rohrbach gebracht hatte. Sie enthielten Versicherungen der Besserung, aber auch den Wunsch meiner Gattin, ich möge bei schlechtem Wetter nicht reisen, daß es mir nicht schade. Ich hatte nun eine ruhigere Nacht.

Der nächste Tag, Freitag, war still und sanft bewölkt. Mittags stand ich am Fenster, und erwartete den Schlitten. Alles war gepackt, ich in Reisekleidern. Aber der Schlitten kam nicht, und es kam keine Nachricht. Ich war in unbeschreiblicher Unruhe. Nachmittags fiel das Barometer eben so rasch, als es Mittags gestiegen war. Ich schrieb nun einen Brief an den Wirth Weichselbaum in Schwarzenberg. Der Wirth ist der Beförderer der Post, er sendet täglich zwei Pferde über Aigen nach Rohrbach, die Abends wieder zurückkommen. Zu diesem Behufe und andern Geschäften hat er sechs Pferde, aber keinen recht geeigneten Wagen. Ich schrieb ihm, er möge mir morgen was immer für einen Schlitten senden, und mich nach Aigen bringen. Joseph kam spät zurück, brachte mir aus Linz Mariens Brief, und sagte, der zurückgekehrte Postkutscher habe versichert, er habe meinen Brief an Gruber abgegeben, und Weichselbaum lasse mir sagen, morgen sende er einen der zwei Postschlitten um mich.

Ich las nun den günstigen Brief Mariens, und legte mich halb beruhigt zu Bette, konnte aber nicht schlafen. Es war mir immer, ich höre ein schwaches Sausen. Das Sausen war auch wirklich, es wuchs, und noch vor Mitternacht war Sturm.

Morgens, Samstag, war der Schneesturm wieder so stark wie in den früheren Tagen, mein geschaufelter Weg war wieder

zu, Weichselbaums Schlitten konnte nicht kommen, und Alles war vergeblich gewesen. Das Thermometer zeigte 0, das Barometer stand auf 25' 1". Wie lange wird nun der Sturm dauern, und was wird werden, wenn die neuen Schneemassen zu den alten kommen, und wenn sie so hoch sind wie die alten, und wenn sie höher sind? Mir klebte die Zunge an dem Gaumen, ich aß nichts mehr, sondern träufelte nur Liebigs Fleischextract in warmes Wasser, und trank die Brühe. Das Flirren war nun geradezu entsetzlich, und es riß die Augen an sich, wenn man auch nicht wollte. Nachmittags stieg das Barometer wieder rasch. Die Nacht war ohne Schlaf.

Der folgende Tag, Sonntag, war still, aber trub. Die Leute traten, da sie zu uns kamen, und von uns gingen, mit Schneereifen auf dem feuchten Schnee so feste Fußstapfen, daß man auf ihnen gehen konnte. Jeder Tritt aber seitwärts hätte unberechenbares Einsinken zur Folge gehabt. Nachmittags ging ich auf diese Fußstapfen tretend die Allee entlang und weiter fort. Ich ging Schneestiegen hinan, und Schneestiegen hinab. Alleebäume sahen mit ihren Kronen wie Gesträuche aus dem Schnee. Alles war anders. Wo ein Thal sein sollte, war ein Hügel, wo ein Hügel sein sollte, war ein Thal, und wo der Weg unter dem Schnee gehe, wußte ich nicht, denn man hatte die Ruthen zur Bezeichnung desselben noch nicht gesteckt. Der erhabene Wald obwohl ganz beschneit, war doch dunkler als all das Weiß, und sah wie ein riesiger Fleck fürchterlich und drohend herunter. Bekannte Gestaltungen der Ferne vermochte ich nicht zu finden. Neben der Kapelle war ein Schneerücken, von dessen Schneide man auf das Kapellendach nieder sah. Ich brauchte zu einem Wege von Minuten eine Stunde.

Gegen Abend ſchickte ich Joſeph wieder mit einem Briefe an meine Gattin nach Schwarzenberg. Er brachte mir einen Brief von Marie mit guten Verſicherungen und die Nachricht von Weichſelbaum, daß er mich wohl von Schwarzenberg nach Aigen bringen könne, daß aber von Schwarzenberg in die Lakerhäuſer nicht durchzudringen ſei. Joſeph erzählte auch, daß heute gegen Mittag Grubers Kutſcher mit einem Schlitten um mich gekommen ſei, daß er aber in Schwarzenberg wieder habe umkehren müſſen.

Am Montage war leichtes Schneien mit etwas Wind. Es fielen zum erſten Male wieder Flocken.

Ich hielt mich für krank, weil ich ſchon in den dritten Tag nichts gegeſſen hatte. Ich ſandte Joſeph um den Arzt nach Schwarzenberg. Dieſer kam mit Schneereifen, in Schweiß gebadet, und hatte drei Stunden gebraucht. Er unterſuchte mich, und ſagte dann, ich ſei nicht krank, könne es aber werden. Mein Entſchluß war nun gefaßt. Ich ſchrieb einige Zeilen an Weichſelbaum, die beſagten, morgen komme ich nach Schwarzenberg, er möge mir einen Schlitten zur Fahrt nach Aigen bereit halten. Den Arzt bat ich, den Brief zu übergeben. Er verſprach es, und verließ mich. Dann ließ ich Joſeph holen und beauftragte ihn, er möge mir Männer beſtellen, die mit Schneereifen morgen beim Tagesgrauen zu mir kommen ſollen. Ich werde nach Schwarzenberg gehen, und weil ich es mit Schneereifen nicht kann, ſo ſollen ſie mit ihren Schneereifen mir einen Pfad auf dem Schnee niedertreten, der mich trägt. Einer ſoll mein Gepäck mit einem Handſchlitten ziehen. Joſeph verſprach, Alles zu beſorgen.

So kam die Nacht. Mein Wunſch war nur der einzige: nur morgen kein Sturm.

Die Nacht war ruhig. Der Tag brach an, und hatte grauen Himmel und leichtes Gestöber. Da kamen die Männer und Joseph. Ich sagte ihnen noch einmal mein Anliegen, und sie antworteten, so gehe es. Anna rang die Hände. Ich bat sie aber, meine Habschaften, die da bereit lägen, dem Manne auf den Schlitten packen zu helfen, ich gehe gleich fort, ich könne nicht mehr warten. Dann dankte ich ihr, da sie bitterlich weinte, für alle Sorgfalt und Treue, und nahm Abschied. Ich ging nun in meinen Oberrock geknüpft die Treppe hinunter, verabschiedete mich unten von dem Pächter und seiner Frau, und trat meinen Weg an. Die Männer stampften Fuß neben Fuß setzend vor mir einen Pfad. Es ging so langsam, daß ich kaum in jeder Secunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die stechenden Nadeln, die wagerecht in der Luft daher flogen, spannte ich den Regenschirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schneewülste, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß. Ich hätte allein die Richtung nicht gefunden. Ich fand mich erleichtert. Der Mann mit dem Schlitten kam uns nach, und war erfreut; denn der Wind verwehte in kurzer Strecke hinter uns den Pfad wieder. Ich glaubte, wir kommen nie mehr zu dem Aufseherhause. Endlich erkannte ich in der dichten Luft die Umrisse des Hauses, und wir kamen bald zu demselben. Dort auf der Waldkirchnerstraße wurde es besser. Auch das war besser, daß wir gegen Osten gingen, und den Wind im Rücken hatten. Im Zollhause konnten die Schneereifen abgelegt werden, und wir vermochten nun auf der österreichischen Straße in gewöhnlichem Schritte fortzugehen. Und so kamen wir nach einer Wanderung von mehreren Stunden in das Gasthaus von Schwarzenberg.

Als ich in das Zimmer getreten war, sagte die Wirthin: „Sie sind da, und mein Mann und mein Sohn sind mit unsern zwei Schlitten nach Aigen gefahren."

„Hat er denn meinen Brief nicht bekommen?" fragte ich.

„Der Herr Doctor hat ihn erst heute gebracht, da beide schon fort waren," antwortete sie.

„Haben Sie ein Zimmer für mich, wenn ich bis morgen warten muß?" fragte ich.

„Nein," sagte sie, „aber Sie können in unserem Nebenhäuschen beim Martin schlafen."

Martin ist ein Postkutscher Weichselbaums, und ich bin oft mit ihm gefahren. Ich ließ meinen Männern Speise und Trank geben, und ging dann in das Nebenhäuschen, und fand Martin zu Hause und in seiner sehr heißen Stube. Ich setzte ihm die Sache auseinander, und fragte, wo ich da schlafen könnte. Er meinte, man mache mir aus Stroh ein Lager auf die Erde. Ich nahm in der warmen Stube frische Wäsche, die ich in einem Päckchen hatte mittragen lassen, und ging dann wieder in die Gaststube zurück. Dort bezahlte ich die Männer, und träufelte für mich wieder Fleischextract in warmes Wasser.

Ein erfreuliches Zeichen traf mich in Schwarzenberg. Der Postmeister brachte mir einen Brief, der gestern gekommen war. Er war von der Hand meiner Gattin geschrieben, und so lieb, daß ich vor allen Menschen in Thränen ausbrach.

Auch andere Leute waren gekommen, mich zu sehen. Es wurde von dem Schnee gesprochen, und wie so ein Gottesgericht einbrach. Es können ja Leute erhungern.

„Mein Gott," sagte die Wirthin, „die zwei Pferde wären da, mit denen Sie in Oberplan und in Obermihel gewesen sind,

Martin ist auch da, wenn nur in ganz Schwarzenberg ein Schlitten wäre, besser als unser Fuhrschlitten."

„Ist ein Fuhrschlitten da?" fragte ich.

„Ja," antwortete sie.

„Zeigen Sie mir ihn," sagte ich.

Sie führte mich in den Hof, und zeigte mir einen Schlitten, der an der Mauer lehnte. Er hatte breite, hölzerne Kufen, zwei Leitern, und war vorne und rückwärts offen.

„Könnten Sie mir einen Sitz auf diesen Schlitten binden lassen?" fragte ich.

„Einen sehr guten Sitz," antwortete sie.

„Also einen Sitz hinauf, vorn für Martin ein Brett, viel Stroh in den Schlitten, und fahren," sagte ich.

Und so geschah es. In einer Stunde waren die Pferde und der Schlitten in Bereitschaft. Meine Sachen wurden aufgepackt, ich stieg mittelst eines Schemels über die Leiter in den Schlitten, machte mir aus Werg Überschuhe, hüllte mich in meinen Pelz, breitete noch meinen Mantel und Plaid über die Füße, und war in Ordnung. Meine Schneereifenmänner und die andern Leute umringten den Schlitten, um von mir Abschied zu nehmen. Ich sagte ihnen ein herzliches Lebewohl, und Martin führte mich von dannen.

Als wir die Häuser um die Kirche hinter uns hatten, war wieder die weiße Wildniß vor uns, und das Grau des Schneefalles um und über uns, sonst nichts. Die Bahn war hoch oben, zu beiden Seiten war der tiefe, lockere Schnee, und sie hatte nur die Breite eines Schlittens.

„Martin," sagte ich, „wenn uns ein Schlitten begegnet."

„Es begegnet uns keiner," antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet," sagte ich wieder.

„Es begegnet uns keiner," antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet," beharrte ich.

„Dann weiß ich es nicht," sagte er.

Es begegnete uns aber keiner. Die Pferde gingen Schritt für Schritt in dem tiefen Schneemehle der Bahn, und der Fuhrschlitten war ein Vortheil; denn seine breiten Kufen drückten den Schnee nur nieder, und schnitten nicht ein. Außerhalb Schwarzenberg sollten Waldhütten an dem Wege sein. Ich sah aber nur weiße Hügel.

„Sie sind verschneit," sagte Martin, „auf der andern Seite haben sie sich ein Loch zum Herausgehen gebohrt."

„Wenn ein Pferd von der Bahn gerieth, verfiel es im Schnee, so daß ich von dem Sattelpferde einmal nur den Kopf sah. Die Thiere aber kannten dies. Martin hielt immer sogleich still, und das Pferd kletterte wie ein Eichhörnchen wieder auf die Bahn. Dort hielten sie sich gewöhnlich sehr dicht an einander gedrängt. Nach einer Zeit war plötzlich eine weiße Mauer vor uns, in der ein dunkles Pförtchen war. In das Pförtchen sollten wir einfahren. Es war ein Seitenarm des großen Waldes, den wir dort zu durchschneiden hatten. Die Fichten, aus denen er besteht, hatten die schneebelasteten Äste fast steilrecht niederhängen, und die Zwischenräume waren mit Schnee erfüllt. Im Walde war aber das Fahren besser, weil sich in ihm keine Schneeverwehungen befanden.

Nach langer, langer Zeit kamen wir gegen den Ort Klassen. Vor ihm mündete die Straße aus den Aigenhäusern in die unsere, und die Bahn wurde breiter. Auch hörte der Schneefall auf. Weiterhin war der Schnee weniger, und die Pferde konnten

stellenweise laufen. So gelangten wir nach Ulrichsberg. Von Ulrichsberg bis Aigen liefen die Pferde ihres gewöhnlichen Laufes. Der Bann war von mir genommen, und ich fühlte mich vollkommen gesund. Gegen vier Uhr kamen wir in dem freundlichen Markte Aigen an. Dort war der Schnee etwa zwei Ellen hoch. Ich wähnte mich in Italien.

Man brachte mich in mein gewöhnliches, gutes Zimmer, heizte ein, und mir mundete beim warmen Ofen der Kaffee sehr wohl. Dann machte ich zwei Besuche. Bei Gruber erfuhr ich, daß der Posttutscher meinen Brief um den Schlitten auf Freitag abzugeben vergessen habe, das war der erste Fall dieser Art gewesen. Als ich zurückgekehrt war, sagte ich zu Martin, ich lasse ihn und die Pferde bis Linz nicht mehr von mir. Wir fanden in Aigen einen der Postschlitten Weichselbaums, der zwar auch unbedeckt war, aber doch seitwärts und vorne bis zur Brust geschlossen. Dieser Schlitten wurde für die morgige Fahrt bestimmt. Abends aß ich mit Behagen einen Rindsbraten, und legte mich dann zu Bette.

Ehe der Morgen noch graute, fuhren wir schon fort. Es war stille, und schien sich aufheitern zu wollen. Und wie es mehr und mehr tagte, und wie die Rosen an dem Osthimmel erblühten, und wie wir auf der breiten, wohlgeschaufelten Reichsstraße schnell dahin fuhren, senkte sich eine große Ruhe in meine Seele.

In Rohrbach traf ich Weichselbaum, der gestern herüber gefahren, und hier über Nacht geblieben war. Ich sagte ihm mein Vorhaben mit seinen Pferden. Er war einverstanden.

Mittags kamen wir in das einzeln stehende Gasthaus in Gerling, wo wir Rast hielten. Unterhalb Gerling endete die

Schlittenbahn. Ich fragte die Wirthin, ob sie mir einen Wagen nach Vinz leihen könne.

„Nein," antwortete sie, „sehen Sie die vielen Schlitten, die auf der Gasse liegen. Alles, was heute mit Schlitten von oben her angekommen ist, mußte mit Wägen weiter, und alle Fuhrwägen der Bauern da herum sind schon genommen worden."

So sollte ich denn hier, so nahe an dem Ziele, noch aufgehalten werden; denn zur nächsten Post Ottensheim um einen Wagen hinab zu schicken, würde mindestens drei bis vier Stunden in Anspruch genommen haben. Als ich der Wirthin nach und nach Bauerhöfe der Umgegend nannte, die mir von meiner Amtswirksamkeit her bekannt waren, und fragte, ob die Kirchenwägen derselben schon genommen seien, und sie es bejahte, fiel ihr bei dem Worte Kirchenwagen ein, daß im Gasthause selber noch so ein Kirchenwagen stehe, der sechzehn Jahre nicht mehr gebraucht worden ist. Ich besah ihn. Er war eine winzige, offene Schüssel von abenteuerlicher Gestalt. Ich schickte Martin zur Untersuchung hin. Er fand den Wagen noch in brauchbarem Stande, und mit seiner Geschicklichkeit brachte er mich und meine Sachen auf demselben unter, mich auf meinem Sitze freilich in einer Lage, die Glieder zu verrenken. Ich meinte, ich könne es nicht zehn Minuten so aushalten; aber ich bezwang mich, und dauerte aus. Wir fuhren den langen, sanften Berg hinunter, der vom Hochlande ins Donauthal führt. Ein schwerer Regen, der eine halbe Stunde dauerte, begleitete uns eine Strecke. Ehe wir das Ende des Berges erreichten, war aller Schnee verschwunden, und auf der festgepflasterten Straße der Ebene liefen die Pferde fröhlich dahin, als wäre auch von ihnen ein Bann genommen, und für mein Ohr war es ein angenehmer Klang, daß ich wieder

Hufschläge hörte. In der für jene Wegstrecke sehr kurzen Zeit von einer und einer halben Stunde waren wir in Linz.

Meine Gattin hatte mich nicht erwartet. Das Wiedersehen war freudig und schmerzlich. Ich fand sie außer dem Bette, aber noch schwach und angegriffen. Jedoch die Krankheit war völlig gehoben. Wir saßen nun bei einander, und erzählten uns unsere Erlebnisse. Sie war sichtlich gesünder, weil ich nur da war, und ich war es, weil ich sie doch außer aller Gefahr fand. Die freundlichen, warmen, vor jedem Unwetter geschützten Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies.

Das Glück des nun folgenden Zusammenlebens zu schildern, liegt nicht in dem Zwecke dieser Zeilen.

Ich hatte Martin noch auf diesen Abend zu mir bestellt. Er kam. Ich belohnte ihn für seine große Sorgfalt, und trug ihm auf, seinem Herrn zu sagen, er möge mir schreiben, was ich für die Fahrt zu entrichten habe, was natürlich auch davon abhängen wird, mit welchen Fährlichkeiten Martin auf dem Rückwege zu kämpfen haben werde. Und so verabschiedete ich mich von dem letzten Menschen aus jenem herrlichen und nun so schrecklichen Walde.

Die erste Nacht schlief ich wie todt. Die zweite auch.

Dann brach eine Krankheit aus. Ich hatte etwas wie Fieber und große Angst. Der Arzt sagte, es sei ein Ergriffensein der Nerven, und das Gegenmittel sei ungemeine Ruhe. Ich fand dieses Gegenmittel, und fand noch ein besseres: die herzliche Liebe aller derer, die in meiner Wohnung sind. Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt, und in weicher Stille um mich ausgebreitet. Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meiner

Lebens zählen. Eines war aber da, merkwürdig für den Naturforscher; mir jedoch hätte es, wenn es sich nicht täglich gemindert hätte, wirkliche Verzweiflung gebracht. Ich sah buchstäblich das Lakerhäuser Schneeflirren durch zehn bis vierzehn Tage vor mir. Und wenn ich die Augen schloß, sah ich es erst recht. Nur durch geduldiges Fügen in das Ding und durch ruhiges Anschauen desselben als eines, das einmal da ist, ward es erträglicher, und erblaßte allmälig. Ich kann die Grenze seines Aufhörens nicht angeben, weil es, wenn es auch nicht mehr da war, doch wieder erschien, sobald ich lebhaft daran dachte. Endlich verlor es sich, und ich konnte daran denken und davon erzählen. Auch die Unruhe der Nerven wich. Jedoch Monate lang, wenn ich an die prachtvolle Waldgegend dachte, hatte ich, statt des grün und röthlich und violett und blau und grau schimmernden Bandes, nur das Bild des weißen Ungeheuers vor mir. Endlich entfernte sich auch das, und das lange eingebürgerte, edle Bild trat wieder an seine Stelle.

Nach meiner Genesung gab mir meine Gattin die Zeitungsblätter, in denen der seit Jahrhunderten nicht erlebte Novemberschneefall im bairischen Walde beschrieben war.

Das Unwetter wurde aber nach meiner Abreise noch ärger. Martin brauchte vier Tage zur Rückfahrt, und die Verbindung für Schlitten war zwischen den Lakerhäusern und Schwarzenberg noch drei Wochen lang unterbrochen.

Im Verlage von **Gustav Heckenast** in **Pest**

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen

Adalbert Stifter.

tudien. **Sechste Auflage.** Ausgabe in **zwei Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Stahlstich-Vignetten von P. J. N. Geiger. Geheftet 6 fl.
Prachteinband mit Goldschnitt 8 fl.

ıdien. **Siebente Auflage.** Zweiter Abdruck der Stereotyp-Ausgabe in **drei Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 5 fl.

ıdien. Mit dem Porträt des Verfassers und sechs Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger, gestochen von Armann. Ausgabe in **sechs Bänden.** Geheftet 9 fl.
Band IV—VI sind geheftet auch einzeln à 1 fl. 50 kr. zu beziehen.

ınte Steine. Ein Lesegeschenk. **Zwei Bände.** Zweite Auflage in einen Band reich gebunden mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

er Nachsommer. Eine Erzählung. Mit 4 Titel-Vignetten. **Drei Bände.** 2. Auflage. Geheftet 6 fl.

itiko. Eine Erzählung. **Drei Bände** mit Titel-Stahlstichen. Geheftet 7 fl. 50 kr.

r Weihnachtabend. Einzelabdruck der Erzählung „**Bergkrystall**" aus dem Werke „**Bunte Steine**". Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser, Gr. 4. Elegant kart. 2 fl. 50 kr.

bdias. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (IV, 76 S. hoch 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

ochwald. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (182 S. 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

Miniatur-Ausgaben.

bdias. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

er Hagestolz. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

r Waldsteig. Mit Titelvignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

ie Turmburg. Mit gestochener Titelvignette. Geheftet 1 fl.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Lilly Pauli.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In Umschlag geh. 1 fl. 50 kr.

Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Kartonirt 1 fl. 50 kr.

Lyrisches und Episches. **Neueste Gedichte.** Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 fl.

Aus dem Familien. **Gedichte.** Zweite Auflage. (Zweiter Band der Gedichte.) In Umschlag geheftet 1 fl. 50 kr.

Romancero. In Umschlag kartonirt 2 fl. 50 kr.

Die Welt und mein Auge. **Novellen.** Drei Bände. In Umschlag geheftet 4 fl. 50 kr.

Dr. S. H. Mosenthal.

Cäcilie von Albano. **Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen.** Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl.

Deborah. **Volksschauspiel in 4 Akten.** Vierte Auflage. 60 kr.

Dramen. Erste Folge. **Deborah. — Cäcilie von Albano.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl. 50 kr.

J. S. Albach.

Heilige Anklänge. **Gebete für katholische Christen.** Achtzehnte, nach der vermehrten achten unveränderte Original-Auflage. Mit sechs Stahlstichen. Roth 3 fl. 80 kr.
Geb. in Leder mit Schuber 5 „ — „
Geb. in Leder mit Stahlkreuz und Schließe 6 „ 50 „
Geb. in Leder mit Silber-Christus und Schließe 7 „ 50 „
Geb. in Chagrin mit Silberschließen 8 „ 50 „

Stunden der Andacht. **Erinnerungen an Gott, Tugend und Unsterblichkeit.** Mit Titelbild u. Titel in Farbendruck. Geh. 3 fl.
Gebunden in Chagrin 5 fl.

Harmonies religieuses. **Prières à l'usage des catholiques. Nouvelle traduction. Avec trois gravures.** (X, 588 S.
Geheftet 3 fl.
In Chagrin mit Schließen 5 fl.

Erzählungen, Romane und Gedichte.

Hebbel, Friedrich. **Erzählungen und Novellen.** Geh. 1 fl.

Inhalt. Matteo. — Herr Haidvogel und seine Familie. — Anna. — Pauls merkwürdigste Nacht. — Die Kuh. — Der Schneidermeister Nepomuk Schlägt auf der Freudenjagd. — Eine Nacht im Jägerhause.

Berker, Aug. (Verfasser des „Jungfriedel".) **Novellen.** Geheftet 2 fl.

Inhalt. Des Schulzen Fritz. — Hans Kehlmann, der wackere Schultheiß. — Der Hannewackel und seine Schwester. — Der Pestjungfer. — Das Schreinerbäbele.

Schücking, Levin. **Novellen.** Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Der Syndikus von Ameldingen. — Nur keine Liebe. — La Fleur. — Das Bankett auf Obichtland Castle. — Ein Gensenabenteuer. — II. Band: Der Familienschild. 1. Der Familienschild. 2. Wein- und Liebeshandel. 3. Grete Kinder.

Stelzhammer, Franz. **Der Heimgarten.** Novellen. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Tesche, Walter. **Erzählungen aus dem Bergischen.** Zwei Theile. Geh. 3 fl.

Deinhardstein. Erzählungen und Novellen. Geheftet 2 fl.

Inhalt. Der Waffenschmied von Pisa. (Erzählung.) — Stradella. (Novelle.) — Die Zudendrillinge. (Märchen.) — Der kleine Buttschinz. (Erzählung.)

Ritter, Ernst. **Mohnkörner.** Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulysses. — Herbstwochen am See.

Ritter, Ernst. **Erzählungen.** Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Inhalt. I. Band: Der Gelehrte. — Ein Jugendabenteuer. — Meine alte Wärterin. — Das Falkenmädchen. — Die Reise nach Karlsbad. — II. Band: Wotan, der Lapier. — Der Ring.

Cornelius, Peter. **Lieder.** Geheftet 80 kr.

Hartner, Anton. **Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart**, eingeleitet von **Adalbert Stifter.** Zweite Auflage. Geh. 1 fl.

Hirsch, R. **Eulenspiegels Tagebuch.** Geheftet 75 kr.

Oldofredi-Hager, Jul. Gräfin. **Neue Gedichte.** Geheftet 1 fl. 50 kr.

Spaun, A. Ritter v. **Die Klage.** Ein deutsches Heldengedicht des 13. Jahrhunderts. Geheftet 1 fl.

Ungarische Dichtungen

in deutscher Uebersetzung.

Petöfi, Alexander. **Lyrische Gedichte.** Ins Deutsche metrisch übersetzt von **Theodor Opitz.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Zwei Bände. 2. Aufl. Geh. 3 fl.

Arany, Johann. **Toldi.** Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Versmaß des Originals übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Mit einem Brief von **Friedrich Hebbel.** Geh. 1 fl.

Arany, Johann. **Toldi's Abend.** Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Uebersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geh. 1 fl.

Bisfaludy, Alexander. **Sagen aus der ungarischen Vorzeit.** Deutsch von **Joh. v. Mahik.** Mit dem Bildnis des Dichters. Geh. 1 fl.

Hajo. **Schlachtenbilder und Scenen** aus Ungarns Revolution 1848 und 1849. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Stier, G. **Ungarische Volksmärchen.** Nach der aus **Georg Gaal's** Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt. Mit 24 Holzschnitten. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Jósika, Nikolaus. **Sämmtliche Werke.** Siebenzehn Bände. Clar. In Umschlag geheftet 9 fl.

Diese siebenzehn Bände enthalten nachstehende Werke:

1 — 3	Band.	**Der letzte Batori,** histor. Roman. Drei Theile	1 fl. 50 kr.
4	„	**Novellen und Erzählungen.**	50 kr.
5 — 6	„	**Abafi.** Zwei Theile	1 fl.
7	„	**Die Leichtsinnigen.** Zwei Theile in einem Bande	1 fl.
8	„	**Zolnomi.**	50 kr.
9 — 12	„	**Die Böhmen in Ungarn.** Historisches Gemälde aus dem Zeitalter Mathias des Ersten.	2 fl.
13.	„	**Novellen und Erzählungen.** Zweiter Band	50 kr.
14 — 17	„	**Irrungen der Herzen.** Romantische Chronik aus dem siebenzehnten Jahrhundert	2 fl.

Ungarische Literaturgeschichte und Geschichte.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Dichtung** von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Gustav Steinacker.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Geheftet 2 fl. 50 kr.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Literatur** im Mittelalter. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geheftet 2 fl.

Horvath, Michael. **Kurzgefaßte Geschichte Ungarns** in deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Liszt, Franz. **Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn.** Deutsch bearbeitet von **Peter Cornelius.** Geheftet 2 fl.

Prachtwerk.

Geiger, Peter Joh. Nep. **Das Zeitalter der Arpaden.** Bilder aus Ungarns Geschichte. Nach den Angaben und mit Grläuterungen von Dr **Gustav Wenzel,** Professor an der Universität zu Pest. 168 S. gr. Quer-Quart) mit 17 Bildern. Prachteinband 18 fl.

Reisewerke.

Fuchs, Adolf. **Die Central Karpathen** und ihre nächsten Voralpen. Handbuch für Gebirgsreisende. Nebst einer Karte. Geheftet 2 fl. 50 kr.

Pfeiffer, Ida. **Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island** im Jahre 1845. Mit einer illuminirten Karte der Südwestküste der Insel Island. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Umschlag geheftet 2 fl.

Winter, F. v. **Venedig im Jahre 1844.** Mit einer Karte von Venedig. Geh. 2 fl. Elegant geb. 2 fl. 50 kr.

Julius Schatter's
Encyklopädie unentbehrlicher Kenntnisse
für Töchter aller Stände.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Geographie — Weltgeschichte — Weltbeleuchtung — Naturgeschichte — Anthropologie. — Zeichnenkunst — Tonlehre — Rechenkunst — Deutsche Sprachlehre — Deutsche Literaturgeschichte.

In zwei Bänden. — Mit drei illuminirten Karten und vielen eingedruckten Holzschnitten. — 800 Seiten Octav. In Umschlag geh. 2 fl. 50 kr., in engl. Leinwand solid geb. 3 fl.

Robert Volkmann's Tondichtungen.

op. 28. **Variationen über ein Thema von Händel** für Pianoforte à 1 fl. 50 kr. Auf 2 Pianof. eingerichtet von C. Thern. 2 fl. 30 kr.

op. 27. **Lieder der Grossmutter.** Kinderstücke für das Pianoforte zu zwei Händen. Zwei Hefte 2 fl.

op. 28. **Erste Messe für Männerstimmen** (mit Soli) D-dur. *Compl.* à 3 fl. 50 kr. — *Part.* 1 fl. 80 kr. — *Stimmen* 2 fl. — Einzeln: Ten. I. 50 kr.; Ten. II. 50 kr. Bass I. 50 kr.; Bass II. 50 kr.

op. 29. **Zweite Messe für Männerstimmen** (ohne Soli) As-dur. *Compl.* à 4 fl. — *Part.* 1 fl. 80 kr. — *Stimmen* 2 fl. 50 kr. — Einzeln: Ten. I. 50 kr.; Ten. II. III. 80 kr.; Bass I. 80 kr.; Bass II. 50 kr.

op. 30. **Sechs Lieder für Männerstimmen.** I. II. Heft à 1 fl. 50 kr. od. pr. Heft Stimmen einzeln: Ten. I. Ten. II. Bass I. Bass II. à 30 kr.
op. 31. **Rhapsodie für Violine und Pianoforte** à 1 fl. 20 kr.
op. 32. **Drei Lieder für eine Tenorstimme** mit Clavierbegleitung à 1 fl.
op. 33. **Concert für Violoncell** complet à 8 fl. — *Pianoforte-Part.* à 2 fl. 60 kr. — *Orch.-St.* à 5 fl. 40 kr.
op. 34. **Drittes Streich-Quartett** G-dur à 3 fl. 30 kr.
op. 35. **Viertes Streich-Quartett** E-moll à 3 fl. 30 kr. *Partitur* 2 fl. — Dasselbe für das Pianof. zu vier Händen 3 fl.
op. 36. **Improvisationen am Clavier** à 1 fl. 50 kr.
op. 37. **Fünftes Streich-Quartett** F-moll à 2 fl. 50 kr.
op. 38. **Drei geistliche Gesänge** für gemischten Chor mit Pianoforte-Begl. Drei Hefte. *Compl.* 1 fl. 50 kr. — I. Heft: *Part.* 60 kr. *Stimmen* 50 kr. — II. Heft: *Part.* 60 kr. *Stimmen* 50 kr. — III. Heft: *Part.* 50 kr. *Stimmen* 50 kr.
op. 39. **Die Tageszeiten.** Zwölf vierhand. Clavierstücke. Heft I. II. III. IV. à 80 kr.
op. 40. **Drei Märsche** für Clavier zu vier Händen à 1 fl. 20 kr.
op. 41. **Au tombeau du Comte Szechenyi.** Fantaisie pour Piano. à 1 fl.
op. 42. **Concertstück für Pianoforte.** *Solost.* 3 fl. 30 kr. — *Orchesterst.* 4 fl. 40 kr. *Sextett* 2 fl. 40 kr. Zweites Pianof. 1 fl. 50 kr.
op. 43. **Sechstes Streich-Quartett** Es-dur à fl.
op. 44. **Symphonie** D-moll. *Partitur* 7 fl. *Orchesterstimmen compl.* 12 fl. — Einzeln: Violin I. 1 fl., Viola, Cello, Basso à 75 kr. — *Clavierauszug* à 4 ms, eingerichtet vom Componisten 4 fl.
op. 45. **An die Nacht.** Fantasiestück für Altsolo und Orchester. *Part.* 1 fl. 50 kr. *Stimmen* 2 fl. 50 kr. — *Clavierauszug* 1 fl. — Einzeln: Viol. I. II. Viola à 50 kr. Cello, Basso à 10 kr.
op. 46. **Liederkreis** für eine Altstimme u. [illegible] Clavierbegl. à 1 fl.
op. 47. **Offertorium** für Sopransolo, Chor [illegible] Orchester. *Partitur* 1 fl. *Stimmen compl.* 2 fl. — Einzeln à 10 kr.
op. 48. **Drei Lieder für Männerchor.** *Partitur* 50 kr. *Stimmen complet* 1 fl. — Einzeln à 25 kr.
op. 49. **Sapphos.** Dramatische Scene für Sopransolo mit Begleitung des Orchesters. *Partitur* 2 fl. *Stimmen complet* 3 fl. 50 kr. *Clavierauszug* 1 fl. 25 kr. — Einzeln: Singstimme, Viol. I. II. Viola, Cello, Basso à 25 kr.
op. 50. **Festouverture** für grosses Orchester. *Partitur* 3 fl. 50 kr. *Orchesterstimmen* 6 fl. *Clavierauszug* 1 fl. 20 kr. — Einzeln: Viol. I. 35 kr., Viol. II., Viola, Cello, Basso à 25 kr.
op. 51. **Ballade und Scherzetto.** Zwei Stücke für Clavier 80 kr.
op. 52. **Drei Lieder** für eine Tenorstimme mit Begl. des Pianoforte 80 kr.
op. 53. **II. Symphonie** (B-dur) für Orchester. *Partitur* 5 fl. 50 kr. *Clavierauszug* 3 fl. *Orchesterstimmen* 8 fl. 50 kr. — Einzeln: Violin I. 1 fl. Violino II., Viola, Cello, Basso à 75 kr.
op. 54. **„Die Bekehrte"** von Göthe, für eine Sopranstimme mit Clavierbegl. 50 kr.
op. 55. **Romanze und Marsch Capriccio** für das Clavier zu vier Händen 2 fl.
op. 56. **„Vom Hirtenknaben"** und **„Erinnerung."** Zwei Lieder für Mezzo-Sopran mit Clavier- und Cello-Begleitung. 1 fl.
op. 57. **Sonatine für das Clavier** zu vier Händen. 1 fl. 20 kr.
op. 58. **„Stete Liebe." „An den Schlaf."** Zwei Lieder für Männerchor. *Partitur* 30 kr. *Stimmen* à 30 kr.
op. 59. **Weihnachtslied** aus dem XII. Jahrh. für gemischten Chor und Soli. *Part.* 1 fl. 20 kr. *Stimmen* 1 fl. 60 kr. — Einzelne Stimmen: 40 kr.
op. 60. **Sonatine für Clavier und Violine.** 1 fl.

Erzählungen

von

Adalbert Stifter.

(Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.)

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

Pest, 1859. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Der Waldgänger.

Univ.-Bibl
München

1.

Am Waldwasser.

Wenn von unserem wunderschönen Lande ob der Enns die Rede ist, und man die Herrlichkeiten preist, in welche es gleichsam wie ein Juwel gefaßt ist, so hat man gewöhnlich jene Gebirgslandschaften vor Augen, in denen der Fels luftblau empor strebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit Freuden an sie zurück, und ihr heiteres Bild mit dem duftigen Dämmern und dem funkelnden Glänzen steht in der Heiterkeit seiner Seele — aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermüthig schöne Theile, die abgelegen sind, die den Besucher nicht rufen, ihn selten sehen und, wenn er kommt, ihm gerne weisen, was im Umkreise ihrer Besitzungen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück, wie an ein bescheidenes, liebes Weib, das ihm gestorben ist, das nie gefordert, nie geheischt, und ihm Alles gegeben hat.

Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Theile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unsers Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war

damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken, und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Theile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl, meist windig und seine Fenster schauen zum Theile nach Mitternacht, zum Theile nach Mittag auf beide Theile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er und sah zurück. Es war jetzt lange eine schöne, heitere Zeit gewesen mit vergleichsweise bedeutender Wärme, die Herbsttage rückten vor, und heute schien es, als ob sich die Art des bisherigen Wetters ändern wollte. Über dem ganzen Mühlkreise, der mit den vielen vereinzelten Streifen seiner Wäldchen und den vielen dazwischen liegenden Feldern, die bereits gepflügt waren, und deren Scholle durch das lange schöne Wetter fahl geworden, bis in die tiefere Färbung der böhmischen Höhen zurück geht, stand schon eine dunkelgraue Wolkendecke, deren

einzelne Theile auf ihrer Ueberwölbung die Farbe des Bleies hatten, auf der Unterwölbung aber ein zarteres Blau zeigten, und auf die mannigfaltigen, zerſtreuten Wäldchen bereits ihr Düſter herab warfen, daß ſie in dem ausgedorrten Grau der Felder wie dunkelblaue Streifen lagen, bis ganz zurück der noch dunklere und noch blauere Rand des Böhmerwaldes ſich mit dem Grau der Wolken miſchte, daß ſeine Schneidelinie ununterſcheidbar in ſie verging. Neben dem Beſchauer ſäuſelten und rauſchten ſchon einzelne dürre Halme des Heckengraſes von dem Windchen erregt, das ſich nach ſo langer ſtiller Zeit erhob, und den Umſchwung der Dinge verkündete. Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag iſt, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beſchloſſen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenſchein, als würde erſt ſpäter über jene geſegneten Länder das traurige Naßkalt des ſpäten Herbſtes hereinbrechen. Unten, gleichſam zu Füßen, in der That aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geſchnitten von dem ſchimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Duſte des Landes gegen Oſten ging. Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges ſchiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei ſchimmern, wenn er ſichtbar wäre, wo der Betrachter dieſer Dinge ſo viele Jahre ſeiner Kindheit zugebracht, und wo er ſo viele Freuden des Herzens und der aufknoſpenden Seele genoſſen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Thürme gewiß jetzt im Sonnenſcheine glänzen würden, noch zurück in das vereinſamte Land, das jetzt von Wolken beſchattet iſt, durften ihn ſeine Schritte tragen, ſondern er ſchaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche,

unscheinbare, in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück, und stieg dann in das Rinnsal des abwärts führenden Thales hinein, das die Leute den Haselgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf seinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberschlage, kaum nach drei Schritten, war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmischen Höhen, der graue Wolkenhimmel und die säuselnden Halme versunken; die in der Tiefe des Engthales ruhig stehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn abwärts. Aber auch das Feenbild gegen vorwärts war verschwunden, und das Auge sah nichts als den Himmel und die herein gehenden, sich schneidenden Laubwälder der Nähe, auf denen mannigfaltiger Glanz und der unsägliche Reiz verschiedener herbstlicher Färbungen lag. In mancher Tiefe, vor allen Winden geschützt, war es noch so warm, man könnte sagen, heiß, daß manch ein Wallnußbaum seine Äste und die noch grünen Blätter ausbreitete, als wäre es ein anderer Frühling, in dem er sich badete. Ganz oben, wo das Thal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch ein winziges Wasserfädlein, neben dem Wanderer abwärts zu gehen. Es ging in dem Rinnsale neben dem Wege unhörbar und nur glitzernd vorwärts, bis es durch die Menge des durch die Höhen sickernden Wassers gestärkt vor ihm plaudernd und rauschend einher hüpfte, als wollte es ihm den Weg durch die Thalmündung hinaus zeigen, und bis es endlich durch die ungeheure Wucht des in die Tiefe gedrückten Wassers genährt, und von manchem aus dem Bauche des Berges hervor springenden Brünnlein begrüßt, und von manchem schwarzen Steine aufgehalten schäumte und tobte, und ihn ermunterte zu folgen. Sie gingen an manchem Waldabhange,

an mancher ſchattigen Stelle vorbei, es begegneten ihnen manche auf dem ſchmalen Wege mühſam aufwärts gehende Fuhrwerke, oft mit einem einzigen Ochſen, oft mit einem ſtarken, meiſt wohlgenährten Pferde beſpannt, — ſie kamen an dem Schloſſe vorüber, das aus dem edelſteinfunkelnden Laubdache mit ſeinen alten Mauern und mit dem finſtern, runden Thurme in die Tiefe hernieder ſchaut, und wo einſt jener böhmiſche König Wenzeslaus gefangen war — ſie gingen an manchen zerſtreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher, auf einem tiefgelegenen Wieſenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle, rechts eine ſtattliche Mühle ſteht, die Berge ſich auseinander thaten, das abwärts ſteigende Thal aus war, und die hingebreitete große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo ſchon in nicht ſehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herüber grüßte und auf ihn harrte: der Wanderer ging rechts in die Gebüſche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die ſchönen, ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbſtfrüchten beſetzt und mit Obſtbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges, gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen ſtand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurückweichenden Bergen ſeitwärts gegen Morgen ging, ſtand im Schooße von Obſtbäumen und Gebüſchen das kleine Kirchlein Sanct Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall ſtanden Fruchtbäume, und noch grüne, nickende Geſträuche; denn der Oberöſterreicher liebt den Baum und den Strauch, und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wan-

deres glänzten die blankgehaltenen, gelben Thurmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft und ſchimmerten die weiß getünchten Wände der Häuſer, die geſchnitten waren durch die grünen Fenſterläden, und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen anſteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umſtehen und ſie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmuth über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte: aber in ſeinen vertrauenden, zuverſichtlichen Augen, ſpiegelte ſich der klare, öſterreichiſche Himmel; er dachte, er werde nun arbeiten, ſich mühen, ſeinem Ziele entgegen drängen, und es könne ja gar nicht ſein, daß es lange dauern könne, — und er werde wiederkommen und Alles im Uebermaße erreicht haben, wornach ſeine Wünſche gingen, — er wanderte in die Stadt ein, beſuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich geweſen iſt, wie er da gelebt habe, was er gefunden, was er geſtrebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in ſeinem tiefen Innern behalten wollte. Er blieb dieſe Nacht in Linz. Am andern Tage Morgens war Alles weithin grau und regneriſch, der Wolkenbau des nördlichen, bergigen Mühlkreiſes hatte ſich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Thürme einer Kirche, die, auf einem nordweſtlichen Berge gelegen, ſonſt immer ſo freundlich auf die Stadt hernieder ſchauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er geſtern herunter gekommen war, ſtrichen, die Höhenſpitzen eintrinkend, weiße und grauliche Wolkenbänke, theilweiſe trübe Regenſchleier niederſendend; die ſüdlichen Alpen waren ganz und gar verſchwunden, und wie der Wanderer im

Wagen saß, und Strecke um Strecke auf der Straße nach Wien fort rollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden, abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Theile der immer dichter hernieder fallende feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herabfallendem Regen und auf ruhig starrender Erde fortgefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Thürme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten, und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Thorwege des Gasthauses hinein schwankte.

Wie war seit jenen Jahren Alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben ferne halten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurück schaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen: denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er

wieder die Wälder, die Berge, die Thäler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war, sie hatten einen Theil des schönen Dufts abgestreift, und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum und öfters war es ihm nicht anders als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinaus ziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist.

Dennoch ist ihm die Gegend immer lieb und theuer geblieben. Es sind noch Reihen von Jahren vergangen, und wenn auch das Bild, von dem er einstens geglaubt hatte, daß er es mit höchster Gluth ewig im Herzen tragen werde, bis zu milder Ruhe ausgebleicht worden ist, so sind doch wieder andere dafür in seiner Erinnerung aufgestanden, die er damals nicht beachtet hatte, und die sich jetzt mit sanftem Reize vor seine Seele stellten — sei es nun ein düsterer Föhrenwald, an dessen schwarzen Wurzeln die dunklen Wässer dahin wuschen — sei es ein lieber Fels, der emporragte und auf dem Haupte gesellschaftliche Pflanzen trug — seien es gegen ein Rinnsal herein gehende Birkenwälder, die den Fluß einsogen, scheinbar verbargen, und unsichtbar zu den weiteren, ebeneren Ländern hinaus leiteten: — oder seien es Menschen und einfache Charaktere, die er dort gekannt, geliebt, bedauert, geachtet hatte. Manches würde mit holdem Reize auf der Tafel des Landschaftmalers stehen, und mit beschwichtigendem Maße zu der Seele des Beschauers reden, manches würde in dem Munde des Menschenmalers Gestalten erzeugen, die mit Gegenständlichkeit und mit ihrer klaren Einfalt unsere Seele füllen würden. Es ist so Mannigfaltiges empor getaucht, wenn er den Blick in die Vergangenheit richtete, und er hat es gerne und mit Liebe zu den Erinnerungen seiner reiferen Mannesjahre gesellt. Er würde vieles zur Festhaltung in seinem eigenen

Angedenken, aus dem im Laufe der Zeiten Gestalten und Erscheinungen so unaufhaltsam fliehen, aufzeichnen, wenn er nicht fürchten müßte, daß die Züge, die so unscheinbar sind, und doch den ganzen Menschen machen, in seinen Händen zergingen, und er nur Schattenlinien bewahrte.

Tief zurück im Reiche der Erinnerungen steht ein alter Mann, den der Verfasser einst gekannt hat, der etwas fremdländisch redete, dessen Aussprüchen er oft gelauscht hatte, und dessen Geschicke er, in sein eigenes Gefühl versunken, das ihm wie der Mittelpunkt der Welt erschien, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Nach vielen Jahren sind seine Verhältnisse bekannt geworden, nach denen einst wegen der Unscheinbarkeit des Mannes Niemand gefragt hatte, und wir wollen uns dieselben zu unserer eigenen Erinnerung aufzeichnen, wenn sich anders etwas so wenig Gegliedertes darstellen läßt, das eher durch sein einfaches Dasein, als durch seine Erregung wirket.

Es ist die einförmige, harmlose Gestalt des Waldgängers, von welchem ich spreche.

Wenn die Leute in jenen Gegenden etwas anderes lesen würden, als ihr Gebetbuch, und ihnen diese Zeilen zu Gesichte kämen, so würde jeder den Mann kennen, der so lange unter ihnen gelebt hat, fortgegangen ist, und vielleicht noch auf einem Theile der Erde lebt. In der letzten Zeit hatte er immer kurze lederne Beinkleider an, wie sie noch vielfältig in jenen Thälern vorkommen, er hatte sie unter den Knieen mit ledernen Riemen gebunden, hatte blaue Strümpfe und niedere, bequeme Schnallenschuhe an, deren Sohlen mit starken Nägeln beschlagen waren. Als Oberkleid hatte er keinen Rock, sondern jene Jacke, wie sie noch in der Gegend zu sehen ist, deren Schooße breit, aber kurz

sind, deren große Taschen von oben nach abwärts gehen und mit einem Tuchlappen, gleichsam wie mit einem Regendächelchen überschlossen sind. Der breite Hut, den er immer trug, war wohl in einer früheren Zeit, jetzt aber nicht mehr in jenen Gegenden im Gebrauche, und hat dem kleineren, runden Hute Platz gemacht, um den eine Schnur geschlungen ist, die bei Jünglingen, namentlich bei eitlen, schön, oft sogar von Goldzwirn sein muß. Der Hut des alten Mannes war noch aus der alten Zeit, die breiten Flügel hingen etwas nieder und waren schon sehr gebleicht. In seiner Gesellschaft hat man fast unabläßig einen barfüßigen, barhauptigen Knaben mit schlechten Kleidern gesehen, der aber nicht sein Sohn war, überhaupt nicht mit ihm zusammen hing, sondern einem armen Manne in der Gegend gehörte.

Wenn man von dem einsamen Orte mit dem kleinen, einsamen Kirchlein, dessen wir oben gedachten, als wir von der Scheidelinie sprachen, von welcher man beide Theile des Landes ob der Enns, den nördlichen und südlichen, zugleich überschauen kann, seine Schritte nach Norden wendet, die wunderschönen blauen, leuchtenden Alpen im Rücken läßt, dabei immer ein klein wenig nach West abschlägt, und über die vielen hügeligen Felder und durch die vielen Waldstreifchen des Mühlkreises gegangen ist, gelangt man zu jenen Höhen, in denen der Böhmerwald mit zerworfenen Waldstücken und kahl geschlagenen Rücken nach Ost ausläuft, und sich in ein Land zersplittert, wie der Mühlkreis, kleinhüglig und kleinwaldig; nachdem er vorher in dichter Schönheit zwischen Böhmen und Baiern nach Süden ging, und da, wo er Österreich berührte, mit breitem, dämmervollem Rücken gegen Morgen beugte. Wenn man der Straße folgend an jener Linie anlangt, wo Österreich und das böhmische Land aneinander

stoßen, trifft man auf schlechte, kalte Feldstücke, dem einstigen Walde abgerungen, dazwischen sind nasse Wiesen, und die einzelnen, beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehen gebliebene Tropfen von dem zerworfenen Strome. Dann geht man über einen kahlen Hügel, die höchste Höhe, auf welchem Haidegras wächst, die Preißelbeeren und einzelne, vom Sturme und vom Winter hart verknotete Föhren stehen. Von da steigt man durch ein Dorf, dessen Häuser weit von einander entfernt und auf einem großen Raume herum gestreut sind, wie es bei Walddörfern gewöhnlich ist, in ein milderes, wärmeres Thal hinab, in welchem das dunkelbraune Wasser der Moldau langsam gegen Morgen fließt. Wir haben schon einmal an einer andern Stelle gesagt, daß von Friedberg an, welches auf einem Abhange in diesem Thale liegt, das Moldauwasser, nachdem es eine Weile in offenem Lande gegangen ist, wieder schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, und erst in die Schatten des Jesuiterwaldes und des Kienberges fließt, und dann durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen wird.

Wir müssen an diesem Orte, weil es unser Zweck erheischt, ein wenig länger bei dem Gegenstande verweilen.

Friedberg ist ein kleiner Marktflecken, dessen Kirche auf dem Hange, auf dem der Ort steht, malerisch an der äußersten Spitze gelegen ist, von wo der Boden sachte abfällt. Ringsum stehen größere Höhen. Im Süden und Südwest sehen seine Fenster auf jenen großen Wald, der der letzte dichte Rücken ist, mit dem der Böhmerwald vergeht, und der sich noch in ununterbrochener Reihe an den ganzen Zug anschließt, der zwischen den Ländern fortläuft. Im Norden sind schon die kleineren Hügel theils mit Feld, theils mit Wald bedeckt, einstens ein einziger, undurch

dringlicher Waldgrund, bis noch weiter im Norden die hügligte Gestalt des Landes aufhört und mit ihm die deutsche Art und Sitte, die deutsche Kleidung und Sprache, und die Ebene beginnt und die slavische Sprache und Bekleidung. Es mochten einst in uralten Zeiten, da der See germanischer Völker nach Westen abfloß, und die, die hinter ihnen waren, sachte in die verlassenen Wohnsitze nachrückten, Reste germanischen Stammes in dem Walde sitzen geblieben sein, dergleichen dieses Volk so liebte, um zu jagen und einsam zu sein. Die Nachrückenden mochten ihnen in den Wald nicht folgen, weil sie es auch nicht noth hatten. Und da sitzen sie noch heut zu Tage, nur daß sie den Wald rings um sich gelichtet haben, daß sie ihre Hügel und ihre Thäler bloß gelegt haben, daß der Wald sich auf die höchsten Höhen und auf die Länderscheide zurückgezogen, daß sie nicht mehr jagen, sondern das Feld bebauen und sich nähren. Die Moldau, welche den schönen, grünen Wiesensaum benetzt, der ansteigend oben das weiße Schulhaus und die Kirche von Friedberg zeigt, geht von da eine kleine Strecke einerseits an Feldern, anderseits an Wiesen fort, bis sie zuerst an ihrem linken Ufer von Föhrenwald empfangen wird, an dem sie hinstreicht, dann auch an dem rechten, gegen welches der dichte, von Fichten und Tannen strotzende Jesuiterwald herabgeht — nur daß noch an manchen Stellen ein winzig kleines, graues Waldhäuschen klebt, welches meistens von Holzschlägern bewohnt ist. Von da geht die Moldau bis zu der Cisterzienserabtei Hohenfurth durch einige Wegstunden fast ununterbrochen durch Wald, der an dem rechten Ufer fast unausgesetzt ganz dicht und beinahe schwarz gegen das Wasser hereingeht, und für den ersten Anblick undurchdringlich und unwegsam erscheint; aber die Jäger, die Holzhauer und die Wildschützen wissen die

dunklen und einsamen Waldpfade gar wohl, die in mannigfachen Verschlingungen längs der Hänge hingehen, bis sie zu den verschiedenen offenen Stellen und den Besitzungen der Menschen hinaus führen. Sie besuchen und betreten diese Wege oft und zeigen sie auch demjenigen, der mit ihnen umzugehen weiß. Am linken Ufer ist es ein wenig offener, hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal auch über steile Höhen hereinstürzend, oder an einem Felsen geschützt hingehend, ein Feld, auf dem Kartoffeln oder sehr grüner Haber stehen, und an manchen Stellen ist auch eines jener kleinen Häuschen, wie sie in diesen Wäldern vorkommen, grau, niedrig, manchmal mit einem steilen Dache versehen, meist aber mit einem flachen, statt der Schindeln Bretter, die mit großen, grauen Steinen niedergedrückt sind. Beinahe aus jedem dieser Häuschen leuchtet ein Stück schneeweiß getünchter Steinmauer hervor, während alles Übrige von Holz ist. Diese Mauerwand umschließt nicht etwa die Wohnstube, nein, ihre Fenster schauen aus dem schönsten braunen Holze hervor, sondern die Mauer ist meist an der Seite der Küche angebracht, oder einer andern Stelle, wo man Feuer, und zwar meistentheils ein sehr großes, macht, da hier die Winter strenge sind, und Holz in Überfülle vorgefunden wird. Eine der vorzüglichsten jener Feuerstellen, auf welcher auch zuweilen gekocht wird, ist die Leuchte, das heißt, ein in der Wohnstube befindlicher, gemauerter Feuerraum, der an die obbenannte Steinwand angebaut ist, seinen Rauchabzug in die Küche hat, und mit einer getünchten Wölbung, gleichsam wie mit einem Herdmantel, überbaut ist. Der Zweck dieser Leuchte besteht darin, daß man, wenn es dämmert, und namentlich in den langen Winterabenden, fettes Kienholz, das fast durchaus von den pecherzeugenden Wurzel-

stöcken der geschlagenen Föhren genommen wird, anzündet, und damit den ganzen Raum der Wohnstube erleuchtet, die meistens die gemeinschaftliche ist, und den Herrn und das Gesinde, wenn eines vorhanden ist, zugleich beherbergt; denn die Schlafstellen des Gesindes sind dann gewöhnlich der Boden oder der Stall, oder die Scheuer, selten eine Kammer; denn wenn eine solche vorhanden ist, so dient sie zur Aufbewahrung der Kleider, der Geschirre oder sonstiger Dinge, die der Besitzer zu seinen besseren zählt. Oft ist diese Leuchte gleich neben der Zimmerthür, und dann hat sie gerne an ihrer Hinterwand ein Glastäfelchen eingeschnitten, durch welches das Licht auch in das Vorhaus hinaus geleitet wird, daß auch dasselbe ein wenig erleuchtet werde, und man sich nicht, wenn man hereingeht, anstoße. In den langen Winterabenden oder auch zu anderer Zeit, zum Beispiele im Spätherbste, wenn es draußen finster, naß und neblicht ist, ist das Beisammensitzen in der Nähe der Leuchte eine der größten Traulichkeiten und Gehäbigkeiten der Bewohner jener Gegenden. Dann sind sie gerne mit unbedeutenden Arbeiten, die auf diese Zeit treffen, beschäftigt, der weibliche Theil meistens mit Spinnen, der männliche mit Ausbesserung des Riemwerkes an einem Dreschflegel, mit Späneschneiden, oder mit gar nichts, als seine Pfeife zurecht zu richten, zu stopfen und anzuzünden. Nicht selten ist das auch die Zeit, wo Geschichten und vergangene Ereignisse erzählt werden, entweder sind es Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, deren Verfasser Niemand kennt, und die das Volk als Wahrheiten glaubt, oder es ist geradezu Geschichte, was dem Großvater begegnet ist, oder dem Urgroßvater, oder einem andern, oder einem merkwürdigen Manne, der die ganze Zeit her bekannt war, entweder durch

seine Thaten, die er gethan hat, oder durch die vielen Ereignisse, die er erlebt hat. Dann werfen die Gestalten der Personen, die um das Feuer sitzen, lange Schatten in den übrigen Raum der Stube zurück, und um die Ecke des großen, grünen Ofens hinum ist es gar finster, wenn nicht etwa an einer Fuge die Lehmverkiebung herunter gegangen ist, und durch die Spalte von den im Ofen verglimmenden Scheiten der dunkelrothe Feuerschein heraus sieht, und eine Lichtlinie auf die Wand wirft. Wenn sodann die Schlafenszeit kommt, so säumt das eine oder das andere noch ein wenig, bis entweder noch etwas erzählt wird, oder der Eindruck des schon früher Erzählten sich etwas mäßigt. Dann gehen sie auseinander. Wenn die Häuser nicht gar zu weit von einander entfernt sind, so kommt man auf solche Abende eigens zu Besuchen zusammen, die bald in dem einen Hause, bald in dem andern sind, und weil der weibliche Theil sein Spinngeräthe hiezu mitnimmt, den Namen Rockenfahrt führen. Daß sich dann die jungen Burschc auch bei solchen Zusammenkünften einfinden, und zuweilen Scherz und Kurzweil statthaben, begreift sich. In den vereinzelten Häuschen, von denen wir hier sprechen, können solche Rockenfahrten selten eintreten, weil sie zu weit von einander entfernt sind, und die Abende mögen da wohl manchmal recht einsam sein. An Vormittagen dient die Feuchte oft auch, wie wir schon sagten, zum Kochen.

Weiter abwärts, längs dem Wasser hin, wo die beiderseitigen Waldberge immer höher werden und auch immer steiler gegen das Flußbett herein fallen, erweitert sich gleichwohl das Thal wieder ein wenig, und es steht sogar eine Gruppe solcher Häuschen, wie wir sie oben beschrieben haben, beisammen. Die Berge in der Gegend heißen die Kienberge, und auch bei der Häuser-

gruppe, die da ſteht, heißt es „im Kienberg“. Auf einem der Häuschen, das faſt ſchöner und größer iſt, als die andern, heißt es „beim Richter im Kienberg“, entweder, weil ſein Beſitzer ſeit unvordenklichen Zeiten her, wie es dort gebräuchlich iſt, Richter war, oder weil es einmal einer der Beſitzer geweſen iſt, wo ſich dann der Name in alle Zeiten erhält. Das Richterhaus iſt ſogar auch eine Gattung Wirthshaus, wo manchmal Holzhauer oder Jäger, bei Gelegenheiten auch die weit zerſtreuten Bewohner der Gegend, die meiſtens jenſeits der Berge ſind, ſich einſtellen, und kleine Labungen empfangen. Weil durch das ganze Thal auf Seite der Kienberge ein ſchmaler Fußpfad geht, ſo mag es jetzt auch manchmal geſchehen, daß ein einzelner Wanderer, der gekommen iſt, dieſe Natur anzuſchauen, oder der ſeinem inneren Triebe in dieſe dunklen Wälder nachgeht, hier einſpricht und eine Erfriſchung begehrt. Hinter dieſen Häuſern gehen die Berge ziemlich ſteil hinan, ſind mit allerlei Laubgebüſchen, namentlich Birken, untermiſcht, mit Nadelwaldung bekleidet, und zeigen ſchon ſanft hervorblickend den Felſen, der nach abwärts immer häufiger, ja endlich ganz herrſchend wird. Über das Waſſer hinüber ſchauen die Fenſter dieſer Häuſer auf dichten, ſehr friſchen, ſehr dunkeln Nadelwald, der mäßig anſteigend ſich in großer Breite über die Berge hinauslegt. Wie es meiſtens geſchieht, wo das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Waſſer aufhalten, und daß der ſchmale Raum des Bettes dasſelbe auch ſchneller zu fließen zwingt, ſo iſt es auch hier: die Moldau, die ſonſt ſo langſam geht, ſo daß ſie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, ſchillernde Schlange in den Wieſen liegt, verläugnet hier ihre Art und

Weiſe, und ſie ſchäumt und rauſcht, faſt wie ein lebendiges Waſſer in dem jenſeitigen öſterreichiſchen Lande der Alpen. Es ſind ſehr ſonderbare Lichterſpiele, wenn man an einem Vormittage hier ſteht und die Sonne über die Berge hereinſcheint, wie ſich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überſtürzenden Stellen, und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille miſchen, und alles das unaufhörlich weiter haſtet und treibt. Aber ganz ernſter und ſchöner wird dieſe Erſcheinung erſt weiter unten von Kienberg, wo eine Geſellſchaft von Felſen ſteht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein ſich mehrt, und endlich allein in größter Fülle die Herrſchaft führt. Zerſchlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felſenbau erhebt ſich und trägt die graue Bruſt aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerſtörung empor, einzelne gelichtete Stämme ſtehen, und zwiſchen ihnen kommt das unſägliche Rauſchen herüber. Das Rinnſal iſt ſehr verengert, die Moldau muß über tauſend Steine hinüber, ſie führt Baumſtämme herbei, klemmt ſie zwiſchen die Felſen, ſtellt ſie auf, ſtrickt ſie ineinander, und muß durch, ſie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felſen ausweichen, ſie muß um ihn herum, und brauſt und ächzt, wie ein lebendiges Weſen, das aus einer ängſtlichen, gefahrvollen Lage mit aller ſeiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen dieſe Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurth gebaut wurde, da er in Gefahr gerieth, viele Seelen, die ſich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hauſen, mit dem Waſſer der Moldau zu ertränken. Er erkor zu dieſem Zwecke eine Nacht, in der er alle Steine, die in der Gegend zu finden ſind, auf dieſe eine Stelle

zuſammen tragen und eine Mauer bauen wollte, daß ſich das Waſſer in der Bergenge zu einem See ſchwelle, den er dann plötzlich mit Öffnung ſeiner Schleuße auf das heilige Gebäude ließe. Er nahm aber zu viele kleine Steine, die auf der Oberfläche der Berge herum lagen, und mußte zu oft gehen, was nicht der Fall geweſen wäre, wenn er die großen, in die Erde verwachſenen, genommen hätte. Es geſchah daher, als er ſehr emſig trug, daß plötzlich der Hahn krähte, ein blaſſes Morgenlicht in den Lüften erſchien, und die Engel im Himmel oben ihre Frühgebete begannen. Er mußte nun davon, und die Sache laſſen, wie er ſie hatte. Man zeigt noch zum ewigen Angedenken den Platz, und man ſieht deutlich, wie er ſein Werk nicht hat vollführen können, und die Trümmer nur ordnungslos auf einander liegen. Darum ſind in der ganzen Gegend ſo wenig Steine auf der Oberfläche der Erde, und an einigen Felſen, die an der Teufelsmauer herunten liegen, erkennt man auch noch trotz Regen und Wind, die darüber hingewaſchen haben, das Hufeiſen, welches in die harten Steine eingetreten worden und da geblieben iſt. Die Väter weiheten die Stelle und das ganze Gebiet der Moldau, daß er in der andern Nacht nicht weiter fahren und überhaupt ſich ſo etwas nicht mehr beikommen laſſen konnte.

Von da geht die Moldau hinter der Enge der Teufelsmauer in allerlei Gehölze und Gebüſch, das aber nicht mehr ſehr lange dauert, ſondern die Wildniß bricht ſchier auf einmal ab, das Waſſer kommt in das lichte Land, und rollt beſchwichtigend und nur mit kleineren, minder lebhaften Wellen am Waldkloſter von Hohenfurth vorüber. Dann geht es gegen die alte, einſt bedeutende Stadt Roſenberg, und nicht weit vor ihr beugt ſich das

Bett der Moldau, welches bisher gegen Morgen gezielt hatte, ab, und sie strömt gegen Mitternacht in die weiten Länder hinaus, muß endlich, obwohl sie die größere ist, den Namen verlieren, neue Räume kommen, wo sie mit ihrer Schwester im breiten Strome wallt, und vielleicht alle die Ereignisse und Dinge vergessen hat, die sich im fernen Walde, in ihrem ersten Laufe und in ihrer Jugend zugetragen haben.

Wir verweilten darum so lange mit unsern Worten in der Gegend des Kienberges und der Teufelsmauer, weil dies der Ort ist, wo wir den Waldgänger kennen lernten, und wo er so lange unter den Bewohnern gelebt hat.

Man wußte nicht, woher er gekommen war; die Leute, die an seine Art und sein Wesen gewohnt waren, thaten sich diese Frage gar nicht mehr, sondern nahmen ihn als einen, der da ist. Eine Weile hatte er in dem Marktflecken von Hohenfurth gelebt, und als wir ihn sahen und manchmal in seiner Gesellschaft waren, betrachteten wir ihn nicht anders als wie Knaben und Jünglinge die um sie lebenden Greise zu betrachten gewohnt sind. Sie finden sich auf einer Welt, die so freudig und schön ist, und die ihnen gleichsam ganz allein gegeben ist, sie haben den Begriff des Altwerdens noch gar nicht erhalten, die Greise sind schon neben ihnen vorhanden, wie es Buchen und Eichen gibt, die auf irgend einem Platze stehen, und wie der Thurm da ist, der von der Kirche empor ragt. Er war einer, der einmal in Hohenfurth gewohnt hat, und jetzt auf dem kleinen Häuschen zwischen Wobleuz und Lippen lebt, wo die Berge so schön gegen den Wald hinab gehen, und welches Häuschen dem Hanns Simmibauer gehört, der ein gar besonders kleines Weibchen und keine Kinder hat. Wir Knaben würden ihn vielleicht so angeschaut haben, wie

wir den Hirten Philipp, den Abdecker Adam, der in dem kleinen Häuschen wohnte, das oberhalb dem Kloſter Hohenfurth in dem Graben an der Moldau ſteht, den Schwämmeſucher Konrad, und den Hohlerbauer, der immer in der Sonne ſaß, angeſchaut haben, lauter Männer, die, ſo weit wir uns erinnerten, immer alt waren: wenn er nicht etwas gehabt hätte, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und uns mehr zu ihm zog, als ſonſt junge Knaben gerne zu alten Männern gezogen werden. Er hatte nämlich allerlei und die verſchiedenartigſten Schmetterlinge in ſeiner Kammer. Er trug ſie aus der Gegend nach Hauſe, oder er zog die geringelten, ſchönfärbigen, oft glatten, oft behaarten und mit Spießen verſehenen Würmer auf, die man zuweilen auf dem Wege oder im Graſe kriechen ſieht, und daraus wurden ebenfalls Schmetterlinge. Er hatte viele Brettchen, auf dieſe ſpießte er ſie mit Nadeln an, und breitete ihnen die Flügel auseinander, welche dann ſo blieben. Einmal trafen wir ihn auch, wie er einen malte. Er hatte ihn vor ſich auf einen weißen Bogen Papier geſpießt, und auf einem andern Papiere bildete er ihn mit Farben nach. Aber er hat dies ſpäter wieder aufgegeben. In mehreren Schachteln hatte er ſie aufbewahrt, wo ſie mit Nadeln in dem Boden ſtaken, und die Schachteln hatte er unter dem Tiſche und in einem Winkel der Kammer ſtehen. Wir ſahen da zuweilen dieſe Dinge, und erkannten, wie verſchieden und ſeltſam ſie ſein können. Wenn man ein Kind iſt, kennt man zuerſt die weißen, weil ſie überall herum fliegen, haufenweiſe vorhanden ſind, und nach Regen oder im Thaue gerne von einem Blatte ſchwer herab hängen, und ſich mit den Fingern nehmen laſſen. Dann lernt man die bunten kennen, die viel ſeltener ſind — in unſerer Gegend heißt man ſie goldene —

und die man alle für dieſelben hält, daher wir keine weitere Eintheilung kannten, als in weiße und goldene. Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den ſchönen Namen Luſtinen, und wir redeten daher blos von weißen und goldenen Luſtinen. Darunter begriffen ſich aber nur die eigentlichen Falter oder Tagvögel, die Dämmerungs- oder Nachtvögel, die wir eher ſcheuten, namentlich wenn ſie recht dicke Leiber und breite, ſtark behaarte Nacken hatten, hießen wir Zauberinnen, und zählten ſie den Schmetterlingen gar nicht bei, ſondern hielten ſie für fliegenartige, garſtige Thiere. Hier ſahen wir nun, daß es nicht eine, ſondern unzählige verſchiedene Arten von goldenen Luſtinen gäbe, und daß einige noch viel goldener ſeien als andere, namentlich als die, die wir ſonſt für die goldenſten gehalten hatten, die er aber für gemeine erklärte, die überall herum fliegen, und die er mit dem Namen großer und kleiner Fuchs benannte. Auch ſahen wir zu unſerem Erſtaunen, daß die Zauberinnen nicht nur zu den Schmetterlingen gehörten, ſondern auch, daß ſie die Flügel, die ſie ſonſt, wenn wir ſie ſahen, immer nach hinten hängend über dem dicken Leibe und den garſtigen, haarigen Füßen daher ſchleppten, recht ſchön entfalten können, daß da ganz neue zum Vorſchein kämen, daß ſie ſehr groß ſeien, und daß ſie, wenn ſie auch nicht gerade golden ſind, doch in ſchönen Farben glänzen, und oft prächtige Kleider, wie Königsmäntel haben. Da waren einige, die zu den traurigen, grauen Oberflügeln gar nicht paſſende ſchimmernde, feurige Unterflügel hatten, und mitten ein Band durch dieſelben, wie eine Zierde in Kirchengewändern — andere hatten große, geringelte Augen auf den grau durcheinander gezeichneten Flügeln — und andere hatten ſchwarze, grüne, purpurrothe Striche. Von dem dick-

pelzigen Nacken, der bei einigen bauschig war, wie eine Eule, bei andern spitzig, wie ein Vogel, ging die lange, gerollte Saugzunge hervor, und die starken, haarigen Füße streckten sich nach abwärts. Wir sahen Alles an, er zeigte es gerne, und ließ die Schachteln offen, daß wir die Dinge recht betrachten konnten. — Er wohnte, wie wir sagten, in der Kammer bei dem Simmibauer, das heißt, der Simmibauer war kein Bauer, wie etwa sein Name sagte — sein Vater oder Ur-Ur-Vater mochte einer gewesen sein — sondern er war ein Holzhauer, trieb auch bei Gelegenheit, wenn Nachfrage darnach war, Kohlenbrennerei, und wenn die Scheite auf der Moldau geschwemmt wurden, war er mit einer Stange bei der Teufelsmauer unten, und half lenken, die ausgestoßenen hinein werfen, die säumigen in das Fahrwasser bringen, und die gespreizten und verstrickten lüften. Das kleine Weibchen war immer zu Hause, wirthschaftete, oder that auf dem Kraut- oder Kartoffelfelde, was nothwendig war. Die Kammer, in der der alte Mann wohnte, hatte nur ein Fenster, wo der Tisch war, hinten stand ein Bett, über das ein weißes Tuch gedeckt war, dann stand die Truhe und ein Stuhl, und der Boden wurde zu Zeiten mit Wasser und Sand gerieben. Er hatte sehr viele weiße Haare, ein rothes, freundliches Gesicht, und immer den breiten Hut auf, den wir schon nirgends mehr viel sehen, außer wenn wir den Hirten Philipp ausnehmen, der auch einen solchen hatte. Die ledernen Beinkleider, die er, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren, trug, mußten seine einzigen sein; denn er hatte um immer dieselben an, und sie hatten im Regen und Sonnenschein ihre Weiche und Farbe schon verloren, daß sie stellenweise starr und fast graufarbig geworden waren. Die Leute hielten ihm für übel, daß er Schmetterlinge suche und nach Hause trage, was uns Knaben

gerade beſonders an ihn zog, und ſie lachten ihn darüber aus, weil ſie nicht ſahen, wozu das ſei; aber weil er ſonſt unbedeutend und friedfertig war, ſo ließen ſie ihn eben, und gewöhnten ſich daran. Er ſaß auch recht oft unten in der Petermühle, die nicht weit von dem Möritzhofe iſt, und wenn er lange auf dem Steine geſeſſen war, der unter dem Dachüberhub der Mühle liegt, ſo ſtand er auf, und ging über den Berg zurück in das Häuschen des Simmibauers. Auch ſaß er gerne bei der Bretterſäge, die nahe an dem von Balken gezimmerten Wehr ſtand, über welches das Waſſer glänzend hinab ſchoß. Es lagen dort eine Menge von allerlei Dingen, hauptſächlich Balken, Bretter, Blöcke, dann auch Stangen, und endlich Reiſig und dürres Gras, das das Waſſer einmal dahergeſchwemmt hatte. Da ſaß er gerne auf einem Holzblocke und ſah dem Rinnen des Waſſers zu und dem Glänzen desſelben. Aber nicht nur in der Petermühle war er gerne geſehen, ſondern auch in den andern Häuſern herum. Es gab kein einziges, in dem er nicht ſchon einmal geweſen wäre. Vorzüglich aber, wenn man den Möritzhof ausnimmt, in den er auch gerne ging, beſuchte er am öfterſten jene Holzhäuschen, welche in dem Thalgange der Moldau ſtehen, wie wir ſie oben beſchrieben haben, oberhalb des Kienberges, oder auch im Kienberge ſelbſt, oder gar jenſeits der Moldau in den Neuhäuſern, wo der Jeſuiterwald eine Blöße läßt. Er durchwandelte manchmal das ganze Thal, und wenn die Nacht über ihn kam, blieb er in einem der Häuschen, wo man ihn gerne behielt. Wenn er Mittags gegenwärtig war, aß er mit den Leuten, wie es denn überhaupt in jener Gegend die Sitte iſt, daß die Leute, wenn man zufällig zu ihrem Eſſen kommt, ſagen: „Gehet her, und eſſet mit uns.“ Er zahlte für dieſes Eſſen nie etwas; wenn er

aber in dem Wirthshause im Kienberge sein geringes Mahl einnahm, so zahlte er es aus seiner Barschaft, so wie er seine Wohnung und das, was ihm das kleine Weibchen kochte, wenn er zu Hause war, alle Wochen bezahlte.

Außer seinen Gängen in der Gegend herum schien er auch noch den Wald besonders zu lieben. Er ging recht oft in denselben hinaus, und da ging er nun zwischen den Birken und zwischen den Haselnußgesträuchen oberhalb des Kienberges herum, oder in den Föhrenwäldern, die sich dort häufig vorfinden — ja selbst in den großen, dichten, weit ausgebreiteten Wald ging er gerne, der jenseits des Wassers liegt, und von dem wir oben sagten, daß sich vorzugsweise nur Holzhauer- und Jägerpfade in demselben vorfinden. Die Leute kamen ihm auch darauf, daß er Moose aus dem Walde nach Hause trage, sie recht schön ausbreite und betrachte.

Von dieser Eigenschaft, die Wälder gerne zu besuchen, welche sich kurz nach seiner Ankunft als die vorzüglichste und auffallendste zeigte; — denn die Bewohner jener Gegend mit dem ewigen Anblicke ihrer überall herumliegenden Wälder vertraut, und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn das Holz ausgetheilt und angewiesen wird, wenn sie dasselbe schlagen und nach Hause führen, wenn sie Schwämme oder Beeren oder Feuerschwamm suchen, und endlich, wenn der eine oder der andere ein Jagdfreund ist, und von den Jägern im Herbste eingeladen wird, mit zu gehen — mochte er den Namen Waldgänger erhalten haben, mit welchem sie ihn sehr bald im Anfange bezeichneten. Von bloßem Spazierengehen ist überhaupt

in jener Gegend nicht viel die Rede, weil die Leute fast immer im Freien mit vielerlei und vieler Bewegung ihren Geschäften obliegen, Abends, wenn der rothe oder goldgelbe Himmel über ihren dunklen Wäldern flammt, nach Hause gehen, und daher das Spazierengehen wohl von dem Pfarrer und andern Herren begreifen, nicht aber von einem, der gekleidet ist, wie sie. Er mochte von dieser Bezeichnung wohl kaum etwas wissen; denn anfangs nannten sie ihn im Gespräche mit ihm, wie es dort Sitte ist, blos „ihr," später, da sie vertraulicher wurden, wie es ebenfalls Sitte ist, gebrauchten sie seinen Vornamen Georg. Denselben wandten sie endlich auch im Gespräche unter sich an, nur wurde er sonderbarer Weise immer der Simmigeorg genannt, von dem Umstande, daß er bei dem Simmibauer wohnte, und von der Eigenschaft der Landbewohner und Kinder, die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen. Aber ganz abkommen konnte der Name Waldgänger nie mehr, weil abgeschlossene und einsame Menschen an ihren einmal angenommenen Dingen haften, wie die Wurzeln ihrer großen Tannen in dem Grunde ihrer Berge, wie die Rinnsale ihrer Wässer, die, eingekeilt in den Thälern, fortgehen müssen, während der Strom der Ebene oft sein Bette verändert, und wie ihre Nebel, die oft den ganzen Tag um die Bergspitzen weben, und Lichterspiele und Schatten malen, während draußen in der Ebene blos ein einfacher, dürrer, heißer Tag ist. Vorzüglich nannten ihn noch alle diejenigen den Waldgänger, die weiter von ihm entfernt wohnten, die ihn selten oder gar nicht zu Gesichte bekamen, und zu denen blos gelegentlich die Rede und der Name von ihm gedrungen waren. Wie es geschieht, stellten sie sich dann unter dieser Bezeichnung etwas ganz anderes vor, als den bedeutungs-

losen Mann, der sich in gar nichts von den Männern seines Alters in der ganzen Umgegend unterschied — so wie auch wir jungen Leute der Schule ganz anders von ihm dachten, ehe wir ihn, da wir gelegentlich in die Ferien kamen, kennen lernten, und uns zu ihm drängten, daß er uns seine Sachen zeige. Das einzige, was uns auffiel, war, daß er nicht ganz so die Sprache rede, wie sie in jenen Gegenden gebräuchlich war, sondern daß ein fremder Klang durch dieselbe ziehe; aber als wir dann in der lateinischen Schule waren, wohin so viele Mitschüler aus allerlei Theilen des Landes zusammen kamen, die unsere Sprache sehr verschieden redeten, sich gegenseitig aufzogen, und uns über manche unserer Eigenthümlichkeiten höhnten, bekamen wir selber Mißtrauen in die Sprache, die wir redeten, und verübelten es dem alten Manne nicht mehr, wenn er manche Worte anders sagte, als es die Leute thaten, die um ihn lebten.

Wir haben oben gesagt, daß er häufig in der Gesellschaft eines Knaben gesehen worden sei, der barfüßig und barhäuptig war, und schlechte Kleider hatte. Wenn jemand viel Gelegenheit hatte, jene Knaben des alten spanischen Malers Murillo zu sehen, die er so schön gemalt hat, so kann er sich ungefähr eine Vorstellung von dem Buben machen, der in der That fast unzertrennlich bei dem alten Manne war.

Die Sache ist so gekommen.

In der ganzen Gegend jener Wälder sind an verschiedenen Stellen kleine, meist hölzerne, oft auch gemauerte, zuweilen verkommene, zuweilen aber auch recht reinliche Häuschen, je nach dem der Bewohner ist, zerstreut, die man Hegerhäuser nennt, und deren Bewohner der Heger ist, ein Mann, der über irgend ein Gefälle irgend eine Gattung Aufsicht hat. So gibt es zum

Beispiele Fischheger, deren Geschäft darin besteht, daß sie in dem ihnen zugewiesenen Raume sich immer an dem Wasser aufhalten, hin und her gehen und die Flußtheile besuchen, daß Niemand unbefugt und zu unrechter Zeit fische. Die verbreitetsten aber sind die Holzheger, oder Waldheger. Sie haben die untersten und letzten Theile des Forstgeschäftes zu besorgen, und stehen unter den Jägern, die Forst- und Waidmänner sind, und entfernter unter den Forstmeistern, die schon höher stehen, und nur bei entfernten Stellen herum zerstreut sind. Alles, was sich auf Begehung des Waldes, auf Ansicht der neu emporkommenden Bestände, auf Nachforschung über gerissene Stämme, Windbrüche, eingestürzte Stellen, auf schlagbare Striche, auf muthmaßliche Austheilung und Anweisung der Stämme an die forstgehörigen Leute, und dergleichen bezieht, ist das Geschäft des Holzhegers. An das immerwährende Herumgehen in den Wäldern gewohnt, kommt diese Art und Weise auch in die Natur der Kinder, und es fiel Niemanden auf, daß der Sohn eines solchen Hegers, ein ganz kleiner Bube, immer mit dem alten Mann, den sie den Waldgänger hießen, herum gehe, und den Eltern des Knaben fiel es auch nicht auf, und sie hatten nichts dagegen. Weder zu den besten noch zu den schlechtesten gehörend, steht in einer zurückgehenden Wiese, auf der Kraut und Kartoffelfelder und ein Gärtchen sind, das Hegerhäuschen des oberen Raimund. Weiter hinten liegen noch ein paar große, graue Steine, dann ist ein aus dünnen Stämmchen geflochtener Zaun, durch den die Hühner aus und ein kriechen können, und dann beginnt der Wald, der weit zurück in das Thal und über die Schweifung der Berge geht. Die zwei Steine zeigt der Heger gerne als die einzigen in seiner Nähe, die der Teufel nicht im

Stande war fortzutragen, als er die Mauer baute, weil sie gar zu ungeheuer groß waren, und zu tief, bis mitten in die Erde gingen — und in der That, in der Nähe des Hegerhauses findet man keine Steine, aber weiter draußen über die Berge hin und in den Thalrinnen, gegen die sie herein stürzen, finden sich genug, wiewohl der Aberglaube sich gegen offenbare Thatsachen verblendend behauptet, es gäbe in der ganzen Gegend keine losen Steine, weil sie alle in dem einzigen, großen, ungeheuren Haufen in der Moldau lägen. Der obere Raimund heißt er darum, weil auch weiter unten, zwischen Hohenfurth und Rosenberg, auf einer ähnlichen Waldwiese ein Hegerhäuschen steht, dessen Bewohner Raimund heißt, und der untere Raimund ist, da die Leute hier Alles mit dem Vornamen zu benennen gewohnt sind. Mit dem oberen Raimund kam der alte Georg öfters zusammen, war es nun Zufall, oder war es, weil sie beide dieselben Gegenden und dieselben Waldbestände häufig begingen. Sie lernten sich kennen, sprachen oft mit einander, und wenn der Waldgänger in der Nähe des Hegerhäuschens war, so machte er wohl gerne einen Umweg, oder er ließ sich eine weitere Wanderung, als anders wohin gefallen, um dort zu Mittag zu essen, oder über Nacht zu bleiben. Der Hegerin brachte er dann gerne, wenn er zu Zeiten in das weitere Land hinaus ging, ein Tuch, irgend einen Stoff auf einen Rock, oder sonst etwas, das ihr Freude machte und noth that. Die Hegerin hatte aber auch einen Knaben, der, als der Waldgänger zum ersten Male in dem Häuschen war, sieben Jahre alt sein mochte. Er saß eben, als der Vater mit dem fremden Manne kam, und die Mutter, weil es schon fünf Uhr Nachmittags war, in die Küche lief, um ihnen das Mittagessen aufzuwärmen, neben dem Zaune, wo ein

ganz winzig dünnes Wasserfädlein herein rann, das von dem Waldberge herab gekommen war, und störte mit einem Holze die schwarze Wiesenerde, über welche das glasklare Wässerlein floß, auf, daß es getrübt wurde, und so über die Wiese, an den großen Steinen vorbei, und durch Gebüsche wieder hinaus, in den Wald ging. Er hatte bei seinem Geschäfte nicht blos die Hand, sondern auch den Ärmel des Hemdes von der so leicht färbenden schwarzen Walderde beschmutzt. Mit den Füßen mußte er schon früher in dem Wasser herum gearbeitet haben; denn sie waren nicht nur naß, sondern auch, wie die nicht gar weit herab reichenden Beinkleider von derselben Erde, wie die Hände, beschmutzt. Neben ihm im Grase lagen mehrere aus Tannenholz gespaltene, schneeweiße, kurze und kleine Scheitchen, wie man sie gerne zu der Feuerung auf der Leuchte verwendet, wenn man auf ihr kocht — denn zum Leuchten hat man das fette, föhrene Kienholz — und waren nach einer gewissen Ordnung in dem kurzen, dunklen Grase, das auf der Walderde wuchs, gelegt.

„Was hast du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?" fragte der Vater.

„Hohenfurth," antwortete der Knabe, der mit den großen, blauen Augen zu den zwei Männern hinauf schaute.

„Ihr müßt wissen, daß ich nicht umsonst fragte," sagte der Vater zu seinem alten Begleiter; „denn der Bube baut lauter Hohenfurth. Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurth; wenn er die Holzstücke in eine viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammen bringt, so ist es Hohenfurth; wenn er unten am Zaune sitzt, und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: „Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth,

da geht ein Bock nach Hohenfurth, da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth."

„Vielleicht hat ihm Hohenfurth so gefallen, daß er es sich immer merkte," sagte der Waldgänger.

„Er ist ja noch gar nicht dort gewesen," antwortete der Heger.

„So laßt ihn einmal, wenn wir näher bekannt geworden sind, mit mir hinab gehen," sagte der Waldgänger, „ich werde ihm die Kirche zeigen, vielleicht gefällt sie ihm."

„O ja, ihr könnt ihn mitnehmen," antwortete der Heger, „er geht gleich mit — wie oft ist er schon in den Wald hinauf gegangen, und ist immer wieder gekommen."

Mit diesem Gespräche sind die zwei Männer bis zu dem Hause, und von da in die Stube des Hegers hinein gelangt, indeß der Gegenstand, von dem sie sprachen, draußen sitzen blieb, und die Augenlieder, um auf sein Geschäft zu schauen, wieder über die blauen Augen herab zog, die schier ein Eigenthum jener Gegend zu sein scheinen, so oft kommen sie in derselben vor. Sein Spiel aber schien ihn nicht mehr besonders zu freuen. Denn er schlug mit dem Holze, statt blos in dem Wasser herum zu stören, auf die Oberfläche desselben, daß es auf die Wiese und auf seine Gestalt spritzte. Endlich hörte er ganz auf, und saß blos auf dem Grase und schaute. Er war nicht anders, als gewöhnlich Kinder in jenen Waldgegenden sind, oder vielmehr, er war ärmer, als die meisten dieser Kinder. Über den blauen Augen hatte er eine Menge blonder Haare, wie sie überhaupt, man könnte sagen, ohne Ausnahme, die Kinder jener Gegenden haben. Jedoch diese blonden Haare trug er nicht etwa in Locken, wie die Stadtmaler, wenn sie Kinder der Wildniß,

gleichsam Waldengelein malen wollen, sie darstellen würden, sondern dicht um die Stirne, wie sie wuchsen. Als Kleidung hatte er ein ledernes Beinkleid, gerade wie das des Waldgängers, nur daß es nicht unter den Knieen mit Riemen zu binden war, sondern etwas weiter hinab ging, offen stand, und die ungeschonten Füßlein hervor gehen ließ, die oft von Gestrippe zerkratzt, aber gesund und tauglich waren, wie die des Rehes. Das Lederbeinkleid wurde von einem Hosenträger gehalten, der breit und roth war, und über das Hemd ging, das die Brust und die Schultern deckte, und das einzige fernere Kleidungsstück war, das er noch an hatte. Der Hals war bloß, und die Händchen schauten auch ziemlich weit aus den Ärmeln heraus, die ein blaues oder rothes Besetzlein hatten. So war er jetzt angezogen, weil es Sommer war; im Winter, wenn er im Schnee herum ging, steckte ihn die Mutter noch in einen Schafpelz und in starke Stiefel und Strümpfe. Einen Hut oder sonst eine Kopfbedeckung hatte er weder im Sommer noch im Winter.

Es war ein recht schöner, blauer Taghimmel über dem kleinen Stückchen Wiese, auf dem er saß, ringsum ging der Wald, unten war ein Zaun, und draußen zwischen den grauen Steinen floß das Wasser der Moldau. Damit das Bildchen noch heimlicher werde, kräuselte sich der blaue Rauch von dem Feuer, das die Hegerin gemacht hatte, über dem grauen Dache zu der ruhigen Luft empor.

Die Männer saßen indessen, während der Bube im Grase war, drinnen in der Stube an dem Tische, auf welchen endlich die Hegerin das Mittagsmahl brachte, das sie ihrem Manne aufgewärmt hatte, der bei seinen vielen Waldwanderungen oft so spät nach Hause kam, daß sein Mittagessen und Abendessen

füglich in einander fallen konnten. Sie brachte zwei Teller und zwei Bestecke, und die Männer aßen von den aufgesetzten Speisen, während sie bei ihnen sitzen blieb. Der Heger erzählte dem Weibe, daß er den Mann da in den Holzschlägen getroffen habe, daß sie sich schon lange gekannt, oft mit einander gesprochen haben, und zuweilen, wie es sich eben schickte, eine Strecke mit einander gegangen seien. Heute habe er ihn mit herab genommen, weil er eingewilligt habe, und sein Weg ohnedem an dem Heger hause vorbei ging. Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile sitzen, und erzählten einander. Des Abends ging der Gast, da der gelbe Himmel über den dunklen Waldhöhen stand, wieder von dem Häuschen fort, und wanderte noch zu dem Kluckhäusler an der schwarzen Wand hinüber, wo er über Nacht blieb.

Ein anderes Mal, als der Waldgänger wieder in dem Häuschen war, und beide, er und der Heger, auf das Versprechen vergessen hatten, den Buben einmal nach Hohenfurth zu führen, saß derselbe auf der bemalten Kleidertruhe seiner Mutter, hatte ihr Gebetbuch in den Händen, und las daraus: Burgen, Nagelein, buntes Haidlein — und andere abenteuerliche Worte, die ihm in seiner Einbildungskraft beikamen.

„Kann er noch nicht lesen?" fragte der Waldgänger.

„Nein, er kann es noch nicht," antworteten die Eltern.

Es wurde diesmal nicht weiter gesprochen; aber wenn nun der alte Mann, der jetzt öfter zu den Hegerleuten kam, in der Stube an dem buchenen Tische saß, und redete, fehlte der Knabe niemals, sondern er saß, oder kauerte auf einem Geräthstücke, und hörte zu, wobei er die großen, blauen Augen sehr weit öffnete. Zuweilen, wenn etwas gar besonders erzählt wurde, stand ihm auch, wie es Kindern manchmal geschieht, der Mund

offen, damit ihm ja nichts von den gehörten Sachen verloren gehe. Später richtete der alte Mann auch gelegentlich ein Wort an ihn, und sagte etwas zu ihm und fragte ihn um etwas — und einmal, da er von dem Häuschen in den Wald ging, um Moose zu suchen, ging der Knabe, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit ihm. Er ließ es geschehen, und brachte ihn am Abende wieder nach Hause. Dies ereignete sich nun öfter, da der Waldgänger stets häufiger zu dem obern Raimund herüber kam, und zuletzt geschah es, daß, wenn er seine Sachen zusammen suchte, und von dem Häuschen in den Wald ging, der Knabe schon allezeit gerüstet da stand, um ihn zu begleiten. Sie gingen mit einander und wurden mit einander gesehen. Es fiel den Leuten nicht auf; denn, obwohl sie immer zu arbeiten hatten, war es ihnen doch natürlich, daß ein alter Mann, der nichts mehr zu thun hatte, in den Wald gehe, und dort nach allerlei Dingen herum suche, und daß ein Knabe, der noch nichts zu thun habe, weil er zu klein ist, ihn begleite. Die Eltern machten sich nichts daraus, weil sie in den alten Mann Vertrauen hatten, und überhaupt ihr Kind nicht so sehr vor den Wirkungen der Natur und den Menschen bewahrten, wie es etwa die Städter und die reichen Leute thäten, vorzugsweise machten sie sich darum nichts daraus, weil sie von der Beschäftigung des Vaters her an das Herumgehen und Steigen in dem Walde und seinen Schluchten gewohnt waren, und es für ein begehrenswerthes Ding hielten.

So ging eine Zeit dahin, und der Waldgänger kam immer öfter und lieber in das Häuschen des oberen Raimund hinüber, und wenn er den Knaben nicht zu Hause fand, weil doch die Kindheit und die Jugend keine Folgerichtigkeit hat, und er seinem Triebe folgend allein in den Wald hinaus gegangen war, so eilte

der Greis bald an dieſe, bald an eine andere Stelle, wo ſie ſonſt gerne waren, um ihn zu ſuchen. Er hatte ihn, ſeinem Vorſatze getreu, da ſchon der Sommer beinahe zu Ende ging, einmal nach Hohenfurth hinunter geführt, und hatte ihm die Kirche gezeigt. Er führte ihn vor die Bilder und ließ ſie ihn anſchauen, er führte ihn vor das verſchiedene kunſtreiche Schnitzwerk und die Verzierungen der Stühle und Mauern, und endlich zu den Glocken hinauf. Dann gingen ſie wieder auf dem Fußpfade, der über die Teufelsmauer führt, zurück, und durch den Wald über Dornen, ſpitze Hölzer, knorrige Wurzeln, und über die bemooſten Steine und den feuchten Moorweg zu den Eltern hinauf. Dann kam ein milder Winter, in welchem ſie in Juchtenſtiefeln in dem wenigen Schnee herum gingen, der oft weich zwiſchen den Bäumen lag, die ruhig in der gelinden, grauen Nachmittagsluft ſtanden, und auf ſie herab tropften. Als endlich ſchon aller Schnee von den ganzen Bergen weg war, und ſie unten in Hohenfurth die Auferſtehung des Herrn begingen, führte er ihn zu dieſer Nachtfeier in das Kloſter hinunter, und ließ ihn von einer kleinen, abgelegenen Stelle des Chores in das große Lichtmeer, das von den vielen Kerzen in der Kirche angezündet war, hinunter ſchauen, und ließ ihn die Fahnen ſehen, die von dem Lichte angeleuchtet waren und farbig und ſchimmernd zu dem Feſte in der Kirche herum ſtanden. Dann warteten ſie, bis die Stimmen der Prieſter ertönten, und dann der Geſang des Volkes, und auch die ganze Muſik der Kirche und der Schall der feierlichen Trompeten und Pauken. Als das Feſt vorüber war, war es draußen auch ſchon ganz finſtere Nacht geworden, und ſie gingen bei dem Lichte einer ſchlechten Laterne, das der Waldgänger angezündet hatte, den langen Weg durch die Wälder und

dem angeschwollenen Moldauwasser entgegen zu der kleinen Wiese und dem darauf gelegenen Häuschen zurück. An einem der schönen Tage, die nun folgten, da schon alles trocken war und nur mehr die unzähligen kleinen Frühlingswässerlein in den Furchen der Wälder herab rannen, führte er ihn auf die Humberge hinauf, die gegen Mittag von dem Häuschen stehen und von deren Schneide man noch weiter gegen Mittag über das Land Österreich bis in die Steiermark hinüber sehen kann, und ließ ihn auf die blaue Kette der Alpen schauen, die in der dünnen, klaren, blassen Frühlingsluft wie ein Porzellanbildchen draußen lagen.

Sonderbar war es, daß der Knabe jetzt, seit er wirklich in dem Kloster unten gewesen war, kein Hohenfurth mehr baute, und auch keine Dinge mehr nach Hohenfurth wandern ließ; war es nun, weil er unterdessen doch älter geworden war — denn ein einziges halbes Jahr reicht in jener Kinderzeit sehr weit vorwärts in der Förderung der Entwicklung — oder war es, daß er sah, daß außerhalb Hohenfurth die Welt noch weit fort liege, und dasselbe nicht das Ende der Dinge sei, oder war es endlich, daß sich jetzt das Urbild in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt hatte, und jenen unbestimmten Duft der Einbildungskraft verscheuchte, der immer ohne Gestalt darinnen schwebte, und das Herz zur Gestaltgebung gereizt hatte.

Von nun an waren sie fast unzertrennlich beisammen. Die Eltern gestatteten sogar auch, daß der Knabe mit dem Greise in seine Wohnung zu dem Simmibauer hinübergehe, und dort über Nacht bleibe, wozu man ihm ein Bettlein auf die Erde gemacht hatte, oder daß er mit dem Waldgänger sonst wo herum wandere, und wenn sie die Nacht überkam, sein Lager mit ihm in

irgend einem Häuschen theile, wo sie gerne aufgenommen waren. Man sah sie jetzt oft mit einander in dem Walde emporsteigen, wie der Greis mit dem breiten Hute in der Furche voranging und der Knabe ihm folgte — oder man sah sie an dem Bette der Moldau sitzen, deren Wasser den Sand lieblich säumte, und um die Knollen Steine herumging, die auf demselben lagen, wobei der Knabe gerne die Füße im Wasser hielt und dasselbe daran waschen ließ, während der Greis höher saß und erzählte — oder man sah sie auch in dem Gesteine der Teufelsmauer herumgehen, namentlich in den vielen zerworfenen und zerklüfteten Trümmern, die an dem Fuße des großen Blockes und rings um seine abgewaschene Krümmung herum lagen, und man sah sie hiebei auf die Erde blicken, als suchten sie etwas, oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse, und die Bewegungen des Greises machte der Knabe genau nach.

Im Verlaufe des Sommers, der auf den gelinden Winter folgte, sagte der Waldgänger einmal zu dem Heger Raimund, als sie am Tische saßen und die Hegerin auf die Worte der Männer hin hörte: „Ich werde euren Knaben lesen und schreiben lehren."

„Wird es ihm nützen?" fragte der Heger.

„Da er auch daneben etwas anderes thut," antwortete der Waldgänger, „so wird es ihm nicht schaden. Das Rechnen aber, welches ich ihn auch lehren werde, wird ihm gewiß nützen, denn er braucht es sehr oft."

„Meinetwegen, so könnt ihr es thun," sagte der Heger.

„Es wird sehr gut sein," redete die Hegerin darein, „ich gebe ihm mein Gebetbuch, wenn ich sterbe, und er kann alle Gebete daraus lesen, welche darinnen sind."

Der Waldgänger ging am andern Tage mit ihm nach Hohenfurth, sie hielten sich an dem Kloster gar nicht auf, sondern gingen die ziemlich große Strecke weiter bis in den Marktflecken hinunter, gingen in das Kaufhaus, wo man alle Dinge bekommt, die erdenklich sind, das heißt, die nach den Bedürfnissen jener Waldgegend als nothwendig erscheinen, und der Waldgänger kaufte ein Papptäfelchen, das mit Papier überzogen war, und auf dem große, schwarze und rothe Buchstaben standen, die ganzen Buchstaben, aus denen unsere Sprache zusammengesetzt ist, mit der wir alle Dinge der Welt sagen können. Dann gingen sie wieder zurück gegen das Kloster, und von ihm in den Wald, der zu dem Heger hinauf führt — und auf dem Rückwege saßen sie in den Steinen am Moldauufer, das den Häusern von Kienberg gegenüber ist, nieder, und der Greis sagte alle Laute, welche die Zeichen, die auf dem Papiere eingeprägt sind, bedeuten, und der Knabe sagte sie nach. Sie saßen lange, die Düfte des Harzes von den vielen Fichten, die in jenen Wäldern stehen, zogen um sie: das ganz schwache und wohlstimmende Sausen, das selbst an den windstillsten Tagen in Nadelwäldern hörbar ist, war über ihrem Haupte oder vielmehr, man wußte bei der Unbestimmtheit des Tones nicht, ob er über dem Haupte ist, oder weiter vorne, oder weiter hinten, oder gar jenseits der Berge, über welche die dunkle Wucht der Wälder, von Wolkenschatten gesprenkelt, bläuend hinüber liegt; draußen, wohin ihre Angesichter durch Birkenzweige schauten, raschelte in abwechselnder Stärke die mit Steinen tändelnde Moldau; dunkles Himmelblau war in den Tannenzweigen, und ruhte stille; der Schiller der Waldtaube schwebte vorüber; jenseits hinter den Dächern der Häuser der Kienberge glänzten die Felsen, und manch' verlorener Schlag

eines feinen Glöckleins, vielleicht von einer kletternden Ziege, kam zu Zeiten über das Waſſer herüber.

Auf dem Wege, den ſie dann weiter durch die dichten Schatten des Waldes verfolgten, und auf dem ſchmalen, ſchwarzen Pfade, der dem Waſſer entgegen über die ſanfte Krümmung der Hügel führt und ſeine Farbe von den ſeit hundert Jahren verweſenden Nadeln hat, ſagte der Knabe: „Ich weiß es ſchon, Vetter, der dritte rothe heißt ce.“

Zum Schreiben brachte der Waldgänger aus ſeinen Sachen ein Papierſchiefertäfelchen hervor und einen Griffel, den er mit einem Schnürchen an die Tafel anhing. Er ſchrieb dem Knaben zuerſt mit dem Griffel die gedruckten Buchſtaben auf dem ſchwarzen Schiefer vor, und zeigte ihm, wie er ſie nachbilde; dann die geſchriebenen. Beide Täfelchen, das zum Lernen und das zum Schreiben, wurden in ein Leinenſäckchen gethan, das an einem Leinwandbande um die Schultern des Knaben hing, und das er auf ſeinen Wanderungen mit dem Greiſe mit ſich trug.

Wenn ſie dann zuweilen nach Hauſe kamen, das heißt in das Hegerhäuschen des oberen Raimund, und etwa ein ſchöner Abend über dem Walde war, der die langen Schatten der Tannenwipfel über das hellbeleuchtete kleine Stückchen der Wieſe warf, das Wäſſerchen zuerſt ſilberhell brennend und dann goldgelb machte — wenn die Männer mit einander redeten, weil ſie einen bekannten Baum abſchätzten, wie viel er wohl Klafter Holz geben möchte, oder weil ſie einen Weg entwarfen, der wohl der nächſte ſein dürfte zwiſchen hier und einer andern, ſehr entlegenen Waldſtelle — und wenn die Mutter unterdeſſen den Knaben in das hintere Stübchen neben der Küche genommen hatte, in das die Abendſonne recht warm hinein ſchien, ihn dort gewaſchen hatte,

ihm die Haare gekämmt hatte, daß sie wieder glatt und schön seien, und ihm endlich mit ihrer einzigen Schere, die sie hatte, die von der Sonne gespalteten und verwitterten Spitzen der Locken abgeschnitten hatte, daß sie wieder recht schlank und glänzend fortwüchsen: nahm sie dann einen Schemel, setzte sich auf denselben nieder, stellte den Knaben an ihre Kniee, daß er sie berührte, und fragte ihn um seine Buchstaben aus, die sie kannte, während der Vater, der Heger, nie etwas mit solchen Dingen zu thun gehabt hatte.

So verging nach und nach der Sommer, und es folgte kein so gelinder Winter, wie der vorige, sondern ein so harter, daß sich selbst die ältesten Leute nicht erinnerten, einen solchen je erlebt zu haben. Die Schneelasten drückten auf die Tannenäste, daß oft starke Bäume unter dem Drucke krachend zerbrachen, die Schlünde, die Steinmassen und auch die Wege waren hoch überfüllt, daß der Waldgänger oft viele Tage nicht in das Häuschen des oberen Raimund herüber gehen konnte. Und wenn sie dann doch ausgingen, weil sie die Kälte nicht achteten, nämlich er und der Knabe, und wenn ihr Hauch vor Kälte wie ein weißer, verdichteter Rauch unmittelbar von dem Munde wegging, und wenn manche Föhre einen Knall machte, wie eine abgeschossene Büchse, weil sie in ihrem Stamme vor Kälte zersprang, so konnten sie nach jeder Richtung gehen, die ihnen beliebte, ohne erst einen Steg zu suchen, um über das Wasser zu kommen; denn die Moldau lag unkenntlich da, nur große Stücke Eises, die eine vorhergegangene Überfluthung aufgestellt und gethürmt hatte, standen, wie die andern Steine und Blöcke, die auf dem Lande sind, da, und waren mit weißen, ungestalten Hüllen bedeckt, wie jene; übrigens war keine Bewegung an der Stelle, an welcher

ſonſt ein unaufhörliches Rieſeln und Regnen war. Die in der Gegend herum geſtreuten Häuschen waren in den vielen Schnee geduckt, ragten nur als kleine, weiße Erhöhungen hervor, und hatten dünne, blaue Rauchſäulen, die in dem allgemeinen Reife, der allüberall war, ſchnurgerade emporſtiegen.

Der Winter verging auch, und es kam wieder der Sommer. Der Knabe war noch in dem glückſeligen Alter, wo man im Sommer ſchnell vergißt, daß einmal ein Winter geweſen iſt, und daß wieder einer kommen werde. Er freute ſich jedesmal, wenn die Bäche des Schnees, die in jenen Gegenden ſpät, aber dann mit aller Gewalt erſcheinen, reichlich dahin floßen, weil er nun wieder barfuß und ohne Rock werde herum laufen können — ſo wie er ſich anderer Seits auch recht freute, wenn die erſten Flocken auf den ruhigen, harrenden, vielleicht ſchon gefrorenen Forſt hernieder fielen.

Wie die Lerchen auf den Feldern ſangen, der Finke in den Wäldern, die Schwalben pfeilrecht ſchoſſen und an den Häuschen Neſter bauten, wie an den rieſelnden Gräben der dichtgelbe Saum der Butterblume wuchs, und draußen auf den Feldern der blaugrüne, immer höher ſproſſende Sammt der Getreide wehte: gingen ſie freudig nach allen Richtungen herum, und jeder Tag brachte blaueren Himmel, weißere Wolken, und größere über die Waldwände herein gehende Hitze.

Wie die Zeit ſo verging, lernte der Knabe ſchnell die Beſchäftigungen des Greiſes. Er trug außer ſeinem Säckchen noch eine flache Taſche von Leder über die Schulter, die inwendig mit Blech gefüttert war, und in welche man Gewächſe und Kräuter thun konnte; auf dem gewirkten Bande, an dem dieſe Taſche hing, und auf dem andern Leinenbande, das ſein Schulſäckchen

trug, ſteckte eine große Menge verſchiedenartiger Stecknadeln, um etwa einen Schmetterling zu befeſtigen. Auch einen langen Stab trug der Knabe, an deſſen Ende ein Ring befindlich war, mit einem ſchlotternden Flore geſchloſſen, daß man damit manchen flatternden Falter haſchen konnte. Brot und Käſe trug er in einem Säckchen, wenn ſie eſſen wollten. Er lernte alle Raupen kennen und nennen und die verſchiedenen Geſträuche und Gewächſe, von denen ſie ſich nährten. Er kletterte an den Felſenwänden oder Blöcken empor, wenn dort Puppen waren, und ſuchte manchmal unter dem überhängenden Dache eines Steines an der Wand des Felſens hin, wenn etwa da ein Nachtfalter ſäße, und die mattfarbigen Oberflügel auf den grauen Stein legte, um Tagruhe zu halten. An den Zäunen und Blöcken, in dürrem Geſtrüppe und unter den Dächern der Häuschen wurde geſpäht. Die Mooſe erkannte er zuerſt an der roſtbraunen, oder hellgrünen, oder dunkelſammtigen Farbe, an den Haaren, oder an den glatten Herzchen, an den Spießen und Zacken und Knorren; ſpäter nannte er ſie mit lateiniſchen und griechiſchen Namen, und ſein ſcharfes Auge entdeckte ſie gleich unter dem andern Graſe und unter den hochaufſchießenden Halmen des Waldes, oder in der tiefen Finſterniß, wo Blöcke über einander lagen, und nichts als ein feinglitzerndes Wäſſerlein hervor rann. Die Steine, von denen die Leute in der Gegend glaubten, daß ſie alle die nämlichen ſind, und wo ſie höchſtens, wenn einer durch die darauf liegende Erde oder durch das darüber fließende Waſſer gefärbt war, ſagten: das iſt ein brauner, das iſt ein ſchwarzer, unterſchied er alle, und erkannte, daß ihrer eine ganze Menge ſeien, wenn ſie ſo unter dem Gerölle, oder unter dem herabgeſchlagenen Getrümmer, oder dem angeſchwemmten Geſchiebe herum

gingen: da war der dichtgesprenkelte Granit, der gelagerte Schiefer, der spielende Serpentin, der glatte Kiesel mit dem zuckerweißen Bruche, wenn man ihn zerschlug, und mehrere andere und wieder andere, besonders der Marmor, der plötzlich, wenn Alles grau war oder angeschlemmt, mit einem rothen Täfelchen hervor sah — und wenn Muscheln an dem Strande lagen, war die eine so, und die andere anders: gewundene und gerade, flach und tief, es waren bunte, perlglänzende, zerschlagene, verwitterte, die mit den Farben wie ein Regenbogen schimmerten. Und unter all diesem Herumgehen saßen sie wieder oft stundenlange in dem Walde nieder und betrieben das Lernen des Knaben. Man konnte sie so sitzen sehen, und in dem Buche oder auf der Schreibtafel grübeln — oder eigentlich man konnte sie selten sehen; denn meistens saßen sie einsam, wenn nichts um sie war, als etwa der liebliche Ruf der Amsel, oder sonst ein Waldlaut, den man nicht gleich deuten konnte, und kein Ding dastand, als die lichtbeglühten Stämme, zwischen denen ein stummer Falter flatterte.

Der Greis hatte auch ein Büchschen mit Tinte aufgetrieben, zum Schreiben. Es war mit einem Holzstöpsel gut zu schließen, daß keine Tinte heraus rinne, und dann war es mit einem darauf passenden Deckel zuzuschrauben. Der Greis hatte gemeint, es sei besser, wenn der Bube auch mit Tinte schreiben lerne, damit er es in die Übung bekäme, wie es bei andern Leuten gebräuchlich ist. Früher hatten sie blos mit dem Griffel auf der Schiefertafel geschrieben. Das Papier wurde in dem Schulsäckchen aufbewahrt — und oft, wenn der Knabe in den herabgesprenkelten Schatten vor einem Steine kniete, und darauf auf seinem Papiere mühsam schrieb, saß der sehr alte Mann

nicht weit von ihm auf einem andern Steine, und schnitt ihm mit einem feinen Messerlein Federn, die dann in einem langen, schmalen Holztrühelchen aufbewahrt wurden, das ein feines Brettchen als Schieber hatte. Gerechnet wurde meistens im Kopfe, und immer im Gehen, manchmal aber auch doch mit dem Griffel auf der Tafel.

Der Knabe war willig und folgsam, wenn der Greis sagte, daß man jetzt diese Dinge machen werde, er war folgsam, theils aus Liebe zu dem Greise, theils weil ihn die Sache reizte, daß er sie treffe, und er machte bedeutende Fortschritte darinnen.

Er hatte den alten Mann zuerst immer Vetter genannt, wie wir oben gesehen haben, und wie es fast alle Leute in der Gegend zu einander thun, einerseits, weil sie bei der dünnen Bevölkerung wirklich schier alle mit einander verwandt sind, andererseits, weil sie mit diesem Worte gerne ihre Zutraulichkeit und Freundlichkeit zu erkennen geben: aber zuletzt nannte er ihn Vater, weil seine Mutter es immer, seit der Greis zum ersten Male in ihr Häuschen gekommen war, gethan und er es sich angewöhnt hatte. Im nächsten Sommer darauf, also im dritten, da sich der Waldgänger und der Knabe kennen gelernt hatten, und der letztere schon Alles, was er lernen sollte, recht flink verrichten konnte, fragte er einmal den Greis: „Vater, warum ist denn eigentlich das Lesen und Schreiben, ich kann es jetzt schon sehr gut, und kann gar nichts damit thun?"

„Das ist darum," sagte der Greis, „damit du in der Zukunft noch mehr lernen könnest. Die Sache ist eigentlich seltsam, und ich werde suchen, sie dir begreiflich zu machen. Warum du das Andere in der Zukunft auch noch lernen sollst, und durch dieses wieder ein Anderes, ist freilich sonderbar und nicht erforsch

lich — aber es wird so sein, wie ich dir sagen werde. Die Leute haben viele Bücher gemacht, in denen Alles steht, was sie bis heute gethan und erfahren haben, und auch das, was keiner gethan und erfahren, sondern was nur mancher gedacht hat, welches zuweilen richtig, zuweilen unrichtig ist. In dem menschlichen Geschlechte ist nun ein wunderliches Streben — zuerst der Drang, sich zu entwickeln, dann Kinder zu haben, dann zu genießen, dann zu wissen, all die kleinen Dinge zu erforschen, Gott zu erkennen — allein das verstehst du jetzt noch nicht."

„Nein, ich verstehe es nicht."

„Weil du auch den Trieb hast, dich auszubreiten, wirst du viele Bücher lesen, und wenn du zugleich die Welt anschauest, wirst du manches aus ihnen schöpfen, was dir nützlich ist. Der schönste Gebrauch aber, den du vom Schreiben machen kannst, ist der, wenn du einmal weit von hier bist, und in den Ländern draußen herum gehst, daß du deiner Mutter schreibest, wie es dir geht."

„Wie ist das, meiner Mutter schreiben?"

„Du nimmst ein Papier, und schreibst alle die Worte darauf, die du deiner Mutter sagen würdest, wenn du bei ihr wärest, und dieses Papier gibst du dem Boten mit, der immer die Wege hin und hergeht, daß es nach Hohenfurth gelange, und von da zu der Mutter, welche die Worte lesen wird. — Ein solches Buch aber, aus dem du etwas lernen kannst, werde ich dir nächstens geben."

„Ja, Vater, gebt mir ein solches Buch."

Sie waren eben, als dieses Gespräch vorfiel, auf dem Wege, der in einer großen Krümmung von der Teufelsmauer weg an der Moldau durch den Wald des Hirschberges geht — das heißt:

durch den Wald geht kaum ein Weg, sie gingen über die dunkeln, grünbemooſten Steine unter den Fichtenzweigen weg, und ließen ſich von dem immer hörbaren Rauſchen der Moldau leiten — dann kommt man aber zu dem Steindlhammer, wo ein Fahrweg, der von der Romandlmühle herabführt, vorbei geht, und durch das Moldauthal an dem Abdecker vorüber zu dem Kloſter Hohenfurth hinab leitet. Als ſie an dem Häuschen des Abdeckers ankamen, ſaß der uralte Adam auf dem hölzernen Bänkchen, das vor der ſchneeweißen Wand des Häuschens ſteht, und ließ ſich von der Sonne anſcheinen. Er hatte ein kurzes Lederbeinkleid an, ſchlotternde Strümpfe an den Füßen, und Schuhe, die ihm zu groß geworden waren. Der Oberkörper war mit einem rothen Leibe bedeckt, ſonſt hatte er keinen Rock an, ſondern nur die bloßen Hemdärmel, und auf dem Haupte gar nichts. Die Haare des geſchorenen Bartes, der in langen Stoppeln aus dem Kinne hervorſproßte, waren ſchneeweiß, und die des Hauptes, welche noch reichlich quollen, waren ebenfalls ſo weiß wie im Frühlinge die Blüthen des Kirſchbaumes. Das Angeſicht war hager, aber noch ſchwach roth. An ſeiner Seite ſaß ein anderer alter Mann, um ſich gleichfalls zu ſonnen. Er ſah dem alten Adam ſehr ähnlich, nur hatte er ein rötheres Angeſicht und keine ſo dichten Haare, ſondern dünnere, ſchlichter herabgehende, die ebenfalls keine andere Farbe hatten, als weiß. Sonſt war er gekleidet wie ſein Nachbar, nur daß die Füße keine Schuhe und Strümpfe anhatten, ſondern nackt auf den warmen Boden der Erde herab gingen, und die dunkle, von der Sonne hervorgebrachte Farbe zeigten. Unter dem Thorwege richtete ein rüſtiger Mann den Karren zuſammen, um fort zu fahren, und tiefer im Hofe drinnen ſah man drei kleine Kinder ſpielen. Als

die zwei Wanderer, der Alte mit dem breiten Hute und der Knabe mit dem bloßen Kopfe, die verſchiedenen Dinge tragend, die ſie gerne mit hatten, aus ihrem ſtaubigen Wege auf die ſonnige Gaſſe hervor kamen, blieben ſie ſtehen, weil es der Waldgänger ſo einrichtete, und derſelbe ſprach zu dem älteren von den zwei auf der Bank ſitzenden Männern: „Gott grüße euch, Adam, das iſt ein ſchöner, warmer Tag heute.“

„Ja, es iſt ein warmer Tag,“ antwortete der Angeredete, „aber in meinen Jahren iſt die Sonne nicht mehr leicht zu heiß.“

„Wie alt ſeid ihr denn, Adam?“

„Ich glaube, es werden ſiebenundneunzig ſein, wenn ich mich nicht verzählt habe, etwa um eines oder zwei.“

„Habt ihr nicht auch Kinder und Enkel gehabt?“

„Ja, der hier neben mir ſitzt, iſt mein Sohn, er iſt dreiundſiebenzig Jahre alt. Er hat auch ſchon übergeben, und iſt im Ausnehmerſtübchen, wo er mich bei ſich behält. Sein Sohn dort, der jetzt den Braun herausführt, mein Enkel, hat lange nicht heirathen wollen, aber endlich hat er es doch gethan, und jetzt ſind ſchon wieder drei kleine Kinder da. Sind ſie denn nicht gleich bei uns geweſen?“

„Sie ſitzen im Hofe drinnen, Vater,“ ſagte der jüngere von den zwei auf der Bank ſitzenden Männern.

„So, ſo,“ antwortete ihm der alte Adam.

„Sind denn nicht Kinder oder Enkel von euch fortgegangen, eine Weile nicht nach Hauſe gekehrt oder gar draußen in der Welt geblieben?“ fragte der Waldgänger.

„Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt,“ antwortete der alte Adam, „und der iſt nie von mir fortgegangen, ſondern er

iſt immer bei dem Häuschen geblieben, und hat die Arbeit gethan. Wenn er in die Kirche hinaus ging, oder weit um ein Thier fahren mußte, ſo rechne ich das nicht. Er hat wieder auch nur einen einzigen Sohn gehabt, der gleichfalls zu Hauſe geblieben iſt. So haben wir fort gelebt, und wenn einer alt geworden iſt, gingen die jüngern zu der Arbeit und thaten den ältern in das Ausnehmen."

„So, ſo, ſie ſind alle da geblieben," ſagte der Waldgänger. — „Lebt wohl, Adam, wenn ich wieder herab komme, werden wir wieder etwas mit einander reden."

„So lebt wohl, und ſeid nicht gar zu fleißig," erwiederte der alte Adam.

„Wenn ich auch recht fleißig wäre, ſo iſt mein Fleiß nicht mehr ſo ergiebig."

„Nun, nun — einen kleinen Theil der Arbeit nimmt ſchon euer Sohn auf ſich, und wenn er größer wird, wird er noch mehr auf ſich nehmen."

„Es iſt nicht mein Sohn," ſagte der Waldgänger, „ſondern er gehört dem oberen Raimundheger."

„So, ſo, ſo, das habe ich nicht gewußt," antwortete der alte Adam, während die zwei Wanderer ihren Fuß weiter ſetzten, und in dem ſchmalen Fahrwege hinab gingen, gegen eine Ecke, wo eine Biegung der Moldau iſt, und ein Zaun und Bäume ſtehen, die ihnen den Rückblick auf das weiße Häuschen entzogen.

Sie gingen hinunter bis zu der Abtei, und wendeten ſich dann wieder links gegen die Berge und gegen das Häuschen des Simmibauer, wo ſie am Abende ankamen. Am anderen Tage blieben ſie zu Hauſe, und der Waldgänger wirthſchaftete in ſeinen Sachen herum, wobei der Bube mitwirkte, als wolle er helfen.

So verging die Zeit dem Greiſe, wie es im Alter gewöhnlich iſt, ſehr geſchwinde — dem Knaben, weil er vorwärts ſtrebte, ſehr langſam — und einmal im Spätherbſte, als ſie an einem gegen die Waldrinne hinein gehenden Abhange ſaßen, da die Sonne ſchon müder ſchien, da die Blätter abfielen, da die Kohlmeiſe ſich ſammelte, um fort zu ziehen, da keine Schwalben mehr da waren, und der leichte, dunkle Winkel der Wildgänſe am blaſſen Himmel zog, ſagte der Knabe: „Vater, ich gehe nicht von euch, ſo lange ich lebe.“

„Mein Kind,“ antwortete ihm der Waldgänger, „du wirſt um vieles länger leben, als ich, und du wirſt auch früher von mir gehen, als ich ſterbe, und als du dann allein fortleben müßteſt. Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geſchweige denn fremde; ſondern ſie gehen alle fort, um ſich die Welt zu erobern, und laſſen die Eltern allein zurück, wenn ihnen dieſe auch Alles geopfert, wenn ſie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch ſchon ſo das Geſetz der Natur ſein. Die Liebe geht nur nach vorwärts, nicht zurück. Das ſiehſt du ja ſchon an den Gewächſen: der neue Trieb ſtrebt immer von dem alten weg in die Höhe, nie zurück; der alte bleibt hinten, wächſt nicht mehr und verdorrt. Und wenn auch die Zweige bei einigen zurück zu gehen ſcheinen und nach abwärts ſtreben, ſo iſt es nur, daß ſie die Erde berühren, um einen neuen Stamm zu gründen, der, den Platz verlaſſend, ſogleich wie ein Pfeil in die Höhe ſchießt. Siehſt du die Erdbeeren, ſie haben lange, feine Schnüre, die an dem Boden fortſtreben, und wenn eine ſolche Schnur einmal nach auswärts geht, kehrt ſie niemals mehr zu dem Urſprunge um, von dem ſie gekommen, ſondern ſie erlangt ein Häkchen, mit dem ſie in den

Boden greift, um von diesem Mittelpunkte neue, fortlaufende Geschlechter zu erzeugen, die immer weiter in die Ferne streben. Du liebst ja auch deine Mutter nicht so, wie du von ihr geliebt wirst. Es ist sehr selten, sehr selten, daß ältere Söhne noch bei ihren Vätern bleiben. Ich habe zwei gekannt, die sehr zärtlich waren, und ihre Ämter ließen, um bei dem Vater bleiben zu können. Sie gingen auch nicht zu ihren Freunden, wenn er Abends etwa krank war, sondern saßen bei ihm und beachteten sein Leiden. Aber das ist eine Ausnahme und es ist selten. Auch ist es nicht oft so, wie bei dem alten Abdecker Adam, bei dem sie nur blieben, weil sie draußen gleichsam verachtet, und lieber daheim bei den Ihrigen sind, und thun, was die Familie seit Jahren her gethan hat."

Nach diesem Gespräche waren sie stille und gingen abwärts gegen das Thal der Moldau, und zwischen den einzeln gelegenen und weit zerstreuten Häuschen hin, wo die Bewohner entweder Laub heimsammelten, daß es zur Winterstreu diene, oder mit Holz oder Reisig oder selbst mit Abfällen von Stroh die Seite des Hauses verbauten, wo im Winter die kalten Winde ankommen werden, oder von dem zweirädrigen Karren die Spätkartoffeln abluden, die sie von dem kleinen Felde nach Hause gebracht hatten. Am Abende kamen die zwei Wanderer zu dem Hegerhäuschen des oberen Raimund, auf dessen Wiese gar nichts mehr war, als etwa noch eine Zeitlose, die aber auch schon verblüht und von den Nachtreifen verstört war.

Schon nach einem Jahre ging es in Erfüllung, was der Waldgänger hier so trübselig vorausgesagt hatte. Der Holzflößer Simon, der Taufpathe des Knaben, von dem derselbe den Namen Simon oder Simi, wie ihn die Eltern immer aus-

ſprachen, erhalten hatte, ſagte einmal zu dem Heger, da der Knabe ſchon ſo groß ſei und auch ſo unterrichtet, ſo ſei es doch einmal die Pflicht der Eltern, daß ſie ihn irgend wohin thäten, wo er das lerne, was einmal zu ſeinem Lebensunterhalte dienen könnte — und er wiederholte dieſen Ausſpruch öfters. Die Eltern fragten den Waldgänger, zu dem ſie das größte Vertrauen hatten, und ohne deſſen Rath ſie gar nichts mehr thaten. Dieſer ſagte, der Holzflößer habe Recht, und es müſſe ſo geſchehen. Als man den halben Sommer berathſchlagt hatte, wie man es machen müſſe, und als man endlich damit im Reinen war, ſchnitt der Vater an einem kalten Novembertage, an welchem der Boden ſehr hart gefroren war, einen Haſelnußſtab von dem Gehege, und als man den Knaben in dicke, warme, ihm fremde Kleider gehüllt hatte, die ihnen ſehr ſchön erſchienen waren, führte er ihn fort in die Fremde, daß er dort etwas lerne. Der Knabe folgte willig und geduldig, weil alle, die er kannte, geſagt hatten, daß es ſo ſein müſſe.

Das Hegerhaus war nun ſehr einſam, da die beiden durch den Wald fortgegangen waren, und der dünne Rauchfaden ſtieg gleichſam betrübt zu dem grauen Novemberhimmel hinauf, als ſich die Hegerin zu Mittag eine Suppe kochte, die ſie immer, wenn ihr Mann nicht zu Hauſe war, ſtatt geſetzmäßig zu kochen, ſchnell machte, und auf dem Schemel des Küchenſtübchens ſitzend, wo ſie ſonſt die glatten, blonden Haare des Knaben gekämmt hatte, aß. Den Waldgänger ſah man mit ſeinem grauen Rocke und großen Hute zwiſchen den weißen, entlaubten und daher durchſichtigen Birkenſtämmen des Kienberghanges hinüber in das Häuschen des Simmibauer gehen.

Acht Wochen nach dieſem Ereigniſſe iſt auch der Waldgänger

auf immer von dieſer Gegend fortgegangen. Der Simmibauer ſagte, er ſcheine ſich ſo ſehr um den Knaben des Raimundhegers gehärmt zu haben — „aber ich glaube es nicht,“ ſetzte er hinzu, „denn was kann denn ein Mann, der noch dazu in ſo hohen Jahren iſt, mit einem ſolchen Knaben zu reden haben?“

Der Bauer zeigte uns Buben im nächſten Sommer, da wir einmal bei ihm waren, noch die ſehr ſchwer mit Nägeln beſchlagenen Schuhe des Waldgängers, die er da gelaſſen hatte, weil er ſich ſehr große Juchtenſtiefeln hatte machen laſſen, und mit ihnen im hohen Schnee fortgegangen war. Er hat ein großes Buch mitgenommen, zwiſchen deſſen Blättern viele Mooſe eingepackt waren. Die Schuhe wurden nach und nach von dem Simmibauer zerriſſen, ſonſt war nichts von dem Alten zu ſehen. Wir wuchſen auf, und keiner von uns hätte gewiß mehr in ſeinem Leben an den Waldgänger gedacht, wenn mir nicht zufällig ſpäter einmal ſein früher geführtes Leben bekannt geworden wäre, das wir im folgenden Kapitel erzählen wollen.

2.

Am Waldhange.

Ein ganzes Menschenalter früher, ehe sich das ereignete, was wir oben beschrieben haben, wurde weit entfernt von dem bisherigen Schauplatze einem Elternpaare ein Knäblein geboren, so wie fünfundsechzig Jahre später den Hegerleuten ihr Knabe geboren wurde. Beide Elternpaare hatten das gemein, daß sie nach lange unfruchtbarer Ehe mit diesem Kindersegen erfreut wurden, bei beiden blieb das geborene Kind das einzige, und bei beiden war es von der ganzen andern Welt abgeschieden, und schier nur allein auf die Berührung mit seinen Eltern angewiesen. Zwar um den Geburtsort jenes älteren Knaben lagen nicht so sehr Wälder und Berge herum, wie um den des Hegerbuben, auch waren seine Eltern nicht gar so eingeschränkt, daß sie beinahe nichts anderes kannten, als die Stämme der Bäume, die um sie herum standen, und das vorbei rinnende Wasser: allein es war auch nicht gar viel anders. Der Vater war ein Prediger in einem Dorfe des nördlichen Deutschland, auf welche Stelle er sehr lange gewartet hatte, die er jetzt bereits zehn Jahre bekleidete, und von der er sich nicht weg verlangte. Um das Dorf lagen nicht, wie wir sagten, Wälder und Berge, sondern es war vielmehr eine Ebene herum, auf welcher gerade gar kein

Wald war: aber wenn man so hin sah, so standen die wenigen Bäume der Zäune und Raine so winzig draußen an dem Himmel: die Felder mit dem Weizen, der Gerste oder dem Haiden waren nach geringer Breite schon so kleine Streifen und Linien; die ungeheure Himmelsglocke war so voll von weißen und grauen und blaulich schimmernden Wolken; ein Kirchthurm, ein Amthaus oder sonst eine Wohnung, in der sich wieder Menschen befanden, war so sehr, wenn gerade eine günstige Beleuchtung darauf fiel, ein weißer, leuchtender Punkt oder Strich in einem blauen Streifen draußen, daß man in dem Pfarrdorfe eben so abgetrennt von der übrigen Welt der Menschen war, als hätte man mitten in einem großen Walde gelebt. Der Vater entfernte sich niemals von dem Dorfe, außer wenn er nachmittags mit seinem spanischen Rohre in den Feldern spazieren ging, und ein einziges Mal während seiner Amtsführung, wo er in einem Wägelchen fort fuhr, weil er in dem Consistorium draußen etwas zu thun hatte. Von der Welt kam auch niemand in das Dorf herein, außer wenn in zwei, drei Jahren einmal ein Amtsbruder mit seiner Ehehälfte, oder mit einer sittsam gekleideten Tochter erschien, und bei den Predigerleuten den Kaffee einnahm. Der Vater erwiederte niemals solche Besuche, theils weil er nicht leicht sehr weit gehen konnte, theils weil er wegen der vielen Studien, die er sich auferlegte, nicht dazu kam, die Welt zu genießen. Die Bauern fuhren in die Stadt, wenn sie nach der Ernte ihr Getreide verkaufen wollten, sonst auch wohl noch der eine oder der andere, wenn Jahrmarkt dort war, und er für die nächste Zeit etwas in seine Wirthschaft brauchte. Der Pfarrhof und die Kirche, an deren Außenmauer und Hintergitter eine Menge Fliederstauden wuchsen, waren eine kleine Strecke von

dem Dorfe entfernt, das ſich ſo hinter Weiden und einigen alten Obſtbäumen verſteckte, daß man es kaum ſah. Das Innere des Pfarrhauſes und der Hof wurden äußerſt reinlich gehalten. Der Hof, welcher nur an drei Seiten von dem Gebäude umgeben war, war mit Sand beſtreut, und das Gebäude hatte gegen ihn rings herum einen Gang mit viereckigen, gemauerten Säulen und einem niedern Mäuerlein als Brüſtung, was dem Pfarrer ſehr gefiel, weil er darin gehen konnte, und das Ding etwas Schloßähnliches hatte. Manchmal ſtanden auch langſtielige Pflanzen oder andere ſeltſame Dinge darinnen. Die größte Schönheit der Gegend beſtand in dem Pfarrgarten, in welchem alle Jahre derſelbe Wechſel der Erſcheinungen vor ſich ging: Primeln, Tulpen, Levkoien, Monatroſen, dann die große Roſe, Nelken, Georginen und Aſtern. Die Mutter des Knaben, die Pfarrersgattin, war eine klare, ſtille, blauäugige Frau, die zwiſchen den Aſtern und Georginen herum ging, und ihren Knaben ſittſam erziehen wollte. Sie kam noch weniger aus als ihr Mann, ging ſelten mit ihm ſpazieren, und konnte oft kaum abkommen, in das Dorf hinab zu gehen; ſondern ſie war immer in der Umfriedung ihres Hauſes, waltete in demſelben und ſchaffte Reinlichkeit. Sie ging ſehr fein und langſam im Hauſe herum, und drang wie ein Sonnenſtrahl in alle Klüfte, daß der Staub ſich entferne, und jedes rein, glatt und ſcharf ſei. Von der Wohnung ging ſie in die Kirche, wo ſie die am meiſten von ihrem Manne erbaute war, und zu Hauſe gab ſie ihren zwei Mägden das Beiſpiel des Duldens und der ſanftmüthigen Mäßigung. In die Welt ging ſie nicht, nicht etwa, weil ſie dieſelbe haßte, ſondern weil ſie nicht ging. Wenn von Dingen draußen geredet, und die Rede an ſie gerichtet wurde, ſagte ſie blos: „das weiß ich nicht.“ Dieſe

Antwort bekam am meiſten ihr Mann — denn von außen kam ſelten etwas herein — wenn er in einer Erdbeſchreibung, die auch nicht mehr wahr war, las, und ihr dann von Sitten und Gebräuchen der Völker erzählte, die überall auf der Erde ſind.

Weil es ein Theil des Berufes eines Predigers mit iſt, ſeiner Gemeinde mit einem guten Wandel vor zu leuchten, ſo durfte ſein Knabe, da er heran wuchs, nicht zu den übrigen Buben des Dorfes hinaus, um mit ihnen zu ſpielen; ſonſt hatte er auch kein Geſchäft in dem Dorfe, wie vielleicht, um etwas zu holen, weil es ſtets die Mägde verrichteten, — und ſo war er immer unter den Eltern, mußte dort gehen und ſtehen und ſich benehmen, wie ſie es befahlen, und mußte lernen und ſich auf ſeinen künftigen Beruf vorbereiten. Er ſah nichts, als die Ebene und den großen Himmel darauf und im Winter das warme Stübchen und den Ofen. Der Vater unterrichtete ihn ſelber in allen Fächern, die ihm in der Zukunft nothwendig ſein konnten, und da er ſich ſelber in den Arbeiten, die er unternommen hatte, wenig Muße gönnte, ſo theilte er auch dem Knaben den ganzen Tag ein, daß jede Stunde ihre Beſchäftigung hatte, die einſt nützlich ſein könnte — was der Knabe alles pünktlich erfüllte.

Wie es bei Vätern häufig geſchieht, daß ſie ihren Kindern alle möglichen Stände gönnen, nur den eigenen nicht, ſo wollte der Pfarrer auch, daß ſein Georg nicht Theologie ſtudiere, und den mühſeligen Weg zu einer Pfarrei gehe, den er ſelber gegangen war. Der Knabe aber wäre am liebſten ein Prediger geworden, und er hätte ſchon jetzt nichts ſo gerne gethan, als ein geſetzmäßiges Gewand angezogen, Reden gehalten, confirmirt, die Chriſtenlehre ausgebreitet und dergleichen mehreres, aber der Vater gab es nicht zu, ſondern das Ziel ſeiner Wünſche ging

dahin, daß ſein Sohn ein Sindicus oder Amtmann, oder ſonſt ein Kanzleiherr würde, der in einem großen Hauſe ſäße und ſeine Kinder gut verſorgen könne. Er richtete ſich ſchon jetzt bei ſeinem Unterrichte nach dieſem Zwecke, und trug ihm alles vor, von dem er nur irgend denken konnte, daß es ihm in dieſem ſeinem Berufe Vortheil bringen möchte. Namentlich lehrte er ihn gut Latein, und drang auf eine ſchöne, leichte, leſerliche Handſchrift, der Knabe lernte und erfüllte Alles, was ihm der Vater zu lernen und zu erfüllen vorlegte.

So kam endlich die Zeit, wo der Prediger ſagte, daß der Sohn nun Alles könne und wiſſe, was ihm zu können und zu wiſſen noth thäte, und daß er nun in eine Lehranſtalt hinaus ziehen müſſe, um die eigentlichen Brotfächer zu treiben, und ſich darin zu vollenden. Die Mutter hätte ihr Kind am liebſten bei ſich behalten, und hätte ſich keine größere Seligkeit denken können, als wenn alle Tage einer nach dem andern gekommen wären, und ihr unſchuldiger Knabe immer neben ihr geſpielt hätte. Aber, wie ſie eine verſtändige Frau war, die einſah, daß er ſeinem Stande gemäß hinaus müſſe, um zu lernen, und gleich ſeinem Vater etwas zu werden, und wie ihr ganzes Leben ein Opfer geweſen war, um der Tugend zu huldigen und den Leuten ein Beiſpiel zu geben; ſo opferte ſie ſich auch hier, und ließ ihren Sohn von ſich, ohne ein Wort der Einrede dagegen zu ſagen. Sie hatte ihn mit allem Möglichen an Wäſche, an Kleidern, an nützlichen Werkzeugen, und guten Lehren verſehen, was er nur immer in der Fremde und in der Abgeſchiedenheit von ſeinen Eltern brauchen könnte; man gab ihm noch, was Alles die herjährigen Erſparungen des Hauſes vermochten, er nahm Abſchied und ging fort, und trug das ſinnende Weſen mit, das er von

der Mutter, und die Einfachheit, die er von dem Vater hatte. Die Eltern blieben in der großen Stube sitzen, und sandten ihm ihren tausendfältigen Segen nach.

Als er, den seine Mutter noch immer für einen Knaben hielt, der aber unterdessen ein ordentlicher Jüngling geworden war, in der Universitätsstadt ankam, die man ihm als den Zielpunkt seiner nächsten Laufbahn zugewiesen hatte, war sein erstes, die Briefe abzugeben, die ihm der Vater und der Superintendent, ein alter Schulfreund des Vaters, mitgegeben hatte — ein Schulfreund, den der Vater jetzt fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Dann bezog er die Wohnung, die ihm von einem Freunde des Vaters in Vorhinein bestellt worden war, und dann ging er daran, sich in seinen nun vorzunehmenden Studien einzurichten. Es war ausgemacht worden, daß er die erste Zeit, wo er noch wenig Bekanntschaften und Empfehlungen hätte, von dem Gelde leben solle, das ihm die Eltern mitgegeben hatten, und daß er dann, wenn er einmal eingewohnt und bekannt geworden wäre, sich durch Lehrstunden den nöthigen Unterhalt verschaffen sollte, wozu der Pfarrer schon das legen werde, was das Pfarrhaus alle Jahre in Ersparung bringen könnte. So hielt er es auch, und er kargte mit dem Mitgenommenen, daß er den Schatz nicht gar so schnell verschleudere, und sich in seinem Gewissen den Vorwurf eines Verschwenders machen müsse. Das sah er bald, daß es mit dem von seinem Vater mitbekommenen Wissensvorrathe nicht so ganz seine Richtigkeit hatte; denn er sah, daß er Vieles von dem Vater nicht gelernt hatte, was er hier brauche, und daß er Vieles gelernt habe, was ihm hier zu nichts nütze sei. Er mußte sich daher, da er einmal Einsicht in die Sache bekommen hatte, einen ganz andern Plan

machen, als der zu Hauſe entworfen worden war, und vieles nachholen, an deſſen Nothwendigkeit man nicht gedacht hatte. Aber es machte auch nichts. Er ging bis zu dem Punkte zurück, von dem er glaubte, daß er da mit Sicherheit ausgehen könnte, und begann ſeine Lerngegenſtände einzutheilen, und ſie planmäßig nach vorwärts zu verfolgen. Er ging mit dem größten Eifer darüber und arbeitete mit innigſtem Fleiße fort. So wie er zu Hauſe vom Lernen nur ausſetzte, wenn er mit dem Vater ſpazieren ging, wobei ihn dieſer bei der Hand nahm und neben den Saaten hinführte, ſo ſaß er auch hier den ganzen Tag bei den Büchern, und nur gegen Abend ging er aus, und ging ein wenig in den Feldern, die um die Stadt lagen, herum, weil ihm aufgetragen worden war, durch Leibesbewegungen auf ſeine Geſundheit zu ſchauen. Sein ſchönes Angeſicht, welches roth und weiß war, und die ſanften, ſchwärmenden Augen darinnen fielen ſchon damals manchem auf, aber er wußte es nicht, daß er ſie hatte, und lebte fort. Nach und nach wurde er bekannter unter den Leuten, bekam Anträge für Lehrſtunden, nahm ſie an, und beſorgte ſie mit größter Pünktlichkeit. Er füllte von nun an ſeine Zeit aus, zwiſchen den eigenen Arbeiten, die ihn in ſeiner Bahn fördern ſollten, und zwiſchen dem Unterrichte, der Andern beibringen ſollte, was ſie noch nicht wußten.

Es war zu Hauſe ausgemacht worden, daß er zur Erſparung des vielen Reiſegeldes drei Jahre nicht nach Hauſe kommen ſollte. Ehe das dritte noch ganz um war, konnte er aus eigenen Mitteln die Reiſe beſtreiten, und wollte ſeine Eltern überraſchen. — Und eines Tages im ſpäten Herbſte, da ſchon die meiſten Felder der Ebene braun waren, weil man ſie geackert hatte, und einige dazwiſchen ſchon das blaulich grüne bethaute Dunkel der

Wintersaaten trugen, ging ein schlanker Mann mit einem schwarzsammetnen Rocke, einem schwarzsammetnen Barette, langen, auf die Schultern fallenden Haaren, und einem großen Knotenstocke bei dem hinteren Gitter des Gartens herein, das so wie das vordere niemals zugesperrt war, und ging neben den allerletzten Resten der von den Nachtfrösten schon ganz schlapp gewordenen Astern vorüber gegen das Predigerhaus hin. Der Pfarrer war eben im gewöhnlichen schwarzen Gewande und mit einer langen Pfeife im Gange der viereckigen Säulen, und putzte die Stämmchen der Rosenbäume, die in Töpfen standen, daß sie rein seien, ehe sie in das winzige Glashaus kämen, das er sich in diesen drei Jahren her erspart hatte — und die Mutter sah bei dem Fenster der Speisekammer heraus, da der junge Mann durch den Garten ging — beide erkannten in ihm sogleich ihren Sohn Georg, und es war eitel Freude in dem ganzen Hause. Wenn sich auch seit der Zeit gar nichts geändert zu haben schien, so war doch manches anders geworden: die sehr vielen, unendlich kleinen Fältchen und Linien im Angesichte der Mutter, die sie gehabt hatte, als der Sohn fortgegangen war, waren nun größere und tiefere geworden, und neue, feine und nach allen Richtungen laufende waren zwischen ihnen zum Vorscheine gekommen, auch das Angesicht, das sonst immer mit einem Hauche von Roth überzogen gewesen war, war schier ganz weiß und fast noch feiner geworden als früher — nur die Augen waren so blau und gut geblieben, wie sonst: der Pfarrer hatte spitzere Ellbogen bekommen, sein Gang war nicht mehr so sicher und er selber schien etwas kleiner geworden zu sein: der Knabe, die späte Frucht zweier alternder Eheleute, die sie sich so sehnlichst gewünscht hatten, war ein Jüngling geworden, sein An-

geſicht war dunkler und blühend, und um ſein Kinn und um ſeine Lippen war der reiche Anflug des erſten Bartes zu erblicken.

„Gott grüße dich, mein Sohn Georg," ſagte die Mutter.

„Gott grüße dich. Haſt du dir alle die ſchönen Sachen, die du da an haſt, erſt in der letzten Zeit machen laſſen?"

„Ja, Mutter," antwortete der Sohn, „nicht nur dieſes habe ich mir machen laſſen, ſondern ich habe noch manches Andere, das aber zu Hauſe in der Truhe iſt, weil ich es auf der Reiſe nicht brauchte, und weil es nur für die Stadt paßt."

Der Vater wollte wiſſen, wie ſich der Rector befinde, was dieſer und jener Pedell mache, wie dieſe und jene Kneipe emporgekommen, wie ſich die Burſchenſchaften anlaſſen, und wie dieſer und jener Gebrauch geübt werde: aber der Rector war ein griechiſcher Mann, der Alles auf Hellenenthum bezog, die Pedelle waren geſtorben, die Kneipenwirthſchaft war in neue Hände gekommen, und die Sitten und Gebräuche und Benehmungsweiſen der Burſchenſchaften waren ganz anders geworden.

Der Sohn blieb ſo lange zu Hauſe, als es ſeine Geſchäfte gönnten, und als es die Liebe ſeiner Eltern heiſchte, daß er bleibe, ohne deswegen demjenigen, was für ſeine Zukunft nöthig wäre, Abbruch thun zu wollen. Endlich war die Zeit wieder um, und er mußte fort. Er war erſt jetzt daran, in die eigentliche Univerſität einzurücken, und die Brotfächer, wie ſich der Vater ausdrückte, zu beginnen. Er nahm zum zweiten Male Abſchied, ſie entließen ihn mit Thränen und Segenswünſchen, aber nicht mehr mit ſo vielen guten Lehren, wie das erſte Mal, weil er bereits ſo groß und verſtändig geworden war, und die alternden Eltern ſich nicht getrauten. Er ging wieder über die Ebene zu Fuße fort, wie er gekommen war, und die durch ihn belebte Pfarr-

wohnung war wieder so einsam, wie vorher. Die Einsamkeit war alle Tage die nämliche, so wie die Sonne alle Tage die nämliche und einsame war, welche auf das Dach der Wohnung nieder schien, und Abends stets dieselbe Stelle des Kirchthurmknopfes vergoldete. Jahre um Jahre gingen dahin: der Pfarrer predigte, die Gattin hielt die Habe zusammen, die Bauern führten ihr Getreide in die Stadt, und die Felder der Ebene mit den geringen Wechseln, die die Verlegung der Getreidearten hervorbrachte, hatten das Ansehen, welches sie hundert Jahre her gehabt hatten.

Der Sohn des Predigers war in der Stadt, und hatte indessen alle Studien, die zu dem Stande, der seinem Vater der liebste war, paßten, mit größtem Eifer aufgenommen und fortgesetzt. Er wendete denselben Fleiß darauf an, den er bisher immer angewendet hatte, er ließ kein Fach daneben liegen, von dem er glaubte, daß es ihm einmal in seinem künftigen Stande nützlich sein könnte, er hatte inzwischen noch so viele Zeit gefunden, seinem Hange, der ihn zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften trieb, ein wenig nachzugehen und diese Dinge daneben zu treiben, und er ging endlich seinem Ziele, einmal in die amtliche Wirksamkeit einzutreten, entgegen. Allein seine Eltern erlebten dieses nicht mehr. Wie ein Prediger gewöhnlich schon alt ist, wenn er sein Amt antritt, wie seine Gattin gewöhnlich schon ältlich ist, wenn sie seine Braut ist, weil er sie meistens schon in den Studienjahren kennen lernt, und die Leute in Liebe, Treue und Ergebenheit ausharren, bis sich irgend ein Pfarrplätzchen findet, in das sie einrücken können, wo dann häufig Amtsantritt und Trauung zusammenfällt — da endlich hier auch noch zehn Jahre nach der Vermählung vergehen mußten, bis die Predigerin ihrem Manne den Sohn Georg gebar:

ſo ſtarben beide Eltern, ehe der Sohn das erreichen konnte, wohin ſie ihn gehen ſahen. Der letzte Brief des Vaters war noch recht heiter geweſen, und da der Sohn nur die Schriftzüge ſah, die die nämlichen geblieben waren, nicht aber die des Antlitzes, die ſich in den wenigen Jahren, ſeit er wieder abweſend war, ſchnell verändert hatten, ſo kam ihm die Todesbotſchaft zu früh, als ein Ding, deſſen Möglichkeit er ſich wohl gedacht, deſſen Eintritt er aber noch weit in die Jahre hinaus geſchoben hatte. Als er die Nachricht bekommen hatte, daß ſeine Eltern, obwohl ſie ſchon alt waren, doch für ihre Jahre noch zu früh, eines nach dem andern geſtorben ſeien — that er anfänglich gar nichts, er ſetzte alle ſeine Studien aus, und lebte eine Weile wie im Müſſiggange fort. Dann gab er alle ſeine bisherigen Beſtrebungen auf, und fing an, Mathematik, Naturwiſſenſchaft, mechaniſche Wiſſenſchaften und Baukunſt zu betreiben — und ſo wie er früher, durch ſeine Erziehung daran gewöhnt, Ausdauer und unſägliche Geduld hatte, wenn er einmal etwas für recht erkannte, und alle Opfer brachte, um das Angefangene durchzuführen: ſo machte er es auch jetzt ſo, und bot alle Kräfte auf, ſeinem neuen Zwecke näher zu rücken, um ſo mehr, da ihn dazu ſeine Neigung zog, und er das Frühere nur aus Liebe zu ſeinen Eltern gethan hatte. Er ging noch einmal nach Eiſerode, ſo hieß das Dorf, wo ſeine beiden Eltern begraben waren. Auf ihren Gräbern waren einfache Kreuze, in dem Pfarrhofe waren fremde Menſchen, in dem Garten wurden die Dinge umgeändert — und die Ebene, auf welcher die Felder waren, und die grauen Strohdächer des Dorfes, die aus den Weiden und Obſtbäumen hervorſahen, und die Sonne, die auf alles das hernieder ſchien, waren gerade ſo, wie, da er noch als Knabe unter dieſen Dingen herum gegangen

war. Er ging wieder zu Fuße über die Ebene fort, er ging in die Stadt, in welcher er bisher seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieben hatte, er blieb jetzt auch nicht in derselben, sondern ging wieder von ihr fort, und kam nach und nach in südlichere Gegenden, die bisher in dem Glanze der dorthin stehenden Sonne recht freundlich zu ihm herüber geschienen hatten. Da er von Kindheit an nur um seine Eltern gewesen war, da sich erst weit von dem Rande der Ebene, in der er aufgewachsen war, wieder eine dichtere Bevölkerung von Menschen befand, da er auch während seiner Studien mit wenigen, man könnte sagen, mit Niemanden Umgang gehabt hatte, sondern immer bei den Büchern gesessen war, und mit den Menschen gleichsam nur wie mit zufälligen Naturgewalten in Berührung gekommen war, die nach ihren inwohnenden, fremden Gesetzen wirken, nicht wie mit lebendigen Wesen, die innerlich sind, wie er, und in Liebe und Haß zugethan und abgeneigt sein können: so hatte er etwas Scheues, Abgezogenes, man könnte sagen, Wildes, bekommen und da seine Eltern nun todt waren, so erschien es ihm, als sei er der einzige Mensch auf der Welt, und sonst gäbe es keinen. Darum mochte es auch gekommen sein, daß er sich von der Rechtswissenschaft und den Staatslehren abgewandt hatte, welche überall eine Geselligkeit und einen Zusammenstoß von Menschen voraussetzen, die in lebendiger Leidenschaft, in Gunst und Abgunst auf einander wirken, die es für ihn nicht gab. Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heran wuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denkmale von Todten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls

selbstständig da stehen, schöne Merkmale zeigen, die als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken, und in ihrer düsteren Pracht auf diejenigen weisen, die hinüber gegangen sind und da weilen, wo seine Eltern sich jetzt befinden. Er kam bei seinen Wanderungen nach dem Süden auch in Wälder, deren er keine bei seinem Heranwachsen in der Heimath gesehen hatte, und dergleichen ihm nur, da er sich ferne von der Heimath in der Stadt aufgehalten hatte, wo er seinen ersten wissenschaftlichen Bestrebungen oblag, in sehr unbedeutender und kümmerlicher Gestalt vorgekommen waren. Er liebte diese Wälder sehr, ging gerne in ihnen herum, und suchte nach allerlei Gegenständen in denselben, die er sich, mühsah und zu Sammlungen vorbereitete. Auch große Gebirge erblickte er, verweilte in ihnen, und sah ihre Zacken und Mauern und Kronen wie gewaltige Bauwerke an, die in uralter Zeit einst jemand aufgeführt hatte. Da ging er gerne allein neben den strömenden Wässern, die am Fuße dieser Bauwerke in den Thälern dahin rollten. Weil er bei seinen Erlernungen jetzt nicht mehr an gewisse Vorschriften gebunden war, als nur an solche, die er sich selbst gab, weil er keine Prüfungen abzulegen hatte, wo er sich über seine Tüchtigkeit in einem Fache ausweisen mußte, sondern weil ihm nur die Sache als solche oblag, daß er sie in Besitz bekomme und einstens anwende, wie es ihn freue: so richtete er sich seine Studien so ein, wie sie ihm am zweckmäßigsten schienen, und wie er glaubte, daß er am leichtesten zum Ziele gelangen könnte. Er kaufte sich Bücher, wo er sie nur immer für sein Fach bekommen konnte, und untersuchte sie und lernte in ihnen. Er hatte kein anderes Vermögen, als das wenige, was er sich während seiner ersten wissenschaftlichen Laufbahn, die er wieder verlassen hatte, durch Unterricht

geben erwarb, und zum Theile in Erſparung zurück legte. Es war nicht viel, aber bei ſeiner Art, ſehr mäßig zu leben, mochte es ſchon noch eine Weile reichen. — So wanderte und lebte er fort — und wenn er zu irgend einem im Baue begriffenen Werke kam, an dem ſehr viele Menſchen gleichſam wie Maſchinen arbeiteten, ging er hinzu, verdingte ſich bei dem Werke, und arbeitete mit. So war er endlich dreißig Jahre alt geworden — und in dieſer Zeit lernte er ein Mädchen kennen, zu dem er eine mächtige Leidenſchaft faßte.

Sie war die einzige Tochter einſt wohlhabender, ja reicher Eltern. Beide Eltern ſtammten ebenfalls aus dem nördlicheren Deutſchland her, und die Mutter war ſogar die Nachbarin des Mädchens, in dem die einſame Ebene und das Pfarrhaus lag, in welchem Georg aufgewachſen war. Dieſe Mutter hatte das zweifelhafte Geſchenk empfangen, das ſchönſte Mädchen der Stadt zu ſein, in welcher ſie geboren worden war. Es bewarben ſich alle heirathfähigen Männer um ſie, namentlich aus ihrer eigenen, weit verbreiteten, wohlhabenden Verwandtſchaft. Sie würde auch einen derſelben genommen haben. Aber da erſchien der Vater unſeres Mädchens — er war auf der Durchreiſe begriffen, lernte zufällig die allgemein begehrte Schönheit kennen, und trat in die Reihe der Bewerber. Da ſeine Reiſe blos eine zur Luſt war, ſo ſchlug er ſofort ſeinen Aufenthalt in dem Städtchen auf, und theils ſeine Wohlhabenheit, theils ſein vornehmes Benehmen machte ihn zu dem gefährlichſten Nebenbuhler der andern. Aber doch waren die Eltern des Mädchens der Bewerbung entgegen, weil ſie dasſelbe nicht gerne von ſich und aus der Stadt mit einem fremden Menſchen fortgelaſſen hätten, auch das Mädchen ſelber war ihm nicht mehr geneigt oder abgeneigt als den andern, ja

vielleicht war sie gegen ihn, als den Fremden, scheuer, als gegen die einheimischen: aber das alles steigerte noch den Wunsch und die Leidenschaft des Bewerbers, daß sie wie mit düsterem Schmerze aus seinen Augen heraus sahen, und der einmal zufällig hingeworfenen Äußerung, daß ihm ohne sie das Leben keinen Werth habe, und daß er es mit Leichtigkeit hinwerfen würde, ein gefährliches Siegel der Wahrheit aufdrückten. Sonderbar, — wie jedes Tiefe und Gefühlte entzündet, so war gerade das, was die Eltern noch mehr zurückschreckte, in die Verbindung zu willigen, geeignet, das Mädchen zu entflammen, daß sie nun erklärte, diesen einzigen wolle sie, und keinen andern. So ward sie seine Gattin, und unter dem Murren aller Verwandten und Bekannten, daß man eine so reiche, schöne Erbin einem Fremden hingebe, von ihm fort geführt. Unter der Reise, da sie noch zärtliche Zweifel an die Beständigkeit seiner Liebe ausdrückte, versicherte er sie und schwur ihr, daß er die Worte des Predigers, die er bei der Trauung an sie gerichtet hatte, ewig vor Augen haben, und sie ewig freundlich, sanft, liebevoll und nachsichtig behandeln werde, wie jetzt. Die Augen der jungen Gattin strahlten vor Freude, und sie dankte Gott in ihrem innerlichsten Herzen, daß sie einen so edlen, herrlichen Mann zum Gatten erhalten habe. Er führte sie weit von ihrem Geburtsorte weg auf seine Besitzung, die nahe an einer großen Stadt war, ja, man könnte sagen, noch in derselben lag, da der Garten in seinen hintern Theilen die Stadtmauer und die Gärten der Vorstadthäuser berührte. Hier richtete er sich ein und schaffte erst nach seiner Ankunft Alles an, was ein eheliches Leben heischte, da er bei seiner Fortreise nur gedacht hatte, daß er eine Reise durch ganz Deutschland machen und keine Ahnung gehabt hatte, daß er eine Gattin mitbringen würde.

Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Verwandten waren da, weil er eigentlich vom Rheine herüber stammte und sich erst da angekauft hatte. Er häufte alles an Schmuck und Kleidern nur immer erdenkliche Schöne auf seine Gattin, und wenn er sie zu Freunden und Bekannten in der Stadt herum führte, um sie ihnen zu zeigen und sie mit ihr bekannt zu machen, und wenn sich die unzweideutigsten Zeichen der Bewunderung in den Mienen und Augen kund gaben, war er unsäglich stolz und triumphirte über die Schönheit des Weibes seiner Wahl. Am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe gebar sie ihm ein Töchterlein, das die sehr großen, schwarzen Augen der Mutter auf die Welt brachte, und nach wenigen Monaten zeigte, daß es auch die sehr langen Wimpern derselben erhalten werde, und das feine Weiß und Roth des Angesichtes, und den unbeschreiblich lieblichen Mund, auf dem gleichsam alle Holdseligkeit des schönsten Herzens lag. Es wurde mit wahrhaftiger Pracht behandelt, und lag in seinem Bettlein in einem Schneeschimmer von Linnen und in andern Bestandstücken des Geschmackes und der Verschwendung. Das Kind hatte in der Taufe, die nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche vollzogen wurde, den Namen Eleonore Elisabeth Corona empfangen, nach dem Namen der Großmutter — nämlich der Mutter des Vaters — nach dem der Mutter, und endlich nach dem der Pathin. Die Mutter brachte nach zwei Jahren ihrem Gatten auch einen Sohn, aber derselbe starb schon im ersten Monate, und von da an hatte sie kein Kind mehr, so daß das Mädchen das einzige blieb. Auf die Erziehung dieses Kindes verwendete der Vater nun alle seine Sorgfalt und alle seine Mittel. Es war so schön geworden, wie er es sich erwartet hatte, das Antlitz hatte um die ungewöhnlich

großen Augen eine ſolche Reinheit der Farbe, und es ging ein ſo zartes Weiß und Roſenroth der Kindheit gegen die Wangen und das ſanfte Kinn hernieder, daß es mehrmal geſchah, daß Freundinnen der Mutter dieſelbe auf die Gefahr aufmerkſam machten, die es für die Geſundheit des Kindes haben könnte, wenn ſie dasſelbe ſchon ſo ſehr ſchminkte — worauf die gewöhnliche Antwort war, daß die Mutter das Kind emporhob, ein Tuch nahm, und mit demſelben die Wangen und die Stirne des Mädchens rieb, um zu zeigen, daß auf dieſen Stellen keine künſtliche und gefährliche Farbe angebracht ſei, wie man vermuthet hatte, worauf es immer geſchah, daß das Roth der geriebenen Wangen in einen noch tieferen, kindlichen Purpur überging, und die unbewußten, großen Augen noch mehr daneben erglänzten. Der Vater kleidete das Mädchen in die ſchönſten Gewänder, die man für Kinder erſinnen konnte, und wenn es, da es größer geworden war, in ein Sammtröckchen gethan wurde, daraus die Füßlein in koſtbaren Stoffen und ſchönen Stiefelchen hervorſahen, und wenn das zarte Haupt von den dunkelſten Locken, die es bekommen hatte, umwallt war, ſetzte es der Vater gerne in den Wagen, ſetzte eine reich gekleidete Wärterin, die es halten mußte, dazu, und ließ es von den ſchönſten Pferden, die es in der Gegend gab, im Triumphe herumfahren. Es kam mit friſcheren Äuglein und geſunderen Wangen von einer jeden ſolchen ſauſenden Fahrt zurück. Zur Bedienung und Wartung hatte es eine Amme, die nur zur Oberaufſicht da war; denn geſäugt war das Kind von der eigenen Mutter worden, dann hatte es eine Wärterin und zwei Mägde. Sein Zimmer war mit Allem verſehen, was nur immer in jedem Falle der Krankheit oder Geſundheit eines Kindes nothwendig ſein könnte. Daneben wurden bereits, da das

Kind noch ganz klein war, zwei andere Zimmer des Gebäudes eingerichtet, die ihm dienen ſollten, wenn es herangewachſen wäre. Alle Fächer, Käſten und Tiſchchen ſtanden in den Zimmern, welche Mädchen brauchen können, um ihre tauſend Sachen unter zu bringen und darauf zu legen, eine ausgewählte Bücherſammlung war da, auf einem Geſtelle lagen bereits die Notenbücher von bis jetzt vorhandenen, von Mädchen am meiſten geliebten Muſikſtücken. In der Ecke ſtand ein Pianoforte, in der damaligen Zeit ein ſehr neues und ſehr koſtbares Werkzeug; auch eine Harfe mit großem, ſchwerem Reſonanzboden und mit übermäßigen, goldenen Verzierungen, von dem ſchneeweißen Vorhange des Fenſters halb überdeckt und von dem rothſeidenen Faltenwurfe desſelben an ihrem Fuße umbauſcht, ſtand unter dem Fenſterbogen da, und ſah in das Zimmer heraus. — Auf dem Ankleidetiſchchen lagen alle und jede Dinge, die ein weibliches Weſen, wenn es ſich ſchmückt, als Werkzeuge gebrauchen, oder, wenn ſie auch unnütz ſind, doch wenigſtens als daliegend wünſchen könnte — der große Spiegel, um die ganze Geſtalt ſehen zu können, ſtand daneben, kleinere, um Theile des Körpers zu unterſuchen, lagen und hingen zum Handgebrauche herum — die wirklichen Schmuckſtücke waren zum Theile ſchon vorhanden; denn in einem aus Ebenholz und Elfenbein verfertigten Käſtchen lagen viele Sammtfächer, in deren jedem ein Juwelenſtück war, Edelſteine nach zuſammengehöriger Art gefaßt, daß ſich die Beſitzerin mehrere Male ganz neu ſchmücken konnte, dann war an feinen Linnen und Spitzen und dergleichen, den Moden nicht ſo ſehr unterworfenen Dingen ſchon Alles in unverarbeitetem Zuſtande da, um, wenn die Beſitzerin einſt eintritt, nur die Schere anlegen zu können: für die andern Dinge und Stoffe,

welche in kleinen Zeiträumen ſchnell ändern können, ſind ſchon die Käſten und Fächer in Bereitſchaft, um am Tage vorher, ehe die Herrin eingeführt wird, hinein gelegt zu werden, und an allen Sachen in Seide, Wolle, Gold- und Silberſtickerei, welche die Zeit eben hat, die Räume zu füllen, und die Gebieterin mit keinem Mangel und keiner unwirthlichen Leere zu empfangen.

Als das kleine Mädchen nach und nach heranwuchs, bekam es immer mehr an Bedienung und an Aufmerkſamkeiten, und mit allen Sachen, die einem aufblühenden Mädchen von Wichtigkeit ſein können, wurde es reichlich umringt. Es bekam die beſten Lehrer, die in allen Fächern zu haben waren, und es wurden die beſten Mittel zum Unterrichte angeſchafft. Als es vierzehn Jahre alt war, wurde es in die oben beſchriebenen Zimmer eingeführt, und es wurde ſeiner Einbildungskraft Alles übergeben, was die zwei vorgerichteten Zimmer enthielten.

Die Mutter des Mädchens war eine ernſte, einfache, ruhige Frau, die lieber eine ungekünſtelt gute Wirthſchaft geführt hätte. Sie ſchien ſehr unglücklich zu ſein. Sie wurde krank und ging in dieſer Krankheit in den Zimmern herum, und die großen, ſchwarzen Augen ſtanden jetzt recht geſpenſterhaft in der Bläſſe des Angeſichts. Endlich ſtarb ſie, die Hand auf das Lockenhaupt ihres Kindes gelegt, und die Augen, immer blödſinniger ſchauend, erbarmend und feſt auf ſie gerichtet. Der Vater ließ die Verſtorbene mit Pracht begraben. Er ließ ihr das ſchwere, ſeidene Gewand, das reich mit Gold geſtickt war, das er ihr vor mehreren Monaten als eine Ueberraſchung gebracht, und das ſie kaum einmal auf dem Leibe gehabt hatte, anziehen, damit ſie ſchön da liege, feine Blondſpitzen mußten das weiße Angeſicht, das jetzt ſcharf gezeichnet war, und keine Spur der ehemaligen Schönheit

mehr zeigte, umgeben, und die Krauſe um den Hals wurde vorne von einem Edelſteine, einem unlängſt gekauften Rubin, zuſammengehalten. So ward ſie in das Grab gelegt.

Wenige Tage nach dem Begräbniſſe ließ der Vater ſeine Tochter zu ſich in ſein Schreibzimmer entbieten, ſtellte ihr dort die bisherige Haushälterin, mit der er ſchon bei Lebzeiten ſeiner Gattin in einem unerlaubten Verhältniſſe geſtanden war, vor, und ſagte, dieſe ſolle ſie nun wie eine Mutter ehren und ihr die Hand küſſen, wie ſie es der verſtorbenen gethan. Die Tochter antwortete in dieſem Augenblicke nichts, als ſie möchte mit dem Vater allein ſein, und da die Haushälterin ſich entfernt hatte, ſagte das Mädchen, ſie ſei nun ſechzehn Jahre alt, ſie ſelber wolle die Wirthſchaft führen, er ſolle nur einige Monate zuſehen, ſie werde es ſo gut machen, wie die Mutter — aber dieſe Frau müſſe er auf immer aus dem Hauſe geben.

„Das willſt du, Corona?“ ſagte der Vater, indem er aufſtand, zu ihr trat, und ihr in das Angeſicht ſah, „du wirſt gewiß thun, was ich dir befehle.“

„Nein, Vater, ich werde es nicht thun.“

„Ich ſage dir, du wirſt es thun.“

„Nein, ganz gewiß nicht.“

„Nicht!?“ ſagte der Vater. Er nahm ſie, ihr in die Augen ſehend, mit ſeiner Hand bei der Schulter und ſtieß ſie zurück, daß ſie in das Sopha niedertaumelte. Sie weinte nicht, und ſagte kein einziges Wort.

Am anderen Morgen, als der Tag kaum angebrochen war, trat ſie, gekleidet wie eine Reiſende, zu dem Bette des Vaters, und ſagte, daß ſie in der Nacht gepackt habe, und daß ſie jetzt fortreiſen werde.

„Wohin wirst du denn reisen?"

„Zu der Großmutter."

Der Vater versagte es: allein da mehrere Tage vergingen, und das Kind hartnäckig immer dasselbe verlangte — nach mehreren heftigen Auftritten, wo sie immer, wenn sie gefragt wurde: „warum denn?" unausgesetzt schwieg — nachdem er sie noch einmal bei beiden Schultern gefaßt, heftig geschüttelt, und sie ihm nichts als das unveränderliche, ausdruckslose Angesicht entgegen gehalten hatte — und nach unleidlicher Verwirrung im Hause gab er auf einmal nach, und, halb ihre Absicht fördernd, halb sich die Miene gebend, als ahne er nicht, was sie vor habe, ließ er sie ihre Sachen weiter packen — im entscheidenden Augenblicke ritt er gar in den Wald hinaus, und in einem Wägelchen, das sie selber gemiethet hatte, fuhr das Mädchen von dem elterlichen Hause fort. Der Fuhrmann lenkte von der Stadt ab, zielte gegen den Wald hin, und auf der Straße zwischen den grünen Bäumen rollte das Fuhrwerk fort, niemanden auf seinem Sitze enthaltend, als das einsame Mädchen. Sie hatte von den Edelsteinen, die in ihren Zimmern lagen, nur das mitgenommen, was sie bisher getragen hatte: das andere, und alles von der Mutter ließ sie zurück. Der Vater hatte ihr noch Reisegeld und Briefe zugestellt.

Nachdem sie mehrere Tage gereiset war, und sich in Städten, wohin sie Briefe hatte, ein paar Tage aufgehalten, und von den Leuten, denen sie empfohlen war, eine recht freundliche Aufnahme gefunden hatte, kam sie endlich bei der Großmutter an. Sie wurde von dem Wagen, in dem sie in der letzten Nacht, nachdem sie früher auf allerlei Postwägen gewesen war, wieder ganz allein mit dem Fuhrmanne während Regen und Gewitter im Walde

gefahren war, herab gehoben und in ihr Stübchen geführt, da von dem Vater schon vorher ein Brief gekommen war, der ihre Ankunft gemeldet hatte.

Die Großmutter war eine einfache, ehrliche Kaufmannsfrau aus der alten Zeit. Sie hatte ihre Tochter während der ganzen Ehe derselben nicht besucht, und nur einmal einen Besuch von den jungen Eheleuten bekommen, den sie mit großer Pracht abgestattet hatten. Ihr Mann, der früher für die Verhältnisse des Städtchens reich gewesen war, hatte sich dem Spiele ergeben, und war so herabgesunken, daß er kaum mehr wohlhabend genannt werden konnte. Endlich starb er, und Handelsverweser, die ungetreu waren, brachten das Herabgekommene noch weiter herunter, daß zuletzt kaum mit Noth etwas anderes übrig war, als die nackten Mauern des Hauses, und eine dürftige Summe, von deren Erträgniß die bereits sehr alte Frau lebte. Der Handel war ganz aufgegeben. Die andern Verwandten, die Brüder des Mädchens, das einst die größte Schönheit der Stadt gewesen war, und die Geschwisterkinder desselben waren inzwischen reiche Leute geworden, sie trieben sämmtlich bürgerliche Gewerbe und Handel, manche zwei derselben, breiteten sich aus, hatten Häuser und hatten Söhne und Töchter, die sich auch mitunter den Geschäften schon unterzogen und sich selbstständig zu machen suchten. Unter diesen Verwandten ging das wunderschöne Mädchen ein paar Jahre herum, war von ihnen gelitten, und wurde öfter bei diesem und bei jenem eingeladen. Sie war anfangs durch ihre ausgezeichnete Kleidung ein seltsamer und fremder Gegenstand unter ihnen gewesen, aber sie gewöhnten sich bald daran. Von einigen wurde sie leise gehöhnt, von andern zum Heirathen begehrt, und als sie es ausschlug, wurde sie von allen gehaßt.

Die Großmutter hielt ſie in ihrem Hauſe, wie es nach den Verhältniſſen, die in demſelben walteten, möglich war. Der Vater ſchickte von Zeit zu Zeit Geld — forderte ſie aber nicht mehr zurück, und alle die Pracht, mit der er ſie zu erziehen angefangen hatte, ſchien dahin und vergeſſen zu ſein.

Nach einiger Zeit — es war eben im dritten Jahre, ſeit Corona bei der Großmutter war — blieben die Geldſendungen aus, und da man ſich eben darüber zu beunruhigen anfing, kam die Nachricht, daß alle Habſeligkeiten und Beſitzungen des Vaters von ſeinen Gläubigern in Beſchlag genommen worden ſeien. Da nun über das, was die Mutter Corona's beigebracht hatte, nirgends eine Urkunde vorhanden war, ſo leuchtete ein, daß auch dieſes verloren ſei und ſie nie würde Anſprüche darauf geltend machen können. Sofort fingen die Verwandten nun an zu ſagen: „Warum hat denn dein Vater das Vermögen deiner Mutter aus unſerer Handlung genommen, da wäre es ihm und dir ſicherer geweſen, er hat größere Procente gewollt, nun hat er gar nichts, uns hat er damals genöthigt, und hat uns wehe gethan, jetzt zeigt ſich's, wie es geworden — warum hat er denn ſo gewirthſchaftet — warum iſt denn deine Mutter mit ihm fortgegangen, warum mußte ſie denn dieſen heirathen, den ihr alle abgerathen haben, nun liegt ſie im Grabe, er iſt ein Bettler, und du biſt zu uns geſendet worden, daß wir dich jetzt erhalten. Aber ſie war immer hochmüthig und eigenſinnig, und du wirſt es auch ſein."

Die Großmutter ſagte dieſes und ähnliches nicht, ſie war eine gegen die Welt immer gleichgiltiger werdende, alte Frau, und fuhr fort, dem Mädchen Alles zu geben, was ſie in ihrer beſchränkten Lage konnte. Dieſe aber ſchenkte noch ihre wenigen

Habſeligkeiten ihren Verwandten, die ſie annahmen, vorzüglich waren die Edelſteine darunter, die ſie als Eigenthum von dem väterlichen Hauſe hatte mitnehmen können, und anderes, was als Schmuck gelten konnte — dann nahm ſie von dem, von dem Vater geſendeten Gelde, das die Großmutter, weil ſie mit ihrer Enkelin ſehr eingeſchränkt lebte, zum größten Theile erſpart hatte, die Hälfte, und ging fort in die Welt.

Sie war feſt entſchloſſen, Alles, was ihr die Fremde bringen würde, unweigerlich zu tragen.

Durch den Tod ihrer Mutter, durch die unerhörte Veränderung, daß ſie ihr Vater mit ſolcher Pracht und Üppigkeit zu erziehen angefangen, und dann ſo leichtſinnig unter fremde Menſchen gelaſſen hatte, und durch die Härte ihrer Verwandten war ſie jetzt ganz allein auf der Erde. — Aber noch mehr allein war ſie, als ſie nach mehreren Monaten den nunmehr auch erfolgten Tod ihres Vaters vernahm. Es war dies der einzige Brief geweſen, den ihr ihre Verwandten je geſchrieben haben. Vorher hatte ſie keinen empfangen, und ſie empfing auch nachher keinen mehr. Sie hat aber auch nie einen geſchrieben. Von all' denen, die ihr, da ſie noch kaum ein den Windeln entwachſenes Kind war, gehuldigt hatten, die ſie mit Schmeicheleien und Liebkoſungen umringt, und Berge von Ergebenheit auf ſie gebaut hätten, war jetzt keiner mehr vorhanden — man beachtete ſie entweder gar nicht, oder man wollte ſie verführen.

Durch die Kenntniſſe, die ſie ſich in den wenigen Jahren ihrer ſorgfältigeren Erziehung durch ihre guten Anlagen erworben hatte, und durch das, was ſie während des Aufenthaltes bei der Großmutter und in der Geſellſchaft ihrer Verwandten an häuslichen Beſchäftigungen und Verrichtungen gelernt hatte, und

endlich durch das, was sie sich bei jeder Gelegenheit in der Zukunft ihres Lebens zuzueignen vor hatte, glaubte sie befähigt und berechtigt zu sein, in Dienste treten zu können. Sie kam, nachdem sie an zwei Orten wegen unzureichender Kenntniß der untergeordneten Dienstverrichtungen entlassen worden war, zu einer alten Gräfin als Gesellschafterin, die sie behielt. Und wenn nun die Gräfin rief: „Aber, mein Kind, wie sind Sie doch ungeschickt — wie haben Sie doch gar keinen Verstand — wie ist Ihre Erziehung vernachlässigt worden — wie albern man doch seyn kann — wie erbärmlich das ist —" so hielt sie ihre großen, schönen Augen ruhig und that die Dinge, wie sie die alte Frau wollte. Und wenn sie den großen Arbeitskorb dorthin stellen mußte, weil die Gebieterin es wollte, und gleich wieder weg, weil sie es auch wollte, wenn sie den Schemel wegrücken mußte, dann herzu, dann weg, wenn die Fenstervorhänge zu viel Licht herein ließen, dann zu wenig, wenn es zu heiß war, dann zu kalt, wenn sie die Arbeit auf die befohlene Art machte und dann zertrennen mußte, wenn sie gescholten wurde, weil die Gräfin etwas vergaß, wenn sie verachtet wurde, weil sie etwas recht machte: so sagte sie auch nicht ein einziges Wort — und wenn ihre Gestalt, deren Wuchs so schön geworden war, wie man es sich nur immer hienieden denken konnte, unten in dem Garten stehen mußte, bis es den Möpsen gefällig war, hinauf zu gehen, so sah sie auf das Gras und die darin wachsenden Blumen, bis die Hunde Miene machten, über die sommerliche Treppe hinauf zu laufen — dann wendete sie sich um, ging auch hinein, und das nachwallende Kleid, das die schönsten und reinsten Glieder deckte, verschwand hinter der Schwelle.

Hier war es auch, wo sie der Pfarrerssohn Georg, von dem wir oben erzählt haben, kennen lernte. Er hatte an sehr

verſchiedenen Orten bei Bauten gearbeitet, hatte theilweiſe ſelber hie und da Arbeiten geleitet, und nach und nach eine Gattung Ruf in Hinſicht ſeiner Kenntniſſe und Geſchicklichkeit erlangt. Einen größeren Bau hatte er in der Nähe der alten Gräfin, die immer auf ihrem Landſitze lebte, ausgeführt. Dies veranlaßte die alte Frau, welche längſt ſchon einen Umbau der ſommerlichen Gebäude, die von dem Schloſſe einige Flintenſchüſſe entfernt in dem Garten lagen, eigentlich ein Gartenhaus vorſtellten, aber durch die verſchiedenen Zubauten der vielen vorhergehenden Geſchlechter eine Sammlung von Gartenhäuſern geworden waren, und daher unzuſammengehörig und ungeſtaltet daſtanden, im Plane gehabt hatte, die Sache nun wirklich ins Werk zu ſtellen, und den jungen Mann dazu zu gewinnen. Sie ſchrieb ihm einen Brief in die Nachbarſchaft, wo er noch immer beſchäftigt war, daß er kommen und das Vorhandene anſehen möchte. Da er es gethan hatte, wurde verabredet, daß er zuweilen herüber kommen, und wie es ſeine Zeit zuließ, die Pläne nach und nach fertigen möchte. Er hatte mit der Gräfin einen Vertrag gemacht, der vorläufig auf Anfertigung der Pläne ging, die ſo eingerichtet ſein ſollten, daß ſie das zu erbauende an das bereits vorhandene ſo anſchlöſſen, oder dasſelbe ſo abänderten, daß das Ganze wie eine einzige, urſprüngliche Baute ausſehen ſollte. Unter den Bedingungen, welche der Baumeiſter immer an die Spitze ſeiner Verträge ſtellte, und ohne deren Genehmigung er auf die Beredung der folgenden Punkte gar nicht einging, war auch die, daß er von ſeinem angefangenen Werke in jedem Augenblicke fortgehen dürfe, ohne daß man irgend einen Erſatz, Rechtfertigung oder dergleichen verlangen könne, wenn ihm nämlich die Nebenarbeiter, die ihm an die Hand gehen ſollen, oder die Perſönlich-

keiten derer, die ihm zugewiesen worden sind, und auf den Bau Einfluß haben, oder selbst die des Bauherrn nicht recht sind, und seine Gedanken in Hinsicht des Werkes beirren, was er dann immer, ehe er ginge, auseinander setzen würde. Die Gräfin wollte anfänglich auf diesen Punkt nicht eingehen, da er aber Miene machte, die Sache sofort abzubrechen, that sie es doch. Er kam nun öfter, wenn er von seiner Beschäftigung abkommen konnte, auf die Besitzung der Gräfin herüber, und war oft stundenlange, wenn er Zeichnungen gebracht hatte, und dieselben beredet wurden, bei ihr in dem Zimmer. Endlich war man mit den Entwürfen fertig und einverstanden. Die Abtragarbeiten begannen, wobei Georg die Menschen größtentheils selbst bestimmte, welche an der Arbeit beschäftigt sein sollten. Als er dann in der Nachbarschaft mit seinem Werke ziemlich zu Ende war, und nur mehr die kleineren Aufputzgeschäfte erübrigten, wobei man ihm auch in eine mäßige Entfernung die Modelle und Zeichnungen nachbringen konnte, zog er ganz zu der Gräfin herüber, und schlug seinen Wohnsitz in dem Schlosse auf, oder eigentlich nicht in dem Schlosse, sondern in einem Nebenbaue, wo, als noch großes Leben in dem Schlosse war, und die Grafen viele Leute und Gesellschaft sahen, der Stallmeister mit den ihm zugegebenen Personen gewohnt hatte. Es waren da mehrere wüste Zimmer, in die er schnellgezimmerte, weiche Tische stellen ließ, um seine Papiere auszubreiten, und Kisten, um sie in dieselben einschließen zu können. Es begann nun der Umbau der Gartenhäuser.

Hier war es, wo, wie wir sagten, er eine mächtige Leidenschaft faßte. Diese Leidenschaft war um so mächtiger, als er bisher immer einsam gewesen war. Er hatte das seltsame Mädchen

öfter geſehen und bemitleidet. Wenn er zur Gräfin mit ſeinen Plänen gekommen war, war ſie gewöhnlich in dem Zimmer geſeſſen, und hatte gethan, was ihr von der alten Frau befohlen worden war. Jetzt, da er in ihrer Nähe wohnte, hatte er beſſer Gelegenheit ſie zu beobachten, und ihr ewiges Schweigen und ihre Ruhe zu ſehen. — Die verödete Größe, die in ihrem Weſen lag, lockte ihn an. Er erkundigte ſich um ihre Schickſale, und erfuhr, wenn auch nicht genau die Lage der Sache, doch etwas, das der Wahrheit nicht gar zu ferne lag. Da er nun ſah, daß ſie ſo allein ſei, wuchs ſie immer mehr in ſein Weſen, daß er ſie durch die dunklen Bäume des Gartens mit ſich zu ſeinem Baue trug, wo er ſtand, alle Dinge, die da werden mußten, beſichtigte, vom Staube umringt war, und aus dem rührigen Getümmel der hundert Hände, die da beſchäftigt waren, und aus dem Klopfen der Hämmer, dem Quiken der Schubkarren und dem Ächzen der Aufzüge hervorſah. Er hatte ſchon viele Wochen auf dem Schloſſe gelebt. Da er auch noch anderwärts beſchäftigt war, reiſete er zuweilen ab, that dort, wohin er ging, ſeine Geſchäfte, und kam dann wieder zurück. — Auch er iſt von dem Mädchen nicht unbeachtet geblieben. Der kühne, vereinzelte Mann, der jede Geſellſchaft und das ihnen ſo nothwendig gewordene Geplauder verachtete, und wenn er mit ſeinen Geſchäften fertig war, auf ſein Zimmer ging, und dort zwiſchen Büchern, Zeichnungen und Plänen niederſaß, gewann ihr ihre Ehrfurcht ab; ſelbſt das, was man an ihm tadelte, daß er nämlich von ſeinem ohnehin nicht vielen Gelde, welches er für ſeine Arbeiten einnehme, wieder den größten Theil für ſehr theure Bücher, Zeichnungen und Kupferwerke ausgebe, ſteigerte ſeinen Werth. Ihr gefiel ſein Thun, daß er nämlich für ſeine Beſchäftigung ſo

eingenommen sei, und daß er dann, wenn ihm eine freie Zeit übrig blieb, die Blechbüchse nahm, in den Wald ging, und Moose und Pflanzen in dieselbe sammelte. Da sie einmal mit der Gräfin in sein Zimmer gekommen war, hatte sie seine Steine gesehen: sie glänzten einfach und heiter von der Wand herüber, und auf jeden war ein kleines Zettelchen geklebt, welches den Namen des Minerales angab. Sie waren nur diejenigen, die in der Gegend vorkamen, und die er in jüngster Zeit zusammengestellt. Andere hatte er noch in der früheren Wohnung, wo er gewesen war, ehe er zum Baue der Gräfin herüber gekommen war.

Weil die beiden Menschen gleich scheu und gleich einsam waren, zog es sie zusammen — und wenn im Schlosse Gesellschaft war, um mit Karten zu spielen, oder über die Angelegenheiten ihrer Kreise zu reden, oder sich sonst zu vergnügen, das Mädchen aber draußen auf dem Rasen saß und er allein auf seinem Zimmer: so fühlten sie, daß sie für einander gehörten. Sie behandelten sich achtungsvoll, sie näherten sich — thaten es aber nicht versteckt, sondern offen vor der ganzen Welt — die Blume der Neigung brach hervor, und da beide zum ersten Male empfanden, was gründliche Zuneigung und Liebe sei, so waren zwei Menschen, die bisher allein gewesen waren, es nicht mehr: sie ergänzten sich, und um so fester hielten die Herzen zusammen, als sie ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt waren.

Sie kamen öfter zusammen, sagten sich ihre Neigung — und da war es, wo er ihr einmal eröffnete, daß er eigentlich sonst nichts habe, als das, was er sich durch seine Arbeiten verdiene.

„Ich besitze auch nichts," antwortete sie, „aber, lieber Freund, wir wollen dieser Sache keinen großen Werth einräumen. Wir

haben nichts, aber mit dem festen Willen, nichts zu brauchen, wollen wir zu erwerben beginnen. Was Dinge werth sind und nicht werth sind, habe ich schon einmal Gelegenheit gehabt zu erfahren."

Sie erzählte ihm ihre Geschichte, wie sie sich in den kleinsten Zügen zugetragen hatte, er erfuhr die Sache in manchen Stücken anders, als er sie früher gewußt hatte, und das Bild des Mädchens stand jetzt nur noch fester und noch schmerzlicher in seiner Seele.

So verging eine Zeit, und jeder Tag vermehrte die große, die äußerste Hochachtung, welche diese zwei Menschen für einander empfanden.

Einmal, da er bei der Bauherrin war, und ihr verschiedene Dinge vorlegte, namentlich Einzelnheiten, die früher nicht in den Vertrag aufgenommen worden waren, weil man sie auf eine eigene Berathung verschoben hatte, und da er ihr mehrere Blätter auseinander legte, ob sie ihre Billigung haben, sagte sie zu Corona: „Mein Kind, man schaut nicht so dreist hinein, wenn Jemand etwas zeigt."

Er warf einen Blick auf die Gräfin.

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer," sagte diese zu dem Mädchen.

Die Angeredete erhob sich und ging.

Der Baumeister zeigte noch auf einige Dinge, die eben vorlagen, ohne sonderlich in die Sache einzugehen. Er behandelte sie oberflächlich, sagte, das werde man schon noch bereden, packte seine Blätter zusammen, und ging ebenfalls fort. Er ging nun zu Corona. Er fand sie mitten in ihrem Zimmer an dem Tische stehen, die Hand auf ein aufgeschlagenes Buch gelegt, in welchem Kinderbilderchen gemalt waren.

„Corona," ſagte er, „ich werde auf der Stelle alle Anſtalten machen."

Sie ſagte nichts, aber mit der Hand, die auf dem Buche lag, drückte ſie heftig die Blätter desſelben nieder.

Er faßte ſie an beiden Händen, drückte ſie und ging gleich wieder fort. Er ging nun zu ſeinem Baue, ordnete an, was zu geſchehen habe, weil er einige Tage abweſend ſein würde, gab dem Werkführer ſeine Aufträge, beſtellte ſich ein Fuhrwerk, ſaß auf und fuhr davon. Eine kleine Wegeſtunde von dem Schloſſe der Gräfin war am Ende eines Gartens ein Häuschen, welches einer kinderloſen Witwe gehörte. Ein Landmann, der etwas Handel trieb und daher in der Fremde beſſere Dinge geſehen hatte, auch etwas mehr Geld erwarb, als ſeine Standesgenoſſen gewöhnlich haben, hatte es ſich erbaut, um mit ſeinen Kindern freundlich zu wohnen. Allein er bekam keine Kinder, ſtarb, als der Bau noch kaum beendigt war, und die Witwe mit einer einzigen Magd lebte blos in der Stube des Erdgeſchoſſes, während die zwei Zimmer des Stockwerkes noch ganz leer ſtanden und vergeblich auf ihre Einrichtungsſtücke warteten. Zu dieſer Frau fuhr der Baumeiſter, ſagte, er wolle die zwei Zimmer des Stockwerkes miethen, und ſie ſammt der Küche einrichten, wenn er auch das Recht habe, in dem Garten etwas herum zu gehen, und die Luft und die Schönheit desſelben zu genießen. Die Witwe ging freudig Alles ein, und der Vertrag ward mündlich abgeſchloſſen. Dann fuhr er in den nächſten kleinen Ort, wo ein Schreiner war, beſtellte bei ihm Einrichtungsſtücke der einfachſten Art, und gab an, in welcher Ordnung ſie fertig werden ſollen, und beſtimmte, ſie in das Häuschen der Witwe zu liefern. Von dem Schreiner fuhr er dann in die drei Meilen weit entfernte

Stadt, kaufte dort von ſeinem wenigen Geldvorrathe dasjenige, was ihm das allernöthigſte ſchien, packte es in einen Koffer, und fuhr am zweiten Tage wieder mit demſelben zur Witwe, und ließ ihn in ſeinen Zimmern, die mittlerweile geſcheuert und gefegt worden waren, als erſtes Einrichtungsſtück ſtehen. Dann blieb er da, ſandte ſein Fuhrwerk heim, und leitete die Arbeiten zur Wohnlichmachung der Stuben, und betrieb die Dinge beim Schreiner. Als das Nothwendigſte fertig war, ging er zu Fuße auf das Schloß der Gräfin hinüber, ſtellte ſich ihr vor, und ſagte, daß er Corona zum Weibe nehmen werde. Die Gräfin machte anfangs Einwendungen, ließ aber dann Alles geſchehen. Da Corona zu ihr Abſchied nehmen kam, ſaß ſie beim Spiele und reichte ihr die Hand. Das junge Brautpaar ſetzte ſich in den bereit gehaltenen Wagen, fuhr in die Stadt und wurde dort nach der Sitte ſeiner Kirche getraut. Es war ſchon ſehr ſpät am Abende, und der Vollmond legte bereits ſeine Strahlen durch alle Fenſter des Häuschens hinein, als ſie an demſelben ankamen, und zu ihren Zimmern hinauf ſtiegen. Die Witwe brachte Lichter — und als Corona, da ſie allein waren, vor dem Tiſche von weichem Holze niederſank, um Gott ein kurzes Dankgebet zu ſagen, ſchien ſie ihm ſo unendlich ſchön neben dem rauhen Holze, daß es ihm unbegreiflich war, daß ſie nicht Tauſende begehrt haben. Das wußte er nicht, daß man ſie für roh gehalten hatte, und daß mancher, der zur Geſellſchaft, zum Vergnügen, oder ſonſt wie in das Schloß gekommen war und Verführungsgedanken gefaßt hatte, ſie an dieſer Härte und Kälte wieder aufgab. An dem Mauerſtückchen zwiſchen den Fenſtern ſtand ein Tiſch, ein kleinerer ſtand noch im Hintergrunde an der Wand, dann waren zwei Stühle da, und im Nebenzimmer ſtanden die Betten. Das

Andere war noch nicht fertig geworden. Das Vorhandene war alles von weichem, unangestrichenem Holze. Durch die Fenster, an denen noch keine Vorhänge waren, kam das Mondlicht herein, und mischte sich wunderlich mit dem Lichte der Kerzen, die Dinge, die da standen im Doppelscheine beleuchtend. Corona's Koffer war indessen unten vom Wagen abgeschnallt, herauf getragen und im Zimmer niedergestellt worden. Draußen war, da der Frühling kaum vorüber war, eine sehr schöne Sommernacht aufgegangen, in dem weichen, wolkenlosen Himmel stand ein floriger Mond, hin und hin waren Bäume, an denen manchmal ein Laublein glänzte, den Fluß hörte man schwach rauschen, eine Amsel that noch zuweilen einen Schlag darein: Alles war, als wenn gar nichts geschehen wäre — und den zwei Menschen, die in ein neues Verhältniß getreten waren, war es, als hätte die ganze Welt sich geändert.

Am andern Morgen, als noch kaum die ersten Strahlen dämmerten, kauerte Corona an dem Koffer, welchen Georg aus der Stadt hieher gebracht hatte, und suchte die weißen Vorhänge, die wohl im Koffer, aber noch nicht an den Fenstern waren, aus demselben heraus, um sie auf zu machen. Dann beseitigte sie den wenigen Staub, der seit gestern gekommen, dann legte sie die Dinge aus ihrem und Georgs Koffer auf den Tisch und die zwei einzigen Stühle. Dann ging sie in die Küche hinaus, das reinliche Geschirr, welches die Witwe besorgt hatte, glänzte ihr von den Gestellen entgegen, die Wände waren neu geweißt worden, daß die ganze Küche schimmerte, und auf der Bank standen die flachen, aus weichem Holz gebundenen, schneeweiß gescheuerten Gefäße, die bereits das reine, frische, blinkende Wasser enthielten, das zur Wirthlichkeit lud, und von den Quellen der Gegend kam,

die wegen ihrer Güte berühmt waren. Die neu aufgenommene Magd, die auf den Morgen bestellt war, erschien, sie begannen zu wirthschaften, und Corona kochte selber.

Georg ging an seine Arbeiten, deren er mehrere zerstreut hatte, und besorgte ihren Fortgang, indem er sie besuchte, um das Nöthige zu ordnen.

Indessen kamen nach und nach die andern Sachen, sie wurden herum gestellt, ein Tischchen mit Blumen kam an das Fenster, auf die weichen Bettgestelle wurden schneeweiße Linnen gelegt, und ein Tempel der Reinlichkeit empfing Georg immer, so oft er nach Hause kehrte. Die einsame Witwe hatte eine unbegrenzte Freude über die gar so schöne junge Frau. Diese arbeitete aber den ganzen Tag mit aufgeschürzten Armen fort, und wenn er das mit so vieler Üppigkeit erzogene Kind unten am Brunnen stehen sah, mit dem einen Arme an der Stange ziehend, und mit dem andern das Gefäß hin haltend, um das Wasser aufzufangen, so dauerte sie ihn fast. Allein das beinahe holdselig schöne Angesicht glänzte, die Lippen waren frisch, und weiße Zähne blickten heraus. Sie lebten so fort, er hatte sie nirgends aufgeführt, sie bekamen daher auch keine Gesellschaft und wirthschafteten fort. Gleich nach seiner Vermählung hatte Georg an die Gräfin eine Schrift gesandt, in der er ihr die Weiterführung des von ihm unternommenen Baues aufkündete, weil er nach ihrer Stellung zu ihm die Sache nicht mit heiteren Gedanken fortzuführen vermöge. Die Gräfin fing einen Prozeß an, verlor ihn aber in Kürze gegen den zu klaren Buchstaben des Vertrages. Die Arbeiten mehrten sich unerwarteter Weise für Georg. Anfangs hatte der Prozeß Aufsehen gemacht, man suchte den Baumeister aus Neugierde auf, allein nach und nach sprachen

die Arbeiten für ſich, ſeine Weſenheit erſchien, die Schönheit ſeiner Gedanken wurde weit und breit bekannt, und er bekam bald von dieſer, bald von jener Seite Zuſchriften, die ihn um Übernahme oder Begutachtung oder Änderung eines Werkes angingen. Der Wohlſtand und die Behaglichkeit ſtiegen in dem kleinen Häuschen. Man hatte eine Kammer neben den zwei Zimmern, in der nur immer altes Gerumpel gelegen war, ausgeräumt und zu einem Zimmer hergerichtet, Georg ließ daran noch, wo früher blos öder Dachboden geweſen war, ein viertes bauen, und die Wohnlichkeit lichtete und erheiterte ſich immer mehr. Im Erdgeſchoſſe erlaubte die Witwe, daß er ſich zwei Stuben für ſeine Zeichner einrichte, die gegen den Garten hinaus lagen, und ſonſt nicht gebraucht worden waren, nebſt einer Kammer für ſich, wo nun Tiſche geſtellt wurden, die großen Papiere ausgebreitet, und all' die Linien und zarten Farben gezogen, die zu großer Verwunderung der Witwe allemal nothwendig waren, ehe ein Bau beginnen konnte. Die Witwe liebte die Leute ſo ſehr, daß ſie gleichſam zu ihnen gehörte, und ſich in den kleinſten Raum zurückzog, damit ſie nur Platz haben, und nicht etwa aus Mangel an Bequemlichkeit wegziehen möchten. Für Corona hatte er noch eine Magd gedungen. Anſtatt der früheren Geräthſtücke, die ſämmtlich aus weichem Holze beſtanden und nicht einmal mit einer Farbe bedeckt geweſen waren, waren ſchon längſt nach und nach polirte und in ſchönſter Arbeit gefertigte aus der Stadt gekommen, wo er ſie beſtellt, und größten Theils nach eigenen Zeichnungen hatte machen laſſen. Mit einer Zartheit, die oft einſamen Menſchen eigen wird, ſuchte er ihr bei den Geſchenken, die er ihr machte, und auch bei nothwendigen Dingen, die in das Haus mußten, ſolche Gegenſtände der Vornehmheit und Wohl-

habenheit in die Nähe zu bringen, mit welchen ſie in ihrer Kindheit umringt geweſen ſein mag, damit ſie ihr wohl thäten, und ſie dieſelben nicht ſo ſchmerzlich vermißte; aber weil er einen feinen Sinn für Schönheit hatte, ſo waren die Gegenſtände nicht blos Zeugen der Wohlhabenheit und Vornehmheit, ſondern ſie waren auch ſchön, und ſo füllte er ſeine Wohnung nach und nach mit Dingen, die in ruhiger und edler Würde auf die Seele des Beſchauenden wirkten. Corona war ſchier immer allein, ſie ſuchte nie Geſellſchaft, ging faſt nicht aus, ſondern wirthſchaftete für ihn, und mehrte ſeine Habe, die ſie beinahe für anvertrautes Gut anſah. Sie hatte die Gabe empfangen, das Schöne, womit die Wohnung ſich allgemach füllte, zu empfinden, und ſie empfand es immer mehr, ſo wie ihr Geiſt ſich übte. Sie ordnete die Dinge nach dem Gefühle, das ihr eigen geworden war, und hörte nicht auf, bis ſie am ſchicklichſten ſtanden.

So lebten die zwei Menſchen fort, Georg freute ſich immer, wenn er mehrere Tage nach einander zu Hauſe bleiben konnte, um das Wohlthuende des eigenen Herdes zu empfinden. Er hatte ſich da angewöhnt, ſeine Gattin bei ihrem zweiten Namen Eliſabeth zu nennen: er that dies immer, wenn er beſonders traulich und freundlich war, weil ihm dieſer Name häuslicher und wirthlicher vorkam. Er wolle nicht immer, ſagte er ſcherzhaft, an die Krone erinnert werden, die ihm eher wie ſeine Beherrſcherin, als wie ſeine Gattin erſchiene.

Nur eins fehlte dem Ehepaare zu ſeinem völligen Glücke: ſie hatten keine Kinder. Sie waren bereits im vierten Jahre verbunden, und wenn ſie auch nur in völliger Einſamkeit und unter ſich dem ſchmerzlichen Gefühle über dieſen Gegenſtand Worte zu geben wagten, ſo ahnete die Witwe mit der den Frauen eigen-

thümlichen Feinfühligkeit die Sache doch, und war häufig unerschöpflich in Erzählungen und Geschichten, wie Leute so und so lange vermählt gewesen waren, ohne mit Kindern gesegnet zu werden, und wie dieselben dann plötzlich und in vielen Fällen reichlich gekommen seien. Diese Geschichten waren meistens aus ihrer eigenen Erfahrung genommen. Die Leute lebten größten Theils noch, und konnten jeden Augenblick um die Wahrheit der Thatsache befragt werden. Freilich hatte die arme Frau bei ihrer eigenen Kinderlosigkeit Ursache genug gehabt, nach solchen Geschichten zu forschen, um ihre eigene, innere Hoffnungslosigkeit zu täuschen, und die schönen, blondlockigen Engelein in der Zukunft zu sehen, die noch dereinst um sie in dem kleinen Hause spielen würden. Allein sie erschienen nicht. Endlich starb ihr Mann, sie heirathete trotz den Anträgen, die sich fanden, nicht mehr, verzichtete, und alle die blondlockigen Engelein, die hätten kommen sollen, sind auf ewig mit ihm in das Himmelreich gezogen. Nach und nach vergaß sie auf dieselben und die Jahre flossen sanft dahin. Aber jetzt in ihrem Alter mußte sie wegen ihrer großen Liebe, die sie zu Corona, trug, dasselbe Spiel ihrer Einbildungskraft wieder spielen, weil sie nicht leiden konnte, daß diese schöne, junge Frau keine Kinder bekommen sollte, und in ihrer Hoffnung, daß sie noch würde gesegnet werden, hatte sie dieselbe Festigkeit der Zuversicht für die Engelein Corona's, wie sie dieselbe für ihre eigenen gehabt hatte.

Es waren wieder ein paar Jahre vergangen, ohne daß die Hoffnung sich erfüllt hätte. Die Geschäfte hielten Georg oft mehrere Wochen von seinem Hause entfernt, sie mehrten sich noch immer, so daß er zuweilen einen Monat auf Herumreisen zubringen, einen andern in einem entfernten Orte verweilen mußte

und erſt im dritten ein wenig nach Hauſe ſommen konnte. Er gerieth hierbei immer ſüdlicher in unſer ſchönes Vaterland, und da er die Wälder, das traurige Entbehrniß ſeines Geburtsortes, ſo ſehr lieben gelernt hatte, ſo kam es ihm in den Sinn, ſich auf Zeitlebens in der Nähe eines ſolchen anzuſiedeln. Es war ein ſchöner, ſanfter Abhang von Wieſen und Feldern — zwei klare Bäche ſchoſſen in dichtem Gebüſche über glatte Kieſel an zwei verſchiedenen Stellen ab — hinter dem Hange begann ein ſachter Wald mit Eichen, Eſchen, Ahornen und Haſelgebüſchen an zu ſteigen, faſt ſchöne Gartenwege liefen in ihm, und grüne, fette Raſenſtellen waren nicht ſelten. Dann ſtrebte er raſcher empor, die Fichte erſchien und andere wilde Bergbewohner, die nun weniger Raſen, aber das duftende, blühende Haidekraut zwiſchen ihren Stämmen hatten. Mehrere Wegeſtunden ging der Wald fort, dann wurde der Nadelbaum dünner und verkommener, Gerölle lag herum, und zerſchund die Rinde der einzelnen darin ſtehenden Bäume, und endlich ragten blos Felſen empor. Wenn man von dem Rande des Eichenwaldes auf den Felder- und Wieſenabhang zurück ſah, und dann das weiter fortlaufende Thal überblickte, ſo ſah man ſchier wieder einen Wald, einen dichten Wald, aber von lauter Obſtbäumen — ſcheinbar dicht; denn die Entfernung ſchob die einzeln ſtehenden Bäume, die auf den Wieſen und zwiſchen den Feldern zerſtreut waren, zuſammen, und zwiſchen all' dem liefen Zäune mit blühenden Gebüſchen, und meiſt mit kleinen, daneben rieſelnden Wäſſerlein, wie es in jenem ſchönen Lande gebräuchlich iſt, dahin, ſehr viele Strohdächer ſahen in großen Entfernungen von einander aus den Bäumen heraus, und wenn der Abend kam, und die blauen Schatten ſich zwiſchen das Grün legten, ſtiegen auch viele blaue

Rauchsäulen von den das Abendessen kochenden Herden empor, oder es stand eine dünne, zarte, blaue Schicht über dem feuchten, gesättigten Grün. Eine Strecke des Waldhanges nebst einem kleinen Theile des Eichenwaldes war zu verkaufen. Georg dachte, auf der Anhöhe würde ein Haus recht gut stehen, so würde auch die Feuchtigkeit des Thales, wie in fruchtbaren Gegenden oft der Fall ist, vermieden, und er wünschte die Stelle zu erwerben. Daher verabredete er mit dem Verkäufer, daß er zwei Wochen warten solle, dann würde er eine Erklärung bekommen, und wenn Georg den Platz nicht nähme, so hätte der Besitzer eine festgestellte Summe als Reugeld zu bekommen. Dies wurde angenommen. Nun reisete Georg sogleich nach Hause, nahm Corona zu sich in den Wagen, und fuhr wieder mit ihr zu dem Waldhange hin, um ihr die Stelle zu zeigen und zu fragen, ob sie ihr gefiele. Nach dem Wohnlichkeitssinn, der beiden eigen war, hatten sie es schon seit längerer Zeit, als ihre Wohlhabenheit sich zu mehren anfing, zu ihren Lieblingsplänen gezählt, sich einmal an einer Stelle, die ihnen gefiele, anzubauen, sich da, wie es nur immer ihrem Herzen zusage, einzurichten, und das ganze Leben hindurch zu verschönern und zu ordnen, bis es Gott gefiele, zuerst das Eine von der Seite des Andern, dann das Andere von dem Platze überhaupt abzuberufen. Diesem Plane schrieben sie unzerstörliche Gewißheit und Wahrhaftigkeit zu, wenn sie nur lebten, da es ja blos von ihnen abhing, ihn heute oder morgen zu verwirklichen, wie es ihnen beliebte. Nun stand Corona auf der Stelle, die Georg ausgesucht hatte, die ihm gefiel, und die, wenn sie es wünschte, ihr Eigenthum werden konnte. Wie wenig hatte sie einst verstanden, da sie Felder, Wälder, Berge, Güter zu erben hatte, was Eigenthum sei — und wie war sie

jetzt, da sie auf dem Platze stand, ergriffen, fast erschüttert, da sie wußte, wie schwer der Erwerb sei, wie der ihrige nur das zufällige Ergebniß des glücklichen Talentes ihres Mannes sei, und wie langsam es gedeihe, bis man zu einer Stelle dieser Erde sagen könne: diese ist mein Freund, und diese ist meine Heimath. Ihr gefiel der Platz fast noch mehr als ihrem Gatten, und da die Wünsche zusammen stimmten, wurde die Sache ins Reine gebracht, und der Preis erlegt. Dann fuhren sie wieder nach Hause, und es begannen sofort die Pläne. Er hatte bei seinen Arbeiten nie die Gewohnheit gehabt, ihr Papiere zu zeigen, sie hatte es auch nie verlangt, obwohl sie die Schönheit des endlich ausgeführten Gedankens stets zu empfinden und zu würdigen verstand. Jetzt aber, da er mit den Zeichnungen der Baupläne fertig war, ging er zu ihr in ihr Zimmer, legte Alles auseinander, und fragte, ob es ihr gefiele. Sie verstand nicht jedes sogleich, ließ es sich erklären, und als sie über das Ganze einen Blick erlangen konnte, gab sie nach unbedeutenden Einwendungen, deren Giltigkeit er wieder einsehen mußte, ihre große Freude und ihr großes Wohlgefallen zu erkennen. Er nahm seine Papiere zusammen, machte die kleinen Abänderungen, und ging nun daran, sogleich zu beginnen, und mit den einzelnen betreffenden Werkleuten Verträge zu schließen. Die Vorarbeiten auf dem Platze hatten gleich nach dem Ankaufe angefangen, und über die Gewinnung und Beischaffung der Stoffe war schon damals verfügt worden.

Sogleich begannen nun die Ausmessungen der Linien, die Erdarbeiten warfen ihre Wälle aus, Gerüste stiegen, und in Kurzem hämmerte und werkte es aus dem Innern heraus, und die Mauern stiegen über die Erde empor. Georg hatte zu den

vielen Arbeiten, die er überschauen mußte, nun auch den Bau des eigenen Hauses zu führen. Ehe es noch fertig war, nahm er oft Corona mit sich, daß sie das Gedeihen sehe, und sie ging zwischen den rohen, nassen Mauern, auf schwanken Brettern und neben Kübeln mit schwimmendem Mörtel dahin.

Zwei Jahre verflossen, ehe das Werk fertig war, weil er nicht nur gut bauen, sondern auch zur Schonung der Gesundheit die Mauern gut austrocknen lassen wollte. Die Gerüste wurden schon früher abgenommen, und die Landleute sahen mit Wohlbehagen auf das weiße Haus mit dem lieblichen, rothen Ziegeldache hinauf, das da entstanden war, und von dem dunklen Waldhange auf das Grün der Wiesen und Obstbäume herab grüßte. Endlich war die Zeit gekommen, wo Alles doch so weit fertig geworden war, daß man übersiedeln konnte. Er hatte die Sache zwar nicht großartig gemacht, aber auf Freundlichkeit und Bequemlichkeit gesehen. Es war ein Säulengang im Hofe, wie er bei seinem Vater gewesen war, und wie ihn Corona sehr liebte; es waren die Zimmer; selbst für Freunde, wenn einmal solche kämen, oder aus sonst einer Ursache die Bewohnerschaft sich vermehrte, war gesorgt; dann war die Küche, gleichsam ein Tempel, wo sie gerne wirthschaftete; dann Gänge, Nebengebäude und Alles, was sich gebührte. Sonst war das Ganze klein und heiter beisammen. Der Garten sollte bis zu dem Walde zurückgehen, in den er sich unkenntlich verliere. Zu einem kleinen Gewächshause wurden die Anlagen gemacht. So war es, da die Übersiedlung begann. Corona hatte schon lange vorher zu packen begonnen. Georg hatte eine große Anzahl fester Kisten machen lassen, in welche die Dinge einzeln und zusammen gepackt werden sollten, daß man die Kisten dann werfen und legen dürfte, wie

man wollte, ohne daß die Sachen Schaden leiden könnten. Corona arbeitete den ganzen Tag, wickelte ein, packte, veränderte und packte wieder — und wie das Häuschen der Witwe nach und nach leerer wurde, häuften sich die Kisten auf dem Gange und in den Räumen des Vorhauses. Nun erschienen die Wägen, auf die sie geladen wurden, und mit denen eins nach dem andern abfuhr. Endlich, gleichsam als das letzte Gut, setzten sie sich auch in ihren Wagen, und fuhren den andern Gütern nach. Die einsame Witwe, in deren Häuschen sie bisher gewohnt hatten, und die so sehr an die zwei Leute angewachsen war, daß sie sich nicht trennen konnte, fuhr mit ihnen, gleichsam als Gesellschafterin und freundliche Dienerin Corona's, wie sie es bisher gewesen war. Sie hatte auf Georgs Rath ihr Häuschen, das sie anfangs verkaufen wollte, blos verpachtet, und kehrte ihm voll Freuden den Rücken.

Als sie ankamen, und Georg gleich wieder auf eine entfernte Baustelle fort mußte, begann ein Auspacken und Ordnen, wobei Corona die Oberaufsicht übte, und die ihr beigegebenen Arbeiter leitete. Da Georg wieder kam, und mehrere neu angeschaffte Sachen mit ihm, ging es erst an das ordentliche Einrichten und Stellen. Vom frühesten Morgen bis spätesten Abend war Corona beschäftigt. Sie wählte, verwarf, wählte wieder, und nach und nach ging ein Raum nach dem andern aus ihren Händen vollendet hervor, bis Alles wohnlich geworden war, und den ersten rohen und ungastlichen Anblick verloren hatte, mit dem es die Ankömmlinge empfangen hatte, aber viele Wochen hindurch mußte noch bald dort ein Thürchen angebracht, bald hier eine Lücke verbaut, bald dort ein Balken weggenommen, bald da eine Grube ausgefüllt werden, bis sich die Rohheit und Neuheit ver-

wischte und das Besitzthum und Bewohnerthum sich verwuchs, als wäre es immer so gewesen. Der Garten, in welchem die ohnedem auf dem Platze stehenden Obstbäume und andere gelassen worden waren, begann ebenfalls aus seinem Urzustande herauszutreten, hie und da Blumen und Anlagen zu zeigen, wie sie Corona liebte, und wie sie gut standen. Die Gemüse zogen schöne und bunte Tafeln hinaus, und nach dem ersten Jahre funkelte das vollendete Glashaus in die Lüfte. Es wurde Alles fast so gemacht, wie es in dem kleinen Häuschen der Witwe gewesen war, nur großartiger, weil hier mehr Raum war, und kostbarere und reichere Sachen angekommen waren. Er stellte Sammlungen auf, und sie ordnete die anderen Dinge, daß ein luftiger, heiterer Tempel des Geschmackes und der Ordnung erschien. — Es ist ein lieblicher Gedanke, wenn man das irdische Gut dazu hat, seine Sachen auf einen Platz niederzulegen, und zu sagen: „Hier wirst du leben und sterben — das gehört dir!"

Anfangs, da so Vieles zu thun war, war ihnen die Zeit schneller vergangen als sonst, und zwei Jahre verflossen, ohne daß sie wußten, wohin; aber dann, da einmal Ordnung eingekehrt war, ging Alles sanfter und gemäßigter hin. Sie walteten, wie sie es früher gethan hatten. Georg mußte ab- und zureisen, er war oft lange in seinen Geschäften abwesend, oft konnte er wieder auf einige Zeit zu Hause sein. Sie lebten auch hier sehr einsam, nicht einmal seine Zeichnungsstuben hatte er in seinem Hause, um dessen ländliche Ruhe nicht zu stören, sondern er hatte sie in dem Lande herum zerstreut — sie hatten nie Gesellschaft, und was die Leute sagten, war ihm gleichgiltig — er ging nie mit ihnen um, sie gehörten eigentlich nur einander an. Immer mehr ordnete sich das Haus, immer mehr faßen sie in

ihrem Beſitzthum in Fülle, und ſah auf die wunderſchöne Welt hinaus. Aber ein Wunſch ging nicht in Erfüllung, der allem Andern die Krone aufgeſetzt hätte, oder der ſie alle entbehrlich gemacht hätte: ſie hatten noch immer keine Kinder.

Die Habe mehrte ſich, ſelbſt allerlei Kunſtwerke kamen ins Haus, eine Bildſäule von weißem Marmor ſtand unter den ſanften Hallen, Gemälde von großem Werthe zierten manche Zimmer, und was zwiſchen kinderloſen Eheleuten ſo oft der Fall iſt, wenn er nach Hauſe kam, da er länger abweſend geweſen war, oder bei andern Gelegenheiten, die er ergreifen konnte, brachte er ihr Geſchenke nach Hauſe, ſei es ein koſtbares Tuch, ein Schmuckgegenſtand, ein Silbergefäß, ſei es ein künſtlich gefertigtes Einrichtungsſtück, bis ſie von einer Menge Gegenſtänden und Spielereien umringt war, daß ſie oft nicht wußte, wie ſie dieſelben nur unterbringen oder aufſtellen ſollte. Dafür empfing ſie ihn immer, wenn er von ſeinen Reiſen zurückkam, mit einer Reinlichkeit ſeines Hauſes, mit einem Schimmer und Glanz desſelben, daß er ſich ſagen mußte, wenn manche Menſchen prachtvoller wohnen, ſo ſei doch kein Haus ſo unbedingt rein und klar und Alles ordnungsgemäß umfangend, wie das ſeine. Kein Stäubchen, kein Flecken, kein Hauch einer Unordnung war durch alle Zimmer zu ſehen. Sie ordnete immer, und die ſchönen Geräthe oder Kunſtſachen, wie etwa Geſchirre, Gemälde und dergleichen reinigte ſie ſtets ſelbſt; denn ſie hegte zum Beiſpiele ihre Tiſche ſo, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinſte Ritzung geſchändet werden durfte. Georg war jetzt viel öfter und länger zu Hauſe; da er nur mehr die vorzüglicheren und größeren Arbeiten übernahm, weil er ſich Ruhe gönnen wollte, und die andern durch einen jüngeren, eben ſo

aufſtrebenden Menſchen beſorgen ließ, wie er ſelber einſtens auf geſtrebt war.

So lebten die zwei Menſchen fort, und entbehrten, was ihnen verſagt war. Aber deſto ſchmerzlicher wurde die Entbehrung, als ſich auf dem dunkeln Haupte Georgs manch' ein einzelnes weißes Haar zeigte, und in dem ſchönen Angeſichte Corona's manch' eine feine Linie, die den allmäligen Beginn des Alterns verkündete.

Einmal waren ſie in einem Hauſe eingeladen, wo man ſie zwar nicht mehr liebte oder haßte als in einem andern, wo man aber vielleicht aufrichtiger gegen ſie geſinnt war, als ſonſt wo der Fall geweſen ſein mochte. Georg, der viel mit Menſchen in Geſchäften verkehrte, ſonſt aber ſich von ihnen zurück hielt, ging doch zuweilen irgend wohin, wo er geladen wurde, weil er mußte. Corona ſchier nie, und dieſes Haus war das einzige, wohin ſie ihn ſchon ein paar Mal begleitet hatte, wenn er in Jahren einmal einer Einladung Folge leiſtete, weil er eben zu Hauſe war, und die Arbeiten ſich ein wenig minder dicht drängten. Sie fuhren gegen Abend hin. Auf Corona's noch ſo ſchönem Halſe prangte ein Smaragd, der einen zweiten und eine Perle trug, das Ganze mit einem feinen Goldkettchen um den Nacken geſchlungen, von dem es ſich in mattem Scheine ſchnitt, ſo wie die dunkle Glut des Steines ſich von dem Halſe in würdigem Spiele weg hob. Sonſt hatte ſie ein ſchwarzes Seidenkleid an. Sie traten ſchier die letzten in den Saal, man erhob ſich und empfing die einſame, ſchöne Frau. Es ſaßen noch mehrere andere da, von Gruppen ſchwarzgekleideter Herren umgeben, Schmuckſtücke, ſchier ſo koſtbar wie Corona's oder koſtbarer, glänzten auf ihren ſchönen Kleidern, oder funkelten von bloßen Armen und Nacken — aber

ein anderer kostbarer Schmuck, den Corona nicht haben konnte, stand gegen die Thür des zweiten Saales an kleinen Tischchen: eine Gruppe vielzähliger, aufwachsender Mädchen, untermischt mit eben so vielen noch ganz kleinen, die sich an sie drängten. Man betrachtete sie noch nicht als Jungfrauen, das Haar war noch knabenhaft geschoren, keine hatte einen Schmuck, als die lebhaften Augen, und eine ein falsches Kettchen um den Hals; unter den unscheinbar geschnittenen und leicht verzierten Linnen des Halses schlug ein junger Busen, und unter den schlichten Kleidchen blühten junge Glieder. Sie redeten alle durcheinander, und fragten sich um allerlei und freuten sich, daß sie so bei einander seien. Man gab verschiedene Erfrischungen herum, und das kleine Volk, wie man sich ausdrückte, bekam seine Sachen auf die kleinen Tischchen, bei dem es stand, und um die es sich dann lärmend niederließ. Besonders waren zwei Mädchen dabei, die sich auszeichneten. Sie waren sonst etwas sorgfältiger gekleidet als die andern, aber doch noch in den Jahren, wo ihnen Kleider noch nichts sind; sie waren größer, und unter die unbedeutende Freude des Kindes mischte sich schon die sanftere Gewalt der Jungfrau. Eine war blond und zart, sie war schon jungfräulicher, die andere stärker gebaut und dunkel, aber in Ausdruck, Kleidung und Haarschnitt noch knabenhafter, als die Schwester. Sie waren zwei mutterlose Waisen, die ihr Vater, ein sehr ernster Geschäftsmann, jetzt gleichsam Mutterstelle vertretend, gerne zu solchen Gelegenheiten führte, wie sie heute waren. Es sollten sich die Kinder mit einander freuen, und nebenher war es bestimmt, daß sie Musik machen würden. Zu den herumsitzenden Frauen kam bald das eine, bald das andere der Kinder, bald eine ganze Schaar gelaufen, und rief: „Mutter,

wie ist denn das? — Mutter, wo ist denn jenes?" Die betreffenden Mütter, sich die Dinger vom Halse schaffend, gaben Auskunft, gaben Rede, und ordneten nebstbei etwas an dem verschobenen Gewändchen. Der Vater der zwei Mädchen gab ihnen auch, wenn sie gelegentlich zu ihm kamen, Anweisung, wie sie sich zu benehmen hätten. Corona saß vereinsamt und vereinzelt da und schaute zu. Nachdem die Geschirre und die andern Vorrichtungen, die zur Einnahme der Erfrischungen da standen, weggeräumt worden waren, nachdem von den Männern ein Gespräch über Staatsangelegenheiten eingeleitet worden war, welches ziemlich lebhaft werden wollte, standen die Kinder schon zu einem Chore gerüstet, und warteten nur, bis die Herren aufhörten, daß sie anfangen könnten. Durch die Frauen bedeutet und aufmerksam gemacht, brachen die Männer ihr Gespräch ab, und setzten sich in die Stellung, den Kindern zuzuhören. Diese führten ein holländisches Volkslied aus, das von Störchen handelt, und immer im Chore die Worte Klapp, Klapp, Klapp — Klapp, Klapp, Klapp enthält, was die Sänger sehr freute. Dann kam Verschiedenes, was theils im Chore, theils zu zweien, theils von einem gesungen wurde. Jetzt setzte sich das dunklere von den zwei oben benannten Mädchen an das Clavier, welches Instrument damals noch viel seltener und weitaus nicht in der Vollkommenheit gespielt wurde, wie heut zu Tage. Das Kind zeigte keine Verlegenheit, sondern, wie Kinder thun, die ihre Aufgabe aufsagen können, schaute es mit den fröhlichen, pechschwarzen, etwas großen Augen freudig umher, gleichsam Aufmerksamkeit und Stille heischend. Die schwarzen, kurz geschorenen Haare ließen den schöner werdenden Nacken sehen, und hoben das weiter unten auf den Schultern liegende Linnen hervor. Der Lehrer des Kindes setzte

sich zu ihm, und das Spiel begann. Es war sonderbar: über all' das Frühere, was die Kinder vorgetragen hatten, hatte man sich gefreut, weil sie es konnten, wie man es gewöhnlich verlangt; taktrichtig und schier mit keinem einzigen falschen Tone. Auch über das, was dieses Kind jetzt vortrug, freute man sich anfangs; denn es spielte so vorzüglich gut, es rollte die Töne so bestimmt, und, wie die Kenner sagen, so perlartig aus seinen Händen hervor, es schlug fast so klar an, wie ein Mann, daß sich das Bauwerk der Musikdichtung gesetzmäßig entfaltete: — aber wie die Leute, von solcher Fertigkeit überrascht, wirklich mit innerlicher Aufmerksamkeit zuhörten, und das Kind von dieser Aufmerksamkeit und von der Stille, die herrschte, erfreut, immer mehr Sorgfalt auf das Spiel verwendete und auch immer besser spielte; so fing sich in ihm ein Geist, den es vielleicht noch wenig kannte, zu regen an: es verstand auf einmal die Musik; denn in dem Spiele war Seele, und das Angesicht, das früher nur roth und weiß gewesen war, war jetzt anders: es war gleichsam freudig, und doch auch leidend — denn die Musik war traurig — und man glaubte, jetzt und jetzt sollten Thränen ausbrechen. Als es gleich nach Vollendung dieses Spieles noch eine sehr schöne Arie sang, war das nämliche vorhanden, und es zitterte ihm seine unschuldige Stimme. Als es dann gänzlich fertig war, trat es zurück und mischte sich beschämt unter die andern Kinder. Welche Gewalt des Gefühles für eine einstige Zukunft ahnete man durch diesen Zufall in dem noch unentweihten, unentwickelten, gegen sich selber noch hilflosen Körper! Alle waren erfreut und alle riefen Beifall zu; denn selbst solche, welche sich um ähnliche Dinge wenig bekümmern, waren fast ergriffen; denn es lag hier ein Stück Reinheit und

Schönheit menschlicher Seele gleichsam nackt und unwillkürlich da. Der Vater saß in der Nähe der Eingangsthür auf einem zurückgeschobenen Stuhle, war selig, und dachte vielleicht an die verstorbene Gattin. Es wurde noch manches vorgetragen, und gut ausgeführt, wie es fleißige und geschickte Kinder ausführen. Als nach Beendigung der Musik die Tische wieder gedeckt, an einander geschoben und geordnet wurden, um ein Abendmahl aufzusetzen — als auch die kleineren Tischchen geordnet, und ebenfalls wie die großen gedeckt und beschickt waren, nur mit der einzigen Ausnahme, daß keine Weinflaschen auf denselben standen — als man sich um die Tische gesetzt hatte, und auch um die kleineren wieder das kleine Volk saß: war das Mädchen, welches durch seinen Vortrag so erfreut hatte, darunter, und war wieder ein Kind: es redete allerlei mit den Umgebenden, es lachte und aß — das Angesichtchen war wieder roth und weiß, und die kurz geschorenen Haare standen wieder zu dem Gesichtchen. Als spät Nachts Alles aus war, und die betreffenden Mütter ihre Kinder um sich sammelten, die von denselben hierhin und dorthin gelegten Kleiderstücke zusammen suchten, ihnen anpaßten, und hie und da etwas an den Körperchen verwahrten, daß sie sich nicht verkühlten — als dann ein allgemeines Abschiednehmen war, und ein Fortfahren von dem Hause der Unterhaltung: so saßen Georg und Corona auch in ihrem Wagen, und fuhren allein in demselben nach Hause. In ihren finstern, sehr schön eingerichteten Zimmern wurde, da sie ankamen, Licht gebracht, sie legten die Kleider und den Schmuck auf die gehörigen Stellen, und begaben sich zur Ruhe.

Am andern Tage war wieder ein Tag, wie viele gewesen sind, und wie sie immer sein werden, bis sie sterben.

Sie waren jetzt im dreizehnten Jahre vermählt.

Als einige Zeit, ungefähr mehrere Wochen, nach jenem Abendfeste, dem sie beigewohnt hatten, vergangen waren, kam einmal Corona an einem Nachmittage zu Georg in eins seiner Zimmer, wo er die Steine hatte, und wo er eben vor dem Tische, auf welchem mehrere zu ordnen lagen, saß, und sie betrachtete. Es war dies eine ungewöhnliche Stunde, daß sie zu ihm kam; denn meistens war er um diese Zeit in seinem Arbeitszimmer und zeichnete — nur heute hatte er sich — man weiß keinen Grund — von der Arbeit weg begeben, und war zu seinen Steinen gegangen. Er hob daher sein Haupt empor, und sah auf Corona hin, da sie eintrat, gleichsam fragend, ob ihr etwas fehle, daß sie zu so ungewöhnlicher Stunde komme.

„Georg, störe ich dich?" sagte sie, „ich möchte gerne etwas mit dir reden."

„So rede, Corona, du störst mich nicht," antwortete er, „wenn ich auch beim Zeichnen wäre, so würde ich aufhören, wenn du mit mir reden wolltest."

„Aber es ist lange, Georg."

„Wie es auch sei, Corona, ängstige mich nicht, und rede. Wann hätte ich dir denn je eine Zeit verweigert, die du in Anspruch genommen hast. So ist es nicht, daß ich nicht ein Stückchen Arbeit verschieben könnte, wenn sich etwas Anderes ergibt, das meine Aufmerksamkeit erheischt. Zudem siehst du ja, daß ich mir ohnehin einen Feiertag gemacht habe, und da sitze, und gleichsam mit diesem Steine da rede. So sprich also."

„Du mußt mich aber bis zu Ende anhören, Georg, du mußt nicht antworten, mir nichts darein reden, bis ich selber sage: jetzt antworte."

„So rede nur, du machst mich sehr unruhig — ich verspreche dir, bis zum Ende ohne Antwort zuzuhören."

„Nun also, Georg, ich bin heute zu dir herein gekommen, dir die Scheidung unserer Ehe anzubieten."

„Corona!!"

„Siehest du, du redest darein. Ich habe es ja gewußt, daß es so kommen werde. Höre mich nur zu Ende, und dann rede, was du immer willst."

„Aber, Corona, was ist dir denn widerfahren?!" wie kannst du denn meinen, daß ich einem solchen Dinge mit Ruhe werde zuhören können. Sage, welch' ein Unglück ist dir zugestoßen?"

„Höre mich doch an, Georg, ich habe es dieser Tage her, und wohl manchmal auch früher, sehr reiflich überlegt, und bin mit dem Gedanken nicht eher zu dir gekommen, als bis ich glaubte, daß ich ihn so ausgebildet habe, daß er mir als recht erscheint, und daß ich ihn dir werde auseinander setzen können. Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei. Was ihr oft so hoch setzt: Amt, Würde, Geschäft, ist in vielen Fällen nur ein Mittel — bei dir, Georg, ist es nicht so — sich Geld und Gut zu erwerben, um mit diesem Gelde und Gute dann seinen Trieben und Neigungen zu dienen: in wenigen Fällen ist das Geschäft Sache des Berufes, wo nämlich Kräfte nach einer Richtung hin stärker gegeben sind, in dieser Richtung hin stärker auf Erfüllung dringen, und in dieser Richtung hin den ganzen andern Menschen mitnehmen. Besser wäre es, wenn der Mensch unbeschadet seines Berufes auch in andern Kräften stark genug

wäre, ihnen Erfüllung zu geben, und im Einklange aller ganz ein Mensch zu sein. Du bist es fast, Georg, du bist deinem schönen Drange gefolgt, hast dich aber nie den Menschen verkauft, und bist neben deiner Kunst ein starker, freier, guter Mensch geworden, ein Mensch, der seine Augen auch irgendwo anders hat, als in seinem Berufe: darum habe ich dich gleich so lieb gewonnen — du bist fast ein ganzer Mensch, Georg, außer, wo die Verhältnisse es dir versagen — — aber vielleicht nur so lange, als wir selber wollen. Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude an einander gebunden, außer der es nichts Freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag, und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles andere in dieser Welt bei Seite setzen, und den Kindern dienen — ja, in der Gefahr das eigene Leben dahin werfen, um das der Kinder zu retten, so herrlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fortlebe und das alte vergehe, das junge hervorgerufen und seinen Zweck erfüllt habe. Darum ist die Welt so schön, daß sie jeder Neue neu geputzt finde, und wenn er lebt, nicht anders meine, als das ganze Leben beginne überhaupt erst jetzt. Und wenn er alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt. Siehst du, Georg, ich habe gesagt, daß du ein ganzer Mensch seist, außer wo die Verhältnisse es versagten, und daß dies vielleicht nur so lange währe, als wir es selber wollen. Wir sind jetzt über zwölf Jahre

verbunden und haben keine Kinder bekommen. Es ist sehr oft der Fall, daß zwei Menschen keine Kinder haben, und wenn sie beide andere Verbindungen eingehen, werden sie beide mit Nachkommenschaft gesegnet. Es ist eine hohe, eine gewichtige, eine heilige Pflicht, daß der Mensch, der nur das eine Leben hat, es voll anwende, und darin auch die menschlich und göttlich gesetzlichen Mittel ergreife, die Welt in einem kleinen Theilchen durch seine Kinder fort blühen zu machen. Darum glaube ich, hat ja unsere Kirche festgesetzt, daß in ihr die Ehe löslich wird, damit ein mißgeschlungenes Band zu nichte gemacht, und wieder ersetzt werden könne, was gefehlt wurde. Und ich glaube, daß der höchste Zweck dieser Einrichtung nicht darin bestehe, daß Menschen, welche leichtsinnig ein Band geschlungen haben, wenn sie ihre Herzen nicht kannten, wenn die Mittel des Lebens nicht da sind, und hundert andere Fälle, es wieder auflösen können, wenn sie sich nicht vertragen, wenn das Band eine Bürde wird — sie hätten ja das vorher wissen und vermeiden können. Ihretwillen kann das Gesetz nicht allein da sein. Ein viel höherer Zweck desselben muß sein: wenn zwei Menschen alles Edle und Gute, was der Verstand und das Herz eingeben, vor der Verbindung anwendeten, damit sie eine heilige und echt menschliche werde, wenn sie das wird, und doch durch einen Umstand, den keines voraus berechnen konnte, die Ehe eine Scheinehe wird: daß sie dann gelöset werden kann, daß freiwillig und in Güte und Liebe die Verbindung getrennt werde, die vor Gott eine unmögliche gewesen ist. Wir sind beide in dem Falle. Es ist nicht mehr denkbar, daß wir noch den Segen eines Kindes erleben werden. Was wir auch durch unsere Verbindung erreichten, was wir uns auch gegenseitig gegeben haben, ein Zweck, ein hauptsächlicher, ist nicht erreicht

worden: darum, Georg, ist mein Vorschlag, daß wir uns aus freien Stücken trennen, daß jedes wieder ungebunden sei, und, wenn es ihm dünke, ein neues Bündniß eingehen könne, was ihn vielleicht noch mit dem bisher entbehrten Gute belohne. Ist es auch dann nicht der Fall, dann sind beide von der Verantwortlichkeit frei. Denn wir haben gethan, was uns menschliche Voraussicht zu thun eingegeben hat, jeder Erfolg liegt in der Hand eines mächtigeren Richters. Mir scheint die Handlung nicht blos erlaubt, sie scheint mir recht. — — Und nun, Georg, bin ich fertig — jetzt antworte mir."

„Ich weiß nicht, Corona, was ich dir antworten soll — ich bin nicht gefaßt — ich habe auf diese Handlung noch gar nie gedacht — was werden die Leute sagen?"

„Sie werden sagen, es sei nicht recht — weil sie schwach sind. Sie werden den wahren Grund nicht wissen, ja, wenn er ihnen gesagt würde, werden sie ihn nicht glauben, und in einem von uns jene geheime Schuld suchen, die das andere fortgetrieben hat. Auch wenn ihnen der eigentliche Beweggrund bewiesen wird, werden sie noch sagen, es sei nicht recht, weil sie nur allein an einem einzigen Dinge hängen, an ihrer Sinnlichkeit, die sie nicht verlassen können. Wer mit seinem Weibe Jahre lang gelebt hat, gewöhnt sich an sie und ihre Gesellschaft, wie an ein Stück seines eigenen Lebens, er findet sie als Bestandtheil in allen seinen Vorstellungen, ihre Thätigkeit greift in ein Leben ein: das heißt er Liebe, das ist es, was er nicht entbehren kann, darum kann er sich von seinem Weibe nicht trennen, es ist ein Sinnliches, ein Selbstsüchtiges — und das ist keines stark genug zu opfern, darum begreifen sie es an Andern auch nicht. Sie müßten ein neues Leben beginnen, einen neuen Kreis von Vorstellungen

anfangen, und das ist sehr schwer, weil sich die ganze verzweigte Verwandtschaft der vorhandenen Vorstellungen dagegen sträubt. Daraus erklärt sich auch die Thatsache, warum ein Mann, der den Tod seiner Gattin aufrichtig mit tiefstem Schmerze betrauert, der meint, er könne nun gar nicht mehr leben, doch sehr bald darauf wieder eine neue Verbindung schließt, weil er seine eigene bisherige Gewohnheitsweise nicht aufgeben kann, und eine neue Ehe das leichteste Mittel ist, das Alte wenigstens annähernd wieder herzustellen; denn er braucht nur die Person zu verwechseln, und dann bleibt Alles beim Alten. Darum hört man in solchen Fällen das so oft, was ich von einem sehr alten Manne, der fünfunddreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hatte, und nach dem Tode seiner Gattin alsobald wieder eine neue Ehe einging, bei meiner Gräfin sagen gehört habe: er kann seine Häuslichkeit nicht entbehren. Wir wollen sie entbehren, Georg, wir wollen sie des höheren Zweckes willen entbehren, wir wollen die Freuden, die wir einander in täglichem Umgange gewährt haben, opfern, — diese Freuden waren bei uns größer, als bei Andern, weil wir beide einsam waren, weil wir beide niemand andern hatten, als uns — aber wir wollen sie doch entbehren, wir wollen wieder sein, wie früher, wollen anfangen, wo wir angefangen, als ich von meinen Verwandten, und du nach dem Tode deiner Eltern von Eiserode fort in die Welt gingest. Es ist dies nicht das Höchste und das Einzige des Lebens, was wir dahin geben, es kann sich neu wieder finden; was wir aber jetzt entbehren, ist ein Höheres, Uneigennützigeres, und ist eine heilige Pflicht — — ja, eine Ehe, die eines ihrer Hauptzwecke entbehrt, däucht mir eher Sünde — — darum wollen wir sie lösen; was wir ohne unsern Willen nicht erreichten, wollen wir betrauern,

und was nicht ſein konnte, obwohl wir es beide wünſchten, wollen wir nicht erzwingen wollen, ſondern den Dingen gemäß handeln, die das Erſtrebte auf dem Wege, der uns der ſüßeſte wäre, verſagt haben. Ich glaube, es iſt überall das rechte, wo ein Ding, das wir anſtreben, verweigert wird, es raſch ändern, und den Weg einſchlagen, den die Geſetzmäßigkeit der Dinge vorſchreibt. — — Und nun, mein Georg, was ſagſt du?"

„Corona — mein Weib" — antwortete der Baumeiſter — „ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll — das iſt ſeltſam, was du ſprichſt. — — Es iſt nicht ſo, es iſt doch nicht ſo."

Bei dieſen Worten ſchob er langſam ſeine Steine, die er vorher bei ſich gehabt und betrachtet hatte, zurück, und ſah lange, gleichſam mitleidig auf dieſelben hin.

„Corona," ſagte er dann wieder, „nein, es iſt doch nicht ſo, wie du ſagſt. Wir ſind beide betheiligt, ich muß bei meiner Antwort auch deiner gedenken, ich muß errathen, was dir frommt. — — Aber es iſt gewiß nicht ſo, wie du ſagſt. Ich empfinde das tief. Laſſen wir heute die Sache. Corona, ich werde mit dir reden, wenn eine Zeit vergangen iſt — hörſt du — laſſe die Wohlthat einer Zeit dahin gehen — denn über dieſes Geſpräch muß Zeit vergehen. — — Laſſen wir es, hörſt du?"

„Ja, Georg, denke daran. Fange an, darüber nachzudenken, wie ich ſchon ſeit Langem her darüber nachgedacht habe. Und wenn du, wie du einmal geſagt haſt, den Knaben des verſtorbenen Zimmergeſellen an Kindesſtatt annimmſt, ſo bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen ſind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ebenfalls ein Mißverhältniß der Dinge, das ſich in den Folgen rächt. Thue ihm Gutes, verſorge ihn, aber verlange

nicht, daß er dein Sohn sei. Ich habe diese Gedanken schon lange gefaßt, wenn ich dich öfter sah, wie dein Auge auf dem schönen Knaben ruhte, der gerne in unserem Hofe spielte, wie du manchmal fort gingest, und noch unter der Hausthür auf ihn zurücksahest. Er kann nicht sein Sohn werden, dachte ich. Ein Kind, Georg, kannst du nur auf dem Wege erhalten, den ich dir angegeben habe."

„Nur eins noch, Corona, dann schweigen wir aber über die Sache: daß du von dem Elternhause fort gingest, warst du ein Kind, da ich einsam in die Wälder ging und in abwechselnden Zeiten wieder in großartigen, verödeten Bauwerken studirte, war ich nicht viel mehr als ein Kind — die aufstrebenden Kräfte sind feurig, allmächtig, sie werfen den Widerstand um — — jetzt sind wir älter; der Bogen steigt nicht mehr so rasch hinan, wer weiß, ob er sich nicht schon sanft gegen die andere Seite hinüber zu krümmen beginnt: sage, werden wir auch können, was wir ausführen möchten? — wirst du es können, Corona?"

„Ich glaube," sagte die Gattin.

„Nun, so brechen wir ab," sagte der Baumeister, „lassen wir es. Wenn die Labung der Zeit dahin geflossen ist — wollen wir unsere Gedanken wieder fragen."

Sie schwiegen jetzt über diesen Gegenstand. Er nahm einen seiner Steine her, und legte ihn wieder hin. Er schob mehrere vor, und schob sie wieder zurück. Er führte Corona dann in den Garten. Sie gingen an den Blumen dahin, sie gingen neben dem sanften Glanze des Glashauses dahin, neben dem Springbrunnen, den Georg durch den Wasserdruck, der hoch oben in dem zurückgehenden Walde in den innern Lockerheiten der Berges nieder lastete, zu Stande hatte bringen lassen, sie gingen an dem

Kohle vorüber, der da ſtand, und deſſen blauliche, kräftige, ſtrotzende Blätter an Corona's Kleid ſtreiften, ſie gingen an den Pflaumenbäumen, an dem neuen Geländer, das er erſt hatte machen laſſen, an dem Zwergobſte, an den Apfelbäumen, die im Frühlinge aus Frankreich gekommen waren, vorüber — und zuletzt an dem Neubruche, auf welchem gerade die Taglöhner arbeiteten, daß er gereinigt, von Steinen befreit und hergerichtet werde, um im künftigen Jahre dem Garten einverleibt zu werden, damit derſelbe ſich wieder ein wenig größer und reicher entfalte. Dann iſt der Abend gekommen, — endlich die Nacht — und ſie legten ihr Haupt auf die Kiſſen der Ruhe.

— — Wie viele Zeit nach dieſem ſeltſamen Geſpräche vergangen iſt, wie viel noch in der Sache geſprochen wurde, was der Inhalt dieſer Geſpräche war, vermögen wir nicht anzugeben — nur das Ergebniß der Zeit, die noch nach dem Vorſchlage Corona's verfloſſen iſt, können wir erzählen: Georg willigte ein, er erhob ſich zu Corona's Gedanken. Es wurde beſchloſſen, daß ſie ſich ohne einen Auftritt des Weinens oder der Klage trennen wollen, daß jedes in der Zukunft ſtreben wolle, den Segen der Kinder in einer neuen Verbindung zu erringen, daß ſie ſich nie ſehen, einander nie ſchreiben wollen, daß ſie für einander nicht mehr da ſind. Als dieſes beſchloſſen war, ging Georg daran, das vorhandene Vermögen zu theilen. Er gab Corona die Hälfte, welche hinreichte, ihr ein ſehr ſchönes, mehr als wohlhabendes Leben für alle Fälle der Zukunft zu ſichern, und die andere Hälfte, wozu das Haus gehörte, behielt er für ſich. Dann, um alle Unannehmlichkeiten zu Hauſe zu vermeiden, wurde ausgemacht, daß man ſeine Sachen zuſammen richten, mit einander fortfahren, die Angelegenheit bei der Behörde in Ordnung bringen

und ſich dann in der Entfernung trennen wolle. Corona packte ihre Sachen in der Stille zuſammen. Es wurden ein paar Koffer und einige Kiſten fortgeſchickt, was nicht auffiel, da der Baumeiſter mancherlei Dinge für entfernte Häuſer oder Schlöſſer zu beſorgen hatte, und dieſelben gewöhnlich zuerſt zu ihm kamen, von wo er ſie dann wohlverpackt an den Ort ihrer Beſtimmung abgehen ließ. Endlich, an einem trüben, mit Regen kämpfenden Sommermorgen fuhren ſie ſelber ab, da man eben den nun fertig gewordenen Neubruch einplankte, und zu dem Garten ſchlug. Mit der geiſtlichen Obrigkeit, weil beide Theile einig waren, wurde das Anliegen bald erledigt, und die Trennung folgte dann ſchnell. Corona fuhr in einem Wagen, deſſen Pferde ſie ſich ſchon ſelber beſtellt hatte, durch den Thorweg des Gaſthauſes hinaus. Der Wagen fuhr die Gaſſe entlang, beugte dann um eine Ecke und konnte dann nicht mehr geſehen werden. — Sie war jetzt wieder mit ihrem Herzen allein. — Georg ſtand in dem Zimmer des Gaſthofes, das ſie bisher, da die Angelegenheit im Gange war, mit einander bewohnt hatten, und ſchaute vor ſich hin. Es war nun in ſeinen Augen kein eheliches Gemach mehr, ſondern eines jener unzähligen Gaſthauszimmer, wie er ſie während ſeiner jugendlichen Herumwanderungen ſo oft in ihrer Öde über Nacht oder auf kurze Tage bewohnt hatte. Kein einziger Menſch hatte in dem Gaſthauſe geahnet, was zwiſchen dieſen zwei Leuten vorgehe, und auch nicht gewußt, als die Frau fortfuhr, welch' ein Fortfahren das ſei.

Die ſeltſame That war nun gethan — und beide konnten jetzt dem Plane gemäß friſch und frei an den Bau des noch übrigen künftigen Lebens gehen, als wäre es ein anfangsfähiges, urſprüngliches, gerade aus der erſten Hand des Schickſals gegebenes.

Georg reiſte nicht nach Hauſe, ſondern er ging zu einem ſehr entfernten Baue, und leitete dort die Arbeiten fort. Er ſchrieb an die Witwe, welche auch ſonſt gerne in der Abweſenheit der Gatten das Hausweſen beſorgt hatte, ſie möchte nur Alles ſorgſam verwalten wie früher, er habe ſich von ſeiner Gattin geſchieden, wiſſe nicht genau, wann er nach Hauſe komme, und werde dann ſchon beſchließen, was mit der Beſitzung zu geſchehen habe.

Die Witwe war ganz überraſcht, und traute ihren Augen kaum. Sie wollte ſich dann, als ſie die Sache begriff, faſt zu Tode weinen, und dachte, was muß denn geſchehen ſein — wie können ſich denn zwei ſo liebe, gute, treuherzige Menſchen ſcheiden! Sie ging wie eine Verlaſſene und Verlorene in dem Hauſe herum, wiſchte die ſchönen Sachen ab, und ſchaute trübſelig auf dieſelben hin.

Die Leute wunderten ſich, als das Gerücht die Erzählung daher trug, daß der Baumeiſter an einem entfernten Baue ſehr fleißig arbeite, und daß er ſich, während er vom Hauſe weg ſei, von ſeinem Weibe geſchieden habe. Sie theilten es einer dem andern mit, und erſchöpften ſich in Ergrübelung des Dinges, das da vorgefallen ſein müſſe.

3.

Am Waldrande.

Wir haben nur noch sehr wenig zu berichten. Es ist genau dasjenige geschehen, was nach der Schönheit und dem Eigensinne des menschlichen Herzens geschehen mußte.

Wir sind genöthigt, einen großen Raum von Jahren zu übergehen, weil von dem, was sich in demselben begeben hat, keine Einzelnheiten vorliegen. Wir können nur das Allgemeine angeben, was schier alle Menschen wußten, bis wir dann am Schlusse wieder ein Einzelnes zu erzählen vermögen, was nicht alle wußten.

Georg hatte sein Haus, das er mit so vieler Freude gebaut hatte, verkauft. Es wirthschafteten jetzt fremde Menschen darinnen, welche ebenfalls eine große Freude an dem Besitzthume hatten, wie sie Georg und Corona gehabt hatten. Die Witwe wohnt wieder in ihrem kleinen, weißen Häuschen, worin Georg und Corona ihr eheliches Leben begonnen hatten. Der Baumeister baute fort, sein Wohlstand mehrte sich neuerdings, er kam durch Aufträge in fremde Gegenden, lernte verschiedene Menschen kennen — und bekam, wie es in dem Plane der Trennung gelegen war, auch wieder eine Gattin. Aber nicht nur eine Gattin bekam er, sondern sie gebar ihm auch Kinder, zwei Knaben, welche fast so schön waren, wie er in seiner Kindheit gewesen ist. Die Gattin hieß Emilie, sie liebte ihn und behandelte ihn

freundlich. Die zwei Knaben blieben die einzigen Kinder. Da mehrere Jahre vergangen waren, da die Kinder heranwuchsen, dachte er neuerdings darauf, wie einst in schönen Tagen, sich wieder ein Haus zu bauen, und sich fest niederzulassen. Er war jetzt bereits alternd, sein Vermögen war genüglich hinreichend, er beschloß daher, sich von den Aufträgen, die noch immer kamen, zurück zu ziehen, und seine Kräfte, die schon öfter zu ermatten begannen, zu schonen. Er liebte noch immer die Wälder, hing an Naturgegenständen, und zog seine Sehnsucht halb heimlich, halb bewußt nach diesen Dingen hin. Er wollte daher, wie einst, einen Platz zu seinem Besitzthume auswählen, und sich ihn so suchen, daß er den Gegenständen seiner Liebe, die nicht alterte, nahe wäre, und in Gemächlichkeit seinen Sammlungen, seinen Betrachtungen und seinen Empfindungen nachgehen könnte. Er näherte sich auf seiner Reise, auf welcher ihn sein Weib und seine Kinder begleiteten, dem waldigen Gebirge, weil es von ferne so aussah, wie der sanfte, blaue Hang, auf dem er sein erstes Haus gehabt hatte, obwohl dieser Hang viele, viele Meilen weit von dieser jetzigen Gegend war. Es war jetzt gerade wieder dreizehn Jahre, seit er sich von Corona getrennt hatte. Als er dem Waldgebirge näher gekommen war, überraschte ihn immer mehr und mehr die Ähnlichkeit desselben mit seinem einstigen schönen Walde, der mit Eichen und Haselgebüschen von seinem Garten angefangen hatte, dann durch Eschen, Ahorne und Birken zu der Fichte, und von der zu Felsen emporgestiegen war. Er reiste, da er endlich nahe genug war, den weiter gehenden und größer werdenden Ähnlichkeiten nach, bis er eines Abends in ein Thal kam, das dicht mit Obstbäumen besetzt war, das ein frisches, feuchtes Grün hatte, von dem einzelne, weit von einander

entfernte Strohdächer herausblickten, in dem blaue, von den das Abendmahl kochenden Herden aufsteigende Rauchsäulen waren, und weiter draußen eine dünne, zarte, blaue Schicht auf dem feuchten Grün stand — von dem Thale zog sich eine Anhöhe mit Wiesen und Feldern hinauf, und am Rande desselben begann ein Laubwald fort zu steigen, der von ferne wie Eichenbildung aussah. Mitten im Thale war ein kleiner Flecken mit einem rothen Kirchthurmdache. Georg kehrte nicht in dem Flecken, sondern in einem etwa eine Viertelstunde davon entfernten, an der großen Straße liegenden Gasthause ein. Er gedachte hier mehrere Tage zu verweilen, und durch ein gutes Angebot etwa einen der Eigenthümer der am Waldrande liegenden Höhe zur Abtretung eines Stückes zu vermögen, wie er es brauchte. Er zog daher schon am ersten Tage alle Erkundigungen bei dem Wirthe ein, und nahm sich vor, noch weiter zu forschen.

Am zweiten Abende seines Aufenthaltes ging er mit seinen zwei Knaben allein spazieren. Er schlug einen Pfad durch das Thal ein, welcher mit Obstbäumen gesäumt war, und einen Zaun neben sich hatte, der mit frischem Wassergebüsche umwachsen war, und richtig auch zu seinen Füßen das klare, schießende, über Kiesel rollende Wasser hatte — gerade so wie ein Pfad gewesen war, an dem er sehr gerne mit Corona gegangen war, da sie noch mit einander das Haus am Waldhange bewohnt hatten. Als er um eine Gruppe hoher, kleinblättriger Birnbäume bog, wo ein hölzernes Gitter war, und der Pfad in zwei Theile auseinander ging, wandelte eine dunkel gekleidete Frau ihm entgegen — er erkannte sie — es war Corona. In dunkle Kleider gekleidet, wie sie wohl auch früher geliebt hatte, ein Häubchen, wie früher, nur viel bescheidener, auf dem Haupte, und eine

Tasche, wie früher, nur etwas größer an ihrem Arme tragend. Das Antlitz war so schön wie sonst — aber es war alt geworden. In den geliebten Zügen, die einst so seine Freude gewesen waren, waren sehr viele kleine, klare und deutlich geprägte Fältchen, auch war sie blasser als gewöhnlich, wie es ja das heranrückende Alter mit sich bringt. Sie blieben beide stehen, und blickten einander an.

„Corona," sagte er.

„Georg," antwortete sie.

Sie reichte ihm die Hand — er faßte sie, und meinte, er könne gar nicht mehr loslassen.

„Geht es dir wohl, Georg?"

„Wohl, Corona — dir auch?"

„Ja, Georg. — — Das ist eine schöne Gegend, nicht wahr?"

„Ja, sie ist schön — — sehr schön — — bist du lange hier, oder reisest du blos durch?"

„Ich lebe schon mehrere Jahre in dem kleinen Städtchen dort — du reisest wohl eben hier durch?"

„Ich bin in dem einzelnen Gasthause über Nacht."

„Reisest du dann wieder weiter?"

„Ja."

„Georg — — sage — ich möchte fragen: sind diese deine Kinder?"

„Ja, Corona."

„Wie alt sind sie denn?"

„Der eine ist neun, der andere zehn Jahre alt."

„Es sind freundliche Kinder. — Weil du nur Kinder erhalten hast."

„Bist du auch vermählt, Corona?"

„Es haben sich Anträge gefunden."

„Alſo biſt du vermählt?"

Sie wurde ſehr roth und ſagte: „Ich habe es nicht vermocht."

Er antwortete kein Wort — nicht ein einziges Wort ſagte er auf dieſe Rede. — — Nach einem Weilchen reichte er ihr die Hand hin, und ſagte: „Gute Nacht, Eliſabeth."

„Warte noch ein wenig," antwortete ſie, dann ſuchte ſie in ihrem Täſchchen, das ſie am Arme trug, herum, brachte zwei Äpfel heraus, und gab jedem der Knaben einen.

Dann gab er die Hand hin, ſie reichte ihm die Rechte, an der ſie, wie es auch früher gewöhnlich der Fall war, keinen Handſchuh hatte, er drückte die Hand, in welcher die ſeinige ſo oft geruht hatte, beide wandten ſich ab, und gingen ohne ein Wort die verſchiedenen Wege fort. Die Knaben biſſen in die rothen Äpfel und aßen ſie auf dem Heimwege.

Georg entkleidete ſich bald, ging auf ſein Zimmer — — und der achtundfünfzigjährige Mann weinte die ganze Nacht.

Jetzt erſt ſtand die Größe der Sünde vor ihm, die er begangen hatte — jetzt bereute er, daß er nicht mit ihr getragen und geduldet hatte, die größer war als er. Das arme Weib hatte dieſe Gegend aufgeſucht, die Ähnlichkeit mit dem Waldhange hatte, wo ſie ſonſt gelebt, und ſie war, durch die Ähnlichkeiten gelockt, immer weiter bis an dieſen Punkt gekommen. Hier lebte ſie nun, weil ſie die Erinnerung der Vergangenheit nicht wegthun konnte, in einem Theile dieſer Vergangenheit, wie ja auch er von weitem zu dieſem Walde hergezogen worden war, um an ihm, wie an ſeinem früheren Waldhange ein Haus zu bauen. Dies alles, weil er Corona ſo gut kannte, empfand er jetzt auf ſeinem ſchlafloſen Lager. — Am andern Morgen ließ er ſeiner Gattin keinen Schmerz merken, war gut wie immer, und ſagte,

daß er doch nicht da bleiben, ſondern wieder weiter reiſen werde. Sie hatte geſtern mit dem Diener und der Magd Alles zu längerem Aufenthalte eingerichtet gehabt, weshalb ſie nicht hatte mitſpazieren gehen können — heute packte ſie wieder zuſammen, ſie zog ihre Knaben, die bei ihr im Zimmer ſchliefen, während, wie es in dieſer Ehe Gewohnheit war, er in ſeinem Studierzimmer ſchlief, reiſefertig an, und gegen Mittag ſchwankte der Reiſewagen auf der entgegengeſetzten Straße aus dem Thale, als wo er herein gekommen war.

Was weiter geſchah? — Georg konnte zu keiner Stätigkeit kommen. Die Kinder wurden groß und gingen fort. Der unbändige Hang zielte nach keiner Vergangenheit, ja, er fragte nicht einmal nach einer, als wäre ſie nicht geweſen, wie Georg es als Waldgänger in dem Gleichniſſe der ſtrebenden Pflanzenäſte zu dem Hegerbuben ſagt. Einer dient zu Schiffe, iſt auf allen Meeren, und ſchreibt alle zwei, drei Jahre einen Brief; der andere, durch Luſt an Naturgegenſtänden überwältigt, warf ſich auf Zeichnen und Malen, und ging, da ſich eine Gelegenheit bot, voll Freude nach Südamerika, von wo er faſt gar nicht ſchreibt. Die Mutter der Knaben iſt geſtorben — und Georg iſt wieder allein, wie er es ja, wenigſtens von den erſtrebten Kindern aus, ſein mußte — der rückgelaſſene, verdorrte Aſt, wenn die neuen voll Kraft und Jugend zu neuen Lüften emporwachſen, in ihr Blau, in ihre Wolken, in ihre Sonne emporſchauen, und nie zurück auf den, woraus ſie entſproſſen. Dieſe Söhne werden gerade ſo einſt Briefe bekommen, daß ihr Vater geſtorben ſei, wie dieſer Vater, als er in ſeinen Studien begriffen war, erfahren hatte, daß er keine Eltern mehr habe, und beide in der Erde begraben liegen. — Und ſo wird es fort gehen, wie es von ſeinen Eltern her fort

gegangen ist, wie es bei seinen Söhnen fort geht, und wie es bei dem Hegerbuben fort gehen wird, er mag sich nun zu einer Handarbeit, zu einem Gewerbe gewendet haben, oder zu dem Meere der Wissenschaft, auf dem er fortsegelt, bis auch er wieder von seinem Sohne verlassen ist, und allein auf dem Schiffe steht, da es sinkt.

Im hohen Alter, da sein Weib gestorben war, seine Söhne ihn verlassen hatten, hätte er gerne Corona aufgesucht, allein er schämte sich, auch wußte er nicht, ob sie nicht auch, wie er, aus dem Thale geflohen ist, da sie sich begegnet hatten. — Er hing sich an den Hegerbuben, bis auch dieser fort ging — und er selbst wieder die Gegend um die Kienberge und um Hohenfurth verließ.

Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgend wo leben, er mag gestorben sein — wir wissen es nicht. Von seiner Gattin Corona wissen wir auch nichts. Lebt sie noch, dann ist sie uralt, und gewiß so allein, wie dazumal, da sie von ihrem Vater gegangen ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt bei keinen Verwandten ist, und daß damals ein Anfang vor ihren Augen lag, jetzt ein nahes Ende. — — Wo sie auch sind, und wenn sie noch sind: Gott wird sie gewiß bald rufen.

Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: „Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr Weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode."

Der fromme Spruch.

Univ.-Bibl.
München

I.

Dietwin von der Weiden hatte die Gepflogenheit, an jedem vierundzwanzigsten Tage des Monates April gegen den Abend in das Gut seiner Schwester einzufahren. So geschah es auch diesmal wieder, daß an dem genannten Tage um fünf Uhr Nachmittags sein Wagen durch das Thor des Schlosses rollte. Er wurde von der Dienerschaft empfangen, und in seine zwei wohlbestellten Zimmer geleitet. Dort kleidete er sich mit der Hilfe seines Kammerdieners sorgsam um, während der andere Diener die Gepäcksachen von dem Wagen heraufschaffen, und der Kutscher die zwei Schimmel in dem Stalle gehörig versorgen ließ. Als der Kammerdiener erklärt hatte, daß nichts mehr an dem Anzuge fehle, ging Dietwin zu seiner Schwester. Diese saß in einem schwarzseidenen Kleide auf einem erhöhten Platze ihres Prunkzimmers, und erwartete ihn. Etwas tiefer saß eine Kammerfrau, die gleichfalls in schwarze Seide gekleidet war. Als sich die Flügelthüren geöffnet hatten, und er hereingetreten war, stand die Schwester auf, und ging ihm entgegen. In der Mitte des Gemaches kamen sie zusammen. Er nahm sie bei der Hand, neigte sich gegen sie, und küßte sie auf die Stirne. Sie behielt seine Hand, erhob sich gegen ihn, und gab ihm den Kuß zurück.

Darauf geleitete er ſie zu ihrem Sitze. Zwei Diener rückten für ihn einen Armſtuhl auf der Erhöhung dem Stuhle ihrer Gebieterin gegenüber. Dann verneigten ſie ſich tief gegen beide, ſtiegen von der Erhöhung, gingen aus dem Saale, und ſchloſſen hinter ſich die Flügelthüren. Dietwin ſetzte ſich in den Armſtuhl, die Schweſter bedeutete die Kammerfrau, welche aufgeſtanden war, ſich wieder zu ſetzen, und als dieſes geſchehen war, wendete ſie ſich zu dem Bruder, und ſagte: „Sei gegrüßt, Dietwin.“

„Sei gegrüßt, Gerlint,“ antwortete er.

„Erfreuſt du dich einer vollkommenen Geſundheit?“ fragte ſie.

„Ich bin friſch und geſund, wie ich es alle Tage meines Lebens geweſen bin,“ antwortete er, „und kann ich von dir das Gleiche erfahren?“

„So wie mich Gott der Herr noch nie mit einer Krankheit heimgeſucht hat,“ entgegnete ſie, „ſo bin ich auch ſeit unſerem letzten Zuſammenſein geſund geblieben. Ich habe mein einfaches Leben zur Erhaltung meines Körperwohles fortgeſetzt, und nehme eine Krankheit, wenn ſie Gott ſendet, demüthig an, und trage, was ſie bringt.“

„An dieſen Geſinnungen erkenne ich dich,“ ſagte er.

„Und iſt deine Gemüthsruhe nicht geſtört worden?“ fragte ſie.

„Wie es in der Verwaltung von Liegenſchaften Verdrießlichkeiten gibt,“ antwortete er, „und wie ein leichter Unmuth über den Gang der öffentlichen Dinge zuweilen in das Gehirn kommt, ſo rechnete ich dieſe Sachen in der letzten Zeit ſo wenig wie früher, und ſo glaube ich, daß nichts meinen jetzigen Gleichmuth zu erſchüttern im Stande wäre.“

„Das iſt recht gut,“ erwiederte ſie.

„Und wie iſt es mit deiner Seelenruhe beſchaffen?“ fragte er.

„Da ich immer weniger auf das achte, was Dienſtleute und Untergebene gegen meinen Sinn thun," antwortete ſie, „da ich immer weniger in die öffentlichen Angelegenheiten eingehe, weil mir ein Urtheil über ſie nicht zuſteht, und da ich immer mehr alle Vorkommniſſe als Schickungen Gottes betrachte, ſo kommt ſtets dauernder eine Stille meines Herzens zu mir, die wohl durch nichts mehr einen Abbruch erleiden wird."

„Das iſt auch recht gut," ſagte er.

„Iſt kein Unfall vorgekommen?" fragte ſie.

„Ein zerbrochenes Rad, das wieder gemacht worden iſt," entgegnete er, „eine kranke Kuh, die wieder geſund iſt, und anderes, deſſen ich mich nicht mehr entſinne."

„Das iſt ohne Bedeutung," ſagte ſie, „bei mir iſt gar nichts vorgekommen."

„So ſtehen die Sachen vortrefflich," antwortete er.

„Es geht ſo gut, wie Alles nur immer gehen kann," ſagte ſie, „und ſo ſei noch einmal gegrüßt, Dietwin."

„Sei gegrüßt, Gerlint," erwiederte er.

Darauf ſtand er auf, küßte ihre Hand, und verließ den Saal.

Die Geſchwiſter verzehrten dieſen Abend noch ein kleines Mahl mit einander.

Als der nächſte Tag angebrochen war, und als Dietwin das Frühmahl in ſeinem Wohngemache eingenommen hatte, ließ er ſich noch viel feſtlicher kleiden als des Tages zuvor. Dann ging er in ſeinen zwei Zimmern auf und nieder. Nach einer Zeit erſcholl die Glocke der Schloßkapelle. Auf dieſes Zeichen ging er in die Kapelle und nahm ſeinen Sitz in einem wohlgepolſterten Stuhle an der linken Seite des Altares ein. Nach ihm kam Gerlint in einem äußerſt ſchönen, aſchgrauen Seidenkleide, und

ſetzte ſich in einen gleichen Stuhl an der rechten Seite des Altares. In der Tiefe der Kirche ſaß die Dienerſchaft und ſaßen die Leute Gerlints, es ſaßen der Kammerdiener, der Diener und der Kutſcher Dietwins, und es ſaßen noch dicht gedrängt viele andere Menſchen. Alle waren feſtlich angethan. Nach der Ankunft Gerlints wurde ein feierlicher Gottesdienſt in der Kapelle gehalten.

Nach dem Gottesdienſte ging Dietwin in ſeine Wohnung. Dort nahm er ein großes, breites, flaches Fach von dunkelblauem Leder aus einer Schublade, und ging mit dem Fache in den großen Saal des Schloſſes. In dem Saale war ein koſtbarer Teppich auf den Marmorboden gebreitet, auf dem Teppiche ſtand ein ſehr geräumiger, rothſeidener Armſtuhl, und in dem Armſtuhle ſaß in ihrem aſchgrauen Seidenkleide Gerlint. Sonſt war kein einziger Menſch in dem Saale. Sie ſtand auf, da Dietwin herein getreten war. Er ging zu ihr, und die Geſchwiſter küßten ſich. „Gottes Heil mit dir, Gerlint," ſagte er, „und möge dir dieſer Tag noch recht oft wiederkehren."

„Gottes Heil auch mit dir, Dietwin," ſagte ſie, „möge auch dir dieſer Tag noch recht oft wiederkehren."

Als dieſe Worte geſprochen waren, öffnete er das Fach, das er in der Hand hielt. Ein ebener, blaßrother Sammet ſtellte ſich dar, und auf dem Sammte lagen vier Reihen großer, gleich makelloſer Perlen in ein Halsband geſchlungen.

„Dieſe Perlen ſind ſchwache Abbilder ſchöner Gedanken," ſagte er, „möge deine Schönheit ſie erſt zieren, und ſie werth machen, daß du dich bei ihnen künftig deines heutigen Geburtstages erinnerſt."

„Dietwin," ſagte ſie, „du biſt immer gut bei frevelhaften Reden, und dieſe Perlen ſind ein Rittergut."

„Jede ist ein Ritter unseres Hauses," antwortete er, „und seit wir keine Vasallen mehr zur Last haben, können wir solche Ritter leicht stellen."

„Sie werden keine Felonie an unserem Hause üben," entgegnete sie, „und in diesem Verstande nehme ich sie als eine gemeinschaftliche Macht. Ich danke dir herzlich, Dietwin."

Sie nahm das Fach, schloß es, und legte es auf einen Tisch, der neben ihrem Stuhle stand.

Von dem Tische nahm sie ein Fach, das aus braunem Leder war. Sie öffnete das Fach, und auf weißem Sammet stellte sich eine blaßbraune, einfache Brieftasche dar. Sie nahm die Brieftasche heraus, schlug sie auseinander, und auf weißer Seide zeigte sich eine sehr feine Stickerei aus Gold und kleinen Perlen, die einen Lorberkranz bildete.

„Du siehst, wie wir immer die nämlichen Gedanken haben," sagte sie, „du gibst mir zu meinem Geburtstage Perlen, und ich gebe dir zu deinem Geburtstage, den der Himmel auch an dem heutigen Tage beschert hat, ebenfalls Perlen."

„Nur daß du noch eine herrliche Arbeit dazu gemacht hast," antwortete er, „oder ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser feine Kranz aus deinen sehr kunstgeübten Händen hervorgegangen wäre."

„Ich habe mich bestrebt, ihn so gut zu machen, als ich konnte," sagte sie.

„Und ich kann dir eine Arbeit gar nicht machen," erwiederte er, „es müßte nur ein Gedicht sein, deren ich aber nie andere verfertigte, als uns in der Schule aufgegeben waren, und diese, sagte der Lehrer, seien allemal keine gewesen."

„Die beste Arbeit, die du mir machst, Dietwin," sagte sie,

„iſt dein Leben, daran ich mich erfreue. Der Lorberkranz ſoll dein Kriegsleben bedeuten.“

„Das hat keinen Lorberkranz verdient,“ antwortete er. „Und mein Leben, wenn es dir Freude macht, freut mich auch, ſonſt iſt es ein verwirrtes Stückwerk gegen deine klare Arbeit, Gerlint. Ich danke dir von dem Grunde meines Herzens für deine Gabe.“

Dann ſagte Gerlint: „Laſſen wir jetzt die Leute herein treten.“

„Thue es,“ antwortete Dietwin.

Gerlint ſchellte mit einer Glocke.

Da öffneten ſich die Thüren des Saales, und es traten mehrere Menſchen herein. An der Spitze derſelben war der Schloßverwalter, neben ihm die Kammerfrau, und hinter den beiden die Dienerſchaft; es waren die Knechte und Mägde des Gutes, es waren der Kammerdiener und Kutſcher Dietwins, und es waren Leute aus der Gegend, welche früher Unterthanen des Gutes geweſen waren.

Sie ſtellten ſich in eine Reihe.

Da trat der Schloßverwalter etwas vor, verneigte ſich vor Gerlint und dann vor Dietwin, reichte Gerlint einen Blumenſtrauß, und ſagte: „In Gnaden und Huld ſind wir vorgelaſſen worden. Viel Glück und Segen und langes Leben bringen wir im Wunſche. Ich bin zum Sprechen für alle erkoren worden, und ich ſpreche für alle. Der Wunſch iſt doppelt, weil auch das hohe, erhabene, preisliche Geburtsfeſt ein doppeltes iſt. Und alſo wie die Tulpen und die Narciſſen und der Rosmarin und alle die andern Blumen aus verſchiedenen Weltgegenden ſtammen und bei uns aus dem freien Grunde und aus dem Gewächshauſe in dieſen Strauß vereinigt worden ſind, ſo ſtammen

die Diener und Leute des Schloſſes aus verſchiedenen Orten, und ſind vereiniget worden, hier ihre Pflicht zu erfüllen, und haben ſich heute in einen Strauß verſammelt, ihre Geiſtesgaben darzubringen, und wie die Blumen unzählige Blätter haben, und Wohlgeruch und tauſendfältige Farben, ſo ſoll das Glück unzählbar und angenehm und tauſendfältig ſein, was wir wünſchen. Und wir bitten um die Gewogenheit noch ferner, und dieſe Leute, welche nicht mehr Unterthanen des Schloſſes ſind, bleiben doch Unterthanen des Herzens unſerer erhabenen Frau, und bringen gleich uns ihre Wünſche dar."

Als er dieſen Spruch geendet hatte, verneigte er ſich wieder gegen Gerlint und Dietwin.

„Ich danke dir, Adam," ſagte Gerlint, „ich danke euch allen, meine Kinder; möge es mir noch gegönnt ſein, euch beſſere Gaben geben zu können, als ich euch an dieſem Tage zu beſcheren vermag."

Die Kammerfrau trat hervor, ſagte nichts, neigte ſich auf die Hand ihrer Gebieterin, und küßte ſie.

„Agathe," ſagte Gerlint, „du haſt einen griechiſchen Namen, der etwas Gutes bedeutet. Du biſt wie der Name. Daure noch ein wenig bei mir aus."

Die Kammerfrau antwortete nichts, und trocknete ſich nur die Augen.

Und noch Mehrere traten hervor, und verneigten ſich, oder küßten Gerlint die Hand.

Da Alles vorüber war, ging Gerlint zu einem Tiſche, auf dem ein graues, ſeidenes Tuch über Gegenſtände gebreitet war, hob das Tuch empor, und ſagte: „Da ſind wieder Kleinigkeiten, die ich an dieſem Tage mit meinen eigenen Händen an euch zu

vertheilen mir das Vergnügen mache, um euch für das Liebe meinen Dank zu bezeigen, das ihr mir thut. Adam, diese Dose fühlt sich recht glatt in der Hand, und öffnet und schließt sich leicht und genau. Agathe, in dem Buche sind Gedanken an Gott, wie du sie gerne hast, und die silbernen Spangen weisen auf einen reinlichen Sinn. Mathias, theile deinem Vater von dem Gelde mit, ihr brauchet es jetzt mehr als etwas anderes. Martha, deine Augen schauen noch auf Flitter, an Sonntagen wird dir das Tuch recht gut anstehen. Anna, dieser Latz wird dir auch nicht mißfallen. Sebastian, halte deine Zeit regelmäßig wie die Zeiger dieser Uhr. Katharina, nimm das Linnen, wozu du es brauchen kannst. Eva, lasse dir aus dem Stoffe ein nicht gar zu auffälliges Kleid schneiden. Ferdinand, mir ist das Rauchen in Zimmern und feuergefährlichen Orten sehr zuwider; ich mag dir aber doch gerne eine Freude machen, rauche aus dieser Pfeife nicht an den Orten, die ich genannt habe. Joseph, ich denke, diese Weste könnte dir gefallen, und dir, Maria, diese Bänder, und, Margaretha, dir diese Sonntagschuhe, und euch Andern das andere. So tretet doch näher."

Die Angeredeten, welche etwas weiter zurückgestanden waren, gingen vorwärts, und jedes empfing seine Gabe aus der Hand der Gebieterin.

„Und ihr," sagte sie dann, „welche ihr in der vergangenen Zeit meine Unterthanen gewesen seid, und denen ich mich nicht glaube als eine Herrin bewiesen zu haben, sondern als eine Freundin, werdet wissen, daß ich eure Freundin noch bin, und wenn ihr auch die Steuern nicht mehr auf mein Schloß tragt, so sind doch die andern Bande geblieben. Kann ich jemanden aus euch ein Gutes thun, so komme er und eröffne sich mir.

Jetzt, Kinder, gehet, und genießet des heutigen Tages als eines Feiertages."

„Ich bitte dich, Gerlint," sagte Dietwin, „gib ihnen mir zu Liebe ein Glas guten Weines, daß sie außer deiner Gesundheit auch die meine trinken und die Gesundheit meiner Leute zu Hause, welche alljährlich dieses Fest ohne mich begehen müssen. Eure Geschenke von mir, meine Lieben, sind schon in dem Vorsaale, und jedes hat den Namen."

„Sie haben den besten Tischwein meines Kellers," entgegnete Gerlint, „und sollen ein Glas feinen Nachtischwein bekommen, wie wir ihn selber bei unserem heutigen Mahle haben."

„Und so wäre nun Alles in diesem Saale in Ordnung," sprach Dietwin.

„Ich glaube, Alles," entgegnete Gerlint.

Die Leute drängten sich noch herzu, küßten Gerlint die Hand, oder verbeugten sich, und thaten Ähnliches bei Dietwin.

Dann verließen sie den Saal.

„Geliebte Schwester," sagte nun Dietwin, als er mit Gerlint allein war, „lasse uns jetzt in deiner trauten Kammer das Gespräch pflegen, das wir an diesem Tage gerne über unsere Angelegenheiten führen, ehe die aus der Nachbarschaft kommen, die wieder zahlreich sein werden, weil du sie nach deinem Gebrauche an keinem früheren Tage zum Wunsche zulässest. Ich habe dir heute Besonderes zu sagen."

„So komme," sprach Gerlint.

Sie nahm das Fach mit den Perlen, er steckte die Brieftasche zu sich, reichte ihr den Arm, und führte sie aus dem Saale in ihr Wohngemach. Dort schloß sie die Perlen in einen Kasten,

und ſetzte ſich dann in einen Armſtuhl. Dietwin ſetzte ſich in einen andern, ihr ſchräge gegenüber.

„Und nun ſprich, Dietwin," ſagte ſie.

„Ich glaube, ich bringe heute gute Dinge," ſagte er. „Zuerſt kann ich dir eröffnen, daß unſer Neffe nun völlig frei iſt. Er hat ſich ohne Zureden von irgend einer Seite entſchloſſen, ſeinen Abſchied zu fordern, und vor drei Wochen hat er ihn erhalten. Du weißt, wie wir von der Sache ſtets geſprochen haben. Er hat ſich ausgezeichnet; aber da der Krieg längſt aus iſt, was hätte er weiter vollbringen können? In der Zeit, die er nun völlig frei in Weidenbach zubrachte, iſt er völlig doppelt eifrig geworden, ſo daß ich glaube, er hat aus Freude an der Sache die Städte und die Waffen verlaſſen. Das ſage ich dir von der Freiwerdung Dietwins, jetzt komme ich zu dem Zweiten. Die lange Waldnaſe, welche von dem Gute Sebenau in die Gründe von Weiden herein ragte, und den Verdruß und Störefried für mich und meine Vorfahrer, ſo wie für den Beſitzer von Sebenau darſtellte, iſt für Weiden erworben. Der Lindmayer hat ſich plötzlich beſonnen, und hat mir endlich, freilich für ſchweres Geld, ſein Waldland, das an den Sebenauerforſt grenzt, angeboten. Ich habe, ohne vorher mit dir reden zu können, zugegriffen, daß er nicht wieder reuig würde, und habe das Waldland gegen die Naſe vertauſcht. Da es doppelt größer iſt als die Naſe, und da die Sebenauer ihr Gut als Familiengut wohl vergrößern, aber nicht verkleinern dürfen, ſo iſt Julius von Sebenau über den Handel ſo erfreut wie ich. Wir ſind beide nun gerundet, und haben die Ärgerlichkeiten aus Streiten und Übergriffen unſerer Leute hinter uns.

Und nun, liebe Schweſter, komme ich zu dem Dritten. Ich

ſage nur ſo meine Gedanken, ohne dir etwas einreden zu wollen. Wir könnten jetzt vielleicht das, was wir beide ſo ſehnlich wünſchen, mit Gefügigkeit erreichen. Wenn ich an Dietwin zu Weidenbach noch Weiden abtrete, du an Gerlint Biberau, und wenn Dietwin Gerlint heirathete, ſo hätte das Paar einen Güterverein, wie weit und breit keiner von ſolcher Größe und von ſo kurzer Grenze gefunden werden könnte. Ich rede nicht einmal von der Güte des Bodens, der Stroßigkeit der Wälder, der guten Sonnenlage und der Schönheit für die Augen. Wenn ich dann auf Weidenholz ginge, und du nach Bergen, ſo wären wir unter uns und mit den Kindern Nachbarn, und könnten uns ſehr oft beſuchen. Etwas Schöneres iſt kaum zu denken. Und weil es doch in der Weſenheit der Dinge liegt, daß wir früher ſterben können als Dietwin und Gerlint, und weil wir niemanden haben, der uns nahe iſt, ſo fielen nach unſerem Tode Weidenholz und Bergen auch zu dem Ganzen, und wenn Steinberg und Tannheim, und wenn die Forſte in den Brunnenbergen, weil dieſe Dinge doch zu entlegen ſind, einmal vortheilhaft verkauft werden könnten, und hier etwas Angrenzendes zu erwerben wäre, ſo bekäme unſer Geſchlecht beinahe ein völliges Herzogthum, und wenn ſie es durch gute Wirthſchaft und Erſparungen wieder vergrößerten, ſo könnten ſie mächtig und tüchtig und reich ſein in undenkliche Zeiten hinein. Das ſind meine Vorſtellungen, Gerlint."

„Mein ſehr verehrter Bruder," antworte Gerlint, „ich werde dir auch meine Vorſtellungen ſagen. Biberau iſt längſt Gerlint zugedacht, und du weißt, daß ſie es erhält, wenn ſich ein annehmbarer Gatte für ſie findet. Ich gehe lieber nach Bergen als an einen andern Ort, und um ſo lieber, weil wir uns dann ſo nahe ſind, wie es, ſeit wir das Elternhaus verlaſſen haben, nie der

Fall gewesen ist. Und wenn Dietwin Gerlint heirathet, so haben sie einen schönen Grundbesitz, der, wie auch das, was sie von uns noch erben, bei unserem Geschlechte bleibt. Das ist sehr schön. Nun aber kommt das Bedenken. Mit den Gütern können wir schalten, aber mit der Ehe nicht. Ich habe einen alten, frommen Spruch gehört: Ehen werden in dem Himmel geschlossen. Es mußten sehr viele Erfahrungen über diese Angelegenheit gemacht worden sein, sonst wäre der Spruch nicht entstanden. Und ich selber bin eine solche Erfahrung. Wer hätte gedacht, daß Erwin mein Gatte werden würde, als er mit der Gräfin Ertlam die Brautbesuche in der Gegend machte? Und doch ist er es geworden. Ein wunderbarer Umstand mußte eine frühere, geheime, nie ganz erloschene Liebe des Fräuleins, die sie ihren Eltern zum Opfer bringen wollte, enthüllen, wunderbare Umstände mußten die Verbindung des Fräuleins mit dem früheren Geliebten ermöglichen und Erwin von seinem Opfer erlösen. Eine Schrift mußte in dem langen Rechtsstreite zwischen Erwins und unsern Eltern gefunden werden, die den Streit günstig für uns entschied. Erwin mußte die Schrift bringen, er mußte so zum ersten Male in unser Haus kommen, und das Herz meines Vaters für sich, den armen Mann, rühren, und dann mußten sich erst noch sein und mein Gemüth in Liebe zusammen finden. Und bist nicht du selbst in jener Zeit noch heftig gegen die Verbindung gewesen? Aber sie wurde geschlossen, und ist so glücklich gewesen, daß kaum eine glücklichere auf der Welt sein kann. Ich werde diesen Mann nie vergessen, und werde, so lange ich noch lebe, nie ein anderes Kleid tragen als ein schwarzes oder graues. Und die gute Agathe trägt sie auch mit mir, obwohl sie sich andere und schönere anschaffen könnte."

„Und werden alle Ehen in dem Himmel geſchloſſen, Gerlint?“ fragte Dietwin.

„Nicht alle,“ antwortete Gerlint; „dann ſind ſie aber völlig keine Ehen. Als die Eltern Erwins ihn mit ſeiner Braut verbinden wollten, wäre es eine Ehe geworden, die nicht in dem Himmel geſchloſſen worden wäre; der Himmel verhinderte ſie, und ſchloß dafür eine andere. Ob nun der Himmel die Ehe zwiſchen Dietwin und Gerlint ſchließen wird, weiß ich nicht. Ich habe einige Furcht darüber. Du weißt, wie beide Gemüther heftig ſind, und heftige Gemüther ſträuben ſich gegen einander, weil keines das andere ſänftigt und zu ſich zieht. Haben ſie nicht ſchon damals, da er ein Knabe und ſie ein Kind war, immer gezankt? Sie ſchrie und tobte mit den Füßlein gegen ſeinen Willen, und er zerſtörte ihre Spielſachen und höhnte ſie, wenn ſie ſich nicht fügte. Da er größer wurde, und ſie durch einen Bach trug, ſetzte er ſie plötzlich in das Waſſer nieder, weil ſie ungebärdig war. Die Kinder der Nachbarn und des Dorfes, die ich gerne zu ihnen geſellte, mußten ſich ihm unterwerfen, Gerlint that es nie, und ſammelte ſelber ſolche um ſich, die ſich ihr unterwarfen, und wenn zwiſchen den zwei Schaaren im Spiele ein Kampf war, artete er ſtets in Ernſt aus. Du erinnerſt dich des Schreckens, da er das Mädchen einmal bei dem Nacken faßte, es zu Boden warf, und mit dem Haupte ſo lange in das Gras hielt, bis es ſich nicht mehr regte, und wie er es dann los ließ, und wie ſie aufſprang, ein Meſſer von unſerem Gartentiſche nahm, und nach ihm ſtach, und wie er die Wunde von uns nicht unterſuchen ließ, den Hemdärmel zurückſtreifte, und den Arm, von dem Blut herunter rann, wie im Kriegsruhme empor hielt. Sie war blaß geworden, er aber ging ſchweigend davon. Und als einmal im Sommer

Gerlint und die Mädchen eine seidene Schnur über die Brücke zogen, und keinen der jungen Männer hinüber ließen, wenn er sich nicht durch eine Blume oder ein anderes sinniges Zeichen löste, warf er sich in den Kleidern in das Wasser, und schwamm neben der Brücke hinüber. Du nahmst ihn dann zu dir, und gabst ihn später in die Stadtschulen. Ich gab sie in die Anstalt. Und wenn sie dann nach Jahren zusammen kamen, selbst in der Zeit, als er schon in dem Kriege gewesen war, und jeden Mann in unserer Gegend übertraf, und als sie so schön geworden war, daß sich kein Mädchen mit ihr vergleichen konnte, waren sie da jemals anders als schroff gegen einander? Und war das nicht die Ursache, daß ich sie um zwei Jahre länger in der Anstalt ließ, als ihre Erziehung forderte? Nach diesen Erfahrungen habe ich Zweifel, ob da eine Ehe in dem Himmel geschlossen werden wird?"

„Könnten wir nicht dem Himmel ein wenig helfen?" fragte Dietwin.

„Du redest wieder freventlich, mein Bruder, wie manchmal im Übermuthe," antwortete Gerlint; „wie kann ein sterblicher Mensch dem Himmel helfen?"

„Nun, nicht geradezu helfen," erwiederte Dietwin, „sondern uns mit unsern Kräften helfen, daß uns Gott hilft. Unser Hauptmann Grünau pflegte zu sagen: Hilf Gott, daß er dir hilft."

„Du glaubst an meinen Spruch nicht, Dietwin?" sagte Gerlint.

„Ich glaube daran," entgegnete Dietwin, „und will dir gleich die Beweise sagen. Ich habe über die Dinge nachgedacht, von denen du gesprochen hast; ich habe aber auch andere Dinge

entdeckt, durch die der Himmel günstig zu uns redet. Höre an. Unser Geschlecht hat wunderbar lange gedauert. Zur Zeit des ersten Hohenstaufen, Konrad, hat einer der Unsern, Dietwin, der Kardinal, diesen König gekrönt. Dietwin ist immer ein Name in unserem Stamme gewesen, so wie Berlint. Und der Stamm, wenn er schon im Erlöschen war, hat sich stets wunderbar erneuert. Es ist wunderbar, daß wir zwei, du und ich, an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, nur du um sechs Jahre später. Und heißen wir nicht Dietwin und Berlint? Und ist es nicht wunderbar, daß die zwei jüngeren Dietwin und Berlint, wenn sie auch nicht an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, doch gerade auch wieder um sechs Jahre von einander abstehen? Und hat nicht unser Bruder Jakob, da ihm ein Sohn geboren wurde, ihn nach mir Dietwin genannt, zu einer Zeit, da er nicht ahnen konnte, daß dieser Dietwin nach dem Tode seiner Eltern an mir seinen zweiten Vater wird finden müssen? Und ist es nicht mit der Tochter des Bruders Archibald der nämliche Fall, die nach dir genannt wurde, die du der Verwaisten jetzt auch eine Mutter bist? Viel wunderbarer aber ist es noch, daß in den Zügen des Angesichtes und in der Gestalt die Nichte dir und der Neffe mir gleicht. Der Graf Arkan hat ihn neulich für mich gehalten. Wenn da nicht der Finger des Himmels ist, wo ist er dann noch? Und gerade eine Eingebung des Himmels könnte es auch sein, daß du die verwaisten Kinder zuerst in deinem Schlosse Biberau erzogen hast, daß dann der Knabe bei mir und das Mädchen bei dir war, und daß in uns der nämliche Gedanke entstand, sie einmal mit einander zu verheirathen, welchen Gedanken wir lange heimlich trugen, ehe wir ihn einander mittheilten. Ich will noch von einem Umstande

reden. Du bist in deinem Leben nie krank gewesen, ich bin nie krank gewesen, und Dietwin und Berlint sind auch nie krank gewesen, und mögen sie es nie werden, bis sie unser Alter erreicht haben, ja, darüber hinaus sind. Und was die Heftigkeit der beiden jungen Leute anbelangt, so weißt du wohl, daß in unserem ganzen Stamme fast ohne Ausnahme die nämliche Eigenschaft besteht, bei Männern wie bei Frauen. Unser Leben hat drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung herrscht die Heftigkeit, dann kommen allerlei Einbildungen, und dann erscheint eine große Sanftmuth und Gutmüthigkeit, die bis ins hohe Alter andauert. Sind wir beide doch auch nicht von dem Schicksale unseres Geschlechtes ausgeschlossen gewesen. Ich rede nicht davon, da ich ein junger Soldat war; ihr habt mich genug getadelt. Dann, als ich das Schwert weglegte, machte ich einen Plan, den ewigen Frieden zu gründen, und machte Reisen in aller Herren Länder, um ihn ins Werk zu setzen. Und nun glaube ich endlich in die dritte Abtheilung eingerückt zu sein."

„Ja, lieber Bruder," sagte Berlint, „du bist jetzt sanft und gut, verschenkst Rittergüter und Perlen."

„Rittergüter und Perlen verschenke ich nur an gute Schwestern und hoffnungsvolle Neffen," antwortete Dietwin. „Und was dich betrifft, theure Schwester, verbrachtest du auch ein Veilchen in den ersten zwei Abtheilungen unseres Stammes und bist jetzt, obgleich um so viel jünger als ich, in der dritten Abtheilung, und verschenkst auch Güter und kostbare Sachen."

„Nun, ich bestrebe mich, so gütig und einfach zu sein, als es möglich ist," sagte Berlint, „nehme meinen Verstand zusammen, und hoffe, so zu bleiben. Güter und Kostbarkeiten verschenke ich auch nicht an alle Menschen. Ich habe auch an die Dinge, von

denen du gesprochen hast, schon sehr oft gedacht, und habe ihre Merkwürdigkeit gefunden. Wunderbar sind die Namen der Kinder, wunderbar ihr gleicher Alterunterschied, wunderbar die Verhältnisse, die sie zu uns gebracht haben, wunderbar ihre Ähnlichkeit mit uns, und am wunderbarsten, daß wir beide unabhängig von einander den Gedanken ihrer Verehlichung faßten. Weil nun die Sache diese zwei Seiten hat, was meinst du denn, daß wir thun sollen, um nach dem Spruche deines Hauptmannes Gott zu helfen, daß er uns hilft. Sollen wir etwa die Kinder einander empfehlen?"

„Du scherzest, Gerlint," antwortete Dietwin, „das wäre eine Ehe, die nicht in dem Himmel geschlossen ist, und wäre wie bei uns Soldaten ein Gebet auf Befehl. Ich glaube, ich bin unvermählt geblieben, weil man mir so viele Mädchen so sehr empfohlen hat."

„Siehst du also," sagte Gerlint, „wie mißlich es ist, dem Himmel helfen zu wollen. Und darum kann ich mich auch mit dem Gedanken gar nicht befreunden. Oder meinst du, daß wir die Empfehlung nur so, wie man zu sagen pflegt, auf Umwegen versuchen sollen?"

„Die werden bemerkt," entgegnete Dietwin, „und dann ist es erst recht nichts mit der Sache. Ich meine nur so: Dietwin ist jetzt in Weidenbach, er kommt sehr oft zu dir nach Biberau und sehr oft zu mir nach Weiden. Gerlints Erziehung ist, wie du sagst, vollendet; es ist nun nichts natürlicher, als daß sie zu dir unter deine mütterliche Aufsicht kommt. So sehen sich die jungen Leute dann sehr oft. Das genügt für den Anfang. Wer weiß es, wie sie sich jetzt betrachten. Beide sind von Bedeutung, und müssen es bemerken. Dietwin scheint schon in die zweite

Abtheilung unſeres Stammweſens eingetreten zu ſein; er glaubt alle Erdſtellen, unter denen Quellen verborgen ſind, zu kennen, und hat in ſeinem Verwalter einen großen Muſikgeiſt entdeckt. Gerlint wird auch allerlei Sänftigungen und Milderungen aus der Anſtalt mitgebracht haben. Und wenn er in der Abtheilung der Einbildungen iſt, ſo nützt uns das; denn es bedarf nur eines Funkens, und er ſetzt alle ſeine Einbildungen für Gerlint in Flammen, und wenn Gerlint auch gelaſſener iſt, ſo muß ſie den Unterſchied zwiſchen ihm und andern Männern ſehen, und es können mannigfaltige Gedanken in ihr Herz kommen. Und ſo laſſen wir die Dinge gehen, und erwarten, was ſich ereignen wird."

„Wenn nur dein Neffe nicht ſchon Einbildungen hat," ſagte Gerlint; „es iſt ein Gerücht zu mir herein gekommen, er habe eine Herzenskönigin, der er es nicht ſagt, und zu der auch kein Anderer ſein Auge erheben darf."

„Ich habe auch davon gehört," antwortete Dietwin, „glaube es aber nicht, wenn er mir es nicht ſelber ſagt. Und wenn es iſt, ſo iſt es in der erſten Abtheilung geweſen, und ſolche Schäume zerſtäuben und zerrinnen; denn ſonſt hätte ich jedes Mädchen, für das ich mich vielleicht geſchlagen hätte, auch heirathen müſſen. Die Zeit bringt neue Dinge, und ſo könnte wohl auch Neigung aus Abneigung hervorgehen, die übrigens bei Dietwin und Gerlint nicht ſo arg geweſen ſind; denn du erinnerſt dich, daß, wenn irgend jemand einem von ihnen gegen das andere helfen wollte, ſie es nicht litten."

„Weil ſie beide herrſchſüchtig ſind, und die alleinige Macht haben wollen," ſagte Gerlint.

„Nun, das werden ſie an einander achten, und das wird ſie

reizen, daß jedes verſucht, das andere zu unterwerfen, und ſo werden ſie beide unterworfen werden," ſagte Dietwin.

„Nun, ich will Gerlint kommen laſſen," antwortete die Schweſter; „es iſt ja ohnedem nöthig, daß ich ihre Erziehung fortſetze, ſoweit es meine Gaben vermögen. Wenn aber dann die Kinder anders als ſich gegenſeitig wählen, und die Wahl eine vernünftige iſt, dürften wir ihnen nicht entgegentreten."

„In Gottes Namen, dann ſind dieſe Ehen im Himmel geſchloſſen," ſagte Dietwin.

„Ja, dann ſind ſie in dem Himmel geſchloſſen," erwiederte Gerlint.

„Und ſo iſt denn auch, wenn du mir nichts mehr zu eröffnen haſt, unſer Frühlingsreichstag geſchloſſen," ſagte Dietwin.

„Er iſt geſchloſſen," ſprach Gerlint, „und habe Dank dafür, geliebter Bruder, daß du auch heute wieder gekommen biſt, den Tag mit mir nach meiner Weiſe zu feiern. Du biſt ja immer gut und läſſeſt mich nach meiner Art leben, und ſchenkeſt mir manchen Tag und manche Stunde."

„Ich ehre dich und deine Art zu leben," ſagte Dietwin, „wenn ſie auch in manchen Stücken anders iſt als die der Andern."

„Manche werden ſie auffällig finden," erwiederte Gerlint, „und manche werden ſie tadeln. Aber mir thut es wohl, in der Vergangenheit zu leben, und die Weiſe in Ehren zu halten, die unſern Vorfahren würdig und ſinnvoll erſchienen iſt. Vielleicht werden auch die, die nach uns kommen, ſie ehren; vielleicht aber werden auch ſie ihren Blick mehr nach den Geſtaltungen der Zukunft richten. Mögen ſie es, und mögen jene Geſtaltungen der Zukunft nur eben ſo würdig und ſinnvoll ſein, wie die der Vergangenheit es waren."

„Möge es so sein," sagte Dietwin.

Dann standen die Geschwister auf, und küßten sich noch einmal recht herzlich.

Hierauf schellte Gerlint mit einer Glocke.

Ein Diener trat ein.

„Ist etwas zu berichten, oder ist jemand gekommen?" fragte sie.

„Der junge Herr Baron wartet schon lange, und ein Brief und ein Päckchen von dem Fräulein ist da," sagte der Diener.

„So bringe den Brief und das Päckchen, und sage dem Herrn Baron, er möge noch ein wenig Geduld haben," befahl Gerlint.

Der Diener ging fort, kam bald wieder, und brachte auf einem silbernen Teller einen Brief und ein Päckchen in grauer Seide.

Gerlint nahm beides, und der Diener entfernte sich.

Die Geschwister setzten sich wieder.

„So vergißt denn das gute Kind seine Wünsche und seine Gaben nie, und immer treffen sie zu gleicher Stunde ein," sagte Gerlint; „nun, ich hoffe, im nächsten Frühlinge wird sie persönlich an dem Feste Theil nehmen, und stets hat sie die Zartheit, meine Farbe zur Einhüllung zu wählen."

„Möge sie dem nächsten Feste schon als Gattin nach unserem Wunsche beiwohnen," sprach Dietwin.

„Das wäre rasch," sagte Gerlint.

„Alle Himmelsgaben erscheinen rasch," entgegnete Dietwin.

Gerlint öffnete den Briefumschlag, und nahm zwei Briefe heraus.

„Da ist der an dich," sagte sie zu dem Bruder.

„Ich lasse dem deinen wie gewöhnlich den Vorzug," sprach Dietwin.

„So höre," sagte Berlint, und las den Brief.

„Hochverehrte, geliebte Tante! Nimm auch heuer wieder meine schwachen Worte zu dem Feste, zu welchem ich, an die Satzungen der Anstalt gebunden, nicht eilen kann. Philipp wird sie um zehn Uhr übergeben. Zuerst muß ich berichten, daß ich heute wieder im heiligen Gottesdienste für dich gebetet habe. Ich habe Gott um alles Gute für dich gebeten, dessen nur immer ein Mensch in deiner Stelle theilhaftig werden kann. Ich habe auch wieder das Gelübde gethan, daß ich dir jedes Opfer bringen werde, das nothwendig sein sollte. Dann sage ich dir abermals meinen tiefsten Dank für die unaussprechliche Mutterliebe, die du mir schon so lange zuwendest, und ich könnte meinen Dank nicht besser erweisen, als wenn mein Gelübde wahr würde. Ich suche mich deiner feueren Liebe immer würdiger zu machen, und bin ich deiner so großen Liebe auch nicht werth, so gib sie mir, ich bitte, als Geschenk, wie du sie mir bisher als Geschenk gegeben hast. Lege das kleine Ding, welches in dem Päckchen mitfolgt, zu anderen ähnlichen Sachen, und habe eine kleine Freude daran. Ich habe es selber ganz allein gearbeitet. Denke in einer Minute dieses Tages an mich, die alle Minuten desselben an dich denkt. Und alle Minuten aller Tage, die für mich noch folgen werden, bleibe ich die dich liebende und verehrende und dir dankende Berlint."

„Nun höre mich," sagte Dietwin, und las:

„Herzlieber Oheim! Ich sende dir wieder in dem Päckchen der Tante den Brief. Nimm ihn freundlich an. Ich bitte den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne und bewahre, daß er es eine lange Reihe von Jahren erhalte, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Ich lebe in die Erkenntniß deiner Güte hinein, und

danke dir mehr, als ich dir in den früheren Jahren zu danken vermocht habe, weil ich unvernünftiger war. Gib mir auch in der Zukunft deine Neigung, die ich erst verdienen muß. Ich will dies zu erreichen ernstlich bestrebt sein. Nimm die Arbeit, welche ich dir verfertigt habe, wieder gütig an, und denke dabei unter deinen vielen Sorgen auch zuweilen an deine in Liebe ergebene Nichte Gerlint."

„Nun, die Briefe sind wieder artig," sagte Dietwin.

„Wie sie das in der Anstalt lernen," sagte Gerlint. „Aber ich bin nur die hochverehrte, geliebte Tante, und du bist der herzliebe Oheim."

„Närrchen, mit welchem Dinge ist man denn die geliebte als auch mit dem Herzen?" sagte Dietwin. „Mache nun das Seidenpäckchen auf!"

Gerlint öffnete das Päckchen. Zwei sehr kleine Gegenstände kamen aus der Seide. Der eine war ein Stückchen schmales Seidenband, oder eigentlich waren es zwei Seidenbänder, die über einander befestigt waren: ein schwarzes und ein aschgraues. Auf dem schwarzen war ein winziges, hinlaufendes Rosengeschlinge, auf dem grauen eines aus Vergißmeinnicht. Beides war Seidenstickerei. Ein Papierstreifen sagte: der lieben Tante.

„Das habe ich noch nicht in dieser Kleinheit und Feinheit gesehen," sagte Gerlint, „und diese Geduld von dem heftigen Mädchen."

„Aber wozu denn dieses Streifchen Band?" fragte der Bruder.

„Es ist unter allen Gaben, die sie mir je geschickt hat, die zarteste," sagte die Schwester, „es ist ein Schlüsselbändchen für den Schlüssel des Ebenholzkästchens, das in der Wand meines

Zimmers ist, und in dem alle meine andern Schlüssel hängen. Du weißt, ich trage das Schlüsselchen, um es nicht zu verlegen, immer mittelst eines Bandes an meinem Kleide befestigt, und da hat sie zu ihrem Bande sinnvoll die graue und schwarze Farbe je nach der Farbe meiner Kleider gewählt. Ich will heute noch die graue Seite zu meinem grauen Kleide tragen."

„Thue das, Schwester," sagte Dietwin, „und zeige mir nun auch das andere Ding."

Gerlint wickelte aus seinem Papiere ein Geldtäschchen heraus, auf dessen einer Seite unter Glas auf weißer Seide ein sehr kleiner Lorberkranz war, eben so zart in Gold gestickt wie die Blumen auf dem Bande in Seide. Ein Papierstreifchen enthielt die Worte: „Dem lieben Oheime."

„Da muß man völlig betroffen sein," sagte Gerlint, „sie hat keine Ahnung von dem gehabt, was ich dir zu deinem heutigen Geburtstage bestimmt hatte. Welches merkwürdige Zusammentreffen!"

„Gib das Sächelchen," sagte Dietwin, „siehe, so niedlich, und die Lage der Blätter wie bei dir. Ist das nicht wieder ein Zeichen?"

„Möge es sein, und möge Alles gut enden," sagte Gerlint.

„Es wird, es wird," versetzte Dietwin, „wir werden uns bei dem Mädchen schön bedanken, und nun lasse den Sausemann kommen, sonst wird er vollständig unwirsch."

Gerlint schellte mit der Glocke, ein Diener kam, und sie sagte: „Wir lassen den Herrn Baron in mein Wohnzimmer bitten."

Der Diener ging, und gleich darauf kam Dietwin, der Neffe, in das Gemach. Einer seiner Leute, festlich gekleidet, trug ihm

ein längliches Käſtchen aus Paliſanderholz auf dem Arme nach. Der Neffe winkte, der Mann ſtellte das Käſtchen auf einen Tiſch, und verließ das Zimmer.

Dann näherte ſich der Neffe ehrerbietig der Tante, küßte ihre Hand, und faßte dann mit gleicher Ehrerbietung die Hand des Oheims. Hierauf trat er ein wenig zurück, und ſprach: „Weil es ſchon der Brauch in dem Schloſſe Biberau iſt, daß zum Geburtstags-Glückwunſche der Herrin des Schloſſes und zum Geburtstags-Glückwunſche ihres Bruders, der den gleichen Tag mit ihr in dem Schloſſe feiert, niemand früher vorgelaſſen wird, als an dem Tage ſelber, auch der leibliche Neffe nicht, ſo bin ich beim Anbruche des Tages von Weidenbach weggefahren, um der erſte hier zu ſein, und ich bin der erſte geweſen, nur ein Brief meiner lieben Muhme Gerlint hat mir den Rang abgelaufen. Hochverehrte Tante, hochverehrter Oheim, alles Glück, allen Segen, alles Heil bringe dieſer Tag, und es ſollen ihm lauter ſolche Tage folgen. Er iſt kein gewöhnlicher Geburtstag, heute iſt er ein Abſchnittsgeburtstag, der fünfzigſte des geliebten Oheims. Mögen noch weit mehr als fünfzig kommen, und möge Tante und Oheim in traulicher Eintracht fortan beglückt ſein, wie ihre Bilder traulich in dem Saale neben einander hängen. Mir iſt von beiden unverdiente Güte zu Theil geworden, und wird mir noch zu Theil, ich ſage den tauſendfachen, aber verdienten Dank dafür. Ich werde alle Mühe anwenden, meine Fehler zu verringern, daß ich vor künftiger Güte nicht erröthen darf."

Nach dieſen Worten küßte er wieder der Tante die Hand, und reichte dem Oheim ſeine Rechte.

Hierauf ſagte Gerlint: „Ich danke dir für deinen Wunſch,

Dietwin, ich weiß, daß du mir alles Gute zuwenden möchteſt. Es iſt aber ſchon einiges genug, und in ein ganzes Jahrhundert hinein zu leben, wie du in Ausſicht ſtellſt, dürfte für mich alte Frau eher eine Strafe als ein Glück ſein."

„Die in ſolcher Schönheit blüht, iſt mit hundert Jahren noch nicht alt," unterbrach ſie der Neffe.

„Gewöhne dir nur nicht die frevlen Reden deines Oheims an," ſagte Berlint, „und was deine Muhme anbelangt, ſo haben wir ihren Brief zuerſt vorgenommen, weil er abgethan ſein muß, ehe die Leute kommen, und von den Leuten biſt du immer der erſte und wirſt in meiner Wohnſtube empfangen. Ich ſage dir noch einmal den herzlichſten Dank für alle deine Wünſche."

„Ich ſage dir auch vom Grunde des Herzens meinen Dank," ſagte der Oheim, „und es freut mich, daß du deine Fehler verringern willſt, und unſere Güte gegen dich wird nicht aufhören, ſie iſt größer, als du glaubſt. Und das weißt du auch, daß ich heute fünfzig Jahre alt bin?"

„Ich habe ſie gezählt," ſagte der Neffe.

„Poche nicht, du wirſt auch ſo alt werden, ehe du es denkſt," entgegnete der Oheim.

„Wenn ich nur dann auch ſo ſehr einem Dreißiger ähnlich ſehe, wie du, Oheim," ſagte der Neffe.

„Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenſchaften, und ſei mäßig, dann wird es bei dir auch ſo ſein," ſprach der Oheim, „unſer Geſchlecht hat Ausdauer und Kraft."

„Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein," antwortete der Neffe, „bin auch ſonſt mäßig, habe gar keine Leidenſchaften, nur Gefühle, und da ſind die für dich und die Tante die mächtigſten."

„So wirst du sehr alt werden, und mußt dann die Tante oder mich heirathen," sagte der Oheim. „Und im Übrigen danke ich dir auch noch einmal von ganzem Herzen für deine Wünsche."

„Möge es dir gefällig sein, das Kästchen zu öffnen, liebe Tante," sagte der Neffe, „ich habe es gewagt, dir auch ein Angebinde zu bringen."

Mit diesen Worten reichte er der Tante ein kleines Schlüsselchen. Dann rückte er eines ihrer Arbeitstischchen vor sie, und stellte das Kästchen darauf. Gerlint drehte den Schlüssel, schlug den Deckel empor, löste das weiße, feine Papier auseinander, das sich zeigte, und rief: „Ach, die unvergleichlichen Edelmarderbälge!"

„Es ist nicht etwa der oberste der schönste, wie Geschäftsleute die Dinge gerne legen," sagte der Neffe, „sie sind alle gleich."

„Ich habe nie so schöne gesehen," sagte die Tante.

„Es ist nicht leicht möglich, sie im Verkehre zu bekommen," antwortete der Neffe, „ich habe sie in der Zeit gesammelt, und aus hundert Stücken diese zwanzig für dich ausgelesen, daß du von ihnen wieder nur die vornehmsten Theile zu einem Pelze für dich verwendest."

„Zwanzig sind zu viel," sagte die Tante.

„Es sind eben zwanzig, und nimm die zwanzig," sagte der Neffe.

„Ich nehme sie," antwortete die Tante.

„Und nun legte man die Stücke heraus, und betrachtete sie. Dieselben waren wirklich alle gleich und herrlich. Und nach vielfacher Bewunderung legte man sie wieder zierlich in das Kästchen.

„Das ist ein adeliges Geschenk," sagte die Tante, „der edle Stoff in dem edlen Gefäße. Was werde ich dir geben können?"

„Ich fordere etwas sehr Hohes," antwortete der Neffe, „die Dauer deiner Neigung zu mir."

„Die hast du ja ohne die Bälge, du unvernünftiger Mensch," sagte die Tante.

„So bleiben die Bälge ein Überschuß," entgegnete der Neffe. „Was ich dir gebracht habe, theurer Oheim, konnte ich nicht in die Stube tragen lassen, die Tante hätte es nicht zugegeben. Es sind die zwei Rappenfüllen, an denen, wie du neulich gesagt hast, kein weißes Härchen ist. Ich habe sie für dich auferzogen, und habe mich ein wenig mit ihrer Erziehung abgegeben. Und damit die Gaben zu dem heutigen Tage doch in dem Schlosse vereinigt sind, stehen sie unten in dem Stalle der Pferdejugend. Habe eine kleine Freude an ihnen."

„Eine große habe ich, du Narr," sagte der Oheim, „du machst heute Geschenke, wie die Herzoge und Könige der alten Zeit: Pferde und Pelzwerk. Und verlangst du von mir auch die Neigung als Gegengeschenk?"

„Freilich, mein verehrter Oheim," antwortete der Neffe.

„Nun, die hast du, und meinen Dank dazu," sagte der Oheim, „und es wird sich schon sonst auch noch etwas finden. Die Pferde freuen mich, du wirst sehen, wie die werden eingeschult sein, und Leiber werden sie haben, wie die feinsten Schlangen."

„Das glaube ich," antwortete der Neffe, „ich werde indessen die Braunen heranziehen, und wir werden wetteifern."

„Und wer die beste Erziehung geliefert hat, führt mich mit dem neuen Pelze im Schlitten," sagte die Tante.

„Die Füllen müssen wir auch besehen wie die Marderfelle," sagte der Oheim, „lasse sie in den Hof bringen."

„Ich führe sie vor," rief der Neffe.

Er nahm seinen Hut, und eilte aus dem Zimmer.

Die Geschwister gingen in den großen Schloßhof hinab.

Als sie dort angekommen waren, führte der Neffe an purpurrothen, silberverzierten Zäumen die zwei schwarzen Pferdlein hervor, und führte sie vor Oheim und Tante.

„Sie sind wahrhaftig weit schöner geworden, als sie waren, da ich sie zum letzten Male sah," rief der Oheim.

„Und manierlich sind sie und sittig wie Pagen," entgegnete der Neffe.

„Er ließ sie Bewegungen machen, wie sie solchen Thieren in solchem Alter angeboren und angebildet sind."

„Es ist schon gut," sagte der Oheim, „und ich danke dir noch einmal. Das ist ein fünfzigster Geburtstag! Lasse dich umhalsen, du heilloser Flederwisch."

Nach diesen Worten nahm er den Neffen bei dem Haupte und küßte ihn auf den Mund und auf die Wange.

„Nun fort mit ihnen, da kommen sie schon in hellen Haufen," sagte er dann.

Man hörte ein entferntes Wagenrollen gegen den Hügel des Schlosses heran.

„Komme, Gerlint," fuhr er fort, „steige zu dem Saale empor, und rüste dich, die Huldigungen zu empfangen."

Er reichte seiner Schwester den Arm, sie nahm ihn, und er führte sie die Treppe in das Schloß hinan.

Dietwin, der Neffe, gab die Zügel der Pferdchen dem Reitknechte und folgte den beiden Geschwistern.

Sie gingen jetzt in den großen Saal. Hier betrachteten sie noch ein Weilchen die zwei Bilder der Geschwister, die neben einander an der Wand hingen, sehr schöne Gestalten, in den

Gewändern der früheren Zeit gemalt. Die Tante schüttelte lächelnd den Kopf, der Oheim war sehr zufrieden.

Dann setzte sich Gerlint in ihren großen Prunksessel, und die beiden Dietwin nahmen auf anderen Stühlen ihre Plätze ein.

Sofort hörte man auch das Wagenrollen im Schloßhofe, und die Diener meldeten bald darauf die, welche angekommen waren.

Sie wurden angenommen, und traten durch die Flügelthüren herein. Kurze Zeit darauf wurden auch andere gemeldet, und kamen in den Saal; diesen folgten wieder mehrere, und so ging es eine Weile fort. Es waren die Bewohner der umliegenden Gegenden, die ihr größerer Grundbesitz und ihre Lebensweise geeignet machten, mit der Herrin des Schlosses Umgang zu pflegen. Sie sagten ihre Wünsche zu dem Geburtsfeste zuerst der Schloßfrau, und dann dem Bruder derselben. Dann nahmen sie auf Stühlen, die in mehreren Kreisen herum standen, Platz, und es wurden nun Gespräche über verschiedene Gegenstände, und man theilte sich allerlei mit, was man der Mittheilung werth erachtete.

Einige fuhren bald wieder fort, andere blieben bei dem Festmahle, zu dem an diesem Tage jeder, der sich einfand, ein geladener Gast war.

Da die Eßglocke tönte, gingen die Anwesenden in den Speisesaal, und verzehrten ein heiteres Mahl.

Für alle die Dienerschaft war in der großen unteren Schloßhalle gedeckt, und es fehlte nicht an dem feinen Weine, um den der Oheim für sie gebeten hatte.

Nach dem Mahle erging man sich theils in dem Garten, theils in den Wirthschaftsgebäuden, theils in dem Schloßwalde, theils brachte man die Zeit auch wieder in dem großen Saale zu.

Als die Abenddämmerung kam, hatten alle Gäste bis auf den Oheim und Neffen Abschied genommen.

Des andern Morgens schickte der Oheim die Füllen nach Weiden. Dann besahen die Geschwister und der Neffe die Dinge im Schlosse und in seiner nächsten Umgebung, und besprachen sich, wie man in den nächsten Tagen das Entferntere besuchen, und wie man in die am weitesten gelegenen Werke und Gebreite fahren wolle. Die Ausführung des Besprochenen nahm fünf Tage in Anspruch.

Nach dem Verlaufe derselben fuhr der Oheim mit seinen Schimmeln gegen Weiden, der Neffe mit seinen Braunen gegen Weidenbach zurück.

2.

In Folge der Verabredung mit ihrem Bruder ſchrieb Gerlint, die Tante, an die Vorſteherin der Anſtalt, in welcher ſich Gerlint, ihre Nichte, befand, ſo wie auch an die Nichte ſelber. Und am letzten Tage des Monates Mai kam die Nichte in das Schloß Biberau.

Zwei ſehr ſchöne, dunkelgraue Pferde zogen den Wagen in den Schloßhof. In dem Wagen ſaß Gerlint, an ihrer Seite ſaß ein Kammermädchen, und auf dem Rückſitze ſaß Adam, der Verwalter. Als ſie ausgeſtiegen waren, reichte der Verwalter Gerlint den Arm, und führte ſie die Schloßtreppe hinan. Das Mädchen folgte. Sie gingen in das Prunkgemach der Tante, in welchem dieſe ihren Bruder an dem beiderſeitigen Geburtstage empfangen hatte. Sie ſaß im ſchwarzen Seidenkleide auf dem nämlichen Stuhle wie damals, und hatte das Schlüſſelbündchen ihrer Nichte mit der ſchwarzen Seite nach auswärts an dem Kleide.

Die Kammerfrau Agathe ſaß etwas unterhalb ihr, und trug ebenfalls ein ſchwarzes Seidenkleid.

Als Gerlint das Zimmer betreten hatte, erhob ſich die Tante. Gerlint näherte ſich ihr, neigte ſich auf ihre Hand, und küßte ſie.

„Komme an mein Herz, du liebes Kind," ſagte die Tante, „ſei willkommen, und möge dein Eingang geſegnet ſein."

Sie umarmte das Mädchen, und küßte es auf die Wange.

„Ich danke dir, Adam," ſprach ſie weiter, „daß du mir das Kind wohlerhalten gebracht haſt. Eure Reiſe iſt doch glücklich geweſen?"

„Wie eine Fahrt durch unſere Wieſen," antwortete der Verwalter.

„Du haſt ja ein ſchwarzes Seidenkleid an, wie ich, liebe Gerlint," ſagte die Tante.

„Ich wußte, daß du entweder ſchwarz oder grau trägſt," antwortete Gerlint, „und ſo wählte ich auf gutes Glück ſchwarz."

„Und ſiehe da, ich trage heute ſchwarz," ſprach die Tante, „vor vierundzwanzig Jahren wäre ich eben ſo ſchmuck in einem ſolchen dageſtanden, wie du heute. Du wirſt die traurigen Farben ſchwarz und grau zur Genüge hier ſehen. Aber wie zart auch dein Gedanke für deine Ankunft iſt, ſo muß er ein Gedanke nur für die Ankunft bleiben, und du mußt künftig zur Blüthe der Jahre die Blüthe der Farben tragen, und mußt mir einige Heiterkeit in mein einfarbiges Schloß bringen. Der Schnitt des Kleides iſt aber vortrefflich."

„Wir lernen in der Anſtalt das ſelber entwerfen," ſagte Gerlint.

„Das iſt gut," antwortete die Tante, „ſo ſeid ihr nicht von dem Ungeſchicke anderer Leute abhängig. Und ſo ſei noch einmal willkommen, und es ſei dein Eingang geſegnet. Ich verſage mir es nicht, dir ſelber deine Stube zu zeigen, und dich in ſie einzuführen. Folge mir."

Sie trat von ihrer Stufe herab, und ging zu einem Eben-

holzgetäfel der Zimmerwand. Sie sperrte mit dem Schlüsselchen, das sie an ihrem Bande trug, das Getäfel auf, und man sah in das Innere eines Kästchens, in welchem ganze Reihen von Schlüsseln hingen. Sie nahm einen, schloß das Kästchen wieder zu, und gab den Schlüssel in die Hand Adams. Dann ging sie gegen die Thür. Die andern folgten ihr. Adam öffnete die Thür, und sie schritt hinaus. Sie ging den hohen Schloßgang entlang, und blieb vor einer der großen Eichenthüren, die den Gang säumten, stehen. Adam sperrte die Thür auf. Die Tante wendete sich um, trat vor Gerlint, und machte ihr ein Kreuz auf die Stirne.

„Das ist deine Stube," sagte sie, „tritt ein."

Sie nahm Gerlint an der Hand, und führte sie in das Innere.

Man gelangte in ein geräumiges Vorzimmer. Links an demselben waren zwei Gemächer für die Dienerinen Gerlints, rechts drei Zimmer für sie selber, ein Empfangsgemach, ein Wohngemach und ein Schlafgemach. Die Geräthe waren nicht neu, sondern solche, wie sie die Bewohner des Schlosses zu verschiedenen Zeiten gehabt hatten; aber sie waren kostbar, und an ihnen haftete ein Stück Geschichte des Schlosses.

„Hier kannst du wohnen, wenn es dir gefällt," sagte die Tante, „und hieher kannst du gehen, wenn du in dem gemeinschaftlichen Gesellschaftszimmer nicht sein willst, und irgend eine andere Stelle nicht vorziehst. Hier bist du unbeschränkte Herrin. Sonst ist auch jeder Raum des Schlosses, seiner Umgebung, seiner Gärten, seiner Fluren für dich offen. Du kommst nun in einen neuen Abschnitt deines Lebens. Du bist an den Umgang deiner Gespielinen in der Anstalt gewöhnt. Sie werden sich wohl

auch zu den Ihrigen zerſtreuen, manche werden dich beſuchen, und manche werden dir ſchreiben, bis auch dieſe Verhältniſſe allmälig in andere übergehen. In dieſem Schloſſe verkehren nicht viele Menſchen, wie in einem Stadthauſe. Es kommen Nachbarn, und wir beſuchen ſie, es kommen Menſchen aus der Stadt, und wir kommen auch zuweilen in die Stadt. Deinen Hauptumgang werden folgende Menſchen bilden: ich, dein Oheim Dietwin in Weiden, dein Vetter Dietwin in Weidenbach, dann die gute Agathe, dann Adam und unſere anderen Leute. Ich werde deine Freundin ſein, ich darf wohl ſagen, deine Mutter. Wenn dir mein Wort, mein Rath, und vielleicht auch mein Beiſpiel von Nutzen ſein kann, wird es mich ſehr freuen. Der Umgang mit dem Oheime wird angenehm und fördernd ſein. Das Zuſammenkommen mit dem Vetter wird die Verwandtſchaftsbande ſtärken. Agathe wird dir freundlich ſein, wie ſie es mir iſt. Adam wird dir mit ſeiner Erfahrung beiſtehen, und die andern Leute werden dir dienlich ſein, und werden dich lieben. Und der entferntere Umgang mit denen, die uns hier auf dem Lande ähnlich ſind, kann auch manches Erſprießliche bringen. Ich wünſche von ganzem Gemüthe, daß du in der Zeit, in der du hier biſt, nur Gutes erlebeſt, bis der Tag kommt, der dich, der Beſtimmung der Frauen gemäß, in dein eigenes Haus als Gebieterin desſelben und als Gattin eines rechtlichen Mannes führt. Und ſo richte dich in deiner Wohnung zurecht, wie du vermagſt, und ſo zeichne ich noch einmal das Kreuz auf deine Stirne."

Und ſie machte nach dieſen Worten wieder das Zeichen des Kreuzes auf Gerlints Stirne.

Gerlint antwortete auf die Rede ihrer Tante: „Meine geliebte, hochverehrte Mutter. So nenne ich dich, und ſo werde

ich dich immer nennen, weil du es geweſen biſt, ſeit die, welche ich vermöge meiner Geburt Vater und Mutter hätte nennen ſollen, und welche ich kaum gekannt habe, in dem Grabe ruhen. Du nimmſt mich nun noch näher an dich, als ich es bisher geweſen bin. Ich danke dir innigſt dafür, ich werde willig und gehorſam ſein, und ſtreben, jedes Gute von dir in mich aufzunehmen. Den Oheim werde ich öfter ſehen als bisher, und ihm meine Liebe mehr beweiſen können. Der Vetter Dietwin wird in unſerem Kreiſe wohl immer willkommen ſein. Mit den Nachbarn hoffe ich in gutes Einvernehmen zu gelangen. Agathe wird mit meiner Unerfahrenheit Nachſicht haben, von Adam werde ich jede Belehrung dankbar annehmen, wie ich ihm für ſeine Sorge und Mühe auf der Herreiſe ſchon ſehr dankbar bin, und die Zuneigung der Schloßleute will ich mir erwerben. Und ſo nimm mich, liebe Mutter, und laſſe mich bei dir, und rede von keiner Zeit, in der ich dich verlaſſen ſoll, dieſe Zeit wird niemals kommen."

Es quollen Thränen bei dieſen Worten aus Gerlints braunen Augen. Sie nahm die Hand der Tante und küßte ſie, und warf ſich dann an ihre Bruſt und ſchluchzte laut.

Die Tante legte ihre Arme um ſie, ſtreichelte dann ihr braunes Haar an der Stirne, und ſagte: „Beſchwichtige dich, und ſei beruhigt, mein liebes, mein theures Kind."

„Stoße mich nur nicht zu einem fremden Manne," ſagte Gerlint.

„Närrlein, bleibe bei mir, ſo lange du willſt, ich freue mich deiner," antwortete die Tante; „aber das Fräulein von Weiden wird ohne ihren Willen die Strahlen in das Land ſenden, und Fremdes herbei ziehen, und vielleicht für Eines hold leuchten."

„Mögen die Strahlen eher abhalten und wegwenden," ſagte Gerlint, „bei mir iſt es ſo, daß das, wovon du ſprichſt, nie geſchehen kann, ſo lange ein Hauch in meinem Leben iſt."

„Handle genau, wie du willſt," antwortete die Tante, „Zwang und Willkür herrſcht nicht in unſerem Stamme."

„Ich weiß, ich weiß," ſagte Gerlint.

„So ſind wir hierin einig," ſagte die Tante.

Darauf reichte Gerlint Agathe die Hand, und ſagte: „Sei gegrüßt, Agathe, nimm mich als neuen Hausgenoſſen."

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete Agathe, „ach Gott, ich ſage du, als ob du noch das Kind wäreſt."

„Ich bin es," antwortete Gerlint, „und ſpiele mit mir wieder wie mit einem Kinde."

Dann reichte ſie Adam die Hand, und ſagte: „Sei gegrüßt, Adam."

„Das hochgeborne Fräulein blüht ſchöner als die Roſen von Jericho, die in unſerem Garten ſind, und werde es hier gehegt, daß es noch immer ſchöner und alleweile bei uns blühe," antwortete Adam.

„Laſſe mir die gute Sophie hier, liebe Mutter," ſagte Gerlint, „die mir ſchon einige Jahre zur Seite war."

„Sophie iſt ja auf meine Veranlaſſung zu dir gekommen," antwortete die Tante, „ſie wird noch das gute Mädchen ſein, wie ſonſt, und ſoll bei dir bleiben, ſo lange ihr euch zuſammen wünſcht. Sei willkommen bei uns, Sophie."

Das Mädchen küßte der Tante die Hand.

„Nun, Kinder, laſſet den Wagen abpacken, und richtet euch hier ein."

„Ich habe den Befehl ſchon gegeben," ſagte Adam, „und die Sachen werden bereits in dem Gange harren."

„Ich verlaſſe dich, Gerlint," ſagte die Tante, „wen du noch zu deiner Bedienung brauchſt, und was du in dieſer Hinſicht wünſcheſt, darüber werden wir morgen eine Wahl treffen. Für heute wird dir Sophie genügen."

„Sie genügt für immer," ſagte Gerlint.

Die Tante wendete ſich nun zum Gehen, Gerlint und Agathe begleiteten ſie, Adam verließ auch die Zimmer, nur Sophie blieb in denſelben zurück.

Nach einer Weile kam Gerlint wieder. Sie ging raſch durch das Vorzimmer und durch das Empfangzimmer. Im Wohngemache nahm ſie den Hut ab, legte ihn auf einen Tiſch, warf ſich auf ein Sopha, und rief: „So ſind wir hier, und es ſei, wie es will. Sophie, laſſe unſere Habſeligkeiten hereinbringen, und beginne ſie ein wenig zu ordnen."

Sophie entfernte ſich, und mit Hilfe von Dienern wurden Koffer und Fächer und geſtickte Säcke und lederne Säcke und Päckchen und dergleichen in die Zimmer gebracht. Als dieſes vollendet war, und die zwei Mädchen ſich allein befanden, kniete Sophie vor Gerlint nieder, legte ihr Haupt in ihren Schooß, und blieb eine Weile ſo.

Dann ſtand ſie auf, ging zu einem Koffer, ſperrte ihn auf, und legte die Dinge heraus. So that ſie mit den andern Koffern und mit den übrigen Fächern, und entledigte alles Gepäcke des Inhalts. Dann ſuchte ſie die Gegenſtände in den Geräthen, die in den Zimmern waren, unterzubringen. Gerlint ſchaute zu, und ſprach nichts.

Als die Dinge nothdürftig geordnet waren, ſetzte ſich Gerlint

vor ein kleines Spiegeltischchen, und Sophie brachte ihr die braunen Haare wieder mehr in Ordnung. Das schwarze Seidenkleid der Reise wurde mit einem andern, aber auch schwarzen Seidenkleide vertauscht. Es reichte bis zum Halse, und denselben umschloß ein feiner, weißer Streifen. Auf das Haupt wurde ein blaßgelber Strohhut gesetzt.

So ging Gerlint zur Tante, und nach einiger Zeit sah man die zwei schwarzen Gestalten, Tante und Nichte, in dem Garten des Schlosses lustwandeln. Gegen den Untergang der Sonne kamen sie in das Schloß zurück. Am Abende war ein feierlicheres Mahl als gewöhnlich, und der Verwalter und seine Gattin waren dazu geladen. Dann wurde Gerlint in ihre Wohnung geleitet, und die erste Nacht ging über die neue Schloßbewohnerin dahin.

Am nächsten Morgen kleidete sie Sophie nach dem Frühmahle in ein dunkelveilchenfarbenes Seidenkleid. Dann wurde sie zu der Tante in den großen Saal gerufen.

Sie ging in denselben.

Dort saß die Tante in aschgrauem Seidenkleide in ihrem gewöhnlichen, feierlichen Armstuhle. Der Oheim Dietwin und der Neffe Dietwin saßen neben ihr. Die zwei Männer standen auf, als Gerlint eingetreten war; die Tante aber blieb sitzen, und sprach: „Dein Oheim und dein Vetter sind gekommen, dich zu begrüßen.“

Der Oheim ging gegen Gerlint, und rief: „Es ist doch toll, welche Gedanken oft über einen Menschen kommen; aber sie kommen wie ein Sturmwind, und man muß sie sogar sagen, und mein holdes Töchterlein wird es schon erlauben: So wie die Füllen des Neffen da, die kleinen Räpplein, seit ich sie zum letzten

Male gesehen habe, weit schöner geworden sind, so ist das Mühmlein noch unendlich schöner geworden, seit ich das kleine Küchlein in die Anstalt getragen habe."

„Das sind ja freilich tolle Worte," sprach die Tante, „wenn man eine demüthige Nichte gleich bei ihrer Ankunft mit Rappen vergleicht."

„Die demüthige Nichte verzeiht es, es ist mir plötzlich eingefallen," sagte der Oheim, „komme her, mein liebes, schönes, demüthiges Nichtchen!"

Und er nahm Gerlint bei den Schultern und küßte sie auf den Mund und auf die Wangen.

Gerlint schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf den Mund, und rief: „Du lieber, lieber Oheim."

„Nun, so ist es recht," sagte der Oheim, „wenn man uns vor der ganzen Welt küßt, sind wir nicht mehr gefährlich. Liebes, gutes Kind, jetzt bist du unter den Deinigen. Es wird dir da immer wohler werden. Sie haben doch nur das rechte Herz für dich. Da ist nun deine Tante, deine Mutter, du kannst dein Herz aus ihrem Herzen nähren. Da bin ich, der dich wahrhaftig ungemein liebt, und da ist einer, der dich auch nicht mit Feuer und Schwert verfolgen wird. Er ist zu deinem Gruße herbei gefahren."

Der Oheim schwieg.

Dietwin, der Neffe, aber ging gegen Gerlint, reichte ihr die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, meine sehr liebe Base Gerlint."

Gerlint reichte ihm auch die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, mein sehr lieber Vetter Dietwin."

„Möge es dir in deiner neuen Lage sehr wohl gefallen, und mögest du sehr glücklich sein," sagte Dietwin.

„Ich werde es ſein, wenn man mich ein wenig liebt," ſprach Gerlint.

„Wir werden ſchon auch für allerlei Annehmlichkeiten ſorgen," ſagte der Oheim, „vielleicht ergötzt dich Verſchiedenes, das in den Vorkommniſſen unſerer Güter liegt, es iſt in dieſen Dingen viel mehr enthalten, als manche glauben. Junge Gemüther lieben die Zerſtreuungen, es wird nicht ganz daran fehlen. Da ſind mannigfaltige Menſchen um uns, die mit dir Kinder waren, ſind nun auch große Leute, die andern ſind älter geworden. Sie ſind ſo ziemlich alle gut, die Unterſchiede wirſt du ſchon ſelber ſehen. Und die Städte ſind ja dann auch nicht außer der Welt, und wir nicht gar arme Fremdlinge in ihnen. Was du von ſehr ernſthaften Beſchäftigungen da unter uns beginnen willſt, davon rede ich nicht, das verſteht ihr, die Tante und du, beſſer als ich. Mich mußt du ſchon öfter hier in den Kauf nehmen. Die Tante fordert mich ſelber hiezu auf; denn ſie hat meine Wohnung erweitern laſſen. Du darfſt mir aber nicht etwa den Hof machen, ſondern wir leben ohne Zwang ſo fort. In meinem Hauſe in Weiden biſt du nach der Tante die zweite Herrin. Richtet euch dort Alles nach Wunſch zuſammen. Und wenn wir nach Weidenbach kommen, ſo wird dein Vetter doch wohl auch die Sachen ſo zu richten verſtehen, daß ſeine Frauen nicht ſo großes Ärgerniß an ſeiner Junggeſellenwirthſchaft nehmen. So, du hoffnungsvolle Nichte, wir haben dir unſere Aufwartung gemacht, mache uns du nun auch bald die deinige."

„Wie ich die hochverehrte Tante mit Ehrerbietung in Weidenbach aufgenommen habe, wenn ſie mich beſuchte," ſagte Dietwin, „ſo werde ich meine Baſe Gerlint mit Zuneigung empfangen, wenn ſie in Weidenbach einen Zuſpruch macht."

„Und ich werde dir mit Zuneigung danken, lieber Vetter," ſagte Gerlint.

„Und nun, meine Kinder, höret mich an," ſprach die Tante. „Alle Glieder des Stammes derer von der Weiden, die ſich auf dieſer Erde befinden, ſind in dieſem Saale verſammelt. Sie haben ſich eingefunden, um ſich zu begrüßen, weil ſie nun in einem kleineren Raume bei einander leben werden, als dieſes in früheren Zeiten hatte geſchehen können. Möge das Zuſammenleben ein glückliches und heiteres ſein. Und weil mir mein Bruder, wenn ich auch nicht die älteſte des Stammes bin, doch als der Beſitzerin des Hauptgutes manche Vorrechte eingeräumt und mir Manches anzuordnen überlaſſen hat, ſo ſage ich euch hinſichtlich des Grußes: Ihr beiden Dietwine, Bruder und Neffe, ſeid wie vorher nicht Gäſte, ſondern wie Eigenthümer und Mitbeſitzer dieſes Schloſſes. Du, Gerlint, biſt das Kind des Hauſes und ein bedeutſames Mitglied des Stammes. Und weil dieſer Stamm durch Jahrhunderte ſeinen Werth und ſeine Würde bewahrt hat, ſo iſt es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich den Wunſch ausſpreche, mögen wir, die wir jetzt die einzigen des Stammes ſind, nicht die letzten ſein. Und ſo ſei nun jedes von uns ſich und ſeiner Zeit wieder zurückgegeben."

Nach dieſen Worten erhob ſich die Tante von ihrem Sitze und näherte ſich den Flügelthüren des Saales, und die Andern folgten ihr.

Man geleitete ſie bis zu ihrer Wohnung, und verabſchiedete ſich dort.

Dann geleiteten die zwei Männer auch Gerlint zu ihrer Wohnung, und verabſchiedeten ſich auch von ihr.

Nachdem Gerlint eine kurze Zeit in ihrem Wohnzimmer

gewesen war, kam ein Diener zu ihr, und sagte, die Frau Baronin lasse das Fräulein bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Gerlint leistete Folge.

Sie traf die Tante in ihrem Wohngemache. Diese wies ihr einen Platz neben sich an, und sagte dann: „Ich muß dich noch einmal plagen, liebes Kind, es werden aber diese ersten Unbequemlichkeiten doch wohl bald vorüber sein."

„Was du wünschest, ist mir keine Plage, theure Mutter," sagte Gerlint.

„Es betrifft dich," antwortete die Tante. „Ich habe dir gestern gesagt, daß wir heute eine Wahl über das treffen werden, was du noch zu deiner Bedienung brauchst. Du hast dich heute über die Nacht mit deiner Sophie allein behelfen müssen. Ich schlage dir vor, daß du noch Martha dazu nimmst. Du warst ja mit ihr immer zufrieden, wenn du bei mir warst. Sie ist ein junges Ding, liebt schöne Kleider und Tändeleien; aber sie ist gutwillig und stets heiter, und wird deiner Jugend neben deiner Sophie wohl anstehen. Sie soll mit Sophie die zwei Dienstgemächer theilen. Ist dir diese Anordnung genehm?"

„Du bist immer so gütig gegen mich, wie sollte sie mir nicht genehm sein?" antwortete Gerlint.

„Für Alles, was schwerere Arbeit in deiner Wohnung braucht, ist Judith angewiesen. Du darfst nur die Schelle dreimal nach ihr ziehen. Sie ist ein Schatz unseres Hauses, und gewältigt so vieles unscheinbar, indem sie die andern Leute richtig anleitet. Sie war einmal in einer besseren Lage. Ihr Gatte war ein Weber, und arbeitete mit zehn Gesellen. Sein Handgeschäft wurde durch die neuen Erfindungen immer schlechter. Zuletzt

arbeitete er nur mehr allein, und es meldete ſich die Noth im Hauſe und endlich die Hilfloſigkeit. Da raffte ſich Judith auf, that ſchwere und grobe Arbeit jeder Art, weil ſie Anderes nicht verſtand, und ernährte den Mann und die Kinder. So kam ſie in mein Haus, und hat jetzt, glaube ich, eine geſicherte Stellung. Vor ſolchen Menſchen muß man Achtung haben. Sie thut ihre Arbeit fröhlich und lachend, die ihr untergeordnet ſind, lieben ſie, und du wirſt ſie, und ſie wird dich lieben."

„Ich achte Judith, und werde mir ihre Neigung zu erwerben ſuchen," ſagte Gerlint.

„Zu Sendungen habe ich dir Mathias und Ferdinand befohlen," ſprach die Tante, „und irgend eine gelegentliche Verrichtung iſt dir jeder meiner Diener und jede meiner Dienerinen ſchuldig. So, meine ich, iſt für das Bedürfniß und für die Würde geſorgt, und ich bitte dich, ſage mir, ob du die Sache anders wünſcheſt."

„Du ſorgeſt reichlicher für mich, als ich es bedarf, meine vielgeliebte Mutter," ſprach Gerlint, „ich wünſche nichts mehr. Und dann habe ich ja noch eine Dienerin, die ſchaffen und ſchalten wird."

„Nun?" fragte die Tante.

„Mich ſelber," antwortete Gerlint.

„Ich weiß, du ergriffeſt Alles, da du ein Kind warſt, und ſuchteſt es zu überwinden," ſagte die Tante, „du wirſt jetzt auch deine Zeit mit deiner Thätigkeit erfüllen, wie es dir deine Einſicht gebietet. Dieſe Mauern ſollen dir die Mittel geben, wie ſie es nur vermögen, und nicht blos die Mauern, ſondern auch Wald und Flur und Feld, die zu uns gehören, und die Nachbarſchaft ſoll Zeuge deſſen ſein, was du wirkeſt, den Ruhm und Werth unſeres Hauſes zu erhöhen."

„Ich werde die letzte nicht ſein, den Werth des Stammes zu bewahren," antwortete Gerlint.

„Ich glaube es dir," ſagte die Tante, „und nun gehen wir in deine Wohnung, daß dir die Leute vorgeſtellt werden."

Und die Tante erhob ſich, und Gerlint auch, und ſie gingen in das Wohngemach Gerlints.

Die Tante ſchellte, und als ein Diener erſchienen war, ſagte ſie: „Die ſollen kommen, welche in der Halle warten."

Der Diener ging fort.

„Setze dich, Gerlint," ſagte die Tante.

Gerlint ſetzte ſich, die Tante auch.

Nach kurzer Zeit kamen Sophie, Martha, Judith, Mathias und Ferdinand.

„Stellt euch in eine Reihe," ſagte die Tante.

Sie thaten es.

Dann ſprach die Tante: „Das Fräulein von der Weiden, meine geliebte Nichte, hat genehmigt, daß ihr die Dienſte bei ihr thut, zu denen ich euch angewieſen habe. Ihr ſteht vor dem Angeſichte eurer jungen Herrin. Küßt ihr zum Zeichen eures Dienſteintrittes die Hand."

Jedes von den Angeredeten näherte ſich, und küßte Gerlint die Hand.

„Nun entferne ich mich," ſagte die Tante, „eure Herrin wird euch noch ſagen, was ihr gut däucht. Lebe wohl, Gerlint, und bringe deine Zeit bis zum Mittagmahle hin."

„Ich werde dich bis zu deiner Wohnung geleiten," ſprach Gerlint.

„Es freut mich," antwortete die Tante.

Und ſie gingen zur Thüre hinaus.

Nach Kurzem kam Gerlint wieder zurück, und ſprach zu den Leuten: „Meine lieben Kinder, ich habe euch nicht viel zu ſagen. Ich hoffe, daß wir mit einander gut ſein werden. Thut mir manchen Gefallen, ich werde nichts Unbilliges fordern.“

„Ich werde jeden Befehl erfüllen,“ ſagte Sophie.

„Ich auch, ich auch,“ riefen die Andern.

„Und nun könnt ihr euch entfernen,“ ſprach Gerlint.

Die Leute küßten ihr noch einmal die Hand, und gingen fort.

Gerlint aber ſetzte ſich auf ihr Sopha.

Als ſie dort eine geraume Zeit geſeſſen war, ſchellte ſie.

Sophie kam.

„Sophie,“ ſagte ſie, „ſuche mir das leichte, graue Tuch hervor, ich werde allein in den Garten gehen. Richte dich indeſſen mit Martha in den zwei Zimmern zurecht. Seid verträglich und zankt nicht.“

„Ich werde gehorchen,“ ſagte Sophie.

Nach dieſen Worten nahm ſie ein weiches, ſilbergraues Tuch aus einem Fache, und legte es ihrer Herrin um die Schultern. Dann wurde noch ein Hut aufgeſetzt, und ein leichter Schirm genommen.

Hierauf verließ Gerlint das Zimmer.

Sie ging über die große Schloßtreppe in den Hof hinunter, und von dem Hofe durch einen Bogen in den Garten. Zuerſt war ein dichtes Wäldchen von wilden Kaſtanien. Unter den Bäumen ſtanden Tiſche und Stühle. Sie ſchritt durch das Wäldchen. Außerhalb desſelben waren dann links die Gewächshäuſer, rechts ein Blumengarten, untermiſcht mit Zwergobſt und Gemüſen. Sie erwiederte freundlich den Gruß des Gärtners und ſeiner Gehilfen, die da arbeiteten. Weiter hin ging ſie durch den

Gemüse- und Obstgarten. Dann kam ein Wald von Bäumen des verschiedensten edlen Obstes. Sie ging durch den Wald dahin. Hierauf gelangte sie auf grünen Rasen, auf dem zerstreute Bäume standen. Es waren Obstbäume, es war edles Laubholz, darunter manches aus entfernten Erdgürteln, es waren Nadelbäume, besonders alte, mächtige Weimuthskiefern. Sie ging unter den Bäumen dahin, dann kam sie auf einen ganz freien Rasenplatz, welcher sich links zu einem sanften Hange erhob. In der Mitte der Dachung dieses Hanges stand eine einzige Eiche, die als gewaltiges Gebilde die geneigte Fläche beherrschte. Auf diese Eiche ging Gerlint zu. Als sie sich ihr näherte, sah sie Dietwin, den jüngeren, von der Eiche weg gegen den Rand des Hanges gehen. Sie blieb ein Weilchen stehen. Dann ging sie wieder weiter gegen die Eiche. In einer angemessenen Entfernung von derselben blieb sie stehen, legte ihre Arme vor der Brust über einander, und betrachtete den Baum. Sein Schaft ging schlank empor, und man hätte dessen Mächtigkeit nicht erkannt, wenn nicht von ihm die untersten Äste in der Dicke zweier Männer in die Breite gegangen wären. Und von ihnen bis zum Wipfel empor waren die Äste an Stärke abnehmend rings um die tragende Säule in gleichförmiger Gefälligkeit verbreitet. An ihren tausend Ausläufen war das strotzige, kraftvolle Laub. Gerlint sah lange auf die Gestalt dieses Baumes. Dann ging sie in einem Kreise um ihn herum, und betrachtete ihn von allen Seiten. Als sie ihre Betrachtung geendigt hatte, ging sie langsam gegen den Rand der Höhe hinan. Sie ging zu einer Stelle, auf welcher ein großer Fels auf dem grünen Rasen lag. Da sie bei dem Steine war, sah sie wieder Dietwin auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin gehen. Sie aber

blieb bei dem Steine ſtehen. Er war der einzige ringsum, er ragte ein wenig ſchief wie ein länglichter Würfel aus der Erde empor. Gerlint ſah den Stein an. Er war ein Granit von ernſter, grauer Farbe, es waren die tauſend Zeichnungen des trockenen, grauen Mooſes auf ihm, und die Bäche des Lichtes der Sonne goſſen ſich auf ſeine Fläche. Gerlint blieb bei dem Steine lange, wie früher bei der Eiche, ſtehen. Dann ging ſie auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin, in welcher ſie Dietwin hatte gehen geſehen. Der Rand des Hanges wurde breiter, er war endlich mit Wald beſtanden, und begann, ſachte aufwärts zu ſteigen. Die Bäume des Waldes waren Eichen, Eſchen, Fichten, Föhren, und es war Geſtrüppe niederen Ranges. Gerlint ging auf einem Pfade des Waldes fort. Der Pfad war anfangs eben, dann erhob er ſich, und zuletzt klomm er ſteil hinan. Auf der Höhe war eine Blöße, die gegen Mitternacht von hohem Baumwuchſe geſäumt war, und gegen Mittag einen Überblick über den Wald und die Gegend bot. An dem Rande der mitternächtlichen Bäume lief eine lange Reihe ſteinerner Bänke dahin. Gerlint ging zu einer der Bänke, und ſetzte ſich auf dieſelbe. Sie ſah in der Richtung gegen Mittag hin. Zu ihren Füßen war die Blöße, dann ſtrich der Blick über die Wipfel des Waldes dahin, dann traf er Gebäude mit Feldern, Wieſen, Wäldchen, Obſtbeſtänden, zerſtreuten Meierhöfen, Ortſchaften, Kirchthürmen und Schlöſſern, und endete mit dem Gürtel des blauen Gebirgszuges, der den glänzenden Himmel ſchnitt. Gerlint blieb eine geraume Zeit auf dieſer Bank ſitzen. Dann ging ſie über die Blöße hinunter, bis ſie wieder der Wald umfing. Sie ging in dem Walde abwärts, und gelangte endlich auf ebenen Boden, der mit lauter Eichen beſetzt

war. Gerlint wandelte unter den Eichen dahin, und ſchaute öfter in die Äſte empor, die ſich nach allen Seiten verſchränkten. Sie wich manches Mal von dem Pfade ab, und ging auf dem dunkeln, grünen Raſen. Der Wald endete mit ſtarken Stämmen an einem großen Teiche, der klares Waſſer enthielt, und in dem Fiſche gehegt wurden. Gerlint ging an dem Saume des Waſſers dahin in der Richtung gegen das Schloß zu. Neue Eichen empfingen ſie am Ausgange des Teiches. Als ſie unter dieſen durchgegangen war, lag eine breite Wieſe vor ihr. Auf dieſer Wieſe ſah ſie zum dritten Male Dietwin. Er ging über die Wieſe dem Schloſſe zu. Wo die Eichen die Wieſe begrenzten, ſtanden mehrere Tiſche und Bänke und Stühle. Sie hatten nichts Beſonderes an ſich, und waren, wie derlei Geräthe in den meiſten Gärten ſind. Dann ging Gerlint über die Wieſe zu dem Schloſſe. Sie kam jetzt gegen die Vorderſeite desſelben, ging durch das Hauptthor hinein, ſtieg die große Treppe hinan, und begab ſich in ihre Wohnung. Sie ſetzte ſich in ihrem Gemache auf ein Sopha. Da ihre Dienerin Sophie herein gekommen war, bedeutete ſie dieſelbe wieder fortzugehen. Sie blieb lange auf dem Sopha ſitzen.

Als es gegen den Mittag ging, ſchellte ſie um Sophie, und kleidete ſich mit Hilfe derſelben zu dem Mittageſſen.

Dann, als die Glocke ertönte, ging ſie in den Speiſeſaal. Hier fand ſie den Oheim und Dietwin.

Gleich darauf trat die Tante herein. Sie war in ihrem aſchgrauen Seidenkleide, und an demſelben hing das Bändchen Gerlints nieder mit der grauen Seite nach auswärts.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Obenan ſaß die Tante, zu ihrer Rechten ſaß der Oheim, zu ihrer Linken Dietwin, und neben

dem Oheime ſaß Gerlint, und neben Dietwin Agathe. Sonſt war niemand bei dem Mahle.

„Ich habe ein kleines Ankunfts- und Verbindungsmahl veranſtaltet," ſagte die Tante, „es iſt ſo bei uns der Gebrauch, liebe Gerlint. Ich habe dir das Mahl zweiten Ranges zugeordnet mit dem Silber, den Blumen, den Früchten, den Speiſen und der Dienerſchaft im zweiten Range. Die Mahle erſten Ranges ſind in dem großen Speiſeſaale bei Vermählungen, Verlobungen und andern Gelegenheiten hoher Feier. Dann ſind noch die Mahle dritten Ranges und unſer gewöhnliches Speiſen. Du wirſt ſchon alle Ordnungen dieſes Schloſſes kennen lernen, wenn du länger hier geweſen biſt."

„Meinem lieben Oheime und meinem lieben Vetter kommt wohl eine Auszeichnung zu," ſagte Gerlint, „ich bedeute aber noch nicht viel."

„Der Eintritt eines Mitgliedes unſeres Geſchlechtes in unſere nähere Verbindung und in unſeren näheren Umgang muß gefeiert werden," ſprach die Tante.

„So iſt es," ſagte der Oheim.

Dann begann das Mahl, und hatte ſeinen Fortgang.

Während desſelben waren verſchiedene, aber gewöhnliche Geſpräche. Man ſprach über die Ankunft Gerlints, über Vorkommniſſe und Veränderungen in den Gütern der Tante, des Oheims, Dietwins, über die Nachbarſchaft, über Zeitereigniſſe. Dietwin ſprach wenig, Gerlint beinahe nichts. Nach dem Mahle wurde auf dem breiten Söller des Schloſſes der Kaffee aufgetragen.

Am Nachmittage gingen alle gemeinſchaftlich durch den Garten, durch Felder, über Wieſen und durch Wäldchen des Gutes

Am Abende war ein einfaches Abendmahl in dem gewöhnlichen Speisezimmer, und dann konnte jedes seine Nachtruhe suchen.

Nach dem Frühmahle des folgenden Tages kam die Tante zu Gerlint in ihr Zimmer, setzte sich zu ihr, und sagte: „Ich habe dir noch eine Eröffnung zu machen, Gerlint, die dich vielleicht freuen wird. Auguste von Schilden kommt. Du wärest ja unter uns gar so einsam. Ich habe ihr geschrieben, und habe sie eingeladen, doch wieder eine Weile bei uns zu sein. Sie hat freundlich geantwortet; aber vermöge unserer unerquicklichen Botenverhältnisse hat der alte Kajetan den Brief eine Woche bei sich vergessen, und hat ihn mir heute Morgens gebracht, und so trifft Auguste fast zugleich mit ihrem Briefe ein. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Weil bis gestern kein Brief eingetroffen war, habe ich dir von der Sache gar nichts gesagt. Jetzt aber eröffne ich sie dir, daß du auf diese Ankunft gefaßt bist. Wenn auch Auguste gewöhnlich nicht lange bei ihren Verwandten verweilt, so hoffe ich doch, daß sie nicht gar kurze Zeit bei uns bleiben wird."

„Du bist in Allem so besorgt, geliebte Mutter," antwortete Gerlint," daß ich dir auch für diese Güte wieder sehr zum Danke verpflichtet bin. Ich werde bestrebt sein, deine Zufriedenheit mit mir in jedem Stücke nach allen Kräften zu erringen. Ich freue mich der Ankunft Augustens, und freue mich, daß sie eine Weile bei uns sein will."

„Ich verlasse dich, und sehe der Ankunft Augustens entgegen," sagte die Tante.

Dann entfernte sie sich aus Gerlints Zimmer.

Ungefähr zwei Stunden nach diesem Gespräche kam Auguste in dem Schlosse an.

Gerlint und Dietwin empfingen sie an dem Wagen, und führten sie in das Zimmer der Tante, wo diese und der Oheim ihrer harrten.

Man begrüßte sie auf das Herzlichste, und tauschte gute, verwandtschaftliche Worte aus.

Darauf geleiteten sie alle in ihre Wohnung, die neben der Gerlints war.

Dort verabschiedeten sich die Männer.

Auguste aber küßte die Hand der Tante, und sagte: „Wie danke ich dir, theure Muhme, daß du mir erlaubst, die erste Zeit, die Gerlint in diesem Schlosse zubringt, mit ihr theilen zu dürfen."

„Ich habe dir hier eine kleine Wohnung zurecht richten lassen," antwortete die Tante, „möge sie dir nicht mißfallen."

„Du weißt ja, wie gerne ich seit dem Tode meiner theuern Eltern bei dir war," sagte Auguste, „und ich bin jetzt wieder gerne bei dir und Gerlint, und was du anordnest, muß ja jedem Menschen gefallen."

„Du schmeichelst mir wieder," sprach die Tante, „nun, ich will die Schmeichelei zu verdienen suchen. Du und Gerlint waret euch zugethan, da Gerlint ein Kind war. Vielleicht ist jetzt die Neigung noch da, und wird wachsen."

„Sie ist ja da, und bedarf nicht zu wachsen," sagte Auguste.

„Liebe Auguste," rief Gerlint.

Und die beiden Mädchen schlossen sich in die Arme, und küßten sich.

„So lasse mich einen Augenblick bei dir ausruhen," sagte die Tante, „was ich sehe, gefällt mir."

Sie ſetzte ſich mit dieſen Worten auf ein Sopha. Die beiden Mädchen ſetzten ſich ihr dicht gegenüber, und faßten ſie an den Händen.

„Du biſt um einige Jährlein älter, und wirſt mir die häßliche Berlint da ſchon ein wenig leiten," ſagte die Tante.

„Und ich werde gehorchen," ſagte Berlint.

„Wir werden uns beide lieben," ſagte Auguſte.

„Nun, wir werden ſchon auch für einige Vergnügungen in dem Schloſſe ſorgen," ſprach die Tante, „wo zwei ſo zierliche Geſtalten wohnen, dahin werden wohl auch die Nachbarn gerne kommen."

„Meinetwegen kommt keiner," ſagte Auguſte.

„Frevle nicht, Mühmlein," ſprach die Tante, „du haſt doch Seufzer auf deinem Gewiſſen, die du nicht erhöret haſt."

„Sie waren vielleicht nicht Ernſt, weil ich ſie nicht verſtanden habe," entgegnete Auguſte.

„Ehen werden in dem Himmel geſchloſſen," ſagte die Tante, „und wenn es der Himmel fügt, wirſt du die Seufzer ſchon verſtehen. Und nun, meine Kinder, laſſet mich, und thut, was ihr in den erſten Augenblicken eures Beiſammenſeins für erſprießlich erachtet."

Sie befreite ihre Hände von denen der Mädchen, und verließ das Zimmer.

Die Mädchen aber gingen daran, mit Hilfe der Dienerinen die Wohnung Auguſtens in Ordnung zu richten.

An dieſem Tage war auch ein Mahl zu Ehren der Ankunft Auguſtens.

Dann wandelte man herum, wie an dem vorherigen Tage.

Und so wurden vier Tage in gegenseitigem verwandtschaftlichem Umgange und Verkehre zugebracht.

Am fünften Tage nahm Dietwin nach dem Frühmahle von der Tante, von Gerlint und Auguste Abschied, weil er nach Weidenbach zurückkehren wollte.

Darauf wurde ein Wagen, der mit Silber verziert war, aus dem Wagenbehälter in den Hof geschoben, und zwei braune Pferde in silberbeschlagenen Geschirren davor gespannt. Hinter den Staatswagen wurde der leichte Wagen Dietwins gestellt, und zwei junge, goldlichte Pferde vor denselben gespannt.

Dann stiegen die drei, die Tante, der Oheim und Gerlint, in den Staatswagen, und Ferdinand und Joseph sprangen hinten auf das Brett desselben.

Dietwin setzte sich auf den Bock seines Wagens, und sein Kutscher setzte sich hinein.

Auf diese Weise fuhren sie eine ziemliche Strecke auf der Straße von dem Schlosse weg.

Dann aber lenkte der erste Wagen rechts in einen Seitenweg ein, und ging auf demselben fort. Dietwins Wagen fuhr auf der geraden Straße weiter, daß der Staub empor wirbelte, und daß man die Räder kaum zu sehen vermochte.

Der Staatswagen kam nach einer Zeit vor das Schloß Wengern.

Der Oheim und die Tante stellten Gerlint dem Herrn und der Frau des Schlosses und ihren Angehörigen als eine neue Mitbewohnerin von Viberau vor.

Nach einer kurzen Zeit fuhren sie wieder weiter.

Gerlint wurde an diesen und an den folgenden Tagen noch in mehreren andern Schlössern vorgestellt.

Darauf begannen die Besuche der Nachbarn in dem Schlosse Biberau.

Es kamen reiche Grundbesitzer, es kamen solche, die in einem Schlosse wie einst Ritter in ihrer Burg hausten, und es kamen auch Leute ohne Adel, mit denen aber ihrer Stellung wegen die von der Weiden stets Umgang gepflogen hatten. Vielfache Unruhe wurde dadurch in dem Schlosse bereitet, und seine Gastfreundschaft in mancherlei Weise in Anspruch genommen. Der Oheim war in dieser Zeit immer in Biberau, weil er mit seiner Schwester die Nichte Gerlint bei den Leuten vorgestellt hatte. Dietwin fuhr zuweilen unvermuthet mit seinen goldhellen Pferden in das Schloß, und that sich unter den Bewohnern und Besuchern herum. Hierauf fuhr er wieder von dannen. Er lenkte die Pferde immer selbst.

Die Feierlichkeitsbesuche der Nachbarn endeten zuletzt, nachdem alle da gewesen waren, zu denen die Geschwister Gerlint geführt hatten.

Man konnte jetzt erst recht daran gehen, sich in dem Schlosse und in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Die Tante, welche bisher an dem einen Tage ein schwarzes, an dem andern ein aschgraues Seidenkleid getragen hatte, ging nun fortwährend in einem schwarzen. Gerlint und Auguste konnten die verschiedenen Festkleider, welche die Besuche geboten hatten, in die Laden legen, oder von den Schäden, die ihnen etwa verursacht worden waren, heilen lassen. Der Oheim packte manches aus seiner Wohnung ein, und fuhr eines Tages mit seinen Schimmeln nach Weiden. Gerlint begann ihre Wohnung, wie sie es in ihrem Sinne meinte, zu ordnen. Es stand ein sehr kostbarer Flügel in ihrem Empfangszimmer, und obwohl das Spiel auf dem Flügel

zu den Unterrichtsgegenſtänden der Anſtalt, in welcher Gerlint geweſen war, gehört hatte, und obwohl die Briefe der Vorſteherin vielfach nach Biberau gemeldet hatten, daß Gerlint darin hervorrage, ſperrte ſie doch mit dem Schlüſſel den Flügel zu, und bat die Tante, daß ſie nicht zürne, wenn ſie ſelber auf dem Flügel nicht ſpiele, und auch nicht geſtatte, daß es ſonſt jemand thue.

„Ich habe dir geſagt," erwiederte die Tante, „daß du in deiner Wohnung die Herrin biſt, und thun kannſt, wie es deine Einſicht gebietet."

„Und ich habe geantwortet," ſagte Gerlint, „daß ich nicht die letzte ſein werde, den Werth des Stammes zu wahren."

„So ſind wir einig," entgegnete die Tante.

In den Zimmern Gerlints waren auf Tiſchen vor Spiegeln oder auf andern Plätzen allerlei kleine Dinge von Porzellan, oder Glas, oder Holz, oder Metall, und darunter menſchliche Geſtalten in verſchiedener Weiſe. Alle dieſe Dinge ſtellte Gerlint der Tante wieder zur Verfügung, und die Tiſche und die Plätze, auf denen ſie geweſen waren, blieben leer.

Dann entfernte ſie alle Bilder und Kupferſtiche von den Wänden, und ließ die Wände leer. Von ihrem Bette ließ ſie die Vorhänge wegnehmen, und das Bett ſo ſtellen, daß ſie beim Erwachen durch die großen Fenſter in den Himmel ſehen konnte. Die Spiegel wurden alle bis auf einen, der zum Ankleiden dienen ſollte, aus der Wohnung entfernt. An den Fenſtern legte ſie die Stoffe, die zu Vorhängen dienten, in Falten, wie ſie ihr gefielen, befeſtigte die Stoffe an den Seiten der Fenſter, und ließ ſie nicht zuziehen. In das Wohnzimmer und in das Empfangzimmer wurden Gewächſe geſtellt. An dem Haupte ihres Bettes ſtanden zu beiden Seiten Bücherſchreine, und in der Nähe des Fenſters

des Schlafgemaches ſtand ein großer Schreibtiſch. Von Geräthſchaften zu weiblichen Arbeiten, Stickrahmen oder dergleichen, war nichts zu erblicken, auch konnte man keine Vorrichtungen für Muſik oder irgend eine andere Kunſt entdecken. Die Geräthe, mit denen die Tante die Zimmer hatte verſehen laſſen, ſtellte ſie, wie es ihr paſſend ſchien, und gab auch Einiges, was ihr überflüſſig däuchte, der Tante zurück. Hierauf entwarf ſie mit der Hilfe Auguſtens Zeichnungen zu verſchiedengeſtaltigen Thongefäßen, die als Unterſätze für die Gewächſe ihrer Zimmer dienen ſollten, und die ſie wollte verfertigen laſſen. Ingleichen wurden auch Zeichnungen zu Gewächsgeſtellen gemacht.

Als alles dieſes geſchehen war, wurde die Tante davon verſtändigt, und um ihre Billigung gefragt.

Die Tante antwortete: „Unſere Vorfahrer ſind ihre eigene Wege gegangen; aber jeder den rechten. Darum wurde nie einer von einem andern getadelt, und darum hat auch meine ganze Billigung, was du gethan haſt.“

Als die Wohnung vorläufig ſo geordnet war, begann das gewöhnliche Leben.

Die Tante, Berlint, Auguſte und Agathe fuhren in einem geräumigen Wagen durch die Beſitzung. Adam fuhr in einem leichten Wägelchen hinterdrein. Die Tante beſah die Zuſtände, zeigte dieſelben Berlint und Auguſte, beſprach ſich mit ihnen und mit Adam, und ordnete an. So lernte Berlint nach und nach die Beſtandtheile ihrer Beſitzung und die Zweige ihrer Verwaltung kennen. Sie kam bei dieſen Gelegenheiten mit den Leuten zuſammen, die in der Beſitzung arbeiteten.

In den Garten und in die nächſte Umgebung des Schloſſes ging man zu Fuße.

Wie die Tagesordnung und die sonstige Ordnung in dem Schlosse sei, lernte Berlint schon nach einer kurzen Zahl von Tagen kennen. Denn die Tante hatte hierin nicht nur eine sehr große Einfachheit, sondern auch eine sehr große Pünktlichkeit.

Um fünf Uhr des Morgens verließ Berlint ihr Bett. Sie brachte die Stunde bis sechs Uhr an ihrem Schreibtische zu. Dann ging sie zu Auguste, oder Auguste kam zu ihr, und sie lasen aus irgend einem Buche bis sieben Uhr. Um sieben Uhr tönte das Zeichen zu dem Frühmahle. Berlint und Auguste gingen in den Kleidern, die man zu dem Frühmahle gewöhnlich hatte, in den kleinen Speisesaal, und in demselben wurde gemeinschaftlich unter Gesprächen das Frühmahl eingenommen. Nach einer Stunde verließ man den Saal. Berlint geleitete meistens die Tante in ihr Gemach, und sprach noch Verschiedenes mit ihr. Nach dieser Zeit ordnete sie mit ihren Mädchen an, was diese an dem Tage thun sollten. Hierauf ging sie entweder mit der Tante, die in ihren Geschäften war, herum, oder sie ging allein in den Garten oder in eines der Wäldchen, oder in die Felder und Wiesen. Sie besuchte zu dieser Zeit auch bisweilen mit der Tante eines oder das andere Haus der Umwohner des Schlosses. Auguste war manchesmal mit der Tante und ihr, oder mit ihr allein; meistens aber brachte sie diese Zeit allein zu. Um zwölf Uhr kleidete man sich festlich zu dem Mahle an. Um ein Uhr tönte die Speiseglocke, und es wurde in dem kleinen Saale das Mittagmahl eingenommen. Nach demselben war Berlint mit Auguste und Agathe eine Weile bei der Tante. Dann brachte sie wieder eine Stunde an ihrem Schreibtische zu. Sie blieb in der wärmeren Tageszeit in ihrer Wohnung. Dann war sie wieder viel im Freien. Die Zeit nach dem Abendmahle brachte man

öfter in dem Gemache der Tante zu. Es war aber dies keine Regel, und jedes durfte diese Zeit auch verwenden, wie es wollte.

Gerlint lernte, was die Tage in der Verwaltung des Gutes brachten, immer genauer kennen, und die Tante und Adam und der Gärtner waren ihre Lehrmeister. Ihre Thätigkeit, die anfangs unbestimmter war, wurde immer geregelter, und die Tante ließ sie an Manchem Theil nehmen, und ließ ihr in Manchem freie Hand.

Der Oheim kam öfter in das Schloß, öfter kam Dietwin, öfter kamen sie mit einander.

Gerlint und Dietwin waren sehr höflich gegen einander, aber gemessen. In ihren Meinungen war oft Streit, und er wurde mit Kraft geführt.

Die Tante besuchte mit Gerlint und Auguste und Agathe ihren Bruder und auch Dietwin, und Alles wurde auf den Gütern derselben genau besichtigt.

Zuweilen kamen Besuche der Nachbarn nach Viberau, zuweilen fuhren die Tante und Gerlint und Auguste zu den Nachbarn, und der Oheim und Dietwin gesellten sich manchesmal dazu.

Indessen waren die Gefäße zu den Blumen und die Gestelle nach den Zeichnungen fertig geworden. Gerlint schmückte nun ihre Wohnung mit Gewächsen, die Tante gab ihre Genehmigung hiezu, und der Gärtner lieferte aus, was Gerlint verlangte.

In dieser Zeit verschrieb Gerlint die schönsten und auch alle neuesten Rosen. Sie mußten sämmtlich aus Reisern auf Hagebuttenstämme gepfropft sein. Als die Bäumchen angekommen waren, legte sie an einer Stelle des Gartens, die ihr geeignet schien, und die sie mit Hilfe des Gärtners hatte zurichten lassen,

ein Rosengehege an. Sie pflegte die Stämmchen selber, und Judith war hiebei ihre Handlangerin. Dietwin kam eines Tages, und besah diese Anlage sehr genau; sprach aber kein Wort darüber. Eben so sagte er nichts über die Gewächsanordnung in der Wohnung Berlints, als er einmal mit dem Oheim von der Tante zu Berlint geführt worden war.

Unter den Besuchern, welche zuweilen in das Schloß kamen, waren auch junge Männer, und manche wendeten Berlint Aufmerksamkeiten zu. Sie aber war gegen alle gleich. Auf dieselbe Weise war es auch, wenn die Bewohner von Biberau und der Oheim und Dietwin auf irgend ein Gut zu einer Festlichkeit oder bei einer andern Gelegenheit geladen wurden.

So kam nach und nach der Herbst.

Im Anfange des Aufenthaltes Berlints in Biberau kamen sehr viele Briefe von Freundinen, die mit ihr in der Erziehungsanstalt gewesen waren, an. Diese Briefe wurden gegen die späte Jahreszeit seltener, und Berlint hatte also auch seltener zu antworten.

Der Herbst ging mit seinen mannigfaltigen Beschäftigungen, die er gebracht hatte, vorüber, und es ging der Winter nach mancher häuslichen Arbeit, die man sich auferlegte, nach manchen Zusammenkünften, die man pflegte, nach manchen Belustigungen, die man im Zimmer, dann im Freien auf Spaziergängen, auf dem Eise, auf Schlittenfahrten veranstaltete, vorüber.

Als der vierundzwanzigste April in dem Schlosse Biberau gefeiert wurde, und als der Oheim und die Tante ihr alljährliches Zwiegespräch in der Stube der Tante hielten, sagte sie: „Du hast gemeint, lieber Bruder, Dietwin werde stürmischer verfahren als Erwin verfahren ist, und nun zeigt sich noch gar nichts."

„Es ist eben die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Sturm seinen Anfang nehmen sollte," antwortete der Oheim.

„Das ist wahr," sagte die Tante, „und er wird vielleicht noch lange nicht, oder vielleicht auch gar nie anfangen."

„Wer kann das wissen?" fragte der Oheim.

„Dietwin sieht so viele schöne, gesittete, wohlgebildete Mädchen," antwortete die Tante, „und er sieht sie, als ob sie gemalte Bilder wären, nein, nicht einmal so, denn die gutgemalten Bilder würde er bewundern. Gerlint ist auch so gegen die jungen Männer, und gegen einander sind sie beide, wie sie immer gewesen sind."

„Das muß ich sagen," sprach der Oheim, „schneller als er wäre ich in meinem einundfünfzigsten Jahre noch; aber siehe zu, eines Tages wird er mit der Thür in's Haus fallen."

„Erwarten wir, welcher Art der Fall sein wird," sagte die Tante.

„Der rechten Art, wie kraus er auch aussehen mag," sprach der Oheim.

„Gebe es Gott," erwiederte die Tante.

„Der Himmel schließt ja die Ehen," sprach der Oheim.

„Er schließt sie, wenn eine rechte zu schließen, oder wenn überhaupt eine zu schließen ist," antwortete die Tante.

„Vielleicht schließt er mehrere," sagte der Oheim, „da bist ja du in dem Schlosse, dann Gerlint, Auguste, die Kammermädchen, Agathe. Nur für Judith hat er die Ehe schon geschlossen."

„Führe heute nicht Frevelreden," entgegnete die Tante, „warten wir, was uns die Geschicke bringen werden."

„Warten wir," sagte der Oheim, „wir können warten.

Tietwin und Gerlint sind noch jung genug. Und selbst, wenn sie einander nicht wählen, so werden sie gewiß so wählen, daß wir auch zufrieden sein können. Ich weiß überhaupt noch nicht, sind die beiden noch in der ersten Abtheilung unseres Geschlechtes oder in der zweiten."

„Sind sie wo immer," sprach die Tante, „sie haben einen hohen Sinn, und eine Wegwerfung ist nicht zu befürchten."

„Sie ist nicht zu befürchten, und würde nicht geduldet," sagte der Oheim.

So schloß an diesem Tage die Verhandlung, weil nichts mehr da war, das verhandelt werden konnte.

Der Frühling ging nach dieser Zeit immer rascher in das Land, und wurde immer heißer.

Gerlint sorgte für ihre Rosen, die in Üppigkeit dastanden, sie sorgte noch für allerlei andere Blumen und Gewächse, die sie in ihre Aufmerksamkeit genommen hatte, sie half der Tante in der Verwaltung von Feld und Wiese und Wald, sie wendete ihre Augen auch all den Thieren des Schlosses zu, sie kaufte Bücher und las allein oder mit Auguste in ihnen, sie ritt oft auf ihrem schwarzen Pferde herum, und zuweilen so rasch wie der Vetter Tietwin, und sie gab den jungen Männern der Nachbarschaft und der Stadt keine zuvorkommenden Blicke.

Und als die Zeit der Rosenblüthe gekommen war, sandte die Tante ohne Gerlints Wissen Boten an ihren Bruder, an Tietwin und an zahlreiche Nachbarn, daß sie kämen, und die Rosen Gerlints bewunderten. Sie kamen und bewunderten die vielen, in der Gegend größten Theils noch unbekannten Rosen, die so reichlich dastanden, daß das Ganze ein Wäldchen von Rosen war. Der Oheim setzte sich sogleich nieder, und schrieb an die vorzüg-

lichten Pflanzenhändler nach England, um seiner Nichte noch vielleicht Rosenschätze zu verschaffen, die sie nicht hatte.

Zwei Tage nach dem Abschiede von Biberau kam ein Bote von Dietwin, und lud die Bewohner von Biberau nach Weidenbach ein, dort etwas zu besehen. Die Tante, Berlint, Auguste und Agathe fuhren hin. Sie fanden den Oheim dort und viele Menschen aus der Nachbarschaft. Als auserlesene Erfrischungen dargeboten worden waren, führte Dietwin die ganze Gesellschaft in den Garten. Sie kamen vor ein Gitter, hinter dem eine grüne Wand von Haselnußgesträuchen war. Dietwin öffnete mit einem Schlüssel die Thür des Gitters, und die Gäste traten ein. Nachdem sie einen kurzen Gang in dem Gebüsche zurückgelegt hatten, öffnete sich ein großes, ebenes Feld, auf dem lauter Rosenbäume standen. Waren Berlints Rosen ein Wäldchen, so waren Dietwins Rosen ein Wald. Das sah man auch gleich, daß sie in Gruppen und nach Farben geordnet waren. Nach allen Richtungen gingen Wege, daß jeder Stamm betrachtet werden konnte. Fast alle waren in Blüthe, und der Anblick machte eine berauschende Wirkung.

„Da hast du ja alle Rosen, die wir in Biberau gesehen haben," rief der Oheim, „nur in größerer Zahl, und noch andere dazu, vielleicht schon die, welche ich aus England verschrieben habe."

„Es sind mir aus England, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien und aus der Türkei Rosen gesendet worden," sagte Dietwin.

„Und das hast du geheim gethan," sprach der Oheim.

„Es ist eine grüne Mauer um das Feld, und das Gitter war immer gesperrt, damit die Überraschung gelinge," sagte der Neffe.

„Bei mir iſt ſie dir gelungen," antwortete der Oheim.

„Bei mir auch," ſagte die Tante.

„Bei Allen, bei Allen," riefen faſt die ſämmtlichen Anweſenden.

Und man konnte der Bewunderung kein Ende finden.

Dietwin führte die Tante durch alle Gänge, und zeigte ihr und erklärte ihr alle vorzüglichen Blumen. Die Gäſte zerſtreuten ſich, und betrachteten, was jedem der Betrachtung am würdigſten erſchien. Es durfte aber keine Blume abgeſchnitten werden. Nur der Tante band Dietwin einen Strauß der ſchönſten Roſen zuſammen.

„Wenn mein ſchönes Mühmchen Berlint den einen oder den andern Stamm für ihre Sammlung bedarf und wünſcht, ſo gebiete ſie nur darüber," ſagte er.

„Wenn ich Stämmchen bedarf, ſo werde ich meinen guten Vetter darum erſuchen," antwortete Berlint.

Außer den Roſen wurde von den Gäſten darauf der ganze Garten beſehen, dann auch die Wirthſchaftsgebäude, ſelbſt nahegelegene Felder, und endlich das Schloß. Große Bewunderung erregten zwei herrlich gebildete, ſchneeweiße Kühe, an denen kein anderes Härchen war, und ein Feld mit ſo ſchönem Weizen, wie man noch nie einen in der Gegend geſehen hatte.

„Ich hoffe endlich alle meine Rinder in allen Farben in der trefflichſten Zucht und alle meine Getreide ſo ſchön und ſchöner als dieſen Weizen hier zu haben," ſagte Dietwin.

Ein ausgeſuchtes Mahl folgte auf die Beſchauung, und nach demſelben verließen die Gäſte das Schloß. Nur die von Biberau und der Oheim blieben über die Nacht in Weidenbach, und fuhren des andern Tages nach Hauſe.

Der Sommer verging, wie der vorige vergangen war, und der Winter verging auch so, nur daß in demselben schon die Zuchten des Paares schwarzer Pferde des Oheims und des Paares brauner Pferde des Neffen vor Schlitten wetteifern konnten. Die Tante hatte wirklich aus den Marderfellen nicht früher einen Pelz machen lassen, als bis die Pferde erzogen waren, und nun saß sie in dem untadeligsten, weitfaltigen Marderpelze bald in dem Schlitten ihres Bruders, bald in dem ihres Neffen, und der außerordentlichste Pferdekenner hätte nicht unterscheiden können, welchem Paare der Vorzug gebühre, so fein und ebenmäßig und kraftvoll waren die Körper, und so feurig und ehrgeizig und sanft waren die Geister der Thiere. Der Oheim und der Neffe waren so gerecht, selber keinen Unterschied in den Thieren finden zu können; aber jeder suchte die Vorzüge der seinigen, wenn er einen edlen Gast in dem Schlitten hatte, in das rechte Licht zu stellen.

Bei der nächsten Rosenblüthe waren die Rosenwälder Gerlints und Tietwins noch größer geworden, besonders Gerlints: sie hatten sich an Arten und Schönheit vermehrt, aber man konnte, wie bei den Pferden des Oheims und des Neffen, nicht unterscheiden, welchem man den Vorzug geben sollte.

„Dem muß gesteuert werden," sagte der Oheim, „wenn es so fortgeht, so sind bald die Gründe von Weidenbach und Biberau ein einziger Rosenstrauch."

„Die Grenze wird sich wohl finden," sagte der Neffe.

Aber zwei Dinge waren es, in denen Gerlint heuer Tietwin übertraf: in einer eigenen Abtheilung des Stalles von Biberau standen zwei Kühe von dem alleredelsten Baue, von milchweißer Farbe mit rabenschwarzen Köpfen und schwarzen Wedeln, beide

ganz gleich, und auf Feldern neben dem Schloſſe war Weizen und Korn, ſo ſchön, wie es noch nie erlebt worden war, und wie es im vorigen Jahre und heuer bei Dietwin nicht geſehen wurde.

Die Feſtlichkeiten und Zuſammenkünfte waren wie ſonſt, und eher noch mehr, und wie ſich die Aufmerkſamkeiten von jungen Männern gegen Gerlint ſteigerten, ſo blieb ihr Anſtand gegen jeden derſelbe und ihre Kälte blieb dieſelbe. Dietwin ritt jetzt ſehr oft nach Viberau, wie er früher gefahren war, und man bemerkte, daß er meiſtens ſehr ſchnell ritt. Auch an Gerlint bemerkte man, daß ihr Reiten jetzt etwas viel Schnelleres und Haſtigeres habe als früher.

Um dieſe Zeit näherte ſich der junge Graf von Steinheim auf zarte Weiſe Auguſten, und Auguſte ſchien ihm nicht abgeneigt.

Gegen den Herbſt ereignete es ſich, daß der Sohn des Herrn vom Schloſſe Wengern an ſeinem rechten Arme verwundet wurde. Er lag eine Zeit im Bette, und trug den Arm dann in der Schlinge. Es hieß, daß er ſich mit ſeinem eigenen Gewehre, als er in dem Walde ging, verwundet habe. Allein es ſchlich auch ein Gerücht, er habe ſich mit Dietwin geſchlagen. Den Grund konnte niemand auch nur vermuthungsweiſe angeben. Als dieſes auch der Oheim erfuhr, ſprach er mit Dietwin darüber. Dietwin aber antwortete: „Darüber, was ich von dieſer Geſchichte weiß, lieber Oheim, habe ich zu ſchweigen verſprochen.“

Dieſe Antwort überbrachte der Oheim ſeiner Schweſter, und es wurde in dem Schloſſe Viberau jetzt nicht weiter von dieſer Angelegenheit geredet.

Der Herbſt und der Winter vergingen, wie der frühere Herbſt und Winter vergangen war. Als wieder der vierundzwanzigſte

April gekommen war, gab Dietwin der Tante ein ganz beſonderes Geſchenk, ein Bild, welches einer der erſten Meiſter gemalt hatte. Es ſtellte das Schloß Biberau vor, und wurde auf tauſend Thaler geſchätzt. Gerlint gab dem Oheime Vorhänge für die Fenſter des Saales in Weiden, auf denen täuſchend Glasmalerei nachgeahmt war. Die Tante und der Oheim hatten an den Geſchenken eine außerordentliche Freude.

Als das Zwiegeſpräch dieſes Tages zwiſchen dem Oheime und der Tante vorüber war, als alle Bewohner des Schloſſes Biberau ſich in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten, ſaß die Tante in dem ihrigen an dem Tiſche, und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und als ſie dann ihre Zofen gerufen, und ſich hatte entkleiden laſſen, und als ſie in ihrem Bette lag, und die Sterne durch manchen Theil der Fenſter, der durch die Vorhänge nicht bedeckt war, herein ſchienen, konnte ſie den erſehnten Schlummer nicht finden.

3.

Da am nächſten Morgen die Sonne aufgegangen war, da man das Frühmahl verzehrt hatte, da in einer Zeit darauf der Oheim und Dietwin einen Spaziergang angetreten hatten, und Gerlint auf ihrem ſchwarzen Pferde raſch in die Felder ritt, ließ die Tante Auguſte zu ſich in ihr Gemach bitten. Als dieſe gekommen war, und man zwei Plätze an dem Tiſche eingenommen hatte, ſagte die Tante: „Meine geliebte Auguſte, meine Auguſte, die mir immer theuer geweſen iſt, erfülle mir heute eine Bitte, ſei ganz rückhaltlos offen, du thuſt es zu keinem ſchlechten Zwecke.“

„Meine geliebte, verehrte Baſe,“ antwortete Auguſte, „ich weiß, daß du immer gütig gegen mich geweſen biſt, daß du mich ohne mein Verdienſt geliebt haſt, ich habe es gefühlt, ich habe die Empfindungen der größten Dankbarkeit gegen dich gehegt, und ich habe dich deiner Eigenſchaften willen im höchſten Maße verehrt und geliebt. Wenn du mir nun eine Gelegenheit gibſt, dir dies Alles durch die That beweiſen zu können, ſo gewähreſt du mir ein Glück, für das ich dir wieder dankbar bin. Ich werde dir mit allen meinen Kräften zu Dienſten ſein, wenn ich es nämlich kann.“

„Vielleicht kannſt du es nicht, mein Kind," ſagte die Tante, „vielleicht kannſt du es nur wenig, wir wollen es verſuchen, höre mich an. Gerlint iſt nicht in dem Zuſtande, in dem ſie war, als ſie dieſes Schloß betreten hatte. Sie iſt ſehr thätig, oft zu ſehr, ſie ergreift die fernſten Dinge, belehrt ſich über Wirthſchaftszweige, wie ſonſt Männer, kümmert ſich um Angelegenheiten mancher Bewohner der Gegend, und iſt wieder ernſt, als ſchwiege ſie immer, ſie macht ſchnelle Ritte, und von Allen, die ihr Aufmerkſamkeiten erweiſen, kann keiner ſagen, daß er einen ermunternden Blick erhalten habe. Du, meine Auguſte, haſt gewählt, du wirſt ein gutes Glück finden, und haſt unſern Segen dazu."

Auguſte ſtand bei dieſen Worten auf, und küßte der Tante die Hand.

Dieſe aber ſchloß ſie in die Arme.

Darauf fuhr die Tante fort: „Mein Bruder und ich haben über Gerlint geſprochen. Wir möchten gerne helfen, und wenn du etwas Genaueres weißt, und mittheilen darfſt, ſo ſage es, und erhöre die Mittel, wodurch vielleicht zu helfen iſt."

„Meine theure, meine hochgeehrte Baſe," ſagte Auguſte, „Gerlint iſt ſo lieb und ſo freundlich und ſo offen mit mir wie eine Schweſter, wir theilen unſere Beſtrebungen einander mit, wir theilen, was wir in Büchern leſen, wir theilen, was wir empfinden, und es iſt nie die Bedingung geſtellt worden, daß etwas verſchwiegen werde. Ich darf dir alſo Alles ſagen, was ich von Gerlint weiß. Aber ich weiß nichts von ihr, als was du, und was der Oheim, und was Alle ſehen, und Alle wiſſen. Ich denke ſchon einige Zeit, daß Gerlint in einem befangenen Gemüthszuſtande iſt; aber nie hat die leiſeſte Äußerung etwas kundgethan. Als ich einmal von ihren Anbetern ſprach, und von

den jungen Männern, die das Haus beſuchen, und auf eine ferne Verbindung deutete, ſah ſie mich mit ihren großen Augen ruhig an, und ſchüttelte ſpäter kaum merklich das Haupt. Ich redete nie wieder von dergleichen Dingen. Mir iſt, als habe ſie einen Wunſch über die Möglichkeit der Erreichung hinaus. Sonſt geht ſie ſtrenge ihren Geſchäften nach, du weißt, wie ſie ihre Zeit verwendet, in der ſie ſchreibt, in der wir leſen, in der ſie ihren Mädchen die Anweiſungen gibt, in der ſie nach ihren Blumen ſieht, in der ſie ſich dir und den Angelegenheiten des Gutes hingibt. Selten kommen Nebendinge, daß ſie zu einer ungewöhnlichen Zeit luſtwandelt, oder, was öfter geſchieht, in den Saal geht, und das Bild des Oheims betrachtet. Am widrigſten ſcheinen ihr größere Beſuche, die kommen, oder wenn wir ſolche machen müſſen. Das, meine hochverehrte Baſe, iſt Alles, was ich weiß."

„Wir müſſen nun in Geduld warten," ſagte die Tante, „was noch wird; ſie geradezu fragen, wäre ein Fehler."

„Thue es nicht, Tante, ich bitte dich, thue es nicht," ſagte Auguſte.

„Ich thue es nicht," antwortete die Tante, „laſſen wir die Sache, und ſtellen wir ſie Gott anheim. Wenn ihr unſer Beiſtand nöthig ſein ſollte, wird er nicht fehlen, und du wirſt ihr immer eine Freundin ſein."

„Du wirſt ihr am beſten beiſtehen, Tante," ſagte Auguſte, „Alle werden ihr beiſtehen, und ich bin ihre Freundin und ihre Schweſter, wie ihre Seele und ihre Liebe zu mir es verdient."

„So pflege deines Amtes, du guter Anwalt," ſprach die Tante, „und laſſe dich die Zeit nicht gereuen, die du in meinem Hauſe lebſt.

„Sie ist die schönste meines Daseins," antwortete Auguste.

„Ich glaube es dir, mein Kind," sagte die Tante, „jetzt gehe zu deinen Beschäftigungen, von denen ich dich abgehalten habe."

Beide erhoben sich. Auguste küßte die Hand der Tante, die Tante küßte sie auf die Stirne.

Einen Monat nach diesem Tage kamen der Oheim und die Tante in dem Gemache der letzteren zu einer Berathung zusammen.

„Lieber Bruder," sagte die Tante, „es muß doch einmal von dem geredet werden, wovon geredet werden muß."

„So rede, liebe Gerlint," antwortete der Oheim, „wovon, wie du meinst, geredet werden muß."

„Mein herzlieber Bruder Dietwin," sagte die Tante, „mein lieber Bruder, es ist sehr seltsam und sonderbar; aber es ist nicht unerhört; allein es ist auch nicht gewöhnlich, und ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich meine, Gerlint trage eine heimliche Liebe in dem Herzen, und zwar zu dir, mein Bruder."

„Aber, Gerlint, Gerlint," antwortete der Oheim, „das wären ja krause Dinge, die da zusammenträfen. Es ist ja fast unglaublich. Hast du denn auch recht bedacht, was du sagst, liebe Schwester? Gerlint, das beginnende, blühende Leben, und ich, der den Jahren zugeht, wo man nicht sich, sondern den Sohn oder die Tochter vermählt. Liebe Schwester, sage, wie wäre denn das möglich?"

„Es ist eine Verirrung der Natur," sagte die Schwester, „und es ist nicht gewöhnlich, aber es kommt dennoch vor. Gerlint ist jetzt in den Jahren, wo das Herz das Bedürfniß fühlt, die Stütze des Mannes zu suchen, aber ihr Herz ist zu stolz, sich einem Manne gefangen zu geben, der nicht höher steht als sie

ſelbſt. Dich verehrt es, und es fällt ihm leicht, ſich dir zu unterwerfen. Die eine Liebe, die dir als dem Oheim und zweiten Vater gebührt, beſitzeſt du von jeher; ſo, in ihrer Hilfloſigkeit, gibt ſie dir auch noch die andere, halb aus Furcht, ein Anderer könnte ſie ihr rauben. Es iſt eine Verirrung, aber ſie kommt zuweilen vor, und bei Gerlint, fürchte ich, iſt ſie da."

„Aber woraus erkennſt du denn, liebe Schweſter, daß ſie da iſt," fragte der Oheim.

„So höre mich," ſagte die Tante, „denke an den Brief vor zwei Jahren. Ich bin in der Aufſchrift nur die hochverehrte, geliebte Tante, du biſt der herzliebe Oheim, in der Unterſchrift iſt ſie die mich liebende und verehrende und mir dankende Gerlint, dir iſt ſie die in Liebe ergebene Nichte Gerlint. Im Briefe bittet ſie den Himmel, daß er dein liebes Haupt ſegne, und daß er dir gebe, was dir lieb iſt. Mir verſpricht ſie nur, jedes Opfer bringen zu wollen, das mir zur Freude gereichen kann. Zudem ſagt ſie, daß ſie in die Erkenntniß deiner Güte immer mehr hinein wachſe, und dir mehr dankt, als ſie danken konnte, da ſie noch unvernünftig war. Ich habe damals ohne Ahnung ſchon den Unterſchied hervorgehoben, und ich glaube, daß ſchon damals etwas in ihr war, dem ähnlich, was jetzt in ihr iſt. Dann kam ſie hieher. Wie ſie dir anhing, weißt du, wie ſie ſich freute, wenn wir uns auf den Weg nach Weiden begaben, weiß ich, daß jetzt etwas in ihrem Herzen iſt, können faſt Alle, die ihr näher ſind, bemerken, und Auguſte, mit welcher ich vor einiger Zeit von der Sache ſprach, hat, wenn ſie ſich auch ſcheute, dich zu nennen, doch faſt mit Beſtimmtheit auf dich hingedeutet. Gerlint iſt unſtät trotz ihrer Ordnung, ſie iſt viel ernſter, als Mädchen ihres Alters zu ſein pflegen, ihre Beſchäftigungen führt ſie mit

einer Art Übertreibung, sie reitet sehr heftig, als triebe sie eine Empfindung, die sie, wie einen unerfüllbaren Wunsch, mit Gewalt unterdrücken möchte, denke, was sie dir für ein kostbares Geschenk zu deinem letzten Geburtstage gab, sie mußte die Ersparungen einiger Jahre darauf verwendet haben, bedenke dann ihren unbegreiflichen Abscheu vor allen jungen Männern, und bedenke endlich, daß sie sehr oft in den großen Saal geht, und lange, lange dein Bild anstarrt."

Darauf sprach der Oheim: „Ja, es muß von dem geredet werden, wovon geredet werden muß. Höre mich. Unser Neffe Dietwin hat auch eine Liebe im Herzen. Lasse mich zu Ende reden. Er ist ebenfalls unstät, er treibt ebenfalls seine Geschäfte nicht mehr folgerichtig, wie in der ersten Weidenbacher Zeit, er überstürzt Alles. Erst ritt er noch viel heftiger als Gerlint, und jetzt fährt er mit seinen Pferden wie verrückt, er hat sich geschlagen, das ist nun wohl sicher, und kein Mensch weiß, weshalb, er haßt die schönsten Mädchen der Welt, und die andern auch, dafür kommt er sehr oft nach Biberau, er hat dir zu deinem letzten Geburtstage das Bild dieses Schlosses gegeben, ein Bild um hohen Preis, das Bild deines Wohnortes, und er geht ebenfalls sehr oft in den Saal von Biberau, und schaut lange, lange dein Bild an."

Der Oheim schwieg.

Die Tante sprach: „Das wäre ja — wenn es wäre — das ist — ich weiß es nicht, sage es mir, das wäre merkwürdig."

„Ich habe ihn beobachtet, ich bin in dem Saale gewesen, und es ist so," antwortete der Oheim.

„Ich habe auch Gerlint beobachtet, wie es mir nur möglich war," sagte die Tante.

„Das iſt," ſagte der Oheim, „es kommt zuweilen einmal vor, aber hier zweimal, es wäre, wie du ſagſt, merkwürdig."

„Das Herz des Menſchen hat oft wunderbare Fügungen," antwortete die Tante. „Und in unſerm Geſchlechte iſt etwas Stätiges, ſo daß ſich immer Alles gleich bleibt, und faſt Alles ſich wiederholt, was ſchon einmal geweſen iſt; und doch iſt es bei uns wieder ganz anders als bei andern. Hat nicht Dietwin, der Neffe des Kardinals, der bis in ſein zweiunddreißigſtes Jahr unvermählt blieb, ſich, als er aus Italien zurückkehrte, mit ſeiner Tante vermählt, die damals gerade um zwei Jahre älter war als ich jetzt. Und es entſproßten dieſer Ehe ein Sohn, der ſich in den nachmaligen Kriegen ſo hervorthat, und zwei Töchter, von denen die eine zwar als Kind ſtarb, die andere aber ein ſo hohes Alter erreichte, daß an ihrem letzten Geburtstage, der ſo wie der unſere in den April fiel, ſechsundvierzig Kinder, Enkel und Urenkel um ſie verſammelt waren."

„Sie gönnte in der That keinem aller jungen Männer einen Blick, und gegen Dietwin war ſie beinahe noch mehr zurückhaltend als gegen die Andern," ſagte der Oheim.

„Und er wendete an Frauen und Mädchen faſt nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit," ſprach die Tante.

„Das muß übrigens viel genauer unterſucht werden, liebe Gerlint," ſagte der Oheim.

„Setzen wir die Beobachtungen fort, daß wir zu triftigerer Einſicht gelangen," ſprach die Tante.

„Ich denke, Schweſter Gerlint," ſagte der Oheim, „wenn wir etwas thäten, das weniger Zeit in Anſpruch nimmt."

„Ja," ſprach die Tante, „und was könnte das ſein?"

„Ich meine," ſagte der Oheim, „du redeſt mit Dietwin von

seiner einstigen Vermählung, und hörest, was er sagt, und ich thue das Gleiche mit Gerlint."

„Das ist ein schwieriges Gespräch," antwortete die Tante, „und Alles kommt auf die Verfahrungsweise an."

„Aber wir könnten da einen tieferen Blick thun," versetzte der Theim. „Du, liebe Gerlint, wirst die rechte Verfahrungsweise schon finden, und ich werde bestrebt sein, nicht gar weit irre zu gehen."

„So versuchen wir es in Gottes Namen," sagte die Tante, „und möge der Himmel seinen Segen geben."

„So spreche ich auch," entgegnete der Theim, „und möchte, daß das Ding vorüber wäre."

Nach diesen Worten stand er auf, und sagte: „Ich spreche jetzt von andern Angelegenheiten nichts mehr. Wenn eine Entscheidung nöthig wird, vereinigen wir uns wieder."

„Möge es bald sein," sagte die Tante, und geleitete den scheidenden Bruder bis zur Thür.

Fünf Tage nach diesem Gespräche waren die Geschwister wieder in dem Gemache bei einander, und setzten sich zu demselben Tische.

Der Theim sagte: „Nun, Gerlint, rede."

„Rede du zuerst, Bruder," sagte sie.

„Also, weil du es wünschest, rede ich," antwortete der Theim. „Ich bin mit Gerlint an der großen Eiche gewesen. Da habe ich nun auch endlich gesagt: „Gerlint, diese Eiche sieht weit in das Land hinein, wir können fast alle Gründe und mitunter auch die Schlösser darin erblicken, deren Bewohner mit uns bekannt sind, und in Gastlichkeit leben. Aber auch von dorther wird die Eiche weit und breit gesehen, und weil sie ein so mächtiger Baum ist,

leicht von andern unterſchieden. Und darum wird mancher, der an dich denkt, auf dieſe Eiche ſchauen, und doppelt an dich denken. Wann wird uns denn unſere liebe Nichte einmal mit einem recht artigen, ſchönen, tüchtigen Gemahle erfreuen? Sie aber ſchlang den Arm um mich, und küßte mich mit Heftigkeit und rief: „Oheim, wünſchet mich nicht fort, ſondern laſſet mich mit euch leben, wie ich lebe, hin und her, und redet nicht mehr von ſolchen Dingen.“ Ich antwortete darauf: wenn du nicht ſelber ſehr gerne gehen, wünſchen wir dich nicht fort, Mertint, wir wünſchen dich in alle Zukunft ſehr in unſerer Nähe und in traulichem Umgang mit uns, und ich werde von dieſer Sache nicht mehr reden. Darauf ſagte ſie nichts, wir ſchlugen den Heimweg ein, und da wir in die Nähe des Schloſſes kamen, ſprach ſie von Bäumen und Geſträuchen und von ſolchen Dingen. Das iſt nun mein Bericht, liebe Schweſter, jetzt bringe du auch den deinen.“

„Nun, mein guter Bruder,“ ſagte die Schweſter, „ich habe mit Dietwin geredet. Da er wieder in dem Saale war, ging ich hinein. Er ſchritt mir entgegen, und wollte mich zu einem Sitze führen: ich lehnte es aber ab, und wir betrachteten die Bilder. Du kannſt wohl denken, geliebter Bruder, daß ich nicht ungehörig geſprochen habe: als wir aber deine und meine Eltern und die Großeltern und die Urgroßeltern und deren Eltern angeſchaut hatten, redete ich von dem Glücke der Familie, die ſo geſchloſſen fortgeht, und das Ihrige hin und her auf liebe Glieder forterben kann. Und da ſagte ich auch, daß es uns freuen wird, wenn er ſich einmal eine holde Gattin wählt. Er antwortete ſehr ſchnell: „Tante, Tante, Tante, dieſe Puppen, nie, nie, nie. Ich werde zu keiner Puppe herabſteigen, nein, niemals, und ich bitte dich, Tante, rede nicht davon, ich bitte dich, rede nicht davon.“ Ich

erwiederte: nun, ich rede nicht davon. Und wir gingen an ein Fenster und sahen auf die Landschaft, und verließen bald darauf den Saal. Und so ist es, wie ich sage.“

„Und was sagst du nun weiter, Berlint?“ fragte der Oheim.

„Was ich weiter sage, lieber Bruder, will ich dir offenbaren,“ antwortete die Tante. „Ich habe in der letzten Zeit her immer an das gedacht, was sich jetzt ereignet. Du weißt, daß ich um Erwin Trauer angelegt habe und die trage ich lebenslang. Es ist seit seinem Lebensende kein anderes Kleid auf meinen Körper gekommen als ein schwarzes oder ein graues, und so wird es bleiben. Eine Frau aber, welche Trauer trägt, schließt keine Ehe. Es haben sich mir ja Männer genähert, darunter waren edle und gute, und du weißt, wie ich jedes Werben abgelehnt habe. Ich bin noch nicht in den Jahren, in denen eine Ehe zu den Seltenheiten gehört; aber ich denke nicht daran. Und mit Dietwin wäre es gar vom Übel. Wenn auch viele Verbindungen, bei denen das Alter der Frau größer ist als das des Mannes, glücklich ablaufen, so ist doch etwas nicht ganz Natürliches in der Sache. Dietwin, wie ich sein Wesen kenne, würde mit mir nicht glücklich. Zudem erscheint der Welt eine solche Verbindung stets lächerlich, ob mit Recht, untersuche ich nicht; aber ich mag nicht unserem Stamme eine, wenn auch thörichte, Lächerlichkeit anhängen, wie ich keinem der Mitglieder desselben irgend eine Unbill zufügen möchte. Das sind meine Gedanken, Bruder, über diese Sache.“

„Ich erkenne an, was du sprichst,“ sagte der Oheim, „und werde nun auch dir, wie du mir gethan, offenbaren, was ich von meiner Seite glaube. Es kommt nicht selten vor, daß Männer

in meinen Jahren ſich noch verehelichen, es geſchieht öfter als bei Frauen, und meiſtens wählen ſie auch junge Mädchen. Und ſolche Verbindungen ſind auch öfter glücklich als die Verbindungen älterer Frauen mit jüngeren Männern. Bei mir kommt noch ein Gutes dazu, daß ich nie eine Gattin gehabt habe, alſo um keine traure, und daß kein Vergleich zwiſchen einer frühern und einer ſpätern angeſtellt werden könnte. Aber deſſenungeachtet denke ich an keine Verbindung. Sie hat auch bei mir wie bei dir etwas nicht Paſſendes. Und das Schiefe der Sache mag auch ich dir und unſerem Geſchlechte nicht anthun. Und ſo bleibe ich wie ich bisher geweſen bin. Dieſes iſt meine Meinung über mich."

„So ſind wir in dieſer Hinſicht eines Sinnes," ſagte die Tante.

„Wir ſind wieder eines Sinnes, wie wir es ſo oft geweſen ſind," antwortete der Theim.

„Was iſt aber nun weiter zu thun?" ſagte die Tante. „Es iſt ein Glück, daß die Leute ihre Gefühle bisher noch nicht deutlicher dargelegt haben."

„Sie empfinden etwas Ungeheuerliches in der Sache, das zeigt die Spannung, und ſie wagen ſich nicht vorwärts. Aber die Löſung muß gefunden werden," ſprach der Theim.

„Wäre das," ſagte die Tante.

„Weil es nur ein Irrthum ihrer verwandtſchaftlichen Gefühle iſt," antwortete der Theim, „ſo wird durch den rechten Weg die Aufhellung gewiß kommen."

„Werden wir den rechten Weg ergründen?" fragte die Tante.

„Verſuchen wir es," antwortete der Theim. „Sie dürfen keine Gegenneigung ahnen."

„Aber wie werden wir die Verwandtenneigung und die andere Neigung abwägen?“ fragte die Tante.

„Nun, du haſt dein Anſehen und deine Würde ja immer im Stande gehalten, und ich werde beſtrebt ſein das Gleiche zu thun,“ antwortete der Oheim.

„Und dann?“ fragte die Tante.

„Ich denke auch an eine zeitliche Trennung,“ erwiederte der Oheim.

„Wohl,“ ſagte die Tante, „aber wie?“

„Der Neffe iſt in der Verwaltung ſeines Gutes, er hat ſich für dieſe Zeit jetzt eingelebt, wir können ihn nicht, ohne daß er auf den Kern der Sache käme, entfernen. Eben ſo kann kein Grund aufgefunden werden, die Nichte von dir zu geben. Alſo müſſen wir beide von dem Platze fort. Ich meine, wir rüſten uns, und machen eine Reiſe,“ ſagte der Oheim.

„Das war mir auch ſchon in dem Herzen,“ ſprach die Tante, „obgleich ich ſchon lange her an keine Reiſe mehr dachte.“

„Ich habe auch nie an eine Reiſe gedacht,“ ſagte der Oheim. „Siehſt du, Gerlint, wie du, als ich dir einmal zu dem Geburtstage Perlen gab, und du mir desſelben Tages zu dem Geburtstage Perlen gabſt, geſprochen haſt, daß wir immer die nämlichen Gedanken haben, ſo haben wir ſie.“

„Die Reiſe müßte aber bald angetreten werden, und länger dauern,“ ſprach die Tante.

„Sobald du mit deinen Vorbereitungen fertig biſt, mag ſie beginnen,“ ſagte der Oheim, „ich kann jeden Tag gehen.“

„Meine Vorbereitungen werden nicht viele Zeit in Anſpruch nehmen,“ antwortete die Tante.

„Und was die Dauer anbelangt,“ ſagte der Oheim, „ſo

können wir ſie nach den Umſtänden länger oder kürzer machen. Wir werden wohl erfahren, wie es zu Hauſe ſteht, zum Theile auch aus den Briefen der Beiden ſelber, die wir aber durch Verzögerungen der Antworten zu ſeltenen machen müſſen."

„Wenn nur Alles fruchtet," ſprach die Tante.

„Unſere Nichte Gerlint," antwortete der Oheim, „hat ſich in die Geſchäfte deines Gutes eingeübt, daß du ihr beruhigt die ganze Verwaltung übertragen kannſt. Ich werde Dietwin die Oberleitung von Beiden geben. Sie können ſich ſchicklicher Weiſe nur ſehr ſelten beſuchen, ſind alſo viel allein, viel beſchäftigt, und das wird wirken. Und weil ihre Empfindungen etwas Unnatürliches haben, und weil die Natur nach dem Natürlichen drängt, ſo iſt vielleicht die Löſung leichter, als wir ahnen."

„Nun, ſo machen wir in Gottes Namen die Reiſe," ſagte die Tante. „Du mußt ſie den Beiden ankündigen."

„Ich werde es morgen thun," antwortete der Oheim, „weil Dietwin in dem Schloſſe bleibt."

„So erfüllen wir unſere Pflicht," ſprach die Tante.

„Weil wir nur ſo einig ſind," entgegnete der Oheim.

„Der Himmel erhalte die Eintracht der Geſchwiſter, ſie iſt ein großes Gut," ſagte die Tante.

„Sie iſt eines," ſprach der Oheim, „und ſie wird auch dauern. Und alſo, lebe wohl, Gerlint, und morgen nach dem Eſſen reden wir etwa davon, wohin wir denn reiſen wollen."

„Denke darüber nach," ſagte die Tante, „ich werde es auch thun. Und lebe wohl."

Nach dieſen Worten erhoben ſie ſich von ihren Sitzen, und der Oheim verließ das Gemach.

Als des andern Tages nach dem Frühmahle noch Alle bei

einander saßen, sagte der Oheim: „Meine lieben Kinder, wir beide, meine Schwester und ich, haben vor, in Kurzem eine Reise zu machen. Wenn sie länger dauern soll, könnte Gerlint die Verwaltung von Biberau übernehmen, und du, Dietwin, würdest mir wohl eine Zeit die Oberaufsicht über Weiden führen. Doch das Nähere wird sich erst gestalten, und wir werden schon noch davon reden."

Alle schwiegen, da er diese Worte gesagt hatte.

Endlich sprach die Tante: „Und würdest du denn meine Stelle hier vertreten, liebe Gerlint, und was sagst du denn, wenn ich dir davon gehe?"

„Geliebte Tante," sagte Gerlint, „es wird sehr einsam sein, wenn du fort bist, es wird mir sehr schmerzlich sein, dich zu missen, und den Wagen des lieben Oheims lange nicht mehr in das Schloß hereinfahren zu sehen; aber es geziemt mir nicht, gegen deinen Willen zu sprechen, und ich habe ihn nur zu verehren. Und wenn du mir Geschäfte in deiner Abwesenheit überträgst, so wünsche ich nur, daß ich die Einsicht und Kraft habe, sie verrichten zu können."

„Du hast die Einsicht und Kraft," sagte die Tante, „und wirst Alles recht machen. Und Auguste und Agathe bleiben bei dir, und sprechet manchesmal von uns, und schreibet uns. Es wird mich immer freuen, wenn du mir den Stand der Dinge in Biberau kund gibst, und ihr Vorwärtsschreiten auseinander setzest."

„Und du," sagte der Oheim zu Dietwin, „was redest du?"

„Sage, Oheim, was soll ich reden?" sprach Dietwin. „Ihr habt euern Willen, und wenn euer Wille nach einer Reise steht, so ist es meine Pflicht, ihn zu achten, wenn auch meine Gefühle

ſehr gegen ihn wären. Was du mir über Weiden aufträgſt, werde ich nach beſtem Gewiſſen zu erfüllen beſtrebt ſein."

„Du wirſt es gut erfüllen," ſagte der Oheim, „und wir werden ſchon noch über die Angelegenheiten ſprechen."

„Und Auguſte wird wohl bei Gerlint bleiben," ſprach die Tante, „und Agathe auch, und ihr werdet euch wohl über unſere Abweſenheit hinüber helfen."

„Ich bleibe gerne in Biberau," antwortete Auguſte, „und was dir, hochverehrte Baſe, und deinem hochverehrten Bruder Freude macht, das macht mir auch Freude, wenngleich das liebliche Zuſammenleben hier, das unſerem Herzen wohl that, unterbrochen wird, und wir die Unterbrechung tragen müſſen. Möge euch die Reiſe Alles gewähren, was ihr erwartet."

„Und du, Agathe?" fragte die Tante.

„Ich werde Gerlint zur Hand ſein, wie ſie es wünſcht," ſagte Agathe, „und möge der Himmel die Reiſe ſegnen."

Man redete noch einiges Gleichgiltige, und zerſtreute ſich dann wie gewöhnlich nach dem Frühmahle.

Etwa zwei Stunden nach dem Mittageſſen ging Gerlint in den großen Saal, ſtellte ſich vor das Bild des Oheims und betrachtete es.

Nach Kurzem kam auch Dietwin in den Saal. Er ging einige Schritte auf und nieder, und ſtellte ſich dann vor das Bild der Tante.

Sie ſprachen nichts.

Nach einer Weile ſagte Dietwin: „Das ſind herrliche Bilder."

„Ja," ſagte Gerlint.

„Sie ſind weit trefflicher gemalt als alle andern in dem Saale," ſprach Dietwin.

„Ja," entgegnete Gerlint.

„Es hat sie ein Meister gemacht, der zu jener Zeit sehr berühmt war," sprach Dietwin, „und man verehrt ihn jetzt noch."

„Ich weiß es," sagte Gerlint.

„Darum werden diese Bilder ihre Geltung haben, wenn auch viele Jahre vergangen sind, und wenn selber eine Zeit käme, in der man gar nicht mehr wüßte, wen sie vorstellen," sprach Dietwin.

„Ich meine auch, daß es so ist," erwiederte Gerlint.

Dietwin ging nun gegen ein Fenster, dann ging er gegen die große Thür, dann ging er wieder in dem Saale vorwärts, dann sagte er: „Der Oheim und die Tante werden eine Reise machen."

„Sie werden eine Reise machen," antwortete Gerlint.

„Du wirst hier auf dem Schlosse Besuche empfangen," sagte Dietwin.

„Ich werde die empfangen, die sich für mich ziemen," erwiederte Gerlint.

„Gerlint," rief Dietwin, „ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf irgend einen Mann blickt."

Gerlint wendete sich um, und rief: „Dietwin, ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf ein Weib blickt."

„Gerlint," rief Dietwin.

„Dietwin," rief Gerlint.

Und plötzlich faßten sie sich in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich auf den Mund.

„Dein Auge blickt auf mich als Gattin, Gerlint," sagte Dietwin.

„Und deines blickt auf mich als Gatte, Dietwin," sprach Gerlint.

„Ich will dich auf den Händen tragen, Gerlint," ſagte Dietwin.

„Ich werde dir ein treues, gehorſames Weib ſein," antwortete Gerlint.

„Wir werden gemeinſam ſchalten und wirken," ſagte Dietwin.

„Und nur in der Liebe wetteifern," erwiederte Gerlint.

„Du haſt an dem erſten Tage deines Hierſeins die Plätze unſerer Kindheit beſucht," ſagte Dietwin.

„Du biſt auch an dieſen Plätzen geweſen," ſprach Gerlint.

„Du biſt lange auf der Stelle geſtanden, wo —" ſagte Dietwin.

„Wo ich nach dir geſtochen habe. Es war deine Macht, Dietwin, über mich," ſprach Gerlint.

„Ich bin auf die Mauer des Gartens eurer Erziehungsanſtalt geklettert," ſagte Dietwin.

„Du biſt es geweſen?" rief Gerlint.

„Ich," antwortete Dietwin, „kein Mann ſollte ſeine Gedanken zu dir erheben."

„Als du," ſagte Gerlint.

„Und nun ſind unſere Gedanken ein Gedanke," ſprach Dietwin.

„Sie ſind ein Gedanke," ſagte Gerlint.

„Und Alles muß raſch in's Werk geſetzt werden," ſprach Dietwin.

„Wie es dein Wille iſt, Dietwin," entgegnete Gerlint.

„Nun den Kuß als Bräutigam," ſagte Dietwin.

„Als Braut," antwortete Gerlint.

Und ſie gaben ſich den Verlobungskuß.

„Erlaube mir, dich zu geleiten," ſagte Dietwin.

Sie gab ihm den Arm, und er geleitete sie zu der Thür ihrer Wohnung.

Dann ging er zur Tante, küßte ihr die Hand, und sagte: „Meine hochverehrte, geliebte Tante, ich hätte eine Bitte an dich und den Oheim."

„Soll ich meinen Bruder, der eben von mir ging, nachdem wir von unserer Reise gesprochen hatten, wieder holen lassen?" fragte die Tante.

„Wenn es dir genehm ist, so thue es," antwortete Dietwin.

Die Tante schellte nach einem Diener, und ließ durch denselben ihren Bruder zu sich bitten.

Als er gekommen war, und als ihm Dietwin die Hand gereicht hatte, sagte sie: „Unser Neffe will uns um etwas ersuchen."

Dietwin sagte: „Hochverehrte Tante und hochverehrter Oheim. Meine Bitte geht dahin, ob es euch gelegen sei, mich morgen um eilf Uhr in dem großen Saale von Viberau in einer feierlichen Angelegenheit zu empfangen. Wenn ihr ja sagt, fahre ich sogleich nach Weidenbach, und fahre morgen wieder herüber."

„Sprich, Bruder," sagte die Tante.

„Du bist die Herrin des Schlosses und empfängst die Besuche," antwortete der Oheim, „und wenn ich als Gast auch mit empfangen darf, so sage ich: es ist mir jede Stunde gelegen."

„So komme, Dietwin, du wirst uns schon in dem Saale finden," sagte die Tante.

„Ich danke, und verabschiede mich," sprach Dietwin.

Er küßte der Tante die Hand, reichte dem Oheime seine Rechte, und verließ den Saal.

Wenige Augenblicke darnach ſah man ihn durch das Thor des Schloſſes hinaus fahren.

Des andern Tages um eilf Uhr ſaß die Tante in ſchwarze Seide gekleidet auf einem Prunkſtuhle, der einen koſtbaren Teppich unter ſich hatte, in dem großen Saale von Biberau. Ihr Bruder ſaß auf einem zweiten Prunkſtuhle neben ihr. Am unteren Ende der großen Treppe ſtand Adam mit Dienerſchaft in Prunkkleidern. Als noch die Klänge der Thurmuhr zur eilften Stunde tönten, fuhr der ſchwere Prachtwagen Weidenbachs durch das Thor herein. Der Kutſcher ſaß im Silbergewande auf dem Bocke. Zwei Jäger ſtanden ſilberſchimmernd auf dem Brette. Der Wagen hielt, und Dietwin ſtieg aus demſelben. Adam und die Diener geleiteten ihn die Treppe hinan zu dem großen Saale. Seine zwei Jäger folgten ihm bis zur Saalthür. Dort blieben ſie ſtehen. Adam öffnete die Flügelthüren des Saales, und Dietwin trat allein in denſelben.

Dann ſchloſſen ſich wieder die Thüren, und Dietwin ging zu der Tante und dem Oheim vorwärts, blieb vor ihnen ſtehen, verneigte ſich, und ſprach: „Ich, Dietwin von der Weiden, bringe vorerſt meiner hochverehrten Tante, Gerlint von Bergen gebornen von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und ſo auch meinem hochverehrten Oheim, Dietwin von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und bitte Beide um geneigtes Gehör und um Vergunſt einer Bitte.“

Die Tante ſagte darauf: „Ich grüße dich auch, Dietwin von der Weiden, geliebter Neffe, und weil es mein Schloß iſt, in dem du die Bitte ſtelleſt, ſo antworte ich zuerſt, und ſage: wir hören dich, ſprich deine Bitte aus.“

Der Oheim ſagte: „Auch ich grüße dich, geliebter Neffe,

und weil ich in dem Schlosse meiner Schwester auch eine Antwort zu geben die Ermächtigung habe, so sage ich: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Nach diesen Worten sagte Dietwin: „Weil ihr mir Beide Gehör gebt und Vergunst einer Bitte, so werbe ich in Zucht und Recht um die Hand Gerlints von der Weiden, der Nichte meiner hochverehrten Tante, der Frau von Bergen, gebornen von der Weiden, und der Nichte meines hochverehrten Oheimes, des Herren Dietwin von der Weiden, daß ich ihr ein rechtschaffener und treuer Gatte sei zeitlebens, und daß sie mir eine rechtschaffene und treue Gattin sei zeitlebens, und ich bitte, haltet meine Werbung genehm."

Die Tante und der Oheim schwiegen einen Augenblick.

Dann sagte die Tante: „Dietwin von der Weiden, mein geliebter Neffe, weil du — weil du bei mir wirbst, ich bin gewisser Maßen die Mutter Gerlints, die keine Eltern hat, und sie ist in meinem Schlosse, und sagt zu mir Mutter, — und weil du wirbst, so spreche ich: in unserem Stamme von der Weiden ist die Sitte, daß auf eine Werbung nach einer Bedenkzeit die Antwort gegeben wird. Diese Bedenkzeit gestehe zu. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Darauf sagte der Oheim: „Dietwin von der Weiden, lieber Neffe, weil du auch bei mir wirbst, und weil Gerlint auch unter meiner Obhut steht, so sage ich: du wirst auf deine Werbung nach der gewöhnlichen Bedenkzeit die Antwort erhalten. Achte diese Zeit. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Auf diese Antworten sagte Dietwin: „So bedanke ich mich in unterthäniger Gebühr des Gehöres, bedanke mich der

Anerkennung meiner Werbung, verabſchiede mich in Ehrbezeigung, und harre in meinem Schloſſe Weidenbach der Entſcheidung."

Er verneigte ſich wieder wie bei ſeiner Ankunft, verließ den Saal, ſtieg mit ſeinen Jägern, von Adam und den Dienern geleitet, die Treppe hinab, ſetzte ſich in den Wagen, und fuhr durch das Thor des Schloſſes hinaus.

Als die Geſchwiſter in dem Saale allein waren, ſagten ſie eine Weile gar nichts.

Dann rief die Tante: „Dietwin, Dietwin, Dietwin!"

Der Oheim ſprach: „Das iſt nun freilich anders, als wir gedacht haben, wir müſſen es hinnehmen, daß wir gedacht haben, was wir gedacht haben."

„Ja wohl müſſen wir es hinnehmen," ſagte die Tante.

„Meine liebe Schweſter Gerlint," ſagte der Oheim, „nun iſt die größte Sorgfalt anzuwenden, daß niemand erfahre, welche Gedanken wir gehabt haben."

„Ich werde ſie niemanden offenbaren," ſagte die Tante.

„Ich auch nicht, antwortete der Oheim, „wenn nur nicht jemand durch Ahnungen, Deutungen und dergleichen darauf kommt."

„Das wagt niemand zu denken," ſagte die Tante.

„Nun, nun, nun," ſprach der Oheim. „Siehe, ich habe geſagt, daß die Löſung etwa leichter ſein wird, als wir ahnen: nun iſt ſie in der That leichter geworden."

„Und es erfüllt ſich ja, was wir gewünſcht haben," ſagte die Tante.

„Wir haben nun wirklich Gott bei der Bewerkſtelligung dieſer Ehe geholfen," entgegnete der Oheim, „durch die Ankündigung unſeres Reiſeplanes iſt die Sache beſchleunigt worden."

„Siehst du, der Himmel schließt die Ehen, und hat unerforschliche Wege," sagte die Tante.

„Nun, wir haben nur nicht recht geforscht," erwiederte der Oheim, „denke nur, Berlint, unsere Bilder sind schon vor einer Reihe von Jahren gemalt worden, ist nicht sie dir, und ist nicht er mir ähnlich, und haben sie nicht einander in unsern Bildern betrachtet?"

„So wird es sein, so wird es sein, Dietwin," sagte die Tante.

„Und wie ist mir denn," sprach der Oheim, „hat nicht der junge Wengern freundliche Augen auf Berlint gerichtet?"

„Ja, das hat er," sagte die Tante.

„Und dann ist die Verwundung beim Jagen und das Gericht eines Zweikampfes gekommen," sprach der Oheim.

„Ja, ja, ja," sagte die Tante.

„Und in dem schönen Gemälde des Schlosses Biberau hat er die Wohnung darstellen lassen, in der Berlint ist," sprach der Oheim.

„Und wie ist es denn nun mit der Reise?" fragte die Tante.

„Nun, jetzt muß sie wohl wegen der Verlobung aufgeschoben werden," antwortete der Oheim, „und dann wegen der Vermählung, und nach derselben sind die allerlei Einrichtungen wegen der Güter, es werden Übersiedlungen bevorstehen, und dann kann es von der Reise ganz sein Abkommen haben, oder wir machen eine kleine."

„Wie es sich fügt," erwiederte die Tante.

„Die Zukunft wissen wir nicht, wie wir sie jetzt nicht gewußt haben," sagte der Oheim. „Nun werden hinlängliche Geschäfte emporsteigen. Der Tag ist da, an welchem der Sturm von Seite

Dietwine beginnt. Geworben hat er schnell genug, und wenn die Bedenkzeit vorüber ist, wird er die Behebung des Hindernisses wegen der Verwandtschaft betreiben, und die Verlobung und die Vermählung und Alles. Und selbst nach der Hochzeit wird unser Rath und unsere Mitwirkung nöthig sein."

„Es ist nur gut," sagte die Tante, „daß ich schon seit vielen Jahren zur Ausstattung gesammelt habe, und daß nicht jetzt die ganze Gewalt hereinbricht."

„So thun gute Mütter immer, und solche, die Mutterstellen gut vertreten," sagte der Oheim, „und besonders thun es verständige Frauen, wie du eine bist, Gerlint. Ich habe übrigens auch manch ein Ding im Verschlusse, das euch bei diesem Vorkommnisse jetzt sehr zu statten kommen wird."

„Daß du nicht unvorbereitet sein wirst, wenn das, was wir wünschen, zu Stande kommt, habe ich mir immer gedacht," sagte die Tante.

„Ich bleibe jetzt bei dir in dem Schlosse Viberau," sprach der Oheim, „wir müssen mit Gerlint sprechen, und einmal fährst du mit mir nach Weiden, und nimmst die Dinge in Augenschein, und das Verzeichniß gebe ich dir mit, und, wenn du willst, auch die Gegenstände selber."

„Das wird sich finden," antwortete die Tante, „und mit Gerlint wird leicht zu sprechen sein; denn er muß volle Sicherheit haben."

„Er hat volle Sicherheit," sagte der Oheim, „und wir, meine liebe Schwester Gerlint, werden nun auch doch in die dritte Abtheilung unseres Stammes einrücken."

„Du hast immer Frevelreden, selbst an einem solchen Tage," sagte die Tante, und stand auf.

Er ſtand auch auf, reichte ihr freundlich und ehrerbietig den Arm, und führte ſie aus dem Saale in ihr Gemach.

Als der Abend gekommen war, ſagte die Tante zu Gerlint, daß ſie und der Oheim ſie morgen um eilf Uhr feierlich in dem großen Saale empfangen werden.

„Ich bin zu eurem Willen," ſagte Gerlint.

Und als es am andern Tage eilf Uhr war, ging Gerlint in feſtlichem Schmucke in den großen Saal. Die Tante und der Oheim, gekleidet wie bei der Werbung Dietwins, ſaßen auf ihren Stühlen. Gerlint ging zu ihnen und küßte jedem die Hand, dann blieb ſie vor ihnen ſtehen.

Da ſprach die Tante: „Gerlint, mein liebes Kind, ich habe dich hieher beſcheiden laſſen. Wir werden dich um etwas fragen, antworte frei und ohne Rückſicht auf irgend ein Ding in dieſer Welt als auf dein Herz und dein Gewiſſen."

„Ich werde es thun, wenn die Antwort in meiner Macht liegt," ſprach Gerlint.

„Sie liegt in deiner Macht," entgegnete die Tante. „Höre mich an. Dietwin von der Weiden, unſer Neffe und dein Vetter, hat bei mir in der Hinſicht, daß ich die Stelle deiner Mutter vertrete, und bei deinem Oheime in der Hinſicht, daß er die Stelle deines Vaters vertritt, feierlich um deine Hand geworben, daß er dir, wie er ſpricht, ein treuer, rechtſchaffener Gatte ſei, und daß du ihm eine treue, rechtſchaffene Gattin ſeieſt. Wir fragen dich nun: biſt du geſonnen, dieſe Werbung anzunehmen, oder bedingſt du dir eine Zeit, in der du die ſchweren Pflichten des neuen Standes überdenkeſt, um dann deine Zuſtimmung oder deine Weigerung anzukündigen?"

„Du kannſt frei handeln, liebe Gerlint," ſagte der Oheim,

„überlege, und thue, wie du willst, wir werden deinen Ausspruch in Betracht ziehen."

Berlint antwortete darauf: „Hochverehrte Mutter und Tante, hochverehrter Vater und Oheim, ich kenne Dietwin von der Weiden, euren Neffen und meinen Vetter, ich habe über die Pflichten des Ehestandes reiflich und ernstlich nachgedacht, und sage: ich nehme die Werbung Dietwins von der Weiden an, daß ich ihm mit dem Beistande Gottes eine rechtschaffene und treue Gattin sei, und daß er mir mit dem Beistande Gottes ein rechtschaffener und treuer Gatte sei. Eine Bedenkzeit heische ich nicht, sie wäre eine Lüge."

„Und so bist du zu diesem Bündnisse entschlossen?" fragte die Tante.

„Ich bin dazu entschlossen," antwortete Berlint.

„Also werden wir, dein Oheim und ich, deinen Ausspruch, wie er sagt, in Betracht ziehen, und du bist jetzt aus diesem Saale entlassen."

Berlint küßte der Tante und dem Oheime wieder die Hand, und entfernte sich.

Am Nachmittage dieses Tages sah man Berlint mit Augusten zu einer Zeit, in der sie es sonst nie gethan hatten, im Garten spazieren gehen, und der Spaziergang dauerte sehr lange.

Gegen den Abend ging Berlint zu der Tante in das Wohngemach. Sie blieb vor ihr stehen, und sah auf ihr Angesicht. Die Tante schloß sie in die Arme, und küßte sie auf die Stirne und auf den Mund. Berlint schlang ihre Arme um den Nacken der Tante, sprach aber nicht.

Dann ging sie zu dem Oheime.

Als sie in das Zimmer getreten war, legte sie den Arm um seinen Hals und rief: „Lieber, lieber Oheim!“

Und er küßte sie sehr herzhaft auf den Mund, und aus seinen Augen quollen Thränen hervor.

Berlint ging wieder in ihre Wohnung.

Als nach diesem Tage noch zehn Tage vergangen waren, wurden Adam und zwei reichgekleidete Diener in einem schönen Wagen mit einem Briefe zu Dietwin nach Weidenbach geschickt. In dem Briefe war die Einwilligung zur Eheverbindung mit Berlint enthalten. Dietwin war die ganze Zeit ununterbrochen in Weidenbach gewesen. Er bewirthete die Abgesandten köstlich, und entließ sie mit reichen Geschenken. Zwei Tage darauf fuhren die Tante und der Oheim im Prunke zu Dietwin nach Weidenbach, und fünf Tage nach diesem Besuche war die feierliche Verlobung in Biberau.

Nun begann die eifrigste Thätigkeit von allen Seiten. Adam reichte die Schrift zur Behebung des Verwandtschaftshindernisses in der zierlichsten Art, wie solche Schriftstücke verfaßt werden, ein. Arbeiterinen wurden nach Biberau berufen, um in zwei Gemächern in allem möglichen Flitter beschäftigt zu sein. Jeder Bewohner des Schlosses bis auf die Frau Judith herab mußte bei den Vorbereitungen helfen. Die Tante und der Oheim fuhren wiederholt in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Dietwin ließ in Weidenbach abbrechen und herstellen, um die junge Gattin würdig empfangen zu können. Er fuhr auch öfter in die Stadt und war in Briefwechsel mit der Hauptstadt. In Weiden suchte der Oheim eine niedliche Wohnung für Besuche des jungen Ehepaares herzurichten. In kurzen Zwischenzeiten wurden auch Brautbesuche bei Nachbarn gemacht.

Mitten in diese Dinge fiel die Bewerbung des Grafen Steinheim um Auguſten. Es wurde die gewöhnliche Bedenkzeit gefordert.

Unter diesen Dingen sprachen die Tante und der Oheim von ihrer Reise nicht mehr, und sonst redete auch niemand davon.

Dietwin begab sich auch in die Hauptstadt, und kam nach einiger Zeit wieder zurück.

Die Tante und der Oheim fuhren ein paar Male nach Weiden, um von den dortigen Dingen das Geeignete auszuwählen.

Nachdem die Bedenkzeit in Bezug auf die Werbung des Grafen Steinheim abgelaufen war, wurde an ihn und die Seinigen die bejahende Antwort eingesendet. Bald darauf kamen der Vater und die Mutter desselben zum feierlichen Besuche nach Viberau, und die Tante und der Oheim erwiederten den Besuch in Steinheim. Nach einigen Tagen war die Verlobung in Viberau.

Es kamen nun zu dem, was ohnehin vorzukehren war, noch die Vorbereitungen zu der Vermählung Auguſtens, und wurden auf das Eifrigste betrieben. Auch die Brautbesuche dieses neuen Paares wurden inzwischen auf die herkömmliche und entsprechendste Weise gemacht.

So nahte endlich der Tag, der zu der Vermählung Dietwins und Gerlints festgesetzt worden war.

Die Vermählung wurde mit jener Festlichkeit, die in dem Geschlechte derer von der Weiden gebräuchlich war, in der Kirche von Viberau vollzogen. Der greise, weißlockige Pfarrer von Viberau hielt an das Brautpaar eine Anrede, die durch seine

eigenen Thränen und durch sein Schluchzen unterbrochen wurde. Die Kirche war von Menschen gedrängt voll, und manche von denen, welche herbei geströmt waren, mußten außerhalb derselben stehen bleiben. Die Wägen der Gäste und sonstiger Besucher standen in drei Reihen fast bis zu dem Schlosse hin. Gerlint hatte an der Haftstelle ihres Schleiers die Diamanten, welche Dietwin aus der Hauptstadt gebracht hatte. Nachdem die kirchliche Feierlichkeit vorüber war, erhielt jede der Freundinen Gerlints, welche in weißen Seidenkleidern das Fest mitgefeiert hatten, ein auserlesenes Schmuckstück, die jungen Männer empfingen edle Gaben, und die Zeugen wurden mit werthvollen Erinnerungszeichen bedacht.

Der Oheim sagte: „Gott sei Dank, jetzt ist die Grenze für die Rosen gefunden, daß sie nicht das ganze Gebiet unserer Güter bedecken."

Am Nachmittage war ein Mahl, wie es seit den ältesten Zeiten in dem Geschlechte gebräuchlich gewesen ist, für die Gäste, für die Besucher, für die Dienerschaften, für das Volk.

Am nächsten Tage zog das junge Ehepaar nach Weidenbach, eine lange Reihe von Wägen fuhr mit, an allen Stellen, die nur irgend paßten, waren Empfangsfeierlichkeiten, und Dietwin und Gerlint wurden von den Verwandten, von den Freunden und von den Leuten des Gutes in ihre Wohnung geleitet.

In der Zeit, die nun nach diesen Festlichkeiten kam, fuhr an manchen Tagen ein Frachtwagen von Biberau oder von Weiden nach Weidenbach, mit Brautgütern beladen, bis das ein Ende hatte.

Nachdem auch die Zeit vorüber war, die bis zur Vermählung Augustens mit Steinheim vergehen mußte, wurde diese

Vermählung gleichfalls mit aller Pracht in der Kirche und in dem Schlosse von Biberau vollzogen und gefeiert. Als das Fest geendigt war, begab sich das Ehepaar nach Steinheim.

Nun begannen die Geschäfte wegen der Übertragung des Eigenthums von Biberau und Weiden an Dietwin und Gerlint. Die Übertragung erfolgte bald; aber der Rest des Herbstes und der Winter wurden in diesen Schlössern noch in der alten Weise zugebracht. Als im Frühlinge die Geburtstagsfeier der Tante und des Oheims vorüber war, begann allmälig die Übersiedlung. Nach derselben wohnte der Oheim in dem Schlosse Weidenholz, die Tante in dem Schlosse Bergen. Dietwin und Gerlint wohnten in Weidenbach. Und zwischen allen diesen und denen in Steinheim begann ein sehr freundlicher und herzlicher Verkehr, und die Tante sagt jetzt öfter als je: „Die Ehen werden in dem Himmel geschlossen."

Der Kuss von Sentac.

In einem Waldwinkel liegen drei seltsame Häuser oder Schlösser.

Das eine Haus liegt an dem Abhange eines Berges. Es ist aus einem röthlichen Steine erbaut, der hie und da eine sanfte Rosenfarbe hat, an den Ecken stehen große, runde Thürme, und die Fenster und Thore haben den Rundbogen und sind mit einem schneeweißen Steine eingefaßt. Von dem Hause geht ein Garten nieder, der allerlei Bauwerk hat und in einer Art Verwüstung ist. Unterhalb des Gartens spaltet sich der Hauptberg in zwei Nebenberge, gleichsam zwei grüne Kissen, die gegen das Thal hinabgehen. Und auf der Wölbung dieser Kissen liegen die zwei anderen Häuser. Sie sind genau wie das obere gebaut, nur kleiner, und das eine ist ganz aus dem weißen Steine, das andere ganz aus dem rothen.

Diese drei Häuser heißen die Sentze. Das weiße heißt die weiße Sentze, das rothe die rothe Sentze, und das obere die gestreifte Sentze. Sonst sind keine Häuser vorhanden. Rückwärts geht der Waldhang empor, vorwärts senken sich die Bühel vollends hinab, zwischen ihnen und an ihren Seiten rauschen Bäche in die Tiefe, und unten ist das Thal mit Gebüsch erfüllt. Weiter draußen links, wenn man von den Sentzen kommt, beginnen die Häuser von Wermelin, das der Volksmund Werblin nennt.

Von der alten Zeit sind die Nachrichten über die Häuser spärlich. Ein Mann soll einmal, da noch der wilde Wald war, die alte Burg gebaut haben. Er hatte zwei Söhne, die in beständigem Hader lebten. Da sagte er einmal: „Durch einen Kuß hat Judas den Heiland verrathen, und das ist die schlechteste That gewesen, die auf der Erde verübt worden ist. Ihr solltet euch einmal küssen, und von da an sollte keiner dem andern ein Leid thun, weil sonst noch ein Judaskuß auf der Welt wäre."

Die Brüder küßten sich zu einer guten Zeit und hatten dann eine solche Furcht vor dem Judaskusse, daß sie fortan nicht mehr haderten, ja sich oft zu der nämlichen guten Handlung vereinigten. Die Sache wurde in dem Geschlechte der Sentze forterzählt, da es unter den Nachkommen manche Streitbare gab, sie wurde wiederholt, sie wurde endlich bräuchlich und zuletzt gar eine Satzung. Die Streitenden konnten den Kuß verweigern, dazu hatten sie das Recht; hatten sie ihn aber einmal gegeben, dann mußten sie Frieden halten. Man hat später die Veranlassungen zu dem Kusse aufgeschrieben, und wenn wieder solche kamen, hat man das Aufgeschriebene vorgelesen, oder zu lesen gegeben. Es sind keine Nachrichten vorhanden, ob einmal einer von Sentze die Verpflichtung aus dem Kusse gebrochen hat.

Im Laufe der Zeiten war einmal nur ein Vater mit zwei Söhnen von dem Geschlechte übrig. Die Söhne waren uneinig; sie gaben sich aber den Gewährkuß, und als der Vater gestorben war, wollte keiner der Söhne die Burg bewohnen, um den andern nicht zu beleidigen. Der eine baute sich die rothe Burg, nach dem Vorbilde der rothen Farbe des alten Hauses, und der andere die weiße nach dem Vorbilde der weißen Einfassung. Das alte Haus aber besaßen sie gemeinschaftlich. In einer anderen

Zeit war nun ein Junker von einem Zweige des Stammes vorhanden, und ein Fräulein von einem andern Zweige. Sie gaben sich den Kuß, haßten sich dann nicht, ehelichten sich sogar, lebten in sehr großer Liebe, und von ihnen kommen wieder zahlreiche Sentze, die sich in zahlreiche Zweige vertheilten. Weil nun der Kuß nicht blos den Streit verhindern, sondern auch Liebe erzeugen konnte, so theilten ihn die Sentze in zwei Arten ein. Den Liebeskuß nannten sie den Kuß der ersten Art, oder schlechtweg den ersten Kuß, den Friedenskuß nannten sie den Kuß der zweiten Art, oder schlechtweg den zweiten Kuß. Die Sentze behaupteten, sie stammen von dem uralten Geschlechte der Palsentze, oder sie seien eigentlich dieses Geschlecht selber, und jener Huoch de Palsentze, welcher am 24. April des Jahres 1109 den Stiftbrief des Klosters Seitenstätten als Zeuge unterschrieben hat, sei einer ihrer Vorfahrer gewesen, ja dieser Huoch sei der nämliche gewesen, der als Huoch de Palsentze zugleich mit seinem Bruder Roudpret im Jahre 1110 eine Schenkung des edlen Mannes Rapoto de Mopsilischirchen an das Hochstift Passau unterschrieben hat, und diese Brüder seien jene Brüder gewesen, welche zum erstenmale den Kuß von Sentze gegeben haben. Später sei durch Mißbrauch des Wortes der Name Palsentze zu Sentze verstümmelt worden, was wieder geordnet werden müsse. Wie dem auch sei, eines ist richtig: in dem Geschlechte der Sentze kommen die Namen Huoch, Rupert, Walchon, Erkambert, Itha, Hiltiburg, Azela, wie sie bei den alten Palsentzen gewesen waren, immer wieder vor, was aus den zahlreichen Schriften zu ersehen ist, die sich in den drei Häusern bis auf unsere Zeit angesammelt haben. Die Sentze sind wohlhabend gewesen oder geworden. Sie besitzen jetzt außer den drei Häusern mit den zu ihnen gehörigen Ländereien noch andere

Güter, die ſie durch Kauf oder Tauſch oder auf andere Weiſe erworben und mannigfaltig verändert haben. Sie lebten in neuerer Zeit bald in den Stammburgen, bald in andern Schlöſſern, oft in einer angenehmen Stadt, oft auf Reiſen.

Wir theilen aus der letzten Schrift des weißen Hauſes Folgendes mit:

Am dreizehnten Tage des Monates April des Jahres 1846 hatte ich meinen fünfundzwanzigſten Geburtstag, den Tag meiner Mündigwerdung. Ich kleidete mich am Morgen in meinem Schlafzimmer ſorgfältig an und ging in mein Wohnzimmer. Der mit Laubwerk eingelegte Tiſch war in der Nacht ohne mein Wiſſen mit einem braunen Sammettuche überlegt worden. Auf dem Sammet lagen ſehr ſchön gebundene Bücher. Sie waren eine Sammlung aller altdeutſchen Dichtungen. Joſeph kam herein und ſagte, der Vater laſſe mich zum Frühmahle bitten. Ich ging in die Stube des Vaters. Er war feſtlich gekleidet. Er ſtand auf, da ich eintrat, ging mir entgegen und küßte mich auf die Stirne. Seine Augen waren feucht geworden. Ich trocknete mir die meinigen und küßte ſeine rechte Hand. Dann nahmen wir das Frühmahl ein, während dem wir faſt immer ſchwiegen. Nach demſelben ſagte der Vater: „Komme um zehn Uhr, wenn es zu dieſer Zeit möglich iſt, in das Empfangzimmer, ich möchte Einiges mit dir ſprechen.“

Ich antwortete: „Ich werde kommen.“

Darauf trennten wir uns.

Um zehn Uhr ging ich in das Empfangzimmer. Von den Geräthen waren die Überzüge und Decken weggenommen, und ſie ſtanden in ihrer Urſprünglichkeit da. Der Vater kam gleich nach mir herein. Er ſetzte ſich in den großen Prunkſeſſel und wies mir einen andern an. Da wir ſaßen, ſprach er: „Du biſt heute

fünfundzwanzig Jahre alt, und nach dem Brauche unseres Hauses mündig geworden. Du hast dich gegen diese Zahl der Jahre nicht gesträubt, die in den Gesetzen nicht begründet ist. Wenn wir die Feier des heutigen Tages beendiget haben, werde ich dir die Habe, über die du jetzt schon gebieten kannst, einhändigen und dir die Rechnungen übergeben, die ich als dein Vormund geführt habe. Jetzt muß ich ein anderes Wort mit dir sprechen. Seit Walchon und ich das nämliche, schöne Fräulein zu ehelichen gewünscht, seit wir uns den Friedenskuß gegeben und ihn so gehalten haben, daß keiner mehr das schöne Fräulein begehrte, seit wir unsere Gattinnen in das Grab gelegt haben, ist oft der gleiche Spruch über unsere Lippen gegangen: „Wie einst nur mehr ein Jüngling und eine Jungfrau aus unserem Geschlechte übrig gewesen waren, wie sie sich geehelicht haben und eine Blüthe des Stammes daraus hervorgegangen ist, so sind nun unsere zwei Kinder die letzten des Stammes; wenn es doch wieder würde wie damals, und noch einmal eine Blüthe emporkeimte. Mein Sohn, ich bitte dich, gehe in diesem Jahre zu der Base Laran nach Wien und besuche Hiltiburg. Ihr seid als Kinder recht gut mit einander gewesen, vielleicht seid ihr es jetzt nach langer Trennung wieder, vielleicht werdet ihr es noch mehr und es erfolgt eine Eheverbindung, was der schönste Wunsch eurer Väter ist. Dann besuche einmal Walchon. Er ist in der grauen Sentze und betreibt seine Lieblingswissenschaft, die der Moose. Das ist, um was ich dich bitten wollte."

Der Vater hatte seine Rede geendigt, und ich antwortete: „Ich werde gerne zu Hiltiburg und gerne zu ihrem Vater gehen. Wenn Hiltiburg und ich uns gut sind, wenn wir uns noch mehr gut werden, wenn aber jene Neigung nicht entsteht, die zu einer

Ehe nothwendig ist, wirst du und Waldhon dann noch die Verbindung wünschen?"

„Nein, mein Sohn," sagte der Vater, „das wäre das Judaethum, das in unserem Stamme so verhaßt ist. Wenn es wird, wie du sagst, dann bleibt liebe Verwandte und sucht euch Herzgespielen nach eurer Art, es werde daraus, was will. So würde auch deine Mutter denken, wenn sie noch lebte."

Nach diesen Worten sprachen wir noch von verschiedenen unbedeutenderen Dingen und trennten uns dann.

Ich aber trug die Worte des Vaters mehrere Tage mit mir in Gedanken herum. Dann schrieb ich an Hiltiburg: „Geehrtes Fräulein, liebe Base! Ich werde Dich in dem Winter, der da kommen wird, in Wien besuchen. Unsere Väter wünschen, daß wir eine Neigung zu einander fassen, aus welcher eine Eheverbindung wird. Wenn ich die Neigung fassen kann, wenn Du auch zu mir diese Neigung zu fassen vermagst, so werde ich sehr erfreut sein. Denke Dir aber nicht, daß ich in dem Sinne nach Wien komme, Dich durchaus heiraten zu wollen, Du hast die Freiheit, wie wenn ich Dir fremd wäre und Du nie etwas von mir gehört hättest. Ich schreibe Dir dieses, daß zwischen uns völlige Klarheit sei. Im Sonstigen bin ich Dein zugeneigter kleiner Rupert, der aber jetzt ein großer geworden ist."

Nach sieben Tagen erhielt ich die Antwort: „Kleiner, guter Rupert! Es ist bei mir immer die Klarheit, daß ich nach meinem Erkennen thue. Es wäre Dein Brief nicht nöthig gewesen. Er freut mich aber. Du hast eine sehr schöne Handschrift bekommen. Ich erwarte Deine Ankunft und bin im Übrigen Deine zugeneigte kleine Hiltiburg, die jetzt auch eine große geworden ist."

Ich legte den Brief in die Schublade.

Darnach verging der Sommer und der Herbst.

Am zwölften Tage des Monates Dezember verließ ich unsere Wohnung in der Stadt Nürnberg und reiste nach Wien.

Ich ging dort in das Haus, in welchem die Base Laran wohnte, bei der Hiltiburg war. Die Base sagte zu mir: „Sei gegrüßt, mein Vetter. Es freut uns, daß du gekommen bist, uns zu besuchen. Bleibe nur recht lange bei uns. Es ist auch recht schön, daß du gerade heute gekommen bist, morgen haben wir ein kleines Abendfest bei uns, zu welchem ich dich lade. Du wirst doch kommen?"

„Ich werde kommen," sagte ich.

Dann schellte sie mit einer Glocke nach einer Magd und verlangte, daß sie die Kinder rufe.

Die Magd entfernte sich, und nach einer Weile traten die Töchter der Base, Mathilt und Ada, in das Zimmer.

Sie waren sehr schöne Mädchen geworden. Mathilt hatte ein rosiges Angesicht, ungewöhnlich große, braune, schimmernde Augen und sehr feine, braune Haare. Ada hatte noch feinere blonde Haare, ein zarteres Angesicht und eben so große, aber sanfte, blaue Augen.

Die Mädchen reichten mir die Hände, wir begrüßten uns, wir sprachen unsere Freude aus, daß wir uns nach manchen Jahren wieder sehen und redeten von uns zunächst gelegenen Dingen.

Dann fragte ich nach Hiltiburg.

Die Base sagte: „Als ich die Kinder verlangte, war auch Hiltiburg einbegriffen. Ich werde aber noch einmal nach ihr senden."

Sie sendete die Magd, und es kam die Antwort zurück: „Ich habe am heutigen Morgen gesagt, daß ich mich zu dem Feste vorbereite, und daß ich den ganzen Tag Niemanden empfangen werde; was ich gesagt habe, muß ich halten. Den kleinen Vetter werde ich morgen sehen."

Ich ging also an diesem Tage in meine Wohnung zurück, ohne Hiltiburg erblickt zu haben.

Am Abende des nächsten Tages ging ich später zu dem Feste der Base, als man gewöhnlich zu thun pflegt. Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr, welche meine Verspätung veranlaßte. Da ich von dem Kleiderzimmer in das anstoßende Gemach trat, stand in demselben unter mehreren Menschen ein Mädchen, das auffälliger Weise ein schwarzes Seidenkleid an hatte. Von dem Kleide stand an dem Halse eine kleine weiße Krause empor. In den dunkeln Haaren war gar kein Schmuck, an der Brust aber glänzte ein vorzüglicher Diamant. Die Augen des Mädchens waren sehr groß und glänzten noch mehr als der Diamant. Sie mochten, wie die Beleuchtung zeigte, braun sein. Die Haare waren dunkelbraun. Das Angesicht war so schön, wie ich nie ein schöneres in meinem Leben gesehen habe, und die Gestalt war fast noch schöner als das Angesicht. Das Mädchen sah mich an. Es war Hiltiburg. Obwohl ich sie, da sie noch ein Kind war, zum letztenmale gesehen hatte, erkannte ich sie gleich.

Ich sprach nichts.

Hiltiburg aber sagte zu mir: „Sei mir gegrüßt, mein kleiner Vetter und Bräutigam, lebe nun neben mir, und siehe, wie es mit uns wird."

„Sei gegrüßt, Hiltiburg," sagte ich.

Die Basen Mathilt und Ada kamen herzu. Die Mädchen

waren gleich den andern zum Feste gekleidet. Mathilt hatte zu ihren braunen Haaren ein blaßblaues Kleid mit dem weißen Durchschimmer eines Überkleides, und Ada hatte zu ihrem Blond ein schwach rosenrothes Kleid mit weißem Übergewande. Die Base und die Mädchen begrüßten mich herzlich. Sie nannten gleich meinen Namen mehreren Männern und Frauen, die herumstanden, und riefen andere herzu, denen sie mich vorstellten.

Dann wurde ich in den Festsaal geführt.

Es war ein großes Zimmer mit grauen Wänden, die in dem Lichte zahlreicher Kerzen schimmerten. In einer Ecke stand ein Klavier, an dem ein Mann saß, unter dessen Händen die Töne in den Saal strömten. Junge Mädchen und Männer führten Tänze auf, die ruhiger und vielleicht auch lieblicher waren, als man sie jetzt sieht. Die Mädchen waren entweder weiß oder farbig gekleidet. Die weißen hatten ein farbiges, die farbigen ein weißes Übergewand. Sie waren mit Blumen, Schleifen, selbst auch Juwelen geschmückt. Die Männer waren alle im schwarzen Anzuge. Es waren schöne Mädchen da, es waren sehr schöne Mädchen da, es waren außerordentlich schöne Mädchen da. Als aber Hiltiburg in den Saal trat, sah man, daß von dem schönsten Mädchen zu ihr noch ein hoher Abstand emporging. Unter den jungen Männern waren feine Gestalten und manche einnehmende Gesichtszüge. An den Wänden des Zimmers saßen Mütter, Basen, ältere Schwestern oder Andere aus dem weiblichen Geschlechte herum und sahen dem Tanze zu. Ich that es auch eine Weile, wurde aber dann von meiner Base und Andern in das Vergnügen hineingezogen.

Hiltiburg tanzte nicht. Sie hatte das durch die Wahl des schwarzen Kleides erklärt, und wer es nicht verstand, dem sagte

ſie es. Man wußte den Grund nicht, und ſie gab keinen an. Sie ſaß in einer Ecke in einem rothen Seſſel und ſah die Dinge vor ſich.

Ich ging nun auch in die andern Zimmer. Neben dem Tanzſaale war ein Gemach zu Geſprächen. Ich redete dort mit einigen Anweſenden und ging dann weiter. In dem nächſten Gemache waren grüne Tiſche, an denen Männer ſaßen und mit Karten ſpielten. Dann war der Speiſeſaal, in welchem gedeckt war, um zu einer gewiſſen Stunde ein Abendeſſen einzunehmen.

Hierauf ging ich wieder in den Tanzſaal zurück.

Ich beſchäftigte mich jetzt auch mit Hiltiburg.

Viele Männer, jüngere und ältere, waren um ſie und brachten ihr Huldigungen dar. Sie ſah mit den großen Augen auf ſie und ſprach mit ihnen. Ich konnte aber nicht erkennen, daß ſie einem von ihnen einen Vorzug gab. Ich redete auch mit ihr, aber kurz. Ich hielt mich überhaupt an dieſem Feſte ziemlich ferne von ihr, damit ſie nicht glaube, daß ich Rechte geltend machen wolle.

Nach Mitternacht war das Eſſen, dann waren noch einige Tänze, dann war das Feſt aus, und ich verfügte mich in meine Wohnung.

Von dem Tage an entwickelte ſich zwiſchen mir und dem Hauſe der Baſe Laran ein Verkehr, wie er bei Verwandten gebräuchlich iſt. Ich miethete mir, um der Unruhe eines Gaſthofes zu entgehen, zwei freundliche Zimmer in einem gewöhnlichen Wohnhauſe, und ging von dort, zwar nicht alle Tage, aber ſo oft zur Baſe, als es ſich ſchicken wollte. Ich lernte bei ihr Menſchen kennen; denn ſie verſammelte gerne zu Zeiten größere oder kleinere Kreiſe um ſich, und Freunde und Freundin-

nen des Hauses gingen stets ab und zu. Ich wurde auch zu andern Menschen eingeführt, und wir machten gelegentlich mancherlei Besuche. Sonst beschäftigte ich mich in meinem Zimmer, oder suchte mich über das Wesen der Hauptstadt besser zu unterrichten, als es mir bei früheren Aufenthalten möglich gewesen war, oder ging mit einigen Männern um, mit denen ich mich zusammen gefunden hatte.

In Wien war damals ein großer Aufwand und ein Prunk in Wohnungen, Geräthen und Kleidern, obwohl er gegen das, was jetzt ist, bescheiden genannt werden konnte. Aber alle übertraf in diesen Dingen die Muhme Hiltiburg. Was ich bei der Base Laran, oder bei andern Menschen, oder auf den Straßen und Plätzen der Stadt, oder an öffentlichen Orten, oder bei Festen, oder bei feierlichen Aufzügen, oder sonstigen Gelegenheiten sah, blieb weit hinter dem zurück, was ich an der Muhme Hiltiburg erblickte. Wie schon bei dem Tanzfeste der Base Laran ihr Kleid, wenn es auch nur von schwarzer Seide war, doch alle andern an Schwere, Pracht und Fülle übertraf, und wie ihr Diamant der schönste war, so überglänzte sie fortan Alles durch ihre äußere Erscheinung. Die Stoffe ihrer Kleider waren stets sehr kostbar, und der Schnitt und die Anordnung derselben war in der hervorragendsten Weise des eben herrschenden Gebrauches. An Gold- und Edelsteinen hatte sie einen großen Wechsel. Sie zog fast jeden Tag ein anderes Kleid an, und an einem Tage wechselte sie oft mehrmals. Wenn sie ausging oder in dem Wagen der Base Laran fuhr, was ihr diese gerne gestattete, so blieben die Leute stehen und sahen ihr nach. In ihren Zimmern waren die Wände des einen mit rother, die des andern mit blauer Seide überzogen. Die Geräthe waren von schwerem Sammt. Es war

auch eine Harfe da, ich habe sie aber nie darauf spielen gehört. In einem Kasten hatte sie hinter Vorhängen Bücher, von denen man sagte, daß sie in ihnen lese, sie zeigte aber nie eines. Die Base Laran ließ ihr ihren Willen. Viele junge Männer brachten ihr tiefe Aufmerksamkeiten dar, und suchten ihre Neigung zu gewinnen: aber ihr Blick war stets ruhig, ja fast kalt.

Ich sprach zu verschiedenen Zeiten gegen die Hoffart und ihre Folgen.

Eines Tages aber redete ich geradezu über diese Dinge mit Hiltiburg und tadelte ihre Lebensweise.

Sie antwortete: „Vetter, ich handle nach meinem Willen, wie ihr alle thut. Mein Vater ist in fremden Ländern gewesen, ich bald an diesem, bald an jenem Orte, bis ich zu den jetzigen guten Leuten kam. Du hast mich in meiner Kindheit gesehen, und dann nicht mehr. Und die sich zu ihrem Vergnügen an mich drängen, mögen daran ihr Vergnügen haben."

Ich sagte von nun an nichts mehr: aber ich konnte mein Gefühl nicht unterdrücken, es kam etwas wie Verachtung gegen Hiltiburg in meine Seele.

Ich wäre gerne von Wien fortgereist: aber des Vaters willen blieb ich da.

Von der Base Laran wurde ich recht liebreich behandelt. Die einsame, alternde Frau war mir wie eine Mutter. Mathilt, um die sich der junge Herr von Helden bewarb, für den sie sich aber noch nicht entschieden zu haben schien, war freundlich und traulich gegen mich, und Ada sah mich mit den großen, unschuldigen, blauen Augen oft recht fromm an. Auch an Hiltiburg bemerkte ich, daß sie zuweilen nach mir sah, aber in ihren Augen leuchtete etwas wie Haß.

Ich schrieb endlich meinem Vater die Lage der Dinge, und er antwortete, daß er mich in meinen Handlungen nicht beirren wolle.

Ich blieb auch noch den folgenden Winter in Wien.

Da kamen im Monate März die Unruhen, die damals durch halb Europa gingen.

Die Base Laran beschloß, die Stadt zu verlassen, und mit ihren Töchtern und mit Hiltiburg auf ihr Gut am Steine zu gehen.

Sie lud mich ein, sie dort zu besuchen.

Ich antwortete: „Ich muß in den Begebenheiten, die da kommen werden, handeln, gedenke aber doch eine Zeit zu finden, einen Besuch in dem Steinschlosse zu machen."

Die Base zog mit den Ihrigen bald fort.

Ich ging nach einiger Zeit zu meinem Vater in die weiße Sentze, in die er zurückgekehrt war.

Dann wollte ich auf kurze Zeit mein Wort lösen, und ging in das Schloß am Steine.

Die Base hatte sich in dem alten, weitläufigen Gebäude eingerichtet. Ich fand einen Verwalter mit Amtsleuten da, und einen Forstmeister mit Forstgehilfen. Diese Männer besorgten die Angelegenheiten des Gutes. Sie gingen auch sonst in Allem, was die Zeitläufe fordern mochten, der Base mit Rath und That an die Hand. Der Verwalter hatte eine sehr angenehme, wohlgebildete Frau und zwei Töchter von großer Schönheit. Die Gattin des Forstmeisters war von einnehmendem Wesen, und ihre Tochter fast so schön wie die Töchter des Verwalters. Diese Leute versammelten sich fast alle Abende mit der Base und den Ihrigen in dem Saale des Schlosses. Da waren denn nun die

Ereigniſſe der Zeit beinahe immer der ausſchließliche Gegenſtand der Geſpräche. Man verhandelte eifrig hin und wieder.

Eines Tages, da man ſehr angelegentlich geredet hatte, ſagte ich: „Die Freiheit als die Macht, unbeirrt von jeder Gewalt, das Höchſte der Menſchheit zu entwickeln, iſt das größte äußere Gut des Menſchen. Der rechte Menſch iſt frei von den Gelüſten und Laſtern ſeines Herzens, und ſchafft ſich Raum für dieſe Freiheit, oder lebt nicht mehr. Wer ſo nicht frei iſt, kann es anders nicht ſein. Das Andere iſt die Freiheit des Thieres, das nach ſeinen Trieben thut. Ich hoffe, daß bei uns Männer ſind, dieſe Freiheit zu fördern, und ihr einen Weg in das Staatsleben zu bahnen, daß ſie in ihrer Schönheit erblühe. Wie lange es bis dahin dauern wird, weiß ich nicht. Die meiſten derer, die jetzt nach Freiheit rufen, ſind noch in den Banden ihrer Gier nach Herrlichkeit, Nutzen und Gewalt, und ſind gegen die Unterdrückung Unterdrücker, wie der Dichter vor Langem geſagt hat: „Um den Vortheil der Herrſchaft ſtritt ein verderbtes Geſchlecht, nicht würdig, das Gute zu ſchaffen“. Bei uns thut es noth, daß das Reich nicht wanke, und wenn es feſt ſteht, dann mögen in ihm die rechten Männer den Pfad der Freiheit ſuchen, und wir vorerſt dazu die rechten Männer finden. Weil ich aber in den Rath nicht tauge, gehe ich zu dem Feldherrn, der jetzt das Reich vertritt, und diene ihm. Ich werde ohne Abſchied von hier fortgehen, und einmal nach einer finſteren Nacht nicht mehr da ſein. Der Herr Verwalter wird zum Öffnen des Pförtchens die Stunde wiſſen und ſie nicht verrathen.“

„Nein, nein, das darf nicht ſein,“ rief die Baſe, „du mußt Lebewohl ſagen.“

„Das führt zu Weitläufigkeiten oder Rührungen und Stö-

rungen," ſagte ich, „ſo etwas muß friſch gethan ſein, und einmal komme ich, und ſage: ich bin da. Endlich kann mich zu einem Abſchiede Niemand zwingen, wenn ich keinen nehme."

Man ſtritt noch mit halbem Willen fort, und gab es mit halbem Willen zu.

Dann kam das Geſpräch erſt recht auf meine Worte, und wurde mit Lebendigkeit über Freiheit, Staatswohl, Volksvertretung, Regierungsart und derlei Dinge geführt. Alle betheiligten ſich daran, nur Hittiburg nicht.

Wir gingen ſpät in der Nacht auseinander.

Ich machte nun bald Anſtalten zur Abreiſe.

Ich ſagte am Abende vor der dazu beſtimmten Nacht dem Verwalter die Stunde, in der er mir die Pforte offen halten ſollte. Chriſtoph trug zu dieſer Stunde meinen Mantelſack hinab, um ihn auf das Bauerwägelchen zu laden, das ich vor das Schloß beſtellt hatte. Ich folgte ihm dann. Ich ging mit unhörbaren Schritten, daß ich Niemand erwecke, über den finſtern Gang. Da ſtreifte etwas an mich, wie ein Frauenkleid, zwei weibliche Arme umſchlangen mich, und plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meinen Lippen. Dieſer Kuß war ſo ſüß und glühend, daß mein ganzes Leben dadurch erſchüttert wurde. Die Geſtalt wich in die Finſterniß zurück, ich wußte nicht, wie mir war, und eilte auf dem Gange fort, über die Treppe hinab, durch das geöffnete Pförtchen hinaus, auf dem Wagen zur Poſt, auf dem Poſtwagen in der Richtung nach meinem Reiſeziele dahin, und konnte den Kuß nicht aus dem Haupte bringen. Ich bin ſpäter bei Wachtfeuern geweſen, auf der Vorwacht in der Finſterniß der Nacht, auf wüſten Lagerplätzen, in Regenſturm und Sonnenbrand, in ſchlechten Hütten und in ſchönen

Schlössern, und immer erinnerte ich mich des Kusses und dachte, welches der Mädchen mußte das Ungewöhnliche gethan haben. Das erkannte ich, daß der Kuß ein Geheimniß sein sollte, ich forschte nicht und sagte keinem Menschen ein Wort davon.

Der alte Feldherr hatte mich sehr freundlich aufgenommen und mich zu seinen Männern eingetheilt. Ich fand alte Bekannte und erwarb neue, und Kameradschaft und Freundschaft erneuerte sich und gründete sich. Was auch Einer für eine Muttersprache redete, wir fragten nicht darnach, deutsch konnte ein Jeder, und in der deutschen Sprache, gut oder schlecht, selten nach der Schrift, sondern meist nach der Landessitte des Einzelnen, plauderten wir und schlossen den Bund, in Noth und Tod mit einander zu gehen. In den Gefilden, die ich einmal, da sie ruhig und blühend waren, durchwandert hatte, war nun der Krieg und mancherlei Elend und Verwirrung. Aber für uns kamen immer günstigere Tage. Wir gingen vorwärts und vorwärts, der Ehrenglanz der Waffen wuchs, eine That gelang, die zweite wurde gewagt, und nach vielerlei Ereignissen und mancher Unterbrechung kam der letzte Sieg, der den Frieden brachte.

Meine Absicht war nun zunächst erreicht, ich verabschiedete mich auf Zeit und Wiederbedarf, ließ ein Stück meines Herzens bei den Freunden und trug das andere über die Alpen in die Heimat zurück.

Ich ging nicht in das Steinschloß, obwohl es in meiner Richtung lag, sondern zu meinem Vater in die weiße Sennte.

Er begrüßte mich sehr liebevoll und sprach in der ersten Zeit gar nicht über die Vergangenheit.

Ich fand ihn in voller Arbeit. Er vergrößerte den Garten, er verbesserte das Waldland und die entfernten Meierhöfe, er

unterstützte die Bewohner der Gegend, suchte gute Volksbücher zu verbreiten und ordnete und reinigte das Schloß. Dem Allem gegenüber war es mir ein unangenehmer Anblick, daß die rothe Sentze so verfiel.

Als ich mich eingerichtet hatte und meinem Vater in Manchem beistand, sagte er einmal: „Wir müssen doch über das Geschehene reden. Wie wir beschlossen haben, hast du die Sache ausgeführt. Ich danke zuerst Gott, daß er dich wohlbehalten zurückgebracht hat, dann danke ich ihm, daß wir an der That haben mitwirken können. Die an festem Besitze und an Ausbildung hervorragen, müssen Säulen des rechtlichen Bestandes sein, je nach den Kräften, Einige weniger, Andere mehr. Wir von Palsentze mehr. Wie wir schon an Macht bedeutender sind, und diese Macht auf Vereinbarungen, Ausgleichungen und Zusagen ruht, so haben wir die Gewähr des Palsentzekusses, die die Heiligkeit des gegebenen Wortes noch mehr erhärtet. Und in dem gegebenen Worte und dem daraus entsprungenen Rechte liegt die Möglichkeit menschlichen Besitzes und menschlicher Reiche. Wenn ein Reich nehmen dürfte, was ihm gut ist, dürfte es Jeder und Keiner wüßte, ob das Kleinste sein ist, und wir wären im Thierstande. Verbessert soll immer werden, aber in Vereinbarung Aller, wo zu verbessern ist. So wirst du auch einmal im Rathe wirken, wenn du berufen werden wirst."

„Ich werde es thun," antwortete ich, „wenn ich die Gaben habe."

„Und das Übrige, was wir in unserem Stamme gewünscht haben," sprach er weiter, „lassen wir ruhen. Du wirst anders glücklich sein, wie ich mit deiner Mutter glücklich gewesen bin, wenn ich auch nicht ursprünglich mein Augenmerk auf sie gerichtet

hatte. Wenn du gewählt haben wirſt, wirſt du mir es ſagen. Oder haſt du gewählt?"

„Ich habe nicht gewählt, mein Vater," antwortete ich, „und werde wohl in kurzer Zeit auch noch nicht wählen."

„Wie du das für gut hältſt, mein Sohn," ſagte er, „obwohl ich gerne vor dem Schließen meiner Augen noch das Fortblühen unſeres Geſchlechtes geſehen hätte, und mir auch die Liebe einer kleinen Nachkommenſchaft wohl gethan hätte."

„Du blüheſt ja ſelber noch, Vater," ſagte ich, „und wirſt blühen, wenn das eingetreten iſt, was du jetzt wünſcheſt."

„Das ſteht in Gottes Hand," erwiederte er, „es kann ſein, daß es ſo iſt, es kann ſein, daß es auch nicht ſo iſt. Erwarten wir, was er ſendet. Und zum Letzten, mein Sohn, daß ich auch davon rede — da es zwiſchen Hiltiburg und dir ſo geworden iſt, wie es iſt, ſo wird es nothwendig ſein, daß ihr euch, damit nicht Haß und Feindſchaft entſtehe, den Friedenskuß unſeres Stammes gebet. Hiltiburg wird dann ihr Wort halten."

„Ich gebe gerne dieſes Pfand," ſagte ich, „und werde unverbrüchlich darnach handeln."

„Ich weiß es, und ſo wäre das abgethan," entgegnete er, „dein Beſuch bei Walchon iſt durch deinen Feldzug ſehr hinausgeſchoben worden."

„Er wird mir nicht zürnen," antwortete ich.

„Er iſt mit Allem einverſtanden, was geſchehen iſt," ſagte der Vater.

Und ſo endete dieſes Geſpräch.

Einige Zeit darnach trat ich die Reiſe zu dem Vetter Walchon an.

Ich fuhr in einem Wagen bis an den bairiſchen Wald.

Dort nahm ich einen Führer, der mein Ränzlein trug, und ging auf einem Pfade über die Waſſerſcheide. Jenſeits derſelben ſchickte ich in dem Orte Sonnberg den Führer zurück, ließ mein Ränzlein da, und ſagte, daß es abgeholt werden würde. Ich wollte allein zu dem Vetter kommen. Ich ging aus der Vertiefung gegen die Höhen empor und gelangte endlich in ein Gehege, auf dem ein Trümmerwerk von grauen Granitſteinen begann, zwiſchen denen hie und da eine Krüppelföhre ſtand, bis zuletzt ungeheure, häuſergroße Granitblöcke lagen und ſich rückwärts zu einem Giebel emporthürmten, hinter dem erſt wieder der Wald hinan ſtieg. In ihm ſtanden die ſchönen Bäume, die gerne auf einem ſolchen Boden gedeihen: Tannen, Fichten, Föhren, Buchen, Ahorne, Birken. Mitten in dem Steingetrümmer ſtand ein Haus. Es war aus Holz gezimmert und hatte ein flaches Dach, auf welchem wieder graue Steine lagen. Es mochten durch lange Zeit Regen und Sonnenſchein darauf niedergegangen ſein, denn ſein Holz war ebenfalls grau geworden. Um das Haus war in einiger Entfernung ein Zaun aus Föhrenknitteln. Ich ging auf einem Pfade, der kaum merklich kennbar war, gegen den Zaun und das Haus. Ich ging durch das offene Thürchen des Zaunes hinein. Da kam mir Wilhelm entgegen, der ſehr alt geworden [illegible] und ſagte: „Seid ihr doch der Vetter Rupert?“

„Ich bin es, und du biſt Wilhelm,“ antwortete ich.

„Ja,“ ſagte er, „und ſeid gegrüßt, ihr müßt warten, der Herr wird erſt in einer Stunde kommen.“

„Ich werde warten,“ entgegnete ich, „ſei mir auch du gegrüßt, Wilhelm.“

„Was die Zeit vergeht,“ ſagte Wilhelm, „und ich habe Geſchäfte, ſetzt euch nur in dem Hauſe auf einen Stuhl.“

„Thue deine Geschäfte," antwortete ich, „gehe in das Haus, ich werde hier im Freien warten."

„Nun, so thut, wie ihr wollt," sagte er.

Nach diesen Worten ging er in das Haus; ich aber setzte mich in ein Stück Schatten, das von dem Überdache auf die Bank vor dem Hause herabfiel.

Nach einer Stunde, da die Strahlen der heißen Mittagsonne in die grauen Steine niedersanken, kam der Vetter langsam gegen das Haus und gegen mich. Er hatte einen Rock an, der so grau war, wie die Steine. Er hatte ein Beinkleid von derselben Farbe und an den Füßen starke Stiefel. Auf dem Haupte trug er einen grauen Hut mit einem schwarzen Bande, und um die Schultern hatte er an einem Riemen ein flaches, viereckiges Fach, das mit braunem Leder überzogen war. Er hatte eine Gestalt, wie ich sie noch an seinem Vater und an meinem Großvater gesehen hatte. Sein alterndes, bräunliches Angesicht mit dem grauen Stutzbarte war fast so schön, wie bei meinem Vater. Hinter ihm ging ein gelblich-weißer Wolfshund von ungewöhnlicher Größe. Ich stand auf; er aber sagte, da er bei mir war: „So besuchst du mich in meiner Waldburg. Sie ist aus Holz, wie die des alten Königs Ezel, nur ist sie kleiner und steht nicht auf einer grauen Haide, wie die seinige, sondern unter diesen grauen Steinen. Gehe herein."

Er beschwichtigte den Hund, der einige Mißtöne gegen mich gab, und wies mit der Hand gegen die Thür. Ich ging durch dieselbe ein, er folgte mir und führte mich dann in eine Art Saal, dessen Wände mit röthlichem Leder überzogen waren, auf welchen in Metallrahmen Bilder seiner Vorfahren hingen. Sie waren offenbar Nachbilder. Sonst hingen noch Waffen von der

älteſten Zeit bis in die neue da. Die Geräthe waren mit dem Leder der Wände überzogen. An den Fenſtern waren ſeidene Vorhänge von der gleichen röthlichen Farbe zurückgeſchlagen, und die nämliche Seide bedeckte den Tiſch, der mitten in dem Zimmer ſtand. Wir legten unſere Hüte auf den Tiſch. Da ſah ich, daß die reichlichen Haare meines Vetters braun geweſen ſein mochten, wie die meines Vaters, daß ſie aber jetzt ſtark mit Grau gemiſcht waren. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er ſprach zu mir: „Das iſt der Burgſaal. Ich grüße dich als Gaſt, iß das Stückchen Brot mit mir, das ich zu bieten habe.“

Er reichte mir die Hand, ich faßte ſie.

Dann ſagte er: „Nun folge mir weiter.“

Wir nahmen unſere Hüte, und er führte mich durch einen Gang in ein Gemach, deſſen zwei Fenſter gegen Mittag gingen. Die Geräthe waren aus Birkenholz gemacht. Es war zum Schlafen und Wohnen eingerichtet.

Er ſprach zu mir: „Das iſt das Birkenzimmer und gehört dir, ſo lange du da biſt. Folge mir wieder weiter.“

Er führte mich neuerdings durch den Gang in ein Zimmer. Dasſelbe war mit braunem Leder überzogen, wie das Fach, das er trug, und die Geräthe zeigten dasſelbe Leder. Das Zimmer war gleichfalls zum Wohnen und Schlafen beſtimmt. An den Wänden hingen zahlreiche Bilder von Pflanzen. Auf einem Tiſche lagen ſehr große Bücher oder Mappen, die mit Bändern zu binden waren. Sonſt befanden ſich auch noch mannigfaltige kleinere Bücher in dem Zimmer, dann noch Waffen und in einer Ecke war etwas wie eine Preſſe.

Er ſagte zu mir: „Das iſt das Pflanzenzimmer und mein Wohngemach. In demſelben kannſt du mich beſuchen.“

Nach diesen Worten nahm er das Fach von den Schultern und legte es auf einen Tisch.

Dann sagte er: „Folge mir nun wieder weiter."

Er führte mich abermals durch den Gang in ein Zimmer, das ich als Speisezimmer erkannte. Ein Tisch von braungewordenem Tannenholze war mit Linnen gedeckt und es standen Speisegeräthe für fünf Personen auf ihm. Um den Tisch waren Stühle von altem Tannenholze.

Er sagte zu mir: „Wir werden hier unser Mittagmahl verzehren, lege deinen Hut ab und setze dich zu meiner Rechten."

Wir legten die Hüte auf ein Nebentischchen, er setzte sich an das obere Ende des Speisetisches, und ich setzte mich rechts von ihm an die Langseite desselben.

Sogleich wurde auch das Mahl hereingetragen. Ein kleiner, alter Mann, den ich nicht kannte, brachte auf einer Schüssel Rinderbraten. Dann brachte er eine Flasche mit Wein und eine mit Wasser. Hierauf setzte er sich selber an den Tisch. Ein Mann in mittlerem Alter, ganz weiß gekleidet, kam herein und setzte sich zu uns. Das Nämliche that der alte Wilhelm. Wir fünf Männer verzehrten nun den Rinderbraten, und aßen gutes Roggenbrot, und tranken Wein und Wasser dazu. Der Hund bekam seine Nahrung von unserem Tische in einem irdenen Troge, der auf der Erde stand. Diese eine Speise war das Mittagmahl.

Nach dem Essen sagte der Vetter zu mir: „Hier ist Wilhelm, der Seneschall unserer Waldburg, hier ist Adalo, der Koch, und hier Dietrich, der Truchseß. Das ist die Besatzung. Sie wird dir von manchem Dienste sein, wenn du es bedarfst. Von Menschen ist sonst nichts hier. Der Hund Witun ist unser Wächter und Beschützer, die zwei Saumpferde bringen uns den Bedarf,

und die paar Kühe geben uns Milch. Das sind die Thiere, die wir hegen. Die andern sind freiwillig da: die Käfer, Fliegen, Eidechsen, Falter, Mäuse. Du wirst Alles und den Brauch dieses Hauses kennen lernen. Jetzt trennen wir uns, und pflege Jeder seiner Zeit.

Er nahm seinen Hut, grüßte mit der Hand und entfernte sich mit dem Hunde aus dem Speisegemache. Ich nahm gleichfalls meinen Hut und folgte ihm. Ich sah ihn in das Pflanzenzimmer gehen, und ich ging in das Birkenzimmer. Wohin sich die Andern begaben, beachtete ich nicht.

Ich setzte mich in meinem Zimmer auf einen Stuhl und blickte eine Zeit durch das Fenster auf den entfernten Wald, der im Mittage stand.

Als ich dann meinen Vetter mit seinem großen Hunde durch die Verzäunung hinausgehen sah, erhob ich mich, verließ gleichfalls mein Zimmer und das Haus, und weil ich nicht wußte, wen ich um mein Ränzlein schicken sollte, ging ich selber nach Sonnburg hinunter und nahm dort einen Mann, der es mir herauf trug. Ich brachte dann meine Habseligkeiten in dem Birkengemach unter. Gegen den Abend wandelte mein Vetter mit seinem Hunde wieder durch die Gesteine herein. Als die Sonne untergegangen war, holte mich Dietrich zum Abendessen. Es bestand aus einem kalten Rehbraten, und wie am Mittage aus dieser einzigen Speise. Der Hund aß wieder neben uns auf der Erde. Nach dem Essen sagte mein Vetter eine gute Nacht, die Andern thaten desgleichen, und man zerstreute sich. Ich ging in mein Zimmer, las noch lange in einem meiner Bücher, und legte mich erst zur Ruhe, als schon die tiefe Nacht unter all diesem Gesteine war.

Beim Aufgange der Sonne holte mich Dietrich zum Früh-

mahle. Dasselbe bestand aus Milch und Brot. Da es vorüber war, verließen wir wieder das Speisezimmer. Ich blieb zwei Stunden in meinem Gemache und las und schrieb. Dann kleidete ich mich sorgfältig an und stattete meinem Vetter den ersten Besuch ab. Er schien mich erwartet zu haben; denn er war besser gekleidet als gestern, und war noch in seinem Zimmer. Er saß vor einem Tische, auf dem er einige Hände voll Moose hatte, und suchte in ihnen herum. Er stand auf, da ich hereingekommen war, führte mich zu dem Ruhebette, lud mich mit der Hand zum Sitzen ein, und da ich es gethan hatte, setzte er sich zu meiner Linken. Der Besuch war kurz, wir sprachen von allgemeinen Dingen, und ich entfernte mich wieder. Nach einer Stunde kam er sehr schön gekleidet zu mir und blieb einige Augenblicke da.

Die feierlichen Ankunftsbesuche waren nun abgethan, und der Vormittag war bald vorüber.

Nach dem Mittagessen ging ich in die Umgebungen des Hauses. In der Nähe konnte man in gebrochenen Richtungen zwischen den Steinen durchgehen, weiter rückwärts hätte man sie übersteigen müssen, und an den Giebel hätte wohl kaum der geschickteste Kletterer emporkommen können. In der entfernteren Richtung gegen Abend lagen sie loser, und es kamen Erlengebüsche, Wachholder- und Haselgesträuche. In den Wäldern, die gegen Mitternacht empor gingen, waren sie auch zerstreut, und zwischen ihnen standen die hohen Bäume, und unzählige Moose und schöne Farrenkräuter.

Gegen den Untergang der Sonne kehrte ich wieder in das Haus zurück. Ich lernte bald die Gepflogenheiten desselben kennen. Dietrich ging öfters mit einem oder dem andern Saumrosse in die Ortschaften hinunter, um zu holen, was man brauchte.

Adalo bereitete die Speisen, und Wilhelm besorgte die andern laufenden Geschäfte. Gleich nach dem Aufgange der Sonne war das Frühmahl, um zwölf Uhr das Mittagmahl und nach dem Untergange der Sonne das Abendessen. Des Morgens hatte man immer Milch und Brot, des Mittags und Abends Verschiedenes, aber stets nur eine Speise. In seinem Thun wurde Niemand beirrt. Mein Vetter ging fast immer im Freien herum. Ich war zuweilen in seiner Gesellschaft. Wir machten uns nämlich gelegentlich Besuche in unsern Zimmern, oder erginge uns auch ein wenig in der Nähe des Hauses. Er sprach nur von gewöhnlichen Dingen. Über Angelegenheiten unseres Geschlechtes oder über Mitglieder desselben redete er gar nicht. Ich suchte auch nicht irgend einen Gesprächsgegenstand aufzubringen. Welcher Art die Bücher waren, die ich in seinem Zimmer sah, strebte ich nicht zu ergründen, fand ihn aber öfter in einem lesen. Sonst war sein Benehmen ruhig und gleichmäßig. Ich bemerkte, daß er in seinem ledernen Täschchen, ohne welches er gar nie ausging, sehr oft Moose nach Hause brachte, daß er dieselben ordnete und daß ihm bei diesem Geschäfte alle seine Mitbewohner behilflich waren. Ich machte daher eines Tages eine Tasche aus starkem Papier, ging mit derselben einen ganzen Nachmittag in dem Walde herum, füllte sie mit Moosen, die mir besonders gefielen, und brachte ihm dieselben. Er leerte sie auf einem Tische aus und sagte: „Morgen nach dem Frühmahle werden wir sie untersuchen."

Am andern Tage ging ich nach dem Frühmahle mit ihm in sein Gemach. Er las die Moose Stämmchen für Stämmchen auseinander und legte sie in eine Reihe. Dann sagte er: „Du hast eine gute Meinung, Vetter, aber du kennst die Sache noch nicht. Ich habe die Verwunderlichkeit dieser kleinen Dinge zu

ergründen gesucht, und bin noch lange zu keinem Ende gelangt. Ich habe es besonders von diesem Hause aus gethan, ich habe hunderte von Arten gesammelt, ich habe die Bücher, die von ihnen handeln und habe mir den Gehalt derselben angeeignet; aber die Bücher und ich sind nicht vollkommen. Die Dinge wollen ihre eigene Weise. Wenn es dir gefällt, meine Anstalten zu betrachten, so thue es. Hier sind die Fächer, in denen die Moose nach ihrer Ordnung eingelegt sind, und hier ist das Buch, nach dessen Weisung die Einlage gemacht worden ist. Andere Bücher schlagen andere Weisen vor. Du kannst in sie hineinsehen und dann urtheilen, was du für zweckmäßiger hältst. Fast besser noch als die Einlage ist das Pressen. Wir pressen die Moose auf Papier ab und sie geben ihre Gestaltungen erstaunlich schön, wenn gleich die Farbe nicht, die aber auch in den Einlagen absteht. In den Mappen hier findest du die Abdrücke. Willst du dich aber mit diesen Dingen gar nicht befassen, so bist du auch in deinem Recht, ich gebe dir nur die Erlaubniß dazu."

„Ich werde diese Erlaubniß benützen," antwortete ich, „wenn du gestattest, Vetter, daß ich öfter dieses Zimmer besuche."

„Du darfst es besuchen," sagte er, „und darfst dir auch Bücher oder Mappen in dein Gemach hinüber tragen."

„Ich werde es thun," sagte ich.

Und nun blickte ich öfter in die Bücher und suchte mich zu unterrichten, daß ich einsichtiger verfahre, wenn ich ihm wieder Moose brächte. Es entstand endlich in mir sogar ein Antheil an der Sache. Ich sah in den Einlagen eine solche Zahl von Moosen, die ich nicht für möglich gehalten hätte; ich sah Verwandtschaften, Verbindungen und Übergänge. In den gepreßten Blättern sah ich die Verschwendung der Gestalten und erstaunte über

die Schärfe und Eigenthümlichkeit. In den Büchern fand ich die Beſtrebungen, den Verwicklungen beizukommen, vertiefte mich in die Beſtrebungen, und neigte mich bald zu dieſer, bald zu jener Anſicht. Ich hatte oft mehrere Bücher oder Fächer oder Mappen meines Vetters in meinem Zimmer. Ich fand nun auch wirklich manches ſeltene Stämmchen, das der Vetter für ſeine Sammlungen brauchen konnte, ja ich fand einmal eine Art, die er noch gar nicht hatte.

„Siehſt du," ſagte er, „dieſe Wälder ſind ergiebiger an Mooſen als andere, du wirſt ſchon noch weiter gelangen."

So war nun ein Band zwiſchen uns gefunden.

Von dieſer Zeit an ſprach er nun auch über andere Dinge, von denen er früher nicht geſprochen hatte.

Er fragte mich um die Ereigniſſe des abgelaufenen Krieges, um den Feldherrn, um die Führer, um meine Freunde. Er lobte meine Handlungsweiſe und erging ſich in den Folgen derſelben. Er ſprach mit Hochachtung von meinem Vater.

Eines Tages zeigte er mir das Innere des Hauſes, und als ich meine Verwunderung ausſprach, daß dasſelbe ſo viele Räume habe, da es doch ſo unſcheinbar ausſehe, antwortete er: „Es iſt nur unter den großen Granitſteinen ſo klein. Ich habe das Haus, das ich die graue Senne nenne, zu einer Zeit erbaut, da etwas eingetreten war, das ich nicht verwinden zu können gemeint hatte. Ich habe es aber verwunden und habe wieder in die Zeit fortgelebt. Das Haus iſt zu manchen Überwindungen gut, und ich habe es öfter beſucht. Alle Dinge, die ich ſeit meiner Jugend zu Gutem und Großem unternommen hatte, ſind nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe mich gefügt und habe abermals in die Zeit hinüber gelebt. Nur die Naturdinge ſind ganz

wahr. Und was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig."

Er gab mir später ein ledernes Täschchen für die Moose, wie er eines hatte.

So lebten wir wieder eine Weile dahin.

Als ich einmal spät am Nachmittage nach Hause kam, sah ich innerhalb der Umzäunung eine weibliche Gestalt zwischen den Steinen stehen. Sie hatte ein Linnengewand an, das mit einer matten, blauen Farbe bedruckt war. Auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben Strohhut. Neben der Gestalt stand der Hund meines Vetters. Er war ruhig und schien sogar freundlich. Aus der Anwesenheit des Hundes schloß ich, daß mein Vetter in dem Hause sein müsse. Ich ging daher auf dasselbe zu. Da die Gestalt an dem Wege stand, mußte ich ihr nahe kommen. Sie wandte sich um, es war Hiltiburg.

„Du bist da, Hiltiburg," sagte ich.

„Ja, Vetter, ich bin da," antwortete sie, „um meine Pflicht zu thun. Mein Vater ist in der Einsamkeit, sie haben mir nichts davon gesagt; ich habe nur seine Rückkehr aus Egypten gewußt; ich habe mir aber Kenntniß verschafft und bin gekommen, bei ihm zu sein, und er hat mein Hierbleiben gestattet."

„Ich glaube, du handelst gut, Hiltiburg," sagte ich.

„Es ist blos recht," antwortete sie.

Ich wendete mich zum Gehen, sie blieb mit dem Hunde an ihrer Stelle zurück.

Ich fand meinen Vetter in dem Pflanzengemache und übergab ihm meine Ausbeute. Er legte die Pflanzen neben einander und sagte dann: „Du bist auf dem Riegelsteine gewesen, ich wüßte nicht, wo diese Dinge sonst vorkommen."

„Ich bin auf dem Riegelsteine gewesen," antwortete ich.

„Du hast schon ein gutes Auge," sagte er, „wir werden einlegen und pressen. Hiltiburg ist gekommen und wird hier bleiben. Wir haben jetzt in dem hölzernen Hause um zwei Bewohner mehr, um sie und ihre Dienerin."

„Ich denke, daß sie es mit gutem Grunde that," sagte ich.

„So ist es," antwortete er.

Am Abende saßen um zwei Gäste mehr an unserem Tische, und zwar um zwei weibliche.

So war es auch beim nächsten Frühmahle.

Dann hörte ich Hiltiburg mit Wilhelm im Hause herumgehen.

Nach und nach bemerkte ich, daß es in dem Hause, in den Gängen, in den Wohnungen und in der Umgebung reinlicher sei. Zu unsern Speisen gesellten sich nach und nach Zuthaten, und wir hatten Morgens Milch, Thee, Kaffee, Butter und kalten Braten, Mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse und noch irgend eine Speise und des Abends die Speisen wie des Morgens, nur noch einen warmen Braten dazu. Wenn Waldhon von einer Speise zweimal nahm, kam sie öfter auf den Tisch. Alle gewöhnten sich an die neue Ordnung, es wurde nichts mehr darüber gesprochen. Auch eine Magd kam noch in das Haus.

Ich konnte nicht gleich nach Hiltiburgs Ankunft fortgehen, weil es aufgefallen wäre. Ich blieb also da.

Hiltiburg ging immer in einfachen Linnenkleidern, die mit irgend einer Farbe und Zeichnung bedruckt waren. Auf dem Haupte hatte sie stets den runden Strohhut, und an den Füßen starke Stiefelchen. Sie trug auch oft ein graues Kleid wie ihr Vater, und wenn sie zu einer Zeit im Walde oder in der Gegend herumging, hatte sie auch ein Ledertäschchen um ihre Schulter

hängen. Man ſah ſie öfter, und nach und nach immer länger mit ihrem Vater gehen. Wenn es ſpät Abend wurde, oder auch ſelbſt in der Nacht, hörten wir die Töne ihrer Harfe aus ihrem Zimmer.

Ich ſprach nun öfter mit Hiltiburg. Ich zeigte ihr die Bücher der Mooſe und unterrichtete ſie ein wenig. Ich belehrte ſie auch über andere Pflanzen, die ihrem Vater angenehm ſein konnten. Ich zeigte ihr auch meine Bücher, in denen ich las, und lieh ihr einige auf ihr Verlangen.

So lebte ich dahin.

Ich las oft in einem meiner Bücher, oder ſaß auf einem Steinblocke und betrachtete das Tämmern der fernen Wälder, oder ſah Hiltiburg nach, wenn ſie aus der Umzäunung hinaus ging, und wenn ſie zurück kam, heftete ſie die Augen auf mich. Meinem Vetter ſuchte ich Aufmerkſamkeiten und Freude zu bereiten, wie ich nur immer konnte.

Als der tiefe Herbſt eingetreten war, ſagte eines Tages mein Vetter zu mir: „Rupert, du weißt, welchen Wunſch dein Vater in Hinſicht der zwei jüngſten und einzigen Zweige unſeres Geſchlechtes hatte, in Hinſicht deiner und in Hinſicht Hiltiburgs. Ich hatte den nämlichen Wunſch. Weil aber dieſer Wunſch nicht in Erfüllung gehen konnte, ſo iſt jetzt ein anderer an ſeine Stelle getreten. Aus dem Verhältniſſe zwiſchen Hiltiburg und dir glauben wir die Veranlaſſung zu erkennen, daß ihr euch den Friedenskuß der Valſentze gebet, welcher das Verſprechen enthält, daß Eines dem Andern kein Übel zufügen werde. Dein Vater hat mir geſchrieben, daß du zu dem Kuſſe eingewilligt haſt. Ich habe mit Hiltiburg geſprochen, ſie hat auch eingewilligt. Iſt es dir genehm, ſo zeige mir den Tag an, mit welchem du die Vorberei-

gen dazu beginnen willſt. Du weißt, daß dieſe Vorbereitungen darin beſtehen, daß man drei Tage mit einem Gebete, mit Betrachtungen über den Schwur und mit Leſung der Schwurſchriften hinbringe. Hiltiburg wird an dem nämlichen Tage die Vorbereitungen antreten. Ich habe von den vorhandenen Schwurſchriften zwei Abſchriften in dem Hauſe. Eine werde ich dir, eine Hiltiburg geben. Und am Morgen nach dem dritten Tage leiſtet ihr in dem Saale, ohne einen einzigen Zeugen, als Gott, wie es vorgeſchrieben iſt, das Verſprechen."

Ich antwortete auf dieſe Rede: „Lieber Vetter, wenn nichts dagegen iſt, ſo werde ich morgen die Vorbereitungen beginnen, frage Hiltiburg über die Angelegenheit noch einmal."

„Ich werde ſie fragen," antwortete er.

Gegen den Abend ſagte er zu mir: „Hiltiburg iſt nicht dawider, und ſo beginnt."

Er gab mir ein Päckchen Papiere, das mit ſeidenen Bändern umwunden war.

Dann kam das Abendeſſen, es war ſtille, und wir trennten uns bald.

Am andern Morgen that ich, da ich völlig angekleidet war, ein ſehr ernſtes Gebet zu Gott. Dann dachte ich, was ich mir wohl ſchon lange klar gemacht hatte, an den Inhalt des Verſprechens. Dann löſte ich die ſeidenen Bänder von den Papieren, die mir Walchon gegeben hatte, und begann zu leſen. Meine Speiſen brachte mir Dietrich in mein Zimmer.

So vergingen die drei Tage.

Am Morgen des vierten kleidete ich mich feſtlich und ging in den Saal. Er war noch leer. Gleich darauf trat Hiltiburg herein. Sie war wieder in Linnen gekleidet, aber in weißes, und hatte

keinen Hut auf dem Haupte. Ich ging ihr entgegen, und wir grüßten uns stumm. Dann blieben wir einen Augenblick stehen, dann trat ich in der Mitte des Saales zu ihr, und sagte: „Hiltiburg, hast du die Schriften gelesen?"

„Ich habe sie gelesen," antwortete sie.

„Ich habe sie auch gelesen," sagte ich.

Dann sprach ich wieder: „Weißt du das Wort?"

„Ich weiß es," antwortete sie.

„Ich weiß es auch," sagte ich.

Dann fragte ich: „Soll ich das Wort sprechen?"

„Sprich es," antwortete sie.

Sie stand, da sie dieses sagte, vor mir und hatte ihre beiden Arme an dem Körper nieder hängen. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern und sagte leise: „Hiltiburg, mit Gott."

„Rupert, mit Gott," antwortete sie noch leiser.

Darauf neigte ich mein Angesicht gegen das ihrige, sie neigte das ihrige gegen mich, und wir drückten die Lippen aneinander.

Da es geschehen war, rief ich: „Hiltiburg, ich kenne den Kuß."

Sie wendete sich plötzlich ab, ging gegen das Fenster, und blieb dort mit dem Rücken gegen mich stehen, als wollte sie in die grauen Steine hinaussehen.

Ich ging hinter ihrem Rücken gegen sie, dann ging ich gegen die Thür, dann ging ich wieder gegen sie.

Dann sagte ich: „Hiltiburg, ist das nur ein Kuß des Friedens gewesen?"

Ich hörte, daß meine Stimme zitterte, als ich die Worte sprach.

Sie wendete sich um, auf den rosenrothen Wangen war die Glut des Himmels, und die wundervollen Augen leuchteten wie das Licht der Sonne.

„Rupert!“ rief ſie.

„Hiltiburg!“ rief ich.

Und mit Eins hatten wir uns in den Armen und faßten uns und drückten die Lippen wieder aneinander, ſo feſt und innig, als ſollten wir ſie immer und ewig nicht mehr von einander trennen. Sie begann zu ſchluchzen, ich fühlte mein Weſen erbeben, und ſchluchzte auch wie in tiefſter Reue.

Immer drückten wir uns wieder an das Herz und drückten die Lippen aneinander.

Wir ſagten nur die Worte: „Hiltiburg, Rupert.“

Endlich, da ihre Augen noch in Thränen ſchimmerten, nahm ich ihre reine, ſchöne Hand. Sie ließ ſie mir willig. Ich führte ſie an der Hand zur Thür des Saales, bei der Thür hinaus und über den Gang zum Vater in das Pflanzengemach.

Als wir vor ihm ſtanden, blickte er uns an, ſagte kein Wort, und ein Strom von Thränen brach aus ſeinen Augen.

Dann rief er: „Nach fünfundvierzig Jahren!“

Dann ſagte er wieder nichts.

Dann ſprach er: „Ich muß deinem Vater ſchreiben.“

Er ging an den Schreibtiſch. Wir ſetzten uns auf Stühle nieder. Er ſchrieb auf ein Blatt mehrere Zeilen, dann ſiegelte er es und ſchrieb eine Aufſchrift. Dann klingelte er. Als hierauf Dietrich gekommen war, ſagte er: „Sattle ein Pferd, und reite mit dieſem Briefe auf die Poſt.“

„Ich werde es thun,“ ſagte Dietrich.

Als Dietrich das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte Walchon zu uns: „Kinder, Kinder, laſſet mich jetzt allein, gehet jedes in eure Kammer und danket Gott!“

Wir verließen das Gemach.

Als ich in meinem Zimmer saß, kam Wilhelm herein und sagte: „Ihr sollt euch zur Abreise richten, ich muß mit dem andern Pferde auf die Post reiten, und einen Wagen für euch und den Herrn und das Fräulein auf morgen früh nach Sonnberg bestellen."

„Ich werde mich richten," sagte ich.

Er verließ das Zimmer, und ich hatte meine Sachen bald gepackt. Den ganzen Nachmittag waren Vorbereitungen zur Reise.

Am andern Morgen gingen Walchon, Hiltiburg und ich nach dem Frühmahle nach Sonnberg. Wilhelm war schon dort und hielt den Wagen in Bereitschaft. Wir stiegen ein, und fuhren in der Richtung gegen die weiße Sentze ab.

Am zweiten Tage Mittags kamen wir dort an. Der Vater empfing uns an dem Thore, und geleitete uns in den Saal.

Da führte Walchon Hiltiburg vor ihn und sagte: „Sie ist so schön, wie Eveline. Sie ist nicht so, wie wir dachten, sie ähnelt meinem Großvater Erkambert, deinem Ahnherrn, der gegen die Menschen unwirsch gewesen ist, und ihnen Gutes gethan hat."

Mein Vater blickte den Vetter an und sagte: „Mein geliebter Walchon!"

Dann faßten sich die zwei Männer in die Arme, und küßten sich herzlich auf die Lippen.

„Walchon," sagte darauf mein Vater, „das ist doch ein Liebeskuß gewesen."

„Ja, es ist ein Liebeskuß gewesen," entgegnete Walchon.

Dann näherte sich mein Vater Hiltiburg, neigte seine Lippen gegen ihren Mund und sagte: „Erlaube, schöne Base!"

Hiltiburg bot ihm den Mund, und er küßte sie.

„Nimm diesen Kuß auch als einen Liebeskuß, meine rechtschaffene, meine gute Base," sagte der Vater.

„Ich nehme ihn, mein hochverehrter Vetter," antwortete Hiltiburg, „und werde ihn zeitlebens im Gemüthe tragen."

Dann näherte sich der Vater mir, und schüttelte mir treuherzig die Hand.

„Ich habe es geahnt, als du mir die Briefe schriebst, Walchon," sagte er dann. „Ihr habt mich mit eurer Ankunft überrascht, aber in der Sentze ist immer für ein Mittagmahl gesorgt. Folgt mir in das Speisezimmer."

Wir thaten es, und nach kurzem Harren ward uns ein Mittagessen vorgesetzt.

Nach demselben wurde alles Gepäcke, mit Ausnahme des meinigen, in die rothe Sentze gebracht. Boten wurden sogleich an Taglöhner, Maurer, Zimmerer, Schreiner und andere Gewerbsleute gesendet, daß sie des folgenden Tages Arbeiten in der rothen Sentze beginnen sollten. Wilhelm wurde beauftragt, nach drei Tagen wieder in die graue Sentze zu reisen, dort Alles in Ordnung zu räumen, das Haus zu sperren und alle, die dort sind, hieher zu bringen.

Walchon und Hiltiburg lebten nun in der rothen Sentze, mein Vater und ich in der weißen.

Hiltiburg, die früher ihr Herz an Kleider gehängt, war jetzt einfach, aber schön, und hängte ihr Herz an Walchon, an meinen Vater und an mich.

Der zwanzigste Tag des Monates November wurde zur Vermählung festgesetzt.

Zur Base Varan, welche jetzt nicht mehr in Wien wohnen mochte, reiste ich selber in das Steinschloß, um die Einladung zu

machen. Ich fand ſie und ihre ſchönen Töchter heiter, und fand auch zwei junge Männer, den Sohn des Verwalters und den des Forſtmeiſters als Beſuchende da. Ich blieb drei Tage und reiſte dann wieder nach Hauſe.

Und am zwanzigſten Tage des Monates November war vor allen näheren und ferneren Verwandten die Vermählung in der Kapelle der rothen Sentze.

Als wir nach der Feierlichkeit uns in dem Saal verſammelt hatten, ich in der ſchweren Kleidung der Palſentze und Hiltiburg in einem reicheren Schmucke, als ſie je einen gehabt, und als wir uns auf den Befehl unſerer Väter den Kuß der Ehe gegeben hatten, rief mein Vater: „Das iſt ein Liebeskuß der Palſentze, möge nie mehr in dem Geſchlechte noth ſein, daß ein Friedenskuß gegeben werde.“

Hier hört die Schrift der Sentze auf.

Wir können aber berichten: Die geſtreifte Sentze wird immer ſtattlicher und wohnlicher, und der Garten immer blühender; die rothe Sentze iſt faſt ſchon ſo rein und klar wie die weiße; die graue Sentze iſt in ihrem Innern noch anſehnlicher und prunkender als früher ausgerüſtet. Hiltiburg und Rupert ſind in einem Glücke, wie jenes einzige Fräulein und jener einzige Junker des Geſchlechtes der Palſentze geweſen waren, und es ſcheint auch von ihnen die Folge ausgehen zu wollen, wie von jenem Paare.

Die Väter leben in ſo gutem Einvernehmen, als hätten ſie ſich viermal den Kuß von Sentze gegeben.

Zuverſicht.

Es war einmal in einer großen Gesellschaft von der französischen Revolution die Rede, und es wurden sittliche Urtheile über manche ihrer Charaktere gegeben. Der Stoff war anziehend, die vereinzelten Theilgespräche verstummten nach und nach, und — was so selten in großen Gesellschaften geschieht — alle Anwesenden verwickelten sich endlich in ein und denselben Gegenstand.

Man legte diese und jene Handlungen vor, und suchte ihre Beweggründe und moralischen Räthsel zu lösen.

Es wurde aber nicht in die Frage eingegangen, wer Recht oder Unrecht habe, sondern man suchte Erscheinungen, die plötzlich an Charakteren hervorgesprungen sind, von denen man ganz andere erwartet hätte, auf ihre Ursprünge zurückzuführen, und in dem menschlichen Seelenleben zu erklären. Hauptredner war ein junger Mann, der sich das Studium der Revolution zur Lebensaufgabe gemacht haben mußte; denn er brachte eine Menge Dinge aus Quellen zu Tage, die man früher nicht gewußt, oder wenigstens in dieser Innerlichkeit nicht gewußt hatte.

Nachdem man sich lange an den verschiedenen Thatsachen, die er gab, verwundert oder gegrämt hatte und das Gespräch

endlich darauf hinauslief, daß es ein Unglück sei, daß gerade diese merkwürdige Zeit auf Menschen getroffen sei, die in ihrer entsetzlichen Gemüthsart dieselbe verdrehten und ihr einen so abscheulichen Stempel aufdrückten, daß sich jedes Gefühl davon abwenden müsse; nahm plötzlich ein alter Mann mit schlichten, weißen Haaren, der bisher nicht eine Silbe darein geredet hatte, das Wort und sagte:

„Ich glaube kaum, daß man die Sache so ausdrücken dürfe, daß die Zeit auf die Charaktere getroffen sei; mir scheint vielmehr, daß sie dieselben gemacht habe. Mancher, der einen ganzen Berg von Thaten gethürmt hat, und zuletzt davon erdrückt worden ist, wäre zu einer andern Zeit ein harmloser Mensch und ein guter Hausvater gewesen."

Man bestritt ihm diesen Satz und sagte, daß dort, wo nicht schon eine tigerartige Anlage sei, die Zeit keinen Tiger hervorrufen könne.

„Ich gehe noch weiter," sagte er, „wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben, und wenn die tigerartige nicht geweckt wird, so meinen wir, sie sei gar nicht da, und es herrsche blos die himmlische, darum beurtheilen wir die Charaktere stürmender Zeiten so ganz unrecht, weil sie in einem kranken Zustande, z. B. des Fiebers, handelten; wir aber diese Voraussetzung in uns nicht finden, und daher ihren Handlungen unsern gesunden Zustand unterschieben, und sie also nicht begreifen. Der größte Mann — ich meine den Tugendhaften darunter — widersteht nur dem geweckten Tiger und läßt ihn nicht reißen, während der Schwache unterliegt und rasend wird. Wir Alle können nicht wissen, wie wir in den gegebenen Fällen handeln würden, weil wir nicht wissen, welche

unbekannten Thiere durch die ſchreckliche Gewalt der Thatſachen in uns empor gerufen werden können; ſo wenig wir wiſſen, was wir im Falle eines Nervenfiebers reden oder thun würden."

„Sie vertheidigen alſo die Männer der Schreckenszeit?" rief ein Anderer.

„Nein, ich vertheidige ſie nicht!" ſagte der Alte. „Ich ſchiebe nur die ſittliche Zurechnung auf einen andern Standpunkt, als auf dem wir ſie haben, wenn wir ruhig und unſchuldbewußt auf dem Sopha ſitzen."

„Aber es gibt doch gewiſſe Dinge," ſagte eine Dame, „von denen man gewiß weiß, daß man nie fähig wäre, ſie zu begehen, und es gibt ſo abgrundvolle Charaktere, wie wir nie werden können, z. B. der wahnſinnige Marat."

„Sie nennen ihn ſelber wahnſinnig," erwiederte der Mann. „Ich weiß nicht, wie es in dieſen Dingen iſt; aber ich denke allemal, wenn von ihnen geredet wird, daß ich meinem Gott danken müſſe, der mich ſo nebenher mit meinen kleinen Stürmen und Leidenſchaften fertig werden läßt, da ich nicht ergründen kann, welche fürchterliche in meinem Herzen ſchlafen geblieben ſein mögen, die mich vielleicht unterjocht und zu Entſetzlichem getrieben hätten. Ich beſcheide mich, und es fällt mir allemal unheimlich der alte, gebrechliche Sprachmeiſter ein."

„Wer iſt denn der alte, gebrechliche Sprachmeiſter, was iſt es denn mit ihm, erzählen Sie!" riefen die Damen.

„Nun, es iſt der kleine, franzöſiſche Sprachmeiſter, der immer den tabakbraunen Rock an hat, und ſo in den mittleren Bürgershäuſern geſehen wird. Er iſt ein lebendiger, herumwandelnder Beweis meines Satzes."

„Der" — riefen ein paar Herren — „der ist ja der demüthigste, harmloseste Mensch, den es geben kann!"

„Er ist freilich harmlos," entgegnete der alte Mann — „aber er ist die Ruine und das Überbleibsel eines fürchterlich untergegangenen Hauses."

„Als die Revolution ausbrach, lebte in den Ardennen ein alter, ehrenfester Mann, der einzige Stammhalter eines einst bedeutenden Hauses, mit seinem Sohne, Mark Emil; — der Familienname thut hier nichts zur Sache. Vater und Sohn liebten sich so, daß sie zum Gespräche des Landes wurden. Sie konnten schier Keiner ohne den Andern sein. Der Vater ließ den Sohn auf dem Schlosse erziehen, hielt ihm die vortrefflichsten Lehrer, und nahm ihn, wo er ging und stand, immer mit sich."

„Der Sohn vergalt es durch Fleiß und sanfte Sitten, namentlich aber durch eine Aufmerksamkeit gegen den Greis, welche von einer Tochter nicht schöner erwartet werden konnte. Sie lebten ganz allein auf dem alten Schlosse, denn die Mutter war schon lange gestorben, und Verwandte kamen keine, weil keine mehr übrig waren. Emil schlief in einem Zimmer neben dem des Vaters."

„Die Thüre stand offen, und wenn der Greis sich regte, im Traume stöhnte, oder dergleichen, so stand der Jüngling auf, ging an das Bette und sah lange auf die geliebten, schlummernden Züge, ehe er wieder hinausging und seine Schlafstätte suchte."

„Der Vater, als Emil einmal krank war, saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte selbst die Arznei und wachte so lange, bis die Gefahr vorüber und der Anfang der Genesung eingetreten war."

„Wenn der Vater in den Wald gehen wollte, ſtand Emil mit deſſen Jagdzeuge zurecht; wenn er ausfahren wollte, ſpannte Emil ſelber die Pferde ein; er holte ihm den Wein aus dem Keller, rückte ſeine Teppiche und prüfte gar mit eigener Hand die Weichheit ſeiner Kiſſen. Kaum konnte der Vater ſo viele Liebe des Sohnes vergelten: denn dieſer bat nie etwas, heiſchte nie etwas, hatte keinen Wunſch, und wie auf dem Schloſſe gelebt wurde, ſo war es ihm recht.“

„Nur in einem einzigen Dinge wurden ſie uneins, und dieſe Uneinigkeit führte Alles herbei, was ſpäter geſchah. Emil hatte nämlich, da ihn die Jugend öfter auf weitere Ausflüge herumtrieb, wo ihm der Vater nicht folgen konnte, ein Mädchen bürgerlicher Eltern kennen gelernt, und in Kurzem liebten ſich die jungen Leute.“

„Emil, nach ſeiner ſanften und abgezogenen Gemüthsart, gab ſich der Schwärmerei dieſes Gefühles hin und hielt es ſehr geheim; das Mädchen, in ihrer Unſchuld, folgte dem Zuge zu dem ſchönen Manne, war auch froh, wenn das Geheimniß gehütet wurde, und litt es, daß man bald in dem Garten, bald im Walde, bald ſogar in der Ruine des alten Schloſſes heimliche Zuſammenkünfte hielt.“

„Die Seligkeit, die ſie verborgen mit ſich herumtragen mußten, erfüllte ſie ganz, daß ſie kaum auf etwas anderes denken konnten, und band ſie hinwieder deſto näher zuſammen, da ſie die Einzigen waren, die ſich dieſelbe mittheilen konnten. Emil hatte keine Vorſtellung, daß irgend Jemand etwas gegen dieſe Sache haben könnte.“

„Im Sommer des zweiten Jahres fühlte ſich das Mädchen Mutter, und nun überwand Emil ſeine Scham und ſagte dem

Vater Alles, und verlangte ſie zum Weibe. Aber der Vater gerieth in die äußerſte Entrüſtung, rannte in dem Zimmer herum, raufte ſich die Haare, und ſandte noch an demſelben Tage, damit er aus den Banden geriſſen würde, ſeinen Sohn nach Paris."

„Eben war dort der erſte Taumel und die Entzückung über die Republik. Emil ſollte in Familien und in das Leben der Welt eingeführt werden; aber die Stürme der Zeit verwirrten Alles, rückten die Dinge in andere Fugen, trennten den Briefwechſel zwiſchen Vater und Sohn — und ſo geſchah es, daß Emil, von dem Geiſte der Jugend und von der Verzweiflung ergriffen, in dem Heere des Generals Dumouriez gegen die Emigranten ſtand."

„In einem ganz unbedeutenden Gefechte, wo er, mit der Schärpe eines Offiziers angethan, ein muthiges Pferd ritt, hatte er zufällig einen Greis, ebenfalls zu Pferde, gegenüber bemerkt, welcher etwas ihm Bekanntes hatte. Er ritt näher gegen ihn und erkannte mit Entſetzen ſeinen Vater. Dieſer erkannte ihn auch, riß ſeinen Degen aus der Scheide und drang auf ihn ein. Da Emil dieſes ſah, wendete er ſein Pferd und floh."

„Die Franzoſen hatten eigentlich geſiegt, und begriffen nicht, wie ihr Führer hinter dem Rücken ſeiner Schwadron fliehen könne, von einem einzigen Manne verfolgt; denn der Vater war hinter dem Sohne her; er ritt ein faſt eben ſo gutes Pferd, und Emil konnte das Schnauben des verfolgenden Thieres hinter ſeinem Rücken hören."

„Plötzlich ſtand er vor einem Graben, der zu tief und breit war, um ihn überſetzen zu können. In dem Augenblicke wendete er ſich um, riß ſein Piſtol aus dem Halfter und ſchoß den

Greis mitten in die Bruſt, daß dieſer taumelte und vom Pferde ſank.“

„Die Sache geſchah ſo ſchnell, daß Emils Leute noch nicht gefaßt waren, ob ſie ihrem Führer zu Hilfe kommen, oder was ſie ſonſt thun ſollten. Im Augenblick des Schuſſes aber flogen ſie herbei und ſahen, daß bereits keine Gefahr mehr ſei, indem der feindliche Reiter todt am Boden lag. Auch andere Schwadronen ritten an die Stelle hin, und ein Obriſt klopfte Emil auf die Schulter und ſagte: „Das haſt du gut gemacht, daß du den Alten hieher gelockt und abgethan haſt.“

„Emil aber ſtieg vom Pferde, nahm ſein anderes Piſtol aus dem Halfter und zerſchmetterte ſich damit die Stirn.“

„In der Bruſttaſche des Greiſes, von dem Blute ſeines eigenen Herzens befleckt, fand man das Concept eines Schreibens an Emil, worin er ihm ankündigte, daß das Mädchen einen ſchönen Knaben geboren habe, daß er ſie ſelber kennen gelernt, daß er ſie öfter beſucht habe, und daß er einwillige, daß Emil ſie zu ſeiner Gattin erhebe. Am Schluſſe waren liebreiche Vorwürfe, warum er ſchon zwei Briefe unbeantwortet laſſe, und weshalb er nicht komme, für die gute Sache und für die Geſetzlichkeit an ſeiner Seite zu ſtehen.“

„Die Kameraden Emils waren über deſſen That auf's Äußerſte erſtaunt und wußten dieſelbe nicht zu begreifen. Erſt ſpät klärte ſich das ganze Räthſel, und Jeder bedauerte das Schickſal des Hauſes. Der alte, gebrechliche Sprachmeiſter iſt der uneheliche Sohn Emils. Die Güter des Geſchlechtes wurden vom Convente verſchleudert, und heute denkt kein Menſch in Frankreich mehr an die Habſchaften und an den Namen dieſes Hauſes.“

Als der Alte seine Erzählung geendet hatte, war eine Weile ein Schweigen, weil Jeden der Dämon des Vatermordes mit düsteren Augen ansah — dann redete man von dem Sprachmeister, und dieser hatte ihn da, jener dort gesehen; man wußte diesen und jenen Zug von ihm und hatte ihn schon lange gekannt — aber endlich wendete sich das Gespräch auch von dem Sprachmeister weg, und gerieth auf andere Dinge, die gleichgiltig waren.

Da die Stunde der Trennung gekommen, sagten sie sich schöne Dinge, gingen nach Hause, lagen in ihren Betten und waren froh, daß sie keine schweren Sünden auf dem Gewissen hätten.

Zwei Witwen.

Es iſt eine ſehr einfache Geſchichte, welche ich hier erzähle, und ſie mag ſich recht oft ereignet haben; aber ihre Folgen mögen nicht immer geweſen ſein wie hier.

Im Waldlande lebten zwei Witwen. Beide waren noch nicht alt, die eine noch nicht vierzig, die andere etwas über vierzig Jahre. Beide waren ſchöne Frauen, beide waren ſo wohlhabend, daß ſie in der einfachen Waldgegend ſehr anſtändig leben konnten, beide hatten ihr Vermögen nicht in liegenden Gründen, ſondern in einer wohlangelegten Geldſumme, ſo daß ſie nicht Geſinde und Arbeitsleute brauchten, ſondern in einer reinlichen Wohnung ihren ſelbſtgewählten Beſchäftigungen, von einer einzigen Magd unterſtützt, nachgehen konnten; beide hatten nur ein einziges Kind, beide hatten Männer gehabt, die dieſes Kind gut erzogen, und beide waren ſehr eingezogene und gewiſſenhafte Frauen.

Nun hören aber die Ähnlichkeiten auf. Die erſte Ungleichheit war, daß die eine Ludmilla, die andere Creszentia hieß; die fernere, daß die ältere, Ludmilla, einen Sohn von ſechsundzwanzig, die jüngere, Creszentia, eine Tochter von zwanzig Jahren hatte; dann, daß jede ihr Kind für weit ſchöner und beſſer hielt,

als das der andern; und endlich, daß sie sich immer, wenn sie zusammen kamen, widersprachen. Eine Gleichheit war wieder darin, daß ihre Kinder wirklich sehr schön waren, daß sie einander liebten, und Mann und Weib werden wollten. Und hierin widersprachen sich die beiden Witwen zum erstenmale nicht, daß sie es aus Liebe zu ihren Kindern zugaben. Ludmilla's Sohn hatte ein Zimmermannsgewerbe aufgerichtet, das in guten Schwung kam, und Crescentia's Tochter waltete als Hausfrau belebend in dem Gewerbe; des Glückes war um so mehr die größte Fülle, als beide junge Leute sehr heftige Herzen hatten, die die Gefühle der Zuneigung ungemein mehr umfaßten als andere Menschen. Noch höher wuchs die Freude, als nach dem ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein und nach dem zweiten ein Töchterlein geboren wurde, welche so schön waren, wie kaum Engel sein können. Nun aber endete für die Eltern das Glück; denn als der Knabe zwei Jahre, das Mädchen ein Jahr alt war, starben die Eltern in kurzer Zeit nach einander an einer hitzigen Krankheit, die eines dem andern mitgetheilt hatte. Das Zimmermannsgewerbe fiel auseinander, und die Kindlein waren hilflos da. Jede der Witwen wollte nun beide Enkel haben, bis der Pfarrer und die Nachbarn den Vergleich zu Stande brachten, daß Ludmilla den Knaben, Crescentia das Mädchen zur Erziehung erhielt. Ja, die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter gelobten sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht nur ihre Enkel sehr lieben wollen, was ohnehin der Fall war, sondern daß sie in Einigkeit und Friedseligkeit einander unterstützen wollen, das zeitliche und ewige Glück der armen Geschöpfe zu gründen.

So war das Beste im Willen und in der Aussicht.

Der Knabe Otto war in die reinliche Wohnung Ludmilla's gebracht worden, in welcher er ein schönes Kämmerlein und in demselben ein schönes Bettlein und niedliches Gewand und Spielzeug erhielt. Ludmilla hütete ihn mehr als den Apfel ihres Auges. Sie wurde durch ihre Magd bedient; der Knabe aber erhielt seine Pflege durch sie selber. Er liebte die Großmutter in Kurzem so, daß er alle Augenblicke seine kleinen Ärmlein mit Heftigkeit um ihren alternden Nacken schlang. Das Mädchen Clara erhielt in Crescentia's Wohnung und Schlafstube ein Bettlein, es erhielt alles Nothwendige, daß sein Körperchen warm und reinlich war, und es wurde von der Großmutter gepflegt und ernährt. Wenn das kleine Ding ein Bedürfniß hatte, wurde darauf geachtet und dasselbe gestillt; wenn es aber gesättigt war, in frischen und warmen Röckchen und Deckchen stack, und dennoch aus langer Weile oder aus einer andern Ursache mit Geschrei unbekannte Dinge verlangte, oder um des Schreiens willen schrie, legte Crescentia das Ding auf den Boden ihrer Stube, wandte ihm den Rücken zu, setzte sich nieder, und ließ es liegen und schreien. Es schrie noch heftiger und furchtbarer, wurde aber dann verdutzt, und schwieg endlich. Wenn es nach langem Schreien wieder aufgehoben wurde, lächelte es dankbar, weil es sich in seiner Hilflosigkeit erleichtert fühlte.

Ludmilla sagte, das sei hart, man müsse den Kindern nur Liebe zeigen, bis sie vernünftiger würden, und eine gute Lehre einsähen. Crescentia aber sagte, das sei nicht wahr. Clara gewöhnte sich an, nichts mehr zu verlangen, was die Großmutter verweigert hatte, weil das Verlangen doch fruchtlos blieb. Als Clara reden konnte, erzählte ihr die Großmutter schöne Dinge

und lehrte ſie kleine Arbeiten. Sie führte ſie viel in die freie Luft, daß ſie ſehr ermüdet wurde, gab dem Körper, was er brauchte, ſuchte ihm kleine Vergnügen zu bereiten, verlangte aber Arbeit und beugte ſich nie vor Trotz.

Als Otto reden und gehen konnte, wurde er vor böſen Buben bewahrt, und ſchier immer zu Hauſe gehalten. Weil er wie ſeine Eltern heftig war, wurde er geſchont, daß ihm der Zorn nicht ſchade. Er hatte die ſchönſten Kleider und Spielſachen, und die Wohnung der Großmutter war ſein Bereich. Er liebte ſie immer mehr, zeigte es ihr, und wußte ſich oft vor Empfindung nicht zu faſſen. Aber er folgte doch ſeinem Willen, nicht dem ihrigen. Wenn er zu dem Schweſterlein kam, herzte er es oder ſchlug es.

Als die Kinder in die Schule gingen, erhielten ſie die Schulgeräthe. Clara ein ſchwarzes ledernes Täſchchen, in welchem ihre Sachen waren, Otto eine rothe Taſche mit einer geſtickten Blume, unter welcher ſeine Schuldinge bewahrt wurden. Clara hatte ein ſauberes Röckchen zum Schutz und zur Wärme, Otto die ſchönſten Kleider unter den Schulkindern. Clara bekam nichts zum Eſſen mit in die Schule, weil ſie zu Hauſe aß, Otto erhielt jeden Tages ein Stück Geld, um ſich etwas zu kaufen. Clara ging allein nach Hauſe, Otto wurde jedesmal von der Magd geholt. Clara fürchtete den Lehrer, und machte ihre Schulaufgaben ſehr ängſtlich und genau, ſo gut ſie es konnte. Otto liebte den Lehrer, antwortete oft ſehr gut, aber nicht immer, und machte zuweilen ſeine Aufgaben nicht. Der Lehrer fing nach und nach an, gegen die Großmutter zu klagen, und als es die Großmutter Otto ſagte, verſprach er Beſſerung. Da aber die Klagen des Lehrers immer mehr wurden, und die Großmutter in Otto drang, nahm er ſie um den Hals, küßte ſie, weinte,

ſtrich ſich dann die Locken von dem wunderſchönen Angeſichte, richtete die blauen Augen auf ſie, und ſagte, wie ſehr er ringe, er könne ſich nicht helfen, er könne nicht alle die Dinge ſo thun, wie ſie der Lehrer verlange.

Als die beiden Kinder zur Firmung gingen, war Clara mit einer Muhme ihrer Großmutter in einem weißen Kleidchen mit einer weißen Roſe in der Kirche; Otto mit dem älteſten Sohne des Richters in einem Gewande, welches das ſchönſte in der Gegend war.

Als die Schulzeit vorüber war, kam Clara in eine Arbeitſchule, in welcher ſie nähen, ſtricken und andere häusliche Dinge in größerer Vollkommenheit lernte. In der Zwiſchenzeit mußte ſie zu Hauſe arbeiten, und ſich ſogar im Garten beſchäftigen. Otto lernte zeichnen und rechnen, er kam mit vielen Freunden zuſammen, ſie zeigten ihm Spiele, er ging auf die Kegelbahnen, ſie tanzten oft mit Mädchen in Gartenſälen oder anderen Orten, er kaufte ſich Pfeifen, Spazierſtäbe, Ketten und verabſäumte ſeine Lernſtunden, und da ihn die Großmutter dieſer Dinge wegen mit Hunger ſtrafen wollte, ſchlug er auf ſie. Clara hörte er nicht an, wenn ſie ihn bat, anders zu ſein.

Er kam zu einem Baumeiſter, dann in ein Zimmermannsgewerbe, dann in ein Eiſengewerke, dann wieder zu einem Baumeiſter und blieb nirgends lange. Er lernte geiſtige Getränke trinken, er lernte wetten und ſpielen, er ſuchte Tänze und Luſtbarkeiten auf, er liebte die Geſellſchaft ſeiner Freunde und die Scherze loſer, ſchöner Mädchen. Da ihm die Großmutter Vorſtellungen machte, da ſie einmal im Jammer ihm zu Füßen fiel, und ihn bat, von ſeinem Treiben zu laſſen, ſo flammte ſein ſchönes Angeſicht, er ſagte, er könnte ſich ſelber vor Wuth zer-

reißen, daß er diesen Dingen nicht ausweiche; aber er komme allemale wieder hinein.

Als er achtzehn Jahre alt geworden war, als ihm die Großmutter, welche immer seine Schulden gezahlt hatte, und welche sich in eine einfache, arme Kammer hatte ziehen müssen, nichts mehr geben konnte, gesellte er sich zu einem alten Weiblein, welches über das Gebirge ging, schlug das alte Weiblein an einer einsamen Stelle des Gebirges nieder, daß es als todt da lag, und raubte ihm vierzehn Guldenstücke, die es in einem groben Täcklein eingenäht hatte.

Die That wurde bekannt, Otto kam in die Gerichte und von ihnen in das Strafgefängniß. Clara lag in Thränen und Schmerzergüssen vor dem Bilde der gebenedeiten, schmerzhaften Mutter Maria in der Kirche, und flehte um Rettung und Besserung ihres Bruders. Ludmilla verkaufte ihre letzten besseren Kleider und ihre letzte sonstige Habe, um den Erlös dem alten Weiblein, das am Leben erhalten worden war, zu geben, um demselben überhaupt eine Erleichterung zu gewähren. Sie war dadurch selbst eine Bettlerin geworden. Aber Crescentia und Clara ließen sie nicht betteln gehen, sondern gaben ihr, was sie brauchte.

Ludmilla war das Augenmerk des ganzen Kirchspieles geworden, wenn sie abgemagert und in ihrer einfachen Kleidung täglich in die Kirche ging, dort die Messe hörte und noch fast den ganzen Vormittag da blieb, bis die Kirche gesperrt wurde.

Indessen war langsam und allgemach, aber endlich doch ganz die Zeit vergangen, die Otto in der Strafe hatte zu

bringen müssen. Als er zurückgekehrt war, als ihm Creszentia die Mittel anbot, in ferner Gegend zu leben, um sich zu einem anderen Wandel zu schwingen, als er seine Großmutter sah, als er das Weiblein sah, das er niedergeschlagen hatte, als er die Spottblicke und das Hohnlächeln seiner Freunde und das Abwenden der Augen anderer Leute sah; kaufte er sich von dem Gelde, das ihm Creszentia zur Anschaffung der ersten Bedürfnisse gegeben hatte, eine Pistole und schoß sich auf dem Felde eine Kugel durch das Gehirn.

Ludmilla fiel in eine Krankheit, sie hielt während derselben fast unausgesetzt die nackten, abgemagerten, runzelvollen und vor Jammer fast bleigrau gewordenen Arme und Hände gegen den Himmel, und flehte, daß ihr Enkel von Gott doch nicht ganz verdammt werden möge, und so fuhr sie in die Grube. Creszentia ließ sie wohl bestatten, und fast alle Bewohner des Kirchspieles geleiteten sie zur Ruhe. — Creszentia und Clara widmeten ihre Zeit der Arbeit und dem brünstigen Gebete für alle ihre Dahingeschiedenen. — Clara zog sich ganz zurück, weil das Geschehene wie eine dunkle Wolke auf ihrem Gemüthe lag. Sie suchte Buße zu thun für die Sünden, die begangen worden waren. Alle Menschen liebten sie, und der Schatten des Schmerzes wurde allgemach lichter. Ein wohlhabender, gelassener und edler Mann kam eines Tages in ihre Einsamkeit, und bat sie demüthig, seine Gattin werden zu wollen. Sie willigte ein, sie lebten glücklich mit einander, hatten zahlreiche Kinder, und Clara erzog sie mit Hilfe ihres Mannes so, wie sie selber von Creszentia erzogen worden war, und sie geriethen in größerem und kleinerem Maße alle.

Creszentia ſtarb im höchſten Alter mit Lächeln, und umgeben von ihrer Enkelin und deren Gatten und von ihren Urenkeln, den Kindern der beiden.

Möchten doch nicht oft ähnliche Geſchichten erzählt werden können; iſt das Ende nicht immer fürchterlich, ſo iſt es doch nie erfreulich.

Die Barmherzigkeit.

Das kleine Mädchen Vita ist sehr krank gewesen.

Mehrere Tage lang lag es mit dem rothen Gesichtchen im Bette, die Augen standen in dem Gesichtchen auf die Mutter gerichtet, und kannten sie nicht. Dann schlief sie immer, zuckte mit den Händchen, und richtete oft Mund und Wänglein ein wenig empor, wie sie sonst that, wenn sie recht schön bitten wollte. Die Mutter saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte Alles, schickte sogar den Schmerz fort, daß er sie nicht hindere, bis die rothen Wänglein blaß geworden waren, die blauen Äuglein matt, aber kühl im Haupte standen, sich leise regten und nach den Dingen im Zimmer sahen. Dann that sich der Mund auf und redete gerade wieder von den Sachen, von denen er geredet hatte, als er krank geworden war. Eines Tages aber, als schon Spielzeug auf dem Bette lag und eben ein schöner Morgen in das Zimmer schien, wurde die kleine Vita stille, sann nach, und fing dann bitterlich zu weinen an. Die Mutter neigte sich über sie, strich die Locken und fragte, warum ihr liebes Englein so weine.

„Weil ich schwer, schwer gesündigt habe."

„Wo hast du denn gesündigt, liebe Vita?"

„Ich habe damals Gott recht gebeten, er möchte den großen Wagen wegthun, der mir immer auf den Füßen gestanden ist,

und du haſt geſagt, um was man den lieben Gott recht bittet, das thut er auch, aber den Wagen that er doch nicht weg, und er blieb immer, immer ſtehen. Da aber der Wagen doch jetzt weg iſt, ſo ſehe ich, daß du ihn weggethan und die ſchönen Puppen und Kleidchen hergelegt haſt. Da dachte ich, Gott iſt gar nicht barmherzig, und ich werde ihn auch gar nicht mehr anbeten. Da wird er mich nun ſtrafen und doch ſterben laſſen."

Die Mutter ſagte zu dem ſchluchzenden Kinde:

„Höre mich an, Vita, ich werde dir etwas erzählen, und dich um etwas fragen. Weißt du noch, wie das heiße Waſſer auf deinen Arm rann, und er recht ſchrecklich ſchmerzte?"

„Ja."

„Was haben wir denn damals gethan?"

„Es iſt der große Doktor gekommen und hat dir etwas geſagt."

„Und was habe ich denn dann gethan?"

„Du haſt mich in das Bett gelegt, haſt ein Tuch um den Arm gebunden, und haſt mir recht, recht ſchöne Dinge gegeben."

„Und wie iſt denn dann morgen oder übermorgen der Arm geworden?"

„Nun, gut iſt er geworden."

„Hat er denn lange, lange noch geſchmerzt?"

„Gar nicht mehr hat er geſchmerzt."

„Als neulich das ſchöne Glasſtängelchen abgebrochen war, mit dem du immer geſpielt haſt, wenn wir es auch mit einem Tuche eingebunden, und in das Bett gelegt hätten, wäre es auch wieder geſund und ganz geworden?"

„Nein," ſagte das Kind, durch die Thränen lachend.

„Warum denn nicht?"

„Nun, weil — weil — Mutter, warum denn nicht?“

„Siehst du, weil in deinem Arme ein Fleisch ist, das wachsen kann, und ein lebendiges Blut, welches rieselt und das Wachsen befeuchtet. Und wenn ein Schaden kommt, und eine Wunde, so geht das Fleisch herzu und wächst zusammen, und das Blut kommt auch und befeuchtet es, damit es wachse. Das arme Glasstängelchen, wenn es einmal entzwei ist, muß so bleiben, und kann gar nie zusammen wachsen, weil es nicht lebendig ist.“

„Ja, Mutter.“

„Wer hat denn nun dem Fleische die Gnade gegeben, daß es wachsen kann, und dem Blute, daß es befeuchtet und heilet?“

„Gott.“

„Wer hat uns denn das Herz so gemacht, mir und dem Vater, daß wir dich so lieb haben, und dir Alles geben müssen, was du brauchst, damit du leben kannst und damit du noch dazu recht viel Freude habest?“

„Gott, Mutter.“

„Siehst du nun, Vita, wie Gott barmherzig ist. Weil er aber nicht überall hingehen und gleich helfen kann, da er zu majestätisch ist und in dem Himmel wohnet, so hat er alle Menschen so gemacht, daß sie es nicht sehen können, wenn ein anderer leidet, sondern daß ihnen das Herz zerspringt, und sie gleich hingehen und helfen müssen. Weißt du, wie du geschrieen hast, als sich das Käpchen bald an der rothen Schnur erhängt hätte, wie du es herabgenommen, wie du es gestreichelt hast, bis es maulig wurde, und in deinem Schoße einschlief?“

„Ja, Mutter.“

„Und dem großen Doktor hat es Gott in das Haupt gegeben, daß er die Eigenschaften der Kräuter und der Dinge kennen

lernen kann, damit er eine Salbe mache, wenn die Leute krank sind, oder einen Trank, damit sie wieder gesund werden. Und dem Feuer hat es Gott gegeben, daß es wärme, dem Wasser, daß es naß ist, der Sonne, daß sie scheine, dem Brote, der Milch, den Früchten, daß sie uns ernähren, und uns hat er den Verstand gegeben, daß wir diese Dinge immer besser einsehen und immer besser gebrauchen lernen. Überall schickt er die Menschen wie Schutzengel hin, daß sie helfen, und auch zu mir ist er in der Nacht gekommen, und hat gesagt, daß ich dir den großen Wagen wegthun soll. Siehst du es nun, Vita?"

Das kranke Kind hatte die klaren Äuglein immer hingerichtet, und aufmerksam zugehört, aber endlich fielen ihm die Lider zu, als wollte es schlafen, wie das gestreichelte Käpchen. Es war längst schon überzeugt, und eine solche Beruhigung lag in dem Angesichtchen, als wäre Gott selber da gewesen, und hätte es gesagt; denn die Kinder glauben Alles, was die Eltern sage Die Mutter aber ging in das Zimmer daneben, und weinte sich dort aus, bis keine einzige Thräne mehr in ihr war. Sie wußte nicht, hatte sie aus Freude geweint oder aus Schmerzen.

Als sie nach einer Weile wieder heraus kam, schlief das Kind recht fest, die Wänglein waren wieder roth, aber nun von Gesundheit, auf dem Stirnlein standen kleine, lichte Tröpflein, und die Puppen lagen herum auf dem Deckchen und rührten sich nicht, daß der heilende Schlaf nicht unterbrochen werden möge.

Zwei Parabeln.

Der späte Pfennig.*)

Und es traten Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, welches Früchte trage für alle künftigen Tage und Jahre, es werde ein Haus des Herrn, wir wollen dann seine Jünger rufen, daß sie kommen und ihm sein Lob singen zu allen Zeiten des Tages, daß unter ihren Arten sinke die dichte Pracht der Wildniß, die jetzt noch über alle diese Berge liegt, und der lieblicheren der Menschenhände weiche, daß sie dann hingehen und in ihrer Kirche die sanfte Lehre predigen, damit die Menschen kommen und horchen und gesittet werden, wie es vordem auch die Wildniß wurde, und daß sich eine Gemeine sammle, und von ihr der neue Wandel ausgehe in die Länder und in die Zeiten und so immer fort und immer fort." — — — —

„Und ich," sagte der Gründer des Werkes, „werde mein Gemüth aufthun, und gebe Grund und Boden und Berg und Thal und Wälder und Wässer, daß sie jagen und fischen."

---

*) Zum Besten der durch Brand am 26. Oct. 1841 verunglückten Bewohner von Spital am Pyhrn in Oberösterreich wurde ein „Album aus Österreich o. d. Enns" herausgegeben. Stifter konnte wegen einer Krankheit seiner Gattin die gütige Arbeit, die er versprochen hatte, nicht liefern, und es erschien nur die vorstehende Parabel „All Nachtrag". Bei dem Brande hatte auch die schöne Spitalkirche großen Schaden gelitten. D. Herausg.

„Und ich," sagte sein Freund, „werde die Hand aufthun und mehr als tausend Goldgulden geben, daß sie ihr Haus und das des Herrn aufrichten und bestellen mögen."

„Und ich gebe auch, und ich auch, und wir alle!" riefen die Andern, und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander, und das Werk war beschlossen.

Und wie nun in der Stille der Wälder der Lärm begann von den stürzenden Bäumen und den Schlägen der Äxte, und wie die Gerüste emporstiegen, und die Lieder der Bauleute klangen, und an dem wachsenden Gemäuer hundert Hämmer klopften, da ging der Ruf von dem neuen Wunderwerke in die Welt, und in deren Herzen schon der Same des Heiles Christi war ,die kamen Alle, Einer um den Andern, und brachten Gaben zu dem Werke, große und kleine, wie es Jeder vermochte, und baten, daß man sie nehme und in irgend einem Gliede des Ganzen einbaue, daß sie Theil hätten an dem Werke Gottes und ein Gutes thäten für die Ewigkeit.

In derselben Zeit lebte ein armer Mann in den Bergen, dessen nur ein Bogen und eine Haue war, zu jagen im Walde und zu graben auf dem Felde, daß er den Seinen Nahrung erwürbe. Auch zu ihm in die Öde verlor sich der späte Ruf des Dinges, was man weit draußen in dem schönen Thale bereite. Er hing den Bogen an die Wand seiner Hütte, die Haue aber gab er seinem Sohne und lehrte ihn, was er zu thun habe und zu graben, dieweil er ferne sei — er aber schnitt im Morgengrauen einen Stab aus dem Haselgebüsche und wanderte fort, da er früher ein Säckelchen von Pfenningen in seinem Gewande verborgen. Des Weges aber war es sehr weit und mühselig, und zuletzt ergriff ihn noch Krankheit, daß er seine Pfenninge alle bis

auf einen dem harten Wirth darreichen mußte, der ihn verpflegte. Und als er endlich sein Ziel erreicht hatte, so sah er das große, schöne, heilige Haus fertig vor seinen Augen glänzen, und eine Menge Volkes war versammelt, und staunte und betete, ihm aber wurde es sehr schwer um das Herz — aber der Pfenning in seiner Tasche war Gottes angelobtes Eigenthum und mußte übergeben werden, sonst wäre der Mann alsogleich umgekehrt und nach Hause gegangen; so sehr schämte er sich selbst und der Gabe. Mitten im Volke, stattlich und hoch zu Rosse, hielt der Herr, der Gründer des Werkes, und sah strahlenden Antlitzes umher — da trat ihn der arme Mann bescheiden an und sagte die Worte: „Herr, ich habe hundert Pfenninge genommen, und gelobt, was mir davon nach demüthiger Wegzehrung überbleibe, dem neuen Gotteshause zum Opfer zu bringen, daß ein Steinchen davon das meinige sei und der Herr darauf mit Wohlgefallen sehe, — allein der Engel der Krankheit hat mich unterwegs heimgesucht, und alle die Pfenninge gingen hin bis auf einen, er ist Gottes, und ich bin noch den Weg eines Tages gegangen, um ihn zu übergeben. Herr, zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr aber sah ihn an und sagte: „Sei gegrüßt, und sei bedankt für deine Gabe, das Haus ist zwar fertig, aber es glänzen noch nicht alle seine Fenster; für deinen Pfenning wird eine der Scheiben gesetzt werden — Gott segne dich, mein Sohn."

„Amen!" sagte der arme Mann, „nun aber, Herr, lasse mir aus deinem weltlichen Eigenthume eines deiner Brote reichen, daß ich zurück zu den Meinigen könne, der Trank quillt mir überall aus den Bergen."

Der Herr und Gründer des Werkes empfing den Pfennig, und legte ihn andächtig zu den Schätzen des Gotteshauses, dem Wanderer ließ er aber Brote und Fische, Wein und Fleisch reichen und Anderes, was seine Speisekammer vermochte, damit er sich mit Wegzehrung belade — der Mann aber nahm nur ein einziges der Brote, betete an der Schwelle des neuen Hauses, schnitt einen neuen Stab aus dem Haselbusche und wanderte heimwärts.

Und Tage und Wochen vergingen, das Werk stand fertig da, blank, als wäre es mit einem Winke gegossen worden, die Stimmen der Brüder ertönten darinnen zur Ehre Gottes, und wenn es Abend wurde, erglänzte die ganze Fensterreihe in Purpur und Gold, und darunter die Scheibe des armen Mannes so rosig und hold wie die andern, so von Fürsten und reichen Leuten gesetzt wurden.

Und tausend Tage sind vergangen und wieder tausend und tausend — der Gründer und der arme Mann waren längst todt, ja ganze Geschlechter hatten gewechselt und waren vergangen, ja, nicht einmal mehr die alten Bäume standen auf den Bergen, sondern ihre Enkel und Urenkel, dünner und sparsamer; denn sie waren besiegt von einem unscheinbaren, schwachen Halme, der aber allmälig und siegreich ist über alle Wildniß der Erde — dem schönen, wallenden Korne — andere Zeiten und andere Sitten waren gekommen: siehe, da gefiel es dem Herrn, den Engel der Prüfung zu senden über sein Haus und dessen Diener, er entfaltete sein goldenes, funkelndes Panier, das wunderbare Feuer, über den Dächern, und sie wurden weggezehrt unter seinem Hauche, und weggezehrt wurde Alles, dahin nur eine Falte des Paniers zu wallen vermochte, und die Trauer-

kunde drang in die Länder, und es waren Viele, die da trauerten um das, was vergangen, und die da trauerten um das, wie es wieder sollte gutgemacht werden.

Und es traten ihrer Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, das da fruchte für alle künftigen Tage und Jahre; es sind ihrer, die nicht Gold und Silber haben, es niederzulegen an dem Hause des Herrn, aber in ihrem Haupte sind allerlei liebliche Gedanken und in ihrem Herzen Gefühle, die sie auszusprechen vermögen, daß die Andern, die es nicht können, sich daran erfreuen — lasset uns nun ein Werk der Gedanken errichten, daß die Gaben dafür niedergelegt werden an dem geschädigten Hause." Und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander und das Werk war beschlossen.

Es erging nun der Ruf, und wie vor den tausend und tausend Tagen, kamen auch jetzt die Gaben, große und kleine, wie jeder es vermochte. Unter ihnen aber lebte wieder ein armer Mann, dessen nichts war, als der Drang seines Herzens, zu Zeiten auszudrücken, was er empfinde, daß sich hie und da ein Einzelner daran erfreue. Der Mann nun suchte emsig in der geringen Habe seines Hauses, nicht um Gold und Silber, das ihm nicht eigen, sondern um wenigstens hundert Pfenninge zu finden, auf daß er sie sende: aber da lag das Eheweib des Mannes in schwerer Krankheit, und er saß zu ihren Häupten und mußte immer in ihr Antlitz sehen, und da verging die Zeit, und der Pfenninge wurden immer weniger, bis auf einen; denn das kranke Antlitz verzehrte alle seine Gedanken. Diesen einen Pfenning nun, als angelobtes Eigenthum Gottes, brachte er dar und sagte: „Herr, lasse dir dieses angelobte Blatt, das ich hier bringe, gefallen, und setze dafür wieder die Schrift jenes armen

Mannes, welche im Feuer zersprungen, und zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr des Werkes aber war freundlich, und legte andächtig den Pfenning zu den andern Schätzen, welche die Fürsten und Reichen gegeben: „Ziehe hin," sagte er, „das Werk ist zwar fertig, aber für deine Fensterscheibe ist noch Raum, und möge sie im Abendrothe nicht minder hold glänzen, wie die jenes armen Mannes, wenn in deinem Herzen dasselbe Gold der Absicht ist, wie in jenem deines Vorgängers."

„Amen, es ist so," sagte der arme Mann, und schied getröstet von dannen.

Der Tod einer Jungfrau.

Ein Kind, ein Mädchen, wuchs in heiterer Fröhlichkeit heran. Das Mädchen wurde zur Jungfrau, welche in gütevoller Unschuld fort blühte. Ehe das zweite Jahrzehent ihres Lebens um war, mußte sie sterben — und alle künftigen Jahre voll blühender Himmel, voll geträumter Hoffnungen, voll erwarteter Freuden — das ganze, lange Leben, mit schönen Handlungen angefüllt, etwa an der Seite des Gatten, in der Mitte lieblicher Kinder, in dem Walten des Hauses, wo sie als Muster der Güte und Tugend vorleuchten konnte, in dem hohen Alter, wo sie wieder von den dankbaren Kindern und Enkeln gepflegt wird — Alles, Alles ist abgeschnitten und dahin. Was die Eltern, selber nun einsam über den schon hinabsteigenden Bogen der Lebensbrücke wandelnd, an dem Kinde zu sehen hofften, das erst freudig die ersten Stufen jener Brücke hinauf zu gehen anhob — ist dahin. Was auch die andern Kinder, die geblieben sind, bringen mögen: aus dem Kranze der Freuden ist eine Blume dahin, und der Schmerz — wenn es auch irrig wäre — sagt immer: „Die verlorene Blume wäre die schönste gewesen."

Die Mutter der gestorbenen Jungfrau, eine stille, gute Frau, die sich so gerne ergeben hätte, wenn nur der große

Schmerz und die Ergebung zu vereinigen gewesen wären, wenn nur nicht die Seele alle Dinge sagte, welche den Schmerz nähren — wie gut die Verstorbene war, wie sanft, wie liebreich gegen die Eltern, wie schonend gegen die Leiden der Mutter, wie milde fühlend gegen die Krankheit des Vaters, den sie so lieblich und besorgt führte, wie werth sie aller künftigen Belohnungen des Lebens gewesen wäre, und wie arm sie nun sei, daß sie in dem kühlen Grabe liegen müsse — die Mutter des Mädchens, die alles das fühlte, und noch viel mehr, was sie nicht sagen konnte, saß eines Tages in der Abenddämmerung in ihrem Stübchen, und weinte, und klagte den grausamen, furchtbaren, häßlichen Tod an, daß er so viel hinweg nehmen könne, was keine Wiederkehr erlebe, und sagte sich die schmerzenreichsten Dinge, die ihr die heißesten Thränen aus dem Herzen in die Augen trieben, immer wieder und immer wieder vor. Als es auf diese Weise dunkler und dunkler geworden war, und nur der Schein der schmalen Mondessichel, die an dem Himmel stand, auf die Geräthe der Stube fiel — denn die Frau hatte vergessen, ein Licht anzuzünden — stand mit einem Male ein sehr schöner Engel vor ihr. Seine Haare flossen so licht und lieblich von der Stirne über den Nacken hinab, seine Augen waren so groß und so sanft und so trauernd, seine Gestalt war einfach, klar und licht, daß nicht eine einzige, auch nicht die kleinste Makel an ihr war.

„Ich bin von deiner Tochter gekommen," sagte der Engel, „um welche du immer weinest. Gott hat ihr Ziel erfüllt. Ihre Aufgabe auf dieser Erde ist gewesen, ein gutes, folgsames Kind zu sein, eine reine, unschuldige Jungfrau zu werden, dieses Bild der Güte in dem Herzen der Ihrigen zu hinterlassen, und zu sterben. Ihr hat sich das schönste Loos entfaltet. In der Jugend,

wo alle die ſchönen Engel in das Herz des Menſchen einziehen und es mit holder Freude erfüllen — der Engel der Tugend mit der ſanften Befriedigung, der Engel der Hoffnung mit dem Morgenrothe lieblicher Zukunft, der Engel der Schönheit mit dem Spiegel des Herzens, in dem ſich Alles ſpiegelt, was groß, erhaben, freudenreich, ſittlich, ſanft und holdſelig iſt — in dieſer Zeit, wo der einzigſte und innigſte Schein der Freude um das menſchliche Herz liegt, iſt ſie hinweg genommen worden, und alle Dornenwege des Lebens ſind ihr erſpart worden; denn die Engel der Jugend bleiben nicht immer in dem Herzen, ſie zeigen ihm das Schöne, und gehen dann fort, es ihm überlaſſend, ob es dasſelbe ausführen will oder nicht, dann kommen, ach! wie oft, ganz andere, manchmal böſe Engel — die Sorge, das Unglück, die Qual, der Irrthum, und wie oft, wie oft auch die Sünde mit dem Gefolge des Schmerzes und der Reue, und oft der Zerſtörung. Dieſe harten Stufen, die die Menſchen zu überſteigen haben, ehe ſie in ein anderes, nicht gekanntes, nicht geahntes, nicht begriffenes Leben eingehen, ſind ihr erſpart worden; auf weichen Flügeln iſt ſie hinüber getragen worden in das Leben, deſſen Seligkeit noch in kein irdiſches Auge gekommen iſt, und auch von keinem irdiſchen Auge gefaßt werden könnte. Du haſt geſagt und gedacht, daß ſie für ihre Güte belohnt werden ſollte — und dieſer Lohn iſt ihr gekommen. Weißt du denn nicht, daß ſchon in der alten Heidenzeit, wenn eine Mutter um den höchſten Lohn für die höchſte Tugend ihres Sohnes bat, der Tod für dieſen höchſten Lohn angeſehen wurde?"

Die Mutter des geſtorbenen Mädchens, welche immer geglaubt hatte, ſie träume, aber doch die Augen von dem Engel

nicht abwenden konnte, gewann die Kraft, ihre Lippen zu öffnen, weil der Engel gar so sanft, gut und milde war — und sie fragte: „So hat meine Tochter jetzt gar keinen Schmerz mehr?"

„Weil keinem Erdengebornen der Schmerz erspart werden kann," antwortete der Engel, „und weil keine Geburt ohne Schmerzen ist, so ist es auch nicht die Geburt zum andern Leben, und deine Tochter mußte daher die lange Krankheit vor ihrem Tode überstehen. Jetzt aber hat sie keinen andern Schmerz, als nur den, daß sich ihre Eltern und Geschwister zu sehr um sie grämen. Sie ist eine der Seligen. Sie hat nichts verloren, sondern gewonnen. Nur die auf Erden zurückgeblieben sind, haben verloren. Sie haben die Hoffnungen, die sie an sie geknüpft, verloren, sie haben die Freuden verloren, die sie an ihr erlebt hätten, sie haben das Bild der Güte und Liebe verloren, das sie ihnen täglich vor Augen gestellt hätte. Um den eigenen Verlust trauern ist desto sündhafter, je mehr man an sich selbst denkt — jene Trauer darfst du nicht haben. Aber der edle, sanfte Schmerz ist erlaubt, den man darüber hat, daß das liebe, holde Beispiel der Güte und Unschuld in den Tagen nicht mehr um uns ist, die wir noch zu leben haben. Dieser Schmerz macht besser und reiner, und ist ein schönes Opfer, das man Gott bringen kann. Habe ihn, und er ist ein Kleinod deiner Seele und deines Heiles; daß du aber mehr hast, und dich ihm hingibst, mischt sogar Trauer in die Seligkeit deiner Tochter, die im Himmel ist."

„Hast du sie getröstet?" fragte die Mutter.

„Ich habe sie schon getröstet," antwortete der Engel,

„als ich sie durch die dunklen, süßen Blumen des Todes führte.“

„Wer bist du denn?“ fragte die Mutter, „daß du so sanft, freundlich und so schön bist?“

„Ich bin der Todesengel,“ antwortete er.

„Du bist der Todesengel,“ sagte sie, „und bist so lieblich? Führst du denn alle Menschen von hinnen?“

„Alle,“ antwortete er.

„So wirst du auch uns hinüber führen?“ fragte sie.

„Ich werde auch euch,“ antwortete der Engel, „wenn eure noch übrigen Tage aus sind, zu ihr, der Vorausgegangenen, hin führen, daß keine Trennung, kein Leid, keine Irrung ist.“

„O gehe auch zu dem Vater, und zu den Geschwistern,“ bat sie, „und tröste sie.“

„Ich kann ihnen nicht erscheinen,“ antwortete der Engel, „weil ihre Herzen nicht so vorbereitet sind, aber gehe hin, und erzähle ihnen, was du gesehen hast, und sie werden getröstet werden.“

Der Engel verschwand. Die verwaiste Mutter saß in dem Gemache, der freundliche, schmale Mond legte glizzerndes Silber in die Ecke ihrer Fensterscheibe, und traf in sanftem Glanze die Dinge des Zimmers — und in dem Herzen der Mutter war es, als käme in den großen, großen Schmerz, der in demselben war, ein Tropfen süßer Seligkeit von dem Himmel herab, in welchem ihre Tochter nun wohnte.

Gedichte.

Die Gründung von Kremsmünster.

Wo jetzt die Kremse fette Wiesen tränkt,
Und still durch saatenreiche Felder wallet,
Wo jetzt der Schnitter seine Sichel schwenkt,
Und frohes Läuten durch die Gegend hallet,

Wo freundlich, in der Bäume Grün gehüllt,
Auf Hügeln reiche Meierhöfe prangen,
Wo jede Flur ein reges Leben füllt,
Wenn kaum der Vögel Morgenlieder klangen;

War noch vor mehr als tausend Jahren Wald,
Verworren, unabsehbar ausgebreitet,
Für wilde Thiere nur ein Aufenthalt,
Und Tod war dem, der ihn betrat, bereitet.

Da hausten Wölfe, Bären, Eber nur,
Und wüstes Heulen streifte durch die Öde,
Da fand man nimmer eines Menschen Spur,
Da tönte nie die süße Menschenrede.

Hieher kam einſt, nach ſeiner Jugend froh,
Nicht ahnend, daß ihm hier ein Grab bereitet,
Der Sohn des Bayerfürſten Thaſſilo,
Prinz Gunther, von Begierd zur Jagd geleitet.

Von Lorch, das dazumal auf kurze Zeit
Sein Vater ſich zum Aufenthalt gewählet,
Durchſtreift er dieſe Forſte weit und breit,
Von Thatenluſt und friſcher Kraft beſeelet.

Der Freund' und Jagdgefährten achtet er
Gering; er eilt voran im Kampfesmuthe,
Und manchen Eber trifft ſein ſich'rer Speer,
Und manchen Bären ſtreckt er hin im Blute.

So immer weiter treibt ihn die Begier
Nach Beute fort; doch als der Tag entfloſſen,
Da rufen ängſtlich ihn, bald dort, bald hier,
Zur Wiederkehr die Hörner der Genoſſen.

Und wie ſie harren, ſieh', da kommt ſein Hund,
Verlechzend faſt und weit den Rachen offen,
Und macht durch ungeſtümes Winſeln kund,
Daß den Vermißten Schreckliches betroffen.

Bei Nacht noch brach der Vater auf,
Als er nach Lorch die Schauerpoſt vernommen,
Und jagte hin in vollem Roſſes Lauf,
Woher des Prinzen treuer Hund gekommen.

Als ſich'rer Führer lief das Thier voran,
Und brachte ſie zu einer kleinen Quelle.
Hier trafen ſie im Blut den Jüngling an,
Doch war entfloh'n ihm Leben ſchon und Seele.

O trauervoller Anblick! Ach, hier liegt
Des Vaters Troſt, die Hoffnung ſeiner Lande,
Da liegt er bei dem Feind', den er beſiegt,
Bei einem Eber ſchmählich in dem Sande.

Da liegt er, deſſen Herz ſo edel ſchlug,
Der feurigkühn nach großen Thaten glühte,
Der hohen Sinn im jungen Herzen trug,
Der ſchön und ſtolz im Kreis der Seinen blühte.

Da liegt — doch wer vermöchte das Gefühl,
Das gräßlich nun den Vater preßt, zu ſchildern!
Das tiefſte Leid, die höchſte Freude will
Nicht ausgeſprochen ſein in eitlen Bildern.

Als ſich der Fürſt dem erſten Schmerz entwand,
Da blickt er auf im ſtillen Kreis der Seinen,
Der ſtumm und ſchaudernd um den Todten ſtand,
Und ſpricht mit leiſem, unterbroch'nem Weinen:

„So ſollen denn die theuren Reſte hier,
In dieſem Wald', die Grabesruhe finden?
So ſoll den heißgeliebten Sohn mit mir
Kein Zeichen der Erinnerung verbinden?"

Er ſpricht's, und ſieh'! in dunkler Nacht erſchien
Ein blendend weißer Hirſch mit hellen Lichtern
Auf dem Geweih; die Diener ſehen ihn
Und ſtummer Schrecken ſtaunt auf den Geſichtern.

Doch ruhig ſteht der edle Herzog da,
Es füllet tröſtlich ſeine Bruſt die Ahnung,
Daß ſich in Segen wandle, was geſchah,
Und laut verkündet er die inn're Mahnung:

„Sein Grab ſei hier, ein Denkmal ſteig' empor,
Doch nicht ein Mal, das Wetterſturm vernichtet,
Es gehe Troſt und Heil daraus hervor,
Und für die Ewigkeit ſei es errichtet.

Die Wildniß ſoll ein Sitz für Menſchen ſein,
Und Freude blüh'n, wo meine Thränen floſſen,
Aus meines Gunthers moderndem Gebein
Soll Leben vielen Tauſenden einſt ſproſſen!"

So ward dem Grab der theure Leib vertraut
An jener Stelle, wo der Hirſch erſchienen,
Und ſchnell von Holz ein Kirchlein aufgebaut,
Daß es der Stätt' als Zeichen möge dienen.

Doch ſtatt des Kirchleins mußt' in kurzer Zeit
Ein hoher Dom die Grabesſtätt' umfangen
Daß Freude jedem Herzen ward, wenn weit
In's Land hinaus der Glocken Töne drangen.

Des Benedictus Ordensbrüder dann
Bracht' zum Altar der Fürſt hieher aus Bayern,
Und wies die ganze Gegend ihnen an
Zum Unterhalt und Gottesdienſt zu feiern.

Von ihren Äxten krachend bricht der Wald,
Dem heit'ren Lichte weicht der dumpfe Schatten,
Es ſprießt die Saat, der Lerche Lied erſchallt,
Und luſtig grünt es auf den jungen Matten.

Und wie um's Kloſter her der Menſchen Zahl
Sich mehrt, erhebt ſich manches Thürmleins Spitze,
Vergoldet von des Morgens frühem Strahl
Und von des Abends letztem Sonnenblitze.

Und an dem hohen Münſter gründen ſie
Der Tugend eine Stätte und dem Wiſſen,
Daß beides in des Jünglings Herzen glüh',
Und er zu hoher That werd' fortgeriſſen.

So ſteigt ein ſegensreicher Tag herauf,
Und ruht mit ſanftem Lichte auf den Fluren,
Es bringet jeder neue Tageslauf
Der beſſ'ren Menſchheit neue Segensſpuren.

O Heil dem Stifter heute noch! Wir weih'n
Ihm unſern Dank am Denkmal ſeiner Trauer,
Wo ſich aus Staub, aus moderndem Gebein
Ein ſtrahlend Werk erhob von ew'ger Dauer.

Für die Abgebrannten.

Der Lenz mit glänzendem Gefieder,
An Liedern und an Blumen reich,
Er ſtieg auf's neu' vom Himmel nieder
Und macht die Erde ſanft und gleich.

Da gibt's ein luſtiges Gedränge,
Es ſtrebet Keim um Keim hervor,
Und hoch mit trillerndem Gepränge
Steigt Lerchengottesdienſt empor.

Durch unſ're Fenſter ſchau'n die Lüfte
So himmelsmild und dunkelblau,
Durch unſ're Fenſter zieh'n die Düfte
Von Garten, Feld und Wald und Au.

Und auch in Menſchenherzen ziehet
Ein neues Frühlingswehen ein,
Und auch im Menſchenherzen blühet
Ein ſüßer, lichter Blumenhain.

Drum reichen ſie ſich gern die Hände
Und freu'n ſich gerne im Verein.
So ſchließen heut' auch dieſe Wände
Ein ſolches Freudenkränzchen ein.

Ich ſeh' kein Aug' in dieſem Saale,
Aus dem nicht Lieb' und Freude blickt,
Aus dem es nicht vom Herzen ſtrahle,
Wie Luſt und Leben ihn entzückt.

Da drüben ſtehen ſchwarze Mauern,
Kein Dach, kein Balken iſt darauf;
Sie ſtehn auf grünem Feld mit Trauern
Und ſehn zu blauer Luft hinauf.

Ihr kennt ihn ja, den Ort der Freuden,
Den gern der Städter ſonſt beſucht,
Er ſtehet nun, ein Ort der Leiden,
Von ſchwerem Schickſal heimgeſucht.

Um eine Spende wird man bitten,
Leg' jeder gütig etwas ein;
Soll denn in ſchönen Frühlings Mitten
Das einz'ge Dörfchen traurig ſein?

Des Todes Wiegenlied.

Geht, laßt ſie ſchlummern ſüß und mild,
Laßt mir der Mutter Ebenbild!
Ihr dürft um ſie nicht bange ſein,
Ich wiege alle Kinder ein.

Still, Liebchen, weine nun nicht mehr,
Des Himmels Vater liebt dich sehr,
Er will dich von dem Schmerz befrein,
Du sollst ein schöner Engel sein.
Nicht wahr, du bist so matt und müd'
Und deine Rosen sind verblüht,
D'rum nimm dafür den Rosmarin,
Er soll in Freud' und Leiden blühn.
Kann dich ein Spielchen noch erfreun?
Es soll zu deinem Dienste sein,
Mohnblume, Sense, Stundenglas;
Du kannst dir wählen dies und das.
Doch still, mir scheint, sie hört mich nicht,
Hört, was sie noch im Schlummer spricht:
„Ach, Vater, Mutter, Gott mit euch!
Ich gehe in das Himmelreich."
Seht, wie das holde Äuglein bricht,
Sanft schläft sie nun, o weckt sie nicht.
Sie ging in ihres Vaters Haus,
D'rum lösch' ich meine Fackel aus.

Leben.

Es ſteht ein grünes Ständlein,
Ein ſchönes Pflanzenkind,
Auf einem kleinen Weidlein,
Wo Gras und Kräuter ſind.

Zwei Häslein ſitzen drunter,
Eins ſchwarz, das andre weiß,
Sie nagen dran ganz munter,
Sie nagen dran mit Fleiß.

Strebt jedes, daß es nage,
Damit es werd' vollbracht;
Das eine nagt am Tage,
Das andre bei der Nacht.

Das Ständlein immer ſpendet
Dem Häslein neues Grün;
Doch einmal war's geendet,
Das Ständlein war dahin.

Freundesliebe.

Wenn ſich die Zeiten öfter wenden,
Und manches Glück von uns entweicht,
Und dann der Tag mit Launenhänden
Uns wieder große Freuden reicht:

Iſt uns ein Faden mitgegeben
In lieben Freundes Bruderherz;
Er zieht durch dieſes ganze Leben
Und über Gräber himmelwärts.

Im Traume.

Ich kannte zwei ſchwarze Augen,
Und liebte ſie gar ſo ſehr.
Wohl hab' ich ſie längſt verloren,
Doch vergeſſen hab' ich ſie nimmermehr.

Und heut' im Traume ſah ich ſie wieder,
Das ſüße Paar, es war traurig und trüb,
Und ſchaute mich an ſo freundlich,
Als hätt' ſie mich wieder lieb.

Sie hielt mich feſt an ihren Händen,
Und Geigen erſchallten rings ſo laut,
Und ihr Vater war da und Mutter und Schweſtern
Und ſagten ſo freundlich: ſie ſei meine Braut.

„Du tanzeſt ſo gut, mein Lieber!“
„„Lieb' Mädchen, denkſt noch zurück?““
Und leiſ' erſtanden die alten Worte
Und ſchüchtern Lieben und neues Glück.

Und Schweſterchen kommt geſchritten
Und fordert mich auf zum Tanz,
Und walzte wie ehe mit mir, und ſagte:
Biſt doch noch der Alte ganz.

— — — —

Der Tag iſt wohl gekommen,
Die Sonne ſcheinet wieder klar:
Und alte Lieb' iſt wieder entglommen,
So heiß ſie einſt im Herzen war.

* * *

Noch einmal möcht' ich ſie ſehen,
Die nie mein Herz vergißt,
Wie ſie mir einſtens gut war —
Ob denn noch etwas übrig iſt.

Ich ſäh' ſie nur von ferne,
Ob ſie noch die alte blieb,
Und thät ihr nimmermehr ſagen,
Wie ſehr ich ſie noch lieb'.

Trümmer.

Stehſt noch immer da, o Fichte,
Düſtergrüner Baum,
Stehſt im feuchten Mondeslichte,
Rührſt die Zweige kaum.

Denkſt du noch — vor vielen Jahren
Ging ein Paar vorbei,
Herz in Herz ſo ſelig waren,
Ob's in Eden ſei.

Und ſo tauſend Himmel winkten
Jahr um Jahr hinab.
Und ſo glüh'nde Sterne blinkten
Bis an's ferne Grab.

Denkſt du noch — da ging's hinüber,
Wo die Erle ſteht,
Von dem Hügelſaum herüber
Nur ihr Kleid noch weht.

Und hinunter zu dem Fluſſe,
Wo die Welle rauſcht,
Und im heiligen Erguſſe
Wird der Schwur getauſcht.

Und die Tanne weicht zurücke,
Und der Fels beugt aus,
Wie ſie gehn mit ihrem Glücke
An dem Waldeshaus.

Ernſtung.

Und wölbt ſich nicht da oben
Der Himmel überall,
Und wandern nicht die Globen
So golden in dem All.

Und Regen träufelt nieder
Auf Stein und Fels ſo mild,
Aus Thränen blickt dann wieder
Das warme Sonnenbild.

Dann ſind die ſchönen Wälder,
Und manches liebe That,
Und tauſend bunte Felder
Und Quellen ohne Zahl.

Hat nicht all' das gegeben
Der Herr an deine Bruſt?
Warum, du thöricht' Leben,
Iſt ſie nur deine Luſt?!

Abſchied.

Nun ſind ſie vorüber, jene Stunden,
Die der Himmel unſ'rer Liebe gab,
Schöne Kränze haben ſie gebunden,
Manche Wonne floß mit ihnen ab.

Was der Augenblick geboren,
Schlang der Augenblick hinab;
Aber ewig bleibt es unverloren,
Was das Herz dem Herzen gab.

An die öſterreichiſche Beſatzung zu Raſtatt.

Seid hoch gegrüßet, Ihr Helden der Pflicht,
Gegrüßet, Ihr Helden der Treue!
Was lebt und was gut iſt, vergißt ſie nicht,
Die That Eurer herrlichen Weihe.

Euch nennet der Bruder im wäliſchen Land,
Und ſchickt Euch den Gruß ſeiner Liebe,
Euch nennet, was kämpfet am Donauſtrand,
Und beſeelt iſt von ähnlichem Triebe.

Euch nennet, was immer ſich ſtark vereint
Um Recht und um Pflicht und um Sitte,
Es jubelt, daß Keiner es ſchlecht gemeint,
Nicht Einer aus Euerer Mitte.

Und wer auch die Anderen wendete ab,
Der führet ſich ſelbſt zu Gerichte,
Er trägt ſein eigenes Werk zu Grab
Und macht ſein Beginnen zu nichte.

Denn, was nur als groß auf Erden beſteht,
Beſteht durch Sitte und Treue,
Wer heute die alte Pflicht verräth,
Verräth auch morgen die neue.

D'rum wird Euch nennen das Buch der Welt,
Die Geſchichte, als Treue und Retter;
Ihr ſteht, wenn das Gute den Klang behält,
Auf einem der goldenen Blätter.

Zum siebenzigsten Geburtstag.

(An Zeltin.)

Wie die Zeiten rollen,
Werden wir gewahr,
Wenn wir zählen wollen
Rückwärts Jahr um Jahr.

Da erscheint es eben,
Wie in kurzer Frist
Wieder ein Stück Leben
Hingegangen ist.

Und so kommt das Ende
Manchem ganz und gar,
Ehe seine Hände
Fassen, was es war.

Nur dem goldnen Sänger
Fließet nicht die Zeit,
Ihm steht dieser Dränger
Fest als Ewigkeit.

Wenn vom Haupt' ihm leuchtet
Mattes Silberweiß,
Wenn das Aug' ihm feuchtet,
Wie er ward ein Greis:

Kommt zu ihm in Schaaren
Einstiges Gefühl,
Wie die Tage waren
Drängt sich's im Gewühl.

Und wie liebe Kinder
Schauen sie ihn an,
Linder stets und linder
Schmiegt es sich heran.

Und es weichet nimmer,
Was das Herz ihm schwellt,
Und es wirft den Schimmer
Rings auch auf die Welt.

Klarer stets und klarer
Wird, was er gethan,
Wahrer stets und wahrer
Sehn's die Menschen an.

Und wenn Völker sanken
In das dunkle Grab,
Leuchten die Gedanken
Wie ein Stern herab.

Wie der Mensch auch handelt,
Stehet fest der Stern,
Wie die Welt sich wandelt
Glänzt er mild und fern.

Auf das Grab einer Mutter.

So ruh' im Frieden nun bei deinen Kindern,
Die Gott vor dir sich nahm als junge Saat,
Nichts konnte deine Sorge um sie mindern,
Bis er zu ihnen dich gerufen hat.
Und uns, die wir an euern Gräbern weinen,
Den Gatten und den Sohn, den er noch gab,
Auch diese wird er einst mit euch vereinen,
Und dann ist keine Trennung und kein Grab.

Zur goldenen Hochzeit.

(Die zwei Enkelkinder überreichen im Brautkleide der Großeltern einen goldenen Kranz und einen Blumenstrauß.)

Wir bringen einen goldnen Kranz,
Dem goldnen Tag zum Zeichen,
Doch muß des Kranzes goldner Glanz
Dem Gold des Tages weichen.

Auch diese Blumen bringen wir,
Wer kann sie schöner malen?
Doch können dieses Tages Zier
Auch sie nicht überstrahlen.

Und nur das Kleid aus alter Zeit,
In dem wir heute prangen,
Das laſſen wir zur Feſtlichkeit
Als beſten Schmuck gelangen.

Seitdem es ward zuerſt geſehn,
Da kam ſo viele Freude
Für Manche, die um uns hier ſtehn,
Und ſo auch für uns beide.

Eliſabeth*).

3. April 1815.**)

Sei gegrüßt, Du holdes Kind,
In dem neuen Licht,
Das vom Himmel ſanft und lind
In Dein Äuglein bricht.

Sei gegrüßt im zweiten Licht,
Das die Kirche bringt,
Das Dich einem Bund verflicht,
Der zum Himmel dringt.

---

*) Erzherzogin von Öſterreich
**) Tag der Taufe

Blüh' in dieſem Doppelſchein
Freudig nun empor,
Und Dir geh' aus dem Verein
Jedes Heil hervor.

Werde Deiner Eltern Bild,
Deren Aug' Dich wahrt,
Gehe gut und ſanft und mild
Durch die Erdenfahrt.

Und Die Deinen Namen trägt,
Einſtens hier begrüßt,
Und im Herzen noch gehegt,
Werde, wie Sie iſt.

Du gehörſt dem Stamme an,
Der mit Herz und Macht
Schon ſo viel auf langer Bahn
Großes hat vollbracht.

Und es glänzen klar und echt
Sterne nah und fern,
Werde in dem Hochgeſchlecht
Auch ein ſolcher Stern.

An meine Hafiin.

Mit einem Granatarmbande zum 10. Juli 1808.

Wenn in jüngſtvergangener Zeit
Oft nach dieſen kleinen Dingen
Deine ſanften Augen gingen,
Liegen ſie nun hier bereit.
Und wie klein ihr Rang auch iſt,
In dem Reich der Edelſteine
Glänzen ſie im höchſten Scheine,
Wenn Du ihnen freundlich biſt.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Waldgänger	1
Der fromme Spruch	121
Der Kuß von Senze	219
Zuversicht	257
Zwei Witwen	267
Die Barmherzigen	277
Zwei Parabeln	283
Gedichte	297